Allgemeine
Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Allgemeine
Encyklopädie
der
Wissenschaften und Künste
in alphabetischer Folge
von genannten Schriftstellern bearbeitet
und herausgegeben von

J. S. Ersch und J. G. Gruber.

Zweite Section.

H—N.

Herausgegeben von

August Leskien.

Neununddreißigster Theil.

KÖPPEN (PETER V.)—KRIEGK.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1886.

Allgemeine
Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.
Zweite Section.
H—N.

Neununddreißigster Theil.

KÖPPEN (PETER V.) — KRIEGK.

K.

(Artikel, die unter K nicht stehen, suche man unter C.)

KÖPPEN (Peter von), ein um die Archäologie, Ethnographie und Statistik Rußlands hochverdienter Gelehrter, geboren den 19. Febr. (2. März) 1793 zu Charkow, wohin sein Vater, Dr. Joh. Frdr. Köppen, im J. 1786 durch die Kaiserin Katharina II. als Gouvernementsarzt berufen war. Aus der brandenburgischen Stadt Schwedt a. d. O. stammend, wo sein Vater Stadtphysikus, der Groß- und Urgroßvater aber Prediger gewesen, starb J. F. Köppen im J. 1808 und hinterließ eine Witwe mit neun Kindern, von denen Peter Köppen das älteste war. Seine Erziehung erhielt Köppen im älterlichen Hause und trat, in Anbetracht der sehr unbemittelten Lage seiner Familie, als dreizehnjähriger Knabe in das Gouvernements-Landmesseramt, wo er sich mit Entwerfen und Zeichnen von Plänen beschäftigte, wobei er diejenigen technischen Kenntnisse erwarb, die ihm später bei seinen topographischen und kartographischen Arbeiten zugute kamen. Zugleich besuchte er den Vorbereitungscursus der kurz vorher (1805) gegründeten charkowschen Universität, in welche er im Beginn des J. 1810 als Student eintrat. In seine Studienzeit fiel das für Rußland ruhmreiche Jahr 1812—1813, und dieser Umstand mag nicht wenig dazu beigetragen haben, den warmen und hingebenden Patriotismus zu fördern, der Köppen sein ganzes Leben hindurch so sehr auszeichnete. Im J. 1814 absolvirte er bereits die Universität mit dem Grade eines Magisters der Rechte, und in demselben Jahre siedelte er nach St.-Petersburg über, wo er sofort den Staatsdienst im Postdepartement antrat; sein Chef war ein Anverwandter von ihm, Hr. N. Janowskij, Verfasser eines Glossariums (Sslowotolkowatel'); in dessen Hause verlebte er die ersten Jahre seines St.-Petersburger Aufenthalts, und hier erhielt er offenbar lebhafte Anregung zu den linguistischen und archäologischen Studien, denen er sich, die Philosophie und Rechtswissenschaft verlassend, allmählich zuwandte. Daß er sich gern mit Philosophie beschäftigte, beweist ein hinterlassenes, aus dem J. 1815 stammendes Manuscript, „Die Idealwelt" betitelt, in welchem der Einfluß Mendelssohn's, Schelling's, Oken's und Schiller's besonders bemerklich ist. — Ein anderer Familienkreis, der ihn liebevoll aufnahm, war derjenige des frühern Professors der Nationalökonomie in Charkow (vorher und nachmals in Halle), L. H. von Jakob, der zu Berathungen im Finanzministerium nach St.-Petersburg berufen war.[1]) Ihm verdankte Köppen auch die Bekanntschaft mit F. von Adelung, dessen seltene Bildung und Humanität einen mächtigen Reiz auf Köppen ausübten. In dessen gastlichem Hause lernte Köppen viele russische und ausländische Gelehrte und Reisende kennen, denn letztere sowie ausländische Diplomaten verkehrten lebhaft in der Adelung'schen Familie. Hier auch, in der einzigen Tochter Alexandrine von Adelung, fand Köppen die Gefährtin seines Lebens, die er im J. 1830 heimführte. — Der intime Umgang in den genannten drei Häusern eröffnete Köppen die Gelegenheit, die damaligen Vertreter der Wissenschaft und Literatur großentheils kennen zu lernen; im Vereine mit vielen derselben betheiligte er sich (1. Febr. 1816) an der Gründung der „Freien Gesellschaft der Freunde russischer Literatur"; und im Jahre darauf übernahm er die Function eines Secretärs des Lehrcomités an der kaiserl. Philanthropischen Gesellschaft. Mit der ihm eigenen Arbeitsfreudigkeit nahm Köppen in den Jahren 1817—1819 den regsten Antheil an der Ausarbeitung der Statuten jener beiden Gesellschaften, die für einige Zeit tonangebend wurden.

Im J. 1818 verfaßte Köppen einen russischen Auszug aus A. C. Lehrberg's „Untersuchungen zur Erläuterung der älteren Geschichte Rußlands", und zwar über das im Titel des russischen Kaisers erwähnte Land Jugorien.

Diese Abhandlung erregte die Aufmerksamkeit des Reichskanzlers Rumjanzew, der den Wunsch äußerte, die persönliche Bekanntschaft des Verfassers zu machen. Der strebsame und tüchtige junge Mann gefiel dem hochsinnigen Mäcen und er stellte Köppen dem Minister des Innern, O. Kosodawlew, vor, zu dessen Ressort das Postwesen gehörte. So wurde Köppen mit seinem obersten Chef bekannt, bei dem er von nun ab als Beamter für

1) Mit einer Tochter desselben, der unter dem Pseudonym Talvj bekannten Uebersetzerin der Volkslieder der Serben (an den Gelehrten Robinson in Neuyork verheirathet), blieb Köppen bis in sein spätes Alter in brieflichem Verkehr.

„besondere" Aufträge fungirte; zugleich wurde er zweiter Redacteur der vom Ministerium des Innern herausgegebenen Zeitung „Nordische Post". Um in dieser Stellung etwas Tüchtiges zu leisten, wünschte Köppen sein Vaterland näher kennen zu lernen, und erwirkte sich im J. 1819 eine amtliche Sendung nach den Bädern des Kaukasus. Auf dieser für ihn in wissenschaftlicher Hinsicht sehr fruchtbringenden Reise besuchte Köppen auch die Südküste der Krim, deren landschaftliche Reize er in seinen Tagebüchern begeistert schilderte. Schon damals wurde in ihm lebhaft die Sehnsucht wach, dort festen Fuß zu fassen, um einst daselbst sein Leben zu beschließen; zehn Jahre später erwarb er käuflich ein Stück Land mit Namen Karabagh, 30 Werst nordöstlich von Jalta gelegen, wo er in der That die letzten Jahre seines Lebens verbrachte.

Noch während Köppen in den Kaukasusbädern weilte, erreichte ihn die Nachricht vom Tode seines Gönners, des Ministers Kosodawlew. Damals begann in den höhern Regierungssphären Rußlands die bekannte Aera des Mysticismus, dem Köppen von jeher abhold gewesen. Unzufrieden mit dieser geistigen Richtung sehnte Köppen sich fort und entschloß sich, den Staatsdienst aufzugeben. Die Aufforderung, einen jungen wißbegierigen Mann, A. S. Beresin, ins Ausland zu begleiten, kam ihm daher sehr erwünscht.

Im Januar 1822 trat er die Reise an, die ihn über Kijew und Galizien nach Wien führte. Hier näherte Köppen sich vielen Gelehrten und Schriftstellern, insbesondere trat er in regen Verkehr mit dem Orientalisten Hammer, den Slawisten Kopitar und Wuk Stephanowitsch, dem Geschichtschreiber Baron Hormayr, F. Schlegel, Karoline Pichler, Graf Ossolinski, Graf Mailath u. a. — Auf den sich daran schließenden Reisen in Ungarn und in Siebenbürgen gelang es Köppen, einige damals noch unedirte Mithra-Denkmäler sowie ein in seiner Art einziges Standbild der dreigestalteten Hekate zu entdecken. Die Edition und Deutung dieser Denkmäler brachten Köppen in lebhafte Beziehungen mit den hervorragendsten Archäologen jener Zeit, als z. B. Silvestre-de-Sacy, Letronne, K. B. Hase und Raoul-Rochette in Paris, J. H. Voß, Creuzer, K. A. Böttiger, Böckh u. a. Ein Besuch Prags verschaffte Köppen die persönliche Bekanntschaft mit dem Nestor der slawischen Philologie Jos. Dobrowsky sowie mit Schafarik und Hanka; mit den beiden letztern blieb Köppen viele Jahre hindurch in regem Briefverkehr. Die damals eben erst begonnenen Forschungen im Gebiete der slawischen Archäologie, Ethnographie und Linguistik fesselten Köppen ganz besonders, und dank seinen vielfach angeknüpften Beziehungen ward er der erste Vermittler zwischen den Slawisten des Westens und Südens und den russischen Forschern. — Eine im J. 1823 in den „Wiener Jahrbüchern der Literatur" erschienene Abhandlung über die Alterthümer am Nordgestade des Pontus rief eine gehässige und absprechende Kritik H. K. E. Köhler's hervor, auf welche Köppen in einem „Nachhall vom Nordgestade des Pontus" mit Geschick und Schärfe replicirte.

Nachdem Köppen sich von seinem Reisegefährten und Freunde Beresin getrennt hatte, ging er von Wien zuerst nach München. Hier copirte er in der königlichen Bibliothek die „Freisinger Denkmäler" — eins der ältesten schriftlichen Denkmäler der Slawen, die er im J. 1827 mit Wostokow's Erklärungen herausgab. Die in Heidelberg im Verkehre mit Creuzer und Voß verbrachten Tage nennt Köppen die interessantesten seines ausländischen Aufenthalts. In Göttingen lernte er unter andern Blumenbach, Otfr. Müller und Heeren, in Kassel die Gebrüder Grimm kennen. Nachdem er in Gotha, Weimar, Jena und Leipzig neue wissenschaftliche Beziehungen angeknüpft, ging Köppen nach Halle, wo er wieder im befreundeten Hause des Prof. Jakob mit offenen Armen empfangen wurde; hier machte er auch die persönliche Bekanntschaft von Vater, Lafontaine, Ersch und Gruber. In Dresden wurde er auf das freundlichste von Böttiger, Tieck und Tiedge, K. M. von Weber und Elise von der Recke bewillkommnet. In Berlin waren es vor allen K. Ritter und Böckh, deren Umgang ihn fesselte.

Im April 1824 kehrte Köppen über Königsberg und Warschau nach Rußland zurück und trat von neuem in den Staatsdienst. Als Beamter für „besondere" Aufträge beim Minister der Volksaufklärung, Admiral A. S. Schischkow, angestellt, fungirte Köppen als Geschäftsführer eines temporären Comité, das zur Ausarbeitung eines allgemeinen Schulstatuts niedergesetzt war. Im J. 1825 begann er die „Bibliographischen Blätter" (Bibliografitscheskije Listy) herauszugeben, die er bis zum August 1826 fortführte. Diese sehr werthvolle Edition, die gegenwärtig als eine gesuchte bibliographische Seltenheit gilt, brachte Referate über alle hervorragenderen Erscheinungen nicht nur der russischen, sondern der sämmtlichen slawischen Literaturen, und begründete Köppen's Ruf. Da trat der berüchtigte Obscurant, Curator des kasaner Lehrbezirks, Magnizkij mit einer seiner infamen Denunciationen gegen Köppen auf, den er beschuldigte, in den „Bibliographischen Blättern" gegen die Satzungen der griechisch-russischen Kirche geschrieben zu haben. Tief gekränkt und an seiner Ehre angegriffen, verfaßte Köppen eine sehr mannhaft gehaltene und von großer Erudition zeugende Vertheidigungsschrift und drang selbst auf strenge Untersuchung der Sachlage. „Wenn", so schrieb er an den Kanzleichef Schischkow's, „der Denunciation Magnizkij's irgendwelches Gehör gegeben würde, so bliebe ihm nur übrig, Seine Majestät den Kaiser um die gnädige Erlaubniß zu bitten, auf unbestimmte Zeit ins Ausland überzusiedeln, wo er hoffe, durch wissenschaftliche Thätigkeit seine Existenz zu sichern". Vom geistlichen Censurcomité, unter Leitung zweier Metropoliten, des gelehrten Kijewer Eugenius (Bolchowitinow), der Köppen persönlich befreundet war, und des St.-Petersburger Seraphim wurde über ihn Gericht gehalten und ein freisprechendes Urtheil gefällt.[2])

---

2) Im J. 1864 sind die auf diese merkwürdige Episode bezüglichen Acten in den Arbeiten (Tschtenija) der Moskauer Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde abgedruckt worden.

In den Jahren 1826—29 führte Köppen im Auftrage der damaligen russischen Akademie, die später mit der Akademie der Wissenschaften verschmolz, mit den Slawisten Hanka, Schafarik und Čelakovsky lebhafte Unterhandlungen wegen deren Berufung nach St.-Petersburg. Der Minister der Volksaufklärung Admiral Schischkow und sein Nachfolger Fürst K. Lieven hatten im Sinne, bei der russischen Akademie eine allgemein-slawische Bibliothek zu gründen und die genannten Slawisten als Bibliothekare anzustellen; zugleich sollten diese ein allgemeines Wörterbuch aller slawischen Dialekte ausarbeiten. Am 7. Jan. 1830 erfolgte dazu die kaiserliche Bewilligung. Allein nachträglich zerschlug sich dieses Project.

Es ist schon erwähnt, welchen mächtigen und bleibenden Eindruck die herrliche Südküste der Krim auf Köppen hervorrief. Nach den oben geschilderten unerfreulichen Erfahrungen, zu denen sich schon damals Kränklichkeit gesellte, sehnte sich Köppen von St.-Petersburg fort und träumte von Taurien. Der im J. 1826 erfolgte Tod des bekannten Botanikers Marschall von Bieberstein und die Ernennung an dessen Stelle des Köppen persönlich befreundeten Chr. Steven zum Inspector der Seidenzucht und des Weinbaues in Südrußland bewog Köppen, im J. 1827 in das Ministerium des Innern überzutreten, zu dessen Ressort damals die Landwirthschaft gehörte. Aber erst im Beginn des J. 1829 wurde er als Gehülfe Steven's, mit dem Sitze in der Krim, angestellt, wohin er im März übersiedelte. Seine Amtsthätigkeit erforderte eine häufige Bereisung des gesammten Südrußlands, vom Dnjestr bis zur Wolga; und auf diesen vielfachen Reisen sammelte Köppen ein kostbares Material zur Geschichte, Völker- und Länderkunde jener damals wenig bekannten Gegenden.

Im Frühjahre 1830 kam Köppen auf kurze Zeit nach St.-Petersburg, wo er sich, wie schon bemerkt, mit A. von Adelung verehelichte, und dann alsbald in die Krim zurückeilte. Hier erwartete das junge Paar eine schwere Zeit, denn die Cholera griff mächtig um sich und erschien Ende Octobers auch in Taurien. Am 25. Nov. wurde Köppen von der Gouvernementsregierung aufgefordert, nach Baktschissaraj, der alten Khanstadt, zu gehen, um Maßregeln zur Steuerung der daselbst aufgetretenen Seuche zu treffen und den Vorsitz in dem zu diesem Zwecke zu eröffnenden Fürsorgecomité zu übernehmen. So siedelte er denn, wenige Tage darauf, mit seiner jungen Frau nach Baktschissaraj über, wo er im Palaste der Tataren-Khane dieselben Zimmmer bezog, welche einst Kaiser Alexander I. bewohnte. „Wer die eng aneinandergereihten, zum Theil aus Hütten und Zelten bestehenden Wohnungen der dortigen Griechen, Tataren und Zigeuner kennt, wer da weiß, wie eng, wie schmuzig die Straßen sind, und welche Luft darin herrscht, und wie das Flüßchen Tschurüksu («stinkendes Wasser») nur der Träger aller möglichen Unreinigkeiten ist: den wird es nicht befremden, daß Leute, welche alles dies vor Augen hatten, nicht wenig für Baktschissaraj fürchteten". Und in diesem in hygienischer Hinsicht höchst ungünstigen Orte, in diesem Völkergemisch voll widerstreitender Glaubenssatzungen, wo die als nothwendig erkannten sanitären Vorsichtsmaßregeln bei den Begräbnissen der von der Cholera Hingerafften u. s. w. auf hartnäckigen Widerstand stießen — mußte Köppen Ordnung und Hülfe schaffen. Und er that dies mit dem hingebendsten Opfermuthe, wobei er von einigen edeldenkenden Männern unterstützt wurde. Köppen hat eine lebhafte Schilderung jener denkwürdigen Monate entworfen unter dem Titel: „Baktschissaraj zur Zeit der Cholera 1830". [3])

Außer den erwähnten amtlichen Reisen vollführte Köppen im J. 1833, im Auftrage des Grafen (nachmaligen Fürsten) M. S. Woronzow, eine genaue Besichtigung des südlichen Theiles der Krim, wo er eine lange Reihe systematisch angelegter kleiner Befestigungen entdeckte, die ohne Zweifel aus byzantinischer Zeit stammten. Diese Entdeckung veranlaßte die Ausarbeitung der wichtigen „Krimschen Sammlung" (Krymskij Sbornik), welcher eine ausgezeichnete Karte der südlichen Hälfte der Krim, mit einem dazugehörigen alphabetischen Register, beigegeben wurde. [4]) In jenen Jahren 1830—34 verbrachte Köppen alle von Amtsgeschäften freie Zeit auf seiner ländlichen Villa Karabagh, wo ihn viele bekannte Forscher und Reisende besuchten, so z. B. der Zoolog H. Rathke, der Botaniker Sam. Brunner und der Geolog und Archäolog Dubois-de-Montpéreux; mit letzterm knüpfte Köppen einen viele Jahre fortgesetzten freundschaftlichen Briefwechsel an. Im J. 1831 hatte er das Unglück, bei Inspicirung eines Wegebaues durch einen Steinsplitter das linke Auge zu verlieren.

Vom Präsidenten der Akademie der Wissenschaften, S. Uwarow, dazu aufgefordert, siedelte Köppen im J. 1834 von neuem nach St.-Petersburg über und übernahm die Redaction der damals bei der Akademie erscheinenden Deutschen St.-Petersburgischen Zeitung, deren Herausgabe er vom Juli 1834 bis zum December 1835 besorgte. Hier fühlte er das Bedürfniß, für seine Mitarbeiter ein „Staats-Handbuch Rußlands, oder Verzeichniß der Kaiserlich-Russischen Staatsbehörden und der vorzüglichsten dabei angestellten Beamten" auszuarbeiten. Durch dieses von der Akademie der Wissenschaften herausgegebene Handbuch wurden zum ersten mal die deutschen Benennungen russischer Behörden und Aemter festgesetzt. — Nach längerer Pause, die durch den Aufenthalt in Taurien veranlaßt war, führte Köppen in den J. 1835—36 einen eifrigen Briefwechsel mit seinen slawischen Freunden in Prag, Wien und Pesth, insbesondere mit Schafarik, der ihm über die neuere slawische Literatur regelmäßig berichtete. Auf diesen Mittheilungen fußend, publicirte Köppen im Journal des Ministe-

3) Aus dem Russischen Merkur besonders abgedruckt; mit einem Vorworte des Herrn Dr. Lichtenstädt (St.-Petersburg 1831). — Diesem Aufsatze ist der oben angeführte Passus entnommen.
4) Während des Krim-Krieges, in den Jahren 1854 und 1855, war große Nachfrage nach dieser Karte, die damals noch zwei Auflagen erlebte.

riums der Volksaufklärung mehrere an den Redacteur desselben gerichtete Briefe, betitelt: „Zur Literatur der slawischen Völker".

Am 27. Jan. 1837 wurde Köppen zum Adjuncten der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften gewählt, welcher er bereits seit Ausgang 1826 als correspondirendes Mitglied angehörte. Im März desselben Jahres betraute ihn die eigene Kanzlei Seiner Majestät des Kaisers mit einer wichtigen Mission, nämlich der Revision der Reichsdomänen und der landwirthschaftlichen Verhältnisse im Gouvernement Taurien. Durch die sehr complicirten Besitzverhältnisse der krimschen Tataren, sowie infolge des passiven Widerstandes des damaligen mächtigen Generalgouverneurs von Neurußland, des bereits genannten Grafen Woronzow — der bei aller persönlichen Geneigtheit zu Köppen seinem Auftrage widerstrebte — gestaltete sich diese Mission zu einer sehr schwierigen. Die große Humanität, die Köppen auszeichnete, gestattete ihm nicht, manche Misbräuche, von denen die wehrlosen Tataren zu leiden hatten, unaufgedeckt zu lassen; und bei der Gewissenhaftigkeit, mit der er seine wichtige Aufgabe erfaßte, mußte er fast ein ganzes Jahr rastloser Thätigkeit der genauen Feststellung der betreffenden Verhältnisse widmen. Dabei wurde er von einem ihm beigegebenen jungen Beamten, dem nachmals als Organisator in Polen so bekannt gewordenen Nic. Miljutin, kräftig unterstützt. Seine Revision erstreckte sich auch auf die zahlreichen im Taurischen Gouvernement befindlichen deutschen Colonien. Hier trat Köppen einem merkwürdigen Manne nahe, der großen Einfluß nicht nur auf die Deutschen in Taurien, sondern auch auf die anwohnenden Nogajer und Russen ausübte; es war dies ein einfacher Landmann, der Mennonit Johann Cornies, dessen Rath selbst Woronzow in Fragen der inneren Verwaltung jener Gegend gern begehrte.[5]) Diese Arbeiten brachten Köppen in nahe Beziehungen zu der Landbevölkerung Tauriens, deren Interessen er bis zu seinem Ende oftmals zu vertreten Gelegenheit nahm. Die allgemeine Hochachtung, die er sich dabei erwarb, äußerte sich sowol in der Verehrung der krimschen Tataren, die ihn als ihren väterlichen Fürsprecher ansahen, als auch in dem Umstande, daß die später eingewanderten Mennoniten, die sich im Gouvernement Ssamara ansiedelten, eine ihrer neugegründeten Colonien Köppenthal benannten. Als in demselben Jahre (1837) die hochgebildete Großfürstin Helene Pawlowna die Krim bereiste, war Köppen im Laufe von sechs Wochen ihr Begleiter.

Nach St.-Petersburg zurückgekehrt, trat Köppen im J. 1838 in das neugegründete Ministerium der Reichsdomänen, zuerst als Sectionschef im Departement der Landwirthschaft, später (im J. 1841) als Mitglied des Gelehrtencomité und der Central-Katastercommission. — Im Frühjahre 1845 nahm er den regsten Antheil an der Gründung der Kaiserlich-Russischen Geographischen Gesellschaft, nachdem im Winter 1844/45 in seiner Wohnung sich mehrere dieser Sache ergebene Männer allmonatlich versammelt hatten, um geographische und statistische Fragen zu besprechen. An den ersten beiden Versammlungen, wo die Stiftung der Gesellschaft definitiv beschlossen wurde, nahmen nur folgende neun Mitglieder theil, die als die eigentlichen Gründer dieses so wichtigen Vereins zu betrachten sind: Admiral (nachmals Graf) Lütke; Generaladjutant von Berg (nachmals Graf und Statthalter von Polen); Admiral Wrangell; die Akademiker K. E. von Baer; W. Struve; Gr. von Helmersen und P. Köppen; der Lexikograph W. Dahl und der bekannnte Reisende P. Tschichatschew. Nachdem die Gesellschaft sich gebildet hatte, wurde Köppen zum Vorsitzenden der statistischen Section gewählt, welcher er mehrere Jahre hindurch vorstand. Er betheiligte sich fast an allen wichtigeren Editionen der Gesellschaft.

Häufige Reisen in die verschiedensten Gegenden Rußlands förderten in hohem Grade Köppen's mannichfaltige statistische und ethnographische Arbeiten. Im J. 1844 bereiste er Finland; 1846 besuchte er Kasan, Wjatka und Wologda; 1850 ging er ins Land der Donschen Kosaken. — Auf dringenden ärztlichen Rath siedelte Köppen im Sommer 1852 für ein ganzes Jahr an die Südküste der Krim über, wo er Linderung für sein phthisisches Leiden erhoffte. Trotz seiner Krankheit machte Köppen auf der damals so beschwerlichen Reise in die Krim einen weiten Umweg, um Bessarabien kennen zu lernen. Den Winter 1858/59 verbrachte Köppen wiederum in der Krim, wohin er im Sommer 1860 ganz übersiedelte. Hier verlebte er die letzten Lebensjahre auf seiner geliebten Besitzung Karabagh, wo er am 23. Mai (4. Juni) 1864 verschied.

Seine irdische Hülle ruht in einem herrlichen Cypressenhaine, den er selbst über einigen alten griechischen Gräbern angepflanzt hatte, unmittelbar am Ufer des Pontus. — In den letzten Jahren seines Lebens ordnete er seine umfangreiche wissenschaftliche Correspondenz und das riesige ungedruckt gebliebene Material, das er im Laufe eines halben Jahrhunderts eifrig gesammelt hatte. Einen großen Theil dieses Materials stellte er, kurz vor seinem Tode, zur Verfügung der Akademie der Wissenschaften, die es in ihrer Bibliothek aufbewahrt. Auf Wunsch des Testators steht die Benutzung dieses Materials einem jeden frei.[6])

Die literarische Thätigkeit Köppen's war sehr vielseitig; sie umfaßte Gegenstände der verschiedensten Wissenszweige, insbesondere der Geographie, Statistik, Ethnographie, Linguistik, Archäologie, Bibliographie, ja, er wendete seine Studien auch ganz andern Gebieten zu, wie der Naturgeschichte, Land- und Forstwirthschaft. Bei aller dieser Mannichfaltigkeit tritt uns aber ein Hauptzug ent-

5) Vgl. Harthausen's Studien über Rußland, Thl. II, S. 181—182; desgl. A. Petzholdt's Reise im westlichen und südlichen europäischen Rußland, S. 189—198.

6) Unter diesen Sammlungen befinden sich auch mehrere linguistische: 1) Ueber Personen- und Eigennamen; 2) Namen der Flüsse, zum Verständniß der Geschichte der Völkerwanderung — im J. 1815 begonnen; 3) Nachrichten über russische Dialekte; 4) Uebergang der Buchstaben.

gegen: der allergrößte Theil seiner Forschungen betraf sein Vaterland; wie er selbst an seinem (am 29. Dec. 1859 gefeierten)[7] 50jährigen Dienstjubiläum bemerkte, „war sein ganzes Leben Rußland geweiht“. Wir geben hier die wichtigsten Schriften Köppen's in sachlicher Ordnung (mit Weglassung einiger bereits angeführten Abhandlungen).

I. Geographie. 1) „Die wichtigsten Seen und Limane des russischen Reichs“ (russ.) 1859. — 2) „Ueber den Wald- und Wasservorrath im Gebiete der obern und mittlern Wolga“ 1841. — 3) „Ueber einige Landesverhältnisse zwischen dem untern Dnjepr und dem Asowschen Meere“ 1845. — 4) „Ueber die Flugsandgegend von Aleschki“ (russ.) 1841. — 5) „Wege und Pfade des Taurischen Gebirges“ 1838. — 6) „Ueber die Temperatur von 130 Quellen der Taurischen Halbinsel“ 1839.[8])

II. Ethnographie. 1) „Ethnographische Karte des europäischen Rußlands“ 1851. Dieses Hauptwerk Köppen's war das Resultat der Arbeit vieler Jahre und erschien 1856 in dritter Auflage. — 2) „Der litauische Volksstamm. Ausbreitung und Stärke desselben in der Mitte des 19. Jahrh.“[9]) 1851. — 3) „Die Deutschen im St.-Petersburgischen Gouvernement“ 1850. — 4) „Die Woten und das Wotische Fünftel“ (russ.) 1851. — 5) „Ethnographische Karte des St.-Petersburgischen Gouvernements“ 1850. Ein erklärender Text zu dieser Karte (mit einem Vorworte von E. Kunik) erschien nach dem Tode Köppen's im J. 1867. — 6) „Finland in ethnographischer Beziehung“ 1846. — Hierher gehört auch das nach Köppen's Sammlungen unter seiner Leitung ausgearbeitete und mit seinem Vorworte versehene „Chronologische Register der Materialien zur Geschichte der Fremdvölker des europäischen Rußlands“ 1861 (in russ. Sprache).

III. Statistik. 1) „Statistische Reise ins Land der Donischen Kosaken, durch die Gouvernements Tula, Orel und Woronesh im J. 1850“ 1852. — 2) „Rußlands Gesammtbevölkerung im J. 1838“ 1839. — 3) „Ueber die Dichtigkeit der Bevölkerung in den Provinzen des europäischen Rußlands“ 1845. — 4) „Die neunte Revision. Ueber die Bevölkerung Rußlands im J. 1851“ 1857 (russ.) — 5) „Ueber den Briefverkehr in Rußland“ 1841. Diese Abhandlung rief großes Misvergnügen der Postadministration hervor und wurde zum Theil unterdrückt. — 6) „Ueber den Kornbedarf Rußlands“ 1839. — 7) „Ueber die Bastindustrie in Rußland“ 1841 (russ.). — 8) „Ueber den Weinbau und Weinhandel in Rußland“ 1832 (russ.). — 9) „Ueber die Seidenzucht in Rußland“ 1834 (russ.).

7) Der Beschreibung dieses Jubiläums ist eine autobiographische Skizze Köppen's beigefügt, mit chronologischer Aufzählung der von ihm verfaßten Schriften. Später (im J. 1868) gab Hr. Kunik eine in russischer Sprache verfaßte Broschüre heraus unter dem Titel: „Die literarischen Arbeiten P. Köppen's“. — Neben zahlreichen handschriftlichen Aufzeichnungen Köppen's waren die genannten beiden Aufsätze die Hauptquellen bei Abfassung der vorstehenden Biographie. 8) Die beiden letztgenannten Abhandlungen erschienen auch zusammen unter dem Titel: „Taurica“ (St.-Petersburg 1840). 9) Soweit es damals möglich war über diesen Gegenstand sichere Daten zu gewinnen.

IV. Archäologie. 1) „Alterthümer am Nordgestade des Pontus“, Wien 1823. — 2) „Nachhall vom Nordgestade des Pontus“, Wien 1823 (vgl. oben). — 3) „Olbisches Psephisma zu Ehren des Protogenes“[10]), Wien 1823. — 4) „Die dreigestaltete Hekate und ihre Rolle in den Mysterien“, Wien 1823. — 5) „Ueber Alterthum und Kunst in Rußland“, Wien 1822. — 6) „Krymskij Sbornik“ (Krim'sche Sammlung); nebst Karte der Krim 1837 (russ. vgl. oben). — 7) Mehrere Aufsätze über Tumuli in Rußland aus den J. 1836—1843.

V. Bibliographie und Literaturgeschichte. „Materialien zur Geschichte der Aufklärung in Rußland“. 1) „Uebersicht der Quellen zu einer Geschichte der russischen Literatur“ 1819 (russ.). — 2) Dito. 2: „Bibliographische Blätter“ aus dem J. 1825/1826 (russ.; vgl. oben).[11]) — 3) Dito 3, gemischten Inhalts 1827, darunter: „Ueber den Ursprung, die Sprache und Literatur der litauischen Völkerschaften“ (russ.; in deutscher Uebersetzung von P. von Schrötter). — 4) „Sammlung slawischer, außerhalb Rußlands befindlicher Denkmäler“. Thl. I: „In Deutschland gesammelte Denkmäler“ 1827 (russ.). — 5) „Verzeichniß von Denkmälern zur Geschichte der Künste und der vaterländischen Paläographie“, Moskau 1822 (russ.). — 6) „Literärnotizen, betreffend die magyarischen und sächsischen Dialekte in Ungarn und Siebenbürgen“ 1826.

VI. Naturgeschichtliches. 1) „Die schädlichen Insekten“ (Bd. I Schmetterlinge) 1845 (russ.).[12]) — 2) „Ueber das Beobachten periodischer Erscheinungen der Natur“ 1838.[13]) — 3) „Ueber Pflanzen-Acclimatisirung in Rußland“ 1856.

Ungedruckt sind folgende Abhandlungen geblieben: 1) Die im J. 1814 eingereichte Magister-Dissertation: „De reparatione damni per bellum illati a civitate ipsa praestanda“ (nur die Thesen dazu sind abgedruckt). — 2) „Ueber die beim militärisch-topographischen Depot erscheinende neue Karte des europäischen Rußlands, ein Beitrag zur näheren Kenntniß unseres Vaterlandes“ (eingereicht bei der Akademie im August 1837). — 3) „Ueber Volkszählungen in Rußland“. (Diese in russischer Sprache abgefaßte umfangreiche Abhandlung wurde der Akademie am 8. Dec. 1848 eingereicht; der Druck derselben wurde auf höhere Anordnung prohibirt).

(Fr. Th. Köppen.)

10) Der Stein mit dieser berühmten Inschrift ist gegenwärtig in der kaiserl. öffentlichen Bibliothek in St.-Petersburg aufgestellt. 11) Eine Bibliographie des J. 1826 befindet sich unter dem handschriftlichen Nachlasse Köppen's in der Bibliothek der Akademie der Wissenschaften. 12) Dieses anonym erschienene und weder von Köppen selbst noch von Kunik genannte Buch umfaßt 278 Seiten und 6 Tafeln Abbildungen, größtentheils nach Ratzeburg; es wurde von Köppen im Auftrage des damaligen Ministers der Reichsdomänen Grafen Kisselew ausgearbeitet. 13) Hier sind eigene Beobachtungen mitgetheilt, die in den Jahren 1831—33 in der Krim gemacht wurden. Köppen trug bei der Akademie der Wissenschaften darauf an, daß dieselbe eine Instruction zum Anstellen phänologischer Beobachtungen ausarbeite, und erklärte sich bereit, eine solche Instruction zu vertheilen. Jedenfalls ist der frühe Zeitpunkt eines solchen Antrags merkwürdig, um so mehr, da derselbe von seiten eines Nicht-Fachmannes ausging.

KOPPENBRÜGGE, officiell Coppenbrügge, Flecken in der preuß. Provinz Hannover, Landdrostei-(Reg.)-Bezirk Hannover, Kreis Hameln, Amt Lauenstein, 14 Kilom. östlich von Hameln und 31,4 Kilom. im Südwesten von Hannover, (1880) mit 1252 Einw. Die Bewohner treiben Leinweberei. „Wo die Zuflüsse der Saale und der Hamel sich scheiden, da liegt an der höchsten Stelle des Thales Koppenbrügge, der Hauptort der ehemaligen Grafschaft Spiegelberg, deren Gebiet sich von diesem Orte aus westwärts bis an die Hamel bei Neustadt erstreckte, im Norden und Süden aber durch den Saupark und die Lauensteiner Berge begrenzt wurde. Der letzte des Geschlechtes, Philipp, fiel an der Seite des Herzogs Erich von Calenberg in der Schlacht von St.-Quentin; darauf gelangten nach Lehnsrecht und Erbverbrüderung die Häuser Lippe, Gleichen, Nassau-Diez und 1640 Nassau-Oranien in Besitz. Erst 1819 wurden die Oranischen Rechte abgekauft. Der Flecken verdankt seinen Ursprung der Burg, welche hier an der höchsten und engsten Stelle des Thales die vielbesuchte Heerstraße beherrscht. Eine Schwefelquelle in der Nähe des Ortes war im 16. Jahrh. stark besucht, ist jetzt aber nur in der nächsten Umgegend bekannt" (Guthe). Der alte Schreibung ist Cobbanburg und hat die Veranlassung zu einer falschen Etymologie aus dem Keltischen gegeben. Nicht weit entfernt lag die Kukesburg im Altenhagener Forst, die sonst vom Volke die Hunenburg genannt wird. (*G. A. von Klöden.*)

KOPREINITZ (ungar. Kaproncza, kroat. Koprivnica) ist eine königl. Freistadt im kroatischen Comitat Kreuz am Flüßchen gleichen Namens, in einer fruchtbaren Ebene, welche viel Getreide, Gemüse, Obst, Wein und Holz liefert. Die Stadt hat ein alterthümliches Aussehen; die merkwürdigsten Gebäude derselben sind die griechisch-orientalische und die römisch-katholische Kirche, das Rathhaus, vor allem aber das alte Schloß, welches noch in gutem Zustande und von Militär besetzt ist. Es befinden sich daselbst ein königl. Bezirksgericht, ein Steuer-, Post- und Telegraphenamt. Die Industrie ist unbedeutend, den Verkehr und Handel befördert die Zákány-Agramer Eisenbahn, an welcher die Stadt liegt. Von den 6027 Einwohnern sprechen 5228 serbisch-kroatisch, 5561 sind römisch-katholisch, 383 Israeliten; des Lesens und Schreibens kundig sind 2563. (*J. Hunfalvy.*)

KÖPRILI oder Köperli, richtiger Kjöprülü, ein Herkunfts-Beiwort von dem im nördlichen Kleinasien an der Straße von Samsun nach Osmandschik nördlich von Marsifun und Amasia gelegenen und nach einer Holzbrücke über einen unbedeutenden rechtsseitigen Zufluß des Halys Kjöprü, d. i. Brücke, Brück, benannten Städtchen (jetzt Wesir-Kjöprü), also der „Kjöprüer", ist der dem Geburtsorte des Stifters entlehnte Zuname einer Familie türkischer Staatsmänner, von denen vier in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. zu epochemachender Bedeutung für das Osmanenreich gelangt sind. Hatte diesem letztern vom 14. bis 16. Jahrh. seine dynastische und militärische Organisation, die absolute Einheit aller Gewalt in der Hand des Herrschers und die frühe Einführung einer stehenden Armee ein Uebergewicht über die Nachbarstaaten gesichert, so drohten ihm im 17. Jahrh. die Consequenzen beider Einrichtungen, die Unmöglichkeit für die als Gefangene gehaltenen Prinzen sich für den Herrscherberuf vorzubereiten und die Entartung der Truppe in eine meuterische Prätorianerbande den Untergang. Vergebens waren im Interesse der Einheit und Macht der Krone barbarische Einrichtungen, das absolute Recht des Souveräns über Leben und Habe sämmtlicher Beamten, der Verwandtenmord in der kaiserlichen Familie, die Ehelosigkeit der Prinzen neben dem Harem des Sultans getroffen worden; die Unmenschlichkeit von oben hatte ihr Correlat in der Ungesetzlichkeit von unten, in der Zuchtlosigkeit der Janitscharen und Spahi, in der zu Konstantinopel endemisch gewordenen Empörung. Die türkischen Heere wurden zu Wasser und zu Lande geschlagen, in den Provinzen strebten die Satrapen nach Unabhängigkeit; die finanziellen Schwierigkeiten waren in stetem Wachsen, Sultane wurden abgesetzt und hingerichtet, und der gesammten Nation, welche eine lebhafte Erinnerung an die verflossene Glanzperiode bewahrte, bemächtigte sich eine gefährliche Unzufriedenheit. Den Grund dieser Zustände fand man in der Bestechlichkeit und dem Luxus der hohen Staatsbeamten, welche für jedes Unglück verantwortlich gemacht und zur Beschwichtigung der aufgeregten Menge von den Sultanen auf das rücksichtsloseste geopfert wurden. Vom J. 1624 bis 1656 gab es nicht weniger als 27 Großvezjere, von denen einer in der Schlacht den Tod fand, vier natürlichen Todes starben, neun hingerichtet oder vom wüthenden Volke umgebracht, vierzehn zwar nur abgesetzt, aber bis auf wenige Ausnahmen nachträglich dem Henker überwiesen wurden. Es ergab dies einen starken Verbrauch von geschulten ältern Beamten, welcher ohne Zweifel in Betracht zu ziehen ist, um die Berufung auch Ungebildeter zu der ersten Würde des Staats erklärlich zu finden. Ein solcher war Mohammed Kjöprülü, der Enkel eines aus unbekannter Ursache nach Kleinasien ausgewanderten Albanesen.[1]) Derselbe war früh als Küchenjunge in das Großherrliche Serail gekommen und hatte, wenn auch aller wissenschaftlichen Bildung entbehrend, durch den lebendigen Verkehr mit vornehm und gering sich einen Einblick in die Erfordernisse des osmanischen Staatsdienstes zu erwerben gewußt. Ein Wendepunkt trat in seinen Verhältnissen ein, als ihn Khosrew Pascha, einer der Großvezjere Sultan Murad's IV., welcher von 1628—31 amtirte, zu seinem Schatzmeister machte. So in die höhere Sphäre des türkischen Beamtenthums ein-

1) Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Moh. Kjöprülü christlichen Ursprungs gewesen und daß er mit dem den christlichen Provinzialbewohnern damals auferlegten Knabenzinse nach Konstantinopel gekommen. Allerdings werden bei ihm christliche Sympathien, außer zu Gunsten des selber einer christlich-albanesischen Familie entsprossenen Bojaren Ghika, nicht bezeugt; doch ist bekannt, daß die mohammedanische Erziehung solcher jungen Leute alles christliche Gefühl in ihnen zu ertödten pflegte. Aus der Erinnerung an den Ursprung würde sich die bemerkenswerthe Christenfreundlichkeit des Sohnes und des Neffen Mohammed's, Mustapha's und Hussein's, erklären lassen.

geführt und durchaus zuverlässig befunden, wurde er von dem Großvezier Kara-Mustapha, selber einem Albanesen, zum Oberstallmeister und zum Pascha von zwei Roßschweifen befördert, als welcher er nacheinander den Statthalterschaften von Damaskus, Tripolis und Jerusalem vorzustehen hatte. Schon wiederholt war er zum Großvezierposten in Vorschlag gebracht worden, und das geschah auch im J. 1651, als er, schon ein Greis von 70 Jahren, zur Belohnung für treue Dienste zum Vezier des Großherrlichen Thronhimmels [2]) ernannt worden war. Um sich in seiner Würde zu behaupten, wußte der regierende Großvezier kein anderes Mittel, als den Kjöprülü schleunig zur Verwaltung des kleinen Sandschaks von Ost-Dardanien nach Köstendil zu entsenden. Als Kjöprülü im J. 1656 abermals in Konstantinopel erschien, wiederholten sich die Anträge seiner Freunde; die inzwischen verflossenen fünf Jahre hatten neun Wechsel im Großvezierat gesehen, und die Zustände waren geradezu unerträglich geworden. Nichtsdestoweniger klammerte sich der damals regierende Großvezier an seinen Posten und nicht ohne Mühe gelang es, seine Wachsamkeit zu täuschen und den Kjöprülü heimlich der damals allmächtigen Walide Tarkhân, der Mutter des minderjährigen Sultans Mohammed IV., zuzuführen, welche alsbald vollkommenes Vertrauen zu ihm faßte. Abweichend von den gewöhnlichen Bewerbern, welche, um Großvezier zu werden, sich gern alles gefallen lassen, knüpfte Kjöprülü seine Uebernahme des Postens an gewisse Bedingungen, unter andern daß er auf niemandes Fürbitte Rücksicht zu nehmen haben würde, daß niemand in seine Befugnisse sich einmischen, und der Hof keinerlei Einflüsterungen wider ihn das Ohr leihen sollte. Die Walide und ihr damals zehnjähriger Sohn genehmigten diese Anträge und so wurde denn Mohammed Kjöprülü am 15. Sept. 1656 zum Großvezier ernannt. Es ist nicht uninteressant, zu untersuchen, warum diesem Greise gelang, woran so viele auf andern Gebieten bewährte und zum Theil von guten Absichten beseelte Männer gescheitert waren, während er doch keineswegs ein organisatorischer Geist war und es ihm nicht einmal in den Sinn kam, die Systemsmängel des osmanischen Staatswesens bei der Wurzel zu fassen. Es lag dies offenbar an der Entschiedenheit seines Charakters und der richtigen Berechnung der zur Ausführung seiner Absichten vorhandenen Mittel; vor allem aber an der Freiheit von Habsucht und Ehrgeiz, welche ihn durch sein langes Leben begleitet und ihm gestattet hatte, Personen und Zustände mit völliger Unbefangenheit zu studiren. Kjöprülü war eine kalte, berechnende Natur; weder von Wohlwollen noch von Haß ließ er sich jemals fortreißen. Er war ein Meister in der Verstellung und den Gegner zu überlisten galt ihm weit mehr als ihn mit Gewalt niederzuwerfen. Nüchtern und frei von Leidenschaften hatte er sich bei 75 Jahren eine jugendliche Frische des Geistes und des Körpers bewahrt. Das Ideal, welches er unentwegt im Auge hielt, war die Wiederherstellung der Zustände in der Blüteperiode des Reiches sowol in den innern wie in den äußern Angelegenheiten und vor allem die Sicherung des Sultans gegen die Hydra der Empörung. Die Ueberzeugung des letztern und seiner Mutter, daß nur Kjöprülü ihnen Krone, Freiheit und Leben zu gewährleisten im Stande und treulichst gewillt sei, sicherte ihm die unbedingte Zustimmung zu allen seinen, oft von unglaublicher Geringschätzung von Menschenleben zeugenden Beschlüssen; wenn er sich auch der Sorge um Selbsterhaltung gegen neidische Intriguen nicht ganz entziehen konnte, so brauchte doch seine Thätigkeit nie in ihr aufzugehen. Uebrigens kannte er, obwol er im Anfange seines Vezierats die Welt einigemal mit Umwandlung der über hochgestellte Gegner ausgesprochenen Todesstrafe in Verbannung überraschte, keine Gnade, kein Verzeihen, und was ihm bisweilen als Milde angerechnet wurde, pflegte nur ein Vertagen der Hinrichtung auf geeignetere Zeit zu sein.

Kjöprülü begann seine Regierungsthätigkeit mit unblutiger Stillung eines Anschlags der mohammedanischen Orthodoxen wider die mystischen Derwischorden; die Hauptstadt konnte daraus entnehmen, daß es nunmehr mit Meuterei in jeder Form ein Ende habe. Kaum daß die Leistungsfähigkeit der von ihm getroffenen Vorkehrungen ihm klar geworden, als er sich daran machte, für eine im Frühlinge desselben Jahres stattgehabte Revolte Rache zu nehmen, wo der junge Sultan vom Pöbel nach dem sich über der Serailmauer erhebenden Alai-Kiosk citirt und genöthigt worden war, sich mit den Häuptern von 30 Hof- und Staatsbeamten, unter andern denen seines ersten schwarzen und weißen Eunuchen, das Leben zu erkaufen. Sechzig Häupter von Anstiftern jener Bewegung, namentlich von vornehmen Spahi, ließ Kjöprülü unter den Fenstern desselben Kiosk niederlegen und dann eine Menge Janitscharen, Dschebedschi's, Artilleristen u. s. w., welche die Aufstände zu Räubereien benutzt hatten, und sogar von Bürgern, welche die von jenen geraubten Gegenstände gekauft, erdrosseln und ins Marmarameer werfen. Nachdem er so der Bevölkerung Konstantinopels einen heilsamen Schrecken eingejagt, wandte er sich nach den Dardanellen wider die Venetianer, welche ein Jahr vorher die osmanische Seemacht aufs Haupt geschlagen und die Inseln Lemnos und Tenedos erobert hatten. Die osmanische Flotte zeigte sich auch diesmal der venetianischen in keiner Weise gewachsen; da aber ein glücklicher Schuß von dem türkischen Fort Kum-Kalʿá das feindliche Admiralschiff in Brand gesteckt und den Admiral Mocenigo getödtet hatte, so war das Resultat der Expedition ein glückliches, und die beiden genannten Inseln wurden zurückerobert. Es galt nunmehr, die Autorität des Großherrn auch in den Provinzen wiederherzustellen und die Aufstände zu stillen, von denen derjenige des Abasa-Hassan Pascha von Aleppo im Bunde

2) Kubbe Wesiri. Nach einer Einrichtung Sultan Mohammed's II. hatten die sieben vornehmsten Veziere das Recht, unter dem für den Großherrn errichteten Thronhimmel, der Kubbe, Aufstellung zu nehmen. Die diesem Rechte entnommene Titulatur ist also derjenigen der Pascha's verwandt: Beamte, welche zu den Füßen des Schah, Pâ-i-Schâh, zu stehen oder niederzuhocken die Befugniß hatten.

mit den Paschas von Damaskus und Anatolien der gefährlichste war. Abasa verlangte vom Sultan die Absetzung Kjöprülü's, welcher binnen Jahresfrist mehr als 1000 Janitscharen und Spahi habe hinrichten lassen, worauf er sich sofort unterwerfen werde; der Sultan aber erklärte sich unbedingt für Kjöprülü. Der Krieg verlief nicht sehr ruhmvoll, ein Feldherr Kjöprülü's, Murtesa Pascha, wurde sogar einmal empfindlich geschlagen. Abasa hatte die Hoffnung, die ganze Großherrliche Armee zu sich herüberzuziehen, zu welchem Zwecke er mehrern tausend Spahi befahl, sich als Ueberläufer in das türkische Lager zu begeben und dort heimlich für ihn Propaganda zu machen. Durch seine Spione aber erfuhr Kjöprülü den Plan und ließ 1300 Spahi, die bei Nachforschung, ohne in der Musterrolle verzeichnet zu sein, im Lager vorgefunden wurden, ohne weiteres enthaupten. Inzwischen gewann Kjöprülü durch das Prästigium der von ihm vertretenen Sache täglich mehr an Boden, sodaß Anträge auf friedliche Beilegung, die er auf indirectem Wege an Abasa gelangen ließ, ein lebhaftes Entgegenkommen fanden. Kjöprülü, welcher in den Besitz Aleppos gelangt war, ließ ihn sammt den Vornehmsten seiner Anhänger und seiner Leibwache dahin locken, um die Aussöhnung perfect zu machen, und ihn nach einem fröhlichen Mahle mit allen seinen Leuten durch Murtesa Pascha meuchlerisch abschlachten. 30 Köpfe von Paschas und Begs wurden, mit Stroh ausgestopft, nach Konstantinopel geschickt, von wo eine Belobigung Murtesa's als Antwort zurückkam. — Mit gleicher Rücksichtslosigkeit suchte Kjöprülü auch im Auslande das Ansehen des Sultans herzustellen. Rakoczy, tributpflichtiger Fürst von Siebenbürgen, hatte sich wider den Willen der Pforte an einem Kriege Schwedens wider die Polen betheiligt und auch sonst ein Gelüst nach Unabhängigkeit verrathen. Kjöprülü ließ, um ihn zu züchtigen, durch die Tataren der Krim sein Land furchtbar verwüsten und erschien sodann (im J. 1657) selber mit dem osmanischen Heere, eroberte die Burgen Rakoczy's und ernannte einen neuen Fürsten Achatz Barcsai, welcher statt der bisherigen 15,000 Dukaten einen Jahrestribut von 40,000 Dukaten entrichten mußte. Ueberhaupt betrachtete er die christlichen Mächte, wie mancher ungebildete Türke noch heutigentages, als durch die Ungunst der Zeiten noch nicht unter das ihnen gebührende Joch gezwängte Rebellen gegen die Autorität des Sultans. Die Botschafter citirte er einfach vor sich, sei es nach dem Pfortengebäude in Konstantinopel, sei es nach Adrianopel, woselbst der Sultan häufig Hof hielt, um über dies und das Rechenschaft zu geben. Dem Sohne des französischen Botschafters de la Haye, Herrn von Vantelet, ließ er die Bastonnade ertheilen, weil derselbe sich weigerte, eine durch Verrath in türkische Hände gerathene chiffrirte Depesche zu entziffern, und als der Botschafter selbst eilig nach Adrianopel gereist kam, warf Kjöprülü ihn sammt seinem Sohne in den Thurm, wo sie während des Feldzuges nach Siebenbürgen schmachten mußten. Ja die Folgen solch schnöder Behandlung des Vertreters der wichtigsten europäischen Macht schreckten ihn so wenig, daß er denselben wegen einer Zolldefraudation eines französischen Schiffes bald darauf abermals einsperren ließ, bis er sich mit einer Geldsumme loskaufte. Dem Nachfolger de la Haye's, Blondel, verweigerte er die Ehre, dem Sultan vorgestellt zu werden; den polnischen und den russischen Gesandten ließ er wegen angeblicher Etiketteversäumnisse aus dem Hause herausprügeln.

Kjöprülü starb am 31. Oct. 1661, achtzig Jahre alt, an Altersschwäche. Bei seinem Tode konnte man ihm nachrechnen, daß gegen 36,000 Personen während seines fünfjährigen Vezierats durch ihn das Leben eingebüßt; aber er hatte den an den Rand des Verderbens gebrachten Staat neu gekräftigt, dem zuchtlosen Volke mit Schrecken gepaarte Achtung vor der Regierung eingeflößt, die Armee wieder zu einem schneidigen Werkzeuge gemacht, die Flotte verstärkt und verbessert, die finanziellen Schwierigkeiten gehoben, die Provinzialverwaltung umgestaltet, der Vergewaltigung des Schwachen durch den Mächtigen zu eigennützigen Zwecken ein Ende bereitet. Ein Mausoleum, das er sich an der Divanstraße in Konstantinopel errichtet, ein geräumiger Kuppelbau, war auf sein Geheiß mit Weizen angefüllt worden, um behufs seiner Bestattung von den Armen der Hauptstadt ausgeleert zu werden und mit seinem Inhalte als großartiges Almosen zu dienen.

Mohammed Kjöprülü hatte vor seinem Ende dem Sultan seinen nur sechsundzwanzigjährigen Sohn Ahmed als denjenigen bezeichnet, welcher allein sein Werk fortzuführen im Stande sei, und Mohammed IV., damals zwanzigjährig, ließ sich, ohne eigene Energie, die thatsächliche Fortsetzung der Bevormundung durch die Familie Kjöprülü gern gefallen. Obwol die Vererbung des Vezierats nicht allein allem Herkommen, sondern auch dem Staatsprincipe des osmanischen Reichs durchaus entgegen war, so übernahm Ahmed doch gleich am 1. Nov. 1661 unbeanstandet die Staatssiegel. Von seinem Vater, welcher, selber ein illiteratus, die Vorzüge einer gelehrten Bildung zu schätzen wußte, dem Ulema-Stande gewidmet, hatte Ahmed mit großer Auszeichnung den Studien obgelegen und war schon mit 16 Jahren, also lange vor der Erhebung seines Vaters, zu dem Grade eines Muderris (Professor der Theologie und Jurisprudenz) an der Moschee Mohammed's II. in Konstantinopel gelangt. Später trat er, wol auf den Betrieb des Vaters, in den Staatsdienst ein und entwickelte als Statthalter von Erzerum und von Damaskus eine nicht geringe Begabung für diese neue Lebensbahn. Als sein Vater, an unheilbarer Wassersucht leidend und dem Ende nahe, obwol an Geist und Willenskraft noch ungebeugt, eines Gehülfen bedurfte, wurde Ahmed als Istambol Kaimakamy, d. i. Vice-Vezier, nach Konstantinopel berufen, in welcher Stellung es ihm nur einen Monat auf den ihm zugedachten hohen Beruf sich vorzubereiten vergönnt war. An den Bestrebungen des Vaters hielt auch der Sohn fest; aber, durch Naturanlage und Bildung milder gesinnt, entsagte der letztere den entsetzlich blutigen Wegen jenes. Doch spielte auch in seinem Vezierat der Henker eine große Rolle; an seiner Befugniß, lediglich als Vorsichts-

maßregel gelegentlich einige Hinrichtungen zu verfügen, hat er ebenso wenig je gezweifelt wie irgendein anderer Großvezier seiner Zeit. Gleichwol ist ihm der Gegensatz zu seinem Vater zu statten gekommen und hat ihm einen Namen der Milde und Gerechtigkeit gemacht, der unter weniger barbarischen Verhältnissen ganz unbegreiflich sein würde. An glänzenden Erfolgen fehlte es seinem fünfzehnjährigen Vezierate, dem längsten, von dem die osmanische Geschichte meldet, keineswegs. Er wußte die Finanzen in geordnetem Zustande, die weiten Provinzen in vollkommener Unterwürfigkeit zu erhalten, sodaß es ihm leicht wurde, einer Vorschrift seines Vaters gemäß, die turbulenten Janitscharen durch auswärtige Kriege zu beschäftigen und zu großartigen Expeditionen die nöthigen Armeen auf die Beine zu bringen. Der erste Krieg, den er führte, war der Ungarische in den Jahren 1663 und 1664 wegen Siebenbürgens, damals eines Tributärstaates der Pforte, für welchen Oesterreich das Recht freier Fürstenwahl verlangte, während die Türkei nicht nur den Fürsten nach Willkür ein- und absetzen wollte, sondern am liebsten das Land ganz in ein Paschalyk verwandelt hätte. An der Spitze von 120,000 Mann rückte Ahmed Kjöprülü im J. 1663 in das österreichische Ungarn ein, schlug die kaiserliche Armee bei Parkany, eroberte Neuhäusel (Uiwar), Neutra und Serinwar, verlor dann aber durch einen Winterfeldzug des Gegners Neutra wieder und erfuhr den 31. Juli 1664 bei St.-Gotthard an der Raab von Montecuculi eine schwere Niederlage, welche diesmal den weitern Eroberungsplänen der Pforte ein Ziel steckte. Dennoch war der darauffolgende Friede von Waswar (Eisenburg) durch Ahmed's Geschicklichkeit vortheilhafter für die Türken als für die Oesterreicher, welche in Beziehung auf Siebenbürgen nichts durchsetzten und das wichtige Neuhäusel nebst Serinwar an die Pforte verloren. Noch erfolgreicher war Ahmed's zweiter Krieg, den er mit der Republik Venedig um die seit 460 Jahren von derselben besessene Insel Kreta führte. Schon seit dreiunddreißig Jahren wurde auf der Insel von Türken und Venetianern um die Herrschaft gestritten; immer aber widerstand den erstern die feste Hauptstadt Kandia, ohne deren Besitz die von den Osmanen gewonnenen Gebietstheile keine Sicherheit boten. Die Behauptung Kandias galt daher als ein allgemeines Interesse der Christenheit, weshalb der Papst, die maltesischen Ritter und außer zahlreichen italienischen französische und deutsche Edelleute den Venetianern in der Vertheidigung zur Seite standen. So dauerte denn auch die Belagerung zwei und ein halbes Jahr (vom 28. Mai 1667 bis zum 6. Sept. 1669); sie kostete unglaublich viel Kriegsmaterial und Menschenleben, denn der Verlust der Christen wird auf 30,000 Mann, derjenige der Türken auf 100,000 Mann geschätzt, und führte nur durch Aushungerung zum Ziel. Nach endlich erfolgter Uebergabe wurde die Stadt von den Venetianern zur Freude Ahmed's vollständig geräumt und konnte nunmehr mit Mohammedanern neu besiedelt werden. Dieser Ausgang des Krieges erregte in Konstantinopel den größten Enthusiasmus und wurde durch das ganze Osmanische Reich mit Freudenfesten und Illumination gefeiert. — Ahmed's dritter Krieg galt der Ausdehnung des Pfortengebietes im Norden und wurde wider Polen geführt. Den Vorwand gaben die Kosacken der Ukraine, welche, um die polnische Oberherrschaft abzuschütteln, sich unter den Schutz des Sultans stellten. Im J. 1672 rückte Ahmed durch die Moldau in die polnische Provinz Podolien ein, eroberte die Hauptstadt Kameniez und zwang den König Michael Koribut zu dem demüthigenden Frieden von Bucsacs, durch welchen die Pforte nicht allein die Ukraine, sondern auch Podolien und außerdem noch einen Jahrestribut zugesichert erhielt. Mit diesem Frieden aber war eine Partei im Lande, an deren Spitze der Großmarschall Johann Sobiesky stand, unzufrieden. Der letztere setzte den Krieg fort und brachte dem Großvezier bei Chocim, 11. Nov. 1673, eine so schwere Niederlage bei, daß die Türken zu neuen Truppenaushebungen schreiten mußten. Es wurde sodann mit wechselndem Glücke noch drei Jahre lang gestritten, während welcher Zeit Sobiesky an Stelle des im J. 1674 verstorbenen M. Koribut König von Polen wurde, Ahmed Kjöprülü jedoch wegen Erkrankung den Oberbefehl des türkischen Heeres seinem Schwager und Kaimakam Kara-Mustapha abtrat. Allmählich aber erschöpften sich die Hülfsquellen des Königreichs, sodaß Sobiesky sich zu dem Frieden von Zurawna (27. Oct. 1676) verstehen mußte, durch welchen Podolien und fast die ganze Ukraine der Türkei abgetreten, der so sehr getadelte Friede von Bucsacs also der Hauptsache nach bestätigt wurde. Ahmed überlebte diesen Friedensschluß nur um einige Tage; er starb an der Ergenehbrücke im Paschalyk Adrianopel den 30. Oct. 1676 nur 41 Jahre alt an der Wassersucht, welche er sich durch unmäßigen Genuß von Spirituosen zugezogen. In seinen Beziehungen zu der europäischen Diplomatie war er kaum weniger roh als sein Vater; den französischen, den russischen, den polnischen Botschafter ließ er wegen angeblicher Etiketteuvernachlässigung vor dem Sultan theils aus dem Audienzsaale hinausprügeln, theils zu Boden werfen. Seine militärisch-politischen Erfolge gaben allerdings dem türkischen Reiche eine Ausdehnung, welche es weder vorher noch nachher jemals besessen; da er aber — auch hier seinem Vater gleich — nicht organisirte und assimilirte, sondern nur eroberte, so konnten die Erfolge dem Reiche nicht zugute kommen, und auch wenn er länger gelebt hätte, würden die Mängel des fehlerhaften Systems nicht gezögert haben, sich geltend zu machen. Der Abfall der Kosacken an Rußland veranlaßte schon nach wenigen Jahren den ersten unglücklichen Krieg der Pforte mit dem Zaren, und nicht minder führte die von Ahmed eingeleitete politische Maßlosigkeit in den Beziehungen zu Oesterreich zu den Rückschlägen, welche bald die Grundfesten des Reiches erschüttern sollten. Sultan Mohammed IV. stand bei Ahmed's Tode im sechsunddreißigsten Lebensjahre, und es scheint, daß er auf Antrieb eigennütziger Hofbeamten, denen die Vormundschaft der Kjöprülü verhaßt war, den Bruder Ahmed's, Mustapha Kjöprülü, verschmähte und das Reichssiegel dem Schwager desselben, Kara-Mustapha, welcher soeben als Kaimakam den pol-

nischen Krieg beendet, anvertraute. Diese Wahl war eine unglückliche, Kara-Mustapha war eitel, jähzornig und grausam und konnte es nicht hindern, daß sofort wieder der Einfluß der Weiber und Eunuchen sich in den Staatsgeschäften fühlbar machte. Indessen gestalteten sich die Verhältnisse in Ungarn so, daß ein Angriffskrieg leichten Erfolg zu verheißen schien. Die jesuitische Politik des Kaiserhauses brachte eine Beunruhigung der Gemüther unter den zahlreichen Nichtkatholiken zu Wege, und die Unzufriedenheit fand in dem Tökölischen Aufstande ihren Ausdruck. Der alte Zwist wegen der Stellung Siebenbürgens zur Pforte hatte den Krieg längst vorbereitet, welcher im J. 1683 wirklich ausbrach. Mit einem prächtigen Heere von 200,000 Mann rückte Kara-Mustapha durch Ungarn vor Wien, welches er zur Hauptstadt eines zweiten Türkenreiches zu machen beabsichtigt haben soll. Die heldenhafte fünfundvierzigtägige Vertheidigung der Stadt decimirte die Invasionsarmee, welche sodann, durch die unter Sobieski heranrückenden Entsatztruppen am 12. Sept. 1683 aufs Haupt geschlagen, in völliger Auflösung ihr Heil auf der Flucht durch Ungarn suchte. Damit war die Reihe von Verlusten und Niederlagen der Osmanen eingeleitet, welche der Herrschaft dieser im Norden von Donau und Save ein Ende machten; denn es fehlte die kräftige Hand, welche nach den unglücklichen Schlachten von St.-Gotthard und Choczim die noch immer imposante Macht des Staates zu concentriren gewußt hatte. Nach Kara-Mustapha traten in rascher Folge Ibrahim, Suleimân und Sijawusch Pascha als Großveziere an die Spitze des Staates und des Heeres, der letztere schon wieder einem Janitscharenaufstande seine Ernennung verdankend, welche der Sultan dann gutzuheißen genöthigt wurde. Außer den Nachrichten von Siegen der Kaiserlichen trafen in Konstantinopel solche von Eroberungen der Venetianer ein; die Aufregung des Volkes steigerte sich von Tag zu Tage; schon sah sich der Sultan wieder genöthigt, wie vor der Berufung des ersten Kjöprülü, die von ihm geforderten Köpfe hoher Staatsdiener seiner Selbsterhaltung zu Liebe ohne Einwendung zu bewilligen. In seiner Noth berief er den früher von ihm verschmähten jüngern Bruder Ahmed Kjöprülü's, Mustapha, von den Dardanellen, deren Commandant er war, als Kaimakam nach Konstantinopel. Aber es war zu spät, die Ulema hatten schon seine Absetzung beschlossen. Mustapha betrieb selber diese, weil ihm Mohammed IV. unrettbar verloren schien, zu Gunsten seines Bruders Suleimân; nur wußte er solche Vorkehrungen zu treffen, daß der Thronwechsel ohne Blutvergießen von statten ging (November 1687). Aber wie vordem dem Harem Mohammed's IV., so war Mustapha Kjöprülü jetzt den meuterischen Janitscharen ein Dorn im Auge; nachdem die letztern mit dem Großvezier Sijawusch Pascha von der ungarischen Grenze in Konstantinopel eingetroffen, mußte auf ihr Verlangen der Kaimakam abgesetzt und wieder nach den Dardanellen entfernt werden. Nach seinem Abgange brachen für die Hauptstadt schlimme Zeiten herein; die Janitscharen erhoben sich gegen ihr eigenes Geschöpf, Sijawusch Pascha, tödteten denselben, schändeten seinen Harem und begingen selbst für das Konstantinopel jener Zeit unerhörte Greuel, bis eine Gegenrevolution der bessern Elemente der mohammedanischen Bevölkerung sie in ihre Schranken zurückwies. Diese Zwistigkeiten waren den Reichsfeinden zugute gekommen; die Oesterreicher überschritten die Donau, eroberten Belgrad, Semendria, die Städte an der Morawa, ferner Nisch und sogar Uskub (Stoplia) auf der südlichen Abdachung der Balkanhalbinsel. Der Nachfolger Sijawusch Pascha's im Vezierat, Ismail, zeigte sich diesen Verhältnissen gegenüber rathlos, und so wurde denn im November 1689 Mustapha Kjöprülü zum zweiten mal, jetzt aber als Großvezier, von den Dardanellen nach der Hauptstadt berufen. Seine erste Sorge in der neuen Stellung galt den zerrütteten Finanzen des Staates; neue, ebenso drückende wie uneinträgliche Steuern schaffte er ab und hielt sich, echt türkisch, um den augenblicklichen Verlegenheiten zu begegnen, zunächst an die Vermögen der unter seinem letzten Amtsvorgänger reich gewordenen Großwürdenträger, bis es ihm gelang, in einer Tabacksteuer eine ergiebige Einnahmequelle zu eröffnen. Zugleich drang er auf Vereinfachung der Lebenseinrichtung; eine Menge Gold- und Silbergeschirr des Hofes, zum großen Theil von durch Botschafter überreichten Geschenken fremder Regierungen herrührend, ließ er sich verabfolgen, um es zusammt seinem eigenen Silbergeschirr, welches er hergab, einschmelzen und für den Staatsschatz vermünzen zu lassen. Schon durch seinen Namen besserte sich der Geist der Truppe, und bald ließ sich ein erster Erfolg seiner Amtsführung, der Rückzug der Oesterreicher von ihrem vorgeschobenen Posten in Uskub, verzeichnen. Im Mai 1690 rückte Mustapha selber ins Feld, eroberte Pirot, Nisch, Widdin, Semendria, Belgrad, und kehrte erst nach Konstantinopel zurück, als es ihm gelungen, die Kaiserlichen vollständig aus den Gebieten im Süden von Donau und Save zu vertreiben. Hoffnungslose Erkrankung des Sultans Suleimân in Adrianopel verzögerte die Wiedereröffnung der Kriegsoperationen im folgenden Jahre 1691; offenbar glaubte der Großvezier angesichts des unpatriotischen Neides, der ihm an einflußreichen Stellen gewidmet wurde, den Thronwechsel abwarten zu müssen, um durch die Bestätigung seiner Würde vom neuen Sultan den Folgen einer demoralisirenden Unsicherheit unter seinen Truppen zu begegnen. Als aber die Krankheit sich in die Länge zu ziehen schien und beunruhigende Nachrichten von den Bewegungen der Oesterreicher eintrafen, brach er dennoch am 23. Juli auf, setzte über die Save und stieß auf die Kaiserlichen unter dem Markgrafen von Baden bei Slankamen auf dem rechten Donauufer. Am 19. Aug. kam es daselbst zu einer mörderischen Schlacht, in welcher fast die gesammte türkische Armee vernichtet wurde und der Großvezier den Tod fand, den er wahrscheinlich selber gesucht hatte. Sein Leichnam wurde nicht aufgefunden. Gleich nach dem Aufbruche des Heeres von Adrianopel war Sultan Suleimân gestorben und sein jüngerer Bruder Ahmed hatte als der zweite des Namens den Thron bestiegen. Die Bestätigung im Vezierat hatte dem Mustapha

nicht gefehlt; aber er mochte fühlen, daß er einerseits den Janitscharen und andererseits dem Sultan gegenüber sich nur als Sieger werde behaupten können, und daß, wenn er den Tod auf dem Schlachtfelde, nach islamitischen Begriffen ein Glaubensmartyrium, scheue, die seidene Schnur seiner warte. Mustapha's Vezierat dauerte also keine vollen zwei Jahre; aber seine gesammte Thätigkeit während dieser Zeit läßt bedauern, daß es ihm nicht vergönnt gewesen, seinem Vaterlande länger zu dienen. Er starb 53 Jahre alt. Wie sein Bruder Ahmed war er literarisch gebildet und nicht blos ein Kenner des islamitischen Gesetzes, sondern auch ein ascetisch strenger Befolger desselben. Er galt aus diesem Grunde für einen Feind des Christenthums; jedoch war er es, der zuerst sämmtlichen Beamten des Reiches sorgfältige Schonung der Christen zur Pflicht machte, welche letztern, wenn sie die Kopfsteuer entrichtet, auf denselben gesetzlichen Schutz Anspruch haben sollten wie die Mohammedaner. Seine staatsmännische Einsicht bewies er auch durch seine Bemühung um Verbesserung der Verkehrsverhältnisse. Manche auf dem Handel schwer lastende Binnenzollschranke beseitigte er, verschiedenen Regalien entsagte er; er wollte, daß Handel und Wandel frei sei, denn er betrachtete die Wohlhabenheit der Bürger als unumgängliche Voraussetzung staatlichen Gedeihens. Seine Zeitgenossen gaben ihm den wohlverdienten Beinamen Fâsil, der Ausgezeichnete, Tugendhafte.

Schon vor Mustapha Kjöprülü's Uebernahme der Reichsgeschäfte waren unter dem Vorwande, den Regierungsantritt Suleimân's zu notificiren, Friedensunterhändler nach Wien gesandt worden, welche aber, da der siegreiche Kaiserstaat ihre Ansprüche zurückwies, überzeugt, daß ein nachtheiliger Friede ihnen den Kopf kosten würde, nichts ausgerichtet hatten. Nach der Niederlage von Slankamen wurden die Verhandlungen unter englischer und holländischer Vermittelung wieder aufgenommen, zogen sich aber aus denselben Gründen resultatlos in die Länge. Der Tod Sultan Ahmed's II., welcher, wie vor ihm sein Bruder Mohammed IV., an der Wassersucht verstarb (Februar 1695), machte ihnen ein Ende, denn der neue Sultan, Mustapha II., der älteste Sohn Mohammed's IV., während der Machtentfaltung des Staates unter den beiden ersten Kjöprülü aufgewachsen, träumte von ähnlichen Erfolgen der osmanischen Waffen, wie sie das 16. Jahrhundert gesehen. Der vierundzwanzigjährige junge Mann stellte sich selber an die Spitze seines Heeres, führte dasselbe noch im J. 1695 über die Donau und errang einige Vortheile, während gleichzeitig sein Kapudan-Pascha, der ehemalige Korsar Mezzomorto, die Venetianer schlug und ihnen das von ihnen eroberte Chios wieder abnahm. Das folgende Jahr wurde zu umfassenden Rüstungen benutzt, denn auch die Russen unter Peter dem Großen hatten die damals türkische Festung Asow angegriffen und nach zweimaliger Belagerung erobert. Erst im J. 1697 im August glaubte der Sultan es mit dem wichtigsten seiner Gegner, mit Oesterreich, aufnehmen zu können, und brach an der Spitze von 130,000 Mann in Ungarn ein.

Es gab damals noch einen hervorragenden Vertreter des Geschlechts der Kjöprülü, nämlich Hussein Pascha, Sohn des Hassan, eines jüngern Bruders Mohammed's, also Vetter Ahmed's und Mustapha Fâsil's, von dem Volke während des langen Vezierats des erstgenannten dieser Brüder Amudschasadeh, Oheims-Sohn, zubenannt. Von dem Vorleben desselben weiß man wenig; er scheint älter gewesen zu sein als seine Vettern, denn er wird bei seinem Eintreten in die Geschichte unter Sultan Mustapha II. immer als ein betagter Greis dargestellt. In seiner Jugend war er wegen lockern Wandels als Sandschak von zwei Roßschweifen nach Schehrsôr in Kurdistan relegirt worden, hatte dann als Statthalter in Amasia, in Karamanien u. s. w. gestanden, war zweimal Kaimakam von Stambul gewesen, hatte sich als Befehlshaber der Dardanellenschlösser an der Rückeroberung von Chios betheiligt und stand jetzt in gleicher Eigenschaft in Belgrad, woselbst die Nähe des Krieges eine besondere Tüchtigkeit des Commandanten nöthig machte. Bei einem in Belgrad vor dem Beginn der Feindseligkeiten abgehaltenen Kriegsrathe hatte Hussein sich gegen den vom Sultan beabsichtigten Zug durch die banater Pußten auf Szegedin zu erklärt und vielmehr gerathen, sich auf dem mehr Hülfsmittel bietenden rechten Donauufer zu halten. Die Nichtbeachtung dieses Rathes führte zu der furchtbaren Niederlage, welche der Prinz Eugen bei Szenta den Türken beibrachte, und aus welcher der Sultan nur mit genauer Noth unter Einbüßung eines Theiles seines Harems sich nach der damals noch türkischen Festung Temeswar rettete, während sein Großvezier mit unter den Todten war. Gleich von Temeswar aus vertraute der Sultan dem Hussein mit der Großvezierwürde die Reichssiegel, und sicher ist es seinen verständigen Anordnungen zuzuschreiben, daß die Folgen des österreichischen Sieges sich nicht noch weit verderblicher für die Pforte gestalteten. Der Sultan stand damals, außer mit Oesterreich und Venedig, noch mit Polen und mit Rußland im Kriege, und außer vielleicht in Polen hatten seine Heere überall schwere Verluste erlitten. Hussein erkannte, daß allseitiger Friede und längere Ruhe Lebensbedürfniß für den erschöpften Staat sei, und England ließ sich abermals angelegen sein, für einen Ausgleich der Differenzen seine Stimme zu erheben. Die Sache zog sich in die Länge, weil die für die Friedensverhandlungen von dem Kaiserhofe vorgeschlagene allgemeine Grundlage des uti possidetis bei den Polen, weil ihnen ungünstig, auf Widerstand stieß, sodaß zuvörderst zu Gunsten dieser Macht eine Abweichung vereinbart werden mußte. Darüber verfloß längere Zeit, und erst am 7. Nov. 1698 konnte der Congreß der betheiligten Mächte, welcher zu Karlowitz an der Donau tagen sollte, zusammentreten. Die Verhandlungen dauerten bis zum 26. Jan. 1699, an welchem Tage ein Friede auf 26 Jahre geschlossen wurde. Die Pforte verlor dadurch Siebenbürgen und Ungarn bis auf die Festung Temeswar, welche noch türkisch blieb, Podolien und die Ukraine, Asow mit seinem Gebiete, die Morea, Dalmatien; um diesen ungeheuern Preis war der Friede für die durch äußere und innere

Feinde dem Verderben nahe gebrachte Pforte nicht zu theuer erkauft. Der Abschluß des Tractats von Karlowitz, wozu von seiten eines türkischen Großveziers großer moralischer Muth gehörte, war, was die äußere Politik anbetrifft, die wichtigste That Hussein's. Die innere Politik dieses Staatsmannes anlangend, ist auch bei ihm, wie bei seinem Vetter Mustapha, die Fürsorge für die Christen bemerkenswerth; in der Erhaltung des steuerzahlenden, vorzugsweise gewerbthätigen christlichen Elements erkannte er so sehr eine Grundbedingung für das Wiederaufblühen des Reiches, daß er den Masseübertritten zum Islam, welche damals aus gewissen christlichen Gegenden gemeldet wurden, entgegenzuwirken keinen Anstand nahm. Auch verschaffte er den Rajahs eine so rücksichtsvolle Behandlung, daß viele nach Südungarn ausgewanderte Serben seiner Aufforderung zufolge in die Türkei zurückkehrten, wozu allerdings auch die von Jesuiten beeinflußte innere Politik Oesterreichs das Ihrige beitragen mochte. Auch die Franken, d. h. die in der Türkei lebenden europäischen Ausländer, die diplomatischen, resp. consularischen Vertreter und die Kaufleute, hatten sich von ihm einer angemessenen, gerechten Behandlung zu erfreuen. Bedauerlicherweise konnte der Kislar-Agha sich nicht in die ihm durch Hussein's straffe Ordnungsliebe angewiesene Stellung finden und wußte ihm theils persönliche Kränkungen zuzufügen, theils durch Intriguen seine Anordnungen zu vereiteln. Da der Großvezier hiergegen bei dem charakterlosen Sultan keinen Beistand fand, so bat er im J. 1703 um seine Entlassung, welche ihm in Ehren gewährt wurde. Mit ihm trat der letzte der vier berühmten Kjöprülü vom Schauplatze der Geschichte ab, nachdem er fünf Jahre lang die Großvezierwürde bekleidet. Man kann von ihm sagen, daß, obwol schon längst keine Aushebung von christlichen Knaben für das Janitscharencorps stattgefunden hatte, die Abschaffung dieses die christlichen Nationen decimirenden Kinderzinses[3]) durch die von ihm proclamirten Ansichten auch principiell bestätigt wurde.

Im ganzen haben die vier Kjöprülü 27 Jahre lang innerhalb eines halben Jahrhunderts das Heft der Staatsregierung in Händen gehabt und durch ihre Festigkeit und patriotische Hingebung in Glück und Unglück den zweifelhaft gewordenen Fortbestand des Osmanenreiches gesichert. *(G. Rosen.)*

KOPROLITHEN nennt man die im fossilen Zustande erhaltenen Excremente von Thieren. Es sind meist rundliche, längliche, gelblichweiße oder bräunliche Massen von verschiedener Größe, die oft auf ihrer Oberfläche spiral gewundene Furchen zeigen, welche von den Falten des Enddarmes jener Thiere herrühren. Im Innern enthalten sie oft noch Beutereste, wie Knochensplitter, Zähne, Fischschuppen. Zuweilen sind sie durch phosphorsaures Eisen schön blau gefärbt. Sie finden sich in den verschiedensten Formationen, besonders häufig im Kupferschiefer, in der Jura- und Kreideformation, und entstammen meistens Raubfischen oder Eidechsen (Sauriern). Zum Theil wurden sie auf besondere Thierspecies zurückgeführt, wie Macropoma Fromenteli Ag. auf einen Haifisch u. a. Auch in der Diluvialzeit finden sich derartige Reste, z. B. in den Knochenhöhlen, wie in der Hyänenhöhle von Kirkdale in Yorkshire. Als eine koprolithische, der Jetztzeit angehörige Bildung ist der Guano (s. d.) anzusehen. Wegen ihres hohen Gehaltes an Phosphorsäure können sie als Düngemittel verwendet werden. *(E. Geinitz.)*

KOPTEN (Copti, Cophti, Coptitae für das arabische Qobṭ, eine fehlerhafte Aussprache für das correcte Qibṭ, von ⲄⲨⲠⲦⲒⲞⲤ für *Αἰγύπτιος*)[1]) werden seit dem Anfange des 16. Jahrh. die christlichen Nachkommen der alten Aegypter genannt, die sich von den moslimischen Bewohnern des Nilthals auch durch ihre alte, nunmehr ausschließlich kirchliche Sprache unterscheiden. Nachdem das Christenthum unter Kaiser Nero in Aegypten Eingang gefunden hatte, ward es gerade hier, wo die alten Culte unter der Herrschaft des griechischen und römischen Geistes längst in Verfall gerathen waren, um in der Mitte des 3. Jahrh. gänzlich vergessen zu werden, mit freudigem Eifer gepflegt und ausgebildet und hat sich, kaum geduldet und aller Verfolgung zum Trotz, durch die Zeiten des römischen Heidenthums, der byzantinischen Willkür, des arabischen Hasses und der türkischen Gleichgültigkeit, wiewol kümmerlich, bis auf den heutigen Tag erhalten. Unter den fremden Dynastien, welche die Kopten seit 1800 Jahren ertragen haben, ist ihr Einfluß auf die Entwickelung des Landes stets nur ein geringer gewesen, da sie dem öffentlichen Leben meist nur in niedrigen Stellungen eingeordnet waren. Ihre Geschichte ist daher die ihrer Kirche, deren Gründung die Sage auf den Apostel Markos, ihren ersten Bischof, zurückführt. Das Erzbisthum oder Patriarchat von Alexandrien besteht noch heute; die Reihenfolge seiner Inhaber muß daher den Rahmen bilden, in welchen sich die geschichtlichen Zustände der Kopten einfügen.

Wenn auch die älteste Geschichte der koptischen Kirche, der ein Clemens und ein Origenes angehörten, uns zuverlässiger durch griechische Autoren, wie Eusebios, überliefert wird, so sind wir doch für das jakobitische Schisma ganz auf die koptische und die sie allmählich im 12. und 13. Jahrh. ablösende arabische Literatur angewiesen. Es fehlt nicht an koptischen Werken, welche einzelne Begebenheiten und Charaktere, namentlich der ältern

3) Die Einforderung des gesetzlichen Knabenzinses war nicht durch eine Anwandlung von Menschlichkeit sistirt worden, sondern weil die Mohammedaner den Christen den privilegirten Janitscharendienst nicht gönnten und selbst die Stellen ausfüllen wollten. Es war dies nur ein Abusus, den ein kräftiger Sultan einmal wieder hätte abstellen können, wenn nicht Hussein Kjöprülü's Begründung der Wiederherstellung des alten Verfahrens entgegengewirkt hätte.

1) Andere Ableitungen des Namens, wie von Koptos oder von Jakobiten, sind unrichtig. Arabische Geschichtschreiber, z. B. Abulfidâ, gebrauchen den Ausdruck القبط auch für die alten Aegypter. Vgl. über die Erklärung des Namens J. S. Assemani, Della nazione dei Copti in A. Mai, Scriptorum veterum nova collectio e codicibus vaticanis edita (Rom 1831), V. 2, 172 fg.

Geschichte, behandeln, aber eine zusammenfassende Darstellung in dieser Sprache ist uns nicht erhalten geblieben.[2]) Die Namen der Patriarchen pflegen in ein Gebet der koptischen Liturgie des Kyrillos eingeschlossen zu werden und sind uns so mehrfach überliefert.[3]) Ausführlichere Nachrichten gewähren uns arabische Schriften. Die berühmteste Geschichte der alexandrinischen Patriarchen ist die des Bischofs von Eschmunein Abba Severos ibn Elmuqaffa' aus dem J. 971 n. Chr., die bis zum 62. Patriarchen reicht, in der Handschrift der pariser Bibliothek aber von andern bis auf den 75. fortgesetzt ist.[4]) Eine allgemeine koptische Chronologie in 50 Kapiteln verfaßte 1257 mit vieler Sorgfalt Petros Abu-Sâkir ibn Elrâhib abil-karam el-muhaddib; sie ist das schon bekannte „Chronicon orientale“, dessen letztes Kapitel die Geschichte der Patriarchen bis zum 76., in der von uns benutzten Handschrift bis auf unser Jahrhundert fortgeführt, enthält.[5]) Eine Chronologie in 15 Kapiteln verdankt man auch einem der hervorragendsten koptischen Gelehrten der arabischen Epoche, dem Abu Ishak Ibrahîm ibn Fachr-eldaulah Abilmufaddal ibn El-'assâl, der in der ersten Hälfte des 13. Jahrh. blühte; der Vatican besitzt eine Handschrift derselben aus dem J. 1070 d. M., in welcher die Reihe der Patriarchen von späterer Hand bis zum 86. fortgesetzt ist.[6]) Einen chronologischen Kanon der Patriarchengeschichte stellte ferner Abulbarakât ibn Kibr um 1363 auf, zu einem „Misbâḥ el-zolmah wa'idâḥ el-chidmeh“ betitelten Buche über den Glauben und die Kirche in 24 Kapiteln.[7]) Aus diesen und andern Quellen hat der arabische Geschichtschreiber Maqrîzî (gest. 1440/41) in seinen „Chiṭaṭ“ II, p. 480 fg. mit großem Fleiße eine koptische Geschichte zusammengetragen, die namentlich über das Verhältniß der ägyptischen Christen zu den Moslimen höchst schätzbare Mittheilungen macht.[8]) Wenig hat der melikitische Patriarch Eutychius oder Sa'îd ibn Batrik (gest. 940) in seinem „nazm el-gauhar“ zur Geschichte der jakobitischen Kirche beigetragen[9]), mehr hat El-makîn Girgis ibn Hâmid, ein Jakobit, der einem spätern Zeitalter (1223—73) angehört, in seine Geschichte der Khalifen eingeflochten.[10]). Es wird so bald nicht gelingen, die mancherlei Widersprüche dieser Gewährsmänner auszugleichen, und für den gegenwärtigen Zweck müssen wir uns begnügen, den in sich einheitlichen Angaben des Ibn Râhib zu folgen, die einem wohlgeprüften Zusammenhange mit der allgemeinen Geschichte der morgenländischen Völker entsprechen und sichtlich aus jetzt verlorenen Quellen geflossen sind.[11])

Die Kopten bedienen sich in ihren geschichtlichen Werken verschiedener Zeitrechnungen, deren Kenntniß zum Verständniß ihrer Literatur erforderlich ist. Ihr Jahr ist das der alten Aegypter von 12 Monaten zu je 30 Tagen und 5 oder (alle vier Jahre) 6 Schalttagen am Ende (piabot n kuzi „der kleine Monat“); es hat sich mit den gleich zu erwähnenden Namen seiner Monate bis in die Jetztzeit im Gebrauche erhalten.[12]) In der ältesten Zeit datirten die Kopten, in Uebereinstimmung mit der Sitte ihrer Vorfahren, ohne Zweifel nur nach den Jahren der römischen Kaiser. Im 4. Jahrh. wurde dafür die Zeitrechnung nach den Indictionen oder Steueranlegungen (kopt. sep), dem im byzantinischen Reiche und im Abendlande so gewöhnlichen Cyklus von 15 Jahren, dessen Anfang auf den 1. Sept. 312 fällt, eingeführt. Der Anfang der einzelnen Indictionen scheint aber in Aegypten, namentlich im 7. Jahrh., geschwankt zu haben, dagegen im 8. Jahrh. mit dem koptischen Neujahr zusammengefallen zu sein, worauf die Rechnung ganz außer Gebrauch

---

2) Einige Fragmente einer sahidisch-koptischen Patriarchengeschichte, welche den 19., 20., 23. und 24. Erzbischof behandeln, befinden sich unter den borgianischen: No. CLX. (Zoega, Catal. p. 257 fg.); Fragmente, die zu No. CLXI. desselben Werkes gehören, hat von Lemm in St.-Petersburg gefunden. 3) Einen ersten Katalog der Patriarchen veröffentlichte danach Ath. Kircher in seinem Opus tripartitum (Rom 1643) p. 518 fg. Eine Liste derselben Art enthält eine gute Handschrift der berliner Bibliothek, Mscr. orient. quart. 398, f. 91 v. fg. 4) Dieses Werk hat Renaudot seiner ausführlichen Historia patriarcharum alexandrinorum (Paris 1713) zu Grunde gelegt; und ihm folgte M. Le Quien in seiner Uebersicht im Oriens christianus (Paris 1740) II. col. 328—615 und Index p. X—XXIV. Einige arabische Excerpte daraus machte Abraham Ecchellensis (Eutychius vindicatus) bekannt. — Aus einer andern Handschrift, die nur 46 Patriarchen enthält (vgl. Acta Erudit. Lips. a. 1727, p. 285 fg.), sind No. 2—11 arabisch von J. F. Rehkopf (Vitae patriarcharum alexandrinorum, specimen I. et II. Lips. 1758—1759) veröffentlicht. No. 1. Das Leben des Apostels Markos hat J. J. L. Bargès als Anhang seiner arabischen „Homélie sur St. Marc par Anba Sévère“ (Paris 1877) nach der pariser Handschrift edirt. Dies mi'mar ist übrigens von Abba Severos, dem Bischofe von Nesteraweh, im 9. Jahrhundert n. Chr. koptisch geschrieben und von einem Abba Athanasios ins Arabische übersetzt. 5) Vgl. Chronicon orientale Petri Rahebi latinitate donatum ab Abrahamo Ecchellensi (Paris 1651, nova editio 1685), — nunc nova interpretatione donatum a Jos. Sim. Assemano Syro Maronita (Venedig 1729). Das Werk ist auch in der Ge'ez-Sprache erhalten.. Ein Verzeichniß der koptischen Patriarchen findet sich in der berliner Ge'ez-Handschrift Quart. 341. 6) Einige Nachricht von dem Werke gibt Assemani, Bibl. orient. (Rom 1719) I, 623. — Ibn-'Assâl verfaßte außerdem einen Nomokanon, das bekannte alphabetische Wörterbuch der koptischen Sprache und mehrere andere Werke.

7) Mitgetheilt von J. M. Vansleb, Histoire de l'église d'Alexandrie fondée par S. Marc (Paris 1677) p. 301 fg. 8) Besonders edirt ist der Abschnitt von H. J. Wetzer (Solisbaci 1828), und vollständiger von F. Wüstenfeld (Göttingen 1845). 9) Eutychii annales ed. Pococke (Oxonii 1658). 10) Historia saracenica ed. Th. Erpenius (Lugd. Bat. 1625). Der von Erpenius übersetzte Theil dieses Geschichtswerkes erwähnt die jakobitischen Patriarchen vom 38. bis zum 69. Auf diesem Werke und dem Chronicon orientale beruht die Darstellung der Patriarchengeschichte von Sollier in den Acta Sanctorum Bolland. Tom. V. Junii (Antwerpen 1709). 11) Ich benutze die Handschrift der berliner Bibliothek, Mscr. orient. fol. 434, die man dem Rev. Lieder verdankt. Sie ist eine neuere Copie einer Handschrift aus dem J. 1310 d. M., die sich in der Bibliothek des Patriarchats zu Kairo befindet. Von der lateinischen Uebersetzung des Abraham Ecchellensis habe ich die zweite Ausgabe von 1685, S. 88—119, verglichen. Es darf nicht unbemerkt bleiben, daß sich die verschiedenen Autoritäten über die Geschichte der Patriarchen häufig widersprechen. 12) Im geschäftlichen Verkehr legt man noch heute der Rechnung gern die koptischen Monate unter, weil sie alle 30 Tage haben.

kam.[13]) Erst seit der arabischen Herrschaft findet sich die Aera, welche mit der Regierung Diocletian's beginnt und nach den blutigen Verfolgungen der Christen unter diesem Kaiser die „Aera der Märtyrer“ (ta'rîch el-šuhadâ) genannt wird. Ihr Anfang steht auf dem 29. Aug. 284 n. Chr., einem Neumondstage und daher auch dem Anfange eines neunzehnjährigen Cyclus lunaris. Um eine diocletianische Jahreszahl (x) auf unsere Aera zu bringen, zählt man 283 dazu (x + 283); wenn dann $\frac{x}{4}$ keinen Rest oder $\frac{x+283}{4}$ den Rest 3 läßt, so entspricht der 30. Aug. dem 1. Thoth, bei einem andern Reste der 29. Aug.[13]) Es ist demnach:

1. Thôth (arab. tût, I.) . . . . . 29. oder 30. Aug.
1. Paophi (bâbeh, II.) . . . . . 28. oder 29. Sept.
1. Athyr (hatûr, III.) . . . . . . 28. oder 29. Oct.
1. Choiak (kijahk, IV.) . . . . . 27. oder 28. Nov.
1. Tybi (tûbeh, V.) . . . . 27. oder 28. Dec.
1. Mechir (amšîr, VI.) . . . . . 26. oder 27. Jan.
1. Phamenôth (barmahât, VII.) 25. oder 26. Febr.
1. Pharmuthi (barmûdeh, VIII.) 27. März
1. Pachôn (bašens, IX.) . . . . . 26. April
1. Payni (ba'ûneh, X.) . . . . . 26. Mai
1. Epiphi (ebîb, XI.) . . . . . . 25. Juni
1. Mesôre (misrâ, XII.) . . . . 25. Juli
1. Epagomene (nesi, XIII.) . . . 24. August.

Der Anfang des neuen Jahres Christi (284) fällt also auf den 5. oder 6. Tybi der Kopten. Es ist ferner zu bemerken, daß nach der gregorianischen Kalenderreform (1582 bis 24. Febr. 1700) der erste Thoth dem 8. und 9. Sept., dann (bis 1800) dem 9. und 10. Sept. und gegenwärtig dem 10. oder 11. Sept. entspricht, und demnach unser Neujahr auf den 15. oder 16. (bez. 16. oder 17. und 17. oder 18.) Tybi fällt — auf die letztern Tage, wenn das vorhergehende Jahr der Kopten oder unser folgendes Jahr ein Schaltjahr ist.

1. Markos	7	Jahre(?)			bis 76	† 30. Pharm.
2. Anianos	18	Jahre	216	Tage	76— 94	† 23. Athyr
3. Milios (Aimilios, Abilios)	12	„	286	„	94—107	† 1. Thoth
4. Kerdon	10	„	280	„	107—118	† 11. Payni
5. Primos	12	„	52	„	121—133	† 3. Mesore
6. Justos	10	„	315	„	133—144	† 12. Payni
7. Eumenios (Eumenes)	10	„	122	„	144—154	† 10. Paophi
8. Markianos	9	„	86	„	154—164	† 6. Tybi
9. Keladion (Klaudianos)	14	„	183	„	164—178	† 9. Epiphi

Zu gelehrten Zwecken bedienen sich die nachislamischen Kopten auch einiger andern Aeren, namentlich um die Ereignisse zu bestimmen, welche vor Diocletian liegen. So haben sie vielleicht mitunter die Aera Nabonassar's (26. Febr. 747 v. Chr.) gebraucht, aber wol nur zu astronomischen Berechnungen[15]); gewöhnlicher ist bei ihnen die Aera Alexander's (die philippische Aera), deren 1. Jahr das 5182. der Weltära ist und in das 319. Jahr v. Chr. fällt.[16]) Noch häufiger trifft man in koptischen Schriften die Aera nach der Erschaffung der Welt, die sogenannte alexandrinische Weltära, die vor der Aera Christi 5500 Jahre und vor der Diocletian's 5775 Jahre zählt, aber streng genommen mit dem 19 Phamenoth beginnt.[17]) Dabei ist zu bemerken, daß die dionysische Aera vulgaris die Incarnation 7 Jahre 241 Tage früher als jene auf Anianos und Panodoros, die im Anfange des 5. Jahrh. lebten, zurückgehende ansetzt; demnach entspricht der 1. Jan. 1 unserer Aera dem 5. Tybi 5493. Vertraut sind die Kopten auch mit dem zum Behuf der Osterberechnung gefundenen und von der Weltära an als „Perioden“ gezählten Cyclus lunisolaris von 532 Jahren; er ist hervorgegangen aus dem Sonnencirkel von 28 Jahren, nach welchem die gleichen Wochentage wieder mit den gleichen Monatstagen zusammentreffen, und aus dem Mondcirkel von 19 Jahren, nach welchem sich die Neumonde wieder an denselben Tagen des Sonnenjahres ereignen.[18]) Diese kalendarischen Berechnungen haben in der koptischen Kirche viel Wichtigkeit gehabt, und es sind ihnen viele Schriften gewidmet. Die Aera der „Sarazenen“, d. h. der Higrah, wenden die Kopten nur selten neben der christlichen an; sie beginnt mit dem 16. Juli 622.[19])

Die Bischöfe der alexandrinischen Kirche unter den römischen Kaisern waren nach den Angaben der Kopten die folgenden:

---

13) Das Steuerjahr السنة الخراجية hat in einer gewissen Form noch bis in die arabische Zeit bestanden. „Der Anfang des Steuerjahres bei den Aegyptern ist der erste Barmudeh (Pharmuthi); nach ihm rechneten die Behörden in Aegypten die Steuerjahre. Und so oft zwischen dem Steuerjahre und dem Mondjahre ein Abstand vorhanden war, wurden die Steuerjahre durch Erlässe der Khalifen auf die Mondjahre übertragen.“ So sagt Ibn Râhib in seiner Chronologie S. 175 manuscr. Vgl. Aegypt. Zeitschrift 1884, S. 160 fg. 14) Vgl. Ideler, Handbuch der Chronologie I, 143 fg., 161 fg. 15) Kircher, Opus tripartitum p. 544. Qodâ'i irrt, wenn er sagt, daß die Kopten vor Diocletian den تاريخ البختنصر gehabt hätten (Pococke, Specimen historiae Arabum p. 178). 16) Bekanntlich erfolgte der Tod Alexander's, von dem sie rechnen, vielmehr am 11. Juni 323. Die Chronologie der Kopten hat überhaupt nur eine relative Richtigkeit. 17) Nach der Weltära rechnet auch Ibn Râhib. Doch wird die Differenz von 208 Tagen nicht berücksichtigt. 18) Diese verschiedenen Zeitrechnungen wendet eine koptische Handschrift im Vatican nebeneinander an. Vgl. Zoega, Catal. p. 19; Lagarde, Aegyptiaca p. 37. 19) Merkwürdigerweise stellt die Datirung eines Papyrus (Revillout, Papyrus Coptes p. 1) das J. 451 d. M., d. i. 735 n. Chr., mit dem J. 114 d. Higrah zusammen (statt mit 117), indem sie Sonnenjahre statt der kürzeren Mondjahre rechnet.

10. Agrippinos	11 Jahre	211 Tage	178—190	†	5. Mesore
11. Julianos[20] . . . . (Julios)	10 „	33 „	190—200	†	8. Pharm.
13. Demetrios I.	32 „	219 „	200—232	†	12. Paophi
12. Hierokles . . . . (Heraklos)	16 „	56 „	232—248	†	8. Choiak
14. Dionysios	19 „	281 „	249—269	†	3. Thoth
15. Maximos	12 „	211 „	269—282	†	14. Pharm.
16. Theonas . . . . , ...	9 „	263 „	283—292	†	2. Tybi
17. Petros I. . . . . ἱερόμαρτυρ	10 „	333 „	292—303	†	29. Athyr
18. Archelaos . . . . (Achillas)	— „	200 ;,	303—304	†	19. Payni.

Von der Wirksamkeit dieser ersten Patriarchen steht wenig fest. Unter dem 12., der aus dem Bauernstande hervorgegangen war, hatte sich die Zahl der christlichen Bekenner so gemehrt, daß er drei Unterbischöfe einsetzen mußte; unter seinem Nachfolger wurden deren schon zwanzig nöthig. Der christliche Geist bewährte sich in dieser heidnischen Zeit der ersten Patriarchen im Leiden. Unter den 14. fällt die Verfolgung unter Kaiser Decius, in der die Märtyrer Sergios, Merkurios u. a. ihren Glauben mit dem Blute bezeugten. Die größere und schwerere Verfolgung, von der an die diocletianische Aera gerechnet wird, brach unter dem Patriarchen Petros aus, der ihr selbst zum Opfer fiel. Die berühmtesten Märtyrer der Kirche, deren Andenken noch immer gepflegt wird, haben damals die Krone des Glaubens errungen. Allen voran stellen sie Georgios pimeliton, Theodoros pistratêlatês, der mitunter als Drachentödter bezeichnet wird, Abba Mena den Libyer, Abba Victor und seinen Genossen Claudius, Phoibammon, Kolluthos, Panesnêu und viele andere, deren Glaubenseifer und muthiges Dulden sie in zahlreichen, nur zu oft unglaubwürdigen Enkomien gefeiert haben.

Die ersten Patriarchen in dem christlichen Reiche Konstantin's des Großen bis zum Schisma waren:

19. Alexandros I.	22 Jahre	308 Tage	304—327	†	22. Pharm.
20. Athanasios I.	46 „	15 „	327—373	†	6. Pachon
21. Petros II.	5 „	288 „	373—379	†	20. Mesorie
22. Timotheos I.	6 „	156 „	379—385	†	26. Epiphi
23. Theophilos I.	27 „	87 „	385—412	†	18. Paophi
24. Kyrillos I.	31 „	255 „	242—443	†	3. Epiphi
25. Dioskoros I.	14 „	69 „	443—458	†	7. Thoth.

Unter den christlichen Kaisern ließ der dogmatische Streit über die Natur Christi die Zeiten der Kirche nicht ruhiger. Der 19. Patriarch führte 325 den Vorsitz in der Synode zu Nicäa, welche die Lehre des Areios verdammte; und mit den Anhängern dieses Ketzers, dem der Heiland nur das erste Geschöpf Gottes war, hatte sein Nachfolger, der berühmte Kirchenvater Athanasios, der ihn vielmehr für eine Person gleiches Wesens mit dem Vater (ὁμοούσιος) hielt, die heftigsten Kämpfe zu bestehen, die ihn viermal von seinem Sitze vertrieben. Seinen Nachfolger schickte Valens eine Zeit lang in die Verbannung. Während nun der 22. Patriarch an der ersten Synode in Konstantinopel, und der 24., der Kirchenvater und Gegner des Nestorios, Kyrillos, an der in Ephesus theilnahmen, brachte es Dioskoros, der 25., zu einem vollständigen Bruche, indem er auf der Räubersynode zu Ephesus 449 die monophysitische Lehre des Eutyches eifrigst vertheidigte und sich auf dem Concile zu Chalcedon 451 von der allgemeinen Lehre der griechischen Kirche, die der Kaiser Marcian in Schutz nahm, entschieden lossagte.

Diese Epoche ist aber für die Entwickelung der Kirche in Aegypten die bedeutsamste geworden, indem die Macht des christlichen Geistes über die engen Kreise der alexandrinischen Gelehrten hinaus nun alle Schichten des ägyptischen Volkes aufs tiefste bewegte. Vermuthlich wurde damals nach der Recension des Hesychios der Bibeltext festgestellt, von dem einzelne Theile ohne Zweifel schon in dem vorigen Zeitraume in den oberägyptischen Dialekt übersetzt waren.[21] Noch läßt sich an dem Texte dieser Version erkennen, daß sie Revisionen erfahren hat. Ob die übrigen drei koptischen Uebersetzungen der Bibel, von denen wir wissen, in so alte Zeit hinaufreichen; ist sehr fraglich. In Oberägypten war es auch, wo sich, abseits von den Kämpfen der Kirche, jener wunderbare Eifer, Gott durch einsames Gebet und frommes

20) So überliefert auch der Syrer und der Armenier bei Schöne, Eusebii chronica II, p. 172. 216. — Die in Parenthese eingeschlossenen Formen sind nicht koptische.

21) Ueber diese Frage spricht sich St. Ev. Assemani, Biblioth. mediceae catalogus p. 54, folgendermaßen aus: „Versionis copticae auctores fuerunt Anachoretae illi sanctissimi, qui eremos Aegypti incolebant anno Christi circiter CCCXXXVI, quo tempore, teste Nicephoro, studium sacrarum literarum in Thebaide et per totam passim Aegyptum maxime florebat: quod et laudatum martyrologium in prima prolusione mensis Thoth aperte dicit: praecipuam monachorum eius temporis occupationem fuisse sacra biblia e graeca, chaldaica et hebraica in linguam ipsis propriam copticam nimirum, transferre.“

beschauliches Leben zu dienen, entfaltete. Es entstand das Mönchthum, welches den Aegyptern aus einem angeborenen, mit dem Christenthume nicht in unmittelbarer Verbindung stehenden Drange nach Verinnerlichung erwachsen ist.[22]) Durch griechische und demotische Papyre wird bezeugt, daß schon mit dem heidnischen Serapeum in Memphis ein vollständig geordnetes Klosterwesen verbunden war. In enge Zellen zogen sich hier in der Wüste Eremiten von der Welt zurück, um sich in stiller Abgeschiedenheit dem Dienste des Serapis zu weihen; bis in das 3. vorchristliche Jahrh. reichen die Nachrichten über diese *κάτοχοι* oder *ἐγκεκλεισμένοι* (reclusi).[23]) Chäremon macht über die Enthaltsamkeit solcher Priester, deren es ohne Zweifel in mehrern Tempeln des Landes gab, einige Mittheilungen.[24]) Sie erinnert an die Kasteiungen der oberägyptischen Doketen[25]); und das einsame und enthaltsame Leben der jüdischen Therapeuten, welches Philo schildert, bildet jedenfalls ein vergleichbares Seitenbild aus früherer Zeit.

Als die unmittelbaren Vorläufer des Mönchthums pflegen zwei Männer zu gelten, über welche wenig Geschichtliches verbürgt ist.[26]) „Der erste Eremit" wird Abba Paulos genannt, der in Oberägypten bis in das 4. Jahrh. lebte; aber Thatsächliches weiß die „Vita Pauli monachi" des Hieronymus über denselben nicht zu berichten. Ebenso hat sich die Sage des Abba Antonios (gest. 356) bemächtigt, der jenem Paulos nahe gestanden haben soll und unter Konstantin dem Großen den klösterlichen Ideen im ganzen Lande Freunde erwarb; die „Vita Antonii", die dem Athanasios zugeschrieben wird, hat die neuere Kritik diesem Kirchenvater aus manchen innern Gründen abgesprochen. Die eigentlichen Väter des Mönchstandes sind Pachomios und Makarios. Abba Pachomios (Pachôm, Pahôm, Pahômo, Pahômô gest. 348), in Esne von heidnischen Aeltern geboren, ward der Urheber der Koinônia und gründete in Oberägypten, zuerst in Tabennêse zwischen Hou und Denderah, die großartigen Klöster, in denen er bald Hunderte und Tausende von Brüdern unter äußerst strenger Zucht zu einem Gott gefälligen Leben vereinigte. Seine Schöpfungen sind die ⲥⲟⲟⲩϩⲥ[27]), von denen der heil. Hieronymus redet. Als sein Lehrer wird Abba Palamôn genannt, seine hervorragendsten Schüler waren Abba Petrône, Abba Theodôre und Abba Horsêse. Minder streng waren die religiösen Genossenschaften, welche an den Natronseen in der libyschen Wüste nach dem heil. Antonios und Abba Makarios dem Aegypter namentlich Abba Makarios der Alexandriner der Jüngere oder der Große begründete.[28]) Verdiente Nachfolger dieses Leiters waren Abba Môyses, Abba Pischôi, Abba Pamun, Abba Paphnuti, Abba Daniel, Johannes Kolobi (elqaṣîr) u. s. w., deren Andenken lange in Nitria und Skiathis (ϣⲓⲏⲧ, شيهات) und am Berge Pernûz gepflegt wurde. Diese Klosterleute, welche dem ascetischen Leben in seiner Unterordnung unter die Häupter der Gemeinschaft und bei der Ausübung ihres Berufs oblagen, sind die ⲣⲉⲙⲁϣⲏⲧ, von denen Hieronymus tadelnd spricht.[29]) Außerdem gab es Anachoreten, die gänzlich einsam lebten und beteten. Es ist uns über die ältesten Klöster leider wenig Zuverlässiges überliefert worden; die zahlreichen koptischen Schriften über diese Verhältnisse sind meist aus dem Griechischen geflossen.[30]) Was aber Palladius in seiner „Historia lausiaca", Rufinus in seinen „Vitae patrum" und Cassianus in seiner Schrift „De coenobiorum institutis" berichten, ist, obwol von Augenzeugen geschrieben, leider oft nur wenig glaubwürdig.

Aus dieser tief aufgeregten Zeit ist aber auch ein Mann hervorgegangen, von dessen gewaltiger Wirksamkeit wir die gültigsten Zeugnisse besitzen. Es ist der Archimandrit und Prophet Abba Sinuthios (ϣⲉⲛⲟⲩⲧⲉ, شنودة), „der Ruhm des Berges Atrêpe", der während seines 118jährigen Lebens auf die kirchlichen Zustände in Oberägypten einen sehr bedeutenden Einfluß gehabt hat. Er nahm 381 am Concil in Konstantinopel und 431 an dem in Ephesus theil; als Zeitgenosse des Kyrillos scheint er gegen 450 gestorben zu sein. Zahlreiche noch erhaltene Predigten, Ermahnungen und Verwarnungen lehren uns diesen leidenschaftlichen Propheten der Kopten, den man nicht übel mit Mohammed verglichen hat[31]),

22) Vgl. Weingarten, Der Ursprung des Mönchthums (Gotha 1877). 23) Vgl. Letronne, Matériaux pour l'histoire du Christianisme en Égypte (Paris 1832) und Brunet de Presle in seiner Ausgabe der griechischen Papyrus du Louvre (Notices et extraits XVIII), Paris 1865, p. 264 fg.; Revillout, Les reclus du Sérapéum in der Revue égyptologique 1, 160. 2, 143. Erinnert sei an die Worte Hadrian's, der die Unbeständigkeit der Aegypter scheltend sagt: „Die Serapisverehrer sind eigentlich Christen; und am Serapis hängen wiederum die, welche sich christliche Bischöfe nennen." 24) Porphyrius, De abstinentia 4, 6 fg. 25) Clemens Alexandr., Stromata III, 465. 26) Ganz läßt sich ihre Existenz schwerlich leugnen, denn alte koptische Inschriften (Lepsius, Denkmäler VI, 102, 4), die kaum unter dem Einflusse der griechischen Fabelbücher stehen, stellen Abba Paulos und Abba Antonios ausdrücklich vor Pahômô. Vgl. Mélanges d'archéologie égyptienne I, 175 fg. 27) Dies ist das koptische Wort, welches Hieronymus (Epistolae XI.) Souses oder souches schreibt.

28) Außer diesen beiden Makarios halten die Kopten noch zwei andere hoch: den Bischof M. von Kôû, dessen Leben Dioskoros beschrieben hat (Zoega, Cat. p. 99 fg. und Revillout, Sur les Blemmyes p. 399. 419 fg. und Rev. égyptologique 1, 187 fg.; 2, 21 fg.) und einen Priester Makarios, der unter dem 58. Patriarchen lebte. 29) Hieronymus schreibt irrthümlich Romoboth, Cassianus Sarabaites. 30) Fragmente einer sahidischen Geschichte der Klöster des Pachomios und seiner Nachfolger hat Mingarelli, Aegypt. codd. reliq. p. 149 fg., veröffentlicht. Es sind uns außerdem viele vitae hervorragender Männer aus der ersten Zeit des Mönchthums, sowol in sahidischer als in boheirischer Sprache, erhalten, aber sie gehen auf griechische Originale zurück. Ebenso hat die Darstellung in den sahidischen Apophthegmata patrum (Zoega, Cat. p. 287—361, worüber Champollion in Millin, Magasin encyclop. 1811. 5, 310 zu vergleichen ist) ihre Vorbilder in Cotelier's Monumenta ecclesiae graecae I. und in der Bibliotheca patrum von La Bigne, dem von Pelagius aus dem Griechischen eines Unbekannten übersetzten Werke. 31) Vgl. Revillout in den Comptes rendus de l'académie des inscriptions, 1871, p. 32—43. — Briefe und Reden des Sinuthios enthalten die borgianischen Handschriften CLXXXIV.—

ganz genau kennen. Die Begeisterung und die Leidenschaft stellt er über alles; seine glühende Beredsamkeit wandte sich insonderheit gegen die Heiden, die Heuchler und die Reichen. Seine Macht war so außerordentlich, daß selbst der Kaiser und die Barbaren ihn fürchteten; seine treuergebene Schar durchzog das Land, und einen Lügner durfte er einstmals auf der Stelle niederschlagen. Sein Leben ist uns von seinem Schüler Abba Bêsa beschrieben worden[32]); mit Antonios, Pachomios, Theodoros, Makarios und Môyses wird auch Abba Sinuthios als Vater des Mönchskleides (ⲥⲭⲏⲙⲁ) und als Logothetês der Klöster gefeiert.[33])

Wir können die fortwährenden Fehden, in welche die Trennung von der byzantinischen Staatsreligion die monophysitische oder, wie sie sich von einem eifrigen syrischen Anhänger Jakobus Baradäus nannte[34]), die jakobitische Kirche der Kopten verwickelte, nicht verfolgen. Nach Dioskoros gibt es zwei Patriarchen von Alexandrien, einen koptischen und einen katholischen. Die Kaiserlichen oder, wie sie von den Arabern darauf genannt werden, die Melikiten الملكيّة, sind später die griechisch- oder römisch-unirten Kopten geworden; eine Bibelübersetzung haben sie nicht. Die jakobitischen Kopten, bei weitem die Mehrzahl, haben dagegen immer eine Sonderstellung eingenommen; nur mit diesen haben wir es hier zu thun. Die ersten jakobitischen Patriarchen nach dem Schisma waren:

26. Timotheos II. Ailuros	22 Jahre	330 Tage	458—481	†	7.	Mesore
27. Petros III. Mongos	8 „	90 „	481—489	†	2.	Athyr
28. Athanasios III.	6 „	323 „	489—496	†	20.	Thoth
29. Joannes I..	8 „	24 „	496—505	†	4.	Pachon
30. Joannes II. الحبيس	11 „	23 „	506—517	†	27.	Pachon
31. Dioskoros II..	2 „	146 „	517—519	†	17.	Paophi
32. Timotheos III.	17 „	116 „	519—537	†	13.	Mesore
33. Theodosios I.	31 „	135 „	537—568			Payni
34. Petros IV.	1 „	362 „	568—570	†	28.	Payni
35. Damianos	35 „	358 „	571—607	†	18.	Payni
36. Anastasios	12 „	190 „	607—619	†	22.	Choiak
37. Andronikos	6 „	16 „	619—626	†	8.	Tybi
38. Beniamên I.	39 „	— „	626—665	†	8.	Tybi

Die beiden Parteien verfolgten einander mit tödlichem Hasse und hatten in dem verderblichen Kampfe, dessen Schauplatz mehr und mehr Unterägypten wurde, abwechselnd die Oberhand. Nach einem Blutbade, welches zu Justinian's Zeiten unter den Kopten angerichtet wurde, mußte sich der jakobitische Patriarch in die entlegenen, noch immer blühenden Klöster von Nitria zurückziehen, in denen damals die nordägyptische Literatur zur Entfaltung gekommen zu sein scheint. Unter dem Patriarchen Anastasios verloren dagegen die Melikiten alle Kirchen. Tod und Verwüstung brachte kurz vor der arabischen Eroberung die kurze Herrschaft der Perser unter Chosroes II. Parwîz über die ägyptischen Christen[35]); aber diese Leiden waren kaum schlimmer, als was die Kopten unter ihrem 38. Patriarchen, der zehn Jahre lang von seinem Stuhle nach Oberägypten flüchten mußte, von den Byzantinern zu dulden hatten. Nachdem es Heraklius gelungen war, die Perser zu vertreiben, erschien (nach der Angabe Ibn Râhib's) am 12. Payni 357 d. M., d. i. am 6. Juni 641, ʿAmr ibn El-ʿâß in Aegypten, dem sich der Statthalter Muqauqis sogleich unterwarf und den die Kopten gewissermaßen als ihren Erlöser begrüßten.

Während der nun folgenden fast 900jährigen Herrschaft der arabischen Emire und Khalifen und der Mamlukenkönige haben die Kopten die folgenden 56 Patriarchen gehabt:

39. Agathos aus Mariût	16 Jahre	273 Tage	665—681	†		Paophi
40. Joannes III. aus Samannûd . . .	8 „	55 „	681—689	†	1.	Choiak

CCIII (Zoëga, Catal. p. 379—502), CCVIII.—CCXIII. (Z. 517), CCXLVI.—CCXLVII. (Z. 587), CCC.—CCCIII. (Z. 636), vielleicht auch CCXXXVI.—CCXXXVIII. (Z. 571); ferner Mingarelli p. 78 (cf. 529), 314 und 321, sowie ein pariser Manuscript (Devéria no. 3). Einen Brief an die Gemeinde von Psoi edirte Revillout, Mémoire sur les Blemmyes p. 412—3 aus dem Borgianischen Codex CLXXXVIII. Die boheirische Uebersetzung eines Stückes von Sinuthios: ⲟⲩⲗⲟⲅⲟⲥ ⲛ̀ⲧⲉ ⲁⲃⲃⲁ ϣⲉⲛⲟⲩϯ ⲉⲧⲟⲩⲱϣ ⲛ̄ⲃ̄ ⲛ̄ⲅ̄ ⲛ̄ⲇ̄ ⲛ̄ⲉ̄ erwähnt St. Ev. Assemani, Bibliothecae mediceae catal. p. XXXIX. 32) Zoega CLXXXII. und III. p. 377 sahidisch und boheirisch im Cod. XXVI. p. 33 fg. Johannes piamše der Anachoret von Lycopolis war ein Zeitgenosse Schenutes (Z. 140), nicht ist er derselbe (wie Georgi, Fragm. p. CLXIII. meint). 33) Vgl. Mingarelli, Aegyptiorum codicum Reliquiae p. 269. 275: nai ne nlogothetês m peimêêše m monaχos. 34) Andere Vermuthungen über den Ursprung des Namens Jakobiten gibt Maqrîzî, Geschichte der Kopten S. 41, edirt von Wüstenfeld. — Die lateinische Form Jacobini findet sich bei A. Mai, Scriptorum veterum nova collectio e codicibus edita (Rom 1831) V. 2, 175. 35) In jener Zeit lebte der Bischof Pisente in Koptos, dessen Leben uns boheirisch erhalten ist (Zoëga, Cat. p. 41 fg.). Im Louvre befinden sich eigenhändige Schriften dieses Bischofs, welche in seinem Grabe im Kloster Pesenti gefunden sind. Vgl. Comptes rendus de l'académie des inscriptions, 1870, p. 322 fg.

41. Isaak I.	2 Jahre	336 Tage	689—692	† 2. Athyr
42. Simeon I. der Syrer	7 „	262 „	692—700	† 24. Epiphi
(Vacanz:	3 „	280 „)		
43. Alexandros II. aus Bene	24 „	283 „	704—729	† 7. Mechir
44. Kosma I. aus Bene	1 „	143 „	729—730	† 30. Payni
45. Theodôros I.	11 „	222 „	730—742	† 7. Mechir
	(1 „	225 „)		
46. Michaêl (Chaêl) I.	23 „	180 „	743—767	† 16. Phamen.
47. Mêna I.	8 „	320 „	767—776	† 30. Tybi
	(— „	350 „)		
48. Joannes IV. aus Bene	22 „	1 „	777—799	† 16. Tybi
	(— „	15 „)		
49. Markos II. aus Alexandria	20 „	81 „	799—819	† 22. Pharm.
50. Jakôbos	10 „	298 „	819—830	† 14. Mechir
51. Simeon II.	— „	234 „	830—830	† 3. Paophi
	(1 „	47 „)		
52. Joseph aus Manûf el-a'lâ	17 „	338 „	831—849	† 23. Paophi
	(— „	30 „)		
53. Michaêl (Chaêl) II.	1 „	149 „	849—851	† 22. Pharm.
	(— „	81 „)		
54. Kosma II. aus Samannûd	7 „	133 „	851—858	† 21. Athyr
	(— „	51 „)		
55. Sinuthios I. aus Batnûn	11 „	— „	859—870	† 24. Pharm.
56. Michaêl (Chaêl) III.	25 „	39 „	870—895	† 21. Mechir
	(14 „	— „)		
57. Gabriêl I.	11 „	— „	909—920	† 21. Mechir
58. Kosma III.	12 „	12 „	920—932	† 3. Phamen.
59. Makarios I. aus Schubrâ	20 „	21 „	932—952	† 24. Phamen.
60. Theophanios aus Alexandrien	4 „	261 „	952—956	† 10. Choiak
61. Mêna II.	17 „	340 „	956—974	† 15. Athyr
	(1 „	— „)		
62. Abraam der Syrer (Ibn Zer'ah)	3 „	75 „	975—978	†
	(— „	61 „)		
63. Philotheos	24 „	226 „	978—1003	† 12. Athyr
	(— „	67 „)		
64. Zacharias aus Alexandrien	27 „	354 „	1004—1032	† 8. Tybi
	(— „	74 „)		
65. Sinuthios II. aus Tarrâneh	14 „	225 „	1032—1046	† 2. Athyr
	(1 „	248 „)		
66. Christodulos	29 „	259 „	1047—1077	† 14. Choiak
	(— „	72 „)		

Dieser Patriarch verlegte den Sitz des Patriarchats von Alexandrien nach Kairo, woselbst es sich bis heute befindet.

67. Kyrillos II. aus Aflâqeh	14 Jahre	206 Tage	1078—1092	† 12. Payni
	(— „	124 „)		
68. Michaêl IV. aus Sengâr (bei Nesteraweh)	9 „	229 „	1092—1102	† 30. Pachon
	(— „	167 „)		
69. Makarios II.	26 „	41 „	1103—1129	† 23. Choiak
	(2 „	25 „)		
70. Gabriêl II. (Abul'alâ Sâ'id ibn Tureik)	14 „	62 „	1131—1145	† 10. Pharm.
	(— „	90 „)		
71. Michaêl V. ibn Daqdûkî	— „	268 „	1145—1146	† 3. Pharm.
	(1 „	70 „)		
72. Joannes V. ibn Abulfath	18 „	326 „	1147—1166	† 4. Pachon
	(— „	43 „)		
73. Makarios III. Abulfarag ibn Zer'ah	22 „	205 „	1166—1189	† 6. Tybi
	(— „	27 „)		
74. Joannes VI. Abulmegd ibn Abugâlib	26 „	343 „	1189—1216	† 11. Tybi
	(19 „	160 „)		
75. Kyrillos III. ibn Laklak	7 „	269 „	1235—1243	† 14. Phamen.
	(7 „	206 „)		

76.	Athanasios IV. ibn Kuleil	11 Jahre 56 Tage	1250—1261	† 1. Tybi
77.	Gabriêl III. ibn Tureik	„ „	1268—1271	†
78.	Joannes VII. ibn Abisa'îd el-sukrî . .	29 „ 1 „	—1293	†
		(1 „ 45 „)		
79.	Theodosios II. ibn Zueil	6 „ — „	1294—1300	† 6. Tybi
		(— „ 60 „)		
80.	Joannes VIII. ibn Isaak el-qiddis . .	20 „ — „	1300—1320	† 4. Payni
		(— „ 120 „)		
81.	Joannes IX.	6½ „	1320—1327	† 2. Pharm.
		(— „ 43 „)		
82.	Beniamên II. aus Damaqrât	11 Jahre 7 Monate	1327—1339	† 11. Tybi

In der fast einjährigen Vacanz scheint ein Patriarch Sevêros gewählt worden zu sein, den eine koptische Handschrift der cyrillischen Liturgie an dieser Stelle einschaltet. Er scheint vor den Verfolgungen jener Zeit geflohen und in Theben alsbald gestorben zu sein.[36])

83.	Petros V. (Dauid)	8 Jahre 7 Mon. — T.	1340—1348	† 4. Epiphi
		(Vacanz 2 Mon. 4 Tage)		
84.	Markos IV. (Faragallah) aus Qaljûb .	14 Jahre 5½ M. — T.	1348—1363	† 6. Mechir
		(3 Monate 6 Tage)		
85.	Joannes X. el-šâmî.	6 Jahre 2 Mon. 8 T.	1363—1369	† 19. Epiphi
		(6 Monate)		
86.	Gabriêl IV. aus dem Kloster Moharraq	8 Jahre 3 Mon. 21 T.	1370—1378	† 2. Pachon
		(40 Tage)		
87.	Mattheos I. (el-kebîr)	30 Jahre 2 Mon. — T.	1378—1409	† 5. Tybi
		(4 Monate 3 Tage)		
88.	Gabriêl V.	Eingesetzt 26. Pharm.	1409—1427	† 8. Tybi
89.	Joannes XI. aus Maqs[37])	„ 16. Pachon	1427—1452	† 9. Pachon
90.	Mattheos II. el-ṣa'îdî	„ 13. Thoth	1452—1465	† 13. Thoth
91.	Gabriêl VI. el-'arabâwi	„ 15. Mechir	1466—1474	† 19. Choiak
92.	Michaêl IV. aus Samalût	„ 13. Mechir	1477—1478	† 16. Mechir
93.	Joannes XII. aus Naqqâdah	„ 23. Pharm.	1480—1482	† 7. Thoth
94.	Joannes XIII. ibn El-misri aus Sandafâ	„ 15. Mechir	1483—1524	† 11. Mechir

Die Geschichte der Kopten unter der arabischen Herrschaft ist eine wenig erfreuliche. Hatte es geschienen, daß ihr Verhältniß durch die Invasion sich zu ihren Gunsten geändert hätte, so wurden sie doch bald inne, daß die neuen Herren schlimmer waren als die verhaßten Byzantiner. Wie oft haben ungerechte und habgierige muslimische Machthaber die Kopten gemishandelt und gedemüthigt, ihre Patriarchen gefoltert und gebrandschatzt, ihre Klöster geplündert und ihre Kirchen zerstört! Im Anfange des 8. Jahrh. mußte jeder Kopte eine Legitimation bei sich führen[38]), den Mönchen ward mit eisernem Stempel ein Zeichen auf die Hand gebrannt, und wer ohne dieses Brandmal betroffen wurde, dem wurde die Hand abgehauen. Der Beistand, welchen der König von Nubien Kyriakos 745 dem vielgeplagten Patriarchen Chaël leistete[39]), und manche Empörungen, wie die des Joannes von Samannûd 749 n. Chr., konnten diese Bedrückungen nicht mildern, und als die Bewohner des östlichen Deltas, die hartnäckigen Baschmûrer, sich 831 zum zweiten mal auflehnten, wurden sie fast vollständig ausgerottet und ihre Frauen und Kinder verkauft.[40]) Zum offenen Krieg konnten sich die Kopten

36) In einem altägyptischen Grabe in 'Abdelqurnah in Theben fand ich folgende koptische Inschrift angeschrieben: Pmannkotk m patriarχês Seuêros, šlêl ezôi naiate! („Die Ruhestätte des Patriarchen Severos — betet für mich, meine Väter!") Vgl. darüber Aegypt. Zeitschr. 1885, S. 98. 37) Vansleb, Histoire p. 329 „de Maks", Ibn Râhib hat unrichtig يوانس بالمقسم بالقاهرة. Die arabische Form يوأنس oder يونس entspricht übrigens dem boheirischen ΙШΑΝΝΗC und ist nicht Iûnus zu lesen, wie man gemeint hat. 38) Es sind uns ähnliche arabische und koptische Schriftstücke erhalten; vgl. Journal des Savants 1825, S. 463; Revillout, Papyrus coptes p. 103 fg.

39) Das Ereigniß wird sehr übertrieben und mit Widersprüchen erzählt; die hier gegebene Jahreszahl ist die des Ibn Râhib, Manuscr. p. 395. Vgl. Renaudot, Historia p. 222 fg. Die muslimischen Schriftsteller wissen nichts davon. 40) An eine buchstäblich vollständige Ausrottung ist nicht zu denken, da noch unter dem 73. Patriarchen berichtet wird, daß Markos ibn Qanbar mit vielen Baschâmireh zu den Melikiten übergetreten sei (Ibn Râbib, Manuscr. p. 117; Le Quien, Or. christ. II, p. XIX). Die nähern Umstände über die Aufstände der Baschmûrer hat Quatremère, Recherches sur l'Égypte, p. 152, mitgetheilt. Es ist bemerkenswerth, daß der Name „Melikiten" noch heute mit manchen Oertlichkeiten im Buschmûr verbunden ist.

seit jener Zeit nicht mehr erheben, und wenn sie versuchten, sich an den Muslimen durch List und Trug zu rächen oder durch ihren Hochmuth und ihren Starrsinn Aergerniß erregten, so wurden sie durch immer neue Lasten und Demüthigungen bestraft. Fast unerträglich waren die Tribulationen unter Mutawekkil (um 850) und die Drangsale, welche der 55. und 56. Patriarch durch Ahmed ibn Tulun (867—883) erfuhren. Aber die schwerste Bedrückung erlitten die Kopten 1012 unter dem grausamen Khalifen El-Hâkim, der ihnen ein Narrenkleid anzog und ein 5 Pfund schweres hölzernes Kreuz um den Hals hängte; Kirchen und Klöster wurden unter ihm zu Hunderten beraubt und verwüstet. Damals traten viele Kopten zum Islam über. Wieder äußerst heftig waren die Verfolgungen, welche die jakobitische Kirche unter ihrem 78., 80. und 81. Patriarchen zu erdulden hatte. Im J. 1321 wurden aufs neue sämmtliche Kirchen zerstört und ebenso 1354—55, worauf der Uebertritt zum Islam sich im weitesten Umfange wiederholte. So hat sich der größte Theil der Kopten allmählich mit den Arabern vermischt.

Wie Tugend und Tüchtigkeit nur im Lichte der Freiheit und unter dem Schatten der Gerechtigkeit gedeihen können, so haben auch jene leidensreichen Zeiten nur dazu gedient, die Kopten einzuschüchtern, abzustumpfen, zu verhärten, zu verdüstern und zu verbittern. Wie gar wenige Patriarchen, von denen ihre eigenen Geschichtschreiber berichten, daß sie ein musterhafter Lebenswandel ausgezeichnet habe! Häufiger erfahren wir von lasterhaften; mehrere unter ihnen, wie der 56., 57., 63., 65., 75., werden offen der Simonie beschuldigt; aus *χειροτονία* ward شرطونية „Simonie".[41]) Der 60. Patriarch ward ertränkt, der 62. vergiftet. Der 77. und der 78. werden zu gleicher Zeit gewählt[42]), und so fehlt es nicht an einem Schisma innerhalb der koptischen Kirche selbst. Auch was die Kopten an eigenartiger Bildung und Literatur besitzen, ward unter solchen Verhältnissen mehr und mehr vernachlässigt; in oberägyptischen Contracten des 8. und 9. Jahrh. begegnen wir Priestern, welche als Zeugen ihren Namen nicht zu schreiben vermögen.[43]) Die Schriftsprache ward allmählich die arabische; schon Abba Seuêros[44]) bedient sich derselben im 10. Jahrh. Manche Patriarchen haben sich bemüht, die Kirche zu reformiren: Christodulos erließ 1048 Verordnungen zur Kirchenzucht; nach ihm stellte Gabriel II. 30 Canones auf, und endlich erneuerte Kyrillos III. 1238, von den Bischöfen gedrängt, umfängliche Bestimmungen über das kirchliche und bürgerliche Recht.[45]) Im 13. Jahrh. sind die großen arabischen Sammlungen der Canones entstanden, welche die Lehre der jakobitischen Kirche in den Aussprüchen der Apostel nach den verschiedenen Fassungen, in den Bestimmungen der Concilien, in den Verordnungen des Athanasios, in den zehn Canones des Bischofs Michaêl von Damiette, in denen des Christobulos, Gabriel II. und Kyrillos III. zusammenfassen.[46]) Der obengenannte Abu Ishak Ibn ʿAssâl[47]), sein Bruder Safi-elfadâ'el Ibn ʿAssâl[48]) und Faragallah El-ichmîmî haben die wichtigsten Werke geliefert, in denen die Lehre der jakobitischen Kirche festgestellt ist. Auch der mehrgenannte Chronolog Abu-Sâkir Ibn Râhib lebte als Diakon an der Moʿallaqah in Kairo im 13. Jahrh.[49]), während die gleichfalls berühmten Lehrer der jakobitischen Kirche Abulbarakât Ibn Kibr[50]) und Joannes ibn Abi-Zacharia genannt Ibn Sabaa[51]) dem folgenden angehören. In dem Maße, wie das Verständniß der alten Literatur verloren ging, mehrten sich die arabischen Uebersetzungen, und seit dem 10. Jahrh. hatte man die koptische Sprache zu lehren begonnen. Einige Aufmerksamkeit wandte man noch der Liturgie und den kirchlichen Büchern zu; 1416 ordnete Gabriêl V. das Passahbuch (kitâb elbashah), welches noch heute im Gebrauche ist.[52]) Ziemlich um dieselbe Zeit übersetzte Michaêl der Bischof von Melîg das Synaxarium oder Martyrologium[53]), in welchem die Heiligenlegenden nach Tagen und Monaten geordnet sind, und schrieb ein Werk über Secten (elbedʿah).[54]) Auch Andachtsbücher entstanden in jener Zeit[55]). Die koptische Sprache war schon fast

41) Renaudot, Liturgiarum orientalium collectio I, 380. 42) Zuerst regierte Joannes 6½ Jahre, dann Gabriel III. 2 Jahre, und darauf wiederum Joannes 22 Jahre. 43) Vgl. Aegypt. Zeitschrift 1875, S. 142 und 1884, S. 152. 44) Außer der Patriarchengeschichte hat er 25 Tractate meist dogmatischen Inhalts verfaßt, einen gegen die Juden, einen gegen Saʿîd ibn Batrik u. s. w. Sie werden erwähnt im Leben des Patriarchen Philotheos (St. Ev. Assemani, Bibliothecae mediceae Laurentianae et Palatinae codicum mms. orientalium catalogus, Florentiae 1742, p. 412). Vgl. J. S. Assemani, Bibliotheca orientalis III, 573: Renaudot, Historia p. 368 und Vansleb, Histoire p. 331; Elmacini historia p. 246.

45) Vgl. Renaudot, Historia p. 582 fg. 46) Vgl. die zweibändige Handschrift im Vatican bei Assemani, Biblotheca orient. I, 619. 47) Von ihm besitzt man einen auch ins Geʿez übersetzten Nomokanon in zwei Büchern zu 22 und 29 Kapiteln und die Grundsätze des Glaubens in 70 Kapiteln. (Vgl. Renaudot, Hist. p. 596; Assemani, Bibl. orient. I, 623.) 48) Vgl. Renaudot, Hist. p. 585. 49) Man kennt von ihm noch eine Schrift über die Gottheit Christi, elnešu, 50 Fragen über kanonisches Recht aus dem Jahre 998 d. M. in der Handschrift des Verfassers (Assemani, Bibl. orient. I, 626) und eine grammatische muqaddimeh aus dem J. 980 d. M. (Berl. manuscr. orient. quart. 518, p. 55—128). 50) Derselbe Ibn Kibr ist der Verfasser des sachlich geordneten Wörterbuches el-sullam. 51) Er ist der Verfasser des von Vansleb vielbenutzten Werkes el-gauharah el-nafîseh fî ʿilm el-kenîseh in 113 Kapiteln, wie ich aus Assemani, Bibl. orient. 2, 517 entnehme. 52) Renaudot, Historia p. 610 fg. Ibn Râhib schreibt dies irrthümlich Gabriêl III., Vansleb (Hist. p. 62) Gabriêl II. zu. 53) Vgl. J. S. Assemani, Bibl. orient. clem. vat. 1, 624; A. Mai, Scr. vat. nova coll. 3, 92 fg. und St. Ev. Assemani, Bibliothecae mediceae catalogus p. 164—187. Ein Theil des Werkes, Hatûr bis Amschîr, befindet sich in dem berliner Mscr. orient. fol. 565. Wüstenfeld hat dieses Werk übersetzt: Synaxarium oder Heiligenkalender der koptischen Christen (Gotha 1879). Vgl. Nilles in der Zeitschrift für kathol. Theol. (1880), S. 113 fg. 54) Vansleb, Histoire p. 333. 55) Genannt seien Raudet elferîd waselwet elwahîd von Simeon ibn Makâra Habîs (Assemani, Bibl. orient. 1, 626) und „Das Paradies" von Abdallah Abulfarag ibn Eltîbî (ebendas. 1, 621).

gänzlich auf den kirchlichen Gebrauch beschränkt, die Literatur nur noch durch Uebersetzungen zugänglich.

Im J. 1517 wurde Aegypten osmanisch; die Reihenfolge der Patriarchen nach dieser Zeit ist nach der kaiserlichen Handschrift die folgende:

95. Gabriêl VII. (Raphaêl) . . .	Eingesetzt 4. Paophi	1525—1568	† 29. Paophi
96. Joannes XIV. aus Manfalût . . .	„ 22. Pharm.	1573—1588	† 3. Epagom.
97. Gabriêl VIII. (Schenûdeh) aus Menbîr[56]	„ 16. Payni	1590—	
98. Markos V. aus Bajâdijeh	„	1602—1618	
99. Joannes XV. Melebenitês (Mellawî) .	„ 10 Jahre		
100. Mattheos III. aus Tûch	„	um 1637	
101. Markos VI. aus Bahgûr	„ 10 Jahre		
102. Mattheos IV. (Girgis) aus Mîr . .	„	1660—1675	† 16. Mesore
103. Joannes XVI. aus Tûch	„ 12. Phamen.	1676—1718	† 10. Payni
104. Petros VI. (Mergân) aus Sijût . .	„ 15. Mesore	1718—1726	† 26. Phamen.
105. Joannes XVII. Elmîlawânî	„ 6. Tybi	1726—1745	† 13. Pharm.
106. Markos VI. (Simeon)	„ 24. Pachon	1745—1769	† 12. Pachon
107. Petros VII. (Joseph)	„ 15. Paophi	1769—1796	† 2. Payni
108. Markos VIII. (Joannes)	„ 28. Thoth	1796—1809	† 13. Choiak
109. Petros VIII.	„ 16. Choiak	1809—1854	
110. Kyrillos IV.		—1861	
111. Demetrios II.		—1870	
112. Kyrillos V. (Markos)[57]			

Unter der türkischen Herrschaft konnten die Kopten ziemlich unbehelligt neben den Muslimen ihre christlichen Culte ausüben. Doch hatte sich die Zahl der jakobitischen Christen sowie die ihrer Kirchen und Klöster ganz gewaltig vermindert und Proselyten machte der Islam unter ihnen fortwährend. Ein eigentliches Leben war in dieser Kirche nicht mehr. Mehrere Päpste suchten durch Gesandtschaften auf die Patriarchen der Kopten einzuwirken: wie einst der Papst Eugenius IV. mit Joannes XI. in Berührung gekommen war, so traten nun Pius IV. 1561 mit Gabriêl VII., Gregor XIII. mit Joannes XIV., Sixtus V. mit Gabriêl VIII., Urban VIII. mit Mattheos III. und Clemens XI. mit Joannes XVI. in Unterhandlung[58]; aber einen Erfolg haben diese Vermittelungsversuche nicht gehabt, außer daß unter dem letzterwähnten Papste koptische Zöglinge in die Propaganda zu Rom aufgenommen wurden.

Ueber die heutigen Zustände der Kopten sind wir durch Lane am zuverlässigsten unterrichtet worden.[59]) Nach seiner Angabe beträgt ihre Zahl kaum noch 150,000 Seelen; sie sind besonders in den Dörfern und namentlich im Faijum stark verbreitet. Ihr Typus ist im allgemeinen von dem der muslimischen Aegypter kaum zu unterscheiden; sie haben eine Hautfarbe, die vom Gelblichen bis ins Tiefbraune geht, schwarze glänzende Augen, eine in der Regel gerade und an der Spitze gerundete Nase und dicke Lippen; ihre Statur ist die mittlere. Am Arme zeigen sie dem Europäer gern ein blautätowirtes Kreuz. Sie tragen, namentlich in den Städten, einen schwarzen oder dunkelbraunen[60]), auch wol grauen oder halbbraunen Turban; die Frauen sind wie die muslimischen verschleiert, die vornehmen in der Regel schwarz. Sie sind geistig wohlbegabt und wurden von jeher vielfach als Rechnungsführer, Schreiber oder sonstige Beamte verwendet, daher auch wol schlechthin mo'allim (Lehrer, Meister) genannt. Auch mit Handel und dem feinen Handwerke befassen sie sich gern, auf dem Lande mit Ackerbau. Vom Militärdienste sind sie durch eine besondere Abgabe (gizjeh) befreit. Viele unter ihnen sind wohlhabend. Ihr Charakter hat, namentlich im Vergleich zu dem der Muslimen in Aegypten, wenig Ansprechendes; sie sind scheu, düster, unlustig, betrügerisch, treulos, heuchlerisch, geldgierig, kriechend, herrschsüchtig und hochmüthig. Auch Trunkenbolde finden sich unter ihnen.

Es ist mehrfach bemerkt worden, daß sich unter den Kopten noch einzelne Gebräuche aus der heidnischen Vorzeit der Aegypter erhalten haben. Dazu gehört besonders die Beschneidung, die sie ziemlich allgemein anwenden — nicht nur das περιτέμνειν der Knaben im Alter von 7—8 Jahren, sondern auch regelmäßig das τὰ θήλεα ἐκτέμνειν (arab. ar-ur, عُرْعُرَة).[61]) Weiter erinnern

56) Bei seinem Antritte bestand große Uneinigkeit unter den Kopten. Sie wählten vier Patriarchen und entsetzten ihn, doch kehrte er unter dem Sultan Murâd auf den Bischofsstuhl zurück. Berliner Manuscr. orient. fol. 434, p. 430. 57) Nr. 110—111 finden sich bei Lüttke, Aegyptens neue Zeit 2, 342. Als 112 führt derselbe den Patriarchatsverweser Markos an, der nach längerer Vacanz Patriarch wurde, vermuthlich unter dem Namen Kyrillos. Denn so hieß der Kirchenfürst bei meiner letzten Anwesenheit in Aegypten 1881. 58) Vgl. J. S. Assemani, Della nazione dei Copti e della validità del sacramento dell' ordine presso loro, in A. Mai, Script. vet. nov. coll. V, 2, 175 fg. 59) Manners and customs of the modern Egyptians 2, 273—302. Vgl. Lüttke, Aegyptens neue Zeit (Leipzig 1873), 1, 23 fg.; 2, 334—378.

60) Ein blauer Turban ward den Kopten 1301 vorgeschrieben. 61) Die Beschneidung ist keine religiöse Handlung

der Besuch der Kirchhöfe an einigen Festen und das damit verbundene Sühnopfer an die Sitte der alten Aegypter; sie pflegen dabei einen Büffel oder ein Schaf zu schlachten, um Arme zu beschenken. Auch die Sitte der Klageweiber, welche ihre Todten drei Tage lang und wieder am 7. und 14. Tage beklagen, ist eine althergebrachte. Daß sie sich meist des Schweinefleisches enthalten, hat seinen Grund wol eher in Verhältnissen des Klimas. Im Aberglauben des Volks ist manches offenbar aus uralter Zeit überliefert, was sich auch den muslimischen Aegyptern mitgetheilt hat, namentlich in der Heilkunst. Einen argen Unfug treiben sie mit Amuleten; kranken Kindern pflegen die Mütter lebendig eingewickelte Scarabäen umzuhängen. Manche alte Gebräuche sind nach und nach außer Uebung gekommen, namentlich auch das Märtyrerfest ('îd el-šahîd) am 8. Pachon, von dem die arabischen Geschichtsschreiber erzählen.[62])

Die Kopten haben die jakobitische Kirche unverändert in der Verfassung und in der Lehre erhalten, welche in den Canones ihrer Kirchenlehrer niedergelegt sind.[63]) Der Patriarch von Alexandrien hat darüber zu wachen, daß hieran nichts geändert werde. Seine Diöcese umfaßte vormals ein weites Gebiet, wie aus seinem amtlichen Titel hervorgeht: „Der heilige Vater, der große Erzbischof der Stadt Alexandria und Fostat-Babylon und der Nomen Aegyptens, der Thebais und der thebaischen Pentapolis, der afrikanischen Pentapolis und der habessinischen Länder und der Axumiten, endlich Nubiens, Makuris und des obern Landes".[64]) Von den hier genannten zu seiner Jurisdiction gehörigen Ländern hat der Patriarch von Alexandrien Nubien und Makuris, das bald melikitisch und darauf muslimisch wurde[65]), und die Verberei[66]) schon im Anfange des 13. Jahrh. verloren; auch die kleine jakobitische Gemeinde auf der Insel Cypern ist nach der türkischen Eroberung erloschen. Aber noch untersteht ihm das unter Athanasios I. bekehrte christliche Aethiopien oder Habesch, dessen in Gondar residirenden Metropolitân (muṭrân, abuna) er ernennt.[67]) In Aegypten hatte einst jede Stadt einen Bischof, wie denn eine alte Handschrift 95 Bischofssitze aufzählt[68]); im 17. Jahrh. gab es deren noch 17, nämlich Naqqâdah, Girgeh, Abutîg, Sijût, Manfalût, Qosqam, Melaweh, Behneseh, Atfîh, Tahâ und Eschmunein, Faijûm, Bilbeis, Manṣûrah, Damiette, Menûf, Boheireh und Alexandrien; dann gingen noch 2 ein, und heute sind es noch 12. Der Patriarch (baṭrak), der vor dem Schisma nur Archiepiskopos hieß, wurde früher durch 12 Bischöfe gewählt, jetzt wird er meist aus den Mönchen des Klosters des Antonios ausgeloſt, wenn er nicht etwa von seinem Vorgänger ernannt worden ist. Der Getroffene hat die Würde des Patriarchen immer ungern auf sich genommen; oftmals wurde er in Ketten zur Stelle gebracht. Er muß unverheirathet sein und Koptisch und Arabisch lesen und schreiben können. Seine Würde verurtheilt ihn zur äußersten Enthaltsamkeit; er ißt niemals Fleisch und lebt fast nur von freiwilligen Gaben. Seine Kleidung ist genau vorgeschrieben: durch das Pallin (arab. bellin), eine Schärpe am Halse, und durch eine Art Krone, die aus breitem Bande über den Turban geschlungen ist, unterscheidet er sich von den Bischöfen. Auch trägt er einen Krückenstab aus Ebenholz. Es wird ihm mit vieler Ehrfurcht begegnet. Er ist der Oberhirt und bei außerordentlichen Gelegenheiten verrichtet er die Handlungen des Bischofs.

Die koptische Hierarchie zählt 7 Stufen[69]): 1) der Anagnôstes oder Vorleser; 2) der Hypodiakonos, der den Diakonen Hülfe zu leisten hat; 3) der Diakonos (arab. šemmâs), der Gehülfe des Bischofs; 4) der Archidiakonos, der den kirchlichen Dienst im Einzelnen ordnet; 5) der Presbyter (qasîs) oder Priester; 6) der Erzpriester (qummuṣ) oder Hegumenos; 7) der Episkopos (usquf) oder Bischof, über dem der Metropolitan[70]) und der Patriarch stehen. Zu diesen Dienern der Kirche kommen noch die beiden untergeordneten: der Cantor oder Vorsänger (psalmodistes) und der Küster oder Sacristan (arab. qaijim).

Die erforderliche Vorbildung gewinnen die koptischen Priester aus den arabischen Werken über die Lehre ihrer Kirche und aus solchen koptischen Handbüchern, welche neben dem Koptischen die arabische Uebersetzung enthalten. In ihren Knabenschulen, die den muslimischen ganz ähn-

---

bei den Kopten; sie sollen diese Sitte vielmehr von den Ismaelitern empfangen haben (Vansleb, Histoire p. 78); Ludolf, Comment. ad hist. aethiop. p. 272 fg.). Sie wurde auch keineswegs immer gefordert: einen vom 52. Patriarchen ernannten Metropolitan wollten die in dieser Hinsicht strengen Habessinier nicht annehmen, weil er nicht beschnitten war (Renaudot, Historia p. 286).

62) Maqrîzî, Chiṭaṭ 1, 68. 63) Ueber die jakobitische Kirche handelt Joseph Abudacn [ein Pseudonym: Joseph der Bärtige], Historia Jacobitorum seu Coptorum in Aegypto, Libya, Nubia, Aethiopia tota et parte Cypri insulae habitantium. Oxonii 1675. (Wiederholt: Lübeck 1733; Lugd. Bat. 1740; ins Englische übersetzt von E. S. Bart, 2d ed. London 1693); Trommler, Abbildung der jakobitischen Kirche, Jena 1749; und eingehender J. M. Vansleb, Histoire de l'Eglise d'Alexandrie fondée par S. Marc, Paris 1677; auch Euſ. Renaudot, De patriarcha Alexandrino in der Liturgiarum orientalium collectio 1, 365--466. Vgl. S. C. Malan, Original documents of the coptic church. London 1872—1875. Ueber die neuesten Zustände berichten Lane l. l., und M. Lüttke, (Aegyptens neue Zeit 2, 334—378) nach Angaben von Missionären 64) Renaudot, Liturg. orient. 1, 370 fg. 65) Von den Bewohnern von Aloah und Muqurrah sagt Elmusabbihî (gest. 1029) in seinem ta'rîch Miṣr: „sie sind jakobitische Christen und lesen das Evangelium in der Sprache der Melikiten الملكانية d. h. in der griechischen, denn sie haben keine Uebersetzung." Berl. msc. orient. Sprenger 12, S. 289. Ueber die Bisthümer von Nubien vgl. Vansleb, Histoire p. 29 fg.; Renaudot, Liturg. orient. 1, 373. 440.

66) Die Bischofssitze in Libya, Pentapolis und Marmarica siehe bei Le Quien, Oriens christianus 2, 618. 631. 67) Ueber die äthiopische Kirche vgl. Le Quien, Oriens christianus 2, 640 fg. und Ludolf l. l. 68) Vansleb, Histoire p. 17 fg.; Renaudot, Liturg. orient. 1, 445 fg. 69) Nach Vansleb, Histoire; J. S. Assemani, Nova collectio V, 2, 187 zählt 10 Stufen. 70) Außer dem Metropolitan von Aethiopien und dem in Jerusalem gab es früher einen Metropolitan von Damiette.

lich sind, beschränkt sich der koptische Unterricht auf das Lesen und Auswendiglernen von Bibelstücken und Gebeten. Von den biblischen Büchern sind das Neue Testament und der Psalter am meisten, auch in den europäischen Drucken, unter ihnen verbreitet. Aus den arabischen Uebersetzungen haben sich einige ein geringes empirisches Verständniß der alten Sprache angeeignet[71]). Die liturgischen Bücher, welche sie bei den verschiedenen kirchlichen Handlungen benutzen, sind die folgenden, theilweise in Rom durch Tuchi veröffentlichten: 1) das Missale', die Liturgien der koptischen Kirche und die Anaphoren des Basilius, Gregorius und Cyrillus (Rom 1836)[72]); 2) das Rituale, die Agende für Taufe, Trauung, Bestattung u. s. w. (Rom 1763); 3) das Pontificale, die Ordinationen der Geistlichen[73]) und die Einkleidung der Mönche (Rom 1761); 4) das Euchologium (Schulegi), das Meßbuch für besondere Feiern (Rom 1762); 5) das Antiphonarium oder *Δεῖπναρ* (Difnâri, Defnâr)[74]), Hymnen auf die Heiligen und Märtyrer nach Tagen und Monaten; 6) die Psalmodie oder die Psalien nebst den Theotokien zum Lobe der Jungfrau Maria (Rom 1764)[75]); 7) das Passahbuch nebst einigen andern für die Fasten- und Osterzeit bestimmten Gebeten. Lectionarien ausgewählter biblischer Stücke (*τμήματα, μέρη, ἀναγνώσεις*) für die einzelnen Tage sind das Katameros[76]) und das Diurnum Alexandrinum (Rom 1750). Des von ihnen gleichfalls werthgeschätzten arabischen Martyrologiums habe ich schon oben gedacht.

Die Kopten haben 7 Sakramente: 1) die Taufe (el-tanṣir), die bei Knaben nach 40, bei Mädchen nach 80 Tagen in Gegenwart der Pathen (ašebîn) durch dreimaliges Untertauchen geschieht, während der Name dem Kinde schon am 7. Tage nach der Geburt beigelegt wird; 2) die Firmelung (el-tet'bît) und das heilige Chrisma (miron)[77]); 3) die Beichte (i'tirâ), bei der früher Geldbußen, jetzt nur Gebet und Prosternation auferlegt werden; 4) die Eucharistie (el qorbân, el seijâdeh), bei der mit Wein befeuchtete runde Kuchen gereicht werden; 5) die Ordination (el kahanût); 6) die Ehe (zawâg), deren Trennung ähnlich wie bei den Muslimen durch Ehebruch oder andere Laster der Frau begründet wird; 7) die letzte Oelung (zeit elqandil oder elmarâḍî), die jedoch nur selten beobachtet wird[78]).

Die Kopten haben 7 große Feste ('îd), nämlich 1) el-mîlâd, Weihnachten, am 29. Choiak in der Nacht; 2) el-ġitâs, Christi Taufe, am 11. Tybi in der Nacht, 3) el-bišârah, die Verkündigung Mariä, am 29. Phamenoth; 4) elša'ânîn, Palmsonntag; 5) el-qijâmah oder 'îd el-kebîr, Ostern, in der Nacht; 6) el-ṣo'ûd, Himmelfahrt; 7) el 'anṣarah, weißer Sonntag. Dazu kommen kleinere Feste: 8) chamîs el'ahd, Gründonnerstag mit der Fußwaschung; 9) sebt el-nûr, der folgende Sonnabend, in welchem im Grabe zu Jerusalem angeblich ein Licht erscheint; 10, 'îd el-rusul, das Apostelfest, am 5. Epiphi; 11) 'îd el-ṣalîb, die Erscheinung des Kreuzes am 17. Thoth. Viele kleinere Fest- und Gedenktage werden nur noch wenig gefeiert.[79])

Wichtiger als die kirchliche Andacht erscheinen den Kopten die Fasten, deren sie so viele haben, daß sie sich fast 7 Monate im Jahre des Fleisches enthalten. Namentlich werden vier den großen Festtagen vorhergehende Fasten bei ihnen streng beobachtet: 1) el-ṣôm el-kebîr, welches ursprünglich 40 Tage dauerte, nun aber auf 55 Tage ausgedehnt ist, da das Fasten des Heraclius und das ninivitische in dasselbe eingeschlossen werden; 2) ṣôm elmîlâd vor Weihnachten, 40 tägig, jetzt wol nur im ganzen Monat Choiak, vom 66. Patriarchen eingeführt; 3) ṣôm elrusul von Himmelfahrt bis zum 5. Epiphi; 4) ṣôm el'adrâ 15 Tage vor Assumption der Jungfrau. An den Tagen vor Weihnachten und Epiphania dauert das Fasten bis zum Aufgang der Sterne; es heißt ⲡⲁⲣⲁⲙⲟⲛⲏ el-baramûn.[80]) Außerdem sind auch Mittwoch und Freitag Fastentage.[81])

Die Religion schreibt den Kopten 7 tägliche Gebete vor, die sie ziemlich allgemein, wie man sagt, verrichten, indem sie entweder einen Theil des Psalters oder ein siebenmaliges „Vaterunser" hersagen.[82]) Es ist ihnen ferner eine Wallfahrt nach Jerusalem geboten, die aber wol nur vermögende Leute ausführen. Außerdem verehren sie manche heilige Stätten, an welche sich die Erinnerung von Heiligen oder Märthyrern knüpft; so wallfahrtet man jährlich zur Kirche der Sitteh Gamian bei Damiette.

71) „Es widmen sich wol einige wenige unter ihnen dem Gelehrtenstande und fassen dann wol auch hier und da eine Schrift in koptischer Sprache ab." (Lüttke 1, 41.) Dazu ist niemand fähig, da die Gelehrtensprache der Kopten seit fast tausend Jahren das Arabische ist. Die drei Kopten, welche nach ihrer Vorbildung in Rom ein wirkliches Verständniß ihrer Literatur erlangt haben, sind Raphael Tuchi (gest. 1787), Markus Kabis und der Bischof Bschai. 72) Uebersetzt von Renaudot, Liturgiarum orientalium collectio 1, 1—52. 73) Die betreffenden Abschnitte übersetzte daraus J. S. Assemani, Nova collectio V, 2, 209 fg. 74) Lagarde, Orientalia I, p. 43; J. S. Assemani, Bibliotheca orientalis 2, 140. 143; Berl. msc. orient. oct. 331. 75) J. S. Assemani, Bibliotheca oriental. 2, 141; Lagarde, Orientalia I, p. 43. 76) Ueber solche *κατὰ μέρος*, قطمارس vgl. St. Ev. Assemani, Bibliothecae mediceae ms. orientalium catalogus (Florentiae 1742), p. 53 und p. XXXVIII; J. S. Assemani, Bibliotheca oriental. 2, 137 fg., Lagarde, Orientalia I, p. 5 fg. und Malan l. l. Ein Katameros für den Monat Payni befindet sich in Berlin, msc. orient. fol. 448. 77) Vgl. Ritus consecrationis chrismatis quem celebravit Gabriêl patriarcha in monasterio S. Macarii feria quinta majoris hebdomadae anno m. 849 (Assemani, Bibl. orient. 2, 517).

78) Ueber alles dieses ist Vansleb, Histoire p. 77 fg., ausführlich. 79) Vgl. Vansleb, Histoire p. 142 fg. Ein Festverzeichniß der katholischen Kopten von dem Bischofe Agapios Bschai ist mitgetheilt in der Zeitschrift für kathol. Theol. 1880, S. 185—189. Vgl. überhaupt Nilles, Kalendarium manuale utriusque ecclesiae orientalis et occidentalis (Innsbruck 1880). 80) Maqrîzî p. 88 übersetzt von Wüstenfeld schreibt: elbarmûlât. S. meine koptische Grammatik S. 6. 81) Vgl. Vansleb, Histoire p. 71 fg. 82) Diese Angabe Lane's 2, 283 stimmt mit den koptischen Canones wohl überein (vgl. Lagarde, Aegyptiaca p. 263 fg.; Tattam, Apostolical constitutions p. 80 fg.). Vgl. Vansleb, Histoire p. 65 fg. und das koptische Manuscript: „Horologium seu septem horae canonicae per hebdomadam. bei J. S. Assemani, Bibliotheca orientalis clem. vat. 2, 142; Schnurrer, Biblioth. arab. p. 231 fg.

Der Cultus der Jungfrau Maria wird bei den Kopten besonders hochgehalten.

Noch immer zahlreich sind die koptischen Kirchen in ganz Aegypten.[83] Die ältesten und merkwürdigsten sind die in den Klöstern von Alt-Kairo, die des Abba Mena, die des Abu Sefîn und des Abba Schenude, welche letztere ein großes Bildniß dieses Propheten enthält; ebendort befinden sich auch in dem alten Qasr-elšem'a oder Babylon die Kirchen des heiligen Sergios, der heiligen Barbâra und die über einer Grotte, in welcher angeblich die heilige Familie gerastet hat, erbaute Kirche Elmo'allâqah.[84] Eine andere sehr alte Kirche ist die im Hâret Zueileh in Kairo gelegene Marienkirche, mit welcher ein Nonnenkloster verbunden ist. Die Einrichtung der koptischen Kirchen, die immer versteckt und abseits liegen, ist gewöhnlich die nämliche. Sie sind im Stile der Basiliken[85] gehalten und zerfallen in 4 oder 5 Abtheilungen, die durch etwa 9 Fuß hohe Breterwände getrennt sind. In der Apsis liegt das Heikel oder Allerheiligste, welches durch eine mehr oder minder künstlerisch ausgeführte Holzwand und durch einen Vorhang abgeschlossen wird; der celebrirende Priester darf es betreten und nur Koptisch darf darin gelesen werden. In der Abtheilung vor dem Heikel mit dem Altare halten sich die Priester und die als Akoluthen oder Sänger und Musiker dienenden Knaben auf; außerdem ist vornehmen Gemeindemitgliedern der Zutritt gestattet. Der Raum vor diesem ist für die übrigen Männer und Frauen bestimmt, welche durch eine Holzwand getrennt bleiben. In einem Vorraume pflegt man die Schuhe abzulegen. Die Kirche empfängt nur wenig Licht von außen und wird durch Oellampen erleuchtet. An den Wänden bemerkt man Heiligenbilder, namentlich den St.-Georg, Theodoros, Antonios u. a., und auf dem Altare mitunter Packete mit Reliquien. Statt der Glocken, die zur Kirche rufen, bediente man sich sonst eines zwei Ellen langen Holzes, auf welches mit einem Hammer geschlagen wurde. Der Gottesdienst beginnt mit Tagesanbruch und dauert 3—4 Stunden, in denen viele Gebete und biblische Stücke, sowol in koptischer als in arabischer Sprache, verlesen werden und sehr häufig das Heilige Abendmahl gefeiert wird. Da sich die Zuhörer nicht setzen dürfen, so stützen sie sich meist auf Krücken; andere hocken. Die Pausen, welche der Priester läßt, werden durch musikalische Instrumente ausgefüllt, Cymbeln, Triangel und kleine Glocken. Sie haben eine Art Kirchengesang, der aus 8 Melodien oder ⲏⲭⲟⲥ (لحن, طرح) besteht. Dieselben sind den mitunter gereimten Liedern gewöhnlich vorgeschrieben und lauten: 1) Adam, 2) Bathos واطس, 3) Sengati, 4) die Melodie Kiyahk, 5) die Melodie Idribi („πλανιπρότερος“); 6) die Melodie des großen Fastens, 7) die Melodie „der Todten“ (βαρύς) und 8) das Epistasimon. In der Regel wenden sie jedoch nur die beiden ersten an, das Êchos Adam, welches heiter, und das Êchos Bathos, welches schwermüthig ist.[86] Die Luft ist während des Gottesdienstes mit Weihrauch angefüllt, indem der aus dem Heikel tretende Priester häufig ein Becken über die Menge zu schwenken pflegt. Die Würde des Gottesdienstes wird nicht selten durch das gleichgültige und andachtslose Benehmen einzelner in einer Weise verletzt, die selbst die lange Dauer desselben und die Lebhaftigkeit des orientalischen Charakters nicht entschuldigen können. Mögen nun die kirchlichen Handlungen auch noch so sehr als gedankenlose Förmlichkeiten erscheinen, so ist doch das Ganze hochalterthümlich. In der koptischen Kirche fühlt man sich um viele Jahrhunderte zurück den Anfängen des Christenthums ganz nahe gerückt.

Von den vielen Klöstern, welche sich ehemals an den Ufern des Nils von Kairo bis nach Esne aneinanderreihten, ist nur wenig übriggeblieben. In welchem Ansehen sie noch im 7—9. Jahrh. bei den Kopten standen, das hat man aus dem uns erhaltenen Chartular des thebaischen Klosters des Abba Phoibamon in Zême, an der Stätte der alten Memnonia, erkannt.[87] „Aber sie sind alle verschwunden", sagt Maqrîzî, „und in Vergessenheit gerathen, die einst so blühend waren, deren Mönche so zahlreich und deren Pfründen so ausgedehnt waren und denen man so viele Geschenke darbrachte." Indeß gewährt dieser Autor von 86 Klöstern, welche im 15. Jahrh. noch bestanden haben, nähere Nachricht.[88] Heute gibt es nur noch 7 eigentliche Klöster (deir), nämlich das Kloster des Antonios und das des Paulos, beide in der östlichen Wüste von el-'araba, ferner das Kloster Moharraq, am Gebel Qosqam bei Abutîg und vier an den Natronseen in Schiêt oder Schîhât: das syrische Kloster der Jungfrau, aus welchem viele und werthvolle syrische Manuscripte nach Europa gekommen sind, das Kloster der Jungfrau elbaramous, das des Pischôi und das des Makarios.[89] Sie sind alle sehr arm und schmuzig und ihre wenigen Insassen unwissend und träge; was sie an werthvollen Büchern besessen haben, hat man ihnen längst abgekauft. Indessen ist die Regel der Mönche streng; sie müssen allem entsagen und ihr Leben in Fasten und Gebet zubringen. Ihre Einkleidung erfolgt nach dreijähriger Prüfungszeit; sie tragen wollene Kleidung und am Turban einen wollenen Streifen, dazu das ⲥⲭⲏⲙⲁ asqîm, eine Art Scapulier und Symbol der Keuschheit. Den Vorsteher (proestôs, archimandritês, hêgumenos)

---

83) Die ältern zählt Maqrîzî p. 117 fg., übersetzt von Wüstenfeld, auf. 84) Eine Beschreibung gibt Lüttke, Aegyptens neue Zeit 2, 484 fg. 85) Manchmal hat man fremdartiges Baumaterial aus früherer Zeit benutzt. Im Hofe des Tempels von Medînet Habu in Theben liegen noch Säulen mit koptischen Inschriften, welche einstmals eine Kirche getragen haben.

86) Vansleb, Histoire p. 57 fg. 87) Diese Papyre befinden sich jetzt in Bulaq, Rom, London und Berlin zerstreut. Edirt ist eine Anzahl von Revillout (Papyrus coptes, Paris 1876), Ciasca (I papiri copti, Rom 1881) und Stern (Aegypt. Zeitschr. 1884, S. 140 fg.). Es sind Schenkungen, Verkäufe, Theilungen und Testamente. 88) Die Geschichte der Kopten S. 85 fg. übersetzt von Wüstenfeld. Eine eigene Geschichte der koptischen Klöster besitzt man von Abu Selâh in einer pariser Handschrift. Vgl. auch Assemani, Bibl. Naniana 1, 177 fg. 89) Vgl. Description de l'Égypte 12, '23 fg. und über das erstgenannte Brugsch, Reiseberichte aus Aegypten S. 14 fg.

ernennt der Bischof; es stehen ihm der Oekonom des Klosters und der Schatzmeister zur Seite. Die erwähnten 7 Klöster sind allein diejenigen, welche den Namen eines Klosters (ⲙⲟⲛⲁⲥⲧⲏⲣⲓⲟⲛ) verdienen; es werden aber noch viele andere Oerter heutzutage als Deir bezeichnet, die nichts sind und vielleicht schon lange nichts anderes waren als durch Mauern eingeschlossene kleine Dörfer mit einer Kirche. Dergleichen sind das Kloster am Gebel el-ṭeir, das weiße und das rothe Kloster zwischen Sôhâg und Achmîm (das erstere vormals dem Abba Sinuthios geweiht, der in der Nähe auf dem Berge von Athribis gelebt hat, das andere dem Abba Pischôi gehörig), ferner die Klöster in Naqqâdah, in Bûsch, ein sehr altes in Esne u. a. m. Diese sogenannten Klöster werden von Männern mit Frauen und Kindern bewohnt.

Es ist nicht zu leugnen, daß sich die Kirche und das Kloster, in welchen beiden sich die koptische Cultur darstellt, in fortschreitendem Verfalle befinden. Um den leeren Formen einen würdigen Inhalt zurückzugeben, haben sich in neuerer Zeit zu den katholischen Missionären protestantische, namentlich amerikanische, gesellt. Hoffen wir, daß solche Bestrebungen für die Kopten den erwünschten Erfolg haben. *(Ludw. Stern.)*

KOPTISCHE KIRCHE. Die koptischen Christen sind die Ueberreste der monophysitischen Kirche Aegyptens. Die Christianisirung Aegyptens wird auf den Evangelisten Markus zurückgeführt, welcher als erster Bischof von Alexandrien gilt. Die christliche Kirche Aegyptens kam rasch zu hoher Blüte, und das Patriarchat zu Alexandrien war nach Rom und Byzanz das einflußreichste. Aber unter Dioscorus (444—451) griff der Monophysitismus in Aegypten stark um sich. Die meisten ägyptischen Christen lehnten die Beschlüsse von Chalcedon (451) und die spätern Glaubensedicte der Kaiser ab, und nachdem der Patriarchenstuhl längere Zeit bald mit einem Orthodoxen, bald mit einem Monophysiten besetzt war, wurde seit 536 dem orthodoxen Patriarchen ein monophysitischer entgegengesetzt. Die orthodoxen oder katholischen Christen, als Anhänger des Kaisers (מֶלֶךְ) von ihren Gegnern „Melchiten" genannt, waren bedeutend in der Minderzahl (unter Kaiser Heraclius zählte man etwa 300,000 Melchiten gegenüber 5 bis 6 Millionen Kopten), hatten aber dennoch wegen des Bundes mit der Staatsgewalt die Macht in Händen. Wiederholt kam es zwischen beiden Parteien zu den blutigsten Kämpfen, und die Bedrückungen der byzantinischen Regierung waren so unerträglich, daß die Kopten die Eroberung Aegyptens durch die Araber (im J. 638) als eine Befreiung begrüßten, nach einigen Nachrichten sogar begünstigten. Anfangs behandelten auch die Araber die Kopten recht mild, während sie die Melchiten stark bedrückten. Später jedoch beobachteten sie dasselbe Verfahren gegen die Kopten. So befahl z. B. der Khalif Hakem (gest. 411 d. H.) den Christen, durch bestimmte Kleidung oder durch ein um den Hals zu tragendes Kreuz sich kenntlich zu machen, und legte ihnen schwere Abgaben auf. Im Anfange des 14. Jahrh. brach wieder eine besonders schwere Verfolgung über die Christen beider Richtungen herein, welche zahlreiche Uebertritte zum Islam zur Folge hatte. Es verdient im Hinblick auf diese fortgehenden Bedrückungen Anerkennung, daß so viele Kopten ihrem christlichen Glauben treu blieben. Die Verbindung mit dem jakobitischen Patriarchen zu Antiochien wurde immer aufrecht erhalten und nur vorübergehend durch Streitigkeiten getrübt. Im 11. Jahrh. ward zwischen Johannes X. Bar Susan, Patriarchen von Antiochien (gest. 1073), und Christodulos, Patriarchen von Alexandrien (gest. 1076), ein heftiger Streit geführt über die Frage, ob dem Abendmahlsbrote Salz und Oel beigemischt werden dürfe oder nicht. Im 12. Jahrh. widerstand der Patriarch Michael von Antiochien (gest. 1199) auf das entschiedenste den Bemühungen der Kopten, die Ohrenbeichte abzuschaffen.

Der Sitz des koptischen Patriarchen wurde unter dem Patriarchate des Christodulos (1045—76) von Alexandrien nach Alt-Kairo verlegt. Er hat die Jurisdiction über alle monophysitischen Christen in Aegypten, Abessinien, Nubien und der Berberei. Ihm unterstehen die Bisthümer: 1) Menufeyeh (Memphis, District Menuf), 2) Sherkuyeh (Pharbaithus) oder der Osten (auch den Osten Aegyptens und Palästinas umfassend), 3) Behnese (Oxyrrhinchus), 4) Fajum (Arsinoe), 5) Minijeh, 6) Senaubau, 7) Manfalut, 8) Siut, 9) Abuteg, 10) Uschumim (Groß-Hermopolis), 11) Esne, 12) Kauß und Nekata, 13) Khartum. Dazu kommt noch ein Bischof im monophysitischen Kloster zu Jerusalem und der Abuna in Abessinien. Da nämlich Abessinien von Alexandrien aus christianisirt wurde, war seine Kirche zu allen Zeiten sehr abhängig von der alexandrinischen und wandte sich mit dieser dem Monophysitismus zu. Es entstand die Sitte und wurde durch einen pseudonicäischen Kanon begründete, daß die abessinische Kirche keinen Metropoliten aus ihrem einheimischen Klerus wählen durfte, sondern dieser ihr vom Patriarchen zu Alexandrien gesandt ward; dies geschieht noch heute.

Die koptische Kirche befindet sich seit lange in einem wenig befriedigenden Zustande. Die Zahl ihrer Mitglieder beläuft sich etwa auf 200,000 Seelen, welche über das ganze Land hin zerstreut leben. Die zahlreichste Gemeinde (gegen 10,000 Seelen) ist in Kairo. Der Klerus ist verhältnißmäßig zahlreich und bildet eine wohlgeordnete Hierarchie. An der Spitze steht der Patriarch in Kairo. Ihm folgen im Range der Abuna von Abessinien und die 13 Bischöfe. An den niedern Klerus, welcher zum Theil verheirathet ist, reihen sich die Mönche und Nonnen, welche in den zahlreichen Klöstern nach strenger Regel leben. Diese Klöster sind zum Theil aus den ersten christlichen Jahrhunderten erhalten. Die angesehensten liegen bei den Natronseen und in der östlichen Wüste. Das Kloster des heiligen Antonius hat das Vorrecht, der Kirche den Patriarchen zu liefern. Die Gotteshäuser sind meist klein, ärmlich, schmuzig und verfallen. Nur Kairo und Alexandrien haben eine größere und besser gehaltene Kirche. Erwähnung verdient die Marien-Kirche in Alt-Kairo. Sie stammt aus dem

6. Jahrh. und steht über einer als Krypta in den Bau aufgenommenen Grotte, welche der Mutter Maria und dem Jesusknaben während ihres Aufenthaltes in Aegypten als Wohnung gedient haben soll. Das Innere der Kirchen besteht aus vier oder fünf Abtheilungen, welche durch hohe Gitter voneinander getrennt sind. Der Chor oder das Allerheiligste mit dem Altare liegt auf der Ostseite und ist den Blicken der Gemeinde durch einen Vorhang entzogen. Der nächste Raum, das Heilige, ist bestimmt für die Priester, welche die biblischen oder liturgischen Vorlesungen halten. Der Raum, wo die Gemeinde sich versammelt, ist durch ein dichtes Gitter in zwei Räume getheilt: für die Männer und für die Frauen. Bisweilen dient noch ein fünfter abgesonderter Raum als Vorhof. Die Ausstattung der Kirchen ist sehr ärmlich, die aufgestellten Marien- und Heiligenbilder sind meist schlecht und geschmacklos. Der Gottesdienst entbehrt aller Feierlichkeit und Würde. Er besteht meist aus dem Lesen oder singendem Hersagen von Gebeten und Evangelienabschnitten, theils in koptischer, theils in arabischer Sprache, aber weder die functionirenden Priester noch die zuhörende Gemeinde beweisen besondere Aufmerksamkeit und Andacht. Fast jedem Gottesdienste folgt die Feier des heiligen Abendmahles. Statt des Weines wird Rosinensaft genommen; das Brot wird in kleine Stückchen gebrochen und beides mit einem Löffel ausgetheilt. Gewöhnlich nehmen nur die Priester das Abendmahl, während die Gemeinde zusieht und nach Beendigung der Priestercommunion ein Liebesmahl begeht, indem sie in lärmender Weise Brötchen ißt. Die Lehren von der Transsubstantiation und der Messe sind von der römischen Kirche aufgenommen. Wenn die Gemeinde das Abendmahl feiert, empfängt jeder Laie nach vorangegangener Beichte Brot und Wein. Kinder erhalten das Abendmahl gleich nach der Taufe. Die koptischen Priester sind durchaus ungebildet. Wer so viel Koptisch kann, um die Gebete und Schriftabschnitte lesen zu können, kann Priester werden. Auch von den weitverbreiteten Fehlern der Kopten, von Betrug, Habsucht und Trunksucht, sind die Priester nicht frei. Daraus erklärt es sich, daß für die Kopten die Zugehörigkeit zur äußern Gemeinschaft der koptischen Kirche und die Beobachtung einiger kirchlicher Gebräuche das Wesentliche am Christenthum ist. Vor allem verdienstlich erscheinen die Fasten, welche sehr zahlreich sind und sehr streng gehalten werden. Die wichtigste Fastenzeit ist „das große Fasten" vor Ostern, welches 52 Tage dauert. Auch dem Weihnachtsfeste, dem Pfingstfeste und der Himmelfahrt Mariä gehen längere Fastenzeiten voran. Während dieser Zeiten dürfen nur Brot, Zwiebeln, Oel und Hülsenfrüchte gegessen werden. In jeder Woche wird am Mittwoch und Freitag gefastet, wenn auch weniger streng. Allgemein verbreitet ist der Aberglaube, vor allem der Glaube an Amulete, an Opfer zum Besten der Verstorbenen oder der Kranken und dergleichen. Auch die Verehrung der Maria und der Heiligen artet vielfach in Aberglauben aus.

Wegen dieses tiefen Verfalls der koptischen Kirche ist sie völlig außer Stande, die umwohnenden Mohammedaner für das Christenthum zu gewinnen. Dagegen ist sie selbst zum Object missionirender Thätigkeit mehrerer abendländischer Kirchen geworden. Die römisch-katholische Kirche hat sich seit lange bemüht, die Kopten wiederzugewinnen. Seit dem J. 1250 sind Franciscaner als Missionäre in Aegypten thätig. Im J. 1781 errichtete Papst Pius VI. ein apostolisches Vicariat für die Kopten mit dem Sitze in Kairo. Der jetzige Vicar, Agapius Bschai, Bischof von Chariopolis i. p. i., am 27. Febr. 1866 ernannt, hat etwa 5000 unirte Kopten und 31 Priester unter sich. Von der protestantischen Kirche sandte die englisch-kirchliche Missionsgesellschaft (Church Missionary Society) im J. 1825 zuerst Missionäre nach Aegypten, nämlich die beiden Deutschen Lieder und Kruse. Lieder nahm seinen Wohnsitz in Kairo und hat durch Einrichtung von niedern und höhern Schulen an der Hebung der koptischen Kirche mit großem Segen gearbeitet, ohne eigentlich Proselyten zu werben. Seit 1861 begann auch die baseler St.-Chrischona-Gesellschaft ihre Arbeit in Aegypten, hat aber schon 1868—72 alle Stationen mit Ausnahme derjenigen zu Alexandrien wieder aufgeben müssen. Seit 1855 wirkt unter den Kopten auch eine amerikanische Mission (von der United Presbyterian Church of North-America). In Alexandrien und in Kairo hat sie selbständige Gemeinden begründet, deren Mitglieder meist Kopten sind. Außerdem hat sie im ganzen Lande Stationen mit Schulanstalten; in Siut besteht sogar seit 1865 ein Predigerseminar, wo junge Kopten zu Predigern herangebildet werden.

Literatur: Makrizi's Geschichte der Kopten, von Ferdinand Wüstenfeld übersetzt (Göttingen 1845). — Renaudot, Historia Patriarcharum Alexandr. Jacobitarum (Paris 1713). — Le Quien, Oriens Christianus (Paris 1740). — M. Lüttke, Aegyptens neue Zeit (2 Bde., Leipzig 1873). *(Bernhard Pünjer.)*

KOPTISCHE SPRACHE und LITERATUR. Das Koptische ist die alte Sprache der ägyptischen Christen, welche im Volke zwar längst ausgestorben ist, sich aber als die jakobitische Kirchensprache noch bis auf den heutigen Tag im Gebrauche erhalten hat. Sie ist die Tochtersprache der altägyptischen, welche in den Hieroglyphen überliefert ist, wird jedoch mit dem griechischen Alphabet geschrieben, dem man sieben neue Zeichen hinzugefügt hat. Ihre Literatur, die sich jetzt fast gänzlich in den europäischen Bibliotheken befindet, ist zum größten Theile biblisch und kirchlich.

Der Ursprung des Koptischen aus der Volkssprache der alten Aegypter fällt in die Zeit der römischen Kaiser. Die Schriftsprache Aegyptens war in jener Zeit das Griechische geworden, welches das Demotische allmählich verdrängte. Vom Ende des 3. Jahrh. bis in das 6. und 7. Jahrh. wurden die Urkunden in griechischer Sprache abgefaßt und von den gebildeten Städtern ohne Zweifel vollkommen[1]), von den Landleuten aber, namentlich in

1) Der hervorragendste Redner der Kopten, Sinuthios, war des Griechischen durchaus mächtig (vgl. Zoëga, Catal. p. 460). Der heil. Antonios soll Griechisch nicht verstanden haben; aber die

Unterägypten, wahrscheinlich zum Theil verstanden. Die mehr als 900jährige Herrschaft der griechischen Sprache in Aegypten ist für die koptische, welche sich indeß vom Demotischen aus zur Volkssprache entwickelte, von größter Bedeutung gewesen.

In den ersten Zeiten der arabischen Invasion blieb das Koptische die Landessprache und wurde sogar bei den Behörden beibehalten, bis es der Landpfleger ʿAbdallah ibn ʿAbdelmelik im J. 705 durch das Arabische ersetzte.[2]) In ihren eigenen Urkunden, namentlich in den erwähnten Contracten des Klosters Ȝême, gebrauchten die Kopten ihre Sprache noch mehrere Jahrhunderte fort; wir haben solche aus den J. 735, 777 und 812 n. Chr. Freilich geht aus ihnen hervor, daß das Verständniß der Sprache damals nur noch ein mangelhaftes war. Als Sprache des Volks hat sich das Koptische in Oberägypten länger als in Unterägypten erhalten: noch Maqrîzî sagt im 15. Jahrh., daß die koptischen Frauen und Kinder im Sahid fast nur das Koptische sprächen; und merkwürdigerweise fügt er hinzu, daß sie auch eine vollkommene Kenntniß des Griechischen besäßen.[3]) Und in der That hat sie sich unter den Kopten lange erhalten: die Einregistrirungen der mehrerwähnten Contracte des 8. und 9. Jahrh. sind in eben dieser Sprache abgefaßt, während sie selbst von griechischen Rechts- und Gerichtsausdrücken voll sind. Schon Maqrîzî's ausdrückliche Angabe läßt erkennen, daß das Koptische zu seiner Zeit nicht mehr allgemein verstanden wurde, und wenn auch noch im 17. Jahrh. dem Pater Vansleb ein Greis begegnete, der das Koptische zu sprechen vermochte[4]), so war die Sprache doch bereits eine todte.

Nur einige in die arabische Mundart Aegyptens übergegangene Wörter bezeugen noch, daß ehemals Koptisch im Nilthale gesprochen worden ist. Dergleichen sind بربا ⲡⲉⲣⲫⲉⲓ: ⲡⲣⲡⲉ Tempel; منية jetzt Minieh oder Mît gesprochen, ⲙⲟⲛⲏ Wohnung; طوب ⲧⲱⲃⲓ: ⲧⲱⲃⲉ Ziegel; طورية ⲧⲱⲣⲓ: ⲧⲱⲣⲉ Spaten, auch ins Nubische übergegangen; شونة ϣⲉⲩⲛⲏ Speicher; اردبّ ⲉⲣⲧⲱⲃ ἀρτάβη ein Getreidemaß von etwa vier neuen Scheffeln; ويبة ⲟⲩⲱⲓⲡⲓ ein Sechstel Ardebb; الشراقى ϣⲁⲣⲕⲉ Dürre, Brachland; الشرايب Getreideland von ⲡⲓⲣⲱⲟⲩⲓ: ⲡⲣⲟⲟⲩⲉ Halm; الباق Klee- und Bohnenland von ⲡⲁⲕⲉ(?); المريسى Südwind von ⲙⲁⲣⲏⲥ; دميرة Ueberschwemmung von ⲧⲉⲙⲏⲣⲉ; تمساح ⲙⲥⲁϩ Krokodil; ساس ⲥⲁⲥⲉ, ⲥⲁⲁⲥⲉ Werg; هلرم ϩⲁⲗⲱⲙ weißer Käse; بلح ⲃⲉⲗϩⲱⲗ Datteln; شمر ϣⲁⲙⲁⲣ Fenchel; صير ϫⲓⲣ Salzfisch; البورى (ϣⲁ)ϥⲟⲩⲣⲓ ein Fisch; زقزق ϫⲉⲕϫⲓⲕ Ameisen; هلّوس ϩⲁⲗⲗⲟⲩⲥ Spinnewebe; فانوس ⲫⲁⲛⲟⲥ Laterne; شورية ϣⲟⲩⲣⲏ thuribulum; بولاق Hafen von?; نوش etwas Großes (*kabîr zei elnûš*) von ⲛⲟϭ?; انبا anba von ⲁⲃⲃⲁ: ⲁⲡⲁ Abbas, ein Ehrentitel der koptischen Geistlichen, u. a. m.[5]) Wenige ägyptische Wörter sind in andere Sprachen aufgenommen; so schon in alter Zeit ⲃⲁⲓ Palmzweig ins Griechische (ἡ βάϊς, τὸ βάϊον); das griech. σεβέννιον, armen. *sebeni* (veste tessuta dei fogli di palma) ist das koptische ϣⲉⲛⲃⲉⲛⲓ[6]); das armenische *k̕ank̕ar* (Talent) das koptische ϭⲓⲛϭⲱⲣ, dem. *krkr*.

Die koptische Sprache[7]) zerfällt in mehrere Dialekte, von denen der oberägyptische oder sahidische (von El-ṣaʿîd das obere Land), auch wol der thebaische oder thebaidische und incorrect der thebanische genannt, und der unterägyptische oder boheirische (von El-boheirâ die Seelandschaft, eine Provinz des westlichen Deltas), minder richtig der memphitische genannt, die beiden wichtigsten sind. Der sahidische Dialekt ist im allgemeinen der ältere, der boheirische hat sich erst von einer Provinz aus verbreitet.[8]) Nach der Angabe eines koptischen Grammatikers[9]) hat es in den ersten Jahrhunderten des Islam noch einen dritten koptischen Dialekt gegeben, der der Landschaft Buschmûr im östlichen Delta am Menzaleh-See eigenthümlich war; Schriftdenkmäler sind uns indeß von demselben nicht erhalten[10].) Dagegen haben wir Kunde von einem andern Dialekte des Koptischen, der sich solcher Selbständigkeit erfreute, daß er eine eigene Bibelübersetzung besaß; es ist der untersahidische

---

ihm zugeschriebenen koptischen Briefe (Zoëga, Catal. p. 363, Mingarelli p. 198, 201) sind doch wol jedesfalls aus dem Griechischen übersetzt.

2) Vgl. Abulmahâsin ibn Tagribardi, Annales ed. Juynboll 1, 233. Es ist wahrscheinlich, daß nicht, wie dieser arabische Geschichtschreiber sagt, die koptische, sondern vielmehr die griechische bis dahin die Amtssprache gewesen war. Indeß sagt auch Sachâwi, daß die Diwane in Aegypten anfänglich Koptisch geschrieben hätten, wie die in Syrien Griechisch und die in Persien Persisch (Berl. Manuscr. Sprenger 27, S. 108). 3) Die Geschichte der Kopten, übersetzt von Wüstenfeld, S. 104. 4) Vansleb, Relation d'Égypte p. 363. Die heutige Aussprache des Koptischen unter den Kopten ist sehr entartet und war es schon vor Jahrhunderten, wie man aus Petraeus' Vaterunser (Scholtz, Gramm. S. 3) und Ludolf's abbessinischer Transscription ersieht (In histor. aethiop. comm. p. 563).

5) Vgl. Kremer, Aegypten I, 150; Spitta, Grammatik des arabischen Vulgärdialekts in Aegypten S. X; Kabis, Mémoires de l'Institut égyptien I, p. 19; Stern, Koptische Grammatik S. 5; Zeitschrift für ägyptische Sprache 1878, S. 27; 1883, S. 22. Auch im Libyschen der Oase Siwah haben sich einige koptische Wörter erhalten. 6) Lagarde, Armenische Studien §. 1974. 7) Koptisch ⲙⲉⲧⲧⲩⲡⲧⲓⲟⲥ: ⲙⲛⲧⲕⲩⲡⲧⲁⲓⲟⲛ, Arabisch *el-qibṭî*, abessinisch *Qebṭ* genannt. 8) Das Verhältniß gibt schon Maqrizi p. 43 ed. Wüstenfeld bündig und durchaus richtig an: الصعيدى وهو اصل اللغة القبطية وبعدها اللغة القبكية البحيرية. 9) Quatremère, Recherches p. 21; Stern, Zeitschrift für ägyptische Sprache 1878, S. 23 fg. 10) Seit Georgi und Zoëga hat man die untersahidischen Schriften „basmurica" genannt, wie ich gezeigt habe, mit Unrecht. Das einzige buschmurische Wort, welches eine Scala als solches anführt, ist ⲡⲓⲱⲛⲓϣ الفجرة das Sumpfland.

Dialekt, der sich wieder in zwei Mundarten getrennt hat. Am ausgeprägtesten sind seine Eigenthümlichkeiten in der Provinz Elfaijûm ⲫⲓⲟⲙ; in den mittleren Gegenden Aegyptens am Nil, namentlich in Babylon oder Fostât, dem alten Memphis und dem heutigen Kairo[11]), scheint er sich aber mehr theils den Dialekten des Deltas und theils dem oberägyptischen, dessen nördliche Grenze die Stadt Minieh (Muniet Benî Choṣeib) war, genähert zu haben. Man kann ihn als untersahidischen Dialekt bezeichnen.[12]) Vier dieser Dialekte haben eine Uebersetzung der Bibel gehabt. Da bald nach der Eroberung der Araber das allgemeine Verständniß des Koptischen schwand und dasselbe immer mehr nur Kirchensprache wurde, so wurde das Boheirische, der Dialekt von Alexandrien, immer mehr der vorherrschende und, seit der Sitz des Patriarchats in die Mitte des Landes nach Kairo verlegt war, der allein noch gepflegte Dialekt, dem nun längst alle übrigen gewichen sind. Auch ist der kirchliche Gebrauch dieses Dialekts seit einigen Jahrhunderten durch das Arabische sehr eingeschränkt worden.

Obwol das Arabische schon im 10. Jahrh. die Schriftsprache der Kopten zu werden begann, so hat es doch nicht an Bemühungen gefehlt, ihnen das Verständniß ihrer Literatur zu erhalten. Der Bischof Abba Seuêros ibn Muqaffaʿ hat zwar seine Patriarchengeschichte und viele andere Werke Arabisch geschrieben, daneben aber auch eine Grammatik des Koptischen verfaßt; sowol des boheirischen als des sahidischen Dialekts — die erstere unter dem Titel ϯⲅⲣⲁⲙⲙⲁⲧⲓⲕⲏ ⲛⲧⲉ ϯⲁⲥⲡⲓ ⲙⲙⲉⲧⲅⲩⲡⲧⲓⲟⲥ.[13]) Späterer Zeit scheint die Grammatik des Athanasios Bischofs von Qûṣ anzugehören (*Qilâdet el-tahrîr fî ʿiln ebtefsîr*), welche in 37 Kapiteln Nomen, Verb und Partikel des boheirischen Dialekts sowie die Buchstaben behandelte und der ein Gedicht مثلث über die ähnlich lautenden Wörter angehängt war.[14]) Berühmter ist der grammatische Abriß geworden, welchen in etwas späterer Zeit als Einleitung (muqaddimeh) zu seinem Wörterbuche Abba Joannes der Bischof von Samannûd verfaßte, obwol er weniger gehaltreich ist.[15]) Doch ist er der Vorgänger vieler Nachahmer geworden, die dem 13. Jahrh. angehören. Für sein Glossar der biblischen Bücher schrieb der um die koptische Literatur eifrig bemühte Abu Isḥâq Ibrahîm Ibn ʿAssâl eine neue grammatische Einleitung[17]), und weiter auf seine Anregung Ibn Kâtib Qaiṣar seine tabsireh[16]) und Qaljûbî seine kifâjeh[18]) — Werke, welche die frühern Abrisse nicht übertreffen. Eher ist die muqaddimeh des nach diesen schreibenden Eltiqah Ibn Duheiri auszuzeichnen, in der manche feine Beobachtung enthalten ist.[19]) Auch dem oben erwähnten Abuschâkir Ibn Râhib verdankt man eine grammatische Einleitung zu einem Wörterbuche.[20]) Alle diese Arbeiten behandeln nur den boheirischen Dialekt. Es sind zwar mehrere sahidische Grammatiken erhalten, doch sind ihre Verfasser nicht bekannt geworden.[21]) Die Belehrung, welche diese kurzen Abrisse gewähren, ist im allgemeinen eine oberflächliche und ungenügende.

Wichtiger sind die lexikalischen Behandlungen, welche das Koptische von den einheimischen Sprachlehrern erfahren hat. Der erste Verfasser eines boheirischen Vocabulariums ist der schon genannte Abba Joannes Samannûdî; er betitelte sein sachlich geordnetes Wörterbuch ϯⲙⲟⲩⲕⲓ „Die Leiter", und dieser Ausdruck (sahidisch ⲧⲉϭⲗⲟⲟϭⲉ κλίμαξ und arab. السلّم vulg. *elsellim* Scala) ist im Koptischen wie im Habessinischen (sawâsew) die übliche Bezeichnung eines Wörterbuches geworden. Das Werk ist ein Nomenclator der sichtbaren und unsichtbaren Welt; es beginnt mit den Namen und Eigenschaften Gottes und schreitet in 10 „Pforten" (ⲣⲟ, باب) und 30 Kapiteln (ⲕⲉⲫⲁⲗⲉⲟⲛ, فصل) zu den Menschen, Thieren, Pflanzen und leblosen Dingen fort..[22])

---

11) So z. B. in den aus dem Kloster des St.-Jeremias (Abu Hirmis) stammenden Schriften (Recueil de travaux VI, 63 fg. und Aegyptische Zeitschrift 1885, 4. Heft). 12) Die früher von mir vorgeschlagene Benennung „mittelägyptisch" ziehe ich zurück, da ich sie nach Grimm's Sprachgebrauch vielmehr auf das eigen ausgebildete Hieroglyphische und Hieratische der mittleren Dynastien anzuwenden für zweckmäßig halte. 13) Vgl. St. Ev. Assemani, Biblioth. mediceae mms. codd. catal. p. 411. 14) Die boheirische Grammatik ist erhalten in dem pariser Manuscr. 44, fol. 139—163 und in dem berl. msc. orient. oct. 194. Doch fehlt das Gedicht. Athanasios sagt in der Einleitung, er verfasse seine boheirische und sahidische Grammatik, weil die grammatischen Abrisse vor den Wörterbüchern zu dürftig seien. Ich glaube daher, dieser Autor lebte später als im 10. Jahrh. Es ist vielleicht ein anderer Athanasios Bischof von Qûṣ, der in einer Handschrift aus dem J. 1638 im Vatican vorkommt (Assemani in der Script. veter. nov. coll. V, 2, 148). 15) Diese Grammatik befindet sich in mehrern koptischen Sprachbüchern, namentlich in dem von Kircher (Opus trip. p. 2—20) herausgegebenen Manuscript des Pietro de la Valle und in manchen andern Handschriften. Gewöhnlich steht sie, wie auch in einer alten Handschrift, die ich in Erment, und einer jüngern, die ich in Luxor verglichen habe, vor den übrigen Muqaddimeh des Ibn Kâtib Qaiṣar, des Abulfarag Ibn ʿAssâl, des Qaljûbî und des Ibn Duheiri. Nach einem Manuscript in Montpellier hat Ed. Dulaurier das Werk analysirt (Catalogue général des manuscrits des bibliothèques des départements, Paris 1849, I, p. 718—739).

16) Ibn ʿAssâl, der in der Scala von Erment Abulfarag heißt, erwähnt seine Arbeit in der Vorrede zu seinem Wörterbuche (Ms. orient. quart. 518, p. 233 in Berlin); sie ist in mehrern Handschriften erhalten. 17) Der volle Name des Verfassers ist Abu Isḥaq Ibrahîm walad Abultenâ ibn Ṣafieldaulah Kâtib elemîr ʿAlameldîn Qaiṣar; seine Grammatik ist edirt von Kircher, Op. trip. p. 21—37, und angehängt dem berliner Ms. orient. vet. 194. 18) Der Verfasser heißt: Johannâ walad Michaêl elqaljûbî Ibn Ṣadaqah. 19) Enthalten im Ms. orient. quart. 518, p. 1—50, in Berlin, und in den schon erwähnten Codd.; außerdem vgl. St. Ev. Assemani, Bibl. med. cat. p. 411. 20) Diese seltenere muqaddimeh findet sich im berliner Ms. orient. quart. 518, p. 55—128. 21) In der pariser Handschrift No. 44, fol. 23 und fol. 124—128; dieselbe ist im J. 1389 n. Chr. geschrieben. Vgl. Woide, De versione bibliorum aegyptiaca p. 22. 22) Manche Handschriften enthalten gerade die Scala Samannûdî's: ϯⲙⲟⲩⲕⲓ ⲛⲧⲉ ⲡⲓⲣⲉⲙⲭⲉⲙⲛⲟⲩϯ (Asse-

In den Klassen dieses Glossariums erkannte Champollion eine Erinnerung an die Bilderschrift der alten Aegypter.[23]) Nach Samannûdî verfaßten der Bischof von Sachâ und Ibn Rahhâl und andere ähnliche Leitern, die jedoch nicht erhalten geblieben sind.[24]) Ibn ʿAssâl sagt über diese älteren Glossarien in der geschmückten Vorrede seines eigenen: „Die Verfasser der Leitern beabsichtigten die ganze landläufige Sprache zu beschreiben und in dieser Form darzustellen. Daher wurden sie gesucht und weitläufig; sie compilirten und schrieben so viel, daß der Umfang ihrer Bücher wuchs, bis es den Kindern der Taufe unmöglich wurde, sie wegen ihrer Ausführlichkeit zu behalten. Und trotzdem vermochten sie die unter den Leuten herrschende Sprache nicht vollständig zusammenzufassen und weder im Einzelnen noch im Allgemeinen zu bemeistern. So haben sie, was sie bezweckten, verfehlt und ihre Absicht bei den Verzeichnungen und Belegen ihrer Leitern nicht erreicht, nur daß ihnen das Verdienst der Erfindung und die Ehre des Vortritts bleibt.“[25]) Dagegen lobt schon Ibn ʿAssâl die Scala Samannûdî's als den Zwecken der Religion am meisten dienend, wiewol sie vielfach unvollständig sei. In dem von ihm unter Mitwirkung des Abulʿizz ibn Muchlas, des ʿAbdelmesîh aus Bilbeis, des Bischofs Markos aus Sendûb und des Abraam Bischofs von Nesteraweh und Etrîb herausgegebenen Wörterbuch السلّم القفّى وذهب كلامه الصفّى stellte er in rein äußerlicher, alphabetischer Ordnung namentlich die im Neuen Testament vorkommenden Wörter zusammen.[26]) Eine verbesserte Ausgabe des Werkes machte bald darauf Abuschâkir Ibn Râhib[27]), während Abulbarakât Ibn Kibr im folgenden Jahrhundert die sachliche Scala Samannûdî's überarbeitet.[28]) Außer den beiden von Samannûdî und Ibn ʿAssâl verfaßten Leitern, welche mit einigen grammatischen Einleitungen die koptischen Sprachbücher zu bilden pflegen, gibt es noch Vocabularien oder sprachliche Commentare zu den einzelnen Büchern der Bibel[29]); ein derartiges Werk über die sahidische Bibel enthält eine pariser Handschrift.[30])

Eine tiefere Erkenntniß der koptischen Sprache offenbart sich in den Werken der einheimischen Gelehrten, welche die doch so verschiedenartige Sprache aus den Gesichtspunkten der arabischen Grammatiker erklären, nicht.[31]) Eines wissenschaftlichen Studiums ist die für die Geschichte Aegyptens so hochwichtige, uralte Sprache erst in Europa theilhaftig geworden.[32])

Die erste Anregung zum Studium der koptischen Sprache gab im Anfange des 17. Jahrh. eine von Pietro de la Valle aus Aegypten mitgebrachte Handschrift eines Sprachbuches der beschriebenen Art.[33]) Zwar hatten sich schon einige, namentlich Peiresc, Saumaise, Gilles de Loche und Thomas Obicini, ein wenig mit koptischen Manuscripten beschäftigt, der letztere 1629 auch ein Alphabetum coptum seu aegyptiacum für die Propaganda drucken lassen, aber dem Jesuiten Ath. Kircher aus Fulda fiel es zu, jene Handschrift zu bearbeiten und 1636 einen Prodromus coptus mit dürftiger Grammatik und 1643 die Lingua aegyptiaca restituta, opus tripartitum, in welchem er zwei arabische muqaddimeh und die beiden Scalae edirte und übersetzte, herauszugeben und damit für die koptische Sprachwissenschaft einen ersten, wiewol noch recht schwachen Grund zu legen.[34]) Weiterer Fortschritt wurde erst durch die Erwerbung neuer Handschriften aus den koptischen Klöstern ermöglicht, durch welche sich bald darauf Theod. Peträus in Deutschland, Huntingdon in England und Vansleb in Frankreich verdient machten. Es haben sich danach mehrere Gelehrte eine ziemliche Kenntniß der koptischen Sprache boheirischen Dialekts angeeignet, namentlich Peträus, Marshall, Edward u. a.; aber ihre Arbeiten wie auch das Wörterbuch, welches der letztgenannte in Oxford verfaßte, erschienen nicht in der Oeffentlichkeit, und nur in Italien wurde 1699 eine nützliche Schrift des Pater Bonjour gedruckt.[35])

---

mani, Bibl. medic. cat. p. 411). Andere geben Ueberarbeitungen unter andern Namen.

23) Champollion, Dictionnaire égyptien p. VIII nach dem Manuscr. No. 50 der pariser Bibliothek. 24) Mir nur aus der Vorrede Ibn Râhib's zu seinem Wörterbuche bekannt (Ms. orient. quart. 518, p. 53 in Berlin). 25) Ms. orient. quart. 518, p. 132. 26) In Kircher, Op. trip. p. 275—493; in dem Ms. orient. 518, p. 137—317. Die alphabetische Ordnung ist wie die der arabischen Lexica nach den Anfangs- und Endbuchstaben der Wörter. 27) In dem berliner Manuscr. findet sich die Vorrede dieses Buches und das Verzeichniß der benutzten Schriften. 28) Ibn Kibr's Scala (?) السلم القرح unterscheidet sich nach Woide (Journal des Savans 1774, p. 337) nicht viel von der Samannûdîs. Sie steht in Kircher's Op. trip. p. 41—272; in dem berliner Manuscr. p. 348—509. 29) Ein solches Vocabularium führt Assemani, Bibl. medic. p. 413, an; ein Fragment, das Evangelium Johannis enthaltend, ist das berliner Ms. orient. quart. 170. 30) No. 44; Vgl. Woide, De bibliorum versione p. 19.

31) Von ältern Werken über die koptische Sprache ist nichts bekannt. Eine zum Behuf des Unterrichts gemachte Wandfibel im Grabe des Necht zu Benihassan (Champollion, Notices 2, 433. 459) bezieht sich, ebenso wie ein Abcdarium oder Syllabarium auf der Rückseite eines demotischen Papyrus in Leiden, auf die griechische Sprache. 32) Eine Geschichte der Koptologie entwarfen zuerst Woide (im Journal des Savans 1774, p. 333—342) und Georgi (in der Vorrede seines Fragmentum evangelii Johannis, Rom 1789); ausgezeichnet behandelt denselben Gegenstand E. Quatremère, Recherches sur l'Égypte, Paris 1810, p. 45—100. Die erste Nachricht über die koptische Sprache gab F. Antonio da Pavia, Introductio in chaldaicam linguam, syriacam et decem alias (Papiae 1539), fol. 11, 48 fg., 193. 33) Assemani, Bibl. orient. clem. vatic. 1, 587 und in A. Mai, Script. veter. nov. coll. V, 2, 166. 34) Die Arbeiten vieler, welche, wie die Grammatik Blumberg's (1716), nur auf Kircher beruhen, sind werthlos. „In glossario seu Scala, ut vocant, plura longe peccaverunt typographi et interpretes, adeo ut nullum inde ad orientalium linguarum studiosos fructum intra tot annos pervenisse, mirari nemo debeat.“ Renaudot, Liturg. orient. coll. I, p. CXIII. 35) „Nihil adhuc ea lingua editum fuit alicuius pretii praeter Guillelmi Bonjour exercitationem in monumenta coptica, quae quod pace doctissimi Wilkinsii dictum sit, accuratam illius linguae cognitionem manifesto prodit.“ La Croze, Thes. epist. 3, 74.

Im Anfange des 18. Jahrh. nahmen die koptischen Studien einen Aufschwung. Während J. S. Assemani 1717 die werthvollsten boheirischen Handschriften aus dem Kloster des Makarios in Nitria nach Rom brachte, Picques und Renaudot einige Fortschritte in der koptischen Sprache in Frankreich gelangen und Wilkins in England die ersten Ausgaben koptischer Texte besorgte, bemächtigte sich M. V. de La Croze in Deutschland, die Vorgänger und viele Nachfolger übertreffend, der Sprache vollkommen[36]) und verfaßte ein Wörterbuch, welches jedoch erst nach 50 Jahren in Oxford herausgegeben wurde. Zu den vielen, welche dieser außerordentliche Mann anregte, gehörte auch P. E. Jablonski, der zuerst einige Kenntniß vom sahidischen Dialekt erlangte.

Die dritte Epoche der koptischen Sprachwissenschaft betraf gerade diesen Dialekt, dessen Erforschung in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. fast gleichzeitig von italienischen und englischen Gelehrten ausging. Unter den Auspicien des Cardinals Borgia gab der Kopte Raphael Tûchi zu Rom die wichtigsten liturgischen Bücher der koptischen Kirche und nach einheimischen Quellen eine Grammatik[37]) heraus und durchforschten katholische Missionare die oberägyptischen Klöster nach alten Handschriften und brachten eine ungeheuere Menge von Pergamentblättern, zum Theil umfangreiche Ueberreste von mehr als 300 Codices, zusammen. Andere sahidische Pergamente kamen damals nach Venedig und nicht wenige nach England. Der Augustiner Georgi edirte die ersten sahidischen Texte; ihm schloß sich sogleich der besonnene Mingarelli an und C. G. Woide förderte die Koptologie am meisten, indem er 1775 das Lexikon von La Croze, 1778 die Grammatica aegyptiaca von Chr. Scholtz herausgab und eine Ausgabe des sahidischen Neuen Testaments veranstaltete, die jedoch erst nach seinem Tode von H. Ford publicirt wurde.

Darauf folgten die Arbeiten E. Quatremère's und G. Zoëga's, welche die vierte Epoche der koptischen Sprachwissenschaft bezeichnen. Jener hat über die Geschichte, Geographie und Sprache Aegyptens aus koptischer und arabischer Literatur viele Aufklärung gegeben; dieser bewältigte die ganze sahidische Bibliothek des Cardinals Borgia und schuf in seinem Catalogus codicum copticorum (Rom 1810) eine unerschöpfliche Fundgrube der koptischen Sprache.

36) Ein Vorbild reiner Begeisterung für die Wissenschaft, schreibt La Croze über seine koptischen Studien an Wilkins: „Ego vero jam omnem ulterius proficiendi spem abieci, nisi tu inter adversaria tua et inutiles chartas forte, quod nonnunquam ego soleo, prima opera quaedam descripsisti in nitidius postea et maiore cum elaboratione exemplar referenda. Quod si ita est, oro et obtestor te, vir clarissime, per communes Musas, ea mecum communices, qualiacunque sint: iis sedulo utar, summaque fide redhibebo intra brevissimum tempus, daboque operam, ne te beneficii in me collati poeniteat." (Thes. epist. 3, 242). 37) Diese halb arabische und halb lateinische Grammatik ist nicht ohne Verdienst, obwol sie sehr incorrect gedruckt und philologisch unbedeutend ist. In letzterer Hinsicht wird sie von der koptisch-arabischen Grammatik des Bischofs Agapios Bschai, die 1878 in Rom erschienen ist, übertroffen.

Die fünfte Periode der Koptologie eröffnet der vorzügliche Am. Peyron, der in seinem Lexicon linguae copticae (Turin 1835) einen festen Grund legte und in einer kurzgefaßten Grammatica coptica (Turin 1841) ein sichereres Verständniß der Sprache bezeugte als sein Zeitgenosse M. Schwartze (Koptische Grammatik, Berlin 1850). Durch nützliche Ausgaben koptischer Schriften machte sich jedoch dieser Gelehrte ebensowol wie H. Tattam in der ersten Hälfte des Jahrhunderts wohlverdient, und in der zweiten Hälfte sind ihnen P. de Lagarde und E. Revillout gefolgt. Von andern Gelehrten, die sich eingehend mit der koptischen Sprache beschäftigt haben, darf der Dichter Fr. Rückert nicht übergangen werden, der dieser merkwürdigen Sprache seine letzten Lebensjahre ganz gewidmet hat und bei weitem am tiefsten in ihr Verständniß eingedrungen ist, wie sein handschriftlicher Nachlaß bezeugt, der auch dem Unterzeichneten zur Anregung und Belehrung gereichte.[38])
Aus der Erkenntniß der älteren ägyptischen Sprachformen, welche in den hieroglyphischen, hieratischen und demotischen Schriften überliefert sind, ist im gegenwärtigen Zeitalter auf die Entwickelung der letzten, koptischen viel Licht gefallen.

Als die Entstehung der koptischen Sprache muß die Erfindung ihrer Schrift betrachtet werden, die sie von dem ägyptischen Heidenthume gleichsam losgerissen und der griechischen Cultur nahe gebracht hat. Wann dieser bedeutende Schritt gethan worden ist, läßt sich mit Sicherheit nicht bestimmen. Die ersten Versuche, die ägyptische Sprache in die griechische Schrift zu übertragen, wurden zu einer Zeit gemacht, als die Zauberformeln der ägyptischen Magier, wie sie in demotischen Papyren erhalten sind, unter den griechisch gebildeten Mystikern in Aufnahme kamen. Eine solche griechisch-demotische Schrift aus dem 2. Jahrh. n. Chr. ist der magische Papyrus Anastasi, jetzt No. 383 in Leiden[39]) und zum Theil ein anderer, No. 384 ebendaselbst.[40]) Schon finden sich hier in den griechischen Wortgruppen einige dem Demotischen entlehnte Zeichen, namentlich das demotische Zeichen für das spätere ϣ š. Noch einige demotische Zeichen mehr finden sich in den griechischen Transscriptionen eines demotischen Zauberbuches des Nomos Oxyrrhinchos im Britischen Museum angewandt, der etwa derselben Zeit angehört[41]). In die Mitte des 2. Jahrh. gehört auch ein auf der Rückseite der Hyperides-Handschrift im Britischen Museum erhaltenes Prognostikon, seinem Charakter nach heidnisch, in welchem das Aegyptische schon ganz und gar mit griechischen Buchstaben gegeben ist.[42]) Einer spätern Zeit gehört ein um-

38) Vgl. L. Stern, Koptische Grammatik (Leipzig 1880). Hierin findet sich die vollständigere Literatur der Koptologie, sofern sie nicht durch gegenwärtige Abhandlung ergänzt wird. 39) Leemans, Monuments I, pl. 1—14: 22 Columnen recto und 27 Columnen verso. 40) Die Rückseite des Papyrus, welche 6 Columnen enthält (Leemans, Monuments II, pl. 226—227). 41) Revillout, Revue égyptologique II, p. 270 fg. und pl. 61. 42) Vgl. Goodwin in der Zeitschrift für ägyptische Sprache 1868, p. 18 fg.

fangreicher griechisch-ägyptischer Papyrus auf der pariser Bibliothek an, in dessen gnostischen Anrufungen Jüdisches mit Aegyptischem seltsam verquickt ist.[43]) Bei solchen Versuchen, deren Sprache ein Mittelding zwischen altägyptischer und koptischer ist, zeigte sich, daß dem griechischen Alphabet mehrere ägyptische Laute fehlen, namentlich sch, f, ch, h, z und gh oder tsch, sodaß man die demotischen Zeichen dafür einsetzen mußte. Die koptische Schrift hat dieselben nun aufgenommen und dem griechischen Alphabet angehängt. Es sind die Buchstaben: ϣ, ϥ, ϧ, ϩ, ϫ, ϭ. Vielleicht ist auch das koptische ϯ ti nicht Ligatur aus ⲧⲓ, sondern das demotische aus dem hier. ti (geben) entstandene Zeichen.[44])

Im übrigen ist die koptische Schrift die griechische, nur daß sie die Buchstaben γ δ ζ ξ ψ und das einfache υ im allgemeinen nicht anwendet und den Aspiraten einen von dem griechischen verschiedenen Werth beilegt. ⲑ ⲫ ⲭ in koptischen Wörtern gelten dem oberägyptischen Dialekt als graphische Varianten für t-h, p-h und k-h[45]), dem unterägyptischen aber als emphatische Tenues. Die Kopten haben der griechischen Schrift einen sehr gleichmäßigen und kräftigen Charakter verliehen; erst in den boheirischen Handschriften wird sie durch üble Schnörkel unruhig und unschön. Um die Auffassung des ohne Worttrennung geschriebenen Textes zu erleichtern, gebraucht die sahidische Schrift Striche über vocallosen Consonanten, während das Boheirische zahlreiche Punkte und Accente über Consonanten und Vocale setzt in allen Fällen, wo die arabische Schrift ein ʾ verlangen würde.

Wie das Koptische durch die Wahl einer bestimmtern und genauern Schrift einen höhern Grad der Vollendung erreicht hat als das Altägyptische und das Demotische, so entspricht auch der Charakter der Sprache dem einer vorgeschrittenen Entwickelung. Von dem vagen und losen Zustande des Altägyptischen ist das Koptische zu einer präcisen und fest geregelten Form gelangt; der Abstand beider ist erheblicher als der der romanischen Sprachen vom Lateinischen. Das Aegyptische in seiner ältesten Epoche ist eine halb isolirende und halb agglutinirende Sprache, in der die Redetheile äußerlich kaum unterschieden sind; die Suffigirung der persönlichen Pronomina bringt allein einige Bewegung in ihre starre Wortfügung. Das Mittelägyptische, welches in den sich der Redeweise des Volkes anschließenden hieratischen Papyren der XIX. und XX. Dynastie enthalten ist, und weiter das Demotische[46]) bevorzugen den umschreibenden Ausdruck, der für das Koptische die Grundlage neuer Formen wird. Die Flexion ist auch in der jüngsten Periode der ägyptischen Sprache einförmig; aber aus ihrer Verbindung der pronominalen Suffixe mit geschwächten Wortstämmen ist ihr eine sehr mannichfaltige Form erwachsen. Das Koptische hat die Fülle der Consonanz zwar vielfach schwinden lassen, aber alle Bedeutung in seinen tiefdurchdachten Vocalismus gelegt. Die alte Sprache ist gleichsam sinnlich, das Koptische ganz geistig. Die Verschiedenheit der Dialekte des letztern ist im allgemeinen eine graphische und phonetische; der sahidische erweist sich als der alterthümlichere.[47]) Einige wichtige Eigenthümlichkeiten der koptischen Sprache sind die folgenden. Die Wurzeln sind nicht in der Gleichförmigkeit der semitischen Sprache ausgebildet; aber in den verbalen und nominalen Stämmen sind sie nach festen Regeln und Analogien vocalisirt, mögen sie nun zwei-, drei- oder mehrlautig sein. Die Substantiva, die männlich oder weiblich sind und zum Theil eine Pluralform bilden, haben neben der vollen Form einen status absolutus mitunter noch eine verkürzte constructe. Die Composition der Nomina, attributiv oder genitivisch, geschieht seltener unvermittelt durch Vorsetzung des Nomen regens *(elmudâf)* vor das rectum *(elmudâf ileih)*; gewöhnlich werden beide durch die Partikel der Relation n verbunden. Das Koptische hat die Anhängung der objectiven Pronomina regelmäßig, die der possessiven nur an einigen Substantiven erhalten. Die Basis des demonstrativen und possessiven Pronomens bildet der Artikel; es ist der Sprache außerdem ein Possessivartikel eigenthümlich. Die Zahlwörter gelten als Singulare und sind communis generis. Der verbale Stamm hat gewöhnlich eine vierfache Aussprache — in einer selbständigen Form (status absolutus), einer constructen mit folgendem Accusativ, einer pronominalen vor den objectiven Suffixen und einer zweiten selbständigen, der qualitative Bedeutung beiwohnt und die den Dauerzeiten zukommt. Der Satz wird auf dreifache Weise gebildet: durch die Copula ⲡⲉ, ⲧⲉ und ⲛⲉ (z. B. ⲁⲛⲟⲕ ⲡⲉ ⲡⲓⲣⲱⲙⲓ oder auch ⲁⲛⲟⲕ ⲁⲛⲟⲕ ⲡⲓⲣⲱⲙⲓ „ich bin der Mann") oder durch regierende Verba (z. B. ⲡⲉϫⲉ ⲡⲓⲣⲱⲙⲓ „es sagte der Mann") oder gewöhnliche Hülfsverba (z. B. ⲁ ⲡⲓⲣⲱⲙⲓ ϫⲟⲥ „der Mann sagte"); die letzten beiden sind der pronominalen Suffixion fähig, die Hülfsverba treten dann vor den verbalen Stamm (z. B. ⲡⲉϫⲁϥ ⲛϫⲉ ⲡⲓⲣⲱⲙⲓ oder ⲁϥϫⲟⲥ ⲛϫⲉ ⲡⲓⲣⲱⲙⲓ). Durch die regierenden Hülfsverba entsteht die Mannichfaltigkeit der

43) Vgl. Revillout in den Mélanges d'archéologie égyptiennes III, p. 36 fg. und Erman, Aegyptische Zeitschrift 1883, S. 89 fg. 44) Die demotische Form des ϣ ist den memphitischen Denkmälern eigenthümlich. Die koptische Schrift wurde in Unterägypten festgestellt; eines der neuen Zeichen, das ϧ, bedurfte der oberägyptische Dialekt nicht. Drei oder vielleicht vier koptische Buchstaben hat die armenische Schrift entlehnt, nämlich ϥ, ϩ, ϫ und vielleicht auch ϭ. (Vgl. Lagarde in den Göttinger gel. Anz. 1883, S. 281). Ob auch die Cyrillische Schrift ihr š aus dem koptischen ϣ hat, ist fraglich. 45) Umgekehrt gebraucht das Demotische *th*, *ph*, *kh* für griech. ϑ, φ, χ.

46) Auch das Demotische zeigt mehrere Stufen der Entwickelung, indem es sich allmählich dem koptischen Sprachgebrauche nähert. Die demotischen Urkunden aus der Zeit des Königs Darius I. (das Altdemotische) sind noch sehr alterthümlich. 47) Einzelne dialektische Unterschiede lassen schon die demotischen Denkmäler erkennen (Revue égyptologique II, p. 286 fg.).

koptischen Tempora und Modi.[48]) Die Casus werden durch Präpositionen ausgedrückt: der Genitiv durch ⲛ oder ⲛⲧⲉ, der Dativ durch ⲛ und ⲛⲁ- und der Directiv oder Adjunctiv[49]) durch ⲉ. Das Object des Verbs wird theils in den Accusativ gesetzt, der keine äußerliche Form hat, theils durch das ⲛ des Genitivs und theils durch das ⲉ des Adjunctivs bezeichnet. Präpositionen gibt es viele; durch Zusammensetzung erreichen sie den allergenauesten Ausdruck der Verhältnisse. Der Bau des einfachen Satzes ist durchaus logisch, die Wortstellung immer die nächste; doch stehen ihm auch Mittel der Hervorhebung zu Gebote. Durch die participiale und relative Einordnung und durch den Conjunctiv erhält er eine gewisse Mannichfaltigkeit; wenn er durch Conjunctionen zur Periode ausgedehnt wird, so bleiben doch sein Bau im einzelnen, die Stellung seiner Theile, die Form seines Prädicats unberührt.

Der Wortschatz der koptischen Sprache ist der der altägyptischen, den jener zu erklären dienen muß; in Anbetracht der sehr langen Geschichte des Volks ist der ägyptische Laut im Koptischen mit bewunderungswürdiger Treue überliefert.[50]) Doch sind die Wechselfälle der ägyptischen Geschichte auf die Reinheit der Sprache nicht ohne Einfluß geblieben. Schon in alter Zeit sind manche semitische Wörter in die Sprache aufgenommen[51]); dem boheirischen Dialekte sind offenbar manche libysche Wörter zugeflossen.[52]) Die meisten Fremdwörter hat das Koptische jedoch aus dem Griechischen. Die lange Herrschaft der griechischen Sprache in Aegypten[53]), der Gebrauch derselben in den heiligen Büchern des Christenthums und in der ältesten Kirche[54]) und die Pflege der griechischen Gelehrsamkeit machen es erklärlich, daß der koptischen Sprache nicht nur viele griechische Partikeln (wie ⲅⲁⲣ, ⲇⲉ, ⲁⲗⲗⲁ, ⲕⲁⲧⲁ, ϩⲱⲥ u. s. w.), sondern auch eine Menge gerade fundamentaler Wörter der christlichen Lehre in griechischer Form verblieben sind, und zwar im Sahidischen oft koptisirt, im Boheirischen unverändert. Dazu gehören Wörter, wie ⲉⲩⲁⲅⲅⲉⲗⲓⲟⲛ, ⲡⲓⲥⲧⲓⲥ, ⲡⲛⲉⲩⲙⲁ, ⲥⲁⲣⲝ, ⲥⲱⲙⲁ, ⲥⲧⲁⲩⲣⲟⲥ, ⲑⲩⲥⲓⲁ, ⲁⲅⲓⲟⲥ u. s. w. Für den Umfang der griechischen Cultur und für den Reichthum der christlichen Ideen war die ägyptische Sprache zu eng und zu arm geworden; und so zählen die griechischen Wörter in den koptischen Texten, die überdies zum großen Theil Uebersetzungen griechischer sind, nach Hunderten.[55]) Nur mittelbar sind einige lateinische eingedrungen, z. B. ⲇⲟⲩⲝ dux, ⲕⲟⲙⲏⲥ comes, ⲧⲣⲓⲃⲟⲩⲛⲟⲥ tribunus, ⲡⲣⲟⲧⲉⲕⲧⲱⲣ protector, ⲃⲉⲣⲉⲧⲁⲣⲓⲟⲥ veredarius, ⲫⲣⲉⲇⲁ praeda, ⲕⲁⲥⲧⲣⲟⲛ castrum u. a. Aus andern Sprachen hat das Koptische noch weniger.[56]) Jedoch enthalten die profanen Schriftdenkmäler aus mohammedanischer Zeit viele arabische Wörter.

Vor dem 3. Jahrh. n. Chr. ist das Koptische aller Wahrscheinlichkeit nach nicht geschrieben worden.[57]) Die Literatur begann aber mit der Uebersetzung der Bibel vermuthlich erst gegen Ende des Jahrhunderts; ihre Blütezeit reichte vom 4. bis ins 7. Jahrh. in Oberägypten; in Unterägypten begann sie ohne Zweifel später, vielleicht im 5. Jahrh. nach dem Schisma, und dauerte einige Jahrhunderte länger. Wir besitzen vorzügliche boheirische Handschriften aus dem 10.—13. Jahrh.; und das Marthyrium des Joannes, der unter Elkâmil im Anfange des 13. Jahrh. litt, ist in koptischer Sprache beschrieben. In den Klöstern ist die koptische Literatur von je aufs eifrigste gepflegt worden; aus ihnen stammen die meisten Handschriften. Die ältesten, kalligraphisch ausgezeichnet, sind Papyri und Pergamente; die sahidische und faijumische Literatur kennt dieses Schreibmaterial fast ausschließlich. Im 10. Jahrh. machte es zuerst in Unterägypten dem orientalischen Papiere Platz, welches den boheirischen Manuscripten eigenthümlich ist.[58])

Die koptische Literatur ist zum größten Theil zerstört und verloren gegangen; doch ist das Erhaltene noch

48) Im Gegensatze zu der altägyptischen Sprache, die nur affigirt, entstand so, was Ewald den „Vorderbau" genannt hat. (Vgl. Ueber den Bau der Thatwörter im Koptischen, (Göttingen 1860). 49) Diesen Terminus schlägt Misteli vor (vgl. Zeitschrift für Völkerpsychologie XIII, p. 428—445). 50) Selbst die Urverwandtschaft mit den übrigen semitischen Sprachen läßt sich im Koptischen noch mehrfach erkennen. Altägyptisch sn, koptisch ⲥⲟⲛ (Bruder) ist im Bugaitischen san, altäg. sm, kopt. ⲥⲓⲙ (Gras), bug. siâm u. s. w. Ferner altäg. nuk, kopt. ⲁⲛⲟⲕ, libysch nek (ich); altäg. sâr, kopt. ⲧⲁⲗⲟ (aufsetzen), libysch sali; altäg. sura, kopt. ⲥⲱ (trinken), libysch suu u. s. w. 52) ⲉⲃⲓⲏⲛ אֶבְיוֹן, ⲉⲓⲟⲩⲗ אַיָּל, ϫⲱⲓⲧ זַיִת u. a. kommen schon im Demotischen vor. Den Zusammenhang des Aegyptischen mit dem Semitischen hat Benfey grammatikalisch, Rossi lexikalisch aus dem Koptischen zu erweisen versucht. 52) Vgl. Zeitschrift für ägypt. Sprache 1883, S. 26. 53) Schon im Demotischen finden sich einzelne griechische Wörter. z. B. *σύνταξις*, *ἀθλοφόρος* u. a., und schon die hieroglyphischen Inschriften bieten *Ἅδης*, *οὐρανος*, *ἄργυρος*, *σύνναος* und wol noch andere griechische Wörter dar. 54) Das Evangelium wurde gewiß lange Zeit griechisch gelesen; es sind uns noch griechische Fragmente mit der gegenüberstehenden sahidischen Uebersetzung erhalten. Es gibt auch zwei Bruchstücke griechischer Liturgien mit der sahidischen Uebersetzung (Zoëga No. CI. CII). Vgl. Georgi, Fragmentum evangelium Johannis (Rom 1789). Ebenso werden jetzt die koptischen Bücher mit der arabischen Uebersetzung am Rande versehen.

55) Einige griechische Wörter sind so sehr koptisch geworden, daß sie eine besondere Form angenommen haben, z. B. ⲇⲓⲁⲕⲱⲛ für *διάκονος*, ⲥⲁⲑⲉⲣⲓ für *σταθήρ*, ⲁⲣⲝ für *ἄρκος*, *ἄρκτος* (1 Reg. 17, 34. Z. 530), ⲙⲟⲗⲓⲥ für *μόγις*; das griech. *σισόη* (eine Haarflechte) ist Lev. 19, 27 ϫⲓϭⲱⲓ geworden. 56) Aus dem Persischen stammt ⲁⲃⲁϫⲏⲓⲛⲓ: ⲁⲃⲁϭⲁⲉⲓⲛ Glas. pers. آبگینه, armen. *apak*; ϧⲁⲣⲁϭⲱⲟⲩⲧⲥ: ⲥⲁⲣⲁϭⲱⲟⲩϣ خرگوش Hase u. a. m. 57) So urtheilt auch Zoëga, De obeliscis p. 437. 58) Ich habe nur ein boheirisches Psalmenfragment auf Papyrus gefunden. Die ältesten sahidischen Handschriften gehören gewiß ins 4. Jahrh., die ältesten boheirischen vermuthlich ins 9. Jahrh. Zwei Codices im Vatican sind aus dem 6. Jahrh. d. M. datirt.

immer sehr umfangreich. Weniges findet sich noch an alten und werthvollen Denkmälern boheirischer Literatur in Aegypten, namentlich in der Bibliothek des Patriarchats zu Kairo[59]), in dem einen oder andern Kloster und in dieser oder jener Kirche.[60]) Das Museum in Bulaq besitzt wenige sahidische Papyri[61]); die meisten an den alten Monumenten befindlichen Inschriften, namentlich die in Theben und Benihassan, sind veröffentlicht worden.[62]) Grabtafeln und Scherbeninschriften befinden sich manche in den ägyptischen Museen in Bulaq, Turin, Paris, London, Leiden und Berlin.[63]) Die wichtigsten Denkmäler der koptischen Sprache werden in den europäischen Bibliotheken, namentlich in den italienischen, verwahrt. Unter den koptischen Handschriften im Vatican sind die 23 boheirischen, welche J. S. Assemani 1717 aus dem Kloster des Makarios mitbrachte (Nr. 57—69), die ältesten und werthvollsten.[64]) Einige gute boheirische Manuscripte befinden sich auch in Florenz.[65]) Venedig besitzt die sahidischen Manuscripte des Chev. Nani[66]); während aus der ehemaligen Sammlung des Cardinals Borgia die biblischen Pergamente der Propaganda in Rom, die nicht biblischen der Bibliothek in Neapel zugefallen sind. Turin besitzt vorzüglich alte sahidische Manuscripte sowol auf Pergament als auf Papyrus.[67]) Die pariser Bibliothek enthält wenig Sahidisches, aber viele und gute boheirische Handschriften.[68]) Leyden hat einige Papyri.[69]) Viele und vortreffliche sahidische und boheirische Handschriften conservirt England, theils im Britischen Museum theils in Oxford.[70]) Einige boheirische Manuscripte verwahren die Bibliotheken in München[71]), Göttingen[72]) und Berlin.[73]) Im berliner Museum sind einige sahidische Papyri. In St.-Petersburg befinden sich außer einigen boheirischen Manuscripten[74]) wichtige sahidische Pergamente nebst einigen Bruchstücken in untersahidischer Mundart.[75]) Zahlreiche Schriftstücke in diesem Dialekte sind seit 1877 in den Schutthügeln des alten Arsinoe oder Crocodilopolis (Medînet Fâris) ausgegraben worden und nach Berlin, Wien, St.-Petersburg, Paris u. s. w. gelangt; es sind meist Bruchstücke von Briefen und Contracten, auch geringe Bibelfragmente und Talismane.[76])

Wenden wir uns endlich zu dem Inhalte der uns erhaltenen koptischen Literatur, so sind daraus von der allgemeinsten Wichtigkeit die alten Uebersetzungen der Bibel. Der erste Rang unter denselben gebührt der sahidischen, die ohne Zweifel vollständig existirt hat[77]), aber nur zum kleinsten Theil auf uns gekommen ist. Dazu sind die zahlreichen Fragmente der Borgianischen Sammlung noch unedirt.[78]) Am besten steht es noch mit dem Psalter, den wir in Lagarde's und B. Peyron's Ausgaben und in der Pistis Sophia zum allergrößten Theil besitzen, und mit dem Neuen Testament, welches Woide mit ausgezeichnetem Fleiße nach den Handschriften in England zusammengestellt hat. In neuerer Zeit ist die sahidische Bibel um einige Stücke bereichert worden: das 1. Kapitel des Hiob veröffentlichte G. Tortoli[79]),

59) Nach U. Bouriant (Recueil de travaux relatifs à la philologie égyptienne III, p. 129) 185 Handschriften. 60) Namentlich in den Klöstern von Nitria mag noch manches versteckt sein, vielleicht auch in den abessinischen. 61) Die Contracte aus Zême in Theben, von denen die meisten nach Paris geschickt und bisjetzt noch nicht zurückgeliefert worden sind. 62) Vgl. Description de l'Égypte, Ant. 4, 48. 5, 55, 29. 27. 22; Lepsius, Denkmäler VI, 102—103; Sayce, Proceedings of the Society of Bibl. Archeol. 1882—1883, p. 117—123; Brugsch, Reise nach der Oase El-Khargeh. Tafel XX; Stern, Aegyptische Zeitschrift 1885, S. 96—102. In einer Grabhöhle in Theben ist 1883 eine Kirche mit Inschriften entdeckt. Vgl. Bouriant in den Mémoires de la mission archéol. franç. au Caire, fasc. I (Paris 1884). 63) Vgl. Zeitschrift der Deutsch-morgenländischen Gesellschaft 1850, S. 254—362; Zeitschrift für ägyptische Sprache 1878, S. 9 fg.; 1885, S. 68—75; Recueil des travaux V, 60—70. 64) Vgl. J.S. Assemani, Bibliotheca orientalis 1, 617—619 und St. Ev. Assemani in Mai, Script. vet. nov. coll. V, 2, 152 fg. Quatremère, Recherches p. 118 fg. Ueber andere Handschriften in Rom: Georgi, Fragm. Ev. Joh. p. III. 65) St. Ev. Assemani, Bibl. medic. cat. p. 53 fg. 66) Die meisten sind vorzüglich edirt von Mingarelli, Codd. copt. reliquiae (Bologna 1785); der dritte Theil dieses Werkes ist aber unveröffentlicht geblieben. Einiges Boheirische in der Bibliotheca Naniana ist nicht von Bedeutung (vgl. J. S. Assemani, Catalogus, Padova 1787); auch im Dominicanerkloster zu Venedig finden sich einige koptische Handschriften. 67) A. Peyron, Lexicon linguae copticae p. XXV; B. Peyron, Psalterium thebaicum (Turin 1875) und F. Rossi, Trascrizione di testi copti I—III (Turin 1883—1885). 68) Quatremère, Recherches p. 116 fg. 69) Leemans, Description raisonnée des monuments égyptiens p. 122. Einige Scherben mit koptischen Aufschriften sind publicirt in Leemans, Monuments II, 232 fg.

70) Woide, De versione bibliorum; über Tattam's Sammlung vgl. Schwartze in der DMGZ. 1853, über die sahidischen Contracte Goodwin in der Zeitschrift für ägypt. Sprache 1869—1871. 71) Catal. codicum ms. biblioth. regiae monacensis I, 4. 72) Wüstenfeld, Nachrichten von der Göttinger Ges. der Wiss. 1878 und Lagarde, Orientalia I. 73) Schwartze, Psalterium copto-memph. p. V. f. Seitdem ist manches hinzugekommen. 74) Dorn, Catalogue des manuscrits de la bibl. impériale p. 565—567. Eine Handschrift befindet sich im Asiatischen Museum in St.-Petersburg. 75) von Tischendorf, Notitia editionis bibliorum sinaitic. p. 65 fg. Es ist namentlich das Leben Victor's und Fragmente eines eschatologischen Werkes, auch faijûmische Fragmente. Vgl. O. von Lemm, Bruchstücke der sahid. Bibelübersetzung (Leipzig 1885) und Aegypt. Zeitschrift 1885, S. 17 fg. Eine neuere Abschrift enthält Josua 15, 7—17, 1 sahidisch. 76) Schon vor der Entdeckung der arsinoitischen Archive habe ich den früher „baschmurisch" genannten Dialekt ins Faijûm verlegt. Die faijûmischen Papyri enthalten eine durch Schreibweise und Dialekt äußerst schwierige Volkssprache. Vgl. Stern, Aegyptische Zeitschrift 1885, S. 23—44 über die berliner Sammlung. Aus andern ist leider noch gar nichts veröffentlicht worden. 77) Die Reihenfolge der Bücher des A. Test. gibt nach einem sahidischen Glossar Woide, De bibliorum versione aegyptiaca p. 8. 78) Sie sind vollständig katalogisirt von Zoëga, Catalogus p. 193 fg. Viele Fragmente hat Georgi edirt, andere aus den nanianischen Pergamenten Mingarelli. Vgl. jetzt A. Ciasca, Sacrorum bibliorum fragmenta copto-sahidica musei Borgiaui, Vol. I (Rom 1885). Unter den vormals Tattam'schen Handschriften befinden sich werthvolle Ergänzungen der Evangelien und des Galaterbriefes. (Recueil de travaux 1884, V, p. 105—139.) Fragmente von 28 Psalmen enthält die Handschrift Huntingdon's No. 3 in Oxford. 79) Atti del IV. congresso degli orientalist (1880) 1, 83 fg.

einen Theil der Proverbia A. Bschai[80]), Fragmente mehrerer Bücher Ch. Ceugney[81]), einige andere G. Maspero[82]); die vortrefflichsten Monumente der koptischen Sprache edirte P. de Lagarde aus einem alten turiner Codex: die Weisheit Salomonis und Jesu Sirach.[83]) So lückenhaft unser sahidischer Bibeltext auch bleibt, so lassen uns doch die mannichfachen Bruchstücke erkennen, daß es von dieser Uebersetzung mehrere Recensionen gegeben hat. Schon jetzt läßt sich bei einzelnen Büchern die ältere von der jüngeren unterscheiden, z. B. in der Sapientia Salomonis, in den Evangelien u. s. w. Liegen die Texte aller Handschriften erst vollständig vor, so wird sich in der sahidischen Version für die Kritik des Bibeltextes ein weites Feld aufthun.

Auch von der untersahidischen Version, die jünger ist, uns aber durch ihre Sprache wichtig wird, gab es mehrere Recensionen. Die von Quatremère edirten Stücke der Threni und das Buch Baruch, auch die Borgianischen Fragmente des Johannes und des Jesaias, bieten den faijûmischen Dialekt am reinsten und sind der Sprache der letzthin entdeckten arsinoitischen Papyri am nächsten verwandt. Dagegen steht die Sprache der Episteln in der Sammlung Borgia wie auch die einiger anderer Schriftdenkmäler dem Sahidischen näher; diese Uebersetzung ist vermuthlich die untersahidische, welche noch Tuchi als „Memphiticus alter" bekannt war. Dieser letztern gehören auch die in St.-Petersburg befindlichen geringen Ueberreste an.

Aelter als die untersahidische Uebersetzung[84]) und jünger als die sahidische ist die uns von allen am vollständigsten erhaltene und bereits gedruckt vorliegende boheirische Version der Bibel. Der Pentateuch ist herausgegeben worden 1731 von Wilkins, 1867 von Lagarde und theilweise 1854 von Fallet; Bruchstücke der übrigen geschichtlichen Bücher des A. Test. 1879 von Lagarde; die Psalmen 1744 von Tuchi, danach 1826 in London, 1837 von Ideler, 1843 von Schwartze und 1875 von Lagarde; die Proverbia 1—14, 26 gleichfalls 1875 von Lagarde und 1882 von Bouriant[85]); der Hiob 1846 von Tattam; die Großen Propheten 1852 von Tattam und Daniel 1849 von Bardelli; die Kleinen Propheten 1836 von Tattam und Zacharias 1810 von Quatremère; das Buch Baruch 1870 von Bschai und 1872/4 von Kabis. Das Neue Testament edirten 1716 Wilkins und 1847—52 Tattam, die Evangelien besonders 1829 Tattam und Lee, die Acta 1852 Böttiger und die Episteln 1852 derselbe. Es fehlen noch die vier Bücher der Könige, von welchen nur einzelne Fragmente erhalten geblieben sind.[86])

Eine Ausnutzung der vielen boheirischen Handschriften hat kaum erst begonnen; da die meisten nicht sehr alt sind, so versehen sie es oft in der Correctheit der Sprache. Damit uns die Reinheit und Tiefe des Ausdrucks nicht entgehen, müssen wir über diesen Texten der Kritik gebrauchen, dem Beispiele eines Patriarchen der Kopten nacheifernd, Matthäus I., der 1398 in eine alte, jetzt im Vatican befindliche Handschrift eigenhändig einschrieb[87]): „Ich, Matthäus der Diener des Stuhles Marci, habe dieses Buch gelesen und in dem koptischen Texte gar viele Fehler angemerkt, die der Verbesserung bedürfen."

Die Kopten haben auch die pseudepigraphischen oder deuterokanonischen Bücher sowol des Alten als des Neuen Testaments gehabt. Aus den namentlich in sahidischer Sprache erhaltenen Fragmenten erkennt man, daß die Ueberlieferung derselben von der griechischen meist nicht unbedeutend abweicht.[88]) Das Evangelium Nicodemi enthält der 2. turiner Papyrus[89]); den Briefwechsel des abessinischen Königs Abgar mit Christus ein leidener Papyrus[90]); die Geschichte des heiligen Joseph ist im Sahidischen zum Theil, im Boheirischen aber wie im Arabischen vollständig vorhanden[91]), während das Evangelium über die Kindheit Jesu uns nur in der arabischen Uebersetzung geblieben ist.[92]) Von dem gnostischen Evangelium secundum Aegyptios hat sich in der koptischen Literatur keine Spur gefunden.

Dagegen hat man andere gnostische Werke in sahidischem Dialekt, welche durch ihr Alter und ihren ägyptischen Charakter gleich ausgezeichnet sind. Eine der ältesten sahidischen Handschriften ist die einst als das Manuscript des Dr. Askew berühmte Pistis Sophia, die jetzt das Britische Museum besitzt. Woide erkannte das umfangreiche Buch für die Sophia des Valentinus, und ohne Zweifel enthält es die Lehre dieses Hauptes der ägyptischen Gnostiker des 2. Jahrh.[93]) Es ist eine Einweihung in die Gnosis: Jesus wird darin als das Ideal des Lehrers und seine Apostel und die heiligen Frauen seiner Umgebung als die einzuweihenden Schüler eingeführt. Es kommen 13 Bußgebete der in das Chaos

80) Recueil de travaux (1880) II, p. 94—105. 81) Études égyptiennes (1883) I, p. 265—300; Recueil de travaux V, 35 fg.; VII, 47 fg. und Bouriant in demselben IV, 1—4. 82) In der Revue égyptologique (1882) II, p. 358—368. 83) Aegyptiaca (1883) p. 65—206. 84) Es geht dies unter andern aus der Anwendung des boheirischen ⲫϯ in den untersahidischen Texten hervor. 85) Im Recueil de travaux III, p. 129—147. Vgl. meine Anmerkungen dazu in der Zeitschrift 1882, S. 191—202. 86) Quatremère, Recherches p. 117, glaubt irrthümlich, daß sich in der Propaganda eine Handschrift befinde.

87) S. Assemani, Bibliotheca naniana 1, 73. 88) Vgl. Zoëga, Cat. p. 240 und Revillout, Apocryphes coptes du N. T. (Paris 1876). 87) Der Text ist edirt von F. Rossi, Trascrizione 1, 10—64 (Turin 1883). Eine Uebersetzung hat A. Peyron an K. von Tischendorf (Evangelia apocrypha p. 210 fg.) mitgetheilt. 90) Diese Version wird vermuthlich der in der Ge'ezsprache erhaltenen nahe stehen. Vgl. Zotenberg, Catalogue des manuscrits éthiopiens p. 247, 91) Das Arabische hat schon 1722 G. Wallin edirt, die beiden koptischen Texte Revillout, l. l.; alle drei aufs neue und correcter Lagarde, Aegyptiaca p. 1—37. Eine synoptische Uebersetzung der drei Recensionen von Stern in A. Hilgenfeld, Zeitschrift für wissensch. Theologie XXVI (1883), p. 267—294. Vgl. Literaturblatt für orient. Philol. 1, 201 fg. 92) Edirt von H. Sike, Oxonii 1697. 93) Mit der Uebersetzung Schwartze's 1851 herausgeg. von J. H. Petermann; eine kleine Probe der sehr alten Schrift in Spohn's Notitia codicis alexandrini (Leipzig 1788). Vgl. Woide, De bibliorum versione p. 137; Dulaurier, Notice sur la Fidèle Sagesse (Paris 1847); Revillout in den Comptes rendus de l'académie des inscriptions 1872, p. 338 und Mélanges d'archéologie égypt. III, p. 40 fg.

hinabgefallenen Sophia und 13 Hymnen derselben zum Lobe Jesu Christi, der sie aus dem Chaos errettete, darin vor. Auch 20 Psalmen der ältesten Recension werden citirt.

Ein anderes noch nicht edirtes sahidisches Werk über die gnostische Lehre enthält der Papyrus Bruce.[94]) Auch dieses „Buch der Gnosis“ ist eine Ausarbeitung der Valentin'schen Systems. Es enthält namentlich die Scenen der Initiation und die magischen Formeln, durch welche der Gnostiker seine schlimmsten geistigen Feinde überwältigen und das Plêrôma erreichen kann, nachdem er alle Zwischenwelten durchschritten hat. Es bezeugt, wie getreu mehrere Kirchenväter über die phantastischen Theorien dieser ihrer gefährlichsten Gegner berichtet haben.

Viel späterer Zeit gehört ein anderes phantastisches, gleichfalls unedirtes Buch an, welches eine von Huntingdon erworbene Handschrift in Oxford enthält.[95]) Dies dem Presbyter und Anachoreten Abba Seba zugeschriebene Werk, betitelt: „Die Mysterien Gottes in den Buchstaben des Alphabets, welche keiner unter den alten Philosophen offenbaren konnte“, knüpft in drei Theilen (ⲧⲟⲙⲟⲥ) an die 22 griechischen Buchstaben, mit Ausschluß des ξ und ψ, nach dem Spruche: „Ich bin das ⲁ und das ⲱ“ alle Werke der Schöpfung, der Vorsehung und der Erlösung. Die Sprache dieser Handschrift eines gewissen Schenuti aus dem J. 1109 d. M. ist ziemlich fehlerhaft.

Am energischsten ist der Charakter der Kopten in den gewaltigen Reden ihres Propheten Sinuthios ausgeprägt, dessen Wirksamkeit in Oberägypten und in der Blüte der koptischen Kirche oben erwähnt worden ist. Seine Schriften sind, nach der Zahl der erhaltenen sahidischen Manuscripte zu urtheilen, in Oberägypten einst sehr verbreitet gewesen, doch hat die Kirche von Alexandrien auf deren Erhaltung wenig Werth gelegt. So ist kaum das eine oder andere Stück ins Boheirische und weiter ins Arabische übersetzt worden.[96])

Die koptische Literatur ist sehr reich an Legenden über die Geschichte der Märtyrer und der Mönche, an Dogmatik und Ethik, an Exegese und Liturgie und Aehnlichem. Das meiste der Art wurde zuerst aus dem Griechischen entnommen; die ältern sahidischen Uebersetzungen wurden allmählich durch boheirische ersetzt[97]) und diese endlich ins Arabische übertragen. Eine große Menge dieser Schriften ist in die Ge'ezsprache der jakobitischen Abessinier übersetzt worden, seltener, so scheint es, aus dem Koptischen, gewöhnlich schon aus dem Arabischen.

In koptischer Sprache besitzen wir noch die dem Clemens zugeschriebenen Kanones der Apostel in beiden Dialekten[98]) und mehrere sahidische kanonische Sammlungen der Concilien[99]), beides zwar älter, aber nicht so vollständig wie in den arabischen und abessinischen Uebersetzungen. Von den Kirchenvätern ist manches, namentlich im sahidischen Dialekte, erhalten, die Briefe und Homilien des Athanasios, Chrysostomos, Epiphanios, Kyrillos u. a. Vor allen steht Chrysostomos (arab. فم الذهب) bei den Kopten in großem Ansehen[1]); vollständiger sind seine Homilien boheirisch erhalten[2]); und Arabisch wird er noch heute in den koptischen Kirchen gelesen.[3]) Was an Literatur dieser Gattung auf uns gekommen ist, darüber gibt der Katalog Zoëga's die beste Auskunft, und wir müssen uns begnügen, auf dieses vortreffliche Werk zu verweisen.[4]) Die dermalen in der koptischen Kirche gebräuchlichen Rituale, Liturgien und Legenden sind oben benannt worden.

---

94) Das Original befindet sich in der Bodlejana zu Oxford und Woide's Abschrift des immer mehr verblassenden Papyrus im Christ-church college ebenda. Eine Copie nach beiden fertigte Schwartze an. Vgl. Woide, De versione bibliorum p. 23; Revillout in den Comptes rendus de l'académie des inscriptions 1872, p. 350 und Amélineau ebenda 1882, p. 220—227. Der Titel des Buches ist ⲡϫⲱⲱⲙⲉ ⲙⲡⲛⲟϭ ⲛⲗⲟⲅⲟⲥ ⲕⲁⲧⲁ ⲙⲩⲥⲧⲏⲣⲓⲟⲛ oder ⲡϫⲱⲱⲙⲉ ⲛⲛⲉⲩⲛⲱⲥⲓⲥ ⲙⲡⲁϩⲟⲣⲁⲧⲟⲛ ⲛⲛⲟⲩⲧⲉ ϩⲓⲧⲛ ⲙⲙⲩⲥⲧⲏⲣⲓⲟⲛ ⲉⲧϩⲏⲡ.

95) Vgl. Woide, De bibliorum versione p. 21; Revillout in den Comptes rendus 1872, p. 312 fg. Jablonski, der das Buch schon 1719 abgeschrieben hat, hielt Schenuti irrthümlich für den Verfasser (La Croze, Thesaurus epist. 1, 192. 201). Später haben auch Dulaurier und Schwartze Abschrift genommen.

96) Einiges wenige von Sinôdâ ist ins Abessinische übersetzt, vgl. Dillmann, Cat. mus. Brit. 23; Berliner Handschr. 56; Zotenberg p. 131. 248.

97) Als Beispiel sei die Geschichte des Makarios erwähnt, deren sahidischen Text Zoëga p. 296 und deren boheirische Uebersetzung er p. 123 gibt.

98) Die von Lagarde (Aegyptiaca) p. 209—291) edirte sahidische Recension zerlegt sie in Canones apostolorum in 71 Kapiteln (es sind die arabischen Canones bei Vansleb, Hist. p. 247—251, und die abessinischen Senodos bei Ludolf, Commentarius p. 310—313) und in die Canones ecclesiastici in 78 Kapiteln, deren griechisches Original man größtentheils hat. Das Buch ist nochmals edirt im Recueil V, 199 fg.; VI, 97 fg. Die schlechte boheirische Uebersetzung aus dem Anfange d. Jahrh. edirte Tattam (The apostolical constitutions. London 1848). Ueber die Literatur der abessinischen Canones vgl. Dillmann, Berliner Handschriften S. 15. Die koptischen sind viel älter und correcter, wie namentlich aus einer Vergleichung der Can. eccl. 1—30 mit den te'zâzât bei Ludolf, Comm. p. 314, hervorgeht.

99) Die dogmatischen und ethischen Theile des Concils von Nicäa (oder des von Alexandria 362) sind in sehr alten Recensionen der Borgianischen Fragmente CLIX. und CCXXXIX. (Zoëga, Cat. p. 242 fg. 248 fg.) und in dem 4. turiner Papyrus erhalten und edirt von Revillout, Le concile de Nicée (Paris 1880) in dem Journal asiat. 1873, I. 1875, I. Vgl. Rossi, Trascrizioni 2, 34—74. Die Acten des Concils von Ephesus enthalten Borgia CLVIII. und CLXIV und Recueil VII, 46 fg.

1) Vgl. Zoëga, Cat. 607; auch No. CCCXI (p. 641) gehört dem Chrysostomos.

2) Manuscr. No. 57 im Vatican, aus dem 10. Jahrh. (Assemani, Script. vet. nov. coll. V, 2, 152); Zoëga p. 4. 63. 120. 134; Lagarde, Ankündigung der LXX, p. 50 fg.

3) In einem berliner Ms. or. fol. 533 stehen unter andern auch mehrere Homilien des Chrysostomos. Ein Kopte theilte mir mit, daß die مواعظ dieses Kirchenvaters noch gelesen würden.

4) Sahidische Fragmente über St.-Georg, Pteleme, Gesios und Isidoros, die 40 Märtyrer, die heil. Hilaria, Stücke aus mehrern Homilien, aus den Briefen des Athanasios, eins von Sinuthios u. a. enthalten die Tattam'schen Manuscripte, deren Abschrift durch M. Schwartze mir Dr. A. Erman gütigst mitgetheilt hat.

Was wir an nicht religiösen Schriften in koptischer Sprache besitzen, ist gar wenig. Zwar müssen wir schon aus den in den Klassenscalen aufgeführten Ausdrücken schließen, daß die Kopten auch eine reichhaltige profane Literatur besessen haben, jedoch ist kaum etwas davon übriggeblieben.[5]) Schon längst hat man das Fragment eines medicinischen Werkes in sahidischem Dialekte gewürdigt.[6]) Aehnlich, aber aus späterer Zeit und aus dem Arabischen übersetzt, ist ein Tractat über Alchimie, von welchem A. Eisenlohr 1885 ein Fragment in Oberägypten aufgefunden hat.[7]) Es ist reich an arabischen Wörtern und daher für die Geschichte der Sprache von Wichtigkeit.

Zur Poesie sind die Kopten wenig beanlagt gewesen. Die, ohne Zweifel in Nachahmung der arabischen Dichtung, mit einem dürftigen Reime ausgestatteten boheirischen Kirchenlieder, deren sich viele in den Psalmodien finden, haben keine Neuheit der Ideen und keine Schönheit der Form. Ueber das einzige sahidische Gedicht „Das Triadon" (Zoëga, Cat. p. 642) ist das Nämliche zu sagen; es ist ein moralisches Gedicht in gereimten Vierzeilen, das sich in recht frostigen Wortspielen gefällt. Dazu ist es ein ganz spätes Werk, das von Arabismen strotzt. Gleichwol wäre eine vollständige Edition seiner 423 Strophen sehr erwünscht, wie denn die Koptologie überhaupt nicht besser gefördert werden kann als durch sorgsame Ausgaben aus den vergrabenen Schätzen der Literatur. *(Ludw. Stern.)*

KOPYS (nicht Kopyas), Stadt (nicht Kreisstadt) im europäisch-russischen Gouvernement Mohilew, $69\frac{1}{2}$ Kilom. im Norden von Mohilew, am linken Ufer des Dnjepr, hat 7 griechische Kirchen, 1 katholische und 1 protestantische Kirche, 1 Synagoge, 2 jüdische Gebetshäuser, 22 Kaufläden, 1 Pfarrschule und 3132 Einwohner, die sich hauptsächlich mit der Fabrikation von thönernen Geschirren und Ofenkacheln beschäftigen. Die protestantische Kirche ist im 16. Jahrh. von dem litauischen Hetman Radziwil erbaut. Der Handel der Stadt ist trotz ihrer günstigen Lage an einem schiffbaren Flusse von keiner Bedeutung. — Kopys ist eine sehr alte Stadt, denn sie wird von den russischen Chroniken schon im J. 1059 erwähnt. Im J. 1116 wurde Kopys von Wladimir Monomachos im Kriege mit dem minskischen Fürsten Gleb Wsewolodowitsch erobert. Im 16. und 17. Jahrh. wurde die Stadt zu wiederholten malen von den Polen, Litauern und Kosaken geplündert und 1708 von dem schwedischen Heere eingenommen. Im J. 1777 wurde Kopys zur Kreisstadt des Gouvernements Mohilew ernannt, 1861 aber wieder zur gewöhnlichen Stadt degradirt. Im J. 1812 nahm der russische Parteigänger Dawidow hier eine Partie Franzosen gefangen, die über den Dnjepr setzen wollten. *(A. von Wald.)*

KORAH (hebräisch Korach) erscheint im Alten Testament als Name dreier verschiedener Persönlichkeiten: 1) als dritter Sohn des Esau und der Oholibama, und zwar noch in Kanaan geboren I Mos. 36, 5. 14. 18 (vgl. auch I Chron. 1, 35, wo er überhaupt unter den Söhnen Esau's aufgezählt wird). Wenn dagegen Korah I. Mos. 36, 16 als edomitischer Gaufürst unter den Söhnen des Eliphas, des Sohnes Esau's, erscheint, so kann dies nur auf einem Versehen beruhen, zumal V. 11 Korah nicht unter den Söhnen des Eliphas genannt wird. — 2) Als Stammvater eines judäischen Geschlechtes, welches zu den „Söhnen Hebrons" gehörte, d. h. in Hebron seinen Sitz hatte oder von dort ausgegangen war, I Chron. 2, 43; übrigens ist bei der vielfachen gegenseitigen Berührung edomitischer und südjudäischer Geschlechter nicht unmöglich, daß zwischen den unter Nr. 1 genannten Korachiten und den judäischen ein ursprünglicher Zusammenhang stattfand. — 3) Als Ahnherr der „Söhne Korah's", eines vielgenannten Levitengeschlechtes. Als man, wol erst in nachexilischer Zeit, die vorhandenen Priester und Levitenfamilien auf Verwandtschaftsverhältnisse der Zeit Mose's zurückführte, wurde Korah (II Mos. 6, 21) zu einem Sohne Jizhar's, des Bruders Amram's, gemacht. Er war somit (nach 6, 16 fg.) ein Urenkel Levi's, Enkel Kehath's und Vetter Mose's und Aaron's. Als Söhne Korach's, d. h. als Ahnherren der verschiedenen korachitischen Familien, werden II Mos. 6, 24 Assir, Elkana, Abiasaph genannt. Insgesammt bilden diese die „Sippschaft der Korchiter" (hebräisch Korchì, IV Mos. 26, 58 u. a., doch auch Korchim I Chron. 12, 6 u. a., mit der gewöhnlichen Pluralendung). Wenn I Chron. 9 (in der deutschen Bibel 10), 19 Schallum, der Urenkel Korah's, und seine Brüder als Hüter der Thore des Stiftszeltes und dann der Tempelthore bezeichnet werden, I Chron. 26 (27) 1 und 19 Korchiter als Thorhüter des Tempels im voraus von David bestellt werden, so gehört dies zu den in der Chronik beliebten Zurückdatirungen nachexilischer Verhältnisse in die mosaische, davidische oder überhaupt vorexilische Zeit. In dieselbe Kategorie gehören die fünf Korchiter, welche nach I Chron. 12 (13), 6 zu David nach Ziklag kamen; unter denen, welche dem längst von Gott erwählten künftigen König im voraus huldigen, dürfen die Repräsentanten eines nach dem Exil angesehenen Levitengeschlechtes nicht fehlen. Ferner gehört hierher der Kore, welcher unter Hiskia das Amt eines Tempelthorhüters bekleidet und wegen I Chron. 9, 19 sicher auch als Korachiter zu denken ist. Da andererseits die Söhne Korach's auch als Sänger und Musiker eine Rolle spielten, so wird I Chron. 5 (6), 18 der Stammbaum des berühmten davidischen Musikmeisters Heman über Samuel auf Korah zurückgeführt, und in der sehr legendenhaften Erzählung II Chron. 20, 19, welche in die Zeit Josaphat's fällt, erheben sich die Leviten von den Söhnen der Kahathiter und den Söhnen der Korchiter, um Gott mit

5) Kircher sagt: „Certe de nulla alia facultate plures libros quam de mathematica scriptos reperio", und gibt (Opus trip. p. 620) einen Katalog derartiger Werke, welche J. B. Remondi aus Aegypten mitgebracht habe. 6) Zoëga, Cat. 626—630. Einige davon hat schon Champollion übersetzt (Millin, Magasin encycl. 1811, V, p. 312), das ganze Dulaurier im Journ. asiat. 1843, II. 7) Edirt von Stern in der Aegyptischen Zeitschrift 1885, S. 102—119.

lauter Stimme zu preisen. Auf nachexilische Verhältnisse bezieht sich auch endlich die Notiz I Chron. 9 (10) 31, wonach dem Korachiter Mattitja die Aufsicht über die Herstellung des (zu Opfern dienenden) Pfannenbackwerkes anvertraut war.

Der oben erwähnte Ruf der Korachiten als Sänger oder Musiker wird uns noch anderweitig bestätigt durch die Ueberschrift von 11 Psalmen, welche den „Söhnen Korah's" (bei Luther „den Kindern Korah") zugeschrieben werden und bereits vor ihrer Aufnahme in unser Psalmenbuch eine kleine Sondersammlung gebildet haben mögen. Es sind dies der Psalm 42 (zu welchem, wie der gleiche Kehrvers zeigt, Psalm 43 die Fortsetzung bildet), ferner Psalm 44 45 (ein Hochzeitslied bei der Vermählung eines Königs), 46 („ein feste Burg ist unser Gott"), 47—49. 84. 85. 87. 88. Von diesen wird Psalm 88 gleichzeitig Heman, dem Ezrachiter, zugeschrieben. Dies ließe sich nach der oben erwähnten Angabe der Chronik (I, 5, 18) so erklären, daß Heman eben zu den Söhnen Korah's gehörte; wahrscheinlicher ist jedoch die Annahme, daß in der Ueberschrift von Psalm 88 zwei verschiedene Ueberlieferungen trotzdem, daß sie sich widersprechen, einfach nebeneinandergesetzt sind. Die Ueberschrift „von den Kindern Korah" will diese Psalmen natürlich nicht als das gemeinsame Product mehrerer Dichter, sondern nur als aus dem Kreise der korachitischen Sänger hervorgegangen bezeichnen. Fraglich ist dabei allerdings, ob man die einzelnen Dichter als Zeitgenossen zu denken hat. Von den genannten Psalmen dürfte mit Sicherheit der vorexilischen Zeit zuzuweisen sein Psalm 45, da derselbe den Bestand des Königthums voraussetzt, allenfalls auch 46. 48; dagegen können Psalm 44 und 85 erst nach dem Exil gedichtet sein, Psalm 44 nach der herrschenden Ansicht sogar erst im makkabäischen Zeitalter. Bei den übrigen spricht wenigstens nichts gegen die Abfassung in oder nach dem Exil. Alle Schwierigkeiten aber lassen sich am einfachsten heben, wenn man annimmt, daß die Korachpsalmen einer von den Söhnen Korah's veranstalteten und von ihnen als Tempelsängern gebrauchten Sammlung entnommen sind. Dann bedarf es nicht einmal der Annahme, daß diese Lieder sämmtlich von Korachiten gedichtet sein müßten, wie denn Baur (in Riehm's biblischem Handwörterbuche) treffend an die Analogie der „Lieder der Böhmischen Brüder" erinnert hat. Uebrigens aber gilt von allen korachitischen Psalmen, daß sie mit zu den innigsten und schwungvollsten Erzeugnissen der hebräischen Poesie gehören.

Je mehr nun das Ansehen der Korachiten in nachexilischer Zeit ein wohlverdientes war, um so befremdlicher ist die Rolle, die der Ahnherr der Familie in einer Erzählung des Pentateuchs spielt, in dem Aufruhre der Rotte Korah IV Mos. 16. Dieses Kapitel bedarf um so mehr einer besondern Besprechung, als sich an demselben in glänzender Weise die allmähliche Auflagerung verschiedener Erzählungsschichten im Pentateuch darlegen läßt. Nach dem jetzigen Context hat es durchaus den Anschein, als ob thatsächlich der Levit Korah von Haus aus der Rädelsführer bei jenem Aufruhre gewesen und zur Strafe dafür mit seinem ganzen Anhang von der Erde verschlungen worden sei. Man braucht indeß nur den in seiner jetzigen Gestalt ganz contorten ersten Vers (und es nahm ohne Object) und dann die ganz andern Subjecte in Vers 2 zu lesen, um sich zu überzeugen, daß hier verschiedene Erzählungen fast unentwirrbar verschmolzen sind. Diese Beobachtung wird auch im weitern schon durch eine oberflächliche Analyse bestätigt. Vers 11 hat Mose eben mit der Rotte Korah geredet und Vers 12 schickt er, um Dathan und Abiram holen zu lassen; diese aber wollen nicht kommen. Vers 18 erscheint Korah mit seiner Rotte auf Geheiß Mose's vor der Thür der Stiftshütte und Vers 25 erhebt sich Mose und geht zu Dathan und Abiram. Ganz besonders drastisch ist jedoch der Widerspruch am Schlusse. Nachdem Vers 31 fg. die ganze Rotte Korah von der Erde verschlungen ist, geht Vers 35 Feuer von Gott aus und frißt die 250 Aufrührer.

Die älteren Kritiker suchten diese schreienden Widersprüche, so gut es gehen wollte, auszugleichen. Ihnen schien die Frage wichtiger, wie etwa das Wunder des Unterganges der Rotte Korah erklärt werden könne, ob durch Annahme einer unter den Zelten der Aufrührer vorhandenen Erdhöhlung, die dann gerade zu rechter Zeit einen Erdsturz verursachte, oder durch ein Erdbeben oder gar durch heimliches Unterwühlen von seiten Mose's, oder endlich nur als Bild des Lebendigbegrabens? Aber auch, als man wirkliche Quellenkritik trieb, verschloß man sich doch den Einblick in den wahren Sachverhalt (so z. B. noch Knobel in seinem Commentar zu dieser Stelle) durch die irrige Ansicht über das Alter und die Reihenfolge der einzelnen Quellenschriften. Und selbst als Graf („Die geschichtlichen Bücher des Alten Testaments", Leipzig 1866, S. 89 fg.) den nachexilischen Ursprung der Bestandtheile, welche eine Verschwörung der Leviten gegen die Priester erzählen (Vers 6—10. 16—18. 35) erkannt hatte, blieb er doch insofern in der traditionellen Auffassung des Kapitels befangen, als er in demselben eine Auflehnung der Rubeniten Dathan u. s. w. unter Anstiftung und Leitung des Leviten Korah gegen die Führerschaft des Mose und Aaron erzählt fand. Vollständig ist der Knäuel der ineinandergeflochtenen Erzählungen erst entwirrt worden von Wellhausen, Composition des Hexateuch, in den Jahrbüchern für deutsche Theologie XXI, S. 572 fg. und Geschichte Israels I, 144 fg.; sodann von Kuenen in der „Theolog. Tijdschrift" 1878, S. 139 fg., und wiederum von Wellhausen in der 2. Ausgabe der Geschichte Israels, S. 376 fg. Nach diesen Kritikern ist die Entstehung der jetzigen verworrenen Erzählung so zu denken: Zu Grunde liegt ein Bericht, der uns noch in Vers 1[b] 2 (zum Theil), 12—15[a] und 23—34 (großentheils) erhalten ist. Danach war der Hergang dieser: die Rubeniten Dathan und Abiram, also Angehörige des Stammes, der als erstgeborener, d. h. ehedem mächtigster, auf Mose eifersüchtig sein konnte, lehnen sich gegen diesen als Führer und Richter des Volkes auf (von Aaron ist in diesem Berichte

keine Rede). Vergeblich citirt sie Mose zu sich. Vielmehr beklagen sie sich (12—15), daß er sie durch leere Vorspiegelungen aus dem fruchtbaren Aegypten weggelockt habe, um sich zum Herrscher über sie zu machen und sie in der Wüste sterben zu lassen. Auf diese Antwort begibt sich Mose selbst zu den Wohnungen Dathan's und Abiram's und gebietet auf Geheiß Gottes dem Volke, ringsum von den Zelten der Empörer zu weichen. Das Volk gehorcht; Dathan und Abiram sind unterdeß mit ihren Weibern und Kindern vor den Eingang der Zelte getreten. Jetzt erklärt Mose, daß die Art ihres Unterganges eine Probe seiner göttlichen Sendung sein solle. Werden sie sterben wie alle andern Menschen, so habe ihn Jahwe nicht gesandt; werden sie aber von der Erde verschlungen und lebendig in die Unterwelt fahren, so soll dadurch kund werden, daß sie Gott gelästert haben. Alsbald thut sich die Erde auf und sie werden sammt ihren Familien und ihrer Habe von der Erde verschlungen; Israel aber flieht voller Schrecken von der Unglücksstätte hinweg.

Mit dieser Erzählung ist nun ein zweiter Bericht verschmolzen, in welchem Korah die Hauptrolle spielt, aber nicht als Levit, sondern als Laie, der gegen das Vorrecht Mose's und Aaron's das Recht des allgemeinen Priesterthums geltend macht, und zwar wird man sich diesen Korah nach dem oben Bemerkten als einen Judäer zu denken haben. Dieser Bericht ist erhalten zum Theil Vers 1. 2 (denn die 250 Männer von den Kindern Israel, Fürsten der Gemeinde, Stammhäupter und angesehene Leute, gehören sicherlich zu dieser Laienverschwörung) und 3—5; man vgl. besonders Vers 3: „Die ganze Gemeinde ist heilig und Jahwe mitten unter ihnen! Warum erhebt ihr euch über die Gemeinde Jahwe's?“ Daraufhin will es Mose auf ein Gottesgericht ankommen lassen. Die Aufrührer sollen andern Tags mit ihren Pfannen zur Stiftshütte nahen, um ein Rauchopfer darzubringen, ebenso auch Mose und Aaron. Als nun alle versammelt sind, erscheint die Herrlichkeit Gottes und fordert Mose und Aaron auf, sich von der Gemeinde abzusondern, da Gott dieselbe vertilgen wolle. Die Fürbitte Mose's und Aaron's (V. 22) bewirkt, daß durch das von Gott ausgehende Feuer nur die 250 Männer verzehrt werden. Nahe verwandt mit diesem Berichte ist nun endlich die dritte Erzählungsschicht, welche gegenwärtig mit den beiden andern zusammengearbeitet oder vielmehr höchstwahrscheinlich erst nachträglich eingetragen ist. Ihre Tendenz tritt deutlich hervor in V. 8—11 und sie hat sich vielleicht überhaupt auf diese Verse beschränkt. Hier ist der Rädelsführer Korah der Levit, welcher unzufrieden mit dem niedern Dienste am Heiligthume nun auch noch das Priesterthum begehrt, welches doch Aaron und seinen Söhnen vorbehalten ist. Der weitere Verlauf dieser Levitenempörung fällt mit dem Verlaufe der oben behandelten zweiten Erzählung zusammen.

Daß nun diese Levitenempörung erst in exilischer oder nachexilischer Zeit eingetragen sein kann, würde sich schon aus der einfachen Thatsache ergeben, daß ein solcher Unterschied von Priestern und Leviten, wie er hier vorausgesetzt wird, bis zum Exil nicht existirte (s. den Art. Leviten). Uebrigens aber wird man nicht irren, wenn man annimmt, daß dieser Nachtrag zu der Erzählung von der Rotte Korah einen sehr bestimmten praktischen Zweck verfolgte, nämlich den, gelegentlich hervorgetretene aufrührerische Gelüste der Leviten, unter denen sich auch Korachiten befunden haben mögen, zu dämpfen. Die zweite Erzählungsschicht, in welcher Korah als Laie gegen Mose und Aaron auftritt, könnte eher (so früher auch Wellhausen) einer älteren vorexilischen Quellenschrift zugewiesen werden. Richtiger dürfte jedoch die Ansicht sein, daß auch diese Version dem in oder nach dem Exil entstandenen Priestercodex, wenn auch den ältesten Bestandtheilen desselben, angehört. Eine starke Bestätigung dieser Ansicht dürfte in V Mos. 11, 6 zu erblicken sein; der Verfasser dieses Berichtes kennt offenbar nur die älteste Erzählungsschicht, nach welcher die Rubeniten Dathan und Abiram, die Söhne Eliab's, sammt Zubehör von der Erde verschlungen wurden. Dagegen kennt der Verfasser des nachexilischen Psalms 106 (V. 16—18) ohne Zweifel alle drei Erzählungsschichten, obschon er nur von der ersten und zweiten zu reden scheint (die Erde verschlingt Dathan und die Rotte Abiram; Feuer frißt die Gottlosen); der Ausdruck „Rotte Abiram“ ist offenbar erst der „Rotte Korah“ nachgebildet. Die Nichterwähnung Korah's ist am besten als absichtliche Schonung des noch zur Zeit des Dichters blühenden korachitischen Geschlechts zu erklären. Ebenso ist der jetzige Bestand von IV Mos. 16 vorausgesetzt in IV Mos. 26,9 fg.; denn daß Korah mit den Rubeniten von der Erde verschlungen wurde, kann man nur aus der letzten Redaction des Ganzen herauslesen; charakteristisch ist aber der Zusatz IV Mos. 26, 11, durch welchen der nicht unberechtigte Anstoß an IV Mos. 16, 32 fg. gehoben werden soll: „und die Söhne Korah's starben nicht“; ohne dies wäre allerdings die Fortdauer seines Geschlechts unbegreiflich. Dagegen wird IV Mos. 27, 3, wo von dem Manassiten Zelophchad gerühmt wird, daß er sich nicht an dem Aufruhre der Rotte Korah betheiligt habe, nur die zweite Erzählungsschicht vorausgesetzt. Im Neuen Testament wird des Unterganges der Rotte Korah im Judasbriefe, Vers 11, als eines abschreckenden Exempels gedacht.

Vergl. hierzu außer den bereits citirten Kritikern noch Schenkel in dessen Bibellexikon III, 571 fg. und Baur in Riehm's Handwörterbuche des bibl. Alterthums, S. 848 fg. *(E. Kautzsch.)*

KORAÏS (Adamantios oder Diamantis), — von den Franzosen, unter denen er den größten Theil seines Lebens zugebracht hat, Coray genannt — seinerzeit einer der feurigsten neugriechischen Patrioten, einer der thätigsten Förderer der nationalen „Wiedergeburt“ seiner Nation, und ein sehr bedeutender Philologe, war der Sohn eines auf der Insel Chios ansässigen wohlhabenden Kaufmanns. Geboren aber ist er zu Smyrna (am 27. April 1748) und wurde auch in dieser seiner Geburtsstadt unter Hierotheos zuerst an der daselbst blühenden „Evangelischen Hochschule“ in die theologische und phi-

lologische Wissenschaft eingeführt. Koraïs hat längere Zeit das Los so vieler begabter und strebsamer junger Männer seiner Nation getheilt, di in jenen Tagen, wo dieselbe noch vollständig hoffnungslos unter der osmanischen Fremdherrschaft stand, bei regem Wissensdurste und gewaltigem Drange zum Schaffen die verschiedensten Wege namentlich im Abendlande aufsuchten, um sich möglichst allseitig zu unterrichten, und in einer Weise, die an Nordamerika erinnert, nicht zauderten, im Nothfalle wiederholt ihren Beruf zu wechseln. Auch Koraïs hat sich, als er zum Jüngling herangereift war, auf Wunsch seines Vaters, der nach Amsterdam übergesiedelt war, zuerst (1772—1778) mehrere Jahre lang als Kaufmann versucht. Später jedoch schwenkte er ab zu jener Wissenschaft, der seit dem Emporkommen des ersten berühmten Maurokordatos die jungen studirenden Griechen bis auf Kapodistrias und Dr. Kolettis mit besonderer Vorliebe sich zuzuwenden pflegten, nämlich zu der Medicin, um dann größere theologische und philologische Studien zu machen; 1782 bis 1788. In solcher Weise hatte er in Montpellier, dann an andern Hauptsitzen der wissenschaftlichen Bildung in Frankreich und Italien seine zähe Arbeitskraft bewährt und seine überaus reiche und vielseitige Begabung geschult. So ist Koraïs endlich ein Hauptvertreter der modernen griechischen Bildung geworden. Er war aber auch, wie andere seiner hochgebildeten griechischen Zeitgenossen, ein leidenschaftlicher griechischer Patriot, von der heißen Sehnsucht getrieben, selbst zu lernen, um ein großer Lehrer seines Volkes zu werden, und sehr wesentlich auf dem Wege durchgehender Volksbildung die neue geistige Hebung und künftige Befreiung der Griechen vorzubereiten.

Koraïs hatte sich kurz vor Ausbruch der Französischen Revolution, die auf diesen Feuergeist in ähnlicher Weise mächtig einwirkte wie auf so viele andere seiner namhaften griechischen Zeitgenossen, in Paris niedergelassen; an diesem gewaltigen Centralsitze der Wissenschaften und Künste, und für längere Jahre auch einer weltbeherrschenden Politik, hat er sich nun bis zu Ende seines Lebens, mehr als vierzig Jahre lang, aufgehalten. Auch den Franzosen und andern Europäern flößte dieser Grieche Achtung ein; nicht nur durch seine imponirende Gelehrsamkeit und wissenschaftliche Bedeutung. Koraïs war ein durchaus lauterer Charakter; er lebte in antiker Einfachheit und bei großer Gleichgültigkeit gegen den Erwerb von Reichthümern in „anständiger Armuth", nur für die großen Interessen seiner Nation thätig.

Seine unermüdliche literarische Thätigkeit ist für die Griechen nach mehrern Seiten hin von großer Bedeutung gewesen, und der Einfluß, den Koraïs auf seine griechischen Zeitgenossen ausübte, war wiederholt ein gewaltiger. In erster Reihe gehörte er zu den Griechen in der Diaspora, auf welche die Nation, die damals nur durch ihre Religion, ihre Sprache und ihre Literatur zusammengehalten wurde, mit Stolz blickte, wie sie das später in anderer Weise gethan hat, als der Glanz des Grafen Kapodistrias und des jungen Fürsten Alexander Hypsilanti im Dienste Rußlands sie bezauberte und ihre politischen Hoffnungen gewaltig weckte. Der Ruhm, den Koraïs sich als Gelehrter in Europa erwarb, fiel auch auf die griechische Welt zurück. Schon vor 1800, wo die von ihm besorgte Ausgabe von des Hippokrates Schrift über die Einwirkung der Luft, des Wassers und des Klimas auf den Verlauf der Krankheiten, eine von dem französischen Nationalinstitut gekrönte Preisschrift (2. Aufl., Paris 1816) erschien, hatte er der gelehrten Welt des Abendlandes durch verschiedene Zeugnisse seiner Thätigkeit sich bekannt gemacht. Namentlich aber geschah dies durch die neugriechische Uebersetzung von Beccaria's Werke (dei delitti e delle pene) über Verbrechen und Strafen (Paris 1802, 2. Aufl., 1823). Ganz anders aber wirkte die Denkschrift (zuerst in der Gesellschaft der Menschenfreunde zu Paris gelesen), die in Koraï's Sinne eine sehr bestimmte politisch-nationale Tendenz vertrat: „De l'état actuel de la civilisation en Grèce" (Paris 1803); ins Deutsche übersetzt von Karl Iken in dem „Hellenion"; „Ueber Cultur, Geschichte und Literatur der Neugriechen" I, Leipzig 1822), welche die europäische Welt in authentischer Weise über die wahre Lage und die moralisch-intellectuellen Zustände der damaligen Griechen aufklären sollte; sie bekämpfte namentlich mit Nachdruck die vielverbreitete Meinung von der tiefen Gesunkenheit des griechischen Volkes und schilderte die bedeutenden materiellen, intellectuellen und moralischen Fortschritte, welche die Neugriechen unter der Herrschaft der Pforte gerade seit der Mitte des 18. Jahrh. ganz unbestreitbar gemacht hatten.

Speciell als Philologe hat sich Koraïs nach zwei Seiten hin einen berühmten Namen erworben. Ein Hauptwerk seines Lebens nämlich war die von ihm 1805 bis 1827 besorgte Herausgabe der prosaischen Autoren des griechischen Alterthums; ein Unternehmen von nationaler Tendenz und großartiger Anlage, veranstaltet und fortgeführt auf Kosten der patriotischen epirotischen Zosimaden und anderer reicher Griechen, seit 1825 auch durch die neue griechische Regierung sanctionirt, nun als „Hellenische Bibliothek" mit ihren Beigaben, Commentaren und gelehrtem Apparat ein Gemeingut der Philologie und ein kostbarer Besitz der jungen neugriechischen Nation, bei der das gewaltige Werk auf Staatskosten an fleißige Studirende vertheilt wurde. Die Uebersicht über den Inhalt und die Gruppirung dieser Reihe von Ausgaben altgriechischer Prosaiker siehe jetzt bei R. Nicolai „Geschichte der neugriechischen Literatur" (Leipzig 1876), S. 105; hier sind auch noch die andern seit 1794 bis 1812, beziehentlich 1820, gelegentlich und innerhalb jenes großen Cyklus von Koraïs veranstalteten Ausgaben aufgeführt: Schriften des Xenokrates, des Theophrast des (schon oben erwähnten) Hippokrates; die zwei (1804) auch in Deutschland vielgelesenen Lieder von Heliodor's „Aethiopika"; die vier ersten Gesänge der Ilias, und eine Schrift des Hierokles. Die Ausgabe der Hellenischen Bibliothek wurde durch eine reiche Fülle von Anmerkungen und Prolegomenen begleitet, in welchen letztern Koraïs zugleich unter beständigem Hinblick auf die griechische Zeitgeschichte seine politischen, beziehentlich

seine patriotischen Lehren und Rathschläge für seine Volksgenossen niederlegte. Neben dieser Riesenarbeit liefen noch sehr zahlreiche andere Arbeiten hin; selbständige Schriften des Koraïs über theologische, philosophische, sprachwissenschaftliche und pädagogische Motive: „eine zerstreute Literatur, deren Echtheit jedoch nicht immer gesichert erscheint". Vgl. auch hier die Sammlungen und Erörterungen in R. Nicolai's vorher angeführtem Buche, S. 105 fg.

Ganz unmittelbar aber mit dem Leben seines Volkes berührte sich Koraïs als Philologe durch seine Thätigkeit für die neugriechische Volkssprache, um die er sich ein sozusagen „legislatorisches" Verdienst erwarb. Gegenüber der einen damals modernen Richtung unter den Griechen, welche die Volkssprache so, wie sie gesprochen wurde, zur Schriftsprache machen wollte, und gegenüber der andern, welche rücksichtslos nur die Antike im Auge hatte und das moderne Idiom durch antike, außer Gebrauch gekommene Worte und Wendungen veredeln wollte: gegenüber diesen Richtungen schlug Koraïs einen Mittelweg ein. Er rieth, ein ebenso correctes wie allgemein verständliches Neugriechisch zu schreiben, welches den Bedürfnissen des Volkes und der Gelehrten gleichermaßen entspräche. Er stellte das System auf, unter Zulassung einer freien Bewegung, die allerdings stark corrumpirte und von zahllosen Fremdwörtern aller Art erfüllte Volkssprache schrittweise zu reinigen, ohne deshalb zu alterthümlichen Formen zurückzukehren, welche dem Gebrauche des Volkes fremd geworden waren — dagegen die vielen Fremdwörter allmählich durch Ausdrücke zu ersetzen, die aus dem Schatze der alten Schriftsprache zu schöpfen wären. Der Hauptsache nach hat Koraïs mit seinem System das Feld behauptet; das Beste thaten dabei seine eigenen neugriechischen Schriften, welche den Griechen als Muster ihrer modernen Prosa gelten, und wie durch ausdrucksvollen Stil, so durch glückliche und maßvolle Verbindung des antiken mit dem volksthümlichen Element im Wortschatz und Grammatik sich auszeichneten. Unter seinen spätern Schriften sind in allen diesen Beziehungen namentlich die „Ἄτακτα" (fünf Bände in sechs Theilen, Paris 1828—1835) von Bedeutung; ihren Inhalt, namentlich auch in Beziehung auf die neugriechische Sprache, skizzirt Nicolai a. a. O. S. 107. — Es liegt in der Natur der Dinge, daß Koraïs durch seine philologischen Schöpfungen und seine Thätigkeit für die nationale Sprache sich bei seiner Nation ein bleibenderes Andenken gesichert hat als durch seine literarische Thätigkeit als Politiker. Am werthvollsten wurde die Anregung, die er reichen und opferfreudigen Griechen gab, erhebliche Mittel für die Sache der Volksbildung flüssig zu machen. Er war auch wesentlich betheiligt bei der Gründung der Zeitschrift (1811) „Logios Hermes" in Wien, die mit Vorliebe der Volksbildung und dem Schulwesen diente. Sonst geht eben, wie bereits mehrfach bemerkt wurde, ein politischer, wie auf die Erziehung, so auf die Befreiung der Griechen gerichteter Zug durch die gesammte literarische Arbeit des berühmten Hellenisten. Nicht überall ist die Autorschaft der ihm zugeschriebenen specifisch politischen Broschüren zweifellos. Sicher aber ist, daß der kampflustige Koraïs in seinem Feuer auch gegen innere Gegner mit gewaltiger Energie losschlug. Ohne starke innere Zusammenstöße unter den Griechen selbst ging namentlich die Zeit der Französischen Revolution nicht vorüber. Ein Theil der Fanarioten (bei ihren Schwächen ohnehin bei Griechen wie Koraïs allezeit wenig beliebt), und des höhern griechischen Klerus sah das Eindringen der neufranzösischen Ideen in die Griechenwelt nur mit großer Abneigung an. Und das „väterliche Rundschreiben" an alle Griechen, welches 1798 auf Veranlassung des Sultans Selim III. der damals älteste und angesehenste der griechischen Prälaten, der Patriarch Anthimos von Jerusalem, im Hinblick auf die revolutionäre Agitation unter seiner Nation publicirte, rieth wirklich seiner geistlichen Heerde, der Pforte treu zu bleiben und den Padischah als ihren legitimen Souverän zu betrachten. Anthimos erklärte sogar feierlich, daß „die Vorsehung die osmanische Herrschaft an Stelle des in der Orthodoxie wankenden byzantinischen Kaiserthums und als einen Schutz gegen die abendländische Häresie ausersehen habe". Dieses Rundschreiben erregte natürlich unter den griechischen Patrioten gewaltigen Zorn, und nun war es Koraïs, der in seiner „Ἀδελφικὴ διδασκαλία" scharf und energisch gegen diese Theorie auftrat und als geistvoller Politiker die Griechen über die wahre Bedeutung der von den Patrioten erstrebten Freiheit aufklärte. Es gehörte dieser Streit, der zunächst zu einer erheblichen Spannung zwischen einem großen Theile des griechischen Klerus und den leidenschaftlichern unter den griechischen Patrioten führte, zu den Misverständnissen und Irrungen unter den Griechen selbst zur Zeit der Vorgeschichte ihrer spätern nationalen Erhebung. Nach dem Austoben des Kampfes zwischen den stärker revolutionär gefärbten Elementen und deren Gegnern im Fanar und Klerus, deren Schattenseiten scharf genug angegriffen wurden, kam es zur Ausgleichung. Der nationale Grundgedanke drang überall durch; auch der patriotisch gesinnte Klerus söhnte sich mit den ruhiger sich gestaltenden Ideen des Koraïs aus. Der letztere seinerseits, der wie gesagt von Paris aus unablässig den Schicksalen seines Volkes bis zu der Gründung des Königreichs als sorgsamer Beraher folgte, — dabei unablässig seine Stimme gegen die Bigoterie und die Fehler des Klerus und des Fanars erhob, — hat ganz zu Ende seines Lebens noch einmal mit gewaltiger Heftigkeit die Politik des Präsidenten Giovanni Kapodistrias angegriffen (in zwei Dialogen, die er 1830 und 1831 in Paris unter dem Namen G. Pantasidis erscheinen ließ).

„Das Orakel der Nation", der „Reformator von Hellas", der „Beisitzer im Rathe der Weisen von Hellas" (wie ihn unter anderm Alexander Sutsos in einer Ode an Theophilos Kaïris feiert), von der französischen Regierung zuletzt durch eine Pension von 3000 Franken ausgezeichnet, starb zu Paris am 6. April 1833; seine aus 3400 Bänden bestehende Bibliothek wurde seinem Testament gemäß 1842 nach Chios geführt. Seine Selbstbiographie erschien 1833 zu Paris (neugriechisch

und lateinisch von Fr. Schultze, Liegnitz 1834). Biographisches Material in allgemeinen Werken über die Geschichte des heutigen Griechenlands geben Mendelssohn-Bartholdy und G. Hertzberg; vieles Detail und literarische Nachweisungen bei Nicolai a. a. O. S. 103 fg.

(G. Hertzberg.)

Korallen, s. Corallen-Inseln.

Korallenbaum. s. Erythrina.

KORAN, Alkoran arabisch ḳor'ân^{un}, mit dem Artikel al-ḳor'ân^{u}) ist der Name, welchen Mohammed und die Bekenner seiner Religion den Aussprüchen geben, die von ihm als aus directer göttlicher Offenbarung stammend und dieselbe mit absoluter Genauigkeit wiedergebend seinen Anhängern vorgetragen wurden. (Vgl. hierzu, wie zum Folgenden mehrfach, den Art. Mohammed.) Das wie so viele theologische Ausdrücke Mohammed's einem fremden Sprachgebiete entnommene[1]) Wort bedeutet ursprünglich „Vorlesung", insbesondere „[feierliche] Recitation" eines heiligen Textes, wird aber von Mohammed selbst concret zur Bezeichnung sowol eines solchen Textstückes für sich als auch der Gesammtheit dieser Einzeloffenbarungen gebraucht; die letztere Bedeutung ist bekanntlich später in den allgemeinen Sprachgebrauch übergegangen, sodaß man unter Koran zunächst eben das Religionsbuch der Mohammedaner versteht, in welchem jene Offenbarungen gesammelt sind. Diese Sammlung rührt indeß nicht von Mohammed selbst her. Wenngleich die Araber schon vor seinem Auftreten ihre von den benachbarten Syrern entlehnte Schrift besaßen, so war doch der Gebrauch derselben auf ganz bestimmte, seltene Veranlassungen beschränkt, und insbesondere wurden poetische Stücke und sprichwörtliche Redensarten, welchen dem Gefühle der Araber nach die älteren Aussprüche des prophetischen Geistes Mohammed's am meisten glichen und an deren Form sie sich anschlossen, wie bei allen Naturvölkern ausschließlich mündlich überliefert. So wurden denn auch die kurzen visionären Anrufungen, Gebete, Bekenntnisse, Betheuerungen, Straf- und Drohworte, in welchen sich zunächst Mohammed's Predigt darstellte, im Anfange mit scheuer Ehrfurcht und gewiß durchaus getreuer Beibehaltung des Wortlautes im Kreise der wenigen Gläubigen von Mund zu Mund getragen; später, als ihre Zahl sich mehrte, mochten eifrige und ängstliche Fromme für ihr Gedächtniß die Hülfe der ungewohnten und für viele geheimnißvollen Runen suchen, durch welche man, neben anderem, bereits den Wortlaut feierlicher Verträge vor Zweifel und Willkür zu schützen sich gewöhnt hatte, und schon vor der Flucht nach Medina erscheint auch Mohammed, an dessen Erinnerung ja in streitigen Fällen appellirt werden mußte und der selbst die an Zahl, Länge und Farblosigkeit zunehmende Masse der Offenbarungen nicht mehr beherrschte, beschäftigt, neuere zu dictiren und die authentische Fassung älterer ebenfalls schriftlich feststellen zu lassen. Das geschah aber nur, wie es augenblickliches Bedürfniß oder der Zufall mit sich brachte, auf nicht weniger zufälligem Material — Palmblättern, platten Knochen oder Steinen u. s. w. — und bei weitem nicht alle Aussprüche des Propheten waren zur Zeit seines Todes in schriftlicher Fassung vorhanden, das Gedächtniß der überlebenden Ohrenzeugen blieb eine, wenn nicht die Hauptquelle für die spätere Sammlung seiner Vorträge in dem codex sacer des Korans. Da nun auch jene Aufzeichnungen in dem unglaublich unvollkommenen ältesten Alphabet Hieroglyphen glichen, an denen nur der Kundige einen Anhalt für genauere Festhaltung des Wortlautes hatte, und aus welchen über die historische Veranlassung wie über den Sinn der oft so dunkeln Prophetien besonders aus der früheren und grundlegenden Hälfte von Mohammed's Lehrthätigkeit gar nichts zu ersehen war; da man andererseits bei der schließlichen Codificirung unter Othman (s. u.) den Eindruck willkürlicher Behandlung des Ueberlieferten ängstlich zu vermeiden suchte, so gleicht der Koran in seiner hieraus hervorgegangenen jetzigen Gestalt einem ungeordneten Haufen von disjecti membra prophetae, in welchem meist ganz zufällig Altes und Neues, Wichtiges und Nebensächliches nebeneinanderliegt, Einheitliches getrennt, Verschiedenartiges zusammengeworfen ist. So stellt die seit Othman feststehende Eintheilung in 114 Suren sich als eine rein äußerliche, vielfach durch zufällige Momente herbeigeführte Anordnung dar. Allerdings bezeichnet der Name Sure (sûrat^{un}, das neuhebräische שורה, eine Reihe von Steinen in einer Mauer, dann eine Zeile in einer Schriftcolumne) bei Mohammed ursprünglich eine einzelne, in sich vollständige und abgeschlossene Offenbarung (also dasselbe wie Koran im engeren Sinne), ist aber durch eine leichtbegreifliche Verwechselung dann auch auf die Gesammtheit mehrerer Offenbarungen übertragen worden, die in der Aufzeichnung oder mündlichen Ueberlieferung absichtlich oder zufällig verbunden erschienen. Auch die Ordnung, in welcher die 114 Suren jetzt aufeinanderfolgen (s. u.), entspricht weder der Chronologie noch irgendwelchen inneren Zusammenhängen. Ist nun, bei der Unsicherheit und den Widersprüchen in den Mohammed's Leben und die Entstehung seiner Religion betreffenden historischen Berichten, der Koran die Hauptnorm für die kritische Scheidung

1) Es ist das syrische ḳeriânâ mit einer kleinen Lautveränderung, wie sie der arabischen Form des Verbums (ḳara'a) entspricht. Vielleicht ist übrigens auch das letztere im Arabischen ein, wie das Verbum für schreiben, dem Syrischen bereits vor Mohammed entlehntes Wort; daß die Araber die Schrift von den Syrern haben, ist bekannt; die Wurzeln כתב und קרא finden sich im Arabischen sonst mit ganz andern Bedeutungen und fehlen in den übrigen südsemitischen Dialekten, wie mir Franz Prätorius berichtet, abgesehen von einigen Lehnwörtern, gänzlich. Auf die Bedeutung von ḳor'ân und ḳara'a selbst hat, wie Nöldeke und Sprenger bemerken, das jüdische קרא „in der Bibel forschen", מקרא „Bibel", „Bibelvers", Einfluß gehabt. — Der Name furḳân, mit dem der Koran auch öfter bezeichnet wird, geht nicht concret auf das Buch oder seine Bestandtheile, sondern auf seine religiöse Bedeutung; es ist ebenfalls ein syrisches Wort, das eigentlich „Befreiung, Erlösung, Heil" bedeutet und nach Nöldeke's Vermuthung vielleicht schon unter den medinischen Juden den bei den Muslimen dann feststehenden Begriff „göttliche Erleuchtung, Offenbarung" gewonnen hat.

der letztern wie die Hauptquelle für die Erkenntniß der inneren Entwickelung des Propheten, so ergibt sich als nächste und wichtigste Aufgabe die Auflösung des unförmlichen Ganzen in die Urbestandtheile der Einzeloffenbarungen und deren historisch-chronologische Anordnung, eine Aufgabe, welche durch die bahnbrechenden Arbeiten von Weil („Mohammed der Prophet, sein Leben und seine Lehre", Stuttgart 1843; und directer hierher gehörig: „Kritische Einleitung in den Koran", Bielefeld 1844, 2. Aufl. 1878), Sprenger („The life of Mohammad" Vol. I., Allahabad 1852. „Das Leben und die Lehre des Mohammad" 3 Bde. Berlin 1861—1865), W. Muir („Life of Mahomet" 4 voll. London 1858—61) und vor allen Nöldeke („Geschichte des Qorâns", Göttingen 1860) in der Hauptsache gelöst worden ist. Es sind hauptsächlich die Resultate Nöldeke's, die ich hier zusammenzufassen suche.

Der Nothwendigkeit einer solchen Scheidung hat sich auch die mohammedanische Tradition nicht ganz verschlossen; was sie indeß dazu beiträgt, ist wenig genug. Es beschränkt sich[2]) auf die jeder Sure vorgesetzte Bezeichnung als *mekkanischer* oder *medinischer*, d. h. also beziehungsweise *vor* oder *nach* der Flucht offenbarter, und auf zahlreiche Ueberlieferungen der Biographen des Mohammed und der Korancommentatoren über die historischen Veranlassungen oder Gelegenheiten, bei welchen die einzelnen Offenbarungen vorgetragen worden sind. Bieten diese Angaben aber auch für den Anfang einen gewissen Anhalt, so leiden sie doch allzu sehr an dem bereits angedeuteten Mangel der mohammedanischen Tradition überhaupt; mit Recht sind daher von den eben genannten Forschern in der Hauptsache die aus den Worten des Korans selbst sich ergebenden äußern und innern Kriterien verwerthet worden.

Auch für diese Betrachtung scheidet sich das Ganze in die zwei Hauptmassen der mekkanischen und medinischen Stücke, welche bis auf einige die Zeit des Ueberganges darstellende Theile leicht zu sondern sind. In Mekka ist Mohammed noch ausschließlich Prophet, und ein Prophet im Vaterlande, dessen Mahnungen sich an Ohren richten, welche nicht hören wollen; in Medina tritt er vom ersten Augenblicke an als Haupt einer, wenn vorläufig noch an Zahl beschränkten, doch in sich geschlossenen und achtunggebietenden Gemeinde auf, deren Organisation ihn aus der Sphäre der religiösen Idee in die der Kirchenpolitik, bald in die der Politik überhaupt überführt. Daher in den mekkanischen Offenbarungen Glaubensbekenntnisse, Gebete, Polemik gegen das Heidenthum, Versprechungen und Drohungen für Gläubige und Ungläubige; in den medinischen Verordnungen über die Form des Gottesdienstes, über die öffentlichen und privaten Rechtsverhältnisse in der Gemeinde, die sich allmählich zum Staat erweitert; andererseits Angriffe gegen die in Medina auch äußerlich concurrirende Religionsgemeinschaft der Juden und gegen die unzuverlässigen Elemente („Heuchler") unter den übrigen Medinensern, Tagesbefehle beim Beginn und im Verlaufe der kriegerischen Unternehmungen gegen feindliche Heere und Festungen. Leicht sind in sehr vielen Fällen die Thatsachen zu finden, welche den Propheten in Medina zu seinen im Tone wie in der Form der Rede ziemlich gleichförmigen Aeußerungen veranlaßten; umgekehrt bietet bei den mekkanischen Suren fast ausschließlich der Geist und die Ausdrucksweise der einzelnen Stücke einen Anhalt zu annähernder Bestimmung der richtigen Zeitfolge. In Mekka war Mohammed ein Plebejer, dessen Zudringlichkeit dem Publikum manchmal lästig wurde, wie etwa heutzutage der Lärm der salvation army den Einwohnern Londons, dessen eigene Erlebnisse und Wirken im engen Kreise der Anhänger aber ebensowenig im Gedächtnisse der Menge haften blieb, wie das Wirken des „Generals" Booth innerhalb seiner „Armee" Gelegenheit zu mehr als einem flüchtigen Stadtgespräche gibt; so wußten später nur wenige der Getreuesten, wann und wie in Mekka diese oder jene Sure offenbart worden war, und was in der officiellen Ueberlieferung von solchen Einzelheiten oft genug vorkommt, haben vielfach neuere Ausleger den betreffenden Koranstellen selbst untergelegt. Dagegen läßt sich, wie zuerst Weil nachgewiesen hat, aus der Vergleichung des Tones und Stils der mekkanischen Suren eine Eintheilung in drei Gruppen gewinnen, welche auch zeitlich der Entwickelung von Mohammed's Lehrthätigkeit entsprechen. Im Anfang macht sich die prophetische Begeisterung in gewaltsamer und kühner, oft abgerissener, aber poetischer und schwungvoller, dabei kurzer und nachdrücklicher Rede Luft. Aber nur die poetische Seite dieser auffallenden und genialen Persönlichkeit macht auf die Mekkaner vorübergehend Eindruck, dem religiösen Inhalte begegnet weder Verständniß noch Interesse, in jahrelangen scheinbar nutzlosen Kämpfen verzehrt sich das dichterische Feuer des redekräftigen Mannes, erlahmt die Fähigkeit des auch von dem herannahenden Alter beeinflußten Geistes, den wenigen einfachen Ideen, auf welche ihn sein enger Gesichtskreis beschränkt, immer neue, packende Formen zu geben. Auch fühlt er, daß es unmöglich ist, diese verhärteten Gewissen zu erschüttern und zu rühren; der ruhigeren und matteren Form entspricht der Inhalt, der nun meist darauf angelegt ist, den Verstand zu überreden, die Ueberlegung warnend zu gewinnen. In der Mitte liegt eine Periode des Ueberganges, aber sprachliche und stilistische Merkmale, die Wiederkehr einzelner Ausdrücke gestatten oft ganz bestimmte Ansätze. Hierbei gewährt auch die äußere Gestaltung der Rede erwünschte Hülfe.

Es ist schon oben angedeutet worden, daß diese Gestaltung älterer arabischer Redeweise sich anschloß. Nicht freilich derjenigen, welche sonst wol auch einem poetisch begabten Manne, der seinen Stammgenossen Weisheitslehren vorzutragen hatte, nahe lag, der durch künstliches Versmaß gebundenen Rede, sondern der Reimprosa (sag'), welche oft in sprichwörtlichen Wendungen wie überhaupt in ausdrucksvoller Rede, besonders aber in

---

2) Die bei den Mohammedanern selbst überlieferten chronologischen Listen (Nöldeke S. 46 fg. Fihrist 25) haben keine Autorität für uns.

den Aussprüchen der heidnischen Wahrsager (kuhhân Plur. von kâhin aus dem syrischen kâhen = hebräisch כֹּהֵן) angewendet wurde, und der also unter Umständen der Eindruck des Religiös-geheimnißvollen eignete. Das Wesen dieser Reimprosa (von dem, wer nicht Arabisch versteht, aus Rückert's Nachdichtung des Hariri sich einen Begriff machen kann) besteht darin, „daß die Rede in kurze Glieder zerfällt, von denen immer zwei oder mehrere aufeinander reimen, jedoch so, daß die Endsilben der einzelnen Glieder nicht nach den feinen Regeln des Versendes, sondern denen des gewöhnlichen waqf (Satzendes) ausgesprochen werden und einen viel freieren Reim haben" (Nöldeke) — einen Reim, der für unser Ohr oft nur eine Assonanz darstellt. Der parallelismus membrorum, der in dem späteren sag' oft mit dieser Assonanz Hand in Hand geht, ist ursprünglich nicht oder doch nur sehr gelegentlich damit verbunden. Es ist (auch abgesehen von dem, was eben über die Wahrsagersprüche bemerkt wurde) ganz begreiflich, daß Mohammed's Offenbarungen diese Form und nicht die des Verses erhielten, da man nicht daran zweifeln kann, daß wenigstens ein Theil derselben ihm im Verlaufe von Visionen ohne Mitwirkung des ordnenden Verstandes beifiel, was allein schon die Gestalt des regelmäßig genau im gleichen Silbenmaße sich wiederholenden Verses ausschließt; jedenfalls scheint mir kein Grund vorzuliegen, dem Mohammed, wie es mehrfach geschehen ist, auch die Fähigkeit zur Benutzung der Versform abzusprechen, welche in dieser schon in den ältesten Zeiten außerordentlich gebildeten Sprache eigentlich jedermann besaß, die seinerseits auszuüben indeß dem Propheten schon der Umstand verbot, daß die klugen Leute seine Predigt mit einem achselzuckenden: „Es ist ein Poet" abzufertigen pflegten. Wie dem aber sei, er blieb stets bei der einmal angewandten Form, die sich indeß im Laufe der Zeit mit dem Abnehmen seiner poetischen Kraft und der Veränderung des Inhalts entsprechend erheblich modificirte; die einzelnen Glieder der Rede werden länger, die Assonanzen undeutlicher, und in Medina ist seine Sprache kaum noch von gewöhnlicher Prosa zu unterscheiden.

Ueber die einzelnen Theile des Korans, welche die kritische Analyse unter Anwendung dieser Hülfsmittel zu scheiden und zu ordnen unternimmt, findet sich die vollständigste und systematischste Darlegung bei Nöldeke a. a. O. 52—174, unter gleichzeitiger treffender und deutlicher Charakterisirung der verschiedenen Stilperioden wie des Inhaltes jeder einzelnen Offenbarung. Hiernach[3]) würden gehören:

1) a) in die erste mekkanische Periode sur. 96, 1—5 (Berufung zum Prophetenamt); 6—19 (später); 74, 1—7; (später) 8—30; 35—40; 41—55; 111; 106; 108; 104; 107; 102; 105; 92; 90; 94; 93; 97; 86; 91; 80; 68, 1—16; 87; 95; 103; 85 (aber 8—11 später); 73, 1—19; 101; 99; 82; 81; 53 (zum Theil später geändert und mit Zusätzen versehen); 84; 100; 79, 1—14; 15—26; 27—46 (später); 77; 78, 1—36; 88; 89; 75; 83; 69; 51, 1—23; 52, 1—20; 22—28; 56; 70; 55; sowie möglicherweise die schwer einzuordnenden Bekenntniß- und Gebetsformeln 112 (das Bekenntniß zu dem einen Gott im Gegensatze zur christlichen Trinität); 109 (die Lossagung von den Ungläubigen); 113 und 114 (Exorcismen gegen den Teufel, Zauberei u. s. w.); 1 fg.; (das „mohammedanische Vater Unser");

b) in die zweite mekkanische Periode 68, 17—52; 78, 37—41; 51, 24—60; 52, 21. 29—49; 54; 37; 71; 76; 44; 50; 20; 26; 15; 19; 38; 36; 43; 72; 67; 23; 21; 25; 17; 27; 18;

c) in die dritte mekkanische Periode 32; 41; 45; 16, 1—42; 45—110; 112—118; 126—128; 30; 11; 14; 12; 40; 28; 39; 29, 11—44; 46—68; 31; 42; 10; 34; 35; 7, 1—155; 159—205; 46; 6, 1—90; 92—165; 13; 2, 19—37; 158—166; 196b—198; 200—203; 285—286; 4, 116—125; 130—133; 22, 1—16; 18—24; 43—56; 60—65; 67—75; 9, 129—130;

2) in die medinische Periode 74, 31—34; 73, 20; 16, 43; 44; 111; 119—125; 22, 17; 29, 1—10; 45. 69; 7, 156—158; 6, 91; 2, 1—18; 38—157; 167—196a; 199; 204—284; 98; 64; 62; 8; 47; 3; 61; 57; 4, 1—115; 126—129; 134—175; 65; 59; 33; 63; 24; 58; 22, 25—42; 57—59; 66; 76—78; 48; 66; 60; 110; 49; 9, 1—128; 5.

Dem Inhalte nach können im Anschlusse an die bereits gemachten Bemerkungen diese Perioden etwa folgendermaßen charakterisirt werden: 1) a) Der Prophet, zu seinem Berufe erweckt und in demselben gestärkt durch Visionen, welche nur als directe göttliche Aufforderungen aufgefaßt werden können, bekennt sich zu dem Glauben an die Einheit Gottes, im Gegensatze zu dem heidnischen Polytheismus wie zu dem Tritheismus der Christen, und fordert seine Stammgenossen zu gleichem Bekenntnisse, zu fleißigem Gebete, zur Mildthätigkeit gegen die Armen, zur Ehrbarkeit und Zuverlässigkeit in der Erfüllung übernommener Verpflichtungen, zur Abschaffung abscheulicher Misbräuche auf. Er tadelt die, welche in einzelnen dieser Punkte oder durch ihre allgemeine Verstockung sich versündigen, insbesondere auch den Gottgesandten als einen Schwärmer, „Poeten" oder gar Lügner verschmähen, malt ihnen in furchtbarer und erschütternder Weise die Schrecken des (im Anfange wol als unmittelbar bevorstehend gedachten) göttlichen Gerichtes aus, und erinnert durch kurze Anspielungen an die Schicksale von Stämmen und Völkern, welche in früheren Zeiten durch ihre Widerspenstigkeit göttliche Strafgerichte auf sich herabgezogen haben, während aus Gottes auch den Mekkanern erwiesenen Wohlthaten die Pflicht der Dankbarkeit für diese sich ergibt.

Von Anfang an erscheint dabei in der Mehrzahl der Fälle Gott selbst als der Redende (nach der späteren mohammedanischen Auffassung ist er dies überall, auch

3) Nach seinem Artikel The Koran in der Encyclopaedia Britannica vol. XVI, p. 598 ist Nöldeke jetzt der Ansicht, daß er sowol wie auch Sprenger in der Scheidung und Zutheilung der Einzelstücke bisweilen zu weit gegangen sei. Da indeß die Reihenfolge, wie er sie in der Geschichte des Qorans gibt, jedenfalls im großen und ganzen die allmähliche Entstehung des Korans richtig veranschaulicht, habe ich sie in kurzer Aufzählung wiedergeben zu sollen geglaubt.

wo für unsere Anschauung der Prophet selber spricht); sein lebendiger persönlicher Verkehr mit Mohammed offenbart sich insbesondere durch Worte der Ermuthigung und des Trostes, andererseits auch des Tadels, welche er an seinen Gesandten richtet.

1) b) Die Pflichten des Glaubens und der Moral werden in allmählich wachsender Ausführlichkeit (z. B. 17, 23—41, dem Dekalog parallel) vorgetragen, das poetisch-visionäre Element nimmt ab (wo noch Visionen erwähnt werden, wie 72; 17, geschieht es in ziemlich prosaischer Weise). Der Tadel gegen die Widerstrebenden richtet sich seltener gegen einzelne Personen, wogegen die Schilderung des Treibens der Gegner im allgemeinen und die Vorwürfe gegen Ungläubige überhaupt an Breite zunehmen; das Gleiche zeigt sich in den Versprechungen und Drohungen, den Schilderungen des Paradieses für die Gläubigen, der Hölle für die Ungläubigen. Immer mehr wird die Allmacht Gottes betont, welcher der Mensch hülflos gegenübersteht und der es so leicht ist, ihn von den Todten zu erwecken, wie sie ihn im Mutterleibe neu zu schaffen vermochte; und dem Widerstreben seiner Erkenntniß das Herz zu öffnen werden ausführliche, mehr durch Menge der Einzelheiten als durch logische Consequenz ausgezeichnete Entwickelungen des physiko-theologischen Beweises entgegengesetzt. Ebenso charakteristisch als die letztern sind für die spätere mekkanische Zeit die gehäuften und stets — je nachdem es dem Propheten gelang, durch Erkundigungen bei Juden und Christen seine Kenntniß der heiligen Geschichte zu erweitern — ausführlicher werdenden Erzählungen von früheren Heiligen und Propheten, von der Misachtung, welche sie bei ihren Stammgenossen oder sonstigen Gegnern fanden, und den Strafen, die Gott über diese verhängte. Besonders treten hier Moses und Pharao, Abraham mit Ismael (bezw. Isaak), Lot, Noah hervor; aber auch von David und Salomo, Adam und Idris (Henoch), Hiob und Jonas, nicht weniger von Zacharias, Johannes, Maria, dem Messias weiß Mohammed zu erzählen, und der Fall des Lucifer (iblîs = διάβολος) muß ebenfalls zur Warnung dienen. Ueber das Gebiet der biblischen Geschichte hinaus hat er unsichere Kunde von der Geschichte der sieben Schläfer wie der Alexander-Sage, und in die Vorzeit des eigenen Volkes verlegt er die sagenhaften Geschichten der Stämme ʿÂd (des „säulenreichen“, vielleicht auf Syrer oder Südaraber gehend), Thamûd (el-Ḥiǵr) und Midian mit ihren Propheten Hud, Sſâliḥ und Schoʿeib. — 1) c) Die Themata sind hier in der Hauptsache dieselben, werden aber in noch größerer Ausführlichkeit, die oft geschwätzig und langweilig genannt werden muß, vorgetragen. Besonders findet dies in den Partien statt, welche die Allmacht Gottes, die Menge seiner Wohlthaten und die Wunder seiner Schöpferkraft schildern, und denen gegenüber an Himmel und Hölle, deren breite Schilderungen nicht mehr recht ziehen mochten, zwar noch oft, aber in größerer Kürze erinnert wird. Auch die Prophetengeschichten nehmen an Zahl und die bereits früher oft behandelten an Umfang ab; wo indeß neue interessante Einzelheiten erzählt werden konnten, geschieht es in möglichster Ausdehnung, wie denn die hierher gehörige Geschichte Joseph's und seiner Brüder (Sure 12) das längste zusammenhängende Stück des Korans überhaupt ist. Daß hier auch ein paar neue Figuren, wie Korah und der alte arabische Weise Lokmân, auftreten, ist wol mehr zufällig, ebenso die Exemplificirung auf eine Schlacht, welche die Byzantiner in jener Zeit gegen die Perser verloren. Neu ist aber die ausführlichere, dabei allerdings ziemlich unklare Entwickelung einer Theorie der Offenbarung, welche den Einwänden der Widersacher begegnen sollte; ebenso einige schon dem rituellen Gebiete angehörige Specialvorschriften (Speisegebote). — 2) In Medina richtet sich die Polemik zunächst hauptsächlich gegen die Juden und Heuchler; sie wird fast ausschließlich direct geführt, an Prophetengeschichten wird nur noch selten und zu ganz bestimmten Zwecken (z. B. zum Nachweis, daß die Juden nie etwas getaugt haben) erinnert; Beweise für Gottes Existenz und Macht sind ebenfalls nicht mehr nöthig, so oft die formelhaften Lobpreisungen seiner Majestät auch wiederkehren. Heiden und Christen werden nach wie vor, aber nur dann bekämpft, wenn Mohammed eine Unternehmung seitens der erstern befürchtet oder gegen beide vorhat; der Verlauf der letztern gibt zur Ermunterung, Lob und Tadel an die „Kämpfer auf dem Wege Gottes“ häufige Veranlassung. Den Hauptinhalt aber bilden die zahlreichen Vorschriften, welche die Gläubigen, wie es das Bedürfniß der wachsenden Gemeinde, bald des allmählich sich organisirenden Staats mit sich brachte, meistens bei bestimmten einzelnen Gelegenheiten erhielten, und die in gleicher Weise religiöse, bezw. rituelle, civil- und staatsrechtliche, wie strafgesetzliche Verordnungen darstellen; dabei fehlt es nicht an ganz persönlichen Bestimmungen über die Stellung des Propheten zur Gemeinde, ja zur Ordnung von Privatangelegenheiten, und nicht immer der saubersten, im Hause Mohammed's wird der Offenbarungsapparat ebenfalls in Bewegung gesetzt.[4])

Ueber die Quellen, aus welchen dieser Inhalt geflossen ist, kann in der Hauptsache kein Zweifel bestehen: es sind die Dogmen und Ueberlieferungen der Christen und besonders der Juden, aus welchen Mohammed in weitestem Umfange geschöpft hat. Aber nur in der Gestalt, in welcher die hier und da über das Land zerstreuten, dogmatisch und kirchlich ziemlich ungeschulten Juden und Christen Arabiens ihre Glaubenssätze und heilige Geschichte durch eine vielfach unsichere, vielleicht nur mündliche Tradition bewahrten, ist sie dem Mohammed bekannt geworden, und seinem Eifer, diese Dinge sich anzueignen, entspricht selten das Verständniß, welches er ihnen entgegenbringt. Sie erscheinen daher im Koran meist in veränderter, häufig unklarer Gestalt, in welcher das Vorbild wiederzuerkennen nicht immer sofort gelin-

4) Näheres über einzelne besonders wichtige Koranstücke, über den Lehrinhalt des Korans überhaupt, seine etwaige Originalität und sein Verhältniß zum Judenthum s. unter Mohammed und Mohammedanismus.

gen will. Man sieht indeß bald, daß die alttestamentlichen Erzählungen, welche er so häufig vorbringt, nicht aus dem A. Test. selbst stammen, da ihnen an vielen Stellen talmudische Züge beigemischt sind; noch weniger können die viel sparsamer verwandten christlichen Elemente [5]) auf eine auch nur oberflächliche Kenntniß des N. Test. zurückgeführt werden: Mohammed hält beispielsweise den Heiligen Geist für einen Engel, der ihm die Offenbarungen inspirirt und für den er später den Gabriel einsetzt. Sehen wir schon aus solchen Misverständnissen, daß Mohammed, wie es außerdem den damaligen arabischen Gewohnheiten entspricht, in der Hauptsache nur aus mündlicher Ueberlieferung geschöpft haben kann, so verliert die vielbesprochene, wahrscheinlich zu verneinende Frage, ob er überhaupt habe lesen und schreiben können [6]), erheblich an Wichtigkeit, und gleichzeitig wird es durchaus unwahrscheinlich, daß er, der die heiligen Schriften der Juden und Christen nur von Hörensagen kannte, einen Theil seiner Lehre aus der Literatur christlicher Sekten entnommen habe, wie das Sprenger (gestützt auf einige viel spätere, apokryphe Schriftwerke) ausführlich befürwortet hat. Daß solche Sekten an den Grenzen Arabiens existirt und Mohammed von ihren Lehrsätzen ebenfalls gehört haben mag, soll damit nicht geleugnet werden, doch harrt dieser Punkt noch einer abschließenden Untersuchung. Dasselbe gilt von dem Verhältnisse des Propheten zu den Juden während seiner mekkanischen Zeit, wogegen die aus der heiligen Geschichte, bezw. der späteren jüdischen Ueberlieferung entnommenen Bestandtheile des Korans in der Hauptsache bereits von Geiger (Was hat Mohammed aus dem Judenthume aufgenommen? Bonn 1833) festgestellt sind; Nachlesen sind indeß auch hier nicht ausgeschlossen (s. z. B. H. Hirschfeld, Jüdische Elemente im Korân, Berlin 1878).

Daß gelegentlich auch Sage und Geschichte der arabischen Vorzeit selbst im Koran eine Rolle spielen, zeigt schon die obige Inhaltsangabe; inwiefern Mohammed auch in Betreff seiner Lehre etwa Vorläufer in der Heimat selbst gehabt haben kann, ist im Artikel Mohammed zu erörtern.

Originell erscheint diesen Quellen gegenüber der Koran einmal in der Negation aller der christlichen und später auch jüdischen Einzellehren, welche über den starren und abstracten Monotheismus hinausgehen, wie ihn Mohammed sich schließlich zurechtgelegt hat; ferner in dem überall auf das stärkste betonten Anspruch, welchen er auf den Beruf und die Würde des mit der letzten und definitiven Verkündigung der göttlichen Offenbarung betrauten Propheten erhebt. Letzteres ist inhaltlich das einzig Neue an ihm; außerdem aber zeigt er eine äußerst charakteristische Originalität in der Form besonders der älteren Suren, vorzüglich in seiner Sprache, welche es wohl verdient hat, allen Späteren als Muster eines reinen und ausdrucksvollen Arabisch zu dienen. Kein Wunder, daß in der Unnachahmlichkeit dieser Form die mohammedanische Dogmatik einen vollgültigen Beweis für die Göttlichkeit des Inhaltes sieht, und mit Verachtung auf diejenigen blickt, welche, wie der Gegenprophet Moseilima (s. d. Art. Mohammed), oder die späteren Freigeister Mutanabbi und Abu 'l-alâ (s. von Kremer, Ztschr. d. Deutschen morgenl. Gesellsch. XXIX, 639 fg.), oder ketzerische Sektirer (s. von Kremer, Geschichte der herrschenden Ideen des Islams, Leipzig 1868 S. 252 fg.) selbstverfaßte Korane dem Worte Gottes entgegenstellen wollten.

Eine Sammlung und Ordnung der einzelnen Offenbarungen war überflüssig, solange Mohammed lebte, der in jedem Augenblicke etwaige Zweifel, wenn nicht anders, doch durch einen Machtspruch lösen konnte. Daß er selbst bisweilen einen Satz später in anderer Form wiederholte, als er ihm anfänglich gegeben hatte, hat nur in einem Einzelfalle Anstoß gegeben; im allgemeinen waren die Gläubigen schon daran gewöhnt, daß der Wortlaut der Offenbarungen nicht blos, sondern selbst ihr Inhalt bisweilen geändert wurde, wenn veränderte Verhältnisse dies zu erfordern schienen: Gott konnte thun, was er wollte, und nahm sogar ausdrücklich die Befugniß in Anspruch, aus pädagogischen Gründen vorläufig Dinge zu sagen oder zu verordnen, welche später durch Vollkommneres ersetzt wurden. Trotzdem aber ist sowol die Zahl der auf solche Weise ausdrücklich aufgehobenen Koranstellen, wie auch der durch bloße Vergeßlichkeit des Propheten im Ausdrucke veränderten kaum sehr hoch anzuschlagen, da Mohammed die Einstimmigkeit der Ueberlieferung, welche für sein Ansehen unbedingt erforderlich war, stets zu erhalten suchen mußte. Als aber mit seinem Tode die Möglichkeit überhaupt fortfiel, an seine schließliche Entscheidung zu appelliren, als dann in dem sofort ausbrechenden Bürgerkriege, in welchem natürlich die eifrigsten Gläubigen sich am meisten aussetzten, eine unverhältnißmäßige Zahl von Korankennern unterging, ließ Abu Bekr auf Omar's Rath durch den schon von Mohammed selbst als Secretär benutzten Zeid ibn Thâbit die auf Zetteln, Schulterknochen, Palmblättern, breiten Steinen und im „Gedächtniß der Menschen" (vgl. oben) erhaltenen Offenbarungen sammeln und aufschreiben. Diese Sammlung war indeß eine reine Privatsache und öffentliche Anerkennung ist für sie überhaupt nie beansprucht worden, wohl aber wird sie der officiellen Redaction zu Grunde gelegen haben, welche um das J. 30 d. H. (=650—651 Chr.) der Khalife Othmân herstellen ließ, weil die Zahl der Korankenner immer weiter abnahm, andererseits aber bei der wachsenden Ausdehnung des Reiches provinzielle Einzelüberlieferungen sich auszubilden drohten, die vielfach miteinander in Widerspruch zu treten anfingen. So wurde Zeid ibn Thâbit von neuem zur Herstellung eines Korancodex aufgefordert, diesmal unter Hinzuziehung mehrerer anderer Gefährten des Propheten; und die von diesen veranstaltete Sammlung ist dann mit dem gleichzeitigen Befehl, alle älteren Koranexemplare zu verbrennen,

5) Vgl. Gerok, Christologie des Korans (Hamburg 1839); Sayous, Jésus-Christ d'après Mahomet (Leipzig 1880). 6) S. noch Weil, Mahomet savait-il lire et écrire? in den Atti del IV Congresso degli Orientalisti (Florenz 1880), I, 357 fg.

abschriftlich in den verschiedenen Theilen des Reiches verbreitet worden. Sie stellt in allem Wesentlichen die noch jetzt officiell anerkannte Gestalt des heiligen Buches dar; es kann aber auch kaum einem Zweifel unterliegen, daß sie die Worte des Propheten in der That so authentisch wiedergibt, als dies nur möglich ist. Zwar beschuldigen die Schiiten (s. d.) den Othman der Fälschung vieler Koranstellen und der Unterdrückung einer ganzen Sure; indeß liegt es auch für die oberflächlichste Betrachtung auf der Hand, daß hier die Fälschung auf seiten der Schiiten ist. Und wenn neuere Autoren, wie Weil und von Kremer, dem Othman wenigstens zutrauen, daß er einige Stellen fortgelassen haben möge, an welchen die ihm verwandten Omajjaden von Mohammed angegriffen gewesen seien, so ist dies mit der Thatsache unvereinbar, daß selbst von den ärgsten Feinden Othman's, die jeden Vorwand ihn anzugreifen mit Eifer benutzten, Derartiges nicht behauptet worden ist. Und dann ist von zweien der vor der officiellen Redaction existirenden Privatüberlieferungen mehreres, von andern im ganzen noch so viel bekannt, daß wir die Art der Abweichungen, welche zwischen diesen und jener bestand, genau beurtheilen können: und dieses Urtheil muß dahin gehen, daß in allem Wesentlichen die Unterschiede unbedeutend sind und meist die Lesart des officiellen Exemplars vorgezogen werden muß. Nicht zu leugnen ist, daß manche Offenbarungen verloren gegangen sein können; was aber von solchen nebenher in der Tradition vorkommt, ist — die Echtheit vorausgesetzt — unbedeutend und fast ohne jedes Interesse. Wir müssen also sagen: was jetzt im Koran steht, ist nicht nur als Inbegriff der Lehre Mohammed's, sondern als eine in der Hauptsache vollständige und auch der Form nach authentische Sammlung der Aussprüche zu betrachten, die er als aus göttlicher Inspiration hervorgegangen anerkannt wissen wollte.

Denn seitdem das Exemplar des Othman vollendet wurde, ist der Text desselben, sowol was den Wortlaut als was die Reihenfolge [7]) angeht, mit einer Peinlichkeit weiterüberliefert worden, wie sie weder beim Kanon des Alten Testaments noch beim Veda größer gewesen sein kann. Natürlich fehlt es nicht ganz an Varianten, aber sie beziehen sich lediglich auf Kleinigkeiten, wie Hinzufügung oder Weglassung eines und u. dergl., insbesondere auf orthographica; daneben auf verschiedene Aussprachsweisen von Worten, welche die im Augenblicke der ersten Aufzeichnung noch ganz unvollkommene Schrift mehrdeutig hatte lassen müssen. Hier konnte anfänglich nur durch mündliche Ueberlieferung die richtige Lesung fortgepflanzt werden; und da die bald in die Hände der mindestens religiös indifferenten Omajjaden übergehende Staatsgewalt vorläufig nichts weiter für die Sicherung des heiligen Textes zu thun sich gemüßigt fand, mußten sich von neuem, nur auf einem durch die gemeinsame schriftliche Grundlage sehr eng umgrenzten Gebiete, Unterschiede in der Lesung und Auffassung des Koranwortes herausbilden. Das ungeheuere Gewicht nun, welches die mohammedanische Dogmatik von Anfang an und im Laufe der Zeit in immer gesteigertem Maße auf die Wörtlichkeit der Inspiration und die Unfehlbarkeit des Buchstabens legen mußte, hat zur Folge gehabt, daß die Kenntniß jener kleinen Verschiedenheiten einerseits, die Kunst der richtigen Aussprache und Recitation des Textes andererseits mit größtem Eifer betrieben und als Koranlesekunst zu einem Zweige der Koranwissenschaften ausgebildet worden ist, dessen Entfaltung und Pflege der islamische Theolog eine uns im ersten Augenblicke unverständliche Wichtigkeit beilegt.

Ursprünglich nach den Hauptstädten der Provinzen, später nach dem Ansehen einzelner von den in ihnen lehrenden Koranlesern haben sich eine Reihe von Schulen gebildet, in welchen nach der Weise der mohammedanischen Tradition überhaupt (s. d. Art. Mohammedanismus) die verschiedenen Lesarten weiter überliefert wurden. Da aber die richtige Ueberlieferung der Tausende von Kleinigkeiten, um welche es sich hier handelt, auf mündlichem Wege immer schwieriger wurde, fing man im 3. Jahrh. d. H. (=9. Jahrh. Chr.) an, die Lesarten der ältesten Leser schriftlich zusammenzustellen. In einem der ersten Hauptwerke auf diesem Gebiete, dem von Ibn Mugâhid (245—324 =859—936) verfaßten „Buch der Sieben", sind von solchen alten Lesern sieben ausgewählt, und diese haben durch das große Ansehen, welches das genannte Werk gewann, den Vorrang vor den übrigen und kanonische Geltung erlangt. Es sind aus der Zahl der Ueberlieferer Medinas Nâfiʿ (lebte ungefähr 70—169 = 689/90—785/6), aus Mekka Ibn Kathîr (45—120 = 665/6—738), aus Baßra Abu ʿAmr ibn el-ʿAlâ (ungef. 65—154 = 684/5—771), aus Damaskus Ibn ʿAmir (21—118 = 642—736), aus Kufa ʿAßim (53—128 = 673—745/6), Hamza (80—156 oder 158 = 699/700—773 oder 775) und el Kisâʾî (119—189 = 737—805). Neben ihren Lesarten werden die anderer immer weniger weiter überliefert und bleiben bald auf die Kreise der reinen Gelehrten beschränkt. Insbesondere geschah dies, seitdem ed-Dânî (gest. 444 =1052—53) in seinem Teisîr („Erleichterung") ein bequemes Compendium geliefert hatte, in welchem die Lesarten der Sieben immer nach den zuverlässigsten Quellen kurz und übersichtlich zusammengestellt waren. Es war das keine leichte oder überflüssige Arbeit, da der eigentliche Unterricht im Koranlesen auch später durchaus ein mündlicher blieb, und daher bei der in ihm mit enthaltenen Fortpflanzung der jedesmal vom Lehrer befolgten Lesart neue Unterschiede sich bald herausbilden mußten. So gab es auch für die Texte der Sieben verschiedene Versionen, die auf je zwei Schüler jedes einzelnen zurückgeführt wurden, und von diesen wählte ed-Dânî immer denjenigen aus, der ihm der zuverlässigste zu sein schien, z. B. für den Text des Nâfiʿ den Warsch (116—197 = 734 812/3), für den ʿAßim den Hafß (ungefähr 90—180

7) Abgesehen von Sure 1 und 113. 114, deren Stellung am Anfange und Ende das Ganzen sich von selbst erklärt, ist die Länge der Suren für die Anordnung maßgebend gewesen, sodaß im allgemeinen die umfangreichere der kürzeren vorangeht, ohne daß aber auch das Princip irgendwie genauer durchgeführt worden wäre.

= 709—796). Wurde sein Werk infolge der immer schnelleren Abnahme des selbständigen wissenschaftlichen Strebens bald die Hauptquelle der Lesartenkunde für alle, welche auf tiefere Gelehrsamkeit keinen Anspruch machten, so erforderte es doch immer noch mehr Studium, als der trivialen Praxis des Durchschnittstheologen bequem war, und ist infolge dessen vielfach noch auf kürzere Auszüge gebracht und versificirt worden; so besonders von as-Schâtibî (gest. 590 = 1194), in dessen Reimen nach einem an ähnliche Veranstaltungen indischer Gelehrter erinnernden System der Inhalt des Teisîr auf einen geringen Umfang zusammengepreßt erscheint; sie haben daher eine außerordentliche Verbreitung gefunden.

Parallel mit dieser Art der Tradition und von ihr jeweilig beeinflußt entwickelt sich eine andere Methode, die richtige Fortpflanzung und Lesung des Textes zu sichern: man begann die Schrift zu vervollkommnen, die Orthographie gleichmäßig und nach festen Grundsätzen zu gestalten, endlich aber dem Zweifel über die Aussprache der in der Schrift nicht unterschiedenen Worte durch Beifügung von diakritischen Punkten und Zeichen abzuhelfen, welche einerseits die in der Form hier und da undeutlich gewordenen und zum Theil mehrfache Aussprache zulassenden Buchstaben klar voneinander schieden, ferner die Vocalaussprache, Consonantenverdoppelung u. dergl. andeuteten, andererseits in einer zum Theil an die Accente im hebräischen Texte des Alten Testamentes erinnernden Weise den gottesdienstlichen Vortrag mit seinen feineren Nuancen in der Lautdarstellung, Verbindung und Trennung der Worte u. s. w. zu regeln bestimmt waren. Ueber die allmähliche Ausbildung, die äußere Gestalt und Bedeutung dieser Punkte und Zeichen hat auf Grund genauer Prüfung aller Koranhandschriften Nöldeke a. a. O. 307—336 ausführlich gehandelt; durch diese sozusagen bildliche Darstellung wird ein großer Theil dessen, was der Koranleser beim Vortrag wissen und zur Anwendung zu bringen hat, dem Auge unmittelbar vorgeführt und die correcte Wiedergabe derjenigen Lesung, welche in der betreffenden Handschrift zum Ausdruck gekommen ist, gesichert. Diese Lesung selbst ist je nach den Zeiten und Gegenden, aus denen die Handschriften stammen, verschieden, doch herrschen in den von Nöldeke untersuchten die Sieben (oft mit Durcheinandermischung verschiedener Lesungen) von Anfang an vor, und später ist in den magrebinischen (aus Westafrika und Spanien stammenden) fast ausschließlich Nâfiʿ, nach Warsch, in den übrigen selten Abu ʿAmr, meist und in neuerer Zeit wol überall ʿÂßim nach Haffs vertreten. Das Streben aber jedes frommen Muslim geht dahin, sich durch fleißiges Auswendiglernen von diesen schriftlichen Hülfsmitteln möglichst unabhängig zu machen.

Nicht geringere Sorge als die Erhaltung des genauen Wortlautes hat den Gläubigen das richtige Verständniß des Korans gemacht; aber dieser Theil der Koranwissenschaften hat weit länger des Hülfsmittels einer wenn auch unvollkommenen Schrift entbehren müssen und ist infolge dessen auch lange nicht zu dem Grade der Sicherheit gelangt, welchen wir der Textüberlieferung zusprechen müssen. Die Erklärungen dunkler oder mehrdeutiger Stellen, die Angaben über die historischen Veranlassungen oder Gelegenheiten, bei welchen die einzelnen Stücke offenbart worden sind, hat man über hundert Jahre mündlich fortgepflanzt[8]): gerade durch die Zeiten hindurch, in welchen die Parteien sich zu bilden und zu bekämpfen begannen, deren jede für sich die richtige Interpretation des Wortes Gottes in Anspruch nahm, während alle die gemeinschaftliche Neigung zu harmonistischer Schönfärberei und zur Idealisirung von Mohammed's Person mitbrachten. So ist es kein Wunder, daß unbewußte und bewußte Fälschung, für welche der Text selbst keine Möglichkeit bot, bei der Erfindung von Traditionen, welche die authentische Erklärung desselben enthalten und möglichst auf den Propheten und seine nächste Umgebung zurückführen wollten, mit frömmelndem Eifer am Werke war, und daß auch in dieser Beziehung das Corpus der mohammedanischen Ueberlieferung für uns einem Spreuhaufen gleicht, aus welchem die wenigen Körner Wahrheit herauszulesen eine fast unmögliche Arbeit ist.

Im Anfange wurden die auf den Koran bezüglichen Traditionen von den übrigen nicht getrennt überliefert; doch ist es ganz natürlich, daß gewisse Ueberlieferer aus ihnen eine Specialität machten. Leider ist gerade der hervorragendste von diesen, welcher die Hauptquelle für alle Späteren wurde, Ibn ʿAbbâs (lebte vom J. 3 vor der Flucht bis 68 nach derselben = 619—687/8 Chr.), ein Lügner gewesen, und von seinen Schülern gelten mehrere sogar bei den Muslimen für unglaubwürdig. Neben ihnen gehen indeß noch andere Ueberlieferungen in großer Zahl her; und im 2. Jahrhundert fing man allmählich an, dieses Material und allerhand sonstige grammatische und lexikalische Erklärungen, welche die zunehmende Entfremdung des Volkes von der alten Sprache nöthig zu machen begann, in fortlaufenden Commentaren niederzulegen. Der älteste von diesen, der bis auf unsere Zeit gekommen ist, scheint der des Abderrazzâk (gest. 211 = 826/7, in Kairo vorhanden: s. Fihrist el-kutub el-ʿarabîje el-mahfûze biʾl-kutubchânet el-chedîwîje, Kairo 1301, p. 80, Nr. 242); über einen andern aus dem 3. Jahrh. s. Nöldeke a. a. O. XXVI. Aber eine ganz vollständige Sammlung des ganzen Materials, welches diese Aelteren aufgehäuft haben, verdanken wir einem der größten Gelehrten, der noch dazu ein ehrlicher Mann war, dem Abu Gaʿfar Mohammed ibn Garîr, gewöhnlich nach seinem Geburtslande at-Tabarî genannt (224—310 = 838/9—922/3), dessen Commentar in 25 Bänden in Kairo liegt und von Loth (Ztschr. d. D. m. Ges.

8) Wenn im Fihrist (ed. Flügel S. 33 fg.) einigen Genossen und Nachfolgern Mohammed's aus dem 1. Jahrhundert wirkliche „Commentare“ in Buchform beigelegt werden, so hat man es hier jedenfalls mit Aufzeichnungen Späterer zu thun. — Eine Uebersicht über die bei den Mohammedanern selbst geschätztesten Commenatre s. in Flügel's, Haji Khalfa II, 328—383; für das Einzelne sind die Handschriftenkataloge der Bibliotheken zu vergleichen.

XXXV, 588—628) mit Hinzufügung einiger Proben ausführlich behandelt worden ist. Aus diesem unermeßlichen Reichthume von Ueberlieferungen können wir leider vorläufig, solange das Riesenwerk nicht durch den Druck auch der europäischen Forschung zugänglicher geworden ist, nur indirect schöpfen, insofern alle Späteren den Tabari fleißig ausgeschrieben haben; am werthvollsten für uns ist das geschickte Excerpt, in welchem el-Bagawî (gest. 510 oder 516 =1116/7 oder 1122/3) den Hauptinhalt auf den Umfang von vier Bänden zusammengedrängt hat (lithogr. Bombay 1269 d. H.; s. auch Arnold, Chrestom. ar. Halle 1853 I, 185.)

Tabari's Werk schließt die Thätigkeit der älteren Theologen ab, welche ihre Hauptaufgabe darin erblickten, durch Sammlung und Ordnung von Ueberlieferungen das Material zu authentischer Interpretation des Textes zu beschaffen. Inzwischen war durch den Aufschwung, den zuerst die Muʿtaziliten (s. das.), dann die ihnen gegenübertretenden orthodoxen Dogmatiker der dialektischen Behandlung der Lehre gegeben hatten, auch für die Koranerklärung der Schwerpunkt nach dieser Seite hin verlegt, und von nun an erscheinen die historisch-philologischen Elemente nur noch als nebensächliche Bestandtheile, als Mittel zum Zweck einer dogmatisch-dialektischen, bald ganz scholastischen Interpretation, welche das bis zu den feinsten Distinctionen ausgebildete theologische Lehrsystem der Späteren in den Koran hineinträgt. Insofern bei den Sunniten diese Scholastik in der That eine consequente Fortbildung der im Koran enthaltenen Ideen darstellt, sind die betreffenden Commentare auch für das Verständniß des Textes nicht ohne Bedeutung, wenngleich die gleichmäßige Durchführung des Systems natürlich nicht erfolgen konnte, ohne in zahlreichen Fällen dem Texte Gewalt anzuthun. Dagegen vermögen die Schiiten den Wortlaut des Korans mit ihren Dogmen nur durch eine fortwährende Verdrehung des Sinnes und eine allegorisch-mystische Interpretation zu vereinigen, die kaum noch äußerlich mit den Worten Mohammed's zusammenhängt, für uns also lediglich ein religionsgeschichtliches Interesse hat.

Auf dem Gebiete der sunnitischen Exegese stehen sich als die beiden Hauptwerke der Kaššâf („Enthüller") des Zamachscharî (gest. 538 =1144) und die anwâru 't-tanzîl („Lichter der Offenbarung") des Beidâwî (gest. 685 oder 692 =1286 oder 1293) gegenüber, jener die etwas freiere, rationalistische Richtung der Muʿtaziliten, dieser die officielle Orthodoxie vertretend; beide noch heute in größtem Ansehen, Zamachscharî indeß mehr als Fundgrube für mancherlei Wissenswerthes, Beidâwî das Buch nach dem Herzen der Rechtgläubigen. Beide sind von Späteren mit unzähligen Glossen und Supercommentaren versehen; herausgegeben ist der Kaššâf von Lees (Kalkutta 1856, 2 Bde. fol.; gedruckt außerdem Bulak 1281, 2 Bde. 4.), Beidâwi von Fleischer (Leipzig 1846—48, 2 Bde. 4; — dazu Indices von Fell, Lpz. 1878. 4); von Supercommentaren zu letzterm ist der des Scheich Zâdeh (gest. 951= 1544/45) Konstantinopel 1282, der des Chafâǵi Bulak 1283 gedruckt; zu den Versbelegstellen des Kaššâf erschien ein Commentar Muhibb ed-dîn Efendi's, Bulak 1281.

Aus der großen Zahl der übrigen sunnitischen Commentare erwähne ich als besonders bemerkenswerth die mefâtîh el-gaib („die Schlüssel des Verborgenen") des berühmten Theologen Fachr eddîn er-Râzî (gest. 606 =1209), gewöhnlich kurzweg „der große Commentar" genannt (gedruckt, Bulak 1278, 6 Bde. u. 1289, 8 Bde. 4); den umfangreichen ǵâmiʿ („Sammler") des Kurtubî (gest. 671=1272/3; Nöldeke a. a. O. S. XXIX); den wegen seiner Handlichkeit sehr beliebten tafsîr el-ǵalâlein „Commentar der beiden Gelâl", d. h. des Gelâl eddîn el-Mahallî (gest. 864 =1459/60), der bei des Verfassers Tode erst Sure 1 und 18—114 umfaßte und von dem berühmten Polyhistor Gelâl eddîn es-Sojûtî vollendet wurde (gedruckt Kalkutta 1256, Bulak 1280. 1287, Kairo 1296 je 2 Bde.); und den iršâd (Wegweisung) des Abu's-Soʿûd el-ʿImâdî (gest. 982 =1574/75; gedruckt am Rande der bulaker Ausg. 1289 der mefâtîh). Einige andere Drucke von Commentaren und Erklärungsschriften zu einzelnen Stücken des Korans findet man bei Zenker Bibliotheca orientalis II, 85 fg. und in den Buchhändlerkatalogen von Perthes, Trübner u. a. aufgeführt. An der Spitze der schiitischen Commentare steht Ali ibn Ibrâhîm (lebte im 4. Jahrh. d. H. =10. Jahrh. Chr.), über den Nöldeke S. XXIX und Loth A Catalogue of Arabic Manuscripts in the Library of the India Office. London 1877 p. 10 zu vergleichen; von den späteren nenne ich als den beliebtesten und im Osten häufig (z. B. Kalkutta 1837, Bombay 1279 H. 1880 Chr.) lithographirten den tefsîr-i-Hoseinî des Hosein, genannt el Wâʿiz el-Kâšchifî (Verf. der anwâr-i-Sohailî, gest. 910 =1504/5).

Außer der Lesekunst und Exegese kennen die Mohammedaner noch eine ganze Reihe anderer Koranwissenschaften, deren einzelne Zweige z. B. in Flügel's Haji Khalfa I, 37 fg. (vgl. Zenker, Bibl. or. I, S. XXIII fg.) aufgezählt sind, und deren ältere Literatur sich im Fihrist (ed. Flügel I, 34—38) angegeben findet; über die spätere gibt Haji Khalfa unter den Einzeltiteln Auskunft. Für uns sind diese „Wissenschaften" (z. B. die Stillehre des Korans, die Lehre von den schwierigen Ausdrücken in demselben, die Theorie der Aufhebung gewisser Offenbarungen u. a. m.) nur einzelne Seiten der philologisch-historischen Erforschung des Korans. Einen encyklopädischen Ueberblick über das Ganze der Koranwissenschaften, welcher auch für uns außerordentlich viel Lehrreiches enthält, verdanken wir dem letzten großen Gelehrten des mohammedanischen Orients, dem oben genannten Sojûtî, dessen itkân („zuverlässige Kenntniß") Sprenger in der Bibliotheca Indica hat herausgeben lassen (Kalkutta 1849—54), und welches 1279 d. H. auch in Kairo gedruckt ist.

Auf die Resultate dieser wissenschaftlichen Thätigkeit selbst, nicht wie bei weniger angesehenen Büchern auf das Gedächtniß oder eine schriftliche Vorlage allein stützt sich die Fortpflanzung des Korantextes. Nur für Handschriften, die dem gewöhnlichen täglichen Gebrauche be-

stimmt sind, genügt die Sorgfalt selbst eines gewissenhaften Schreibers, der ein correctes Exemplar genau copirt; sobald es sich um Herstellung eines für wissenschaftliche oder gottesdienstliche Zwecke bestimmten Exemplars handelt, geht man auf die Lehrbücher der Koranlesekunst und die Ueberlieferung der Leseschulen (vgl. oben) zurück. Dabei gilt es als ein verdienstliches Werk, Handschriften des Korans herzustellen; kein Wunder, daß die Anzahl sorgfältiger Koranmanuscripte, welche sich auf unsern Bibliotheken befinden, eine außerordentlich große ist. Da indeß die kritische Herstellung des Textes einer bestimmten Schule nicht auf diese Handschriften, sondern auf die Angaben der Leser begründet werden müßte, so ist für uns die Wichtigkeit der erstern eine rein schriftgeschichtliche. Man kann in der Hauptsache unterscheiden 1) kufische Korane (s. d. Art. Kufische Schrift), die älteren fast sämmtlich auf Pergament; diese Schriftart war für den Koran wie für die Inschriften auf Münzen u. a., bis in das sechste Jahrhundert üblich und weist daher in der Regel auf ein höheres Alter des betreffenden Exemplars (Facsimiles s. z. B. am Schluß von P. II des Catalogus Codd. mss. orr. Bibl. Bodleianae; Adler, Descriptio codicum quorundam cuficorum. Altonae 1730. Palaeographical Society Oriental Series. P. V. London 1880 Nr. 59; Einzelheiten über die Beschaffenheit der Handschrr. Nöldeke S. 301 fg.) 2) etwa vom Ende (früher nur vereinzelt) des 6. Jahrh. an Korane in gewöhnlicher Schrift und zwar a) in magrebinischer aus den Ländern des Westens (Nöldeke S. 330. 345—348; ein Facsimile vom J. 652 = 1254 Palaeogr. Soc. l. c. Nr. 61); b) in orientalischem Neschi (Nöldeke 348 fg.; Palaeogr. Soc. p. VI. Nr. 73) aus den Ostländern von Aegypten an. In andern, moderneren Schriftarten den Koran zu schreiben gilt für ungehörig, selbst die Perser bedienen sich für den Text des Neschi und beschränken das Ta'lîk, ihre eigentliche Nationalschrift, auf beigefügte Glossen u. s. w. Die älteren und mit wissenschaftlicher Genauigkeit ausgeführten Handschriften pflegen einfach ausgestattet zu sein; die reich illuminirten Prachtwerke der Kalligraphie, welche später häufig für große Herren angefertigt wurden, wie der im Britischen Museum ausliegende Koran des ägyptischen Sultans Bêbars (reg. 659—676 = 1260—77) sind bloße Schaustücke, die wissenschaftlich kaum mehr Werth haben als eine beliebige als Amulet um den Hals getragene Miniaturhandschrift.

Den Koran zu drucken gilt bisjetzt im Orient für ebenso ungehörig, als ihn in fremde Sprachen zu übersetzen. In beiden Beziehungen sind die Schiiten aber weniger peinlich als die Sunniten, sofern sie wenigstens Interlinearversionen (vgl. Dorn im Bulletin historico-philologique der Petersburger Akademie Bd. 2, 1845) und lithographirte Ausgaben zulassen, von denen alljährlich eine ganze Anzahl in Persien und besonders in Indien erscheinen; zu letztern haben sich neuerdings auch die Türken entschlossen (zwei derartige Ausgaben erschienen Konstantinopel 1297); die russischen Mohammedaner sind auch an gedruckte Ausgaben gewöhnt worden (s. u.).

Dem Abendlande wurde der Koran zuerst durch die Uebersetzung des Peter von Clunn bekannt: Machumetis ... doctrina ac ipse Alcoran ... D. Petrus Abbas Cluniacensis ..... transferri curavit... cura Th. Bibliandri, Basil. 1543). Die erste Textausgabe ist Alcoranus, seu lex Islamitica Muhammedis ... ex Museo Abrahami Hinkelmanni, Hamburg 1694. 4; ihr folgte das große Werk des Lud. Maracci (Alcorani textus universus cet., Padua 1698. fol.), welcher dem Texte Uebersetzung, Widerlegung, Anmerkungen und Einleitung hinzufügte. Seit 1787, wo Katharina II. die erste Ausgabe in Petersburg von einem mohammedanischen Gelehrten besorgen ließ, ist er für die Mohammedaner Rußlands mehrfach dort, besonders aber seit 1803 in Kasan sehr häufig gedruckt worden. Von den sonstigen vollständigen oder theilweisen Drucken (vgl. Zenker, Bibl. or. I, 167 fg. II, 85) ist am verbreitetsten die Ausgabe G. Flügel's (Corani textus arabicus, drei Stereotypausgaben, Leipzig 1834, 1842, 1858), welche den Text des Hafß, obwol nicht ganz consequent, darstellt; die kritische Herstellung eines oder mehrerer Texte der Hauptleser fehlt noch. — Uebersetzungen gibt es ebenfalls eine große Zahl (Zenker I, 170 fg. II, 87); besonders verbreitet sind die englische von George Sale (London 1734 und seitdem oft aufgelegt, noch London 1877), die für ihre Zeit verdienstlich ist; die französische von Kazimirski (Paris 1840 u. ö., zuletzt 1880); die unbrauchbaren deutschen von Wahl (Halle 1828) und Ullmann (Crefeld 1840, 7. Aufl., Bielefeld 1877). Eine sorgfältige Berücksichtigung der traditionellen mohammedanischen Auslegung zeigt Rodwell (London 1861; 2. Ausg. 1878) und in mancher Beziehung verdienstlich ist Palmer (vol. VI, IX der Sacred Books of the East, Oxford 1880); Auszüge mit englischer Uebersetzung verdanken wir Lane, Selections from the Kur-án. London 1844, 2d ed. 1879) und W. Muir (Extracts from the Coran, London 1880). Aber eine Uebersetzung, welche über die mohammedanischen Commentatoren hinaus den Sinn wiederzugeben versuchte, den Mohammed selbst mit seinen Aeußerungen verbunden haben mag, fehlt noch ebenso wie ein abendländischer Commentar, der ähnliche Ziele verfolgte; in den Proben von beiden, die besonders Sprenger's Leben Mohammed's einschließt, ist dieser hervorragende Gelehrte nicht überall gleichglücklich gewesen. Auch sonstige Hülfsmittel sind immer noch dünn gesäet und beschränken sich auf einige Specialwörterbücher (Joh. Willmet, Lexicon linguae arabicae in Coranum cet., Rotterdam 1784. 4., sehr gut, aber schwer zu haben; J. Penrice, A Dictionary and Glossary of the Kor-ân, London 1873; Fr. Dieterici, Arabisch-deutsches Handwörterbuch zum Koran und Thier und Mensch, Leipz. 1881) und Concordanzen (G. Flügel, Concordantiae Corani Arabicae. Ed. ster., Lips. 1842, zuletzt 1875. 4.; A. Kazem-Bek, Concordance complète du Coran, Petersburg 1859. fol.).

Ueber die Stellung des Korans im islamischen Lehrsystem und seinen Einfluß auf die Entwickelung des mohammedanischen Geistes und der mohammedanischen Wissenschaft s. den Art. Mohammedanismus.

(*A. Müller.*)

Korana, Hauptstamm der Hottentotten (s. d.).

KORDAX ist der Tanz der älteren griechischen Komödie, wie die Emmeleia Haupttanz der Tragödie und die Sikinnis charakteristisch für das Satyrspiel ist. Er stammt zweifellos, wie alles Gemeine, aus dem Orient und wird von den Griechen selbst zu den obscönsten Tänzen gezählt. Als ein Zeichen der größten Schamlosigkeit wird daher angeführt, daß man in der Umgebung des Königs Philipp von Macedonien täglich solche Tänze zu sehen bekomme (*Demosth.* II, 18). Leider besitzen wir keine Abbildung desselben — denn die Ansicht Müller's, Arch. Handbuch §§. 425, beruht auf einem Irrthum —, sodaß wir uns mit der dürftigen Notiz im Schol. Arist. Nub. 532 begnügen müssen, wonach der Kordax ein Wirbeltanz mit unanständiger Bewegung der Hüften gewesen ist. Er gehörte so sehr zum usuellen Element der griechischen Komödie, daß Aristophanes von seinen „Wolken" rühmend sagen konnte, es käme kein Kordax darin vor (Nub. 540 Mein.). Ein Kordax tanzender Silen wird geschildert von Lucian, Icaromen. 27, den Kordax der römischen Kaiserzeit erwähnt Petronius, Sat. s. 52 (Bücheler) und Frontin de or. s. 240 (A. Mai). Vgl. Suidas v. κορδακίζει, Athen. IV, 630 E.; Theophrast, Charact. 6, und im allgemeinen Flach, Tanz bei den Griechen 23 fg. (Berlin 1881). (*H. Flach.*)

KORDOFAN (Kordîfâl, Kordufân) heißt die seit 1821 unter der Herrschaft des Vicekönigs von Aegypten stehende große Landschaft im östlichen Afrika, welche im Süden und Südosten von Nuba und dem Lande der Schellûk, im Westen von Dârfûr, im Norden und Nordosten von der Wüste Dongola und im Osten von Sennaar begrenzt wird.

Mit Hülfe der geographischen Coordinaten würden die Grenzen annähernd durch den 12. und 16.° nördl. Br. und durch 29° 30′ und 32° 30′ östl. L. von Grw. bezeichnet werden. Außerhalb dieser Grenzlinien liegen aber noch Landschaften, welche dem Gouverneur von Kordofan unterstellt sind.

Kordofan umfaßt somit einen Flächenraum von circa 108,281 □Kilom.

Die Landschaft stellt in orographischer Beziehung ein großes, mit thonhaltigem Granitsande bedecktes Plateau dar, welches bei einer mittlern Höhe von 580 Metern nach Süden und Westen hin ansteigt.

Zahlreiche große und kleine Oasen, welche jedoch nicht, wie es in der Wüste der Fall ist, weit voneinander entfernt liegen, unterbrechen die Einförmigkeit der Ebene. Stellenweise erheben sich, durch Strecken von rothem oder gelbem Sande getrennt, wald- und hainartig, mächtige Palmen und Mimosen. Diese Formation, hier und da ein Tamarindenbaum und die circa 2 Met. hohen Termitenbauten gehören zu den wesentlichen Elementen des landschaftlichen Bildes.

Von hellem Sonnenlichte beleuchtet, liegen, oft dicht beieinander, verwitterte Dörfer aus Hütten von kreisrundem Querschnitte mit konisch zugespitzten Dächern; die schmalen Pfade, welche die Verbindung vermitteln, erscheinen wie rothe Linien auf dem eisenschüssigen Thonboden. Gruppen von Männern mit Lanzen auf den Schultern, Frauen Wasserkrüge tragend und kleine Heerden von Ziegen, Schafen und Rindern beleben wohlthuend die sonst monotone Scenerie.

Südlich vom 13. Parallelkreise geht die Sandsteppe allmählich in eine flache, fruchtbare, dichtbewaldete Ebene über. Hier herrscht üppige Vegetation. Der schwarze, nach der Regenzeit in tiefe Spalten zerrissene Boden könnte Zuckerrohr, Korn, Taback, Baumwolle in Menge hervorbringen, wenn reichliche Bewässerung vorhanden wäre.

Das Terrain, mehr eben als bergig, gewährt dennoch zuweilen den Anblick von isolirten, bis 1000 Met. aufsteigenden Bergen und Berggruppen. So der Dschebel Harâza im Norden, dessen Felsmassen bei dem Dorfe Kailub ein großes, weites Amphitheater bilden; der Dschebel Abu-Zenûn und Abu Harâza im Westen; der Dschebel Araschkol auf der Grenze im Osten mit wild romantischen Felshöhen und tiefen Schluchten; der Dschebel Kordufân in der Nähe der Hauptstadt. Eine größere Ausdehnung hat im Süden die Gruppe von Dair, ein Schlupfwinkel für räuberische Bewohner. Das Gestein dieser Berghaufen ist porphyrartig. Feldspat mit krystallisirtem Quarz und zuweilen mit Turmalinkrystallen bildet die Grundmasse. Einige der Berge sind kahl und nackt, andere bis an die Spitze mit Dorngesträuch (haras) bewachsen.

Fließende Gewässer sind in Kordofan nicht vorhanden. Die auf den Karten angegebenen Wasserläufe sind nichts als Wildbäche, welche während der Regenzeit rasch entstehen und nach kurzer Zeit wieder versiegen.

Teiche, welche das ganze Jahr Wasser enthalten, finden sich bei Katschmar, El Rahad und Sheirkeleh. Die übrigen füllen sich in der Regenzeit, trocknen aber sehr bald wieder aus.

Wasser ist in der Regel schon in geringer Tiefe vorhanden; denn die in der Regenzeit niederfallenden Wassermassen durchsickern die poröse Erdoberfläche, bis sie, von einer nicht durchlassenden Schicht aus Schiefer aufgehalten, durch diese den Vertiefungen zugeführt werden. Obwol circa 1000 Brunnen vorhanden sind, so geben doch nur die ohne Unterbrechung Wasser, deren Anlage bis auf diese Schicht herabreicht. Bekannt sind die Brunnen von Katschmar, Bara und Milbes. Aus Obigem erklärt es sich, daß aus Wassermangel die Bewohner ganzer Ortschaften nach wasserreicheren Gegenden ziehen und erst zurückkehren, wenn die Regenzeit dem Mangel abgeholfen hat. In der Hauptstadt El Obeïd ist, nach beendetem Kerif (Regenzeit), Wasser ein gangbarer Handelsartikel. Der Consument bezahlt mit wechselndem Werthe, je nach dem Vorrathe, für $1\frac{1}{2}$—2 Gallonen Wasser $\frac{1}{2}$—3 ägyptische Piaster.

Zu erwähnen bleibt noch eine $5\frac{1}{2}$ □Kilom. um-

fassende beckenartige Vertiefung — el Birkeh — im Süden der Hauptstadt gelegen, welche auch im Sommer etwas Wasser enthält.

Das Klima Kordofans ist je nach der Declination der Sonne ein sehr verschiedenes.

Ungefähr 8 Monate hindurch ist der Himmel wolkenlos und rein, die Hitze unerträglich. Im April und Mai zeigt das hunderttheilige Thermometer zwischen 11 und 3 Uhr oft 36—50° im Schatten. Während dieser Stunden sitzt der Mensch stumpf und theilnahmlos in seiner Hütte, alle Geschäfte ruhen; wie im Todtenschlafe liegt regungslos die Natur. Tritt nach sehr kurzer Dämmerung die sternenklare Nacht ein, so erweckt die kühlere Luft Menschen und Thiere wieder zum Leben.

Im Freien sieht man während dieser Jahreszeit alles öde und wüst. Die Pflanzen verdorren; die Bäume verlieren ihre Blätter; keinen Vogel hört man singen; alle Thiere suchen Schutz gegen die unerbittliche Hitze.

Außer der häufig eintretenden Erscheinung der Luftspiegelung entstehen in dieser Jahreszeit bisweilen furchtbare Orkane, indem eine glühende, mit Sand durchsetzte Luftmasse, alles verheerend, über die Ebene zieht.

Anfang Juni erscheinen plötzlich, ohne die geringsten Vorzeichen, dichte Wolken im Süden oder Südwesten, welche in unglaublich kurzer Zeit den ganzen Himmel bedecken. Ein gewaltiger, oft mehrere Stunden andauernder Regenschauer, von elektrischen Erscheinungen begleitet, bricht los. Die Regenzeit ist nun eingeleitet und endet erst Ende September. Während dieser ganzen Zeit ist der Wind meist süd- oder südwestlich; die tägliche Temperatur-Curve bleibt merkwürdig constant (25°—28° C. zwischen 7—9 Uhr vormittags, und 32°—38° zwischen 1—3 Uhr nachmittags. Die Regenmenge ist sehr bedeutend. (Der Regenmesser ergab 1875 in El Obeïd 32 Centimeter.)

Wie durch einen Zauber erwacht die Natur aus ihrem Schlafe. Schon im Anfange des Juni bedeckt ein grüner Teppich die weiten Ebenen. Die Akazien haben ihren mannichfaltigen Laubschmuck angelegt; die Adansonien erglänzen in tiefem Grün, die seltenen Tamarinden in blaßröthlicher Farbe. Das Getreide schießt ins Korn. Mit melodischem Gesange erfreuen schönbefiederte Vögel das Ohr; Schwärme von Insekten und vereinzelte Schmetterlinge entzücken das Auge durch ihre Farbenpracht; Giraffen, Antilopen und andere Thiere weiden das saftige Gras. Um diese Zeit ist eine Reise durch das Land angenehm. Aber leider ist diese Zeit auch die ungesündeste. Obwol nämlich, wie bereits angegeben, die Temperatur zwischen 1 und 3 Uhr selten 33 Centigrad übersteigt, so ist sie doch drückend und nervenverstimmend; dazu kommt noch, daß das in den Tiefen sich ansammelnde Wasser pestartige Dünste verbreitet. Infolge dessen stellen sich bei der Mehrzahl der Bewohner nach und nach die Vorboten einer schweren Krankheit ein. Das Blut wird fieberhaft erregt, die Haut erschlafft, die Energie des Körpers und des Geistes schwindet; eine außerordentliche Schwäche des Magens bewirkt Ekel vor allen Speisen u. s. w. Niemand, die Eingeborenen nur theilweise ausgenommen, entgeht selbst bei vorsichtiger Lebensweise diesen klimatischen Einflüssen. Araber und Türken, welche schon jahrelang im Lande ansässig sind, erwarten gegen Ende der Regenzeit von einer mehr oder weniger ernsten Krankheit befallen zu werden. So wird aller Genuß verleidet, und jeder eilt, wenn er es nur möglich machen kann, dieses ungesunde Land zu verlassen.

Die Monate December und Januar sind relativ die gesündesten, aber auch die Nächte so kühl, daß Temperaturen von 10° und 5° C. kurz vor Sonnenaufgang keine Seltenheit sind. In diesem schnellen Wechsel der Temperatur einerseits und andererseits in dem Genusse des meist schlechten Wassers, welches von Infusionsthierchen wimmelt, ist die Ursache der verschiedenen Krankheitsformen zu suchen, welche als Fieber, Dysenterie, Geschwüre am Halse (durore), Wassersucht, Blattern, Fadenwurm und Hautausschlag auftreten. Der Mangel an europäischen Aerzten verschlimmert das Uebel; denn die eingeborenen Aerzte mit ihren nur für Einheimische anwendbaren Curen, und das beliebte Allah Kerim der Mohammedaner, genügen in den meisten Fällen nicht, ein selbst leichtes Uebel im Entstehen zu unterdrücken.

Einem in Kordofan reisenden Europäer können prophylaktische Mittel kaum angegeben werden; es gibt eben keine. Die einzige Vorsicht besteht darin, Milch und Wasser möglichst zu vermeiden; das letztere nur abgekocht oder mit Branntwein vermischt zu trinken; Leib und Füße, besonders in der Regenzeit, warm zu halten; die Speisen stark zu pfeffern und lieber etwas zu wenig als zu viel zu essen. Es ist übrigens unrichtig, wenn man glaubt, daß der Genuß alkoholischer Getränke in diesem tropischen Lande schädlich sei; im Gegentheil, eine mäßige Quantität Branntwein, Merissa (Bier) oder Wein täglich getrunken, machen widerstandsfähiger gegen die Tücken des Klimas.

Die Bewohner Kordofans sind aus den heterogensten Elementen zusammengesetzt. Es lassen sich indeß drei Gruppen, von denen allerdings keine einen reinen Typus repräsentirt, unterscheiden. 1) Die Neger — Nuba — wahrscheinlich die Ureinwohner. Diese bekennen sich zum Islam mit dem Ritus des Imam Malek; sie treiben Ackerbau, sind gastfrei, gutmüthig, redlich und lieben ihre Kinder außerordentlich. Ziemlich gleichmäßig vertheilt, bewohnen sie vorzugsweise die Ebene nördlich des 13° nördl. Br.

Ihre Dörfer und Ortschaften bestehen aus cylindrischen Hütten — Tukkôli —, welche aus Holz und Getreidestroh aufgerichtet mit einem regendichten, kegelförmigen Dache gedeckt sind. Das Ende dieses Kegels trägt als Zierath häufig einen durch eine Flasche gesteckten Stock, oder einen Korb, welcher dem im Mai und Juni zurückkehrenden schwarzen Storche als Nest dient. Befinden sich ober- und unterhalb der Flasche noch Straußeneier, so ist der Höhepunkt architektonischer Schönheit erreicht. Nur eine Oeffnung, welche als Thür, Fenster und Rauchfang zugleich dient, ist vorhanden. Zwei bis fünf

Tukkölis werden durchschnittlich für eine Familie gebraucht. Infolge ihrer leichten Bauart kann auch der Aermste sich in den Besitz eines eigenen „Heims" setzen.

Bei ausbrechendem Feuer können diese Hütten leicht fortgetragen werden, und es wird auf diese Weise dem Feuer Einhalt geboten. Ein im Sande lebendes Thierchen — Kurat — mit empfindlichem Biß, ist oft die Veranlassung, daß die Hütten ganzer Ortschaften fortgeschafft werden müssen.

Zu jeder Negerbehausung, welche stets von einer Dornenhecke eingezäunt ist, gehört noch eine Hütte, Moraka, in der das für den Bedarf nothwendige Getreide (dohen) von einer Sklavin zu Mehl zerrieben wird. Diese an und für sich einfache Arbeit erfordert dennoch große körperliche Anstrengung, daher nur Mädchen über 14 Jahre zur Verrichtung derselben angestellt werden.

Die innere Einrichtung einer Negerhütte ist sehr einfach. Außer einem mit bunt gefärbten Strohmatten belegten Angareb (Bettstelle mit Riemen überzogen), einem ledernen Schilde und einigen Lanzen finden sich gewöhnlich nur noch folgende Gegenstände vor: ein Topf (burma) für das Wasser, ein zweiter zum Kochen, ein dritter für Merissa; ferner eine flache Thonschüssel zum Brotbacken, einige halbe Kürbisschalen zum Trinken, eine hölzerne Schüssel (gedda) für gekochte Speisen. Die Milch wird in Körbchen aus undurchlässigem Binsengeflechte aufbewahrt; die meisten andern Lebensmittel stehen oder hängen an den Seitenwänden.

Für das Hausvieh gibt es keine Stallungen; es wird in eine Dorneneinzäunung zusammengetrieben, welche so dicht ist, daß die wilden Thiere in der Regel nicht eindringen können.

2) Die Araber oder freien Leute, zu denen auch die Bakârâ und alle andern Nomadenstämme gehören. Diese treiben wenig Ackerbau, züchten aber Kamele und Pferde.

Die Bakârâ bewohnen das süd- und östliche Kordofan, ungefähr zwischen 11° 30′ und 12° 45′ nördl. Br. Sie zerfallen in viele, theils den Türken tributpflichtige, theils unabhängige Stämme. Die zahlreichsten sind: die Bakârâ-Selîme; die Bakârâ-Hawâ; die Bakârâ-Hawasm; die Bakârâ-Hamr und die Bakârâ-Homr u. s. w. Alle diese Stämme, mit Ausnahme der kupferrothen Bakârâ-Hababie, sind von dunkler, fast schwarzer Farbe. Ihre Gemüthsart ist sehr verschieden von der der Nuba. Stolz, mistrauisch, andere Rassen verachtend, keusch, kühn und tapfer, sind sie als Krieger, Jäger und Räuber gleich geschickt. Die Männer flechten das Haar in viele gleichlange Zöpfe; um den Körper tragen sie meist nur ein weites, weißes Baumwollenhemd. Als Waffen führen sie eine Lanze mit langem Bambusschaft, einen geraden Dolch, selten ein Schwert. Nicht nur mit ihren Nachbarn, sondern auch untereinander leben sie in fortwährender Fehde. Als Nomadenvolk treiben sie keinen Ackerbau, wechseln beständig ihre Wohnplätze und besitzen außer Rindviehheerden nur einige Pferde und Kamele. Eine Ausnahme macht der von Darfûr eingewanderte Stamm Bakârâ-Hamr, welcher Ackerbau treibt, aber vorzugsweise vortreffliche Kamele züchtet, welche an andere benachbarte Stämme verkauft werden.

Zu erwähnen bleibt noch der mächtige, weitverzweigte Stamm der Kababisch, d. h. Schafhirten (Sing. Kabbâschî), welche, von der Bajuda-Steppe kommend, fast das ganze Jahr nomadisirend in Kordofan verbleiben. Es ist dies wol der schönste Stamm des Sudân. Ihr athletischer, muskulöser Körper, die sehnigen Glieder, die schmal geformten Hände und Füße würden überall bewundert werden. Muthig und kriegerisch, zur Räuberei neigend, durch ihre laxen Sitten übel berüchtigt, sind sie der Regierung fast unentbehrlich, da sie einerseits die Transporte nach Donkola und Sennaar übernehmen, andererseits die Karavanen mit den nöthigen Kamelen versehen.

3) Die Donkalawi, aus Donkola eingewandert, sind die bemitteltsten Bewohner von Kordofan. Ihre Farbe wechselt vom kupferrothen bis zum tiefen Schwarz. Fast der ganze Karavanenhandel ruht in ihren Händen. Sie scheuen sonst jedwede Arbeit und sind das lügenhafteste, faulste Volk, welches selbst im eigenen Interesse niemals die Wahrheit sagt. Sie stehlen nicht, betrügen aber wo sie können.

Der größte Theil der Bewohner Kordofans bekennt sich zum Islam, doch kümmern sie sich nicht viel um die vorgeschriebenen Glaubenssätze. Es gibt nur sehr wenige Moscheen und diese sind meist nur von Türken und andern Eingewanderten besucht.

Jedes Dorf hat seinen Fakir, welcher lesen und schreiben lehrt, Amulete vertheilt, sonst aber das Volk in der größten Unwissenheit erhält. Das Tragen von Amuleten ist sehr gebräuchlich, selbst kleine, nackte Kinder sieht man am Arme mit einem solchen aus Leder gefertigten Talisman behangen. Auch Thieren, z. B. Hühnern, wird derselbe angelegt.

Die in Kordofan befindliche römisch-katholische Mission hat bisjetzt nicht den geringsten Einfluß erlangt.

Die zahlreichen Sklaven sind meist Heiden. Diese unglücklichen Geschöpfe, auf den Razzias in den Heidenländern gefangen, müssen die schwersten Arbeiten und zwar gefesselt verrichten. Tausende von Frauen und Kindern kommen alljährlich auf die Märkte Kordofans, um nach Kairo verkauft zu werden.

Eine tägliche, regelmäßige Beschäftigung ist dem Kordofaner völlig fremd. Hat er sich des Morgens vom Angareb erhoben, Hände, Gesicht und Füße, dem Koran gemäß, gewaschen, so ist seine Arbeit gethan. Entweder setzt er sich wieder auf die Bettstelle oder er geht auf den Marktplatz, um dort durch Wetten, Singen, Merissatrinken die Zeit todtzuschlagen. Alle Arbeit verrichten die Sklaven. Handwerker gibt es sehr wenige. Die Frauen, etwas arbeitsamer, backen Brot und bereiten Merissa.

Am Abend beginnen die Vergnügungen, welche von höchst einfacher, stets gleichbleibender Art sind. Auf einem von Dornengesträuch eingehegten Platze, von Holzfeuer erhellt sitzen die fast nackten Männer und Frauen bunt

durcheinander. Während der Merissa stark zugesprochen wird, entlocken hockende Weiber der Tarabuka (einer Art Trommel) monotone Klänge, zu denen Liebeslieder gesungen werden. Dann treten junge Mädchen in den Kreis und ein Einzeltanz beginnt. Die dunkle Schöne wirft dabei zeitweise den Kopf heftig zurück, streckt Leib und Brust so weit wie möglich vor, windet den Körper nach allen Richtungen und kniet schließlich vor einem der jungen Männer nieder, dem sie ihre Huldigung bezeigen will. Mit einem „Hoff und verzweifle nicht", von seiten des Günstlings gesprochen, steht sie wieder auf, tritt bescheiden in den Hintergrund und eine andere beginnt den Tanz von neuem. So geht es fort bis Mitternacht Abend für Abend; andere Belustigungen sind unbekannt.

Die Producte, welche der Boden hervorbringt, sind nicht so mannichfaltig, wie man erwarten sollte. Der Grund liegt vorzugsweise in dem vollständig verschiedenen Charakter der beiden Jahreszeiten. Entweder mangelt es an Wasser, oder aber es stürzt mit solcher Gewalt nieder, daß alle kleinen und zarteren Gewächse aus der Erde gewühlt und vernichtet werden. Der Anbau beschränkt sich daher meist auf solche Arten, welche wenig Mühe verursachen und schnell reifen, z. B. Dohen, Zwiebeln, Bohnen, Sesam, Gurken, Wassermelonen, Dill, Knoblauch, Taback. Wild wachsen der Gummibaum und die Tamarinde. An Thieren ist das Land sehr reich. Die domesticirten sind vertreten durch Pferde, Kamele, Esel, Kühe, Ziegen, Hunde, Katzen, Hühner und Tauben; die wilden durch Löwen, Leoparden, Hyänen, Giraffen, Antilopen, Affen, Hasen u. s. w. Sehr selten sind Elefanten und Rhinocerosse.

Durch Mannichfaltigkeit ist die Vogelwelt ausgezeichnet, darunter finden sich auch viele europäische Arten, die hier ihren Winteraufenthalt nehmen. Der nutzbringendste Vogel ist der Strauß, dessen Federn und Eierschalen bedeutende Handelsartikel sein könnten, wenn die Thiere wie in Südafrika gezüchtet würden. Aber von allen diesen Producten aus dem Thier- und Pflanzenreiche wissen die Bewohner Kordofans wenig Nutzen zu ziehen; sie sind viel zu faul, als daß sie auch nur im geringsten mehr thäten, als ihre eigene Existenz erfordert. Daher ist auch der Handel, der noch dazu von der ägyptischen Regierung monopolisirt ist, sehr gehemmt.

Exportirt werden: Gummi, Rohhäute, Straußenfedern, Tamarinden und Sklaven, im Werthe von circa 132,500 Pf. Sterl.

Der Import, der 50,000 Pf. Sterl. beträgt, besteht in Leinwand, Baumwollstoffen, Eisen- und Messingdraht, Schwertern, Schrot, Branntwein, Wein u. s. w. Die Einfuhr erfolgt durch Karavanen, welche meist von Kairo oder Sennaar ausgehen.

Für die Geschichte von Kordofan stehen nur wenige äußerst lückenhafte Nachrichten zur Verfügung.

Die Ureinwohner sind wahrscheinlich die Nûbaneger, welche gegenwärtig noch viele Gegenden Kordofans bewohnen.

Durch Einwanderung, deren Zeit nicht festzustellen ist, traten drei Stämme: die Hadejat, el Gionune und Bederie, hinzu, welche das Land unter sich theilten, Viehzucht trieben und von Scheiks regiert wurden. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts finden wir diese Stämme unter der Botmäßigkeit von Sennaar, später unter der Herrschaft der Sultane von Darfûr.

Im J. 1821 sandte Mehemed Ali ein Truppencorps von circa 5000 Mann nach Kordofan, welches bei Bara einen entscheidenden Sieg erfocht und das Land im Namen des Vicekönigs in Besitz nahm. Seit dieser Zeit bildet Kordofan eine Provinz des ägyptischen Reiches mit einem Bei, der dem Generalgouverneur von Chartûm unterstellt ist, an seiner Spitze. Die Regierungsform ist rein despotisch; der Bei vereinigt in seiner Person die oberste Instanz für Civil- und Militärsachen. Untergeordnet sind ihm die Vorsteher der 8 Districte, in welche das Land eingetheilt wird.

Die Staatseinkünfte bestehen in den gewöhnlichen Contributionen, in Producten, in baarem Gelde und in Sklaven, obwol die Sklaverei nominell seit 1857 abgeschafft ist.

Zur Aufrechthaltung der Ordnung sind in der Provinz circa 5000 Mann verschiedener Truppengattungen vertheilt, welche als Vollstrecker der von der Regierung verhängten, oft grausamen Strafen von dem Volke gehaßt werden.

Die Hauptstadt der Provinz ist El Obeïd oder Lobeid mit 30,000 Einwohnern, 15 Kilom. nördlich vom Dschebel Kordufân, in kahler, reizloser Umgebung gelegen.

Die Stadt, bei der Einnahme Kordofans durch die Türken fast ganz zerstört, wurde später wieder aufgebaut und bildet eine Verbindung von 6 Dörfern, welche räumlich zwar nicht weit auseinanderliegen, aber jedes doch von einem besondern Stamme bewohnt werden. El Orta speciell ist die Türkenstadt; in dieser das Gouvernementsgebäude, Zeughaus, Spital, Offizier-Tukkölis, 2 Kasernen aus Strohhütten für die Soldaten u. s. w. Fünf Moscheen mit Minarets.

Bara ist 2. Hauptstadt nordöstlich von El Obeïd, von Dattelpalmgärten umgeben.

Milbes und Katschmar dürften noch anzuführen sein.

Mit unerhörter, unmenschlicher Grausamkeit haben die Türken im Lande gewüthet; an Stelle der früheren Wohlhabenheit ist bitterste Armuth und tiefstes Elend getreten. Wiederholt versuchte das gepeinigte Volk sich des unbarmherzigen Jochs zu entledigen. Im Hinblick darauf erscheint es fast wie strafende Gerechtigkeit, daß in der jüngsten Vergangenheit der Mahdi (gest. 21. Juni 1885) als Befreier erschien, mit seinen Scharen Chartûm besetzte und nach dem Norden vordrang. Damit hat die ägyptische Herrschaft über Kordofan vorläufig ihr Ende erreicht.

Literatur: General Report on the Province of Kordofan by Major H. Prout (Cairo 1877). — Beschreibung von Kordofan von J. Pallme. — Jahresbericht der Hamburger Geogr. Gesellschaft 1876—1877.

(*Fr. Hedinger.*)

KOREA, Halbinsel Ostasiens, im Norden mit dem Festlande zusammenhängend und zwar seit 1859 mit Rußland benachbart ohne feste Grenzbestimmung, im Westen mit China zusammenhängend und vom Gelben Meere, im Osten vom Japanischen Meere bespült, im Süden durch die Koreastraße von dem Inselreiche Japan geschieden, erstreckt sich in der Richtung von Norden nach Süden zwischen 43° und 34° nördl. Br. und 142—148° östl. L. von Ferro. Der Name Korea wird von den Eingeborenen nicht gebraucht; sie nennen ihr Land Tiusikuk. Die Japanesen nennen das Land Koraï, nach Kämpfer (Beschreibung von Japan I, 77) der Specialname der Landschaft Kori in der Mitte der Halbinsel. Die Chinesen haben diesen Namen adoptirt und in Kaoli oder Kaokiuli umgeformt, doch nennen sie das Land auch seit der Ende des 14. Jahrh. stattgehabten Eroberung Tschao-Sian oder Tsiosen, d. i. „Heiterkeit des Morgens". Die Umrisse des Landes waren in älterer Zeit so wenig bekannt, daß noch Mercator und Ortelius dasselbe als Insel darstellten, und erst d'Anville es als Halbinsel erkannte. Eigentlich befuhr zuerst Lapérouse (1787) die Südküste an der Straße von Korea, Broughton (1797) besuchte dann die ganze Ost- und Südküste, aber ohne weitere Untersuchungen anzustellen, während Krusenstern die ersten sichern Angaben über die Ostküste lieferte. So sind erst in der neuesten Zeit durch russische, englische, französische und amerikanische Untersuchungen die genauen Umrisse der ganzen Küste festgestellt worden, während die chinesischen und japanesischen Gesandtschaftsreisen dürftige Aufschlüsse über das Innere geliefert haben, dessen Erschließung noch der Zukunft vorbehalten ist. Der Flächeninhalt mit Einschluß der umliegenden kleineren Inseln beträgt nach der planimetrischen Berechnung der neuesten Karte[1]) 216,342 □ Kilom., dazu die Insel Quelpart mit 1850 □ Kilom., also zusammen 218,192 □ Kilom. Die Grenze wird im Nordwesten durch den in das Gelbe Meer mündenden Yalu-kiang (Orikang) gegen China, im Nordosten durch den zum Japanischen Meer fließenden Tuman-kang gegen Rußland gebildet, zwischen beiden durch das unzugängliche Koreanische Scheidegebirge.

Die Geschichte des Königreiches Korea ist ebenso dunkel wie die Kenntniß des Landes. Bald war dasselbe selbständig, bald zum Theil oder ganz von Japan und China unterworfen und tributpflichtig. Vor der Vereinigung in Ein Reich zerfiel das Land in mehrere unabhängige Staaten: im Norden Kaokiuli, in der Mitte Tschaosien und Schan-han, im Süden Siulo (Siragi), Patsi (Hiaksai), im Südosten Kara (Zinna, Miname). Im Norden hatte sich China der Oberherrschaft bemächtigt, während die Japanesen den Süden besetzten (13. Jahrh.). Ende des 16. Jahrh. eroberte der Japanese Taïkosama Tsusima, welches bis 1876 unter japanischer Herrschaft blieb und Tribut zahlte. Im J. 1393 kam in Korea die Dynastie Li auf den Thron (bis 1864), welche durch China unter der Ming-Dynastie in der Eroberung der Halbinsel und im Kampfe gegen Japan unterstützt wurde. Als aber die Ming durch die Mandschu-Dynastie in China gestürzt wurden, wurde von diesen Korea 1637 unterworfen und mußte einen jährlichen Tribut von 100 Unzen Gold, 1000 Unzen Silber und eine bestimmte Menge von Producten und Industrieerzeugnissen nach Peking zahlen, wogegen die Herrscher von China keinerlei Souveränetätsrechte in Korea ausübten. Seitdem die Russen 1859 Nachbarn geworden sind, machen auch sie ihren Einfluß geltend, jedoch bisher ohne die Eroberung desselben zu versuchen.

Als im J. 1864 die Li-Dynastie ausstarb, wurde mit Bewilligung der höchsten Würdenträger des Reiches und der Hofastrologen von der Mutter des letzten Königs der achtjährige Sohn eines dem Königshause verwandten Adeligen adoptirt und unter der Regentschaft der Königin-Mutter als rechtmäßiger König anerkannt. Doch bemächtigte sich der den Fremden feindlich gesinnte ehrgeizige Vater des Königs der Regierung und suchte gegen den Wunsch der für das Christenthum gewonnenen Königin-Mutter die Christen zu vernichten. Die französischen Missionare wurden 1866 ermordet, wofür die Franzosen Kanghoa besetzten und (13. Oct.) zerstörten, ohne indessen die spätere Vertreibung der Missionare verhindern zu können. Die Verhandlungen mit Rußland über die seit 1859 nöthige Grenzregulirung wurden von ihm ebenso zurückgewiesen, wie 1871 die Versuche der nordamerikanischen Union, mit dem Lande Handelsverbindungen anzuknüpfen. Endlich nach 10 Jahren wurde durch die über die Gewaltthätigkeiten des Vaters misvergnügten Würdenträger des Reiches derselbe der Herrschaft entkleidet, welche der junge König nunmehr selbst übernahm. Inzwischen waren die Verbindungen mit Japan und China sehr getrübt worden. Japan beabsichtigte seit 1869 das frühere Vasallenverhältniß wiederherzustellen, wogegen China, mit welchem schon seit 1867 der Handel an dem Thore von Korea ganz gesperrt war, seit 1875 sich anschickte, mit Heeresgewalt die frühere Oberherrschaft zu behaupten und den Einfluß der Japanesen in Korea zu vernichten, deren Gesandtschaft in diesem Jahre in der Hauptstadt Söul empfangen worden war. Infolge dessen wurde am 26. Febr. 1876 mit den Japanesen ein Freundschafts- und Handelsvertrag abgeschlossen, wonach Japan das Recht erhielt, einen Gesandten nach Söul zu entsenden, Colonien an der Küste zu bilden, und der Hafen von Fusan freiem Handelsverkehre erschlossen wurde. Dieser Vertrag wurde später dahin erweitert, daß zehn Häfen, besonders der von Gensan (Dschinsen), von 1878 an den Japanesen geöffnet sein sollten: Dschinsen wurde im Mai 1880, der Hafen Ninsen sollte 1881 eröffnet werden, und am 25. Mai 1881 erschien eine koreanische Gesandtschaft in Yokohama zur Prüfung der japanischen Verhältnisse. Inzwischen haben sich auch die Verwickelungen mit China geklärt, meist aus dem Grunde, weil letzteres einen Kampf mit dem seetüchtigen Japan scheute. Während Richthofen 1869 das Thor von Korea nach dem Verkehre verschlos-

1) Petermann, Mittheilungen 1883, Heft 9, Tafel 10; vgl. p. 435.

sen fand und berichtet [2]), daß das ganze Grenzgebiet zwischen China und Korea (13,882 □Kilom.) eine Tagereise weit völlig unbewohnt und nur für die durchgehenden Staatsposten und zu den Zeiten der drei großen Messen für eine beschränkte Zahl von Kaufleuten (höchstens 300) offenstehe, berichtet Bischof Riedel [3]), welcher das Thor von Korea, Kauli-mön, 1878 durchreiste, daß dieser ganze ehemals wüste Landstrich verkauft und wohlangebaut ist, daß mehrere koreanische Ortschaften daselbst erstanden wären und die Chinesen jenseit desselben eine neue Stadt Fu-hoang-Schang begründet hätten. Endlich ist auch Europa mit dem bisher verschlossenen Lande in Verbindung getreten, nachdem am 9. Mai 1882 mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika und bald darauf mit China Handelsverträge abgeschlossen waren, denen kurz darauf Verträge mit England, Frankreich und Deutschland gefolgt sind. An die Spitze des Steuerwesens war ein mit den Verhältnissen Ostasiens vertrauter Deutscher, P. von Möllendorf, berufen, welcher mit Umsicht die Annäherung an europäische Cultur und die allmähliche Erschließung des Landes leitete, ohne den Argwohn und das Mistrauen der Eingeborenen zu erregen. Der am Schlusse des J. 1883 ausgebrochene Conflict zwischen der chinesischen und japanischen Partei, infolge dessen das Ministerium ermordet wurde und selbst der König in Lebensgefahr schwebte, ist ganz ohne weitere ernstliche Folgen für den Verkehr mit Europa vorübergegangen. Doch ist im October 1885 P. von Möllendorf gestürzt und dadurch der deutsche Einfluß auf die Nordamerikaner und Engländer übergegangen, indeß ohne Feindseligkeit gegen deutsche Handelsinteressen.

Die Halbinsel Korea ist schon früher, besonders durch Ritter, nach Gestalt, Größe und Bildung mit Italien verglichen worden. Gleich diesem ist sie im Norden durch ein hohes Gebirge, den Taïpeï-Schan („Großes weißes Gebirge") von dem Festlande geschieden; von Norden bis Süden von einem Längsgebirge durchzogen, welches nach Osten steil abfällt, nach Westen sich sanfter abdacht; die Ostküste ohne namhafte Einbuchtungen und Flüsse, die Westküste dagegen von tiefen Meerbusen eingeschnitten an einem inselreichen, belebten Meere; hier wie dort endlich ist die Westküste, besonders die Mitte des Landes, am reichsten belebt: hier mündet auch der größte Strom der Halbinsel, der Hung-kiang, an welchem Söul, die Hauptstadt des Landes liegt. Auch nach der geographischen Lage und dem Klima würde der Vergleich zulässig sein. Dagegen ist bei den beiden Halbinseln die Natur des im Norden vorgelagerten Scheidegebirges ganz verschieden. Denn während das Koreanische Alpengebirge im Nordosten an der russischen Grenze sehr unwegsam ist und nur schwierige Uebergänge darbietet, gewähren die Thäler des Yalu-kiang im Nordwesten einen sehr bequemen Durchgang von der chinesischen Provinz Liautung (Sching-king) nach dem Innern Koreas. Hier, im Nordwesten des Grenzflusses Yalu-kiang, ist der große Markt, das Thor von Korea Kaoli-mön, welches bisher bei Todesstrafe von niemand bebaut oder bewohnt werden durfte, höchstens von Räubern durchzogen wurde und so die Grenze zwischen den beiden Nachbarländern hermetisch verschloß. An diesem Kaoli-mön erhebt sich rechts der gewaltige, bis gegen 1000 Met. über dem Thale aufsteigende Granitberg Föng-kwang-tschön, während links von dem hier nur 2000 Met. breiten Thale das Gneisgebirge sich erhebt.

Nach Dallet, welcher in seinem Werke über Korea die officielle Geographie des Landes theilweise übersetzt hat, trennt sich das Koreanische Mittelgebirge vom Taïpeï-Schan in dem Gebirgsstocke des Païktu-Schan („Berg des weißen Hauptes"), welches die Wasserscheide zwischen Nordosten zum Tumen-Ula und Südwesten zu Yalu-ki-ang bildet. Im Südosten desselben liegt der einzige große See Koreas, der 40 Kilom. lange Taïti. Nach Osten geht vom Païktu-Schan der Païk-Schan („Weißer Berg") mit gegen 2500 Met. hohen Gipfeln. Nach Osten zu fällt der Païk-Schan steil zur Küste ab, und aus den engen Thälern führen nur schwierige Pässe über das dichtbewaldete Gebirge; der hafenlosen Steilküste fließen nur kurze, wasserreiche Bäche zu. Die sanft abfallende, buchtenreiche Westküste ist von Abzweigungen des Längsgebirges von Osten nach Westen durchzogen, welche zum Theil mit dem Hauptgebirge parallel der Gesammtrichtung des Landes nach Südosten verlaufen. Der geologische Bau der Gebirge ist noch nicht erforscht: bekannt ist nur, daß in demselben zahlreiche Erz- und Kohlenlager sich finden, deren Erschließung aber bisher durch die härtesten Strafen verboten war, um fremde Einwanderung durch das Bekanntwerden der Bodenschätze vom Lande fern zu halten. Goldstaub wird jetzt gewonnen zu Tantsjön und Schontayasan in Hankiengto, ferner in Rihonwan (Provinz Pienganto); Silber zu Chenlato (Provinz Hankiengto), Steinkohlen zu Kirchiu (Provinz Hankiengto), Urusan und Changki (Provinz Kiengsanto). Auch die zahlreichen Inseln sind meist gebirgig und hoch: Quelpart, die größte derselben, wird vom waldreichen Aula- oder Hanka-Schan, 2030 Met. hoch, durchzogen; einige sind vulkanisch, so besonders Olonto (japan. Matsusima, in Europa Dagelet genannt), über 1200 Met. hoch. — Von den zahlreichen dem Gebirge entströmenden Flüssen sind die kleineren eng und reißend, deshalb für die Schiffahrt ungeeignet. Am bedeutendsten ist der im nördlichen Scheidegebirge entspringende Yalu-kiang (bei den Koreanern Amnu-kang, „Fluß der grünen Ente"), welcher bis 200 Kilom. weit schiffbar ist und sich in den nördlichen Busen des Gelben Meeres ergießt; ferner der Tjumen-Ula oder Tuman-kang, der ebenfalls im Scheidegebirge entspringt und nach der entgegengesetzten Seite zum Japanischen Meer strömt. In der Mitte der Halbinsel fließt der Han-kang aus dem Innern nach Westen, der Fusan nach Südosten: beide stehen der Ebbe und Flut offen, welche den Wasserspiegel um 10 Met. erhöhen und eine gute Verbindung mit dem Innern gestatten.

Das Klima gleicht dem von China und der Mand-

2) F. von Richthofen, China II, 161 fg. 3) Behm und Wagner, Die Bevölkerung der Erde 1880.

schurei, und ist im allgemeinen kälter als das von Europa unter gleichen Breitegraden. Wegen der geringen Tiefe der umgebenden Meere wechselt die Temperatur des Wassers schnell und theilt sich dem Lande mit: es wird das Klima noch dadurch excessiver, daß im Winter kalte Nordwinde, im Sommer dagegen heiße Südwest-Monsuns vorherrschen. Daher fällt selbst in den Südprovinzen das Thermometer im Winter um mehrere Grade unter den Gefrierpunkt, in Mittelkorea sogar bis —25° C. Starker jährlicher Regenfall befruchtet das Land und macht die Flüsse wasserreich. Die Flora des Landes stimmt mit der Japans und der Mandschurei überein: zahlreiche Hölzer, darunter aber keine Eichen und Buchen, ferner besonders Rhus vernicifera (zur Lackfabrikation verwendet), Ginseng (als geschätztes Heilmittel), Broussonetia papyrifera (zur Papierfabrikation dienend) sind die wichtigsten Exportartikel; dazu kommen als Nährpflanzen besonders Reis, dann auch Mais, Weizen, Gerste, Gemüse, Obst, Wein, auch Kartoffeln in höheren Berggegenden; als Industriepflanzen Taback, Baumwolle, Bambus, Hanf. Die Fauna bietet Bären, Panther, Tiger, Füchse und Wildschweine, besonders reichbevölkert ist das Meer; die einheimischen Pferde sind klein, die Rinder dagegen stark und gut; zahlreiche Schweine und Hunde werden besonders nach China exportirt.

Die erst im Entstehen begriffene Industrie des Landes beschränkt sich fast nur auf den eigenen Bedarf. Besondere Erwähnung verdienen unter den Industrieerzeugnissen ausgezeichnete Waffen, Papier und Papierwaaren, besonders aus dauerhaftem und wasserdichtem geöltem Papier gefertigte Decken, Schirme, Fächer u. s. w., Färberei, Weberei von Baumwoll- und Leinenwaaren, Fabrikation von inländischen Hüten und Flechtwerken aus Bambusfasern, besonders auf der Insel Quelpart. — Die dürftigen Nachrichten über den erst seit 1876 begonnenen Handelsverkehr Koreas mit dem Auslande beweisen, daß das Land ebenso productionsfähig als des Verkehrs bedürftig ist. Gegenstände des Exports sind besonders Holz, Wild- und Ochsenhäute, Knochen, Sepia, Fische, Muscheln, Trepang, Rohseide, Reis, Baumwolle, Ginseng, Taback, Hanf, Jute, Oel, Firniß, Menschenhaar, Goldstaub, Silber und etwas Blei, dazu die erwähnten Producte der geschätzten Industrie, besonders Papier. Importirt werden dagegen Seiden- und Baumwollwaaren, Mehl, Werkzeuge, Maschinen, Uhren, Spielsachen, Blech, Zinn, Kupfer, Farbstoffe, Petroleum, Lackirarbeiten. Zoll wird nicht erhoben. Hauptkäfen sind Fusan, Ginsen, Tsusima, Niusen; sonstige Meß- und Handelsplätze sind besonders die frühere Hauptstadt Sionghο, Taïku, Minamchama, Tekeupim. Als Fusan 1876 eröffnet wurde, war es sehr unbedeutend, zählte aber 1878 schon 3000 Einwohner und hat seitdem ebenso wie die übrigen Häfen regelmäßige Dampferverbindung (alle 14 Tage) mit Nagasaki. Von 1876—79 war im Hafen von Fusan im Südosten der Import von 328,000 Mark auf 2,280,000 Mark, der Export von 336,000 Mark auf 3,056,000 Mark gestiegen; in Ginsen (Gensan) an der Nordostküste betrug von der Erschließung des Hafens Mai 1880 bis zum Ende des Jahres der Import nahe 1 Mill. Mark, der Export 550,000 Mark.

Nach älteren Mittheilungen des Missionärs Daveluy betrug die Zahl der Bewohner Koreas 1793: 7,342,000 Einwohner. Neuere statistische Ermittelungen geben die Bevölkerung auf $7^1/_2$ Mill., Petermann (1870) auf nur 6,890,000 Einwohner an, wogegen Dallet glaubt, sie betrage über 10 Millionen, Oppert dieselbe sogar auf 15—16 Millionen schätzt. Das nördliche Gebirgsland ist öde, der fruchtbare Süden mit reicher Cultur dagegen stark bevölkert. Die Colonisation schreitet in der neuesten Zeit rasch vorwärts, und selbst auf der steilen und kalten unfruchtbaren Ostküste ist die Bevölkerung sehr dicht, besonders mit Schiffahrt und Fischerei beschäftigt. Auch sind die Koreaner schon vielfach, besonders nach der russischen Küstenprovinz, ausgewandert, wo in mehrern Colonien 1874 schon über 3500 Koreaner im Süd-Ussurigebiete gezählt wurden, welche dort als Ackerbauer und Arbeiter hoch geschätzt werden. Die Koreaner gehören wie Japanesen und Chinesen zum mongolischen Stamme, nach Körperbau und Sprache mehr den erstern verwandt: nach Whitney[4]) sind wahrscheinlich die Japanesen von Korea her ausgewandert, doch ist die gemeinsame Herkunft beider Sprachen bisher noch nicht erwiesen, obwol das Koreanische dem Japanischen sich weit mehr nähert als dem Chinesischen, aus dem es übrigens sehr viele Bestandtheile aufgenommen hat. Die Sprache ist vielsilbig und agglutinirend und zerfällt in mehrere einander indeß sehr ähnliche Dialekte. Die 14 Vocale sind meist Diphthonge, Zischlaute und Aspiraten sind zahlreich, das l fehlt. Die grammatische Construction soll den uralischen und tungusischen Sprachen sich nähern. Die Schrift besteht aus über 200 Laut- und Silbenzeichen, welche einfacher, aber nicht so schön als die chinesischen sind; übrigens können gebildete Koreaner meist chinesisch schreiben. Wörterbücher lieferten die französischen Missionare (Dictionnaire coréen-français par les missionaires de la Corée) und Pupillo („Versuch eines russisch-koreanischen Wörterbuchs", Petersburg 1874, russisch). — Die Koreaner sind meist schlanker als die Chinesen und Japanesen, stark und kräftig, tüchtige Arbeiter, die Hautfarbe von lichtem Gelb, der Bau des Schädels und die Gesichtszüge sehr mannichfaltig, von mongolischem Typus dem kaukasischen sich nähernd: häufig sind fast europäische Physiognomien mit hellbraunem Haar und blauen Augen, beim niedern Volk aber auch stumpfnasige Gesichter mit stark hervortretenden Backenknochen. Das schwarze Haar wird in einen Scheitelknoten aufgebunden, den ein schwarzes Gittergeflecht aus Binsen und ein darübergestülpter breitkrämpiger Hut aus Bambusfasern bedeckt, unter dem Kinn mit einer zierlichen Perlenschnur befestigt. Der schwarze Bart wächst schon mit 20 Jahren, also früher als bei den Chinesen, ist ziemlich lang und wohlgepflegt, aber dünn. Die Kleidung ist untadelhaft weiß, besteht aus Strümpfen, weiten Beinkleidern und einem unter den Armen zugebundenen bis zu den Knöcheln her-

4) Whitney, Language and study of language p. 329.

abreichenden Tuchüberwurf oder einer seidenen Jacke; die Füße sind mit Strohschuhen oder Socken, der Kopf mit dem schwarzen Hute bedeckt. Lobenswerth ist die Reinlichkeit ihrer Kleider und Häuser. Die Häuser sind einfach gebaut, mit Reisstroh gedeckt, in den Städten nach japanischer Sitte die Fenster ohne Glas, durch Matten gegen Licht und Wetter geschützt. Die Ausstattung des Innern besteht nur in Matten und einem Tische zum Essen. Das Leben ist kümmerlich, weil die Arbeit als entehrend gilt und nur von den untern Klassen oder Sklaven ausgeführt wird. Die Hauptnahrung besteht aus Reis und Gemüse, während Fleisch nur selten, statt dessen aber viel Fische genossen werden; zum Essen bedient man sich der chinesischen Eßstäbchen, benutzt aber auch Löffel. Als Getränk dient Meth, den Wein verstehen sie noch nicht zu keltern.

Die Koreaner sind muthig, gastfrei, freundschaftlich und wohlwollend, aber auch ehrgeizig und rachgierig; vergnügungssüchtig lieben sie Tanz und Musik, kennen aber nicht das Theater; gegen Fremde ernst und verschlossen, aber bescheiden und höflich, dabei geweckten Verstandes und lernbegierig. Ueber den ältern Culturzustand des Volkes sind wir nicht unterrichtet; ihre jetzigen bürgerlichen Zustände verdanken sie meist den Chinesen. Doch hat trotz des chinesischen Einflusses das Volk viel von seinen alten Sitten bewahrt. So existirt eine gewisse Kasteneintheilung, an deren Spitze der König steht, darauf der Adel in verschiedenen Stufen. Man unterscheidet den bürgerlichen Adel, welcher die eigentliche Bildung vertritt und deshalb alle höheren öffentlichen Aemter bekleidet, den von allen Leistungen befreiten militärischen Adel, endlich den Halbadel, aus welchem die Unterbeamten, besonders Sekretäre und Dolmetscher gewählt werden. Der Bürgerstand umfaßt Kaufleute, Industrielle und Handwerker, das Landvolk besteht aus Ackerbauern, Jägern, Fischern und Hirten; darauf folgt die Klasse der Verachteten in mehreren Unterabtheilungen, welche meistentheils Arbeiter sind, endlich die Kaste der leibeigenen Sklaven und Diener, welche übrigens gut behandelt werden und sich loskaufen können. Alle diese Kasten haben eigene Satzungen. Polygamie ist erlaubt, doch haben Aermere selten mehrere Frauen. Ceremonien bei der Eheschließung sind unbekannt, mit der Zahlung des Preises für die Frau ist die Ehe geschlossen. Die Frau hat übrigens keine gesetzliche Existenz, kann also vom bürgerlichen Rechte auch nicht bestraft werden. Dennoch wird das Weib gut behandelt, wenngleich (außer Bäuerinnen und Verkäuferinnen) von der bürgerlichen Welt völlig abgeschlossen. Die Straße dürfen die Frauen nur nach Sonnenuntergang betreten, welche dann von den Männern verlassen werden muß. Die Beerdigungen finden ohne Ceremonie statt, nur Reichere befolgen die chinesische Trauerfeier. Die Trauer um die Aeltern dauert drei Jahre, während welcher Zeit der Sohn von der Gesellschaft und der gesellschaftlichen Thätigkeit ausgeschlossen ist. Vornehme Witwen verheirathen sich selten zum zweiten mal, jedenfalls aber nicht vor dem Ende der Trauerzeit, weil sonst die Kinder für illegitim erklärt und von allen öffentlichen Aemtern ausgeschlossen sein würden. — Religion ist der Buddhismus, die Lehre des Kong-Fu-Tse oder auch Götzendienst. Das Christenthum ist schon seit 1837 eingeführt, hatte sich auch weit verbreitet, wurde aber seit 1866 verfolgt, doch verbreitet es sich jetzt wieder unter dem Volke.

Der König ist unverletzlich und unumschränkter Herr und Besitzer des Landes, welches er als Lehen an die Unterthanen vertheilt. Nach seinem Tode muß das bürgerliche Leben und Recht 27 Monate ruhen. Ein Staatsrath aus 9 Mitgliedern steht dem Könige zur Seite, darf aber nur auf Befragen Rath ertheilen. Das Heer, früher mit Lanzen, Säbeln und Luntenbüchsen, jetzt aber mit guten japanischen Gewehren bewaffnet, ist unbedeutend, besser die nach europäischem Muster eingerichtete Flotte. Die Einkünfte des Landes bestehen in der Grundsteuer: das ganze Land ist vertheilt in 468,306 Lose (Kyöl) für Reisbau und in 309,807 sonstige Landlose, welche zusammen einen jährlichen Ertrag von 3,800,000 Mark abwerfen, woraus das Heer und die Beamten besoldet werden. Sitz der Regierung ist Söul (Hantschungfu), eine große Stadt von 9 Kilom. Umfang, unregelmäßig gebaut am Söul (Hankiang), durch die nahen Gebirge gegen kalte Winde geschützt, mit 100—150,000 Einwohnern und einer hohen Schule mit 500 Studirenden. Nach Dallet zählt man 106 Städte. Das Land ist eingetheilt in 8 Tao (Provinzen), welche in Kiun (Districte) zerfallen:

1) Pienganto	(Hauptstadt, Pienggang)	mit 42	Distr.
2) Hankiengto	(„ Hamheng)	„ 24	„
3) Hoanghaïto	(„ Haïtsiu)	„ 23	„
4) Kanguento	(„ Uentsiu)	„ 26	„
5) Tsöngtsiento	(„ Kongtsiu)	„ 54	„
6) Kiengkaito	(„ Hanyang (Söul))	„ 36	„
7) Kiengsangto	(„ Taïku)	„ 71	„
8) Tsienlato	(„ Tsientsiu)	„ 56	„

Werke über Korea: Dallet, „La Corée", (Paris 1875); Oppert, „Ein verschlossenes Land", (Leipzig 1880.) Neueste Karte bei Petermann, Mittheilungen 1883, Heft 9, Tafel 10. *(E. Kaufmann.)*

KOREANISCHE SPRACHE. Die koreanische Sprache ist bisher noch keinem bekannten Sprachstamme mit Sicherheit zugewiesen worden. Ein Versuch von W. G. Aston, sie der japanischen verwandtschaftlich nahe zu bringen (A comparative study of the Korean and Japanese Languages, Journal of the R. As. Soc. 1879), hat wol zu manchen Wahrscheinlichkeiten, aber zu keinem beweisenden Ergebnisse geführt.

In den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung scheinen die Koreaner den Buddhismus, vielleicht um dieselbe Zeit die chinesische Cultur angenommen zu haben. Ihre Schrift ist indischen Ursprungs und steht in ihren Grundformen der tibetischen am nächsten, ist weit ärmer an Consonanten, dafür aber eine in ihrer Vollkommenheit und Einfachheit einzige Vereinigung von Alphabet und Syllabar. Ihre Elemente sind (in der lapidaren Grundform):

Die Vocale: ㅣ i ㅏ a ㅓ c
ㅑ ia ㅕ ie
ㆍ ă
ㅡ ö ㅗ o ㅜ u
ㅛ io ㅠ iu

Consonanten (in einheimischer Ordnung):
ㄱ k ㅁ m ㄴ n ㅂ p ㄹ l ㅅ s ㄷ t ㅈ č ㅇ ㅿ ṅ, ℵ
ㅋ hk ㅍ hp ㅌ ht ㅊ hč ㅎ h

Von diesen Zeichen sind die Vocale offenbar eigene Erfindung der Koreaner. Den Consonanten dürfen auf Grund einer Vergleichung mit den indisch-tibetischen Schriftzeichen vorläufig folgende alte Lautwerthe zugesprochen werden: k = g, n = n, l = l, t = d. Das Zeichen für m erinnert zunächst mehr an b als an das oben offene m, p eher an ph ㅂ als an b, und hp gleicht, wenn man den obern Querstrich als Aspirationszeichen in Abzug bringt, mehr dem p als dem b. In chinesischen Lautschreibungen vertritt aber p: b und hp: p, p', sodaß die Lautverschiebung ziemlich regelmäßig erscheint. s dürfte = s sein, ṅ, ℵ und č̱ bleiben zweifelhaft.

Im Folgenden werden wir die oben gegebene Transscription zu Grunde legen, also nicht mediae, sondern tenues schreiben, obschon auch erstere noch in den Dialekten vorkommen sollen. Im Anlaute sind nun alle Consonanten und nur Consonanten zulässig; ṅ ersetzt hierbei ℵ und wird nicht umschrieben. Ueberdies erscheinen noch im Anlaute kh, pp, tt, die in eigenthümlicher Weise explosiv ausgesprochen werden; ferner sk, sp und st, die jetzt den vorhin genannten gleichlauten, — und ss. Im Auslaute kommen nur die Vocale, die Consonanten k, m, n, p, l, s, ṅ sowie lk, lm und lp vor. In den zahlreichen der Sprache einverleibten chinesischen Fremdwörtern vertritt l auslautendes t, — eine schwer zu erklärende Erscheinung. Auslautendes s wird jetzt t gesprochen, außer wenn s darauf folgt. Im Alterthume schrieb man auch im Auslaute t, wahrscheinlich aber nur da, wo es etymologisch gerechtfertigt war. Ob man von Anfang an neben sk, st, sp auch kk, tt und pp geschrieben, steht noch nicht fest. Vor Nasalen können sich k, p und s in die entsprechenden Nasale ṅ, m, n verwandeln. Anlautendes l lautet jetzt r, wechselt aber oft mit n; nl und ln werden in der Aussprache zu ll assimilirt. Die Silben der Wörter werden am besten in der Umschreibung getrennt und durch Bindestriche verbunden.

Der Bau der Sprache ist agglutinirend, doch in manchen Stücken der Flexion nahekommend, und zwar lediglich suffigirend. Die Wortstellung ist ziemlich fest; Subject vor Prädicat, Object vor Verbum, dieses den Satz beschließend; jede nähere Bestimmung tritt voran. Die Wortstämme sind meist ein- oder zweisilbig, scheinbare Unregelmäßigkeiten in den Anlauten der Suffixe erklären sich meist als Spuren ehemaliger Stammauslaute.

Die Declination aller Substantiva ist wesentlich dieselbe: an den unveränderten Stamm werden Suffixe gefügt, die sich aber je nach dem Auslaute des Stammes mehr oder minder im Anlaute modificiren. Man unterscheidet außer der Stammform neun Casus: Nominativ, Instrumental, Genitiv, Dativ, Accusativ, Vocativ, Locativ, Ablativ und Oppositiv.

Tafel der Declinationen:

	I.	II.	IIIa.	IIIb.	IIIc.	IV.	V.
	sa-lăm Mensch	pal Fuß	kas Hut	nas Gesicht	kkos Blume	sio Ochse	nara Reich
Nom.	-i	-i	-si	-č'i	-či	-i, -ka	-hi, -ka
Instr.	-ö-lo	-no	-să-lo	-č'ă-lo	-čă-lo	-lo	-lo, -hö-lo
Gen.	-öi	-öi	-săi	-č'ăi	-čai	-öi	-höi
Dat.	-öi-kei	-öi-kei	-săi-kei	-č'ai-kei	-čăi-kei	-öi-kei	-höi-kei
Acc.	-öl	-öl	-săl	-č'ăl	-čal	-lăl	-höl
Voc.	-a	-a	-a	-a	-a	-ia	-ia
Loc.	-ei	-ei	-săi	-č'ăi	-čăi	-ei	-hei
Abl.	-ei-sie	-ei-sie	-săi-sie	-č'ăi-sie	-čăi-sie	-ei-sie	-hei-sie
Opp.	-ön	-ön	-săn	-č'ăn	-čăn	-năn	-hön, -năn

Der Plural wird überall durch das an den Stamm tretende Suffix -töl gebildet, an welches die Casussuffixe der II. Declination angefügt werden. — Es gehören nun unter I. die Substantiva auf k, m, n, ṅ, p und einige auf s (= t).
„ II. „ „ „ l
unter III. die Substantiva auf s (= s bez. č' oder č) und einige auf p (= ps).
„ IV. „ „ „ Vocale (mit Ausnahmen).
„ V. „ „ „ Vocale (mit abgefallenem Auslaute h).

Eine ältere Genitivform auf ṅ scheint in einigen Compositen erhalten, z. B. maṅ-a-či, Füllen, von mal, Pferd; sioṅ-a-či, Kalb, von sio, Ochse; kaṅ-a-či, junger Hund, von kai, Hund. Der Dativ erscheint zuweilen in den abgekürzten Formen -kei, -kkei, -hkei, -kköi; der Vocativ hat die Nebenformen -e, -ye.

Die Stammform wird angewandt: a) als unbestimmter Nominativ, zuweilen mit vorgefügtem hăn, hă-na, ein, oder nachgefügtem čiem, čo-kom, ein wenig; b) im flüchtigen Gespräche auch statt anderer Casus, die dann nur aus der Stellung und dem Zusammenhange zu erkennen sind. Der Nominativ hat immer bestimmte Bedeutung: sa-lăm-i, der Mensch; sa-lăm-töl-i, die Menschen. Der Dativ pflegt nur für belebte Wesen angewendet, bei andern umschrieben zu werden. Der Locativ wird nur im Sinne ruhigen Verweilens und der Richtung wohin gebraucht; den Illativ ersetzt zuweilen der Instrumental, den Ort einer Thätigkeit der Ablativ. Der Oppositiv hat etwa die Bedeutung: was — betrifft.

Die persönlichen Fürwörter sind:

na, nai, ich	u-li (-töl), wir
ne, nei, du	ne-höi (-töl), ihr
tie, er, sie, es	tie-höi (-töl), sie

Ihre Declination folgt der substantivischen, hat aber bei na und ne einige Unregelmäßigkeiten: *Nom.* nai, nai-ka; *Instr.* nal-no, nai-kei-lo; *Gen.* na-öi; *Dat.* na-kei, na-öi-kei; *Acc.* na-lăl, nal; *Voc.* na-ie; *Loc.* na-ei; *Abl.* na-ei-sie; *Opp.* na-năn; analog ne, nei. Der Genitiv ersetzt die Possessivpronomina, wird aber oft zu nai, nei, tiei gekürzt.

Demonstrativpronomina sind i, dieser, tie, jener, er, kö, der genannte. Interrogativa sind nu, nuku, wer? welcher? persönlich; e-nă, es-ten, mu-săm, welcher? welches? persönlich und sächlich; mu-es, was? Es-ten und e-nă vertreten gleichzeitig das Pron. indef. irgendein.

Die Koreaner bedienen sich neben ihren eigenen Zahlwörtern noch der chinesischen. Die Cardinalzahlen sind:

	Koreanisch	Chinesisch
1	hă-na, hăn	il
2	tul	i
3	seis	sam
4	neis	să
5	ta-săs (2+3?)	o
6	ie-săs	liuk
7	nil-kop	č'il
8	ie-tălp	hpal
9	a-hop	ku
10	iel	sip
11	iel hă-na	sip-il
20	sö-mul	i-sip
30	siel-hön	sam-sip
40	ma-hön	să-sip
50	suin	o-sip
60	iei-suin	liuk-sip
70	nil-hön	č'il-sip
80	ie-tön	hpal-sip
90	a-hön	ku-sip
100	—	păik
1000	—	č'ien
10,000	—	man
100,000	—	ek
1,000,000	—	čio
10,000,000	—	kieṅ
100,000,000	—	tiei

Mit den koreanischen Zahlwörtern zeigen noch am ersten die der Ainos einige Aehnlichkeiten: 1 šine, 2 tu, 3 re, 4 ine. Eine Vergleichung nach dieser Richtung hin würde aber bei der grammatischen Armuth der Ainosprache wesentlich lexikalisch sein müssen und, nach einer vorläufigen Probe zu urtheilen, schwerlich eine Ausbeute versprechen.

Die Ordinalzahlen lauten: č'es oder č'es-čăi, erster; tul-čăi, zweiter; iel-hăn-čăi, elfter u. s. w. — hăn-pen, einmal; tu-pen, zweimal; tul-čăi-pen, das zweite mal. Aufzählende Ordinaladverbien werden durch die Suffixe ön, hön, n gebildet: hă-na-hŏn, tul-hön, sei-hön, nei-hön, ta-să-săn, ie-să-săn, nil-kop-ön, ie-tălp-ön, a-hop-ön, iel-ön u. s. w. — Eigenthümlich ist die Zählung der Monatstage: č'o-hă-lo, der erste; č'o-i-htöl, 2; č'o-sa-höl, 3; č'o na-höl, 4; č'o tăs-săi, 5; č'o ies-săi, 6; č'o nil-hei, 7; č'o ie-tö-lei, 8; č'o a-hö-lei, 9; č'o iel-höl 10; iel-hă-lo, 11 u. s. w. sö-mu-nal, 20; sö-mu hă-lo, 21; köm-öm, 30.

Die Conjugation, die gleichmäßig auf Verba und Adjectiva in unserm Sinne Anwendung leidet, entbehrt der Pronominalelemente. In ihr entfaltet die Grammatik Reichthum und Feinheit, aber auch viel lästiges Etikettenwesen. Im wesentlichen ist die Conjugation einheitlich; dabei ist sie aber voll von Unregelmäßigkeiten, deren nur einige sich leicht aus phonetischen Gründen erklären. Hierher gehört das Auftreten von ă, ö, e als Bindevocale, der Schwund von l vor n und manchmal vor t, das Wiederaufleben eines ehemaligen auslautenden h oder s vor Vocalen, t, k und p. Eine vorläufige Uebersicht der wichtigsten und einfacheren Formen gibt umstehende (S. 60) Tabelle A.

Für die übrigen Formen sind das Perfectum und das Futurum vorbildlich.

I. Ersetzt man das *-ta* des Perfectums durch:

-teni, so erhält man das Plusquamperfectum.				
-keis-ta	„	„	„	Fut. exactum
-keis-te-ni	„	„	„	Conditionalis präteriti.
-si-mien	„	„	„	Condit. Perf.
-ke-tön	„	„	„	Condit. Perf. dubitat.
-keis-si-mien		„	„	Condit. fut. exacti
-keis-ke-tön	„	„	„	Fut. exact. event. dubit.

Tabelle A.

Inf. praes. .	hă-ta machen	ka-ta gehen	če-ta hinken	ne-hta stellen	o-ta kommen	č'i-ta schlagen	ul-ta schreien	is-ta sein	hkö-ta groß sein	čo-ta gut sein
Part. praet. .	hă-ie	ka	če-le	ne-he	oa	č'ie	ul-e	is-se	hke	čo-ha
Ind. praes. .	hăn-ta	kan-ta	čen-ta	nes-năn-ta	on-ta	č'in-ta	un-ta	is-ta	hkön-ta	čos-năn-ta
Imperf. . .	hă-te-ni	ka-te-ni	če-te-ni	nes-hte-ni	o-te-ni	č'i-te-ni	ul-te-ni	is-te-ni	hkö-te-ni	čo-hte-ni
Perf. . . .	hă-ies-ta	kas-ta	če-les-ta	ne hes-ta	oas-ta	č'ies-ta	ul-es-ta	is-ses-ta	hkes-ta	čo-has-ta
Fut. . . .	hă-keis-ta	ka-keis-ta	čel-keis-ta	ne-hkeis-ta	o-keis-ta	č'i-keis-ta	ul-keis-ta	is-keis-ta	hkö-keis-ta	čo-hkeis-ta
Imperat. sing.	hă-ie-la	ka-ke-la	če-le-la	ne-he-la	o-ne-la	č'ie-la	ul-e-la	is-se-la		
Imperat. plur.	hă-ča	ka-ča	čel-ča	ne-ča	o-ča	č'i-ča	ul-ča	is-ča		
Part. praes. relat.	hă-năn	ka-năn	če-năn	nes-năn	o-năn	č'i-năn	u-năn	is-năn	(hkön)	(čos-năn)
Part. praet. relat.	hăn	kan	čen	ne-hön	on	č'in	un	is-săn	hkön	čo-hön
Part. fut. relat.	hăl	kal	čel	ne-höl	ol	č'il	ul	is-săl	hköl	čo-höl
Subst. actionis	hăm-i	kam-i	čelm-i	ne-höm-i	om-i	č'im-i	ulm-i	is-săm-i	hköm-i	čo-höm-i
Condit. praes.	hă-mien	ka-mien	čel-mien	ne-hö-mien	o-mien	č'i mien	ul-mien	is-sa-mien	hkö-mien	čo-hö-mien
Interrog. praes.	hă-nă-nia	ka-nă-nia	če-nă-nia	nes-nă-nia	o-nă-nia	č'i-nă-nia	u-nă-nia	is-nă-nia	hkö-nia	čo-hö-nia
Interrog. imperf.	hă-te-nia	ka-te-nia	če-te-nia	ne-hte-nia	o-te-nia	č'i-te-nia	ul-te-nia	is-te-nia		

Tabelle B.

Indic. praes. . .	hă-či-o, hăp-či-o u. s. w. = ich mache, er macht	is-či-o, is-săp-năi-ta u. s. w. = ich bin, er ist	ep-či-o, ep-săp-nai-ta = ist nicht	ka-či-o-kap-či-o u. s. w. = ich gehe, er geht	o-či-o, op-ci-o, o-op-naita = ich komme u. s. w.	mis-čio, mis-săp-čio-o = ich glaube u. s. w.	mek-či-o, mek-săp-či-o = ich esse	hpa-či-o, hpa-op-či-o = ich verkaufe	či-či-o, či-op-či-o = ich schlage
Imperf. . . .	hăp-tei-ta	is-săp-tei-ta	ep-săp-tei-ta	kap-tei-ta	op-tei-ta, o-te-i-ta				
Perf.	hă-ies-či-o	is-ses-săp-či-o	ep-ses-săp-nai-ta	kas-nă-i-ta	—				
Fut.	hă-keis-či-o	is-keis-či-o	ep-keis-săp-či-o	ka-keis-săp-nai-ta	o-keis-nă-i-ta				
Imperat. sing. (prec.)	ha-sip-si-o	kiei-sip-si-o	ep-să-op-si-o	ka-op-si-o	op-si-o	u. s. w., wobei jedes Verbum nach jedem Muster geformt werden kann.			
Imperat. plur. (prec.)	hăp-siei-ta	kiei-sip-siei-ta	—	kap-siei-ta	o-sip-siei-ta				
Interrog. imperf.	hă-op-ten-iska	is-ten-is-ka	ep-sap-ten-is-ka	kap-ten-is-ka	—				
Interrog. perf. .	hă-ies-sap-čio	is-ses-săp-năn-is-ka	ep-ses-či-o	kas-či-o	oas-či-o				
Interrog. Fut. .	ha-keis-či-o	is-keis-săp-ă	ep-keis-năn-is-ka	ka-keis-nă-is-ka	o-keis-săp-năn-is-ka				

-keis-te-mien, erhält man das Condit. hypothet. präter.
-nă-nia „ „ „ Interrog. Perf.
-te-nia „ „ „ Interrog. Plusquamperf.
-keis-na-nia „ „ „ Interrog. fut. exacti.
-keis-te-nia „ „ „ Interrog. hypothet. präter.
z. B. kas-keis-te-nia, wäre er gegangen?

II. Ersetzt man das *-ta* des Futurums durch:
-te-ni, so ergibt sich das Condit. praes.
-si-mien „ „ „ Condit. fut.
-ke-tön „ „ „ Fut. event. dubitat.
-te-mien „ „ „ Condit. hypothet. („sollte ...")
-nă-nia „ „ „ Interrog. fut.
-te-nia „ „ „ Interrog. hypoth.
z. B. ka-keis-te-nia, würde (er) gehen?

III. Ersetzt man das *-keis-ta* des Futurums durch:
-ke-tön, so erhält man das Präs. event. dubitat.
-te-mien „ „ „ „ Condit. imperf.

Die bisher aufgeführten Formen sind nun blos untergebenen oder sonst niedriger stehenden Personen gegenüber gestattet. Die koreanische Höflichkeit macht aber nicht nur in Rücksicht auf die zweite, angeredete, sondern auch in Rücksicht auf die dritte Person feine Unterschiede, die zum Theil tief in die Grammatik eingreifen.

I. Von der Sprache gegen Höhergestellte gibt Tabelle B. (S. 60) ein Beispiel.

Reden Gleichgestellte untereinander, so sind drei Fälle möglich:

II. Sie verkehren familiär miteinander. Dann ersetzen sie die Formen:
-ta durch či, nei
-la durch či, kei, sio
-te-ni durch tei u. s. w.

III. Sie verkehren höflich. Dann treten die Endungen -o, -so, -sio an die Stelle von ta.

IV. Sie bezeigen einander Hochachtung. In diesem Falle fügen sie vor das Suffix -o in bejahender oder verneinender Rede -či-, in fragender -si: hă-si-o, thun Sie? mek-es-či-o, ich habe gegessen.

Weitere Unterschiede werden gemacht, je nachdem man zu einem Höheren oder Niederen oder zu seinesgleichen über einen spricht, der dem Redenden, bez. dem Angeredeten oder beiden, gegenüber höher, auf gleicher Stufe oder niedriger steht. Weder das Javanische mit seinen krâmâ, mâdyâ und ngoko, noch das Japanische mit seinen ehrenden Präfixen, Hülfsverben und passiven oder causativen Wendungen kann sich in diesem Punkte mit dem Koreanischen messen.

Abgeleitete Verba sind Causativa oder Factiva und Passiva. Ihre Bildung richtet sich nach dem Stammauslaute des Infin. präs.

Auslaut		Causat.	Passiv.
a, ă, o, u, i	:	i, u	i, u
ai, ăi	:	o	o
k	:	ki-i, i-i, hi-i	ki-i, i-i, hi-i
m, n	:	ki	ki-i
p	:	hi	hi-i
l	:	ni	ni-i
s	:	ki, i (ohne s)	ki-i, i-i (desgl.)
statt hta	:	hi-ta	hi-i-ta; z. B.

hă-ta, machen: hă-i-ta, machen lassen; čap-ta, ergreifen: čap-hi-ta; no-hta, loslassen: no-hi-i-ta, losgelassen werden.

An Hülfswörtern ist kein Mangel. Postpositionen versehen den Dienst unserer Präpositionen. Die Satzverbindung geschieht zwar vorzugsweise durch Verbalformen, aber auch Conjunctionen sind reichlich vorhanden. Der Satzbau erinnert sowol durch die Wortfolge als auch durch die häufigen participialen und gerundialen Verknüpfungen an den des Japanischen und der uralaltaischen Sprachen.

In ihrer Literatur bedienen sich die Koreaner ihrer Muttersprache nur noch in Unterrichtsbüchern und in Unterhaltungsschriften für Frauen, Kinder und Ungebildete. Mehr noch als bei den Japanern ist bei ihnen das Chinesische zur gelehrten und amtlichen Sprache geworden, und in ebenso reichem Maße wie dort hat es die Umgangssprache mit Fremdwörtern durchsetzt.

Wörterbücher und Grammatiken: Philosinensis (Gützlaff), Translation of a Comparative Vocabulary of the Chinese, Corean and Japanese languages (Batavia 1835). — Ph. Fr. de Siebold, Lui-Hŏ, sive vocabularium sinense in Kôraianum conversum (Lugd. Bat. 1838), fol. — M. Пуциллo, Опытъ Русско-Корейскаго словаря (St.-Petersburg 1874). — J. Roß, Corean Premier (Shang-hai 1877). — Dictionnaire Coréan-français, par les missionaires de Corée (Yokohama 1880). — Grammaire Coréenne, ... avec un cours d'exercices etc. par les mêmes (ibid. 1881). (*G. von der Gabelentz.*)

KORÉISCH ist der Name des arabischen Stammes, der im 7. Jahrh. n. Chr. Mekka bewohnte und welchem der Prophet Mohammed angehörte. Nach der Tradition, welche, wie immer auf semitischem Boden, ethnographische Verhältnisse durch Genealogien von Individuen ausdrückt, ist Koreisch ursprünglich der seiner ursprünglichen Bedeutung nach unklare Beiname eines der Vorväter der Bewohner Mekkas, und zwar entweder des Fihr, Sohnes des Mâlik b. Nadr b. Kinâna, oder seines viel späteren Nachkommens Koßeij b. Kilâb, welcher fünf Generationen vor Mohammed die Chozâ'a aus dem von ihnen längere Zeit usurpirten Besitze der Kaaba mit Hülfe der Kodâ'a wieder verdrängt und, soweit sie in Mekka wohnen blieben, seiner Herrschaft unterworfen haben soll. Aus dem Genealogischen in das Historische übersetzt, wird dies etwa bedeuten, daß die zu den nordarabischen (ismaelitischen) Kinanastämmen, welche seit ältester Zeit zwischen Mekka und dem Meere sitzen, gehörigen Urbewohner Mekkas, die Benu Malik, bei

der großen Wanderung südarabischer (jemenitischer) Stämme nach dem Norden im 2. Jahrh. n. Chr. (vgl. Blau in der Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft XXII, 654 fg.), von einem der letzteren (den spätern Choza'a) unterworfen oder assimilirt worden sind, daß aber nach längerer Zeit das kinanitische Element wieder die Oberhand gewonnen hat, freilich nicht ohne sich neuerdings mit südarabischen (denn auch Koda'a ist ein südarabischer Name) Bestandtheilen zu vermischen. Der officiellen Genealogie nach rechnen sich aber die Koreischiten durchaus zu den Nordarabern. Sie umfassen zur Zeit Mohammed's die ganze Bevölkerung Mekkas und der das heilige Gebiet bildenden Umgegend und bestehen nach den gewöhnlichen Berichten aus 25 Hauptfamilien, von denen die bekanntesten Machzûm, Omaija und Hâschim sind. Aus der letzteren, welche in der mohammedanischen Tradition dann fälschlich als von alters hoch angesehen gilt, stammen der Prophet Mohammed wie sein Oheim 'Abbâs, und sein Vetter Ali, Ahnherren der Abbasiden- und, nach ihrer Behauptung, der Fatimiden-Khalifen; Omaija gehörte außer Othmân, dem Schwiegersohne Mohammed's, auch dessen ärgster Feind Abu Sofjân an, als Vater des Mo'âwija Vorfahr der von letzterm begründeten Omaijadendynastie. Gehören somit außer dem Propheten selbst die ihm folgenden großen Herrscherfamilien dem Stamme Koreisch an, so hat der Sieg des Islam natürlich auch andere Angehörige desselben in großer Zahl zu Macht und Ruhm gebracht; so die nachmaligen Khalifen Abu Bekr und 'Omar, die Feldherren Châlid b. Welîd, 'Amr b. el Aßi, Sa'd b. Abî Wakkâß und viele andere. Auch der Dialekt, welcher von den Koreischiten gesprochen wurde, hat als die Sprache des Korans den Vorzug vor den übrigen arabischen Mundarten erhalten und gilt als die eigentliche classische Form der Sprache.

Zur Geschichte der Koreischiten vgl. die Artikel Mekka und Mohammed. (*A. Müller.*)

KORFF (ehemals Corf), ein altes westfälisches Geschlecht im Münsterlande, das von einer gleichnamigen Familie im Bremenschen wohl zu scheiden ist. Die Scheidung ist nicht allzu schwer, da die verschiedene Bedeutung beider Geschlechter hierzu einen sicheren Anhalt bietet. Die ununterbrochene Stammreihe des Hauses beginnt bereits im 13. Jahrh. Als sein Hauptgut erscheint Harkotten. Dieses theilten im J. 1334 die Gebrüder Heinrich und Evert derart, daß ersterer das östliche, letzterer das westliche Haus daselbst erhielten und somit Stifter der beiden Harkottener Hauptlinien wurden. Was die Linie des Heinrich betrifft, so erscheint sein Sohn Hermann circa 1380 zum ersten mal mit dem dem Geschlechte später verbliebenen Beinamen Schmising (genannt Smysing). Des letztern Ururenkel, die Gebrüder Kaspar und Heinrich, verglichen sich 1498 von neuem dahin, daß Kaspar Harkotten übernahm, während Heinrich auf dem durch seine Gattin aus dem Hause der Herren von Hoberg erheiratheten und 1540 neu erbauten Tatenhausen einen neuen Zweig pflanzte. Der Ast des älteren Bruders erlosch in der dritten Generation und brachte Christine von Korff genannt Schmising, des Kaspar Urenkelin, das väterliche Stammerbe durch Heirath an die Familie von Ketteler zu Mittelburg, in deren Händen es sich noch befindet. Die Tatenhausener Linie erlangte in Friedrich Matthias von Korff genannt Schmising, dem Ururenkel des Erwerbers von Tatenhausen, Heinrich von Korff, mittels d. d. Wien 4. Sept. 1692 ausgestellten Diploms den Reichsfreiherrenstand. Sein älterer Bruder Heinrich, Domherr zu Münster, Osnabrück und Speier, hatte ein Familien-Fideicommiß gestiftet, dessen erster Nutznießer er wurde. Auch fiel seiner Descendenz ein zweites Fideicommiß, errichtet von dem Sohne seiner Schwester Sibylla Wilhelmine, dem Dompropste Ferdinand von Kerßenbrock, zu, welches der Stifter der Familie seiner Mutter als eine Secundogenitur bestimmt hatte. Dieses ersten Freiherrn Enkel, dem Friedrich Ferdinand Freiherrn von Korff genannt Schmising zu Brincke, kurkölnischen Cabinetsrath, wurde als erstem Besitzer des Kerßenbrockschen Fideicommisses d. d. Wien 3. Juli 1755 die Namen- und Wappenvereinigung mit denen dieser Familie verliehen, welche aber, da er Söhne nicht hatte, sammt dem Kerßenbrockschen Fideicommiß an die Nachkommenschaft seines älteren Bruders Franz Otto Heinrich Matthias fielen. Dessen ältester Sohn Clemens August Heinrich Maria Freiherr von Korff genannt Schmising auf Tatenhausen erlangte unter dem 17. Jan. 1816 den preußischen Grafenstand, der seinem zweiten Sohne, dem Maximilian Franz Xaver, welchem das Kerßenbrocksche Secondogenitur-Fideicommiß zugefallen war, d. d. Preßburg 23. Juni 1802, die bereits vom Großoheim geführte Namen- und Wappenvereinigung auch auf seine Person übertragen wurde. Es blühen zur Zeit noch beide gräfliche Häuser, dasjenige mit dem Fideicommiß Tatenhausen sowie das ebengenannte des Fideicommisses Brincke. — Der obengenannte Evert, dem in der Theilung von 1334 das westliche Haus zu Harkotten zugefallen war, ist der Begründer des heute noch auf seinem Stammerbe sitzenden Zweiges, welcher unter dem 1. Aug. 1884 die königl. preuß. Genehmigung zur Fortführung des Freiherrntitels erhielt, sowie eines vom (West-) Harkottener Zweige bereits im 15. Jahrh. abgetrennten Astes der später aus Barckhausenscher Erbschaft das Gut Waghorst erlangte und diesen Besitz bis kurz vor seinem am 11. Nov. 1860 erfolgten Erlöschen hielt. Ihm war unter dem 23. Aug. 1846 die preußische Genehmigung zur Fortführung des Freiherrntitels geworden. Des letztern, Heinrich Freiherrn von Korff zu Waghorst, Adel und Name wurde unter dem 27. März 1852 an seinen Stiefsohn Edmund Krokisius, Lieutenant im 6. Ulanenregiment, unter der Benennung „von Korff-Krokisius" übertragen. — Außer diesem der Stammesheimat und der katholischen Lehre treu verbliebenen Hauptzweige existirt noch eine angeblich auch dem Harkottener Hause entstammende Linie, die sich ungefähr Ende des 15. Jahrh. aus Westfalen nach Livland wendete und dort in der Person des Nikolaus Korff mit Precollen belehnt wurde. Seine beiden Söhne, von denen nur der eine, den Namen des Vaters führende, den Stamm fortsetzte, wendeten sich im J. 1532 der neuen Lehre zu und ist

Nikolaus der Jüngere somit der Stammvater der lutherischen, resp. jetzt auch griechisch-katholischen Zweige des Gesammthauses Korff. Nikolaus II. theilte circa 1551 seinen Besitz unter seine drei Söhne derart, daß der älteste, Gerhard Korff, Aswicken, der zweite, Alexander, Precollen, der dritte, Christoph, Trecken erhielt. Alle drei Brüder hinterließen ungemein zahlreiche Nachkommenschaft, die in ihrer großen Verbreitung den in der Heimat verbliebenen Hauptstamm überragt. Das Haus Aswicken, der lutherischen Confession angehörend, blüht derzeit in dem Zweige Aswicken, Kogeln, Planetzen, Jergeln, welches noch Mitte dieses Jahrhunderts mit den Alt-Elkeseemer Gütern angesessen erscheint, Brunewiszek, Randen und Klein-Drogen. Das Treckener Haus in Kurland, gleichfalls bis auf eine Geschwisterkette, die durch die Mutter der orthodoxen Kirche zugeführt wurde, lutherisch, blüht in fünf Zweigen, demjenigen zu Trecken, dem von Rengenhof, von Wahnen, von Krothen und von Dsingen. Was die dem mittelsten Bruder Alexander entstammende Linie von Precollen (Prenekuln) betrifft, so vertheilte dessen Sohn Nikolaus III., der 1585 mit Kreutzburg belehnt worden war, seinen Besitz unter seine Söhne. Von diesen erhielt Nikolaus IV. das neuerworbene Kreutzburg, Christian das Stammhaus Prenekuln und Wilhelm den litauischen Besitz Föhmern. Ueber dieses Wilhelm Descendenz liegen Nachrichten nicht vor. Christian's Nachkommen erloschen bald und es wurde das Stammhaus Prenekuln durch seine Enkeltochter Anna Dorothea, welche sich im J. 1675 mit Nikolaus VI. Korff von der Kreutzburger Linie vermählte, dieser Linie zugebracht und somit der Familie erhalten. Es erübrigt demnach nur die Posteriotät Nikolaus' IV. Von seinen sechzehn Kindern setzten Nikolaus V. den Kreutzburg-Bledauer Ast fort, während Wilhelm von Korff (geb. 1618), Herr auf Lassenbeck, der Stammvater der russischen Linie in Ingermanland (theilweise griech.-kath.) einerseits und derjenigen zu Schönbruch in Ostpreußen andererseits wurde. Letztere erhielt unter dem 8. Sept. 1852 von Preußen die Genehmigung zur Fortführung des Freiherrnstandes. Nikolaus' V. Sohn, Nikolaus VI. (geb. 1648), Herr auf Kreutzburg und Bledau, vereinigte durch seine oben angegebene, 1675 erfolgte Vermählung mit Anna Dorothea von Korff von der Prenekulner Linie dieses alte Stammhaus seines Geschlechts mit seinem Besitz, sodaß von seinen drei Söhnen Friedrich Heinrich Bledau, Nikolaus VII. Prenekuln, Kreutzburg, Schönberg und Brucken, Otto Ernst dagegen Lankitten in Ostpreußen erhielt. Es blüht diese letztere Linie, besonders zahlreich aber diejenige Nikolaus' VII., dessen Söhne drei Häuser gründeten, der älteste Benjamin Christian (1724) Prenekuln, erloschen 1834, der zweite Friedrich Sigismund (geb. 1730) Brucken-Schönberg (seit 1834 auch auf Prenekuln) und der jüngste Ernst Nikolaus (geb. 1732) Kreutzburg-Salwen. Zum Brucken-Schönberger Haus gehört Baron Modest Andrejewitsch Korff, geb. zu St.-Petersburg am 11./23. Sept. 1800, gest. am 2./14. Jan. 1876 als kais. russ. Wirkl. Geh.-Rath, Mitglied des Reichsraths und Director der Kais. Bibliotheken. Seine Verdienste als Jurist wie diejenigen um Hebung des Bibliothekwesens in Rußland sind bekannt. Seit 18. Dec. 1861 in der verantwortlichen Stellung als Chef der vielgenannten zweiten Abtheilung der Geheimkanzlei des Kaisers, die er schon 1847 und 1858 provisorisch geleitet hatte, wußte er sich in diesem einflußreichen Amte doch nur bis zum J. 1864 zu erhalten, wurde aber gleichzeitig durch Verleihung der seinen Neigungen und Fähigkeiten wol noch mehr entsprechenden Präsidentenstelle des ersten Departements des Reichsraths (Gesetzgebung und Codification) ernannt. Hier wirkte er segensreich bis 1872, in welchem Jahre er unter Erhebung in den russischen Grafenstand seine Versetzung in den Ruhestand erwirkte. — Seine eingehende Biographie erschien von Bytschkow in der Zeitschrift „Das alte und das neue Rußland", April 1876.

Das Wappen des Geschlechts zeigt im rothen Schilde eine goldene Lilie. Auf dem Helme die hier mit 3 (1.2) goldenen Sternen besetzte Lilie, welche von zwei einander zugewendeten Meerweibchen oder Seejungfern mit silbernen Fischschwänzen gehalten wird. Die Helmdecken sind roth und gold. *(H. von Borwitz und Harttenstein.)*

KORFF (Graf Modest Andrejewitsch). Die Corf, Korff, Kerfekorff, Korff-Schmising waren schon zur Ordenszeit in Kurland aus Westfalen eingewandert. Der Name Korff wird in der russischen Geschichte zum ersten mal bekannt in dem zweiten Viertel des 18. Jahrh. Als die Herzogin von Kurland Anna Joannowna, die Nichte Peter's des Großen, im J. 1730 zur Kaiserin von Rußland erwählt wurde, folgte der Baron Johann Albrecht von Korff ihr nach St.-Petersburg. Von der Kaiserin zum Präsidenten, oder nach damaligem Sprachgebrauche zum Commandeur der vor kurzem von der Kaiserin Katharina I. nach dem Plane ihres Gemahls Peter I. gegründeten Akademie der Wissenschaften ernannt, erwarb er sich wesentliche Verdienste um die junge Anstalt. Doch nicht lange war es ihm vergönnt, an der Spitze dieses wissenschaftlichen Instituts zu bleiben; der allmächtige Günstling Anna's, Ernst Biron, war ihm feindlich gesinnt und bewirkte, daß er als bevollmächtigter Minister nach Kopenhagen, dann nach Stockholm und schließlich wiederum nach Kopenhagen gesandt wurde, wo er im Alter von siebzig Jahren im J. 1766 starb.

Ein anderer Korff, Baron Friedrich Sigmund, Erbherr der kurländischen Güter Nerft, Schönberg und Brucken, wurde 1795 nach der Unterwerfung Kurlands unter das russische Scepter kaiserlicher Geheimrath. Dessen Sohn Heinrich (russisch Andreas) Ulrich Kasimir erhielt seine erste Bildung auf der vom letzten Herzoge von Kurland Peter gegründeten Akademie in Mitau, studirte dann auf verschiedenen Universitäten Deutschlands, trat 1786 in preußische Dienste und kehrte 1797 nach Kurland zurück. Im Jahre darauf ging er nach St.-Petersburg, wurde hier Vicepräsident des Reichsjustizcollegiums, dann Präsident dieser Behörde und starb 1823 als Senator. Da seine Frau Olga Sergejewna Smirnow eine Russin war, wurden die aus der Ehe entsprossenen Kinder nach dem russischen Staatsgesetze griechisch-katholisch getauft. Sein ältester Sohn war Modest, geboren zu St.-Petersburg am 11. Sept. a. St. 1800.

Die kriegerischen Zeitläufe zu Anfang des 19. Jahrh. sowie die stark ausgeprägte Vorliebe der jungen Großfürsten Nikolaus (des spätern Kaisers) und Michael Pawlowitsch für soldatisches Wesen, veranlaßten die Kaiserin-Mutter Maria, eine Anstalt ins Leben zu rufen, zu welcher der damals an der Spitze der Geschäfte stehende Staatssecretär Speranski den Plan entwarf, und in welcher die Großfürsten ihre Bildung vollenden sollten, um den militärischen Neigungen derselben ein heilsames Gegengewicht zu bieten, — das kaiserliche Lyceum zu Zarskoje-Selo. Wie es in der Stiftungsurkunde hieß, hatte das Lyceum — in der Folge nach der Residenz übergeführt — die Aufgabe, „jungen Edelleuten, bestimmt besonders zum Dienst in wichtigen Verwaltungszweigen", ihre Bildung zu geben. Jedoch ging der Wunsch der Kaiserin-Mutter, ihre beiden jüngsten Söhne in diese Anstalt treten zu sehen, nicht in Erfüllung. Zu der Zahl der dreißig Knaben, die am 19. Oct. 1811 in dem Lyceum Aufnahme fanden, gehört auch der elfjährige Baron Modest. In spätern Jahren nannte der Kaiser Nikolaus, als einstmals die Rede auf den Plan seiner Mutter hinsichtlich des Lyceums kam, Korff „mon camarade manqué", damit andeutend, daß sie einstmals Schulgenossen hatten werden sollen. Das Lyceum war insofern eine ganz eigenthümliche Bildungsanstalt, als es von der einen Seite in seinen Rechten den Universitäten gleichgestellt wurde, von der andern Seite aber nicht Schüler in dasselbe eintraten, die den Gymnasialcursus schon absolvirt hatten, sondern Knaben von zehn und zwölf Jahren, denen nach einigen Jahren Vorträge gehalten wurden, die ihrem Alter und ihrer geistigen Entwickelung nicht entsprachen. Korff selbst schreibt in späteren Jahren über seinen Aufenthalt im Lyceum, daß die Schüler, wie es auch nicht anders zu erwarten stand, bei ihrem Eintritte nur ganz geringe Vorkenntnisse besaßen. Der Zögling des Lyceums sollte im Laufe von sechs Jahren das ganze Gebiet des Wissens von den ersten Elementarbegriffen an bis zur vollständigen juristischen Ausbildung durchlaufen. Korff bemerkt dazu: „Darin lag gerade der Hauptfehler unserer Erziehung. Das Lyceum sollte eine Hochschule sein, wir aber bedurften unserer Bildungsstufe nach nicht der Professoren, sondern der Lehrer, wir hätten nach dem Alter und den Kenntnissen in verschiedene Klassen getrennt werden müssen, statt dessen jedoch wurden wir alle in Eine Klasse vereinigt, sodaß z. B. ein Schüler deutsche Literaturgeschichte hörte, der kaum ein Wort Deutsch verstand. Wir hätten — wenigstens doch in den letzten drei Jahren — uns speciell mit denjenigen Wissenschaften beschäftigen müssen, die wir für unsern künftigen Beruf nöthig hatten, aber statt dessen hörten wir bis zu unserm Austritte alles Mögliche, Mathematik und Differenzialrechnung, Astronomie, Kirchengeschichte und Theologie, sodaß für Jurisprudenz und politische Wissenschaften nur wenig Zeit übrigblieb. Das Lyceum war zu jener Zeit weder Universität, noch Gymnasium, noch Elementarschule, sondern ein sonderbares Gemisch dieser drei Bildungsanstalten zusammen und, entgegen der Meinung Speranski's, glaube ich sagen zu dürfen, daß es weder der ihm gestellten speciellen Aufgabe, noch überhaupt irgendeiner andern entsprach. Wer nicht lernen wollte, konnte sich der ausgesuchtesten Faulheit hingeben, aber auch der, der wirklich ernstlich sich zu beschäftigen geneigt war, konnte nur wenig seinen Neigungen Rechnung tragen, da der größte Theil der Lehrer unerfahren und wenig befähigt war, ziemlich gleichgültig die Sache betrachtete, weder genau die gegebenen Vorschriften hinsichtlich des Unterrichts einhielt, noch irgendeinem rationellen Systeme im Unterrichte folgte. Weshalb unser Cötus bei seinem Abgange vom Lyceum dennoch höher stand als derjenige anderer Lehranstalten, und in der Folge dem Vaterlande mehrere sehr tüchtige Kräfte gab (hierbei ist zu erwähnen, daß gleichzeitig mit Korff Puschkin, Rußlands größter Dichter, und der Fürst Gortschakow, der im Jahre 1883 verstorbene Reichskanzler, das Lyceum absolvirten), weiß ich nicht, wenigstens kann der Ruhm eines solchen Resultats weder unsern Lehrern noch unsern Erziehern zugeschrieben werden. Wir lernten wenig während der Lehrstunden, bildeten aber uns desto mehr durch Lektüre und Unterhaltung. Ein tieferes, gründlicheres Wissen besaßen wir natürlich nicht, hatten aber eine oberflächliche Idee von allem und glänzten durch ein scheinbares Allwissen, wodurch man in Rußland so leicht jetzt und damals noch leichter zu einer Stellung gelangen konnte. Natürlich mußte derjenige, welcher Lust zur Wissenschaft besaß, noch viel lernen, oder der so jung wie ich, von siebzehn Jahren, die Schulbank verließ." Am 9. Juni 1817 wurde der erste Cötus des Lyceums feierlichst entlassen. Korff schreibt darüber: „Ich war noch nicht siebzehn Jahre alt, als ich aus Zarskoje-Selo abging, mit dem Range eines Titularraths und einem lobsprudelnden Zeugnisse, in welchem aber nur die Hälfte wahr war." Als sechster Schüler, dem Zeugnisse nach, verließ Korff die Anstalt und wurde einer silbernen Medaille gewürdigt, Fürst Gortschakow hatte als zweiter die goldene erhalten.

Im Justizministerium begann Korff als Kanzleibeamter seinen Staatsdienst und hatte natürlich in seiner untergeordneten Stellung nur wenig Gelegenheit sich hervorzuthun. Nach sechs Jahren trat er in das Finanzministerium über, wo ihm ebenfalls wenig Gelegenheit geboten wurde, seine geistigen Fähigkeiten zu entsprechender Geltung zu bringen. Doch schon nach kurzer Frist eröffnete sich ihm ein weites Feld der Thätigkeit, da er zu einem Manne in nähere Beziehung trat, dem Rußland die heutige Verfassung des Reiches und seiner höchsten Organe und Gewalten verdankt, dem Staatssecretär und spätern Grafen Speranski. Speranski, der Sohn eines armen Dorfgeistlichen, hatte sich durch sein ganz außergewöhnliches Talent bald zu den höchsten Ehrenstellen emporgeschwungen und die Gunst des Kaisers Alexander I. erworben, sodaß er mehrere Jahre hindurch den hervorragendsten Einfluß auf alle Staatsgeschäfte ausübte, war dann vor Beginn des großen Krieges von 1812 gestürzt, in die Verbannung geschickt, hatte nach einigen Jahren die Erlaubniß erhalten, in den Staatsdienst wieder einzutreten und war 1821 nach St.-Petersburg zurückgekehrt. Obgleich er Mitglied des Reichsraths wurde, war

sein politischer Wirkungskreis nur ein beschränkter, erst der Thronwechsel im J. 1825 berief ihn zu neuer Thätigkeit. Gleich zu Beginn seiner Regierung hatte der Kaiser Nikolaus I. die alte Codificationscommission, deren Arbeiten allmählich ins Stocken gerathen waren, aufgehoben und an Stelle derselben die zweite Abtheilung Sr. Maj. Höchsteigener Kanzlei gesetzt. An die Spitze dieser neuen Institution trat Speranski, der für die Ausführung seines großen Planes, eine vollständige Gesetzsammlung, beginnend von dem Gesetzbuche des Zaren Alexei Michailowitsch und reichend bis auf den Regierungsantritt des Kaisers Nikolaus, und einen darauf gegründeten systematischen Auszug, den sogenannten Swod, herauszugeben, aus den verschiedenen Ministerien sich die geeigneten Persönlichkeiten heraussuchte.

Zu diesen Kräften gehörte auch Korff, der, zugleich in seinem dienstlichen Verhältnisse zum Finanzministerium verbleibend, am 4. April 1826 der zweiten Abtheilung aggregirt wurde. Die Aufgabe, sich durch den ganzen Wust der im Laufe der Zeiten erlassenen Verordnungen und Gesetze durchzuarbeiten, das Unnütze auszuscheiden, das noch in Kraft Stehende in systematische Ordnung zu bringen und zu redigiren, erforderte nicht nur eisernen Fleiß, Genauigkeit und Ordnungsliebe, sondern auch einen kritisch gebildeten Verstand, Klarheit im Ausdrucke und Bestimmtheit im Stile. In Korff fand Speranski den geeigneten Mann, fünf Jahre hindurch nahm Korff unmittelbaren Antheil an dieser Riesenarbeit. Die „Vollständige Gesetzessammlung", fünfundvierzig Quartbände, war im J. 1830, der „Swod der Gesetze", funfzehn Bände, mehr als 42,000 Artikel enthaltend, zu Ende 1832 im Drucke fertig gestellt. Seine Lehrjahre hatte Korff unter dem besten Lehrer im Gebiete der Administration und Gesetzgebung durchgemacht; ein wie fleißiger Schüler er gewesen sein muß, bezeugen die Gnadenbeweise, die ihm der sonst damit nicht verschwenderische Kaiser auf Speranski's Veranlassung angedeihen ließ. Im J. 1827 wurde er zum Collegienrath und Kammerherrn ernannt und erhielt fünftausend Rubel, 1828 brachte ihm den Wladimirorden dritter Klasse, 1829 den Rang eines Staatsraths und dreitausendfünfhundert Rubel, 1830 den Stanislausstern und abermals dreitausendfünfhundert Rubel, 1831 wurde er Wirklicher Staatsrath, auch die Geldbelohnung fehlte nicht, zweitausend Rubel, 1832 erhielt er den Stanislausorden erster Klasse und endlich 1833, als der Druck des Swod beendet war, funfzehntausend Rubel.

Die selbständige staatsmännische Thätigkeit Korff's beginnt mit dem Jahre 1831, als er zum Geschäftsführer im Ministercomité ernannt wurde, wodurch er auch dem Kaiser näher trat, der bald in richtiger Würdigung seiner glänzenden Fähigkeiten ihm, dem verhältnißmäßig jungen vierunddreißigjährigen Manne, einen der wichtigsten Posten im Reiche anvertraute, indem er ihn 1834 zum Reichssecretär ernannte. Nicht wenig hatte zu diesem schnellen Steigen eine Arbeit beigetragen, die Korff als Geschäftsführer des Ministercomité dem Kaiser überreicht hatte. Mit Zugrundelegung der jährlichen Rechenschaftsberichte der Minister und Oberdirigenten der einzelnen Verwaltungszweige und anderer officieller Actenstücke hatte Korff einen „Versuch einer allgemeinen Uebersicht aller Theile der Staatsverwaltung für das Jahr 1831" zusammengestellt, der, mit vielfachen Tabellen über Finanzen, Handel, Industrie, geistiges Leben, militärische Stärke u. s. w. versehen, in gedrängter Form einen genauen Ueberblick über die Staatsverwaltung gewährte. Als Reichssecretär glänzte Korff nicht nur durch das Talent eines klar die Sache darlegenden Referenten, sondern auch durch sein gewandtes Eingreifen in die oft stürmischen Debatten; er verstand es, die heftig gegenüberstehenden Meinungen zu versöhnen und manche Fragen dadurch zum gewünschten Ende zu führen. Seiner, wie Speranski sie nannte, goldenen Feder verdankt Rußland die Redaction aller wichtigen Staatsurkunden der damaligen Zeit, die wegen der Präcision und Eleganz der stilistischen Form mit dem Besten wetteifern können, was je in Rußland geschrieben worden. Auf seine Initiative hin wurde der Reichsrath und die Reichskanzlei reformirt, unter seiner Leitung eine genaue Geschichte dieser Institutionen abgefaßt.

Neun Jahre hindurch verwaltete Korff das Reichssecretariat, im J. 1843 wurde er zum Mitglied des Reichsraths ernannt. In den folgenden Jahren berief ihn das Vertrauen seiner Herrscher in die verschiedensten Comités und Commissionen, an denen Rußland so reich ist, und man kann mit Sicherheit behaupten, daß kein wichtigeres Gesetz erlassen, oder keine tiefer eingreifende Veränderung in der Staatsverwaltung vorgenommen wurde, an denen Korff nicht hervorragenden Antheil genommen hätte. Im J. 1861 wurde er zum Oberdirigenten der obenerwähnten zweiten Abtheilung ernannt, in der er seine juristische und politische Ausbildung erhalten hatte, und die damals gerade mit den Vorarbeiten zur Einführung des neuen Gerichtsverfahrens, des öffentlichen, und der Friedensrichterinstitutionen, beschäftigt war. Im J. 1864 vertauschte er diese Stellung mit der eines Präsidenten des Gesetzdepartements des Reichsraths, und wurde dadurch ebenso wie in der zweiten Abtheilung der Nachfolger seines früheren Chefs, des Grafen Speranski. Alle Ehrenstufen des russischen Reiches hatte er durchlaufen, alle Ehrenzeichen desselben schmückten seine Brust. Am 1. Jan. 1872 bat er um seine Entlassung, da infolge der langjährigen angestrengten Thätigkeit seine Gesundheit stark erschüttert war und er Kräftigung in ausländischen Bädern suchen wollte. Seine Bitte wurde vom Kaiser Alexander II. gewährt; durch ein äußerst huldvolles Rescript wurde er mit seiner Descendenz in den Grafenstand des russischen Reiches erhoben.

Bei allen diesen Beschäftigungen und der angestrengten Arbeit, die ihm seine vielfachen Aemter auferlegten, fand doch Korff noch Zeit genug, sich auch auf literarischem Gebiete zu versuchen. Gleich in den ersten Jahren nach Verlassen des Lyceums schrieb er für verschiedene Zeitschriften kleinere Aufsätze; die erste größere selbständige Arbeit war das 1820 in St.-Petersburg erschienene Buch: „Graphodromie oder Schnellschreibekunst

nach Astier umgearbeitet und angewandt für die russische Sprache". Dieses Werk war das erste in russischer Sprache, welches auf die Stenographie, die damals in Rußland fast ganz unbekannt war, die nöthige Aufmerksamkeit des Publikums lenkte. Mit besonderer Vorliebe jedoch beschäftigte er sich mit historischen Forschungen. So veröffentlichte er im J. 1822 in dem „Nordischen Archiv" einen längern Aufsatz über den dänischen Prinzen Johann, ein Aufsatz, der auch in Uebersetzung in Oldekop's St.-Petersburgischer Zeitschrift, Band 6, erschien. Der dänische Prinz war zu Anfange des 17. Jahrh. unter der Regierung des Zaren Boris Godunow nach Rußland gekommen und mit der Tochter des Zaren, Xenia, verlobt worden. Durch seine Vermählung sollten nähere Beziehungen zu Dänemark angeknüpft werden, allein ein plötzlicher Tod, der von einigen einer Vergiftung zugeschrieben wurde, raffte den jungen Fürstensohn dahin. Eine ähnliche Arbeit unter dem Titel „Baron Johann Albrecht von Korff, 1697—1766" wurde im „Recueil des actes de la séance publique de l'Académie Impériale des Sciences de St.-Pétersbourg, tenue le 11. Janvier 1847", gedruckt. Es ist eine nicht umfangreiche, aber desto inhaltreichere Biographie des obenerwähnten Korff, der zu den aufgeklärtesten und gebildetsten Leuten seiner Zeit gehörte, und nicht nur in seiner Stellung als Präsident der Akademie der russischen Wissenschaft, sondern auch als Minister am schwedischen und dänischen Hofe Rußland wesentliche Dienste erwiesen hatte.

Korff's genaue Kenntniß der russischen Gesetze, sein umfangreiches Wissen auf dem Gebiete der Administration ließen ihn besonders dazu berufen erscheinen, den jungen Großfürsten vor ihrer Volljährigkeitserklärung einen Cursus der Rechtswissenschaft zu lesen, um sie mit den Grundinstitutionen des Reiches und der Verwaltung bekannt zu machen. Der erste seiner Schüler war 1847—1848 der Großfürst Konstantin Nikolajewitsch, dann der Herzog von Mecklenburg-Strelitz, der Schwiegersohn der Großfürstin Helene Pawlowna, und die jüngern Brüder Konstantin's, Nikolaus und Michael. Mit gleichem Vertrauen beehrte ihn auch der Kaiser Alexander II., indem er ihm dieselbe Aufgabe für seine Söhne Nikolaus, den jetzigen Kaiser Alexander III., und die übrigen Großfürsten übertrug, wodurch er zu der kaiserlichen Familie in die intimsten Beziehungen trat.

Im J. 1847 hatte der damalige Thronfolger, der spätere Kaiser Alexander II., den Wunsch ausgesprochen, eine genaue und möglichst vollständige Beschreibung der Episode der Wirren, die nach dem Tode Alexander's I. in St.-Petersburg stattfanden, zu besitzen. Auf Grund officieller Acten, Aufzeichnungen, Erinnerungen und Erzählungen der einzelnen Glieder der kaiserlichen Familie und Augenzeugen verfaßte Korff ein Werk, das im December 1848 unter dem Titel „Historische Beschreibung des 14. Dec. 1825 und der ihm vorhergegangenen Ereignisse" in einer Anzahl von fünfundzwanzig Exemplaren gedruckt wurde. Eine zweite Auflage, gleichfalls in fünfundzwanzig Exemplaren gedruckt, erschien sechs Jahre später. Die dritte Auflage 1857 war mit kaiserlicher Erlaubniß für das Publikum bestimmt. Diese dritte Auflage unter dem Titel „Die Thronbesteigung des Kaisers Nikolaus I." war ein vollständiger Abdruck der beiden vorangegangenen, wesentlich vermehrt durch Privatbriefe der Glieder des kaiserlichen Hauses, Auszüge aus den Aufzeichnungen des Grafen Benckendorff und andere bis dahin unbekannt gebliebene Einzelheiten. Wenn auch dieses Werk, aus leichtbegreiflichen Gründen, weniger der historischen Kritik gerecht werden kann, so bietet es doch durch die Menge des gesammelten Materials eine unschätzbare Quelle für den späteren Geschichtschreiber der Regierung des Kaisers Nikolaus I. Wie sehr es das Interesse des lesenden Publikums erregte, geht daraus hervor, daß es, außer mehrern Auflagen in russischer Sprache, sieben Auflagen in deutscher, drei in schwedischer, je eine in französischer, englischer, polnischer und holländischer Sprache erlebte. Auf den aus dem Verkaufe erzielten reichen Gewinn hatte Korff verzichtet, und den ganzen Erlös der Kaiserlichen Oeffentlichen Bibliothek, deren Director er damals war, zugewiesen.

Eine andere Arbeit ähnlicher Art beschäftigte Korff bis an sein Lebensende. Im December 1856 ertheilte ihm der Kaiser Alexander II. den Auftrag, eine Commission zu bilden, welche die Aufgabe hatte, alles zu sammeln, was als Material zu einer vollständigen Biographie und Regierungsgeschichte des Kaisers Nikolaus I. dienen könnte. Alles in den verschiedenen Archiven der Ministerien und obersten Behörden auf die Geschichte des Kaisers Bezügliche wurde excerpirt, von Korff durchgesehen, zum Theil redigirt, oftmals ergänzt und dem Kaiser Alexander II. vorgelegt, sodaß zu Ausgang des Jahres 1875 sich im Privatbesitze des Kaisers die stattliche Anzahl von zweiundneunzig Foliobänden befand, die für den spätern Historiker eine unerschöpfliche Fundgrube und die wichtigste Quelle für die Zeit von 1818—1855 sein werden. Das Hauptwerk Korff's jedoch ist sein „Leben des Grafen Speranski", welches im J. 1861 in zwei Bänden im Drucke erschien. Wie schon eingangs erwähnt, hatte sich der einfache Popensohn Speranski zu den höchsten Ehrenstellen emporgeschwungen und das unbegrenzte Vertrauen seines kaiserlichen Herrn errungen, war 1812 gestürzt worden und hatte erst unter Nikolaus I. wieder eine hervorragende Rolle gespielt. Ueber das Leben dieses außergewöhnlichen Mannes war bis dahin nur wenig in die Oeffentlichkeit gedrungen, in Korff hatte diese geniale Persönlichkeit den congenialen Biographen gefunden. Korff hatte Speranski näher gestanden als irgendein anderer, und obgleich er für Speranski bis an sein Lebensende die unbegrenzteste Achtung und Dankbarkeit hegte, trägt doch die Biographie einen vollständig objectiven Charakter. Daß das Werk zur wesentlichen Bereicherung der russischen Geschichtsforschung dient, geht daraus hervor, daß die Akademie der Wissenschaften dasselbe des vollen Demidow'schen Preises würdigte. Ohne Korff's Vorwissen hatte ein Mitglied der Akademie, der bekannte Historiker Ustrjalow, es der historisch-philologischen Klasse dieser gelehrten Körperschaft zur Prämiirung vor-

gelegt. Den Ertrag, den dieses Werk erzielte, hatte Korff ebenfalls der Kaiserlichen Oeffentlichen Bibliothek überwiesen.

So konnte denn Kaiser Nikolaus keine bessere Wahl treffen, keine geeignetere Persönlichkeit finden, als er Korff außer den vorher angeführten Aemtern am 18. Oct. 1849 auch noch die Verwaltung der Kaiserlichen Oeffentlichen Bibliothek übertrug. Wenig bekannt nur war die Bibliothek dem Publikum, schwer zugänglich und nicht gut benutzbar, da die Katalogisirungsarbeiten in derselben erst in Angriff genommen waren, dazu äußerst beschränkt in ihren Geldmitteln. Korff verstand es, infolge seiner Liebe für wissenschaftliche Arbeit, seiner hingebenden Thätigkeit, seinem organisatorischen Talente und seinem Einflusse, den er in den maßgebenden Kreisen hatte, diese Anstalt in den zwölf Jahren seiner Verwaltung nicht nur aus dem Dunkel hervorzuziehen, sondern sie auch auf eine solche Stufe zu stellen, daß sie sich würdig an die Seite der großen Bibliotheken Westeuropas stellen konnte. War im Laufe des Jahres 1849 die Bibliothek nur von ungefähr neunhundert Lesern besucht worden, so hatte sich nach zehn Jahren die Zahl derselben verfünffacht. Was die Geldmittel anlangt, die ihr zur Verfügung standen, so spricht genügend für die Unzulänglichkeit derselben der Hinweis, daß im J. 1850 nur für 620 Rubel Bücher angeschafft werden konnten. Der jährliche Zuwachs an Büchern war bis dahin ein rein zufälliger gewesen, nur die Censurexemplare (ein jedes in Rußland erscheinende Werk muß der Bibliothek zwei Pflichtexemplare einliefern) bildeten eine beständige Vermehrung, gekauft konnte natürlich nur wenig werden. Korff's erste Sorge ging deshalb auch dahin, ihr eine reichere Einnahmequelle zu verschaffen. Zu diesem Zwecke erwirkte er die kaiserliche Erlaubniß, sie dem Ministerium des kaiserlichen Hofes unterstellen zu dürfen, da das Ministerium der Volksaufklärung, zu dem sie bis dahin ressortirt hatte, ein nur äußerst dürftiges Budget hatte, während sie, gleichsam zum Hofstaat gehörend, mehr von kaiserlicher Munificenz erwarten durfte. Zugleich erweiterte er die Machtbefugniß des Directors wesentlich, indem er dieses Amt dadurch selbständiger machte, daß dem Director erlaubt wurde, in directen Verkehr mit den verschiedenen Institutionen zu treten, und hierdurch lästige Zwischeninstanzen in Wegfall kamen. Vornehmlich waren es zwei Aufgaben, die sich Korff, außer der Beschleunigung der Katalogisirungsarbeiten und der Vervollständigung der einzelnen Bibliotheksabtheilungen durch neue werthvolle Bücher, gestellt hatte: erstens alles zu sammeln, was in kirchenslawischer und russischer Sprache gedruckt worden war, und zweitens eine Section anzulegen, in der alles Platz finden sollte, was je über Rußland in irgendeiner Beziehung in ausländischen Sprachen erschienen war, die sogenannte Abtheilung der Rossica. Wie er seine Aufgaben gelöst, davon geben die Rechenschaftsberichte der Bibliothek, die Korff jährlich veröffentlichte, am besten Zeugniß, wie groß die Rossica geworden waren, beweist der unter seiner Redaction im J. 1873 erschienene gedruckte Katalog dieser Abtheilung. Schon als jungen Mann, als er eben das Lyceum solvirt hatte, hatte ihn der Gedanke einer solchen Collection beschäftigt, hatte er die Titel der Werke über Rußland, die ihm unter die Augen kamen, sorgfältig notirt und biographische Notizen über die betreffenden Autoren gesammelt, in der Absicht, ein ähnliches Werk wie die „Kritisch-literarische Uebersicht der Reisenden in Rußland bis 1700" von Adelung zu schaffen, allein seine Zeit wurde bald von der aufreibenden Thätigkeit bei Speranski und bei seinen vielfachen andern Posten so sehr absorbirt, daß er seine Idee theilweise fallen lassen mußte. Erst dreißig Jahre später, als er an die Spitze der Bibliothek trat, war es ihm vergönnt, zu dem Plane seiner Jugend zurückzukehren und ihn in so glänzender Weise in Ausführung zu bringen, wie er es wol kaum je selbst erwartet hatte. Persönlich im Briefwechsel mit Gelehrten, Bibliophilen, Bibliographen und Buchhändlern der ganzen Welt stehend, scheute er keinen Aufwand an Mühe und Geld, wenn es galt, für die Bibliothek irgendeine wesentliche Acquisition zu machen. Sorgte er so von der einen Seite für Vervollständigung und Completirung der Anstalt (ihm verdankt die Bibliothek die Vollendung der Katalogisirungsarbeiten, den Druck des Katalogs der Rossica und mehrerer Handschriftenkataloge; durch seine Bemühungen wurden die nöthigen Summen angewiesen, um einen neuen Lesesaal, da der alte nicht mehr die Zahl der Leser zu fassen vermochte, zu erbauen), so suchte er auch auf der andern Seite die Benutzung der in ihr aufgehäuften Schätze dem Publikum so viel als möglich zu erleichtern und diese mit einer in Rußland noch nicht dagewesenen Liberalität zugänglich zu machen. Bis an sein Lebensende hegte er für die Bibliothek stets ein reges Interesse, betrachtete sich immer noch als beständiges Mitglied derselben. Für den schönsten Lohn seiner zwölfjährigen angestrengten Arbeit auf diesem Gebiete hielt er die ehrende Auszeichnung des Kaisers Alexander II., der im J. 1861 befahl, denjenigen Saal der Bibliothek, in dem sich die nach seinem Plane geschaffene Collection der Rossica befindet, „Saal des Barons Korff" zu nennen, damit das Gedächtniß an die Verdienste Korff's um die Bibliothek auf ewig erhalten werde.

Seit seiner im J. 1872 erbetenen Entlassung aus dem Staatsdienste verbrachte Korff gewöhnlich einen längern Theil des Jahres im Auslande, namentlich war Wiesbaden sein bevorzugter Lieblingsaufenthalt. Doch nicht allzu lange sollte ihm vergönnt sein, der wohlverdienten Ruhe pflegen zu können, am 2. Jan. 1876 schloß der Tod die Augen des von hoch und niedrig verehrten und geliebten Mannes, der fast sechzig Jahre hindurch segensreich für sein Vaterland hatte wirken können. In seinem Nachlasse fanden sich Tagebücher, die er in den Jahren, als er Reichssecretär war, geführt hatte, und die, wenn die Zeit ihre Publication einmal gestatten sollte, zu den reichhaltigsten und werthvollsten Materialien zur Geschichte Rußlands in der ersten Hälfte des 19. Jahrh. gehören dürften.

Verheirathet war Korff mit seiner Cousine Olga Baronesse Korff, die ihm wenige Jahre darauf in den

Tod folgte. Aus dieser Ehe entsprangen mehrere Töchter und ein Sohn, der jetzt noch lebende Graf Modest, Hofmeister des kaiserlichen Hofes. (*C. Vetterlein.*)

KORFU, griechisch Kerkyra (Korkyra), ist die nördlichste und zweitgrößte der Ionischen Inseln, von $39\frac{1}{2}°$ nördl. Br. und $37\frac{1}{2}°$ östl. Länge in der Mitte durchschnitten, 107 Kilom. oder 14,5 geogr. Meilen von der italienischen Küste bei Otranto und 4 bis 12 Kilom. von der albanischen Küste im Osten entfernt. Die 12,93 geogr. □Meilen = 712 □Kilom., 1879 mit 78,024 Bewohnern (einschließlich der dazugehörenden, in Summa 0,5 geogr. □Meilen großen Inselchen Fano [Othonus], Merlera [Erikusi] und Salmastraki) erstreckt sich von Norden nach Südosten 60 Kilom. weithin, bei einer Breite von 30 Kilom. im Norden bis 5,5 Kilom. im südlichen Drittel. Das nordwestlichste Cap heißt Kephali oder Arilla (Phalakron), das nordöstlichste Hagios Stephanos (Kassiope), das südlichste Aspro oder Bianco (Amphipagos), und von diesem nördlich Cap Lekimo (Leukimma). Die fast durchweg gebirgige Insel besteht aus drei mittels Isthmen zusammenhängenden Gebirgsabtheilungen. In der nördlichsten, umfangreichsten derselben zieht die Hauptkette von Ostnordosten nach Westsüdwesten; in derselben erhebt sich der höchste Gipfel der Insel, der Pantokratoras oder San-Salvatore zu 945 Met. Höhe. Vom Westende dieser Kette läuft eine andere von Nordwesten nach Südosten unfern des Meeres und von diesem nur durch Küstenhöhen und das Thal Ropa, die einzige wirkliche Ebene der Insel, getrennt. Ein breiter, wellig-hügeliger Isthmus im Westen der Stadt Korfu verbindet damit das zweite Gebirgsdrittel, dessen Höhenzüge von Norden nach Süden laufen. Darin erhebt sich, 10 Kilom. im Südsüdosten von der Hauptstadt, der 566 Met. hohe Hagioi-Deka, d. h. die heiligen Zehn, wahrscheinlich der Istone der Alten; und in der Kette an der Westküste hat der Hagios Georgios 392, der Pelleka 272 Met. Höhe. Bei der Küstenlagune Korissia wendet sich der Gebirgszug, die Berge von Benizza, nach Südosten und läuft bis zum Südcap Bianco. Korfu ist die schönste und malerischste der griechischen Inseln. An Quellen und Bächen, welche im Sommer freilich austrocknen, ist die Insel reich und der Boden ist außerordentlich fruchtbar und gut in Cultur. Namentlich ist die Zahl der schönen Oelbäume groß, für deren Anpflanzung viel geschehen, da die Venetianer zur Zeit ihrer Herrschaft für jeden neuen Oelbaum eine Zecchine versprachen. Die ganze Insel erscheint wie ein einziger Garten, da nirgendwo Abgrenzungen die einzelnen Grundstücke voneinander trennen. Die reiche Production der Insel besteht in Wein, der, im Alterthume berühmt, jetzt aber mäßig gut ist, einer Fülle von Oel, in Getreide, Orangen, Citronen u. s. w. Auch treffliche Marmorbrüche und schlechte Braunkohlen sind vorhanden. Die Kaufleute sprechen Italienisch und Griechisch, das Volk einen Dialekt des Griechischen, in welchen zahlreiche italienische, spanische und türkische Worte eingemengt sind. An Schulbildung fehlt es durchweg; nicht 2 Proc. können lesen und schreiben. Die Insel zerfällt in 3 Eparchien, welche 21 Demen oder Gemeinden umfassen. Außer der Hauptstadt sind nur Dörfer vorhanden.

Die schon im Alterthume verbreitete Meinung, daß Korfu die Scheria Homer's, das Land der Phäaken sei, ist in keiner Weise aufrecht zu erhalten, vielmehr gänzlich aufzugeben. Aber an Alterthümern fehlt es der Insel nicht; bei Cardacchio hat man 1822 die Ruinen eines dorischen Tempels des Apollo oder des Poseidon, 1843 die Stätte der alten Nekropole gefunden (zahlreiche Vasen, 150 Silbermünzen), deren Gebäude fast alle in den Fundamenten intact sind und zu welcher das berühmte Grab des Menekrates gehörte: ein großer Steincylinder von 4,9 Met. Durchmesser, aus 6 Steinlagen bestehend, deren oberste übersteht und einen abgestumpften Kegel trägt. Der obere Theil trägt die Inschrift. Ferner die jetzt in Korfu aufbewahrte archaische Löwin, aus ältester Zeit stammend. Eine Inschriften- und Alterthümersammlung bewahrt das Museum des Gymnasiums. Alte Straßenpflaster, Mosaiken, Häuserfundamente, Reste von Wasserleitungen sind mehrfach gefunden worden.

In der Mitte der Ostseite der Insel tritt ein Cap hervor, vor welchem sich zwei mit Forts gekrönte mächtige Felsklippen steil aus dem Meere erheben, genannt Korypho, Koryphi oder Korphy, ein Name, welcher von den Venetianern italianisirt zu Corfu geworden ist (statt des griechischen K das italienische C). Auf der Höhe dieser Felsen und amphitheatralisch am Abhange liegt hier die Hauptstadt, K. mit 25,100 Einwohnern, meist der griechischen Kirche angehörig, außer 4500 römischen Katholiken und 5—6000 Juden. Die Stadt besteht aus der alten Festung am äußersten Ende einer Landzunge, die durch einen mit einer Zugbrücke versehenen Graben, 73 Met. breit, 145 Met. lang und 37 Met. tief, von der Esplanade oder dem Paradeplatze auf dem zweiten Felsen und von der eigentlichen Stadt mit ihren drei schlechten Vorstädten Kastrades, Manduchio und San-Roco getrennt ist, die das Meerschloß auf zwei hohen Felsen enthält, um welche die übrigen Gebäude liegen. Die alte Festung oder Citadelle hat 500 Met. Umfang, und in ihr stehen der alte Palast, zwei griechische Kirchen, ein Zeughaus, Kasernen, Artillerie-Vorrathshäuser und Beamtenwohnungen. Die eigentliche Stadt ist von Mauern und Wällen umgeben und liegt zwischen der alten Festung und den Vorstädten; sie wird durch die neue Festung und die Forts Abraham, Fort Neuf, Tenedos und St.-Sauveur geschützt. Vier Thore führen in die in italienischer Weise gebauten Straßen, welche gut gepflastert und sauber sind. Außer der an Schätzen reichen Hauptkirche St.-Spiridion mit höchst alterthümlichen Gemälden und Verzierungen, in der überall große silberne Gefäße hängen, hat die Stadt 36 griechische Kirchen und Kapellen, 1 römisch-katholische Kathedrale, 5 kath. Kirchen und 1 protest. Kirche, ein Lyceum, das ehemals Universität war, eine öffentliche Bibliothek von 30,000 Bänden, ein Theater; sie ist Sitz eines griech.-kath. und eines röm.-kath. Erzbischofs. In dem besseren Theile der Stadt liegt der Paradeplatz, an welchem sich große Façaden hinziehen und an welchem des Grafen Schulen-

burg Statue steht, von der venetianischen Regierung demselben errichtet. Er vertheidigte, in venetianischem Dienste, 1716 Korfu, als es durch ein türkisches Heer von 35,000 Mann und eine Flotte von 22 Linienschiffen belagert wurde. Nach einer Belagerung von 42 Tagen, während deren die Türken die Hälfte ihrer Armee verloren, mußten sie ohne Erfolg abziehen. Auf der West- oder Landseite sind die Festungswerke sehr stark und so ausgedehnt, daß zur Vertheidigung dieselben mit 10,000 Mann besetzt werden müßten. „Den Platz vor dem Palais des Gouverneurs umziehen schattige Alleen von Cypressen, kleinblätterigen Ulmen, Gymnokladien, Gleditschien, Opuntien; u. a., und überall schmücken den Boden Pelargonien, während das Gras ganz verbrannt ist. Bei der Landung bietet sich den Augen ein überraschender, fremdartiger Anblick in der abweichenden Welt des Orients. Griechen vom Festlande in ihrer malerischen Tracht, von den Inseln, wo sie keine wahre Fustanella, sondern nur einen Rock tragen; von Rumelien mit dicken, weißen, wollenen Mänteln; alt und jung, alles lärmte und trieb um uns her. Es standen da wol 6 oder 7 Kaffeeschenken nebeneinander. Alles suchte hier zu handeln; einer bot uns eine (wol gestohlene) Lichtschere zum Verkauf, ein schmuziger Junge eine Büchse voll Stiefelwichse u. s. w. Unser Führer, ein Grieche in Nationaltracht, der auch in Berlin gewesen war, führte uns nach dem Fischmarkte; ein etwa 30 Schritte langer Säulengang, in der Mitte mit einem dem Monument des Lysikrates ähnlichen Bau, bot eine Fülle der mannichfaltigsten, frisch gefangenen Fische, Crustaceen und frutte di mare, sowie Berge von Früchten, Pinienzapfen u. s. w.; und darüber schwirrte ein Gelärm und Geschrei, wie ich es nur von den marseiller Fischweibern gehört, nur daß die Verkäufer hier Männer waren. Gegen Mittag waren die Straßen still; nur vereinzelt schlich hier ein Feigenhändler, die Wiegeschale in der Hand, dort ein Verkäufer von Bändern u. s. w.; nur in den Hauptstraßen und Cafés war es noch ziemlich lebendig. Bei der protestantischen Kirche genossen wir eine herrliche Aussicht über Korfu und nach den Albanischen Bergen. Um 2 Uhr, als wir die Anker lichteten, war es sehr heiß. Wir passirten nahe bei Paxo und Anti-Paxo vorbei; vor uns lag Cap Prevesa und die Insel Santa-Maura. Ueber Epirus hatten sich Wolken gesammelt und regneten dort ab. Der Abend wurde wieder prachtvoll; der Kapitän wurde sehr mittheilend und erzählte viel von Konstantinopel und Algier. Unterdeß zog die schönste dieser Nächte herauf und das Ionische Meer war spiegelglatt. Wir fuhren an Santa-Maura, an Sappho's leukadischem Felsen entlang; gegen 10 Uhr lag Ithaka vor uns." (G. A. von Klöden.)

In einiger Entfernung von der Vorstadt Kastrades liegt die Bai Paläopolis, der sogenannte Alkinous-Hafen; die hier früher bearbeiteten Salzschlämmereien an der Laguna Kalikiopulo oder Salina sind jetzt der Gesundheit wegen beseitigt. Die gegen die nahen Berge sich ausbreitende Gegend, deren Hügel Gebüsche von Myrten, Gruppen von Lorbeer und Granaten schmücken, heißt die Alkinous-Gärten und ist die Lieblingspromenade der Einwohner von Korfu. Die beliebtesten Ausflüge richten sich nach den Ruinen der alten Kassiope an der Nordküste, sowie nach Paleo-Kastrizza, dem Paß von Garuna und dem St.-Salvatore-Berg; der höchste Paß durch das nördliche Gebirge ist der des Hagios Panteleemon. — Der Hafen, welcher einen sehr guten Ankerplatz bietet, aber alle militärische Wichtigkeit verloren hat, wird durch die vorspringenden Berge und die davor gelegene befestigte Insel Vido (Ptychia) gebildet. Das alte Korkyra hatte zwei Häfen: den sogenannten Alkinous-Hafen an der Ostseite der Halbinsel, gegen die Küste von Epirus, an welchem, hinter dem jetzigen Gouverneurspalaste, die Stätte der alten Stadt ist und wo sich die Agora und das Quartier der Reichen befand, das an den eigentlichen Handelshafen, das Emporium stieß; und den an der Westseite der Halbinsel gelegenen, den Hyllaïkos (nach der Phyle der Hilleïs benannt, welche auch hier bestand), der jetzige Handelshafen, wol im Alterthume der Kriegshafen mit dem Arsenale und dem Werft. Als Handelshafen ist er noch jetzt einer der bedeutendsten Griechenlands. Im J. 1874 liefen ein: 883 Schiffe von 594,115 Tons; der Werth der Einfuhr belief sich auf 14,477,000 Francs, der der Ausfuhr 7,471,000 Francs, zur Hälfte nach Triest. Die Einfuhr besteht großentheils aus russischem Getreide und englischen Manufacturwaaren und Garn. Die Hauptausfuhr besteht in Olivenöl, 1873: 3,247,932 Le. = 3,354,437 Frcs., und in Seife; dann in Wein, Korinthen, Häuten, Wolle, Ziegenhaar, Orangen und Citronen.

„Die ersten Colonisten, Ionier von Eretria und dann die Korinthier, welche die Insel im J. 734 v. Chr. besetzten, fanden dieselbe von den Liburnern, einem illyrischen Seevolke, besetzt. Der kleine griechische Staat erhob sich bald zu einer bedeutenden Handelsmacht, sodaß er schon 665 bis 625 und wieder seit 585 von der Mutterstadt unabhängig, häufig aber mit ihr im Bunde eine Reihe von Handels-Niederlassungen im Adriatischen Meere begründete. Gesunken durch Bürgerkriege schon während des Peloponnesischen Krieges, noch mehr durch die Rivalität des syrakusanischen Seehandels, wurde die Insel im J. 299 durch Agathokles von Syrakus erobert und sodann an dessen Schwiegersohn, Pyrrhos von Epeiros, abgetreten, später aber wieder von illyrischen Seeräubern besetzt, denen sie die Römer 229 entrissen, um ihr nominelle Freiheit zurückzugeben." (H. Kiepert.) — Nachdem sie mehr als ein Jahrhundert lang den Neapolitanern gehört, ergab sie sich 1386 der Republik Venedig, welche sie bis 1797, bis zum Frieden zu Campo-Formio, im Besitze behielt. Damals wurde sie an Frankreich abgetreten, das sich während des Krieges derselben bemächtigte und sie, mit kurzer Unterbrechung, bis 1814 behielt. Im J. 1815 wurde sie unter britisches Protectorat gestellt, ebenso wie die übrigen Ionischen Inseln. Im J. 1864 gab England dem Drucke der öffentlichen Meinung nach und trat dieselben an das Königreich Griechenland ab.

A. Marmora, Hist. di Corfu. Venetia 1672. 4. —

Mustoxidi, Illustrazioni Corciresi, Milano 1811—14. 2 Vol. — Derselbe, Notizie per servire alla storia corcirese sino al secolo XII, Corfu 1804. — B. Theotoky, Détails sur Corfou, Corfou 1826. — O. Riemann, Recherches archéolog. sur les Iles Ioniennes, I. Corfou, Paris 1879. — Ueberdies viele Reisewerke, namentlich das von Liebetrut. *(G. A. von Klöden.)*

Koriander, s. Coriandrum.

KORINNA, eine der bedeutendsten Dichterinnen des classischen Alterthums, war die Tochter des Achelodoros und der Prokratia und aus Tanagra gebürtig, scheint aber vorzugsweise in Theben gelebt zu haben, wo sie neben Pindar den Unterricht der Dichterin Myrtis genoß. Aus diesem Grunde wird sie auch Thebanerin genannt (vgl. Suidas s. v.). Sie führte den Beinamen „die Fliege" (*Μυῖα*), offenbar wegen der Dürftigkeit und Kleinheit ihrer Gedanken im Gegensatze zu den Dichtern ersten Ranges. Zwischen dieser und dem jüngern Pindar muß ein reger Wechselverkehr geherrscht haben, der in späterer Zeit — vielleicht mit Unrecht — auf das Verhältniß einer Lehrerin zu ihrem Schüler zurückgeführt wurde. Jedenfalls hatte Pindar von der Dichterin bedeutende Winke erhalten, darunter besonders den wichtigsten, seine ursprünglich etwas zu mager gerathenen Chorlieder mit mythischen Stoffen zu versehen, aber nicht zu reichlich: „Man muß, rieth sie ihm, mit der Hand streuen, und nicht mit dem ganzen Sacke" (*Plut.* Glor. Athen. 4). In einem Punkte indessen scheint ihr Einfluß auf Pindar's Art nicht ausreichend gewesen zu sein, indem sie die Atticismen in seinen Gedichten tadelte, während sie selbst mit particularistischer Hartnäckigkeit an ihren Aeolismen und Böotismen festhielt (*Schol.* Ar. Acharn. 720). Diesem provinziellen Charakter verdankt sie offenbar den einen Sieg, den sie über Pindar davongetragen hatte, und nach dem die Tanagräer ihre Statue als Siegerin aufstellen ließen (*Pausan.* IX, 22, 3; vgl. auch Eustathios Jl. II, 711; gewiß mit Unrecht sprechen Hesychios (Suidas) und Aelian, Var. hist. XIII, 25) von 5 Siegen, vielleicht aber auch das Schmähwort, das Pindar nach ihrem Siege in den Mund gelegt wird, daß sie ein „Schwein" sei, wenn nicht diese Notiz vielmehr auf ein Misverständniß zurückzuführen ist (vgl. L. Schmidt, Pindar's Leben 19; Mezger, Pindar's Siegeslieder 8). Den alexandrinischen Gelehrten lagen die Gedichte der Korinna in 5 Büchern vor, unter denen die Hymnen die Hauptrolle spielten. Unter den Stoffen waren vorzugsweise böotische Sagen behandelt, wie die Geschichte von Böotos, Jolaos, Orion mit seinen Töchtern, Asopos, Thespia u. a. In der Rhythmik wich Korinna besonders darin von Pindar ab, daß sie weit kleinere logaoedische Reihen bildete. Wenn im Lexikon des Suidas noch eine zweite Dichterin dieses Namens genannt und diese zu einer Thespierin oder Korintherin gemacht wird, außerdem aber auch den Beinamen Myia führt, so besteht heute kein Zweifel darüber, daß dies nur auf einer Fiction beruht und jene Notiz aus einer grammatischen Glosse entstanden ist (vgl. Rohde, Rh. Mus. XXXIII, 213 fg.).

Vgl. im allgemeinen Welcker, Kleine Schriften II, 153 fg.; Flach, Geschichte der griechischen Lyrik II, 673 fg. Die Fragmente der Korinna sind am besten edirt von Bergk, Poetae Lyrici IV, 3, 543 fg. (Leipzig 1882), übersetzt von Hartung in seinen griechischen Lyrikern (6 Bde., Leipzig 1857). Ueber ihren Dialekt handeln Ahrens, Dial. I, 165 und Beermann in Curt. Stud. IX, 13 fg. *(H. Flach.)*

KORINTH, KORINTHOS. Das alte Korinth lag auf einer unregelmäßig viereckigen Hochfläche, die im Norden 170 Fuß tief gegen das angeschwemmte Land, die Niederung von Lechäon, abfiel, während im Süden fast senkrecht die Schieferfelsen von Akrokorinthos sich erhoben. Die Stadt hatte zwei Häfen, Lechäon im Norden am Korinthischen Meerbusen, 12 Stadien (= 3 Kilom.) von der Stadt entfernt und durch Schenkelmauern mit ihr verbunden, und Kenchreä im Südosten am Saronischen Golfe, wohin eine etwa $3\frac{1}{2}$ Stunden lange Einsenkung zwischen zwei parallelen Höhenzügen hinabführte. Im Südosten stieß unmittelbar an die Mauer die Vorstadt Kraneion mit einem schattigen Cypressenhaine. Drei Stunden nordöstlich von der Stadt lag der Isthmus mit dem Tempel des Poseidon, dem heiligen Bezirke und den zur Feier der Isthmischen Spiele erforderlichen Räumen. Die Landschaft Korinthia, etwa 12 □Meil. umfassend, grenzte im Westen an Sicyon, im Süden an Argolis, im Osten an das Aegäische Meer. Nördlich vom Isthmos gehörte noch das Bergland Geraneia mit fruchtbaren Weiden den Korinthern; Nachbarn waren dort die Megarer. Außer der Stadt Korinth werden die Dörfer Tenea, Solygeia, Asä, Mausos und die befestigten Plätze Sidus, Krommyon, Oenoë und Peiräon genannt.

Die ältesten Bewohner von Korinth heißen Aeolier (*Thuc.* 4, 42), und dem Stamme des Aeolos gehören auch die ersten Herrscher an, Sisyphos, die Personification des rastlos auf- und niederwogenden Meeres, dann zum Typus der früh durch Handel und Verkehr gewitzigten Isthmosanwohner geworden, Glaukos, eine Form des Poseidon, die ruhige glänzende Meeresfläche bedeutend, und Bellerophon, unter dessen verschiedenen Deutungen die als lykischer Sonnenheld, der die Ungeheuer der Finsterniß besiegt, am wahrscheinlichsten ist (*Hom.* Il. 6, 152 sq.). Nach dem Weggange des Bellerophon nach Asien herrschen, abhängig von den Pelopiden in Mykenä, Sisyphiden aus einer andern Linie (Thoas, Damophon, Propodas) bis auf das Brüderpaar Doridas und Hyanthidas, welche in ihren Namen bereits die Vereinigung der Dorer und Aeolier (Hyanten) zu einem Staatswesen ausdrücken (*Paus.* 2, 4, 3). Eine andere Königsreihe nannte nach Bellerophon die Namen Lykäthos, Kreon, Hippotes; unter dessen Herrschaft kommen Jason und Medea nach Korinth (*Schol. Eurip.* Med. 20). Jonisches Sagengut ist, was von Theseus' Auftreten am Isthmus und von den Wanderungen des Marathon (*Paus.* II, 1, 1) berichtet wird. Außerdem haben aber auch die Phönizier, die in vorhistorischer Zeit eine Factorei am östlichen Strande besaßen, in den Sagen und Cultusgebräuchen der Stadt ihre Spur hinterlassen. Ihnen

gehört an Melikertes (Melkart), der am Isthmos anschwamm und dort neben Poseidon Verehrung genoß, Aphrodite Urania, deren Heiligthum mit seinen tausend Hierodulen die Höhe von Akrokorinth krönte; phönizisch ist auch der Athenedienst in Korinth (*Schol.* Lycophr. 658), der Berg Phönikäon (*Steph. Byz.*) und der Sohn des Sisyphos, der Purpurmann Prophyrion, das personificirte Motiv der semitischen Besiedelung (*Schol.* Apoll. Rh. III, 1094). Zweifelhaften Ursprungs ist die Figur des Herakliden Aletes, unter welchem die Dorer ins Land fielen und vom Hügel Solygeia aus nach längerer Zeit die Stadt eroberten; die frühern Einwohner blieben unter Abtretung eines Theiles der Aecker. Mit diesem Ereignisse brachte die spätere Zeit das Fest der Hellotien in Verbindung (*Schol. Pind.* Ol. XIII, 56). In der Reihe der auf Aletes folgenden Könige ist allein bemerkenswerth Bakchis, mit dem um das J. 900 eine neue (argivische) Dynastie zur Herrschaft kommt; seine Nachkommen behaupten den Thron bis 745, zuletzt unter Kämpfen zweier rivalisirender Linien. Nach dem Tode des Aristodemos (798) gelingt es den Seitenverwandten Agemon und Alexander 41 Jahre lang dem rechtmäßigen Erben Telestes die Herrschaft vorzuenthalten; mit Hülfe des mächtigen Pheidon von Argos aber bemächtigt sich dieser endlich des Thrones und herrscht in Abhängigkeit von Argos 12 Jahre lang bis 745, wo er von Verwandten ermordet wird. Nun nimmt der ganze Geschlechtsverband der Bakchiaden die Herrschaft an sich und wählt alljährlich aus seiner Mitte einen Prytanen als Staatsoberhaupt (*Diod.* Fragm. l. VI. *Paus.* II, 4, 4). Diese Verfassung bestand 90 Jahre. Obgleich die Bakchiaden, die selbst wol keine Dorer waren, aber auf das dorische Kriegsvolk sich stützten, ein exclusives Adelsregiment führten, sich nur untereinander verheiratheten (*Herod.* 5, 92) und aus der Verwaltung des Staates und der Betheiligung am Handel zunächst für sich Vortheile zogen (*Strab.* VIII, 378), so brachten sie doch Korinth, das schon im Schiffskataloge das reiche heißt (*Hom.* Il. II, 570), zu hoher Blüte. Durch Chersikrates wurde Korkyra besiedelt, durch Archias 734 Syrakus gegründet. Die Korinther bauten zuerst Dreiruderer und sandten 704 ihren Schiffsbaumeister Ameinokles den Samiern zu Hülfe. Im J. 664 fand die erste bekannte Seeschlacht zwischen Korinthern und Korkyräern statt (*Thuc.* I, 13). Als Gesetzgeber wirkte der ausgewanderte Bakchiade Philolaos um die 13. Olympiade in Theben, wie Pheidon in Korinth, beide im Sinne aristokratischer Zusammenhaltung der großen Ackerlose (*Arist.* pol. II, 3, 7. 9, 6). Ihr Geschlechtsgenosse Eumelos (um 750) verfaßte ein Festlied für die Messenier und ein Epos *Κορινθιακά*, in welchem er die Mythen von dem Sonnengeschlechte (Aeetes, Medea), das einst zu Korinth geherrscht, mit dem äolischen (Sisyphos) und ionischen (Marathon) Sagenkreise zusammenarbeitete (*Paus.* II, 1, 1. 3, 10. IV, 4, 1 *Schol. Pind.* Ol. XIII, 74). Der wachsende Uebermuth der Bakchiaden führte ihren Sturz herbei. Im J. 655 trat Kypselos, von mütterlicher Seite selbst ein Bakchiade, von väterlicher einer ebenbürtigen Adelsfamilie angehörig, an die Spitze des unzufriedenen Volkes, dem er sich als Polemarch durch milde Handhabung der Schuldgesetze empfohlen hatte, erschlug den letzten Prytanen Hippokleides und begründete eine Tyrannis (*Herod.* V, 92. *Nicol. Dam.* Fragm. 58). Die Bakchiaden flohen nach Sparta, Korkyra und Italien. Dem Kypselos sagte die Tradition des Adels, wie sie bei Herodot vorliegt, schlimme Dinge nach: „er verfolgte viele Korinther, beraubte viele ihres Vermögens, noch mehr aber ihres Lebens.“ Mehr Glauben aber verdient Nikolaus Damascenus, wenn er sagt: „Kypselos herrschte mild über Korinth, indem er weder Lanzenträger hielt noch den Korinthern verhaßt war.“ Allerdings mußte der neue Herrscher suchen, seine Gegner zu entfernen (*Polyaen.* Strat. 5, 31) und ihnen die Mittel, mit denen sie schaden konnten, zu entziehen, aber für die große Mehrzahl der Korinther war seine Regierung ein Glück; der äolische Theil der Bevölkerung, bisher von den Dorern zurückgedrängt, gewann wieder Bedeutung. In der Colonialpolitik trat keine Aenderung ein; Kypselos gründete durch seine unechten Söhne neue Pflanzstädte im Westen von Griechenland, wie Ambracia, Anaktorion und Leukas (*Nic. Dam.* 58). In Delphi, dessen Priesterschaft durch Orakelsprüche seinen ehrgeizigen Plänen Vorschub geleistet hatte, ließ er ein Schatzhaus zur Aufnahme korinthischer Weihgeschenke erbauen (*Plut.* Sept. sap. conv. 21. de Pyth. orac. 13), nach Olympia weihte er ein kolossales Standbild des Zeus aus Gold (*Paus.* V, 2, 3). Als Kypselos nach dreißigjähriger Regierung gestorben war, folgte ihm sein Sohn Periander 625—585. Sein Bild ist durch den Tyrannenhaß der späteren Zeit noch mehr entstellt worden als das seines Vaters, man warf ihm Blutschande mit der eigenen Mutter, Ermordung seiner Gemahlin Melissa im Jähzorne, Hinrichtung vieler Korinther, schmähliche Behandlung edler Gefangener vor (*Herod.* 5, 92). Er galt als Begründer eines Regierungssystems, welches überhaupt auf Sicherung der Tyrannenherrschaft hinarbeitete (*Arist.* Pol. 5, 9, 2). Aber selbst zugegeben, daß er sich besonders gegen Ende seines Lebens zu mancher grausamen Handlung hinreißen ließ, so muß er doch seinen Zeitgenossen und den nächsten Generationen in einem andern Lichte erschienen sein, da sie ihn zum Schiedsrichter wählten (*Herod.* 5, 95) und unter die Weisen rechneten. Nach außen zeigte er sich als tüchtiger Kriegsmann, hielt Söldner, herrschte auf beiden Meeren und vergrößerte sein Reich durch Eroberung von Epidauros und erneute Unterwerfung Korkyras. Seine innere Politik war eine wohldurchdachte: er begnügte sich mit den Markt- und Hafengeldern, suchte dem Luxus zu steuern, indem er einen Rath zur Ueberwachung der Ausgaben einsetzte, kam durch ein Verbot der Sklaveneinfuhr dem kleineren Handwerke, das gerade in Korinth besonders blühte und in Ehren stand (*Her.* II, 167), zu Hülfe und beschränkte den Zuzug vom Lande nach der Stadt (*Nic. Dam.* 59, ebenso in *Heraclid. Pont.* 5. *Diog. La.* I, 98). Er verstärkte die Colonien seines Vaters und gründete neu Apollonia an der illyrischen Küste und Potidäa auf der

Halbinsel Pallene (*Plut.* De sera num. vind. 7. *Nic. Dam.* 58), faßte zuerst den Plan eines Isthmosdurchstichs (*Diog. L.* I, 99) und hatte Handelsverbindungen mit Lydien, Cypern und Aegypten, was sich aus seiner Freundschaft mit Alyattes (*Her.* I, 20. III, 48) und aus den ausländischen Namen Gordias und Psammetichos in seiner Familie erschließen läßt. Wie er selbst Dichter war (*Athen.* XIV, 632 D), so zog er auch solche an seinen Hof und gestaltete mit Hülfe des Arion (*Her.* I, 23) die einfachen Winzerfeste der korinthischen Bauern zu einer staatlichen Feier um, bei welcher veredelte dionysische Chöre in strophisch gegliederten Dithyramben den Gott priesen. Endlich stiftete auch Periander im Namen seines Hauses die sogenannte Lade des Kypselos in den Heratempel zu Olympia; es war dies eine längliche Truhe von Cedernholz, in welche versteckt Kypselos als kleines Kind den Nachstellungen der Bakchiaden sollte entgangen sein. Um die Seiten zogen sich fünf Streifen mit Reliefdarstellungen aus der Götter- und Heldensage; erklärende Verse waren in Bustrophedonschrift beigeschrieben (*Paus.* V, 17, 2). Dem Periander folgte, weil alle seine Söhne vor ihm gestorben waren, sein Neffe Psammetich, der nach $3^1/_2$ jähriger Regierung 581 einer Verschwörung erlag; so hatte die Herrschaft der drei Tyrannen $73^1/_2$ Jahre gedauert (*Arist.* Pol. 5, 9, 22). Zwischen dem Volke, welches, obwol von den Kypseliden begünstigt, ihrer überdrüßig geworden war, und den Dorern wurde eine neue Verfassung vereinbart, nach der ein Rath von 80 Männern, aus den 8 alten Phylen von Korinth (*Suid.* πάντα ὀκτώ) gebildet, die Staatsgeschäfte führen und die 8 Gruppen von je 10 Rathsmännern abwechselnd die Vorberathung halten sollten (*Nic. Dam.* 60). Sonst ist vom Verfassungsleben des alten Korinth wenig bekannt: um 345 gab es eine Gerusia, die wol mit der ebenerwähnten Bule identisch ist (*Diod.* 16, 65); die höchsten Beamten hießen vermuthlich Demiurgen (*Thuc.* I, 56, 2 mit *schol.*).

Unter der Leitung des reactivirten Adels schlossen sich die Korinther um 550 dem Peloponnesischen Bunde an, zogen mit den Spartanern 524 gegen Polykrates von Samos (*Her.* 3, 48) und 507 gegen Athen, um den Isagoras einzusetzen. Doch verließen sie aus Freundschaft für Athen vor der entscheidenden Schlacht das Lager und bewirkten dadurch die Auflösung des ganzen Heeres (*Her.* 5, 75). Zwei Jahre später hielt der Korinther Sosikles in der Versammlung der spartanischen Bundesgenossen eine athenerfreundliche Rede, der wir einen Theil unserer Kenntniß der älteren Geschichte der Stadt verdanken (*Her.* 5, 91). An dem Kampfe gegen die Perser betheiligte sich Korinth, indem es 400 Mann nach Thermopylä entsandte (*Her.* 7, 202) und 40 Schiffe unter Adeimantos nach Artemision und Salamis (8, 1. 43). Bei Platää standen 5000 korinthische Hopliten mit etwa ebensoviel Leichtbewaffneten, ohne jedoch wirksamen Antheil an der Schlacht zu nehmen (9, 28. 69). Weil die Korinther den Athenern im Kriegsrath vor dem Kampfe bei Salamis entgegengetreten waren, so entstand später unter dem Einflusse der steigenden Entfremdung beider Staaten in Athen die Legende von der Feigheit der Korinther (8, 94. *Plut.* De Herod. mal. 39), deren Grundlosigkeit durch Pindar (Ol. XIII, 32 mit *schol.*), Simonides (Fr. 102. 103. 105) und Herodot selbst genügend erwiesen wird. Jedenfalls war das gute Einvernehmen der Athener und Korinther, welches hauptsächlich auf dem gemeinsamen Hasse gegen das seemächtige Aegina beruht hatte (6, 89), durch die wachsende Bedeutung Athens gestört; Korinth fühlte sich durch den attischen Seebund beengt; die Eifersucht gegen die mächtige Nebenbuhlerin führte im J. 458 zu einem Kriege, in welchem die Korinther mit den Epidauriern verbündet zuerst die bei Halieis gelandeten Athener besiegten, dann aber zwei Seeschlachten bei Kekryphaleia und Aegina verloren und auch bei einem Einfalle ins Megarische den kürzern zogen (*Thuc.* I, 105). Grenzstreitigkeiten mit Megara, seit den Zeiten der Bakchiaden, wo Megara von Korinth abhängig war, nicht ungewöhnlich, dauerten auch nach diesem Kriege noch fort (*Diod.* XI, 79). Der Streit Korinths und Korkyras um den Besitz von Epidamnos an der illyrischen Küste führte 434 zu einem Kampfe beider Mächte, in welchem Korinth bei Actium zur See geschlagen ward und Epidamnos verlor. Nun folgen erneute Rüstungen auf beiden Seiten, Korkyra sucht um Aufnahme in den Attischen Bund nach, eine korinthische Gesandtschaft bekämpft das Verlangen vergeblich; in einer zweiten Seeschlacht, die ebenfalls für Korinth unglücklich ist, stehen 10 athenische Trieren auf Seite der Korkyräer. Gleichzeitig (432) hatten die Athener von Potidäa, das ihnen zinspflichtig, aber als Pflanzstadt der Korinther verdächtig war, Niederreißung der Mauern und andere Bürgschaften der Treue verlangt. Die Einwohner fielen daraufhin ab und baten in Korinth und Sparta um Hülfe. Korinth schickte 2000 Mann unter Aristeus, und so standen an einer zweiten Stelle des Colonialgebietes Korinther und Athener einander bewaffnet gegenüber. Die Korinther riefen in Sparta die Bundeshülfe an, diese wurde gewährt und so entstand der Peloponnesische Krieg (*Thuc.* I, 24—66. 119).

Während des Archidamischen Krieges hielten die Korinther treu zu Sparta, nahmen theil an den Einfällen in Attika, verloren aber (429) zwei Seeschlachten gegen Phormio, hatten auch unter einem Einfalle der Athener in ihr Gebiet zu leiden (*Thuc.* II, 83—92; IV, 42—45).

Dem Frieden des Nikias (421) traten sie nicht bei, weil ihnen ihre Pflanzstädte Sollion und Anaktorion vorenthalten wurden, die während des Krieges verloren gegangen waren. Sie schlossen vielmehr einen Separatbund mit Argos, traten aber bald wieder von diesem zurück und betheiligten sich sogar 418 an einem von Sparta gegen Argos unternommenen Feldzuge (*Thuc.* 5, 27—75). Im J. 416 finden wir Korinth wieder im Kampfe mit Athen (*Thuc.* V, 115, 3); zwei Jahre später gingen 15 Trieren nach Sicilien ab den Syrakusanern zu Hülfe. Die Korinther, von Pythen geführt und später durch einen Nachschub von 500 Hopliten ver-

stärkt, nahmen hervorragenden Antheil an dem Vertheidigungskampfe ihrer Colonie gegen Athen (*Thuc.* 6, 88, 8. 104, 1. 7, 1, 2. 19, 4; 39, 2. 70, 2) und zeigten auch in einer Seeschlacht, welche sie zur Deckung der für Sicilien bestimmten Transportschiffe bei Erineon den Athenern lieferten, Fortschritte in der Schiffsbaukunst und größere Manövrirfähigkeit (*Thuc.* 7, 34).

Im letzten Theile des Peloponnesischen Krieges betheiligten sich die Korinther an den Unternehmungen der spartanischen Symmachie, ohne besonders hervorzutreten. Nach dem Falle Athens hätten sie gern die verhaßte Nebenbuhlerin, durch deren Emporblühen ihre Stadt die frühere Bedeutung zum Theil verloren hatte, gänzlich vernichtet, stießen aber in Sparta auf Widerstand, *Xen.* Hell. II, 2, 19). Die Unzufriedenheit darüber machte es einige Jahre später dem von Agesilaos bedrängten Perserkönige leicht, wie in andern Staaten Griechenlands so auch in Korinth eine antilacedämonische Bewegung hervorzurufen. Unter der Führung von Timolaos und Polyanthes, welche persisches Geld genommen hatten, traten die Korinther einem Bunde der Thebaner, Athener und Argiver bei; dies führte zum Korinthischen Krieg (394—387), in welchem Korinth nicht nur an den für die Verbündeten unglücklichen Kämpfen bei der Stadt und bei Koronea theilnahm, sondern noch besonders unter den Einfällen des Agesilaos litt. Die Stadt war überhaupt der Mittelpunkt des Krieges, hatte ein Söldnerheer in ihren Mauern und gerieth politisch in eine vollständige Abhängigkeit von Argos. Als infolge dieser Zustände die Partei der spartanisch gesinnten Friedensfreunde wieder Bedeutung gewann, veranstalteten die Häupter der Volkspartei im Einverständnisse mit den Argivern beim Fest der Eukleen 392 ein Blutbad unter den Aristokraten; die Aelteren wurden auf dem Markte ermordet, die Jüngeren hielten sich im Kraneion, besetzten dann vorübergehend die Burg und riefen zuletzt die Spartaner von Sikyon zu Hülfe, welche zwischen den Schenkelmauern von Lechäon den Verbündeten eine schwere Niederlage beibrachten (*Xen.* Hell. III, 5, 1. IV, 2, 9—4, 14). Doch hörte erst mit dem Frieden des Antalcidas (387) die Abhängigkeit Korinths von Argos auf; die Verbannten kehrten zurück, die alte Verfassung trat wieder in Kraft, die Häupter der antispartanischen Partei gingen nach Athen ins Exil (*Dem.* 20, 54). Weil es aber den neuen Machthabern an Mäßigung fehlte, so vollzog sich 12 Jahre später ein abermaliger Umschwung; unter Vermittelung des Perserkönigs wurde die Verfassung mehr demokratisch, Volksgerichte trieben die Adeligen in die Verbannung; einige derselben, die von Argos aus einen erfolglosen Ueberfall Korinths versucht hatten und dabei gefangen worden waren, tödteten sich selbst (*Diod.* XV, 40). Fast gleichzeitig wurde eine neue Organisation des peloponnesischen Bundesheeres beschlossen, nach welcher Korinth mit Megara zusammen das 6. Armeecorps bildete. Dem entsprechend betheiligte sich die Stadt auch an dem thebanisch-lacedämonischen Kriege, litt stark unter den Einfällen des Epaminondas in den Peloponnes und schloß zuletzt noch vor der Schlacht bei Mantinea mit Bewilligung der Lacedämonier einen Separatfrieden mit Theben (*Xen.* Hell. 7, 4, 10). In diesen Kriegen waren meist nur die Offiziere des Heeres Korinther; die Soldaten bestanden überwiegend aus Söldnern. Mit ihrer Hülfe gelang es um 365 dem Timophanes, Akrokorinth zu besetzen und für kurze Zeit eine Art von Tyrannis zu begründen, bis ihn sein eigener Bruder Timoleon im Verein mit zwei andern tödtete (*Plut.* Timol. 4). Dieses Timoleon bedienten sich auch die Korinther, um höchst wirksam in die sicilischen Angelegenheiten einzugreifen. Von jeher übte die Stadt dort in ihrem einstigen Colonialgebiete einen Einfluß aus; kurz vor den Perserkriegen vermittelte sie zwischen Gela und Syrakus (*Her.* 7, 154) und unterstützte den älteren Dionys im Kampfe gegen die Karthager (*Diod.* 14, 75). Dion bat Korinth um Hülfe gegen den jüngeren Dionys und warb dort ein Söldnerheer (*Diod.* 16, 6). Aber erst dem Timoleon, der 345 von den Korinthern den durch Karthager und eigene Tyrannen bedrängten Siciliern auf deren Bitte mit 10 Schiffen und 1000 Mann zu Hülfe geschickt worden war, gelang die dauernde Vertreibung des jüngern Dionys, der seitdem als Privatmann in Korinth lebte; auch die Karthager wurden besiegt. Mit Hülfe korinthischer Gesetzgeber ordnete Timoleon das syrakusanische Gemeinwesen neu, ergänzte die dortige Einwohnerschaft durch freiwillige Ansiedler aus ganz Griechenland, welche unter korinthischer Führung kamen, und erwarb sich überhaupt solche Verdienste um Syrakus, daß die Bürger zu seinem Andenken das Timoleonteum gründeten und beschlossen, bei auswärtigen Kriegen immer einen Korinther zum Führer zu wählen (*Plut.* Tim.).

Bald nach diesen auswärtigen Erfolgen gerieth Korinth selbst mit dem übrigen Griechenland in die Abhängigkeit von Macedonien. Philipp, gegen welchen die Korinther es mit den Phokern gehalten hatten (*Diod.* XVI, 60), kam 337 zu einem gemeinsamen Synedrion über den Isthmus und besetzte Akrokorinth, welches nun fast ein Jahrhundert lang fremden Herren gehorchte; die Bewohner der Stadt mußten unter diesen Umständen auf eine selbständige Politik verzichten; sie blieben ruhig, als sich andere Hellenen nach Philipp's und Alexander's Tode erhoben. Die rasch wechselnden Gebieter waren folgende: Antipater (323—319), Polysperchon's Sohn Alexander bis 314, Alexander's Witwe Kratesipolis bis 308, Ptolemäos von Aegypten, dann Kassander bis 303, Demetrios Poliorketes bis 301, Kassander bis 298, wieder Demetrios Pol. bis 287, dessen Sohn Antigonos Gonatas, Alexander, Sohn des Krateros, Nicäa dessen Witwe und wieder Antigonos Gonatas bis 243. In diesem Jahre erstieg Aratos von Sicyon aus Stadt und Burg, wo damals Persäos befehligte (*Diod.* XVII sq. *Plut.* Arat. 17—24). Nun gehörten die Korinther zu dem Achäischen Bunde, schlossen sich aber 224 freiwillig an Kleomenes an; schon im nächsten Jahre besetzte Antigonos Doson als Bundesgenosse der Achäer wieder Stadt und Burg. Dieses Verhältniß dauerte, bis nach der Schlacht bei Kynoskephalä der römische Einfluß an die Stelle des macedonischen trat. Im J. 196 wurden

bei den Isthmien die griechischen Staaten, darunter Korinth, von Quintius Flamininus für frei erklärt (*Liv.* 33, 32); doch hielten die Römer noch zwei Jahre lang Akrokorinth besetzt. Die Schlußkatastrophe wurde durch die Beschimpfung einer römischen Gesandtschaft in Korinth herbeigeführt. Als Rom nämlich bei einem Streite der Achäer und Spartaner auf die Seite der letztern trat, fanden auf der Tagsatzung der Achäer zu Korinth tumultuarische Scenen statt; die römischen Gesandten mußten vor dem Geschrei des Pöbels die Rednerbühne verlassen. In dem nun folgenden Kriege 146 schlug Metellus die Griechen bei Skarpheia in Lokris, Mummius bei Leukopetra auf dem Isthmus. Dann rückten die Römer in Korinth ein, zerstörten die Stadt, tödteten oder verkauften die Einwohner, theilten das Gebiet mit den Sikyoniern und schleppten die Kunstschätze nach Italien (*Paus.* VII, 14—16. *Polyb.* 40, 1—5). Die unverhältnißmäßige Härte der Strafe erklärt sich aus der Handelseifersucht der römischen Kaufleute. Gerade 100 Jahre später entstand durch Cäsar die Stadt neu unter dem Namen colonia Julia Corinthus; sie war die Hauptstadt der Provinz Achaja und nahm am meisten von allen griechischen Orten römisches Wesen an, wie sie z. B. allein ein Amphitheater besaß. Die Beschreibung des Pausanias (lib. II) bezieht sich auf diese neue Gründung.

Korinth zeichnete sich von alters her aus durch Reichthum an Gold (*Athen.* 6, 232 B) und Pracht der Gebäude (*Plut.* Lyc. 13), durch die Menge seiner Sklaven (*Athen.* 6, 272 B) und Hetären (*Ar.* Plut. 149. *Athen.* XIII, 573 D), durch die Ueppigkeit des Lebens, welches die Fremden anzog (*φιλόξενος Diog. L.* II, 58), während die Bürger durch Luxusgesetze in Schranken gehalten wurden (*Athen.* VI, 227 E). Der Sinn war auf Erwerben und Genießen gerichtet; geistige Bestrebungen fanden keine Stätte. Abgesehen von Eumelos und etwa Dinarch hat Korinth keinen berühmten Dichter, Schriftsteller oder Redner hervorgebracht. Dagegen blühte dort das Kunstgewerbe: die Töpferscheibe, das korinthische Erz, der Adler im Giebelfelde galten als Erfindungen der Korinther (*Pind.* Ol. XIII, 24—29 mit *Schol.*). Ihnen sollte auch durch Vermittelung des geflüchteten Bakchiaden Demaratos Italien Bildkunst und Malerei (*Tac.* Ann. 11, 14), ja selbst Gesetze (*Cic.* De rep. 2, 20) verdanken. Die Haupthandelsartikel waren Metallwaaren, Erzeugnisse der Töpferei, Decken, buntgewebte Stoffe, Salben und Oele; diese wurden nach Italien, Libyen und der Westküste Griechenlands abgesetzt; die Einfuhr bestand aus rohem Erz, Erdpech, Silberblei, Wolle und Getreide (vgl. H. Barth, Corinth. commercii et mercat. histor.). Von den Götterdiensten waren die bevorzugtesten der des Poseidon, der Hera (Bunäa), der Aphrodite Urania; aber auch Zeus (*Paus.* III, 9, 2), Apollo (*Her.* 3, 52), Artemis (*Xen.* Hell. 4, 4, 2), Athene (*Pind.* Ol. XIII, 115) und Demeter mit Kore (*Plut.* Tim. 8) hatten ihre Heiligthümer. — Vgl. übrigens die Artikel Ephyra, Isthmien, Isthmos und Periander.

Neuere Literatur: C. Wagner, Rerum Corinthiacarum specimen (Darmstadt 1824). — C. Wagner, De Bacchiadis Corinthiorum. (Darmstadt 1856). — Haacke, Geschichte Korinths bis zum Sturz der Bakchiaden (Hirschberg 1871). — Schubring, De Cypselo Corinthiorum tyranno (Göttingen 1862). — Holle, De Periandro Cor. tyr. (Münster 1869). — Arnoldt, Timoleon, eine biographische Darstellung (Gumbinnen 1850. — H. Barth, Corinthiorum commercii et mercaturae histor., part. I (Berlin 1844).

(E. Wilisch.)

KORINTH (oder Nea-Korinthos, Neu-Korinth), ein Städtchen im nordöstlichen Theile des Peloponnes an der Stelle des alten glänzenden Korinth (am Fuße des 576 Met. hoch gelegenen Akrokorinth), welches am 21. Febr. 1858 durch ein Erdbeben ganz zerstört worden ist. Man hat es an der alten Stelle nicht wieder aufgebaut, sondern nördlich davon am Meere, an der Küste des Busens Lechaion, in der südöstlichsten Ecke des Korinthischen Meerbusens. Dort hatte es 1870 nur 1862, dagegen 1879 schon 7575 Einwohner, und ist der Hauptort der zur Nomarchie Argolis und Korinthia gehörenden Eparchie Korinthia.

In der Landenge, welche den Peloponnes mit dem nördlicheren Griechenlande verbindet und den Korinthischen von dem Saronischen Meerbusen scheidet, zieht in der Mitte von Osten nach Westen das 41 Kilom. lange, in der Mitte 17 Kilom. breite, im höchsten Gipfel 1370 Met. hohe Makriplagi- (Geraneia-) Gebirge (im westlichen Theile nur 1057 Met. hoch), größtentheils bewaldet mit Tannen, Strandkiefern, Erdbeerbäumen und Strauchwerk. 11 Kilom. südlich von dem westlichen Theile desselben zieht ebenfalls von Osten nach Westen, von dem Vorgebirge Chersonnesos (südlich von Kechriäs) das dürre, hagere, mit zackigen Felsgipfeln gekrönte, nur bis 700 Met. hohe, 10 Kilom. lange Oneion-Gebirge (d. h. Eselsrücken), nach Westen bis an die Korinthische Schlucht Kontoporeia, in welchem von einem Gießbache durchflossenen engen Querthale der kürzeste, aber steile Weg von Argos nach Korinth nach Norden führt. Neben derselben erhebt sich als Fortsetzung des Oneion der 576 Met. über dem Meere (507 Met. über der Felsebene am Fuße derselben) die hohe Felsmasse von Akrokorinth mit zwei gerundeten Kuppen und einem ausgedehnten flachen Sattel zwischen beiden: eine in $^3/_4$ Stunde mühsam zu ersteigende, sehr steile, baumlose Schieferfelsmasse, reich mit Blumen und Kräutern besetzt. Zwischen beiden Gebirgszügen erfüllt den Raum die mit felsiger Grundlage versehene, wellige Einsenkung des Isthmus, ein jetzt ganz verödeter, nur mit Gestrüpp und einzelnen Strandkiefern besetzter Rücken von 5,45 Kilom. Breite bei 77 Met. Höhe, zwischen den beiden Busen von Lechaion an der Westseite und Kechriäs (Kenchreai) an der Ostseite. Lechaion liegt 7,2, Kenchreai 9,25 Kilom. von Akrokorinth entfernt. Nach Westen hin stützt sich an den Isthmus eine sandige, vom Meere angespülte, 225 Met. breite Küstenebene, (an deren Nordrande Lechaion liegt), welche die einzige für Gartenfrüchte geeignete Strecke im Gebiete der Korinthia ist und welche sich bis über

das Grenzflüßchen Nemea noch weiter nach Westen durch das Gebiet der Sikyonia hinzieht. Am Südfuße der Geraneia läuft von dem Küstenörtchen Kalamaki, d. h. Binsen-Ort, eine gute Straße nach Westen und dann nach Nordenhin, nach Lutraki (Therma) an der Küste des Korinthischen Busens; beide Orte sind Stationspunkte der österreichischen Lloyd-Dampfer. Westlich hart neben Kalamaki öffnet sich die einst wichtige kleine Bucht Schoinus, d. h. ebenfalls Binsen-Ort, von welcher aus die Diolkos genannte Bahn für kleine Seefahrzeuge über den Isthmus gelegt war: eine bequeme und breite Fahrbahn, auf die die an den Ufern des Korinthischen Meerbusens zu diesem Zwecke in entsprechender, geringer Größe gebauten Schiffe und die Waaren der größeren Fahrzeuge auf Rollgestellen über den flachsten Theil des Landrückens geschafft wurden. Schoinus war der Hafen des isthmischen Heiligthums und der Stapelplatz für die Waaren, welche, ohne Korinth zu berühren, auf dem Diolkos von Meer zu Meer geschafft wurden. Der Plan, an dieser Stelle den Isthmus zu durchstechen und eine Wasserstraße für die Schiffahrt herzustellen, ist ein alter. „Solcher Durchstich", sagt Curtius, „war zuerst ein Gedanke Periander's; er wurde in späteren Jahrhunderten von Männern, welche an Projecten von außerordentlicher Art ihre Lust hatten, von Demetrius Poliorketes, Julius Cäsar, Caligula, Herodes Atticus wieder aufgenommen. Doch scheint niemand Hand an das Werk gelegt zu haben, bis auf Nero, der mit vielem Pompe die Erdarbeiten persönlich eröffnete. Man begann von Westen die Sandschichten des Strandes mit einem Graben zu durchziehen; aber man hörte auf, sobald man an die feste Felsenbank des Landrückens kam. Die Schwierigkeiten des Unternehmens waren in der That groß; die Felsmasse bis auf die nöthige Tiefe und Breite des Fahrwassers zu durchstechen, verzweifelte man; und die Schwierigkeit, das Verschlämmen des Kanals durch die Strömung in den Golfen zu verhindern, schien unüberwindlich; dazu hatte man Furcht, daß der Wasserstand an beiden Seiten ein verschiedener sei. Von der Ostseite her war der 65 Met. breite Durchstich auf 2124,5 Met. versucht, von der Westseite auf 780 Met., und 2550 Met. blieben zu überwinden." In unsern Tagen hat Lesseps das Project wieder aufgenommen. Man wird ganz der Nero'schen Trace folgen, und der 7 Kilom. lange, 22 Met. breite, 8 Met. tiefe Kanal ist im J. 1881 begonnen worden. Südwestlich neben dieser Kanallinie durchzieht die alte Sicherungs- und Grenzmauer den Isthmus. „Die fast ununterbrochene Reihe der Trümmer beschreibt nicht eine gerade Linie, sondern folgt möglichst dem Rande der Thalschluchten, welche die Breite des Landrückens durchfurchen und der Mauer gegen Megara hin als Festungsgraben dienten. Die viereckigen Thürme springen alle nach derselben Richtung vor; innerhalb der Befestigung finden sich Brunnenschachte, um bei längerem Kampfe die Besatzung mit Wasser zu versorgen; an verschiedenen Stellen, namentlich in der Mitte und an beiden Endpunkten liegen die Grundmauern von Festungen, von denen aus der Wachtdienst auf der ganzen 7,3 Kilom. (fast 40 Stadien oder fast 1 geogr. M.) langen Linie unterhalten werden sollte. Man bemerkt ferner etwa hundert Schritte weiter gegen Megara die Spuren eines zweiten Mauerzuges, der von den Höhen des erstern übersehen wird. Den Ursprung dieser doppelten Befestigung auf einen bestimmten Zeitpunkt der griechischen Geschichte zurückzuführen, ist unmöglich. Es sind Mauerstrecken von mächtigen Werkstücken vorhanden, die älter erscheinen als die Befestigungsarbeiten, welche die Peloponnesier hier in Eile gegen die Perser vornahmen, und dies ist doch die früheste Erwähnung einer solchen Mauer. Valerian erneuerte sie in der Mitte des 3., Justinian gegen Ende des 6. Jahrh. Manuel Paläologos baute daselbst 1415; die Venetianer erneuerten zweimal die von den Türken zerstörte Festung; und im Frieden von Karlowitz 1699 wurden die Spuren der alten Mauer, welche alle späteren Aufmauerungen überdauert hatten, als Grenzlinie zwischen den Türken und Venedig bestimmt." (Curtius.)

Bis an diese Grenzmauer heran reichte das Heiligthum des Poseidon auf dem Isthmus, eine Viertelstunde vom Schoinus; etwa 200 Met. dieser Mauer machten den Abschluß nach Norden, nach den andern Seiten ist das unregelmäßige Viereck von eigenen Mauern eingeschlossen, die zum Theil 4 Met. Dicke haben und die östlich anliegende Küstenfläche überragen. „Innerhalb dieser Begrenzung erblickt man jetzt nichts als eine wüste Masse von Ruinen, welche infolge von Erdbeben und andern Verwüstungen so durcheinandergeworfen sind, daß es ohne umfassende Aufräumung des Bodens unmöglich ist, den Grundplan zu entdecken. Von dem Thore der östlichen Mauer führte die Processionsstraße, einerseits mit regelmäßig gepflanzten, schlanken Pinienstämmen, andererseits mit einer Reihe von Siegerstatuen eingefaßt, zu dem Tempel des Poseidon (also $1\frac{1}{2}$ St. östlich von der Stadt Korinth): ein dorisches, wol nicht sehr großes Gebäude. Der Peribolos umschloß außerdem ein Heiligthum des Palämon, Tempel des Helios, der Demeter und Kora, des Dionysos, der Artemis, der Eueteria oder Abundantia, des Pluton; sowie Altäre, Heroengräber, Wohnungen und Uebungsräume für die Athleten u. s. w. und Statuen isthmischer Sieger. Die eigentlichen Anlagen für die Spiele lagen außerhalb der Mauern des Bezirks: etwas gegen Süden das einst mit weißmarmornen Sitzen geschmückte Stadion, jetzt mit Getreide besäet; und westlich vom Peribolos das im Unterbau noch erhaltene Theater von 65 und 100 Met. Durchmesser, in dessen Nähe auch wol das von Herodes Attikos erbaute bedeckte Theater (Odeion) gestanden haben mag. Das Material zu diesen Bauten stammte aus den Steinbrüchen bei dem zwischen Kenchreai und Korinth gelegenen Orte Hexamilia. Die Zahl der an bemalten Thongefäßen noch immer reichen alten Gräber auf dem ganzen Isthmus ist übergroß." (Bursian.) Von dem schönen Pinienwalde, der sich an den entferntern aus Pinus (P. maritima) anschloß, ist keine Spur mehr vorhanden.

Vom Poseidion führt eine nicht ganz $1\frac{1}{4}$ geogr. M. (etwa 8,4 Kilom.) lange Straße gerade westlich nach Korinth, südlich davon die von Kenchreai, 9,25 Kilom. lang, zu

dem Kraneion genannten südöstlichen Theile vor der Stadt, außerhalb der Mauer. Der ganze Bezirk, zu beiden Seiten der Landstraße, war ein Cypressenhain, mit den Heiligthümern des Bellerophontes und der Aphrodite, dem Grabe der Hetäre Laïs, mit andern Denkmälern, zierlichen Brunnen und Ruheplätzen geschmückt. Durch Schatten und frische Luft vor den unteren Gegenden ausgezeichnet, war es die anmuthigste der Vorstädte, der gesuchte Wohnplatz der Reichen, das aristokratische Stadtviertel, wo sich zwischen aller Pracht des Lebens Diogenes von Sinope zu lagern pflegte, dessen Grab auch hier einst beim Stadtthor gezeigt wurde. Ein kurzer Weg führte von hier in die Mitte der Stadt auf den Marktplatz, den ebensten Theil der 69 Met. hohen Hochfläche, in dessen Mitte die von den städtischen Heiligthümern umgebene, eherne hohe Statue der Athena-Phoinika stand. Den heiligen Mittelpunkt der städtischen Gemeinde bildete an der Nordseite der ansehnliche Apollotempel. An der Südseite, am Berge und an der sikyonischen Straße lag das Athenäon. Der einzige Rest eines Bauwerkes aus dem Alterthume sind 8 dorische Säulen eines Tempels, Kalkmonolithe. Die Stadt umzog eine 7,2 Kilom. lange Mauer; dieselbe wurde auch um Akrokorinth und die an den gangbaren Stellen seines Abhanges gelegenen Wohn- und Cultstätten herumgeführt und bis nach Lechaion, gegen dessen niedrige Küstenebene die Fläche der Stadt mit einem steilen Absturze endet.

Dieser Hafenort Korinths, zur macedonischen Zeit der Kriegshafen und Station der königlichen Flotte, war durch zwei 2,22 Kilom. lange Schenkelmauern, deren Zwischenraum durch Baumpflanzungen verschönert war und für Heeresaufstellungen und geordnete Schlachten Raum bot, mit in den Bereich der Stadt gezogen, sodaß die gesammte Länge der Mauern 15,5 Kilom. betrug. Mit Wasser versieht diesen ummauerten Bereich die auf Akrokorinth entspringende berühmte Quelle Peirene, deren Wasser in der Unterstadt ausmündet, und die beim Gymnasium entspringende Lerna, deren Wasser an Trefflichkeit mit dem der erstern wetteifert.

Das oberste Ende von Akrokorinth, d. h. Kuppenstadt oder Höhenstadt, auch Epope, d. h. Schauenburg, oder Pagos, d. h. Steinklippe, genannt, ist in der obersten Kuppe mit gewaltigen Werkstücken unterbaut, zwischen deren Zinnen noch jetzt die Geschütze der Venetianer und der Türken liegen. Beide Kuppen, deren höchste noch jetzt eine Moschee unter den Trümmern einer byzantinischen Kirche trägt, und die zwischen beiden gelegene ausgedehnte Mulde bedeckte die $^1/_2$ Stunde im Umfange haltende Oberstadt, deren Trümmer den ganzen Raum erfüllen. Das reichliche Quellwasser hatte in der Mulde eine üppig wuchernde Vegetation hervorgerufen, welche die in Korinth residirenden türkischen Woiwoden, namentlich den prachtliebenden Kiamil-Bei, veranlaßt hatte, hier schöne Gärten und ein prächtiges Serail anzulegen, von dem noch wenige Trümmer vorhanden sind. Von alten Bauwerken läßt sich nur das Aphrodision nachweisen. Diese ursprünglich als ein Wahrzeichen für die Seefahrt gegründete Oberstadt ist zu allen Zeiten der festeste, wichtige Schlüssel des Peloponnes gewesen.

Korinths Name in der frühesten Zeit war Ephyra (der Name einer Okeanos-Tochter); es war eine Ansiedelung der Aeolier. Da der dürre, steinige Boden der Korinthia keine Frucht hergibt, etwa Oliven und den sehr mäßig guten Wein abgerechnet, so müssen die schon frühzeitig zu Reichthum gelangten Bewohner den von der Natur durch die Lage nahe bei zweien Meeren gebotenen Weg in der Beschäftigung mit Seefahrt und Handel sehr früh eingeschlagen haben. Begreiflich werden auch die Phönizier sehr bald den Werth des Platzes für den Handel erkannt haben. Als Gründer wird der Aeolier Sisyphos genannt; und dessen Sohn Porphyrion, der die Purpurschnecke von der phönizischen Küste hierher verpflanzt und den phönizischen Melikertesdienst hier eingeführt haben mag, deutet schon auf ein Eindringen orientalischen Elementes.

Der Name des als dorischen Gründers genannten Aletes, d. h. der rastlos Umherschweifende, deutet wol auf Aehnliches hin. „Auch Stammgenossen der ägialeischen Ionier haben sich in der Stadt niedergelassen und eine Zeit lang die Herrschaft behauptet; und von ihnen scheint die Umänderung des Namens in Korinthos herzurühren; unter ihrem Einflusse sind wol auch die Festversammlungen und Kampfspiele im Heiligthume des Poseidon auf dem Isthmus zu größerer Bedeutung gelangt durch die Betheiligung anderer ionischer Staaten an denselben." Auf die Vermischung mit Phöniziern deutet ferner die Verbindung der griechischen Culte mit den semitischen, des Meeresgottes Poseidon mit dem Baal-Melkart oder Melikertes, dem Stadtgott von Tyros; des Helios mit der Aphrodite-Urania oder phönizischen Astarte; der Athena-Phoinika oder Ellotis mit dem Bellerophontes; — und der Aufschwung der aus dem Orient herübergebrachten Industriezweige, wie der Kunstweberei und Purpurfärberei, der Thonplastik und Töpferei, der Erzgießerei und des Waffenschmiedens. Ein rastloser Unternehmungsgeist entfaltete sich unter dem aristokratischen Regiment der Bakchiaden, und mit glänzenderem Fortschritte unter dem Geschlechte des Kypselos (Mitte des 7. Jahrh.). Die Entwickelung der städtischen Macht mußte eine überseeische sein; und damals war demnach die Periode der größten See- und Colonialmacht Korinths in den westlichen Meeren. „Mit ihren Colonien Chalkis und Molykreia am Korinthischen Golfe, Pale auf Kephalonia, Solion und Anaktorion in Akarnanien, Ambrakia, Kerkyra, Apollonia, Epidamnos, Syrakusä u. s. w. blieben sie in steter und inniger Verbindung, und führten in Menge Wein und Industrieproducte den illyrischen und italischen Völkern zu." „Späterhin als eigentliche Seemacht erst von Aegina, dann von Athen überflügelt, blieb es doch die erste Handelsstadt von Hellas, mit welcher sich an Volkszahl, an Reichthum und Pracht, freilich aber auch an Verlockungen zu Ausschweifung und Verschwendung, keine andere Stadt messen konnte." „Nachdem die Stadt makedonisches Joch getragen, wurde sie erst 97 v. Chr. durch Flaminius diese durch ihre Pracht-

bauten damals ausgezeichnetste Stadt Griechenlands auf ein halbes Jahrhundert Sitz der achäischen Bundesversammlung, um dann nach der durch den Neid der römischen Großhändler herbeigeführten völligen Zerstörung durch Mummius (v. Chr. 146), ein Jahrhundert, mit Fluch beladen, wüst zu liegen. Als lateinische Colonie von Cäsar hergestellt und durch Handel und Industrie wieder zu hoher Blüte gelangt, blieb es nun Sitz des Proconsuls, also politische Hauptstadt von Achaia, und bewahrte seinen Namen, wenn auch weniger groß, bis zur gänzlichen Zerstörung durch Erdbeben bis in neuere Zeit."

(G. A. von Klöden.)

Korinthen, s. Corinthen.

KORINTHER (Briefe des Apostels Paulus an die.[1]) I. Ihre Bedeutung. Keine Schrift des Neuen Testaments führt so unmittelbar in das volle Leben der apostolischen Zeit hinein wie die Briefe des Paulus an die Gemeinde zu Korinth. Mitten in einem der heftigsten Conflicte entstanden eröffnen sie — und je unabsichtlicher, desto tiefer — die überraschendsten Einblicke in die Zustände jener so bedeutungsvollen Periode. Der lehrhafte Inhalt, welcher dabei zur Sprache kommt, ist durchaus nicht gering[2]), aber ihr Hauptwerth liegt in der Schilderung lebendiger Vorgänge. Die Ungebundenheit des religiösen wie des socialen Lebens auf heidenchristlichem Boden spiegelt sich in Licht und Schatten ebenso deutlich wie das im Alten befangene Judenchristenthum und sein fanatischer Kampf gegen die christliche Freiheit und ihren großen Apostel. Und dem gegenüber die Gestalt des Mannes, der von unwiderstehlichem Drange getrieben das Evangelium in der ganzen Welt verkündigen möchte und hier eine seiner wichtigsten Schöpfungen in Gefahr sieht, heidnischer Sittenlosigkeit oder dem alten jüdischen Irrwahne zu verfallen und sich dem Einflusse ihres geistigen Vaters gänzlich zu entziehen. Das Wort II Kor. 6, 11—13 kann man als Motto unserer Briefe betrachten. Es thut sich in ihnen wirklich das Herz des Paulus auf; sie zeigen ihn in der ganzen Tiefe seines Gemüths wie in seiner ganzen apostolischen Hoheit und nicht minder in der apostolischen Weisheit, mit welcher er, der dann am stärksten ist, wenn er schwach scheint, bald in Strenge, bald in Liebe danach ringt, die Gemeinde als eine heilige Braut für Christus zu rüsten (II Kor. 11, 2).

Die Deutlichkeit, mit welcher viele Züge dieses Bildes zu erkennen sind, und die Kürze des Zeitraums, welchen die Briefe umspannen, reizt unwiderstehlich zu dem Versuche, jede Einzelheit sowol in der Darstellung der Zustände als auch in der chronologischen Folge der Ereignisse ganz genau zu bestimmen. Leider stellen sich demselben aber wegen der blos andeutenden Ausdrucksweise und des Verlustes eines oder mehrerer Briefe die erheblichsten Schwierigkeiten entgegen. Deshalb wird auch im Folgenden ein chronologisches Verfahren nicht ganz durchzuführen sein, da Früheres oft erst aus viel Späterem erschlossen werden kann.[3])

II. Vorgeschichte des 1. Briefes.[4]) 1) Zur Gründung der Gemeinde kam Paulus im J. 52 oder 53 nach Korinth, voll Furcht und Zittern, ob seine schlichte Predigt vom gekreuzigten Messias die durch die glänzende Dialektik ihrer Philosophen verwöhnten Hellenen gewinnen werde. Aber gerade indem er unter Verzicht auf alle menschliche Weisheit seine Stärke in Erweisung von Geist und Kraft suchte (I, 2, 1—5), gelang es ihm, eine Gemeinde zu sammeln, die, wenn auch wesentlich aus Leuten niedern Standes und höchst bedenklichen Vorlebens bestehend und für tiefere Erkenntniß nicht reif (I, 1, 26—29; 6, 9—11; 3, 1—3), doch bald ein reges christliches Leben entfaltete (I, 1, 4—7) und der Mittelpunkt für die Ausbreitung des Evangeliums in Achaja wurde (II, 1, 1). Die Apostelgeschichte (18, 11; 18) berechnet seinen Aufenthalt in Korinth auf mehr als 1½ Jahr. Daß sich Paulus zuerst an die Juden gewendet (Apostelgesch. 18, 4; 6 fg.), darf bezweifelt werden; jedoch zur Zeit des 1. Briefes zählte die wesentlich heidenchristliche (I, 12, 2) Gemeinde auch jüdische Mitglieder (I, 7, 18; 9, 20; 10, 32; 12, 13).

2) Während Paulus Syrien und Kleinasien bereiste (Apostelgesch. 18, 21—23) und dann für 3 Jahre seinen festen Wohnsitz in Ephesus nahm (Apostelgesch. 19, 1; 8; 10; 22; 20, 31), wurde sein Werk in Korinth fortgeführt durch Apollos[5]), der jedoch über dem Glanze der Rede den Kern der Heilswahrheit mehr, als Paulus billigen konnte, zurücktreten ließ (I, 1, 17—4, 13). Bei Abfassung des 1. Briefes befindet er sich in Ephesus in gutem Einvernehmen mit Paulus, welches ihn wol auch bestimmt, einen von den Korinthern offenbar erbetenen Besuch abzulehnen (I, 16, 12), um der inzwischen eingetretenen Spaltung (s. u. 4[a]) nicht neue Nahrung zu geben.

3) Schon vor dem 1. Briefe hat Paulus einen jetzt verlorenen nach Korinth geschrieben. Nach seinem eigenen Citat I, 5, 9 untersagte er darin nachdrücklich jeden Verkehr mit Unzüchtigen. Einige haben vermuthet[6]), daß ein Stück desselben noch erhalten sei in dem Abschnitte II, 6, 14—7, 1, welcher an seiner jetzigen Stelle den Zusammenhang auffällig unterbricht und andern für unecht gilt. Welche Gegenstände der Brief sonst noch behandelt haben mag, wird sich unter VI, 2 und VII, 1 ergeben.[7])

---

1) Vgl. den Art. Paulus S. 198—200. 2) Vgl. besonders I, 2, 10—16; 7, 1—40; 8, 4—6; 10, 1—5; 16—22; 11, 3; 23—32; 12, 1—11; 15, 1—57; II, 3, 6—18; 4, 4—6; 5, 1—10; 14—21; 8, 9.

3) Ueber den hier nicht zu behandelnden Gewinn, den die Korintherbriefe für die Erkenntniß der ursprünglichen kirchlichen Organisation bieten, s. den Art. Kirche S. 129; 134—136. 4) Als 1. und 2. Brief (oder I und II) bezeichnen wir die im Neuen Testament vorliegenden Schreiben. 5) S. diesen Artikel, sowie Apostelgesch. 18, 24—19, 1. 6) Hilgenfeld, Einleitung in das Neue Testament (1875) 287, 1. Zusammenfassend: Franke, Theolog. Studien und Kritiken 1884, 544—553. 7) Dem Wunsche, einen doch gewiß inspirirt gewesenen Brief des Paulus sammt dem unter 4c zu erwähnenden der Korinther nicht verloren zu sehen, kommt ein schon von Gregor dem Erleuchter um 300 als echt benutztes, nur in armenischen Bibeln erhaltenes klägliches Machwerk entgegen, ein Brief der Korinther an Paulus mit Klagen über (gnostische) Irrlehren, eine Schilderung der Betrübniß des Paulus darüber und seine Antwort,

4) Bald danach — denn noch im 1. Briefe (5, 9—13) muß er ein Misverständniß des verlorenen richtigstellen — erhielt Paulus neue Nachrichten aus Korinth. a) Die Angehörigen einer gewissen Chloe hinterbrachten ihm, daß sich in Korinth vier Parteien gebildet hatten, die sich nach Paulus, Apollos, Kephas, Christus nannten (I, 1, 11 fg.). Der Gegensatz der beiden ersten lag gewiß nur in der Persönlichkeit und Lehrart ihrer unfreiwilligen Häupter begründet. Dagegen ist die dritte nur aus ursprünglich judenchristlicher Antipathie gegen den korinthischen Libertinismus begreiflich. Mögen sich ihr auch ängstliche Heidenchristen angeschlossen haben (vgl. 7, 18^b; 8, 7; 10—13), den Parteinamen Petriner konnten nur Judenchristen und am leichtesten zugewanderte aufbringen, welche ebenso Schüler des Petrus waren wie die andern Schüler des Paulus, bez. des Apollos. Jedenfalls waren sie minder schroff als die räthselhafte vierte Partei, da nur von dieser die späteren heftigen Angriffe gegen Paulus ausgehen. Denn es darf jetzt als gesichert gelten, daß sie auf die Männer zurückgeht, welche nach II, 10, 7 Christo anzugehören behaupten. Allein da deren Schilderung sich ganz auf den 2. Brief stützen muß, weil sie im 1. kaum weiter berücksichtigt sind, so mag dieselbe bis V, 1 verschoben werden.[8]) Zu der gelinden Beurtheilung dieser Partei im 1. Briefe trug vielleicht

b) die Ankunft des Stephanas, Fortunatus und Achaikus (I, 16, 17 fg.) bei, welche Paulus beruhigten, wie sie vorher die Korinther beschwichtigt hatten. Von den Angehörigen der Chloe waren sie wol verschieden, da Stephanas nach I, 16, 15; 1, 16 ein eigenes Hauswesen hatte. Jene oder wol eher diese mögen nun

c) den Brief der Korinther an Paulus überbracht haben, in welchem ihm diese neben einer sehr ungehörigen Antwort auf sein verlorenes Schreiben (I, 5, 10) eine Reihe von Fragen bezüglich des Gemeindelebens zur Entscheidung vorlegten (I, 7, 1 u. s. w.; s. Abschnitt III). Aber noch bevor sich Paulus zur Beantwortung desselben anschickte, ja wol ehe er ihn erhielt, muß er

5) den Timotheus nach Korinth gesandt haben (I, 4, 17, vgl. auch Apostelgesch. 19, 21 fg.), jedoch auf einem Umwege, sodaß sein Eintreffen erst nach dem des 1. Briefes zu erwarten war (I, 16, 10 fg.). Nach dem, was seiner ersten Erwähnung unmittelbar vorhergeht, erscheint es als seine Hauptaufgabe, dem Parteigetriebe in Korinth entgegenzuwirken; nach I, 16, 10 fg. ließ dieselbe ihn wie Paulus nicht ohne Besorgniß. Ueber seine Erfolge s. VII, 4.

III. Im 1. kanonischen Briefe nun ermahnt Paulus die Gemeinde nach dem Gruße (1, 1—3) und nach einer allgemeinen Anerkennung ihrer geistigen Ausrüstung (1, 4—9) zum Aufgeben der Parteiungen (1, 10—16), deren Nichtberechtigung er besonders den Anhängern des Apollos gegenüber eingehend nachweist (1, 17—4, 13). Die Erwähnung der Sendung des Timotheus und seiner eigenen baldigen Ankunft zu eventuell strengem Einschreiten (4, 14—21) leitet über zur Besprechung jener Punkte des Gemeindelebens, von denen Paulus theils durch den Brief, theils durch die Reisenden aus Korinth Nachricht erhalten hatte. Vor allem fordert er von der Gemeinde, einen Mann, der seine eigene (Stief=) Mutter geheirathet hatte, in feierlicher Versammlung und geistiger Vereinigung mit dem Apostel und der Kraft Christi auszustoßen und dem Satan entweder zur Tödtung oder zur Peinigung mit schwerer Krankheit zu übergeben, damit seine Seele im Jüngsten Gericht gerettet werde (5, 1—8), und gebietet unter authentischer Auslegung seines verlorenen Briefes, daß man mit offenbaren Sündern aus der Gemeinde nicht einmal zusammen esse (5, 9—13). Er mahnt ferner ab von dem Processiren vor heidnischen Gerichten (6, 1—11) und von der Unzucht (6, 12—20), entscheidet die Anfrage über die Fälle, in denen Verehelichung, Scheidung, Ehelosigkeit erlaubt, bez. räthlich sei (7, 1—40), und die über das Essen oder Meiden des von heidnischen Götzenopfern herrührenden Fleisches (8, 1—11, 1), tadelt das Auftreten der Frauen beim Gottesdienst ohne Schleier (11, 2—16) und die Entweihung des Mahles des Herrn durch die Unsitte, daß jeder seine mitgebrachten Speisen selbst verzehrt und der eine trunken ist, während der andere hungert (11, 17—34); er erklärt sich über die Anfrage wegen der Schätzung der verschiedenen vom Heiligen Geiste in den Gemeindegliedern gewirkten Gaben, speciell in Bezug auf das Sprechen im Gottesdienste und misbilligt das Ueberwiegen des sogenannten Zungenredens, jenes Redens in verzückten Lauten, und die dabei vorkommende Unordnung (12, 1—14, 40); endlich vertheidigt er nachdrücklich die Wahrheit der Auferstehung gegen ihre Leugner (15, 1—58). Zum Schluß gibt er Anweisungen über die Sammlung einer Collecte für die Christen in Judäa (16, 1—4), kündigt der Gemeinde seine Ankunft über Macedonien an (16, 5—9) und schließt mit schon erwähnten Mittheilungen und mit Segenswünschen (16, 10—24). — Geschrieben hat er den Brief kurz vor Ostern (5, 7 fg.), und zwar, wenn die in Apostelgeschichte 20, 1—6 erwähnten Reisen durch Macedonien und Hellas bis zur letzten Fahrt nach Jerusalem (zwischen Ostern und Pfingsten: Apostelgesch. 20, 6; 16) binnen einem Jahre folgten, gegen Ende seines dreijährigen Aufenthaltes in Ephesus (I, 16, 8), $3^1/_2$ Jahre (Apostelgesch. 24, 27; 27, 9) vor seiner Abreise nach Rom (Herbst 60 oder 61), also 57 oder 58[9]).

IV. Zwischen dem 1. und 2. Briefe muß Paulus einen weiteren Brief nach Korinth gesandt haben. 1) Spielraum für diese Annahme ist genug vorhanden, da der 2. Brief laut 8, 10 und 9, 2 erst nach dem Anfange eines neuen Jahres verfaßt ist, d. h. nach der jüdisch=bürgerlichen und zugleich nach der macedonischen Rechnung frühestens im October. Nach Apostelgesch. 20, 3 und 6 fällt er spätestens in den December.

welche freilich als sein dritter Brief bezeichnet wird; deutsch mit ausführlichem Beweise der Echtheit bei Rinck, Das Sendschreiben der Korinther u. s. w. (1823). Vgl. Hilgenfeld, Einl. S. 144.

8) Geschichte und Literatur der Untersuchungen über sie bei Holtzmann, Zeitschr. für wissensch. Theolog. 1885, 233—245.

9) Zur Chronologie vgl. den Art. Paulus S. 193 fg. S. u. VII, 3.

2) Nach der ausdrücklichen Notiz II, 2, 4; 7, 8 hat Paulus den letztvorhergegangenen Brief unter viel Herzensangst und Thränen geschrieben und die Korinther darin so sehr betrübt, daß es ihn zeitweise gereute. Dies kann von dem 1. Briefe trotz aller streng klingenden Stellen (4, 8—10; 18—21; 5, 2; 6; 6, 5; 8; 11, 22; 15, 34 u. s. w.) unmöglich gelten. Zudem hat der fragliche Brief die völlige Umstimmung der Gemeinde zum Besseren, welche II, 7, 7—11 berichtet wird, unter den Augen des Titus kurz vor dem 2. Briefe (s. IX), also lange nach dem Eintreffen des 1. Briefes hervorgebracht.

3) Der Urheber der Betrübniß, von dem II, 2, 5—11 und 7, 12 handelt, kann schwerlich der Blutschänder (I, 5, 1—8) gewesen sein. Daß die vielfach ähnlich gravirte Gemeinde (II, 12, 21) seine Bestrafung verweigert und zuletzt, und nur ihrer Mehrzahl nach, ihm blos eine geringere Buße auferlegt (2, 6), ja daß sich Paulus theils in Anbetracht der Reue des Sünders (2, 7), theils um sich die Gemeinde nicht gänzlich zu entfremden (2, 11), damit zufrieden gegeben habe, darf zwar nicht als unmöglich gelten. Schwerlich aber konnte Paulus seine so unerlaßliche Forderung der Ausstoßung des Sünders als ein bloßes Mittel zur Prüfung des Gehorsams der Gemeinde bezeichnen (2, 9; 7, 12); als Beleidigung kann jene Sünde genau genommen weder gegenüber Paulus noch gegenüber der Gemeinde (2, 5) gefaßt werden, aber auch kaum gegenüber dem Vater des Sünders, in dessen Interesse Paulus die ganze Sache in Scene gesetzt hätte (7, 12). Obendrein war derselbe, wenn nicht Concubinat, sondern Ehe vorliegt (s. I, 5, 2 fg. *τὸ ἔργον* und die Aoriste), sicher todt. Der Schluß von II, 7, 12 und die Wendung in II, 2, 5, daß nicht Paulus, sondern die Gemeinde beleidigt sei, gewinnen ihre Feinheit erst dann, wenn es sich wirklich um eine gegen Paulus gerichtete Beleidigung handelt, durch die sich ehrenhalber die ganze Gemeinde getroffen fühlen mußte.[10]) Die Bestrafung derselben (II, 2, 9; 7, 12) kann nun Paulus nur in einem Zwischenbriefe gefordert haben. Die Beleidigung selbst aber wird begreiflich aus den

V. Zuständen in Korinth während der Periode zwischen dem 1. und 2. Briefe, speciell aus dem Erstarken der Christuspartei. 1) Zur Charakteristik dieser Partei (vgl. oben II, 4a) dient vor allem, daß ihre Häupter, welche nach II, 10, 7 Christo in besonderer Weise anzugehören behaupteten, nach II, 11, 22 geborene Juden sind, die nach II, 10, 13—16 unberufen in das Arbeitsfeld des Paulus zu Korinth als Apostel (II, 11, 13—15) eingedrungen waren, dem Paulus das Apostelrecht absprachen (II, 10, 7, vgl. 10, 8 *ἐξουσία*, und I, 9, 2) und seiner Predigt ein anderes Evangelium mit einem andern Jesus und einem andern Geiste entgegenstellten (II, 11, 4). Dies kann nur das von Paulus schon bei den Galatern zu bekämpfende[11]) schroff judaistische Evangelium sein, gegen welches denn auch fast sämmtliche dogmatische Ausführungen und Andeutungen des 2. Briefes sich richten (13, 3 fg.; 10, 5; 3, 6—18; 4, 4—6; 5, 14—21; 1, 19 fg.). Angehörige Christi nannten sich dessen Vertreter möglicherweise auf Grund von Erscheinungen des Auferstandenen, deren sie sich rühmen konnten (vgl. I, 15, 6) und denen Paulus I, 9, 1; II, 12, 1—7 die seinigen gegenüberstellen würde. Allein der weit wichtigere, wenn nicht einzige Grund war höchst wahrscheinlich ihre persönliche Unterweisung durch Jesus.[12]) Dies nicht nur wegen des Parallelismus mit den andern Parteien, sondern auch wegen ihres Rühmens fleischlicher Vorzüge (II, 11, 18; 5, 12). Dann können aber ihre Empfehlungsbriefe (II, 3, 1) kaum anderswoher als aus der von den Uraposteln geleiteten Gemeinde zu Jerusalem stammen, wenn auch unter den nach Ansicht der Korinther „übergroßen Aposteln" (II, 11, 5; 12, 11) weniger leicht die Zwölf als die Eindringlinge selbst gemeint sind, denen Paulus den Apostelnamen auch II, 11, 13 nur wegen ihrer persönlichen Unlauterkeit, nicht wegen sonstigen Mangels an Qualification abspricht. Daß er bei seinem dringenden Wunsche, durch persönliche Ueberbringung einer bedeutenden Collecte (I, 16, 1—4; II, 8 fg.) alle Zwistigkeiten mit der jerusalemischen Gemeinde (vgl. Gal. 2, 11—21) zu überwinden (II, 9, 12—15), nicht Emissäre derselben so heftig bekämpfen würde, ist nicht stichhaltig, da er seine Gemeinde eben um keinen Preis aufgeben und bei seiner unbedingten Hoffnung auf den Sieg der Wahrheit eine Verständigung mit Jerusalem trotzdem noch für möglich halten konnte.

2) Die Thätigkeit dieser Eindringlinge in Korinth war wesentlich auf Bekämpfung des Paulus gerichtet; Beschneidung und die andern Stücke der gesetzlichen „Gerechtigkeit" (II, 11, 15) forderte man (zunächst) nicht, weshalb sich auch bei Paulus die sachliche Polemik auf Andeutungen beschränkt. Jedenfalls war es von den Judaisten sehr klug, in Korinth zuerst den Einfluß des Paulus zu untergraben. Am ehesten konnten sie Eindruck zu machen hoffen mit der Behauptung, Paulus sei gar kein Apostel, da er Jesus nicht gekannt habe. Dieselbe taucht schon I, 9, 1—3 auf. Seine Predigt nannten sie verhüllt (II, 4, 3), ihn selbst einen Verführer (II, 6, 8), der alles aus sich selbst schöpfe (II, 3, 5) und statt Christus sich selbst predige (II, 4, 5). Denn seine Berufung auf die Erscheinung Christi, durch die er sein Apostelamt empfangen hatte (I, 9, 1), und auf andere Visionen (II, 12, 1—7) legten sie ihm als ruhmredige Selbstanpreisung (II, 3, 1; 5, 12), ja als eine an Wahnsinn grenzende Ueberspanntheit aus (II, 5, 13; 11, 16; 1). Sehr geschickt wußten sie es ferner zu benutzen, daß ihn bei seiner letzten Anwesenheit seine Energie gegenüber

---

10) Die Verbindung beider Annahmen, daß der Blutschänder zugleich die Beleidigung ausgestoßen, ist undurchführbar, da er entweder excommunicirt und dadurch einem anderweiten Strafverfahren der Gemeinde entrückt war, oder neben der Verzeihung seiner Beleidigung ein Urtheil über sein früheres Verbrechen nicht fehlen könnte.

11) Gal. 1, 6—10; 2, 11—3, 5; 28; 4, 8—11; 17; 5, 1—12; 15.6, 12— 12) Daß diese Bezeichnung dann auch von ihren Anhängern angenommen wurde, die Jesum nie gesehen, ist ebenso wenig eine Gegeninstanz wie gegen die gleiche Erklärung der Kephasleute die Ausdehnung dieses Namens auf korinthische Heidenchristen (s. oben II, 4a).

den Sündern in der Gemeinde verlassen hatte (II, 12, 21; s. u. VI, 1; VII, 1). Persönlich, sagten sie, sei er schwach, desto muthiger aber in seinen Briefen (II, 10, 1; 9 fg.; 11, 21; 6). Hier werfe er sich zum Herrn des Glaubens der Gemeinde auf (II, 1, 24) und wolle seine Macht zur Zerstörung statt zum Aufbau derselben gebrauchen (II, 10, 8; 13, 10) und einzelne Glieder zu Grunde richten (II, 7, 2). Und da er beim letzten Abschied für seine nächste Anwesenheit unnachsichtliche Bestrafung der Sünder angekündigt (II, 13, 2; s. u. VI, 1 und VII, 1 ex.) und z. B. über den Blutschänder sich kraft des in ihm redenden Christus die Macht zur Herbeiführung eines Gottesurtheils zugeschrieben hatte (I, 5, 4), was II, 13, 3 und 6 noch mit hereinspielt (VII, 4), so konnte man die Verzögerung eines angekündigten Besuches (VII, 1 fg.) um so eher aus Feigheit und seine angeblich undeutlichen Mittheilungen über denselben aus Zweizüngigkeit erklären (II, 1, 15—23). Als directen Beweis aber, daß er sein Apostelrecht selbst nicht aufrecht halten könne, benutzte man seinen edeln und gerade im Interesse seiner Unabhängigkeit (I, 9, 12; II, 11, 12) so nöthigen Grundsatz, Unterhalt von der Gemeinde trotz seines Anrechtes darauf (I, 9, 1—14) nicht zu nehmen, sondern ihn durch eigener Hände Arbeit zu verdienen (I, 4, 12) und in Zeiten der nicht ausbleibenden Noth (I, 4, 11) sich nur von auswärtigen Gemeinden unterstützen zu lassen (II, 11, 7—12); und dazu fügte man die Verdächtigung, daß er sich an der Collecte (I, 16, 1—4) schadlos halte (II, 12, 16—18).

Und durch solche niedrige Insinuationen nebst dem maßlosen Rühmen ihrer äußerlichen Vorzüge, speciell ihrer persönlichen Kenntniß Jesu (II, 5, 12; 11, 18; 22 fg.) hatten diese Leute, welche Paulus geradezu Lügenapostel, trügerische Arbeiter und Satansdiener nennt (II, 11, 13—15), den Korinthern so sehr imponirt, daß diese sich von ihnen auf die schmählichste Weise knechten und aussaugen ließen (II, 11, 20).

Unter solchen Umständen begreift es sich, daß eine ganz infame Beleidigung gegen Paulus ausgestoßen und von der Gemeinde zunächst nicht geahndet wurde, bis der unter IV erschlossene Zwischenbrief sie dazu brachte. Da Paulus sich gegenüber allen bisher genannten Vorwürfen auf eine Vertheidigung einläßt, so möchte jene Beleidigung eher einen in unsern Briefen nicht erwähnten Inhalt gehabt haben. Vielleicht erlangte sie ihre alles andere überragende Bedeutung auch mit durch die Person ihres Urhebers oder dadurch, daß sie in feierlicher Versammlung, nach einigen in Gegenwart eines Abgesandten des Paulus oder gar des Paulus selbst ausgestoßen wurde. Dies führt auf die Besprechung

VI. **einer zu vermuthenden Zwischenreise des Paulus nach Korinth.** 1) **Daß Paulus vor Abfassung des 2. Briefes bereits 2 mal in Korinth gewesen war**[13]), geht am sichersten aus II, 2, 1 hervor, wo πάλιν unmöglich über ἐν λύπῃ weg mit ἐλθεῖν verbunden werden und unter λύπῃ doch nicht die Furcht vor Mißerfolgen beim ersten Auftreten vor den gebildeten Korinthern (I, 2, 3) gemeint sein kann. Danach ist dann auch II, 12, 21 πάλιν nicht blos auf das Kommen, sondern zugleich auf ταπεινώσει zu beziehen und beweist für eine schon einmal vorgekommene Demüthigung des Paulus vor den Sündern in Korinth (V, 2; VII, 1). Ebenso besagt II, 13, 2 nach der natürlichsten Verbindung der Worte, daß Paulus ihnen schonungslose Bestrafung schon bei seiner zweiten Anwesenheit angekündigt hatte. Ebendeshalb kann II, 12, 14 und besonders 13, 1 nicht von einer dritten Bereitschaft zum Kommen, sondern nur von der Bereitschaft zum dritten Kommen handeln. Ersteres wäre obendrein sehr zwecklos. Denn nur durch wiederholtes Erscheinen, nicht durch bloße Bereitschaft dazu kam Paulus in die Lage, seinen Verzicht auf Unterhalt zu beweisen und ein größeres Recht auf endliche Bestrafung der Schuldigen zu gewinnen. Und wäre II, 1, 15 mit δευτέρα χάρις die nächstbevorstehende Ankunft gemeint, so würde sie den Korinthern auch bei einem Reiseplane zutheil, welcher Paulus nur **einmal** nach Korinth führte; soll also der Absichtssatz nicht alles Zweckes entbehren, so muß nicht nur die zweite, sondern auch die erste Ankunft (πρότερον) auf der erstangekündigten Reise bevorstehen (s. VII, 1), und wie oft Paulus vor dieser in Korinth gewesen, bleibt gänzlich offen.

2) Soll nun die **zweite Anwesenheit des Paulus in Korinth vor den 1. Brief fallen**, dann darf sie allerdings nicht als Rückkehr von einem längeren Ausfluge während des mehr als anderthalbjährigen Aufenthalts bei Gründung der Gemeinde[14]) betrachtet werden. Denn abgesehen davon, daß diese schwerlich als zweiter Besuch zählen würde, ist es undenkbar, daß Paulus die damals empfangene Demüthigung hingenommen und durch seine Abreise nach dem Orient gewissermaßen besiegelt habe; von einem etwa bei jener Abreise geschriebenen Briefe wissen wir aber wenigstens nichts. Es müßte vielmehr ein kurzer Besuch in Korinth während des dreijährigen Aufenthalts in Ephesus angenommen werden. Das Schweigen der gerade hier so wenig genauen Apostelgeschichte ist gewiß keine Instanz dagegen. Freilich spricht auch der 1. Brief immer nur von **einer** Anwesenheit in Korinth (2, 1—4; 3, 1 fg.; 6; 10) und verräth nichts von einem dazwischengefallenen persönlichen Conflict, zeigt auch Paulus über die Zustände in Korinth nur durch Dritte unterrichtet. Doch erklärt sich dies hinreichend, wenn die Zwischenreise vor den ersten verlorenen Brief (I, 5, 9) fällt. Diesen hätte Paulus dann gerade als Versuch zur Wiederherstellung seiner Autorität der zweiten Anwesenheit direct folgen lassen[15]), und da Stephanas und dessen Genossen sowol ihn als die Gemeinde beruhigt haben (I, 16, 17 fg.), so ist es nur natürlich, daß der 1. Brief den Zwischenfall nicht mehr berührt und über Nachrichten und Fragen neuesten Datums die früheren persönlichen

13) Speciell hiergegen Märcker, Theol. Stud. und Krit. 1872, 153—162; Scholten, Theol. Tijdschrift 1878, 559—589.

14) So zuletzt Bölter, Theol. Stud. aus Würtemberg 1882, 140—147. 15) Wegen der Nothwendigkeit eines solchen Versuches ist es nicht räthlich, zwischen Reise und Brief einen längern Zeitraum anzusetzen.

Wahrnehmungen zurücktreten läßt. Auch die Wendung I, 16, 7, Paulus wolle die Korinther jetzt nicht im Vorbeigehen sehen, begreift sich gut, wenn er nicht lange zuvor und mit ungünstigem Erfolge *ἐν παρόδῳ* bei ihnen gewesen war. Ebenso gut freilich, wenn er einen Besuch *ἐν παρόδῳ* nur angekündigt hatte. Und wenn die Zwischenreise, von deren betrübendem Erfolge im 2. Briefe noch so viel die Rede ist, erst nach dem 1. Briefe fällt, so wird allerdings die ganze Entwickelung des Conflicts conciser. Eine Entscheidung läßt sich erst aus der Betrachtung

VII. der beiden Reisepläne des Paulus gewinnen. Den in II, 1, 15 fg. mitgetheilten bezeichnet Paulus selbst (II, 1, 17—2, 1) als denjenigen, welchen er unausgeführt gelassen. Und 1) der Plan in I, 16, 5—8 scheint eine ausdrückliche Abänderung des erstgenannten zu sein, welchen Paulus dann auf der Zwischenreise — ihre frühe Ansetzung angenommen — oder im 1. verlorenen Briefe oder durch Timotheus mitgetheilt hätte. Statt zuerst nach Korinth, dann nach Macedonien, dann nochmals nach Korinth zu gehen, um endlich von hier nach Judäa zu reisen (II, 1, 15 fg.), will Paulus I, 16, 5—8 nach Korinth nur einmal und zwar über Macedonien kommen, und scheint durch den nachdrücklichen Zusatz: „denn Macedonien durchreise ich erst" (I, 16, 5), wie durch den andern: „denn ich will euch jetzt nicht im Vorbeigehen sehen" (I, 16, 7), deutlich anzuzeigen, daß er den Plan von II, 1, 15 fg. den Korinthern vor dem 1. Briefe mitgetheilt hatte. Doch das ist nicht zwingend. Es scheint nicht genügend beachtet, daß die einfache Ankündigung baldigen Kommens in I, 4, 19, wenn Paulus doch erst Macedonien zu durchreisen im Sinne hatte, die Korinther irreführen konnte; um dies zu vermeiden, kann I, 16, 5^b geschrieben sein, ja es kann, soll es mit *ταχέως* in I, 4, 19 noch genauer übereinstimmen, auch bedeuten: Macedonien durchreise ich nur, während ich mich bei euch lange aufzuhalten gedenke. Die Nöthigung aber, den Gedanken abzuwehren, als müsse er eigentlich wenigstens im Vorbeigehen zuerst die Korinther besuchen, konnte Paulus, auch ohne ihnen einen Plan wie II, 1 mitgetheilt zu haben, sehr leicht empfinden, wenn er von einer Reise nach Macedonien schrieb und ihnen vorher nur irgendwie seinen Besuch in nicht zu ferne Aussicht gestellt hatte. Dies könnte nun in dem 1. verlorenen Briefe oder auch durch Timotheus geschehen sein. Jedoch hatte Paulus so kurz vor dem 1. kanonischen Briefe Macedonien als Reiseziel wegen der Collecte (I, 16, 1; II, 9, 2) wol schon ins Auge gefaßt. Leichter ist daher, wenn die Zwischenreise vor den 1. verlorenen Brief fällt, die Annahme, daß Paulus bei seiner zweiten Abreise von Korinth, zu energischem Auftreten augenblicklich nicht fähig, seine Rückkehr und mit ihr strenge Bestrafung der Sünder angekündigt habe, worauf sich dann I, 4, 18 beziehen würde und wofür man in II, 13, 2 eine directe Bestätigung erblicken kann (V, 2; VI, 1).

2) So bleibt es möglich, daß der Plan in II, 1 den Korinthern erst nach dem 1. Briefe mitgetheilt wurde. Und diese Annahme verdient den Vorzug. Denn im Zwischenbriefe hat Paulus nach II, 1, 23; 2, 1; 3 seinen Entschluß kundgegeben, aus Schonung für die Korinther nicht wieder *ἐν λύπῃ* zu ihnen zu kommen.[16]) Als denjenigen Plan nun, welcher hierdurch eine Aenderung erlitt, bezeichnet er den von II, 1. Dieser scheint danach der letztvorhergegangene zu sein. Jedenfalls liegt nach dem Angeführten der Grund zu der Anschuldigung der Leichtfertigkeit und des Ja und Nein bei des Paulus Reiseplänen (II, 1, 17) in der Zurücknahme seiner Ankündigung durch den Zwischenbrief, muß also durchaus nicht in der I, 16 vermeintlich vorliegenden Abänderung des Planes von II, 1 gefunden werden. Uebrigens wäre die letztere gar keine so bedeutende, da Paulus im 1. Briefe (4, 19), wenn auch nicht zuerst, doch immerhin *ταχέως* nach Korinth zu kommen denkt. Und wäre sie auf Hinausschiebung seiner Ankunft berechnet gewesen, so müßte Paulus, da er II, 1, 23 und 2, 1 als einzigen Grund für das Aufgeben des Planes von II, 1, 15 fg. seine Schonung der Korinther und Vermeidung einer *λύπη* nennt, schon die Aenderung in I, 16 aus diesem Beweggrunde vorgenommen haben; aber bei Abfassung des 1. Briefes war er über die Zustände in Korinth gerade beruhigt worden (I, 16, 18). Vor allem aber konnte er nicht in demselben Briefe ankündigen, er komme bald (4, 19). Gewiß deutet die ausdrückliche Bemerkung, Paulus habe Korinth nicht blos nach, sondern auch vor seiner Reise durch Macedonien besuchen wollen, darauf hin, daß gerade dieser Punkt eine Abänderung erlitten hat. Dieselbe braucht aber nicht in dem Plane von I, 16 gesucht zu werden, da sie ebenso gut in der factischen, mit dem Plane von I, 16 schließlich übereinkommenden Ausführung der Reise (II, 1, 8; 2, 12 fg.; 9, 2; 4) vorliegt.

3) Nunmehr wird sich der Zeitpunkt der Zwischenreise fixiren lassen. Mit der soeben begründeten Annahme, daß Paulus den Plan von II, 1 den Korinthern erst nach dem 1. Briefe mitgetheilt, verbindet sich anscheinend angemessen die andere[17]), daß er die Zwischenreise kurz nach dem 1. Briefe unternommen[18]), die Zustände in Korinth aber äußerst ungünstig gefunden, vielleicht jene maßlose Beleidigung erfahren, jedenfalls ohnmächtig die Rückreise nach Ephesus angetreten habe. Sofort nach derselben habe er durch den Zwischenbrief seine Autorität wiederherzustellen gesucht und darin seine demnächstige Ankunft nach dem Plane von II, 1 mitgetheilt, durch deren Aufschub aber sich den bekannten Vorwurf zugezogen. Allein dabei bleibt gänzlich unbeachtet, daß Paulus den Plan von II, 1 in der festen Zuversicht gefaßt hat, die Korinther würden bis zum Ende der Welt erkennen, daß er der Gegenstand ihres Ruhmes im Jüngsten Gericht sei

16) Wegen II, 2, 4; 9; 7, 8; 12 bezeichnen die Aoriste nicht etwa das im gegenwärtigen 2. Briefe Geschehende. 17) Ewald, Sendschreiben des Paulus (1857) 225—228, vgl. schon Jahrbücher der bibl. Wissenschaft II (1850), 227—229; Krenkel, Paulus (1869) 224—231; Weizsäcker; ähnlich Hagge (Titel s. am Schlusse). 18) Das ist nicht etwa durch *οὐκέτι* II, 1, 23 ausgeschlossen, da er nach dem Zusammenhange mit 1, 17 nur seit Mittheilung des Plans von II, 1 nicht mehr nach Korinth gekommen ist; fiel diese also lange genug nach dem 1. Briefe, so ist zwischen beiden die Zwischenreise möglich.

(II, 1, 13 fg.). Das ist in der λύπη, in welcher die Zwischenreise endete, unmöglich, und daß er seinen Besuch zu unnachsichtlicher Bestrafung der Schuldigen eine Gnadengabe von Gott für die Korinther nennt (II, 1, 15), wegen der darin liegenden Provocation undenkbar. Die Zwischenreise ist also der Mittheilung des Planes von II, 1 auf keinen Fall unmittelbar vorangegangen. Und da sie ihr auch nicht gefolgt sein kann (οὐκέτι 1, 23; vgl. Anm. 18), so kann sie nach dem 1. Briefe nur dann fallen, wenn die Mittheilung des Planes von II, 1 so spät nach demselben gesetzt werden darf, daß inzwischen Paulus wieder Grund zu einer hoffnungsvollen Stimmung gegenüber der Gemeinde erhalten konnte. Nun ist aber dasjenige Zerwürfniß mit derselben, welches im 2. Briefe als beigelegt erscheint, diesem unmittelbar vorausgegangen (II, 2, 13; 7, 5—7; 13). So wäre dem Conflicte der Zwischenreise die Beruhigung, aus welcher der neue Reiseplan hervorging, dieser ein neuer heftiger Conflict und erst letzterem die im 2. Briefe besiegelte Aussöhnung gefolgt. Bedarf man dazu mehr Zeit, als III ex. und IV, 1 berechnet ist, so steht der Ausdehnung der Periode zwischen dem 1. Briefe und der letzten Fahrt nach Jerusalem auf 2 Jahre kein Hinderniß entgegen. Denn den 1. Brief kann Paulus leicht kurz vor seinem vorletzten ephesinischen Osterfeste geschrieben haben, wenn er nur von der ihm bald folgenden Zwischenreise wieder nach Ephesus zurückkehrte, sodaß sein dortiger Aufenthalt im ganzen als dreijährig erschien. Allein da jene zweimalige Aufeinanderfolge von Entzweiung und Aussöhnung gar zu complicirt wird und wenig innere Wahrscheinlichkeit besitzt, so sind wir darauf angewiesen, es mit einfacheren Combinationen zu versuchen. Und da muß die Zwischenreise eben, wie unter VI, 2 probeweise schon geschehen, vor dem 1. Briefe angesetzt werden, dann aber auch gleich vor dem 1. verlorenen Briefe, weil ihre ungünstigen Resultate sonst im 1. Briefe nicht unerwähnt bleiben konnten. Daß die korinthischen Zustände im 1. Briefe in einem etwas besseren Lichte erscheinen, begreift sich daraus, daß Paulus darüber beruhigt worden war (I, 16, 18). Und Vorwürfe wie II, 10, 10 erklären sich nicht nur bei einem persönlichen Zusammenstoße mit den Gegnern, deren bedeutendste allerdings gewiß erst nach dem 1. Briefe in Korinth ankamen, sondern sie können von ihnen recht gut nach Berichten der Augenzeugen ausgestaltet worden sein. Dem entspricht es, daß sich die λύπη der Zwischenreise nach II, 12, 21 (trotz des Zusammenhanges in II, 2, 1—5) nur auf Sünder, nicht auch auf Gegner zu beziehen braucht. Folgte ihr unmittelbar der 1. verlorene Brief (VI, 2), so ist dies ein Grund mehr, diesem nicht die Ankündigung des Planes in II, 1 zuzutheilen.

4) Aber wann ist nach dem 1. Briefe überhaupt jene zuversichtliche Stimmung denkbar, aus welcher der Plan in II, 1 hervorgegangen ist? Sobald das Erstarken der Christuspartei dem Paulus bekannt wurde, ist sie abgeschnitten; denn von da an hat sich die Spannung, wenn wir von den obigen complicirten Möglichkeiten absehen, nur gesteigert, um sich erst direct vor dem 2. Briefe zu lösen. Wir werden also zu der Annahme gedrängt, daß Paulus über den Eindruck des 1. Briefes zunächst günstige Nachrichten erhielt, und zwar dann wol durch den zurückkehrenden Timotheus (vgl. I, 16, 11). Daß dieser bei oder nach Ankunft des 1. Briefes wirklich in Korinth war, braucht nicht bezweifelt zu werden, wenn wir auch über den Erfolg seiner Sendung (s. oben II, 5), trotzdem daß er als Mitverfasser des 2. Briefes (1, 1) erscheint, absolut nichts erfahren. Man erklärt letzteres daraus, daß seine Nachrichten ungünstig waren und entweder die Zwischenreise des Paulus veranlaßten oder im Zwischenbriefe verwerthet, dann aber von den günstigen des Titus (II, 7, 6—16) in den Hintergrund gedrängt wurden. Allein dabei bleibt für die II, 1, 13—15 ausgedrückte freudige Hoffnung eben kein Raum. Erklärlich aber ist das Zurücktreten der Nachrichten des Timotheus ebenso gut, wenn sie günstig waren; denn sie können nur den vorübergehenden Erfolg des 1. Briefes wiedergegeben haben, der bald in sein Gegentheil umschlug. Speciell darf man nach dem Ergebniß in IV, 3 vielleicht vermuthen, daß der Blutschänder während der Anwesenheit des Timotheus excommunicirt wurde. Aber gerade diese von der Gemeinde nur im ersten Eifer vollzogene That bot den besten Anlaß zu den V, 2 dargelegten schweren Verleumdungen gegen Paulus; und deshalb mußte dieser, nachdem er in der Freude über die Mittheilungen des Timotheus seine I, 16 ausgesprochene Absicht, die Korinther jetzt nicht im Vorbeigehen zu besuchen, doch geändert und ihnen seinen sofortigen Besuch nach II, 1 angekündigt hatte, diesen Plan aus Schonung für sie aufgeben. Wer den zweiten Reiseplan überbracht und wol auch die schlimmen Nachrichten zurückgebracht, darüber wird unter IX eine Vermuthung gestattet sein.

VIII. Der Inhalt des Zwischenbriefes, welcher hiernach an die Stelle des angekündigten baldigen Besuches trat, ist unter IV (und VII, 3), soweit bisjetzt erkennbar, angedeutet. Aber es fragt sich, ob uns nicht ein Stück desselben erhalten ist in II, 10, 1—13, 10.[19]) Natürlich gilt es vor allem 1) zu untersuchen, ob der Abschnitt 10, 1—13, 10 von dem 2. Briefe abgetrennt werden darf, bez. muß. Daß der in ihm herrschende überaus heftige und erregte Ton von dem in der Hauptsache ruhigen, ja freudig gehobenen der ersten 9 Kapitel total abweicht, ist allgemein zugegeben, und mit der Reue über die den Korinthern zugefügte Betrübniß (7, 8), welche nur durch den über Erwarten günstigen Erfolg beschwichtigt worden ist, will sich das erneute Schelten schwer vereinigen. Aber auch der Inhalt ist in den wichtigsten Punkten geradezu entgegengesetzt. Nach 1, 13 fg.; 3, 2 fg.; 1, 11 erkennen die Korinther wenigstens theilweise Paulus als Gegenstand ihres Ruhmes, sodaß er sich nicht scheut, ihnen Material dazu gegenüber den Judaisten zu geben (5, 12). Aber 12, 11 heißt es nur:

19) So in Ausgestaltung eines Gedankens von Semler und andern: Hausrath, Der Vier-Kapitel-Brief des Paulus an die Korinther (1870).

ich müßte von euch empfohlen werden — von Rühmen ist keine Rede — statt dessen haben sie ihn aber durch ihre Geringschätzung gezwungen, wie ein Wahnsinniger sich selbst zu rühmen (11, 1; 16; 12, 11), von den Judaisten aber haben sie sich das paulusfeindliche Evangelium gefallen lassen (11, 2—4), ja sie lassen sich von ihnen bereitwillig unterjochen, ausbeuten und ins Angesicht schlagen (11, 19 fg.). Nach Kap. 7 ist Paulus über alle Erwartung getröstet und erfreut, daß sie insgesammt (7, 13; 15) den Titus mit Furcht und Zittern aufgenommen und auf den strengen Brief hin Buße gethan (7, 8 fg.) und Eifer, Sehnsucht, Liebe gegen Paulus bewiesen haben (7, 7; 11; 8, 7), sodaß er seiner Freude nicht genug Worte leihen kann; nach 12, 20 fg. fürchtet er, vor ihnen gedemüthigt zu werden, weil er sie nicht finden werde, wie er sie wünscht. Denn während sie nach 7, 11 Entrüstung über die Sünder gezeigt und Vergeltung geübt und sich in allen Stücken als rein bewiesen haben, fürchtet er bei ihnen Streit, Verleumdung, Ueberhebung, Unbotmäßigkeit und eine große Zahl schon bei seiner zweiten Anwesenheit gewarnter, aber noch immer unbekehrter Unzüchtiger.

Wie ist das zu erklären? Wechselnde Stimmungen, Ortsveränderungen, Störungen (11, 28) oder neue ungünstige Nachrichten rechtfertigen es auf keinen Fall, daß Paulus einen so widerspruchsvollen Brief wirklich absendet. Insbesondere konnte er das reiche Lob der Willigkeit und die dringende Aufforderung zu reichlicher Beisteuer für die Collecte (II, 8 fg.) nicht stehen lassen, wenn er 12, 16—18 den Argwohn berichten muß, daß er sie für sich verwende. Alles würde sich lösen, wenn Paulus wirklich, nachdem er in Kap. 1—9 seine Aussöhnung mit der Gemeinde als Ganzem vollzogen, in Kap. 10—13 desto sicherer nur seine Gegner und die von ihnen bethörte Minorität zu Boden schlagen wollte, eine Disposition, die man 10, 6 ausdrücklich angegeben glaubt. Allein abgesehen davon, daß dieser Uebergang durch αὐτὸς δὲ ἐγώ 10, 1 gewiß nicht hinreichend angedeutet ist, trifft es eben nicht zu. Wo die Gegner gemeint sind, werden sie genau wie I, 4, 18; 9, 3; II, 2, 17; 3, 1; 4, 3 fg.; 5, 12; vgl. I, 15, 12 durch τινές, ὁ τοιοῦτος oder andere Wendungen von der Gemeinde geschieden (II, 10, 2—6[a]; 7; 10—13; 11, 4[a]; 12—15; 18—23; vgl. 11, 5; 12, 11); mit ὑμεῖς aber ist überall die Gesammtheit nicht nur formell angeredet, sondern auch wirklich gemeint. Oder sollen die, zu denen Paulus seine Boten gesandt hat (12, 17 fg.), gekommen ist (10, 13 fg.; 11, 8) und wiederkommen will (12, 14; 13, 1), über deren Gebiet hinaus er seine Thätigkeit zu erweitern gedenkt (10, 16), von denen er keinen Unterhalt genommen (11, 7—11; 12, 13—16), aber eine von ihm angeblich ausgebeutete Collecte erwirkt hat (12, 16—18), unter denen er Zeichen und Wunder eines Apostels gethan (12, 12), von denen er Wachsthum im Glauben erwartet (11, 15), die er als reine Braut Christo darstellen möchte (11, 2) oder seine Kinder nennt (12, 14), zu deren Auferbauung, nicht Zerstörung er sein Apostelamt empfangen hat (10, 8; 13, 10) und übt (13, 7—9) und die er deshalb Geliebte nennt (12, 19[b]; vgl. 11, 11; 12, 15), nur seine Gegner und ihr Anhang sein? Und wenn dies eben unmöglich ist, dann ist durch den unzerreißbaren Zusammenhang zwischen 12, 19[b]; 11, 2; 12, 12 und ihren Umgebungen auch bewiesen, daß die ganze Gemeinde eine Selbstvertheidigung von ihm fordert (12, 19[a]), daß auch die Streitsüchtigen und Unzüchtigen 12, 20 fg., von denen letztere ohnehin nicht bei den Judaisten zu suchen sind, nicht eine verführte und von der Gesammtheit trennbare Minderheit bilden, und daß die ganze Gemeinde, welche eine Braut Christi sein sollte, wegen des Anschlusses an das judaistische Evangelium dem Abfalle von der lautern Liebe zu dem wahren Christus ausgesetzt ist (11, 3 fg.), wie sie als ganze sich geneigt zeigt, Paulus für nahezu wahnsinnig zu halten (11, 1; 16) und ihn zu wahnsinnigem Selbstruhme zwingt (12, 11). Auch 10, 1 fg. ist die Bestrafung der Gegner (τινές) fest beschlossen, die der Gemeinde (ὑμεῖς) soll vermieden werden; danach hatten also den Vorwurf persönlicher Feigheit trotz 10, 10 nicht blos jene erhoben. In dem Tadel 12, 11 ist obendrein für Jeden, der die ὑπερλίαν ἀπόστολοι nicht in Jerusalem sucht (vgl. V, 1), mit ὑμεῖς ausdrücklich die Gemeinde neben den Verführern bezeichnet; ebenso 11, 19 fg., wenn sie trotz ihres in gleicher Weise schon I, 4, 10 an der Gesammtheit gerügten Klugheitsstolzes sich von den wahnsinnigen Verführern knechten läßt, und 10, 6[b] gerade auch bei der zur Bestreitung dieser Ansicht dienenden obigen Auslegung. Hiernach wird endlich auch 10, 9; 11, 6; 12, 6 zu deuten und insbesondere aus 13, 3—6 zu entnehmen sein, daß die ganze Gemeinde die Kraft Christi in Paulus zur Bestrafung der Sünder bezweifelte, während ihr eigener Glaubensstand nicht über allen Zweifel erhaben war (vgl. 10, 15 und dagegen 1, 24).

Gewiß ist das der Gemeinde in Kap. 1—9 ertheilte Lob nicht zu überschätzen. Durch ἀπὸ μέρους 1, 14 wie durch 6, 12 fg. wird es eingeschränkt. Den Hauptschuldigen hat nur die Mehrheit bestraft (2, 6), und Paulus schickt vor seiner Ankunft doch erst noch einen Brief. Aber durch diesen vollzieht er trotz alledem mit der Gemeinde, und zwar als einheitlicher (πάντες 2, 3; 7, 13; 15; vgl. 11; 16), seine Aussöhnung (2, 9—11; 7, 2—16). Mag das allgemeine Lob ihrer Vorzüge 8, 7 zu freigebig sein, so ist doch durch ihre Buße und ihren Eifer für Paulus der frühere Zustand der Auflehnung gegen ihn ausdrücklich aufgehoben (7, 8—16). Vorwürfe werden, besonders wenn man 6, 14—7, 1 ausscheidet (s. Anm. 6), eigentlich nur den Judaisten, und weit weniger heftig, gemacht (2, 17; 3, 1; 4, 3 fg.; 5, 12), die alten Vorwürfe gegen Paulus aber nur noch einmal zur letzten Klarstellung ihrer Unrichtigkeit berührt (1, 12; 24; 3, 1; 5, 12 fg.; 3, 5; 4, 3; 5; 1 fg.; 6, 3; 8 fg.; 7, 2 fg.; 8, 20), ausführlicher nur der Aufschub seines Besuchs (1, 15—2, 4).

Gegenüber diesen Nachweisen total verschiedener Situation können positive Beweise der Einheitlichkeit des 2. Briefes schon ihrer Natur nach nicht ins Gewicht fallen. Wie oft wird nicht dem Fernstehenden ein späterer Brief einen früheren, schwer verständlichen erläutern

und, zuerst gelesen, ihn Punkt für Punkt vorzubereiten scheinen; und wie leicht konnte nicht Paulus in zwei aufeinanderfolgenden Briefen sich zuerst gegen judaistisches und dann (6, 1; 12, 19) gegen heidnisches Unwesen wenden!

2) Muß aber einmal der 2. Brief zerlegt werden, dann ist es auch außer Frage, daß die 4 letzten Kapitel zeitlich vor die 9 ersten fallen. Bezüglich der allgemeinen Stimmung der Gemeinde gegen Paulus ist dies so klar, daß es nur an Einzelpunkten noch eines Nachweises bedarf. Ausdrücklich abzulehnen ist dabei von Hausrath's Beweismitteln dies, daß 13, 1—3 das Gericht über den Blutschänder, welches 2, 5—11 als vollzogen erscheine (s. hiergegen übrigens IV, 3), noch ausstehe, da wegen πᾶν ῥῆμα (vgl. auch 13, 2; 12, 20 fg.) vielmehr eine Mehrzahl von Fällen gemeint ist; ebenso das andere, 11, 4 stehe die Ankunft eines der Urapostel bevor, statt dessen nach 3, 1 untergeordnete und im Vergleiche zu den früheren weniger schroffe Judaisten gekommen seien.

Wirklich zeigt sich dagegen das frühere Stadium in 12, 16—18 bei dem Vorwurfe wegen Misbrauchs der Collecte, welcher in Kap. 8 fg. so weit gehoben ist, daß Paulus dieselbe voll Zuversicht empfehlen kann. Daß er trotzdem sich durch Garantien gegen jede Erneuerung des Vorwurfes sichert (8, 18—23), wird ihm jeder, gegen den einmal ein Verdacht laut geworden ist, auch nach dessen gänzlichem Schwinden nachthun.

Ebenso steht es mit den Reiseplänen. Neben der mit dem jüngsten Plane (II, 1, 15 fg.) anscheinend übereinstimmenden Ankündigung baldigen Besuches (13, 1; 12, 14) läßt sich die VII, 2 für den Zwischenbrief geforderte Zurücknahme derselben unschwer 12, 20 fg. und 13, 10 erkennen. Hiermit schien Paulus der Erweisung seiner Strafmacht an den Sündern (13, 3) nicht blos durch thatsächliches Ausbleiben, sondern zugleich durch ausdrückliche, in sich widerspruchsvolle Erklärungen auszuweichen. Ist dem so, dann konnte der Vorwurf feigen Wegbleibens, wenn auch schon früher erhoben (I, 4, 18), mit dem der Zweizüngigkeit (II, 1, 17) erst nach Ankunft des Zwischenbriefes verbunden werden. Dazu stimmt es nun, daß er, so gewendet, in 10—13 nicht vorkommt, dagegen in 1—9 der einzige ist, welcher eine ausführliche Widerlegung erfährt (1, 15—2, 4). Der zeitliche Abstand zeigt sich ferner darin, daß die Schonung der Gemeinde 13, 10 als Grund für das gegenwärtige, 1, 23 fg. für ein vergangenes Ausbleiben bezeichnet wird (s. Anm. 16), und ἔγραψα 2, 3 paßt als directe Zurückverweisung auf 13, 10.

Selbstempfehlung endlich läßt sich zwar schon im 1. Briefe finden (2, 16; 4, 3; 5, 4; 9, 1—23; 14, 8; 15, 10), aber ihr ängstliches Vermeiden II, 3, 1 und 5, 12 und der eigenthümliche Uebergang auf die ἔκστασις II, 5, 13, an welche ein Stück Selbstruhm geknüpft sein muß, machen es wahrscheinlich, daß der letzte Brief des Selbstruhmes speciell bezüglich einer Ekstase ganz voll gewesen war, wozu eben nichts besser paßt als 11, 1—12, 15 und speciell 12, 1—6.

Vollständig liegt der Zwischenbrief in Kap. 10, 1—13, 01 freilich nicht vor, da hierin über den Beleidiger des Paulus (IV, 3) nichts enthalten ist. Dies darf aber an der Wahrscheinlichkeit der Hypothese nicht irre machen. So gut wie ganze Briefe konnten auch blos Theile von solchen verloren gehen oder unterdrückt werden. Das Stück 10, 1—13, 10 wurde den andern Briefen beim Abschreiben für die Zwecke der kirchlichen Vorlesung vielleicht deshalb einfach angereiht, weil es, bereits Fragment, eines selbständigen Anfangs entbehrte. Damals oder später mag der Schluß (13, 11—13), der zum Zwischenbrief doch kaum paßt, ans Ende des Ganzen gerückt worden sein.

Gehört 12, 18 zum Zwischenbrief, so muß Titus schon vor demselben einmal in Korinth gewesen sein. Das schließt sich aber gut mit den sonstigen Nachrichten über

IX. die Reisen des Titus zusammen. Nach II, 7, 13—15 vgl. 7, 8 hat er die Wirkungen des Zwischenbriefes beobachtet, den er wol selbst, und zwar jedenfalls noch von Ephesus aus (II, 1, 8; 2, 12), überbrachte. Paulus hoffte mit ihm in Troas wieder zusammenzutreffen (2, 12 fg.), fand ihn aber erst in Macedonien (7, 5 fg.). Von hier geht Titus dann wieder nach Korinth, um den 2. Brief zu überbringen, wobei er gewiß auch mündlich dem Paulus noch die Wege ebnen sollte, und um die Collecte zu vollenden (8, 6; 16 fg.: Präteritum des Briefstiles). Nun hat er letztere schon früher begonnen (προενήρξατο 8, 6). Geschah dies bei Ueberbringung des Zwischenbriefes? Möglich, daß sich hier gerade der Eifer der Korinther zeigte, und daß von Anfangen immer noch die Rede sein konnte, weil die Sammlung, ungeachtet der Anweisung I, 16, 1 fg., wegen des Vorwurfs der Unterschlagung gänzlich ins Stocken gerathen war. Aber etwas muß doch richtig daran sein, daß die Korinther seit dem Vorjahre (s. IV, 1) angefangen hatten (8, 10) oder gar gerüstet waren (9, 2), wenn letzteres auch sofort (9, 3—5) sehr eingeschränkt wird. Ferner ist es unwahrscheinlich, daß Titus der Gemeinde noch ganz unbekannt gewesen, als er die schwierige Mission erhielt, mit dem strafenden Zwischenbriefe in der Hand sie wieder für Paulus zu gewinnen. Endlich erinnern wir uns, daß nach VII, 2—4 Paulus in der besten Hoffnung den Korinthern seine baldige Ankunft nach dem Plane von II, 1 melden ließ. Dem allen kommt die Annahme entgegen, daß dies durch Titus geschah, der dabei wenigstens anfangs, unbehindert durch einen Verdacht gegen seine Redlichkeit, die Collecte in Gang bringen konnte. Und zwar, wie VII, 2—4 angenommen, nach dem 1. Briefe. Wenn vorher, so würde es I, 16 erwähnt sein. Man darf vielleicht noch vermuthen, daß er den heftigen Conflict in Korinth mit erlebt und Paulus Nachricht darüber gebracht hat.

X. Ueber den 2. Brief Kap. 1—9 mußte bezüglich der Abfassungszeit wie der Ausscheidung von 6, 14—7, 1 das Nöthige schon III ex.; IV, 1 und II, 3, bezüglich des Inhalts manches schon VIII, 1 fg.; IV, 3; V, 2 vorausgenommen werden. Nach dem Gruße (1, 1 fg.) dankt Paulus Gott für seine Rettung aus schwerer Lebensgefahr im Hinblick auf die daraus hervorgehende Stärkung seiner Einheit mit der Gemeinde (1, 3—11),

in deren Interesse er sofort die Lauterkeit seiner Gesinnung speciell bei Abänderung seines Reiseplanes darlegt (1, 12—2, 4) und sein Einverständniß mit dem Verfahren gegen den Beleidiger erklärt (2, 5—11). Die Mittheilungen über die Sorge um die Gemeinde, in der er dem Titus entgegengereist (2, 12 fg.), bricht er ab, um zunächst die Hoheit seines Apostolats (2, 14—17) insbesondere gegenüber dem Judaismus (3, 1—4, 6), seine persönliche Freudigkeit darin auf Grund der Hoffnung der himmlischen Herrlichkeit trotz aller äußern Erniedrigung (4, 7—5, 10) und die innere Wahrheit seiner Auffassung der Versöhnung durch Christus gegenüber dem Rühmen äußerer Vorzüge (5, 11—21) darzulegen. Um aber auch Mahnungen (6, 1 fg.) Eingang zu verschaffen, erweist er nochmals die göttliche Kraft seiner apostolischen Thätigkeit in aller äußeren Niedrigkeit (6, 3—10), bittet die Korinther, ihm ihre volle Liebe zu schenken (6, 11—13) und alle früheren Beschuldigungen definitiv als irrig zu erkennen (7, 2 fg.), und spricht in hohen Worten seine Freude darüber aus, daß sie auf seinen strengen Brief hin ihren Sinn geändert haben (7, 4—16). Hierauf empfiehlt er angelegentlich die Collecte (8 fg.). Ueber den Schluß 13, 11—13 s. VIII, 2 ex.

XI. Der Erfolg des 2. Briefes war, wie zu erwarten, ein günstiger. Bald kam Paulus selbst nach Korinth (III ex.) und hat hier jedenfalls den Römerbrief geschrieben, auch wenn Röm. 15, 25 fg. und 16, 23 (vgl. I Kor. 1, 14) nicht zu demselben gehören sollten. Das Fehlen jeder Klage im Römerbriefe scheint es zu bestätigen, daß Paulus aus dem Kampfe als Sieger hervorgegangen war. Aber sehr bald mußte er scheiden und diese wichtige Pflanzstätte des Christenthums ihrer eigenen Weiterentwickelung überlassen, in welcher die ihrem ersten Aufblühen so gefährlichen Parteiungen völlig verschwanden. 40—60 Jahre später sind an ihre Stelle ganz andere Streitigkeiten getreten[20], und um 170 gilt es dem Bischof Dionysius[21] als eine ausgemachte Sache, daß seine Gemeinde von Paulus und Petrus in gleichzeitigem Wirken gegründet worden sei.[22]

Neuere Literatur. Commentare von Billroth (1833), Rückert (1836 fg.), Osiander (1847—1858), Ewald (Sendschreiben des Paulus, 1857), Adalb. Maier (1857—1865), Neander (1859), Burger (1859 fg.) und in den Gesammtwerken über das Neue Testament von Olshausen, de Wette, Meyer (6. Auflage von Heinrici), Lange, Bunsen, Hofmann, Reuß (la Bible); nur zum 2. Brief von Klöpper (1874); bisjetzt nur zum 1. Brief von Heinrici (1880) und Holsten (Evangelium des Paulus I, 1; 1880). — Specialschriften zur Kritik außer den bereits genannten: Bleek, Theol. Stud. und Krit. 1830, 614—632; Baur, (Tübinger) theol. Jahrbücher 1850, 139—185; Holtzmann in Herzog's Realencykl. XIX (1865), 730—734, in Schenkel's Bibellexikon III (1871), 575—582 und in Zeitschr. f. wissensch. Theol. 1871, 296—302 und 1879, 455—492; Hilgenfeld, ebendas. 1871, 99—120; Klöpper, Untersuchungen über den 2. Brief (1869); Eylau, Zur Chronologie der Korintherbriefe (Landsberg a. d. W., 1873); Hagge, Jahrbücher f. protest. Theol. 1876, 481—531, mit Nachschrift von Lipsius; Weizsäcker, Jahrbücher f. deutsche Theol. 1876, 603—653. *(Paul Wilh. Schmiedel.)*

KORINTHISCHER KRIEG. Unter diesem Namen werden in der Geschichte der alten Hellenen die Kämpfe zusammengefaßt, welche im J. 395 mit der Schlacht bei Haliartos beginnen und mit dem Frieden des Antalkidas schließen. Diese Episode der altgriechischen Geschichte hat ihre Bedeutung als die erste Erhebung der griechischen Mächte von mittlerer Stärke gegen die erdrückend empfundene Suprematie der Spartiaten in Griechenland. Die nahezu schrankenlose Macht, welche die Spartiaten seit Athens vollständiger Ueberwältigung im J. 404 v. Chr. in der ganzen Griechenwelt ausübten, war von ihnen bekanntlich so schwer gemisbraucht und dadurch die Stimmung gerade ihrer alten langjährigen Verbündeten im Kriege gegen Athen so gereizt geworden, daß zehn Jahre nach Zertrümmerung des attischen Reiches halb Griechenland zu den Waffen griff, um sich der Lakonenherrschaft womöglich zu entziehen. Athen war damals viel zu schwach, um schon jetzt wieder das Signal zu einem solchen Kampfe geben zu können. Die stärkste Leidenschaft gegen Sparta tobte dagegen bei den Thebanern und Korinthiern; überall natürlich bei den unterdrückten Demokraten gegenüber den durch Sparta gestützten Oligarchen. Den Anstoß aber und die Mittel, gegen die Spartiaten in dem Augenblicke in Griechenland loszu-

20) Clem. Rom. ad Cor. I, 1; 47 und sonst. S. die Artikel Kirchenväter S. 242 und Kirche S. 130. 21) Bei Eusebius, Hist. eccl. II, 25, 8. 22) Uebersicht der Ereignisse, wobei das blos Vermuthete in ( ), secundäre Vermuthungen in [ ].

1. Paulus über $1\frac{1}{2}$ Jahre in Korinth 52/53—54/55: I, 2, 1—5; 3, 1 fg.; Apostelgesch. 18, 1—18.

2. Apollos in Korinth: I, 3, 6; 16, 12; Apostelgesch, 18, 24—19, 1.

(3. Zwischenreise aus Ephesus und zurück cc. 56/57. Betrübniß: II, 2, 1; 12, 14; 21; 13, 1 fg.; I, 16, 7).

[Ankündigung der Wiederkehr: II, 13, 2; I, 4, 18].

4. Verlorener Brief: I, 5, 9.

(5.) Leute der Chloe nach Ephesus: I, 1, 11.

(6.) Timotheus nach Korinth gesandt: I, 4, 17; 16, 10 fg.; vgl. Apostelg. 19, 21 fg.

(7^a.) Stephanas u. s. w. nach Ephesus: I, 16, 17 fg.

(7^b.) Brief der Korinther: I, 7, 1.

8. 1. Brief vor Ostern (57/58). (Erster) Reiseplan I, 16, 5—8.

(9. Günstige Nachrichten II, 1, 13 fg. [incl. Excommunication des Blutschänders]). [Durch den zurückkehrenden Timotheus.]

(10. Reiseplan von II, 1, 15 fg. nach Korinth.)

[Durch Titus, der zugleich die Collecte begann: II, 12, 18; 8, 6.]

11. Erstarken der Gegner (d. h. der Christuspartei). (Beleidigung gegen Paulus: II, 2, 5—11; 7, 12.) [Durch Titus gemeldet.]

(12. Zwischenbrief: II, 10, 1—13, 10 und mindestens noch die Forderung, den Beleidiger zu bestrafen: II, 7, 8; 2, 9. [Durch Titus: II, 7, 15]. Ueber den Reiseplan anscheinend Ja und Nein: II, 12, 14. 13, 1; 12, 20 fg. 13, 10; 2, 3).

13. Paulus nach Macedonien: II, 2 12 fg. Gute Nachrichten durch Titus: II, 7, 5—16.

14. 2. Brief (1, 1—6, 13; 7, 2—9, 15; 13, 11—13; October bis December 57/58: II, 8, 10; 9, 2; Apostelg. 20, 3; 6. Durch Titus: II, 8, 16 fg.

15. Paulus nach Hellas (Korinth): Apostelg. 20, 2.

schlagen, wo deren tapferer König Agesilaos einen glücklichen, großen Erfolg versprechenden Krieg in Kleinasien führte, bot den Gegnern der Spartiaten ein schlauer Schachzug der persischen Politik. Der persische Karanos oder Vicekönig Tithraustes in Sardes nämlich benutzte die Ruhe, die ihm ein im Sommer 395 v. Chr. mit Agesilaos geschlossener Waffenstillstand gewährte, um (parallel mit des Königs Raubzügen in der Satrapie des Pharnabazos, und den neuen Rüstungen des Königs für einen innerasiatischen Feldzug) durch den Rhodier Timokrates Verbindungen mit den Thebanern und Korinthiern anzuknüpfen. Untereinander und mit Argos verbündet und durch die Perser mit erheblichen Geldmitteln versehen, rüsteten sie zum Krieg, den die Böotier eröffneten. Sei es, daß diese den Anstoß selbst gegeben hatten, sei es, daß der erste Brand ohne ihr Zuthun sich entzündete: im Spätsommer 395 v. Chr. brach eine locale Fehde aus zwischen den Phokern und den Opuntischen Lokrern. Von letztern zu Hülfe gerufen, traten die Böotier sofort unter die Waffen; und als jetzt die Phoker ihrerseits in Sparta um Hülfe baten, war der große Krieg nicht mehr zu verhindern. Die Spartiaten nämlich, durch den energischen Lysandros berathen, waren gewillt, mit aller Kraft loszuschlagen, um dadurch die unruhigen und trotzigen Thebaner endlich gründlich niederzuwerfen. Aber ihre Uebereilung führte zu einer höchst gefährlichen Katastrophe. Ein Vermittelungsvorschlag der Athener wurde natürlich in Sparta abgelehnt — nun schloß unter Thrasybulos' Leitung auch Athen die Allianz mit Theben. Lysandros aber eilte nach Phokis, sammelte ein bundesgenössisches Heer und brach in Böotien ein; anfangs siegreich, eroberte er die Städte Lebadeia und Orchomenos, griff dann aber — ohne auf die Ankunft des ihm wenig sympathischen Königs Pausanias zu warten, der mit 6000 Peloponnesiern von Korinth her anrückte — die Stadt Haliartos an (im Herbste 395) und fand dabei den Tod. Nun löste sich sein Corps auf. Da nun auch Pausanias bei der zweifelhaften Stimmung seiner Krieger nichts ausrichtete, vielmehr unter Abschluß eines unrühmlichen Waffenstillstandes mit den Thebanern sein Heer über den Isthmos zurückführte, so erhielt jetzt die Lage der Dinge eine für Sparta höchst drohende Gestalt. In Nord- und Mittelgriechenland stürzte (während des Winters 395 auf 394 v. Chr.) sein Machtsystem in Trümmer. Korinth fiel offen an Sparta ab, auf dem Isthmos trat ein Bundesrath der kriegführenden Staaten (Korinth, Theben, Athen und Argos) zusammen, und auf dessen Ruf fielen schnell nacheinander Leukas, Ambrakia, die Ozolischen Lokrer, Euböa, fast ganz Thessalien von Sparta ab, und traten dem neuen Bündniß bei, dessen Aufgabe und Ziel es nun wurde, die Stellung der Spartiaten auch im Peloponnes zu erschüttern.

Im Frühlinge 394 sammelte sich unter den Mauern von Korinth ein sehr bedeutendes Bundesheer, darunter 7000 attische und massenhafte böotische Krieger (darunter 5000 Hopliten). Nun boten auch die Spartiaten ihre ganze Kraft auf. Ihr Heerführer Aristodemos machte Sikyon zu seinem Hauptquartier, und im Juni 394 kam es an dem Grenzbache Nemea zu einer mörderischen Schlacht, in welcher beide Parteien je 20,000 Hopliten auf den Kampfplatz brachten (die Verbündeten waren aber an Reiterei und leichten Truppen stärker), und nach mörderischem Kampfe endlich die bessere und einheitlichere Führung der Spartiaten den Sieg davontrug. Die größte Gefahr für Sparta war abgewehrt. Aber die Isthmuspässe behaupteten die Verbündeten doch.

Die rasche Zerschmetterung der Coalition gelang aber auch dem Könige Agesilaos nicht, der während der höchsten Noth seiner Landsleute in aller Eile im Frühlinge 394 durch die Boten seiner Regierung zur Aufgabe seines innerasiatischen Feldzuges veranlaßt und zur Rückkehr auf dem Wege von Antandros über den Hellespont durch Thrakien, Makedonien und Thessalien genöthigt worden war. Im August 394 erkämpfte Agesilaos freilich bei dem böotischen **Koroneia** über das Bundesheer einen glänzenden tactischen Sieg; aber er konnte es doch nicht wagen, von da aus über den Isthmus vorzudringen, sondern mußte sein Heer von Phokis aus zu Schiffe über den Korinthischen Golf nach dem Peloponnesos führen.

Und nun erhielten die Verbündeten eine gewaltige Verstärkung. Noch vor der Schlacht bei Koroneia hatten die persischen Flottenführer Pharnabazos und Konon die Flotte der Spartiaten bei Knidos vernichtet. Darauf hin war die gesammte asiatische Macht der Spartiaten von Rhodos bis zum Hellespont im Nu verloren gegangen, und nun erschien im Frühlinge 393 die persische Flotte auch an der Küste des Peloponnesos. Im Mai dieses Jahres begrüßten die persischen Admirale den Bundesrath auf dem Isthmus. Pharnabazos überwies den Verbündeten bedeutende neue Geldmittel, mit deren Hülfe nun einerseits die Korinthier eine Flotte für den westlichen Golf ausrüsteten, andererseits ein starkes Söldnerheer aufgestellt wurde. Konon aber, der geborene Athener, eilte, um mit persischen Geldern und mit Hülfe namentlich der Böoter, die „langen Mauern" und die Festungswerke des Piräus in aller Schnelligkeit so weit herstellen zu lassen, daß sie wenigstens „sturmfrei" wurden.

Seit dieser Zeit erscheinen die Stimmungen der Spartiaten in der Art getheilt, daß die **eine** Partei, die alte Schule des Lysandros, stärker dahin dringt, das Wiederaufleben der Macht Athens zu verhindern, während die andere Partei, namentlich durch Agesilaos vertreten, die Spitze wesentlich gegen Theben richtet. Zunächst aber mußte sich der Kampf auf die Umgegend von Korinth concentriren. Es war für die Spartiaten unbedingt nöthig, die gefährliche Allianz zwischen Argos und Korinth zu sprengen, die reiche, seemächtige und strategisch so höchst werthvolle Stadt am Isthmus wieder für sich zu gewinnen und weiter die Isthmuspässe wieder sicher zu besitzen, durch welche doch erst der Stoß, sei es gegen Athen, sei es gegen Böotien, mit Nachdruck geführt werden konnte.

Für die nächsten Jahre seit dem Erscheinen der persischen Flotte am Isthmus gestaltet sich der nun recht eigentlich „**korinthische**" Krieg in seinen Grundzügen

etwa so. Das Hauptgewicht fällt längere Zeit auf den Kampf um die Zugänge zum Isthmus; namentlich um die langen Mauern, welche damals die Korinthier nach attischem Vorbilde von ihrer Stadt bis nach dem Hafen Lechäon gezogen hatten, um dadurch zugleich den Spartiaten den bequemsten Weg nach dem Isthmus zu versperren. Hand in Hand mit den Kämpfen in der unmittelbaren Nachbarschaft von Korinth gehen Fehden auf der Grenze des Gebiets von Argos, und weiter das Ringen der Korinthier und der Spartiaten um die Seeherrschaft auf dem Korinthischen Golfe. Auf seiten der Spartiaten ist namentlich deren König Agesilaos thätig. Auf der Seite der gegen Sparta verbündeten Staaten begründete damals der junge athenische General Iphikrates seinen Ruf als ausgezeichneter Taktiker; namentlich an der Spitze der von ihm neu geschulten und bewaffneten, aus Söldnern bestehenden, neuen Waffengattung der Peltasten, (theils eines im Verhältniß zu den Hopliten leichteren Linienfußvolkes, theils eigentlicher „leichter" Truppen). Ueber die chronologische Einordnung der vielen Kampfscenen der nächsten Zeit in bestimmte Jahre besteht zwischen den Bearbeitern dieser Partie griechischer Geschichte (theils in den großen Hauptwerken, theils in einigen speciellen Schriften) mehrfache Differenz; doch sind wenigstens die Daten der Hauptereignisse ziemlich allgemein gleichmäßig angeordnet. — Mit ganz besonderer Energie wurde in den Jahren 392, 391 und 390 gestritten, nachdem im Frühjahre 392 die Demokratie in Korinth hundert Aristokraten durch Soldaten von Argos hatte ermorden lassen und sich dann den Argivern vollständig in die Arme warf. Damals nämlich machten es korinthische Aristokraten dem Spartiaten Praxitas möglich, Lechäon und die langen Mauern zu nehmen und Korinth von Mittelgriechenland abzuschneiden. Iphikrates aber und das athenische Heer gewannen bald wieder die Oberhand und drängten die Spartiaten auf Lechäon zurück. Nun aber brach im J. 391 König Agesilaos die langen Mauern vollständig; und im J. 390 glückte es ihm auch, einen für die Korinthier höchst werthvollen Theil ihres Gebiets, die jenseit des Isthmus belegene Halbinsel Peiräon, zu erobern und auszurauben. Dafür glückte gleich nachher den Peltasten des Iphikrates ein großer Sieg: die vollständige Vernichtung von 600 spartiatischen Hopliten unter den Mauern von Korinth.

Seit dieser Katastrophe erlahmte der Krieg bei Korinth. Agesilaos für seine Person gab diesen Theil des Kriegsschauplatzes auf, und zwang die Akarnanen durch Verheerung ihres Landes (389), den Korinthischen Bund zu verlassen und sich unter Spartas Hoheit zu stellen (388). Die wirkliche Entscheidung dagegen wurde theils durch den Seekrieg, theils durch die diplomatischen Beziehungen der Spartiaten zu Persien herbeigeführt. In Sparta hatte allmählich die Partei das Uebergewicht gewonnen, die es für unmöglich hielt, gleichzeitig gegen halb Griechenland den Krieg zu führen und die Feindseligkeiten gegen die Perser fortzusetzen, — die es also für wohlgethan erachtete, durch Preisgebung der asiatischen Griechen den Frieden mit den Persern zu erkaufen und durch die Hülfe der Perser das Uebergewicht in Griechenland wieder zu gewinnen. Seit 392 regierte in Sardes der Perser Tiribazos, ein Gegner der Athener, bei dem der spartiatische Gesandte Antalkidas ohne Mühe nicht nur die Thätigkeit Konon's zu verdächtigen und zu lähmen vermochte, sondern auch mit der Idee Anklang fand, durch Proclamirung absoluter Autonomie aller griechischen Städte jede Föderation zu sprengen, die den Persern (und den Spartiaten) irgendwie gefährlich werden konnte. Noch freilich war Tiribazos nicht im Stande, den persischen Hof für Sparta günstig zu stimmen. Ja, als dieser Statthalter durch den energischen Struthas ersetzt wurde, schickten die Spartiaten (391) zuerst den Thibron nach Ephesos, und stellten nach dessen Untergange des Agesilaos trefflichen Halbbruder Teleutias an die Spitze einer an der asiatischen Küste mit Glück operirenden Flotte. Nun erschienen auch die Athener auf diesem Kampfplatze. Mit 40 Schiffen gewann ihr alter, tüchtiger Thrasybulos im J. 390 auf der Linie von Byzantion bis Lesbos erhebliche Erfolge. Bald aber verließ sie das Glück wieder. Thrasybulos fand 389 bei einem Brandschatzungszuge in der Nähe von Aspendos den Tod. Nun mußte Iphikrates von Korinth abberufen werden, um am Hellespont zu fechten. Aber der Kaperkrieg der Spartiaten und Aegineten von Aegina aus gegen Attika ermüdete das Volk, welches seit 391, nämlich seit der unbesonnenen Unterstützung der gegen die Perser in Cypern und Aegypten entbrannten Empörungen, nun auch die Gunst des Großkönigs verscherzt hatte.

Da nun auch die übrigen Gegner der Spartiaten des wider ihr früheres Hoffen ergebnißlosen Krieges satt waren, die Perser aber in Susa die Herstellung des Friedens wünschten, um griechische Söldner gegen Aegypten werben zu können: so hatte Antalkidas im J. 388 als Admiral und Gesandter der Spartiaten leichtes Spiel. Der seit 389 wieder in Sardes schaltende Tiribazos ging mit ihm nach Susa, wo zuerst zwischen Persien und Sparta Friede und Bündniß geschlossen wurde. Dann ersetzte der Großkönig am Hellespont den Pharnabazos durch des Antalkidas Freund Ariobarzanes, und im Frühlinge 387 konnte Antalkidas im Aegäischen Meere mit Hülfe aus Persien und aus Syrakus seine Flotte bis auf 80 Schiffe bringen, denen die Athener nur 32 entgegenzustellen hatten. Bald waren die letzteren so weit matt gesetzt, daß sie sich zum Frieden entschlossen, um nicht wieder einer Katastrophe wie 404 v. Chr. entgegengehen zu müssen.

Auf den Ruf des Tiribazos kamen im Sommer 387 v. Chr. die Gesandten aller kriegführenden Staaten in Sardes zusammen, wo die zu Susa festgestellten Bedingungen mitgetheilt wurden. Dieser Antalkidische Friede, der nachher noch zu Sparta durch die Gesandten der griechischen Staaten endgültig genehmigt wurde, bedeutete einerseits für die Perser einen großen Sieg und für Griechenland eine schwere Demüthigung; denn damals wurde das asiatische Griechenland staatsrechtlich an die Perser überlassen und für die auf das übrige Griechenland bezüglichen Bestimmungen übernahm der

Großkönig die Garantie. Weiter aber endigte in Europa der langwierige Krieg mit dem vollständigen Siege der Spartiaten. Das System der allgemeinen Autonomie stellte allerdings Athen wieder ganz selbständig hin, ließ auch ausnahmsweise den Athenern den Besitz der Inseln Skyros, Irebros und Lemnos. Aber die neue Verbindung zwischen Argos und Korinth mußte aufhören; die Demokratie von Korinth wich wieder vor ihrer aristokratischen Gegnerschaft; die Thebaner aber mußten die Oberhoheit über Böotien fallen lassen. Das Recht aber, welches Persien den Spartiaten zusprach, die Stipulationen des Vertrages in Griechenland durchzuführen und zu überwachen, bot ihnen die Chance, unter schlauer Ausnutzung des Systems der allgemeinen Autonomie ihre Macht in anderer Weise als bisher wuchtig wieder herzustellen.

Vgl. neben den Werken von Grote und Curtius die Specialschriften von Sievers, Geschichte Griechenl. vom Ende des Pelop. Krieges bis zur Schlacht bei Mantinea (Kiel 1840); Lachmann, Geschichte Griechenl. vom Ende des Pelop. Krieges bis auf Alexander den Gr., Bd. I (Leipzig 1839); G. Hertzberg, Agesilaos II. von Sparta (Halle 1856); Beloch, Die att. Politik seit Perikles (Leipzig 1884; von Stern, Gesch. der spart. und theban. Hegemonie (Dorpat 1884). *(G. F. Hertzberg.)*

KORINTHISCHES ERZ (*κορίνθιος χαλκός*, aes Corinthium). Neben dem delischen und äginetischen Erze (Plinius 34, 9 fg.) war das korinthische eine im Alterthume berühmte, besonders von den reichen Römern gesuchte Metallcomposition. Leider sind wir über die Beschaffenheit derselben nur wenig unterrichtet. Plinius (9, 139; 37, 49) berichtet, das korinthische Erz bestehe aus einer Mischung von Gold, Silber und Kupfer. Buch 34, 8 unterscheidet er drei Arten: das weiße, bei dem das Silber vorherrscht, das gelbe, in dem die Natur des Goldes hervortritt, und eine dritte, bei der alle drei Metalle gleichmäßig zur Geltung kommen. Die Erzählung, das das Erz beim Brande von Korinth, als es 146 v. Chr. durch Mummius zerstört wurde, zufällig durch Zusammenschmelzen von Statuen aus Gold, Silber und Kupfer entstanden sei (Plinius 34, 6; Florus I, 32), ist offenbar eine spätere Fabel. Andere Fabeln über die Entstehung bei Plutarch (De Pyth. or. 2), Petronius 50. Ueber den wahren Ursprung und das wahre Alter sind wir ebenso wenig unterrichtet wie über die wahre Zusammensetzung. Alle Vermuthungen über letztere (vgl. z. B. Fiorello im Kunstblatte 1832 Nr. 97) schweben in der Luft. Was Bibra, Die Bronze- und Kupferlegirungen der alten Völker (Erlangen 1869 S. 46 fg.), darüber bietet, ist nichts als eine schlechte Paraphrase des Plinius. Nach Plinius (34, 7) wurden aus dem Erze nur Geräthe gemacht, in Wahrheit fertigte man aber auch Statuen daraus. Plinius, Ep. III, 6; Martial XIV, 172. *(Leop. Julius.)*

Korjaken (Korjäken), s. Tschuktschen.

Korkeiche, s. unter Quercus.

KÖRLIN (oder Cörlin an der Persante), preußische Stadt in der Provinz Pommern, Regierungsbezirk Köslin, Kreis Kolberg-Körlin, am Einflusse der Radüe in die Persante, 8 Kilom. von Belgard gelegen. Die 3299 (1880) Bewohner, von denen 1594 männlichen und 1705 weiblichen Geschlechts sind, führen in 266 Häusern 719 Haushaltungen. Zur Stadt gehören 1326 Hekt. Land; davon sind 713 Hekt. Acker. Der Ort hat Bahnhof, Post- und Telegraphenamt, eine Pfarrkirche und ein Waarendepot. Er kam im J. 1240 an das Bisthum Kammin und wurde in späterer Zeit die Residenz der Bischöfe. *(G. A. von Klöden.)*

KORN bezeichnet die Feinheit, den Feingehalt einer Münze, das Verhältniß ihres Feingewichts zum Schrot oder Rohgewicht (Rauhgewicht, Gesammtgewicht). Einige wenden den Ausdruck Korn für Feingewicht an, und es empfiehlt sich daher, statt seiner „Feinheit" zu sagen. Früher wurde das Korn bei den Goldmünzen auch wol Karatigkeit, bei den Silbermünzen Löthigkeit genannt, weil die Feinheit einen Bruch bildet, dem man, namentlich in Deutschland, als Nenner beim Golde die Zahl 24, beim Silber die Zahl 16 gab; die Vierundzwanzigstel (Karat genannt) wurden wieder in Zwölftel (Grän genannt), die Sechzehntel (Loth genannt) in Achtzehntel (Grän genannt) getheilt, sodaß die Grän beim Gold und beim Silber gleiche Verhältnißtheile, und zwar $^1/_{288}$, waren; die eben erklärte Bezeichnungsart der Feinheit nannte man das Probirgewicht. Seit 1857 gibt man in den meisten Ländern, wie lange schon in Frankreich, die Feinheit in Tausendtheilen an, z. B. die jetzigen deutschen Gold- und Silbermünzen, dann die französischen Goldmünzen und silbernen Fünffrankenstücke, die Goldmünzen und fast alle Silbermünzen der Vereinigten Staaten von Amerika, wie die heutigen skandinavischen Goldmünzen sind 900 Tausendtheile oder $^9/_{10}$ fein. Was bei den Münzen die Feinheit oder das Korn heißt, wird bei den übrigen Gold- und Silberwaaren die Probe genannt. Ursprünglich war das Korn (auch „Gerstenkorn") ein kleines Gewicht für Edelmetall, der Schwere des Gerstenkorns entnommen (daher der Name), und als solches = Grän (ebenfalls anfänglich ein Gewichtsbegriff, das latein. granum, Korn), in Deutschland $^1/_{288}$ der Gewichtsmark (s. oben). — Im deutschen Mittelalter hieß Korn auch ein kleines Längenmaß, meist das Zwölftel des Zolles, später Linie genannt, weil man als maßgebende kleinste Einheit ein Getreidekorn, besonders ein Gerstenkorn, angenommen hatte; ähnlich dienten bei den Römern Bohnen: faba (Bohne) und lupinus (Lupine, Feigbohne). *(F. Noback.)*

KORN, der Feuerwaffen, bildet einen Theil der Zielvorrichtung derselben, während das Visier den zweiten Theil bezeichnet. Letzteres befindet sich an dem hintern Theile der Gewehrläufe und Geschützröhre in Form eines dreieckigen Einschnittes, ersteres an dem vordern Theile derselben in Form einer dreikantigen Erhöhung. Beim Zielen muß der Schütze bezw. der richtende Kanonier den tiefsten Punkt des Einschnitts und den höchsten Punkt der Erhöhung mit dem Zielpunkte in eine Verticalebene bringen. Das Korn der Gewehre wird meist länglich und mit breiter Grundfläche gestaltet, damit es eine feste

Auflage auf dem Laufe hat, seine obere Fläche läßt man nach vorn abfallen, damit die hintere obere Spitze sich um so besser markirt, seine Seitenflächen müssen genau gleich geböscht sein, damit der Schütze vor einem Verdrehen des Gewehres und einem Seitwärtsschießen bewahrt wird, sein Material darf weder rosten noch sich leicht verbiegen, muß dabei hell sein, damit es sich in dem dunkeln Visireinschnitte und auf dem meist dunkeln Ziele scharf abhebt. Stahl, Neusilber oder Messing werden daher als Material für das Gewehrkorn vorgezogen. Bei den Geschützröhren, die mit einer wulstartigen Erhöhung, dem Kopfe, nahe ihrer Mündung versehen sind, befindet sich das Korn in dachförmiger oder pyramidaler Form auf diesem Kopfe angebracht. Bei den modernen Röhren, bei denen der Kopf fortgefallen ist, hätte das Korn in der Nähe der Mündung eine bedeutende Höhe erhalten müssen und wäre dann leicht Beschädigungen ausgesetzt gewesen; man hat es daher bei diesen Röhren entweder auf den Schildzapfen oder nahe demselben auf dem Rohre placirt, dadurch freilich eine sehr viel kürzere Visirlinie erhalten, durch welche die natürlichen Richtungsfehler vergrößert werden. Zur Vermeidung letztern Uebelstandes ist man später wieder zu der Stellung des Korns nahe der Mündung zurückgekehrt, hat dasselbe aber zur Sicherung gegen Beschädigungen zum Umklappen eingerichtet, ihm einen flachen Körper gegeben und diesen oben mit einem W-förmigen Einschnitte versehen, über dessen mittlere geschützte Spitze gerichtet wird. *(von Loebell.)*

KORNAH, Hauptort eines zum Sandschak Basra, Vilajet Basra, gehörigen Kasa, liegt am Tigris gleich oberhalb seiner Vereinigungsstelle mit dem Euphrat und ist demnach die südlichste Ortschaft Mesopotamiens. Der Tigris, dessen Bett in seinem obern Laufe niedriger ist als dasjenige des Euphrat, sodaß er von letzterm mittels der das merkwürdige Zweiströme-Land durchschneidenden Kanäle Zufluß erhält, beginnt eine Strecke unterhalb Bagdad seinen Wasserspiegel allmählich über denjenigen seines Parallelstromes zu erheben, welchem er durch die untern Kanäle selber Wasser zusendet. Trotzdem fassen die Ufer die Fülle nicht, und sich weit und breit über die Niederung ergießend, bilden die Gewässer ein ungesundes Sumpfland zu beiden Seiten des Stromes. Erst vier Stunden südlich vom Ausgangspunkte des Natta-Kanals fängt das westliche, rechte Tigrisufer an, inselmäßig bis an die Euphratmündung hin über dem Marschlande aufzuragen, sodaß auch die Hochwasser nur selten und vorübergehend hinanreichen, und da der Boden daselbst auch von den im südlichen Mesopotamien so häufigen, der Vegetation schädlichen Salztheilen freier ist, so findet dort die Dattelpalme, der vornehmlichste Nutzbaum Arabiens, einen geeigneten Standort. Demgemäß mit herrlichen Dattelhainen bepflanzt, bildet die besagte, fast eine geogr. Meile lange Bodenerhöhung das Weichbild des an ihrem Südwestende liegenden Städtchens Kornah. Der Tigris, hier Schatt-ed-Didschleh, Tigrisstrom geheißen, nähert sich der Vereinigungsstelle mit so bedeutendem Gefälle, daß die Gewässer 6—7 Knoten in der Stunde zurücklegen. Gleich unterhalb der Stadt wendet sich der vereinigte Strom als Schatt-el-Arab 600 Schritt breit in einer anhaltenden Tiefe von 20 Fuß in südöstlicher Richtung der Provinzialhauptstadt Basra und weiter dem Persischen Meerbusen zu. Die Niederungen oberhalb Kornahs leiden zum Theil so viel unter den stagnirenden Gewässern, daß sich ihr Erträgniß auf üppige Sumpfvegetation, Gramineen, Arundinaceen, Agrostisarten u. dgl. mehr beschränkt. Jedoch findet in den Euphratmarschen, wo die Ueberflutung mit einer gewissen Regelmäßigkeit eintritt, bedeutender Reisbau statt, welcher an dem mit seinem Hochwasser unberechenbaren Tigris ganz fehlt. Zu zeiten gleicht die Niederung einem unübersehbaren Landsee, aus welchem nur hier und da ein Dattelwald oder eine isolirte Schilfhütte hervorragt. — Obwol auch die größern Seedampfschiffe den Schatt bis Kornah hinauffahren können, und der Ort sich durch seine Lage zu einer wichtigen Zwischenstation auf der den Euphrat hinauflaufenden Welt-Handelsstraße zu empfehlen scheint, so ist doch seine Bedeutung bis dahin gering. Der Verkehr der Stadt beschränkt sich auf die benachbarten Beduinen, die Muntefik am Euphrat und die in der Tigrisniederung umherziehenden Beni Lâm und Abu Mohammed, welche ihr Bedürfniß an Stoffen, Schmuckgegenständen, eisernen Werkzeugen und Colonialwaaren in Kornah einkaufen und dagegen dort die Erträgnisse ihrer Vieh- und Feldwirthschaft zu Markte bringen. Die Stadt besteht aus einer doppelten Backstein-Ringmauer, welche, der Hauptsache nach auf den Tigris hinabsehend, bis an den Euphrat reicht, und, um der Beutelust der Beduinen Schranken zu setzen, in gutem baulichen Stande erhalten wird. Dem stattlichen Aeußern entspricht das Innere nicht; man findet in der Mauer nur ärmliche Lehmhäuser, welche den Einwohnern als Wohnung dienen. Zu Niebuhr's Zeit hatte der Ort noch eine Besatzung von Janitscharen und scheint ziemlich volkreich gewesen zu sein. Im Anfange dieses Jahrhunderts ging die Einwohnerzahl infolge von Pest und Ueberschwemmungen sehr zurück; neuerdings dürfte sie sich wieder gehoben haben.

Daß in der Blütezeit der Euphrat- und Tigrisländer, von der die alte Geschichte meldet, eine so ausgezeichnete Ortslage wie diejenige Kornahs nicht unbenutzt geblieben, läßt sich von vornherein annehmen. Allerdings fehlt darüber jede directe Angabe; indeß ist mit großer Wahrscheinlichkeit vermuthet worden, daß die Stadt Apamea, die zweite von Seleucus Nicator gegründete und nach seiner Gemahlin, der edeln Perserin Apame, benannte, welche zum Unterschied von dem bekannten syrischen Apamea nach der Provinz, in welcher sie lag, den Beinamen Misenes (von Misene) führte, auf der Stelle des heutigen Kornah zu suchen sei.*) Architektonisch bedeutend dürfte dieses Apamea, welches gar keine Ueberbleibsel zurückgelassen, nicht gewesen sein.

*) Siehe J. A. Rich, Narrative of Koordistan II, p. 391; Ainsworth, Researches in Assyrie p. 144; J. G. Droysen, Städtegründungen Alexander's, S. 126.

Der Name Kornah wird Gehörn gedeutet und soll sich auf die in der Gestalt der Hörner eines Stieres auseinandergehenden beiden Ströme beziehen. Man würde in diesem Falle eine arabische Dualform erwarten, auch paßte ein Auseinandergehen nur auf ein Deltaland. Richtiger ist wol anzunehmen, daß der Name Kornah, welcher Horn und auch Spitze bedeutet, auf die Landspitze zu beziehen sei, in welche Mesopotamien gegen die Vereinigungsstelle der beiden Ströme ausläuft.

(*G. Rosen.*)

KORNÄHREN-ORDEN, der, wurde um 1450 vom Herzoge Franz I. von Bretagne (gest. 1488) gestiftet und zwar wahrscheinlich zur Erinnerung an die Pflege des Ackerbaus durch seine Vorfahren. Ordensregeln sind nicht bekannt, die Kleidung war von weißem Damast und roth gefüttert, das Wehrgehänge roth mit goldener Einfassung und auf dem weißen Mantel lag ein aus vier Kornähren gestaltetes goldenes Kreuz. Die Ordenskette bildete einen Kranz von Kornähren, an welchem als Ordenszeichen ein Hermelin, von einem Spruchbande mit der Devise A Ma Vi umwunden, hing. Die Decoration wurde in Gold und in Silber verliehen, soll auch von der Gemahlin des Stifters und andern Frauen getragen worden sein, doch erlosch der Orden wieder. Eine Abbildung der Ordenstracht findet sich bei Wietz, „Abbildungen sämmtlicher geistlicher und weltlicher Ritter- und Damenorden" (Prag 1821), Bd. 3.

(*J. Graf von Oynhausen.*)

KORNBERG. Am nordöstlichen Vorsprunge des Fichtelgebirges, im bairischen Regierungsbezirke Oberfranken, erhebt sich im Amtsgerichte Rehau der allmählich zu einer Kuppe zulaufende Große Kornberg. Dieser Granitberg gehört jedoch nach äußern und innern Verhältnissen mit seinen Nachbarkuppen dem centralen Gebirge Oberfrankens unmittelbar an, und auch ihn charakterisiren, wie das ganze Fichtelgebirge, hoch gelegene Thaleinschnitte oder flache Einsattelungen, durch welche paßähnlich die Verbindungswege quer über das Gebirge ziehen. Was sich dann weiter noch in nordöstlicher Richtung an den Kornberg anlagert, bildet einen von letzterm beherrschten Gebirgsabschnitt, dessen höchster Punkt 830 Met. beträgt. Dieser Gebirgstheil, nordwärts vom Selberwalde an den Fuß des Kornbergs als Terrasse angehängt, streicht bis Rehau und die obere Regnitz ostwärts, und bildet bis zum Elsterthal ein Bergland von Kuppen und Hügelrücken, das auf bairischer Seite wol als Rehauer-, in Böhmen als Aschergebirge bezeichnet werden darf. Von den wohlabgerundeten Kuppen des innern Korngebirges verschieden, bestehen alle diese Ausläufer des Fichtelgebirges vorwaltend aus krystallinischem Schiefer, aus Gneis, Glimmerschiefer und Urthonschiefer.

(*Ferd. Moesch.*)

Kornblume, s. Centaurea.

KORNELIMÜNSTER oder Cornelimünster, preußische Bürgermeisterei (Flecken) in der Provinz Rheinland, Regierungsbezirk Aachen, Landkreis Aachen, liegt in 221 Met. Höhe am Münsterbach, 8 Kilom. im Südosten von Aachen. Die (1880) 3285 Bewohner, von denen 1676 männlichen und 1609 weiblichen Geschlechts sind, wohnen in 499 Häusern und führen 658 Haushaltungen. Die Bewohner treiben Wollspinnerei, Tuchfabrikation, Gerberei, Steinbruch, Bergbau auf Blei und Galmei u. s. w. Kornelimünster war ehemals eine gefürstete, reichsunmittelbare Benedictinerabtei, welche Ludwig der Fromme im J. 821 in dem damals ungeheuern Ardennerwalde stiftete.

(*G. A. von Klöden.*)

Kornelikirschbaum, s. Cornus.

KÖRNER, Marktflecken in einer vom preußischen Regierungsbezirke Erfurt und dem Fürstenthume Schwarzburg-Sondershausen eingeschlossenen Enclave des Großherzogthums Sachsen-Koburg-Gotha, in hügeliger Gegend am Notterbache, 10 Kilom. von Mühlhausen, 29 von Sondershausen; Post- und Telegraphenamt. Die Zahl der Bewohner belief sich 1880 auf 1530 gegen 1450 im J. 1875. Der Hauptnahrungszweig ist Landwirthschaft, daneben sind 5 Mühlen und 1 Brauerei im Betriebe. Der Verkehr ist gering, weshalb auch die Märkte nicht mehr abgehalten werden. Körner ist der einzige Marktflecken im Herzogthume Gotha, der zwei Kirchen hat: die 1516 erbaute, dem heil. Vipertus geweihte Oberkirche und die 1318 erbaute beatae virginis Mariae genannte Unterkirche. — Im 10. Jahrh. wurde hier gegen die Einfälle der Hunnen eine Burg erbaut, deren Abbruch aber 1075 im Streite König Heinrich's mit den Sachsen und Thüringern erfolgte. Noch heute heißt ein Stück Acker- und Gartenland der Burgwall. Die ältesten Besitzer des Ortes waren die Herren von Corner, die bis ins 15. Jahrh. vorkommen. Im J. 1668 erhielt der Ort Marktgerechtigkeiten. Am 8. März 1596 zerstörte eine Feuersbrunst 264 Gebäude und am 17. Mai 1733 eine zweite 103 Wohnhäuser ohne die Scheunen und Ställe. Am 26. Mai 1852 richtete ein Orkan mit Hagelschlag großen Schaden an. Nördlich vom Orte sind die Trümmer des Klosters Volkenroda, das 1130 vom Grafen Lamprecht I. von Tonna und seiner Schwester Helinburgis gegründet und der Jungfrau Maria geweiht wurde. Die Schutzvogtei über das Kloster behielt sich Landgraf Ludwig I. vor. Schenkungen und Vorrechte brachten es rasch zur Blüte und es gehörten schließlich an 80 Ortschaften zu seinen Erwerbungen und Besitzungen, darunter auch Körner, wo der Abt Dithmar die Marienkirche baute. Im Bauernkriege 1525 wurde das Kloster unter schrecklichen Greueln verwüstet, später nothdürftig wiederhergestellt und 1540 aufgehoben.

(*A. Schroot.*)

KÖRNER (Christian Gottfried), der nicht nur als Vater des Freiheitsdichters und Helden Karl Theodor Körner und als Schiller's vertrautester Freund und Geistesgenosse, sondern auch um seiner selbst willen volle Beachtung verdient, ward am 2. Juli 1756 zu Leipzig geboren. Durch seine Mutter, Sophia Margaretha Stirner, war er dem leipziger Kaufmannsstande nahestehend, während sein Vater, Johann Gottfried, als Magister und Prediger, später als ordentlicher Professor und Superintendent wirkend, einer angesehenen sächsischen Gelehrtenfamilie entstammte. Der große Philologe Johann Matthias Geß-

ner war Taufpathe des Knaben, der, da ein folgendes Mädchen bald wieder starb, das einzige Kind seiner Aeltern blieb. Der Vater, ein streng orthodoxer Lutheraner, erzog den Sohn zur Gottesfurcht; künstlerische Neigungen, denen der Freund Schiller's später huldigte, wurden in dem leipziger Theologenhause nicht erweckt. Am 21. Juni 1769 ward Christian Gottfried in die Landesschule zu Grimma aufgenommen, der er bis zum 29. April 1772 angehörte. Aus dieser Zeit ist uns ein zehnstrophiges Gedicht erhalten, das freilich nichts weniger als poetische Anlage kundgibt (abgedruckt von K. Elze in den „Vermischten Blättern", Köthen 1875). Auf der Schule hatte er sich durch Fleiß ausgezeichnet, so unerträglich ihm auch die „Sklaverei des symbolischen Lehrzwanges" erschien. Religiöse Zweifel ließen sich trotz des besten Willens nicht niederkämpfen; vitam impendere vero wählte der zur Universität Abgehende sich zur Devise. Der Pathe Geßner's hätte sich, wie dies einige Jahre früher auch Goethe's Wunsch war, am liebsten der Philologie gewidmet. „Meine Schullehrer hatten mir eine große Verehrung für alte Literatur eingeprägt — ich beschloß Autoren herauszugeben." Statt dessen sah er sich genöthigt, widerwillig in Leipzig juristische Vorlesungen zu hören, während Garve und Platner in ihm eine Neigung zur Speculation erweckten. Im J. 1776 und 1777 studirte er in Göttingen; dort warf er sich „in das Studium der Natur nebst Mathematik und ihren Anwendungen auf die Bedürfnisse und Gewerbe der Menschen". Allein auch Heyne's und Schlözer's Vorlesungen wurden mit Nutzen gehört. Die akademische Carrière verstand sich für den Sprößling der einflußreichen sächsischen Gelehrtenfamilie von selbst. In schönem Latein geschrieben, reichte er 1778 in Leipzig seine Habilitationsschrift ein: Quem fructum oeconomia politica capiat ex descriptione civium ad ipsius usus accommodata. Nachdem der junge Magister am 23. Sept. seine Thesen öffentlich vertheidigt, erwarb er sich am 15. April des folgenden Jahres den Doctorgrad mit der Dissertation: Quam intersit ICtorum jurisprudentiam naturalem ab universali vivendi norma distingui. Beide Abhandlungen erschienen im Breitkopf'schen Verlage. Im Verkehre mit der Familie Breitkopf, mit der auch Goethe bekannt gewesen (B. Th. Breitkopf hatte Goethe's „Neue Lieder" in Melodien gesetzt), entwickelte sich Körner's bisher unterdrücktes Talent für die Musik, das er mit warmer Liebe lebenslang theoretisch und praktisch bethätigte. Im Breitkopf'schen Hause lernte er auch seine Minna, d. h. Anna Maria Jacobina Stock (geb. 11. März 1762; gest. 20. Aug. 1843) und ihre Schwester Johanna Dorothea kennen. Bei ihrem Vater, dem 1779 gestorbenen Kupferstecher Joh. Mich. Stock, hatte Goethe als leipziger Student die Führung der Nadel erlernt, und so war es Minna, welche später die Verbindung zwischen ihrem Manne und Goethe herbeiführte und dadurch mittelbar auch die Annäherung zwischen Goethe und Schiller anbahnte. Das beginnende Liebesverhältniß zwischen Minna Stock und dem zweiundzwanzigjährigen Privatdocenten wurde zunächst unterbrochen, da letzterer, nachdem er im Sommersemester 1779 Naturrecht, politische Oekonomie und Technologie, von denen ihn selbst ersteres „ziemlich lange interessirte", gelesen hatte, im Herbste 1779 von Dresden aus als Begleiter des jungen Grafen von Schönberg die große Reise durch Deutschland, Holland nach England, von dort durch Frankreich und die Niederlande in die Schweiz antrat, wie sie im vorigen Jahrhundert zur regelrechten Ausbildung deutscher Cavaliere gehörte. Das Reisetagebuch bricht am 4. Oct. 1780 in Zürich ab; Fritz Jacobi, Schlosser und Lavater werden unter den Reisebekanntschaften erwähnt. Nachdem er von Ostern 1781 bis 1782 mit sehr geringem Erfolge wieder politische Oekonomie und Naturrecht in Leipzig gelesen, nahm er die Stellung eines Consistorialadvocaten im leipziger Consistorium an; 1784 ward er als Rath mit 200 Thalern Gehalt an das Oberconsistorium nach Dresden versetzt; zugleich hatte er als Assessor in der Landes-Oekonomie-Manufactur- und Commerzien-Deputation zu arbeiten. Die bereits 1782 erfolgte Verlobung mit Minna entfremdete Körner seinen Aeltern, dafür schloß er einen Freundschaftsbund mit Ludwig Ferdinand Huber, dem Verlobten der älteren Schwester, Dorothea Stock. Gemeinsam begeisterten sich beide Brautpaare an Schiller's Jugenddramen und beschlossen auf Dorchens Vorschlag, dem verehrten Dichter ihre Bewunderung in Briefen auszudrücken. Körner legte den Briefen seine eigene Composition von Amalia's Lied „Schön wie Engel voll Wallhalla's Wonne", Minna eine gestickte Brieftasche bei; jedes der Schreibenden sein Bild. Am 7. Juni 1784 berichtete Schiller von Manheim aus an Dalberg über den Empfang der „artigen Kleinigkeiten" und Briefe, „von vier unbekannten Personen, die voll Enthusiasmus für mich geschrieben waren und von Dichteranbetung überflossen". Allein erst am 7. Dec. 1784 dankte Schiller in einem herzlichen Schreiben seinen Verehrern, deren Schreiben in hoffnungsloser Lage ihn vor Verzweiflung gerettet. Den Plan Schiller's, die Freunde in Leipzig aufzusuchen, machte Körner möglich, indem er durch Göschen's Vermittelung dem Dichter die geforderten 100 Dukaten zur Verfügung stellte. Am 17. April 1785 traf Schiller in Leipzig ein; Körner, eben in Dresden zurückgehalten, suchte in zwei Briefen (2. und 8. Mai) durch offene Darlegung seiner eigenen Geistesentwickelung sich dem Freunde aufs innigste zu nähern, wie ja auch Schiller später durch ähnliche Selbstschilderungen den Geistesbund mit Goethe begründete. Am 14. Mai bot Körner dem Dichter das brüderliche Du an. Sein Vater war am 4. Jan. 1785 als meißener Domherr gestorben und der Sohn dadurch zur freien Nutznießung eines nicht unbeträchtlichen Vermögens gelangt; am 7. Aug. 1785 ward er in der Nicolaikirche zu Leipzig mit Minna Stock getraut. Schiller, der bereits den Geburtstag „unseres theueren Körner" besungen, dichtete ein Hochzeitscarmen von 22 achtzeiligen Strophen (beide Gedichte herausgegeben von K. Goedeke im 4. Bde. der „historisch-kritischen Ausgabe"). Bis zum 10. Sept. lebte das junge Ehepaar allein in Dresden; am 11.

zogen sie mit Schiller gemeinsam nach Loschwitz, wo eine kleine Stunde von Dresden entfernt ihr Wohnhaus auf einem Weinberge stand. Bereits am 8. Juli hatte Körner Schiller das Anerbieten gemacht, er solle, um nicht des Broterwerbs wegen arbeiten zu müssen, ihm die Freude machen, wenigstens ein Jahr lang sich von ihm alle Nahrungssorgen bestreiten zu lassen. In ebenso edelmüthiger Weise, als Körner den Freundesdienst anbot, nahm ihn Schiller am 11. Juli an. Nicht hoch genug kann man es anschlagen, was Körner hiermit für die Ausbildung des Dichters geleistet, welchen Dienst er damit mittelbar dem ganzen deutschen Volke erwiesen hat. Schiller war zu jener Zeit von drückenden Schulden gepeinigt; seine edelsten Arbeiten, wie den „Don Carlos", mußte er unvollendet lassen, um durch schriftstellerische Tagelöhnerarbeit sich kümmerlich fortzubringen. Er fühlte dabei seine Kräfte allmählich erlahmen; der dringend empfundenen Nothwendigkeit, der mangelhaften Bildung seiner Jugend durch gründlichere Studien nachzuhelfen, konnte er nicht genügen; er klagte, daß er bei fortwährender geistiger Ausgabe ohne entsprechende Erweiterung seiner geistigen Hülfsmittel sich ausschöpfen müßte. Da trat Körner helfend dazwischen. Er gewährte ihm für die nächste Zeit eine fast sorgenfreie Muße, welche die endliche Vollendung des „Don Carlos" möglich machte. Wie hoch auch Schiller's Genius Körner's tüchtiges Talent überragte, zur Zeit ihres Zusammenlebens in Loschwitz und Dresden war der um drei Jahre ältere Körner der an Wissen und Erfahrung Reichere und Reifere. Schiller, der neben dem Liede an die Freude noch die „Freigeisterei der Leidenschaft" und die „Resignation" dichtete, wäre als stürmischer Schwärmer eher dem Carlos, Körner Marquis Posa zur Seite zu stellen. Mit kluger Umsicht bestimmte Körner den bisher von den Verlegern geplünderten und betrogenen Dichter, mit Göschen in Verbindung zu treten, mit dem Schiller bald ein dauerndes freundliches Verhältniß verband (Geschäftsbriefe Schiller's gesammelt, erläutert und herausgegeben von K. Goedeke, Leipz. 1875). Körner hatte nach dem Tode seines Vaters, von dessen Predigten er eine Sammlung herausgab (Dessau 1785), sich in geschäftliche Verbindungen mit Göschen eingelassen und sich mit einem Theile seines Vermögens an dem jungen Verlage betheiligt. Göschen erfüllte allerdings die Hoffnungen, welche der für die Literatur begeisterte Körner auf ihn setzte, nur zum kleinen Theil. Ohne Körner's thätige Theilnahme hätte Göschen wol kaum den Verlag der ersten achtbändigen Sammlung von Goethe's Schriften erworben. Nun wurde ihm von Körner auch Schiller („Thalia", „Don Carlos") zugeführt. Von Göschen wurden dann später einzelne Arbeiten Schillers hervorgerufen, zu denen er sich ohne äußeren Anstoß vielleicht nicht entschlossen hätte. Der Einfluß aber, welchen Körner auf Schiller ausübte, läßt sich gar nicht ermessen (Vilmar, „Lebensbilder der Dichter und Germanisten", Marb. 1866, S. 142, 149). Der Entschluß, sich zum Historiker auszubilden, ist von Schiller erst auf Körner's Anregung hin gefaßt worden. Durch ihn wurde Schiller zuerst mit Nachdruck auf Kant hingewiesen, von dem er allerdings bereits durch seinen Lehrer Abel vernommen hatte. Die spätere Hinwendung zur Kant'schen Philosophie, die für Schiller als Denker wie als Dichter entscheidend war, wäre vielleicht nicht erfolgt, wenn Körner nicht schon während ihres Zusammenlebens ihm Kant gepredigt hätte. Körner's bestimmender Einfluß auf Schiller's philosophische Bildung ist denn auch von K. Fischer, Tomaschek, Twesten, Ueberweg, Kuhn mit Uebereinstimmung anerkannt worden. In Schiller's „Philosophischen Briefen" tritt Körner als Mitarbeiter auf; Raphael's Briefe sind jedenfalls zum größeren Theil Körner's Arbeit. Läßt sich auch das Eigenthumsrecht in diesem Briefwechsel so schwer sondern, daß Stern nothgedrungen den ganzen in Körner's Werke mit aufgenommen hat, so geht doch das Eine klar hervor, daß Körner als derjenige erscheint, welcher Schiller's dogmatischen Schlummer gebrochen, ihn als gereifter Führer in die Tiefen der Speculation eingeleitet. Soweit Schiller's herrisches Gefühl der Selbständigkeit, das Fichte gegenüber einen so herben Ausdruck fand, überhaupt sich fremdem Urtheile beugte, so war dies Körner gegenüber der Fall. Ihm legte Schiller in Briefen seine philosophischen Zweifel vor, holte seinen Rath ein, dachte sich bei seinen philosophischen wie dichterischen Arbeiten am liebsten ihn als Leser und Richter. Das abschließende philosophische Hauptwerk, welches Schiller plante, ist uns in seinen Grundzügen nur durch den Briefwechsel mit Körner bekannt. Wenn Schiller seinen Dialog „Kallias" geschrieben hätte, so wäre es der dresdener Freund gewesen, den er sich als Mitunterredner dachte.

Drei Briefwechsel Schiller's sind es, die vor allen andern hervorragen. Die Interessen der deutschen Literatur und allgemeinen Bildung geben dem Verkehre zwischen dem Künstlerpaare Goethe und Schiller das einzig großartige Gepräge. Dem Schwunge von Schiller's Speculation vermochte keiner gleich Wilhelm von Humboldt zu folgen; die Philosophie und philosophischen Gedichte Schiller's traten in seinem Briefwechsel mit Humboldt vor allem hervor. Körner gegenüber kommen auch alle die Fragen zur Sprache, welche in eingehenderer Weise in den andern Briefwechseln vorkommen; daneben macht sich aber in einer Ausdehnung und Reinheit wie sonst bei Schiller nicht wieder das menschliche Verhältniß geltend. Man darf als Motto über diesen Briefwechsel die Worte Wallenstein's schreiben: „Denn über alles Glück geht doch der Freund, der's fühlend erst erschafft, der's theilend mehrt." In seinen Vorzügen und Schwächen erscheint hier der Mensch und Dichter und für alles findet er bei Körner liebevollstes Verständniß. Körner verweist dem an seiner dichterischen Kraft zweifelnden dieses Mistrauen, er hört seine neidischen Anklagen gegen Goethe an, allein er spricht von Anfang unerschütterlich seine Ueberzeugung aus, die beiden müßten noch einmal zusammenwirken, und jubelnder wie Körner hat keiner sich des Bundes zwischen Goethe und Schiller gefreut, zu dessen Herbeiführung vielleicht keiner mehr als er gethan. Vorübergehende, wenn auch oberflächliche Erkaltungen des Freundschaftsverhältnisses sind wol ein-

getreten, allein persönliche Zusammenkünfte in Weimar und Leipzig führten stets wieder das alte herzliche Verhältniß zwischen den Freunden herbei. Erst 16 Jahre nach Körner's Tode ward 1847 „Schiller's Briefwechsel mit Körner, von 1784 bis zum Tod Schiller's" veröffentlicht, den K. Goedeke in zwei Bänden (Leipzig 1874) neu herausgab; „Verbesserungen und Ergänzungen nach der Handschrift" theilte dann F. Jonas 1881 in der Haupt'schen „Zeitschrift für deutsches Alterthum" XIII, 1 mit. Th. W. Danzel's geistreicher Aufsatz „Ueber Schiller's Briefwechsel mit Körner" (Wiener Jahrbücher der Literatur, XXI), ist in den von Otto Jahn herausgegebenen „Gesammelten Aufsätzen" Danzel's (Leipz. 1855) wieder abgedruckt.

Bereits ehe Schiller nach Leipzig gekommen war, hatte Körner's eigene literarische Thätigkeit begonnen, indem er vom October 1784 an ein halbes Jahr lang als Stellvertreter seines Freundes Professor Becker die „Ephemeriden der Menschheit" redigirte. Von Schiller angespornt faßte er, und immer wieder von neuem die besten Vorsätze, ein fleißiger Schriftsteller zu werden. Allein einerseits war seine Zeit durch Amtsgeschäfte und eigene Dienstgefälligkeit gegen andere stark in Anspruch genommen, wie dies Schiller launig in seinem einzigen Lustspiele „Körner's Vormittag" darstellte; andererseits war Körner bei all seinem Wissen und Können durchaus keine productive Natur; zwar fehlte es ihm keineswegs an Talent und Lust, aber man „müßte nicht so langsam arbeiten und so viel wieder zerreißen wie ich". In Dresden, das Schiller eine Wüste der Geister nannte, sah man es nicht gern, daß ein Beamter als Schriftsteller thätig war. Körner's vielseitige Interessen zersplitterten seine Kräfte. Musik war die Kunst, welche er selbst am liebsten ausübte; von seinem Aufsatze „Ueber Charakterdarstellung in der Musik" (1795 im 5. Horenstücke) rühmte Schiller, daß er „überall viel Sensation machte". Körner suchte darin nach Schiller's allgemeinen Principien eigene für die Tonkunst aufzustellen. Im Gegensatze zur allgemein herrschenden Anschauung vertheidigte er die Musik als absolute, auch ohne Tanz und Gesang ausdrucksfähige Kunst. Körner's geselliges Haus bildete einen Sammelpunkt wie für alle bildungseifrigen Elemente und Besucher Dresdens, so für die Musikfreunde insbesondere. In der Poesie fielen Körner's eigene Versuche, die Sammlung seiner Werke enthält einige, vollständig ungenügend aus. Die bildende Kunst wurde in seinem Hause durch seine von ihrem Verlobten Huber verlassene Schwägerin Dorothea vertreten. Er selbst versuchte sich in historischen und philosophischen Arbeiten. Der ungenügende biographische Aufsatz „Axel Graf von Oxenstierna" erschien in Göschen's „Historischem Kalender für Damen für das Jahr 1792", nachdem er die mercantile Verbindung mit Göschen bereits 1787 aufgelöst hatte. Auch die ihm angebotene Redaction des „Historischen Damenkalenders" lehnte er ab und kam nicht dazu, die versprochene Bearbeitung einer Geschichte der Reformation zu liefern. Ebenso erging es mit Plänen zu einer Geschichte Wilhelm's von Oranien und des spanischen Erbfolgekrieges. Auch die der Reihe nach projectirten Uebersetzungen Gibbon's, Hume's und Shaftesbury's blieben Projecte. Nur Schiller's unablässigem Drängen ist es zuzuschreiben, daß Körner drei Jahre nach des Freundes Tode mit einer Sammlung „Aesthetische Ansichten" (Leipzig1808) hervortreten konnte, der 1812 ein weiterer Band „Versuche über Gegenstände der inneren Staatsverwaltung und der politischen Rechenkunst" sich anschloß. Der Aufsatz „Ueber die Freiheit des Dichters bei der Wahl seines Stoffes" war 1789 im 6. Hefte der „Thalia", der Aufsatz „Ideen über Declamation" 1793 im 4. Hefte der „Neuen Thalia" erschienen. Aufgabe der Poesie ist es — dies ist der Hauptgedankengang des ersteren Aufsatzes — die Leidenschaften zu veredeln. Der Dichter muß innerhalb der Grenzen seiner Kunst diesem Zwecke Rechnung tragen. Sein Geschäft ist Darstellung des Großen und Schönen der menschlichen Natur. Der höchste Triumph der Kunst ist: Größe mit Grazie vereinigt, und wer dieses Ziel zu erreichen bestimmt war, versündigt sich an sich selbst, wenn er aus einer Art von Trägheit auf einer niedrigeren Stufe stehen bleibt. In einem Briefe Körner's an Schiller, in welchem er über den Eindruck, den „Wilhelm Meisters Lehrjahre" auf ihn gemacht, sich aussprach, fand Goethe solch bewundernswerthe Klarheit und Feinheit, daß er den Brief gedruckt wünschte; unter dem Titel „Ueber Wilhelm Meisters Lehrjahre aus einem Briefe an den Herausgeber der Horen" erschien die Abhandlung 1796 im 12. Stücke der „Horen". Mit Goethe war Körner 1790 in Dresden bekannt geworden, beide trafen dann noch öfter zusammen; vgl. W. von Biedermann, „Goethe und Dresden" (Berlin 1875). Strehlke verzeichnet 17 Briefe Goethe's an Körner, sämmtlich zwischen 1790 und 1813 geschrieben. War Goethe derjenige Dichter, den Körner neben Schiller am höchsten hielt, so theilte er doch nicht Schiller's schroffe Abneigung gegen die jüngere Generation. Auch die Brüder Schlegel, Tieck und Heinrich von Kleist fanden im Körner'schen Hause freundliche Aufnahme. Mit Alexander und Wilhelm von Humboldt verband Körner ein freundschaftliches Verhältniß, über das neuerdings F. Jonas werthvolle Aufschlüsse ertheilt: „Ansichten über Aesthetik und Literatur von Wilhelm von Humboldt. Seine Briefe an Chr. Gottfried Körner 1793—1830" (Berlin 1880). Angriffe der katholischen Romantik aber wehrte er 1812 ab in einem Briefe an Friedrich Schlegel „Ueber die deutsche Literatur" (im „Deutschen Museum" II, 9). Die „ästhetischen Ansichten" brachten außer dem bereits Angeführten noch die Essays „Ueber das Lustspiel" und „Ueber Geist und Esprit". Das Thema des letztern Aufsatzes hat R. Hildebrand in seinem bewundernswerthen Artikel „Geist" im Grimm'schen Wörterbuche (IV. Bd. 1. Abtheil. 2. Hälfte) wieder aufgegriffen. Wol noch in die Zeit des philosophischen Gedankenaustausches mit Schiller fallen die Arbeiten, welche 1824 nur äußerlich, nicht innerlich abgeschlossen als Büchlein „für deutsche Frauen" (Berlin, Nicolaischer Verlag) erschienen. Den Briefen Schiller's „Ueber die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechtes" sollten „Briefe über die ästhetische Erziehung für Frauen" zur

Seite gestellt werden. Die einzelnen Kapitel: Weiblichkeit, Schönheit der Seele, Leben, Freiheit, innerer Friede, Licht und Wärme enthalten ungemein viel des Trefflichen, können aber doch nur als einzelne Bausteine eines groß angelegten unvollendeten Gebäudes angesehen werden. Der streng durchgebildete Kantianer verleugnet sich dabei nirgends.

Sind diese philosophischen Essays alle aus Körner's freier Neigung hervorgegangen, so wurden zwei andere größere Arbeiten durch die traurige Pflicht der Pietät gegen zu früh Gestorbene veranlaßt. Nachdem Goethe sich zu einer Mitarbeit an der Sammlung von Schiller's Werken und einer Biographie des Freundes nicht entschließen konnte, mußte Körner als der berufenste Ordner von Schiller's Nachlasse erscheinen. An ihn hat sich denn Charlotte von Schiller auch gewandt; vgl. den Briefwechsel im 3. Bde. von „Charlotte von Schiller und ihre Freunde" (Stuttgart 1865), sowie Scheidel-Willmann's „Bilder aus der Schillerzeit" (Stuttgart 1885). Im Sommer 1809 erhielt Körner die Papiere Schiller's und mit voller Hingebung arbeitete er daran, dem großen Freunde ein würdiges Denkmal zu errichten. Von 1812—1815 erschien in 12 Octavbänden im Cotta'schen Verlage die erste Gesammtausgabe von Schiller's Werken. Im einzelnen, wie z. B. beim „Geisterseher", hat Körner Misgriffe gethan; seit den Arbeiten Joachim Meyer's, W. Vollmer's und K. Goedeke's haben wir Schiller's Wort ungetrübter kennen gelernt, als es, Körner's Arbeit folgend, alle Schillerausgaben bis zum J. 1867 boten. Und doch haben gerade die Bearbeiter der kritisch-historischen Ausgabe Körner's Thätigkeit volle Anerkennung zollen müssen. Er leistete, was man nach damaligen Anforderungen verlangen konnte, ja noch mehr, so z. B. in der Bearbeitung der Fragmente der „Malteser". Die bis zur Hempel'schen Ausgabe überall durchgeführte Sonderung der Gedichte in drei Perioden hat Körner zuerst eingeführt; seine Textgestaltung ward die Vulgata von Schiller's Werken. Der von ihm besorgten ersten Ausgabe fügte Körner im ersten Bande auch „Nachrichten von Schiller's Leben" bei, die erste zuverlässige Schiller-Biographie, welche überhaupt geschrieben wurde, nachdem bald nach Schiller's Tode unberufene Biographen der Witwe viel Verdruß bereitet hatten. Körner's nach jeder Richtung treffliche Arbeit wurde dann auch von Karoline von Wolzogen zur Grundlage ihrer Arbeit gemacht, als sie 1828 „Schiller's Leben aus Erinnerungen der Familie, seinen eigenen Briefen und den Nachrichten seines Freundes Körner" verfaßte.

Wie dem Freunde, so sollte Körner auch dem eigenen Sohne das literarische Ehrendenkmal aufrichten. Dem „poetischen Nachlasse" des Freiheitssängers, der 1815 in Leipzig bei Hartknoch herauskam, fügte der Vater „biographische Notizen über Theodor Körner" bei. Der liebevolle Stolz des Vaters auf den Besitz und der tiefe Schmerz um den Verlust eines solchen Sohnes leuchtet aus jeder Zeile hervor, und doch ist alles Panegyrische fern gehalten. Der Geistesgenosse Schiller's bewahrte auch Dichtungen seines Sohnes gegenüber ein richtig wägendes Urtheil. Der Tod des Sohnes und die gleichzeitige Veränderung der politischen Verhältnisse hatte dem geist- und gemüthvollen Leben des Körner'schen Hauses ein Ende gesetzt. Chr. Gottfried Körner war 1790 Appellationsgerichtsrath in Dresden geworden und trat, nachdem er von 1798—1811 als geheimer Referendar im geheimen Consilium verwendet worden, 1811 wieder zum Appellationsgericht zurück. In seiner amtlichen Stellung arbeitete er 1791 im Auftrage des Ministers F. A. von Burgsdorf ein Promemoria „Ueber die Wahl der Maßregeln gegen den Misbrauch der Preßfreiheit" aus. Höchst eigenthümlich ist es, wie er bei dieser Gelegenheit Ideen Schiller's aus den ästhetischen Briefen in den sächsischen Polizeistaat einzuschmuggeln versucht. Er ist ein entschiedener Gegner von Censur und Confiscationen, aber er will die Anonymität verboten wissen und hält der schönen Form eine Lobrede. Eine für die sächsische Landesregierung 1798 verfaßte Denkschrift handelt „Ueber die Verbesserung des Civilprocesses", während die Abhandlung „Ueber den staatswirthschaftlichen Werth eines Menschenlebens" 1802 gelegentlich einer in Mähren gestellten Preisaufgabe geschrieben wurde. Im J. 1811 entstand die Untersuchung „Ueber die brauchbarste Gattung statistischer Tabellen". Inzwischen nahmen die traurigen politischen Verhältnisse Körner's Aufmerksamkeit in Anspruch. Den Lobrednern des französischen Präfecten- und Centralisationssystems trat er 1811 mit der Flugschrift „Wünsche eines deutschen Geschäftsmanns" entgegen, nachdem er selber 1808 in den „Briefen aus Sachsen an einen Freund in Warschau" sich sehr hoffnungsvoll über die unter Napoleon's Protectorat vollzogene polnische Erwerbung Sachsens ausgesprochen hatte. Seinem sächsischen Patriotismus gab er dann noch einmal 1810 Ausdruck in der Schrift „Ueber die Hülfsquellen Sachsens unter den gegenwärtigen Umständen". Die Trostlosigkeit der politischen Lage Deutschlands lastete aber schwer auf dem patriotischen Freunde Schiller's und die preußische Erhebung begrüßte er mit der Flugschrift „Deutschlands Hoffnungen". In der mit einem Motto aus Tacitus' Germania versehenen Broschüre weht derselbe Geist wie in seines Sohnes Liedern; vollkommen billigte er dessen Eintritt in Lützow's Freicorps, obwol ihm als sächsischem Beamten dadurch die unangenehmsten Folgen drohten. Da er nach der Eroberung Sachsens durch die Verbündeten aus seiner deutsch-preußischen Gesinnung kein Hehl machte und eine Stelle als Gouvernementsrath annahm, in welcher er trotz der großen politischen Sorgen doch durch Hebung des Theaters auch der Kunst zu dienen suchte, so konnte nach der Wiedereinsetzung des Königs in Sachsen seines Bleibens nicht mehr sein. Im Mai 1815 ward er als Staatsrath im Ministerium des Innern in Berlin angestellt; 1817 ward er geheimer Oberregierungsrath im Cultusministerium. Recht heimisch konnten Körner's Angehörige sich in Berlin nicht fühlen. Gleich bei seinem Eintritte in den preußischen Dienst erhob er 1815 seine „Stimme der Warnung" gegen die niederträchtigen Denunciationen des elenden Schmaltz, denen der ängstliche Friedrich Wilhelm III. ein geneigtes Ohr lieh.

Gegen die in den preußischen Regierungskreisen vorwaltenden unseligen Anschauungen wandte er sich dann 1824 in einer nicht für den Druck bestimmten Denkschrift „Ueber die Bedingungen eines blühenden Zustandes der preußischen Universitäten". Energisch tritt er hier für die althergebrachte Freiheit der Universitäten und des Unterrichtes ein. Ausschreitungen nimmt er mit dem Hinweis auf die Zeitverhältnisse in Schutz. „Deutsche Jünglinge, die aus der früheren engen Sphäre herausgetreten waren und an der Befreiung des Vaterlandes theilgenommen hatten, kamen mit stolzen Gefühlen und schwer zu befriedigenden Erwartungen zurück. Von einer eingebildeten Höhe sahen sie herab auf bestehende Ordnungen und Verhältnisse, und diese zu achten, galt ihnen für Feigheit und Schwäche. In einer solchen Denkart wurden sie durch Reden und Schriften bestärkt, die überall eine unruhige Stimmung in Deutschland verbreiteten." Die freimüthige und warmherzige Vertheidigung der studirenden Jugend und ihrer Lehrer ist aus der Handschrift des Körnermuseums in Dresden erst bekannt geworden, als A. Stern „Chr. Gottfried Körner's gesammelte Schriften" (Leipz. 1881) herausgab; eine bereits 1859 von C. Barth in Augsburg unternommene Sammlung war trotz der Bemühungen des Herausgebers unvollständig geblieben. Körner selbst hat in späteren Lebensjahren an keine Sammlung seiner eigenen Arbeiten gedacht, nur der Erinnerung an Freund und Sohn, dem bereits 1815 auch die einzige Schwester Emma ins Grab folgte, lebend. Der Vater starb am 13. Mai 1831 zu Berlin und wurde zu Wöbbelin bestattet. Schon ein Jahr nach ihm verschied die ihm treu verbundene Schwägerin Dora Stock (gest. 26. Mai 1832), die sich als Künstlerin einen bedeutenden Namen erworben hatte. Erst 1843 folgte Minna ihren Lieben nach. Eine ausführliche Biographie, welche auch die wichtigsten Literaturnachweise enthält, hat F. Jonas „Aus den Quellen zusammengestellt: Christian Gottfried Körner. Biographische Nachrichten über ihn und sein Haus" (Berlin 1882). „Briefe der Familie Körner" hat Weber im IV. Bde. der „Deutschen Rundschau" veröffentlicht. „Mittheilungen über die Familie Körner" sind in Wolff's Buch „Theodor Körner's Leben und Briefwechsel" (Berlin 1858) enthalten. Ueber Körner's Verhältniß zu Schiller handeln sämmtliche Biographen Schiller's; vgl. auch M. Koch, „Schiller und Körner" in Beilage zur augsburger Allg. Zeitung 1881 Nr. 314.

Theodor Körner's Vater ist als Schriftsteller nicht eben hervorragend, obwol er auch hier, trotzdem er inhaltlich und stilistisch unter Schiller's Einflusse steht, seine tüchtige selbständige Natur keineswegs verleugnet. Als deutschgesinnter Patriot tritt er manchen berühmteren Männern der Freiheitskriege ebenbürtig zur Seite. Als Freund, Retter und Erzieher Schiller's steht er, man möchte sagen, unvergleichlich in der deutschen Literaturgeschichte da. Die ästhetische Ausbildung und Harmonie des einzelnen Individuums, nach welcher das ganze ausgehende 18. Jahrh. in Deutschland rang, — ein Ringen, das Goethe's großer Roman darstellte — hat neben Goethe, Schiller und W. von Humboldt vielleicht keiner sich so zu eigen gemacht wie Chr. Gottfried Körner. Ein edler hochbegabter Mensch, dem die Ausbildung des eigenen Ich und der Verkehr mit den besten der Zeitgenossen verbunden mit energischem, aufopferungsvollem Wirken für das als wahr Erkannte den Inhalt des Daseins bildete, so steht Schiller's vertrautester Lebensfreund vor uns. *(Max Koch.)*

KÖRNER (Karl Theodor), der volksthümlichste Dichter und Held der Freiheitskriege, ward zu Dresden am 23. Sept. 1791 als Sohn von Schiller's Freund Christian Gottfried Körner (s. o.) und seiner Gattin Anna Maria Jacobina, Tochter des Kupferstechers Stock, geboren. Er war das dritte Kind seiner Aeltern; ein Johann Eduard getaufter Knabe war schon im ersten Lebensjahre 1786 gestorben, während die am 19. April 1788 zur Welt gekommene Tochter Emma Sophia Luise lebenslang dem jüngeren Bruder in innigster Liebe verbunden blieb. Ein günstigerer Boden als das Körner'sche Haus konnte für die Entwickelung einer dichterisch angelegten Natur kaum gefunden werden. Freundschaftlich verkehrten in der gastfreien Familie zu verschiedenen Zeiten Goethe, Aug. W. und Friedrich von Schlegel, Novalis, Ludwig Tieck, Heinrich von Kleist, Oehlenschläger; die verehrungsvollste Freundschaft für Schiller bildete gleichsam den Grundton des geistigen Lebens der Familie Körner. Die mit Körners zusammenlebende Schwester Dora Stock war als ausübende Künstlerin nicht unbedeutend und ertheilte den Kindern Unterricht im Zeichnen und Malen. Der Vater componirte selbst nicht ohne Geschick und alle musikalischen Kräfte Dresdens fanden sich im Körner'schen Hause zusammen. Die Neigung zur Musik bildete sich früh bei dem Knaben heraus, der als Jüngling nicht nur ein guter Sänger und Guitarrespieler wurde, sondern auch selber componirte. Der vom Vater ererbten musikalischen Liebhaberei ist es auch zuzuschreiben, daß der Dichter später so zahlreiche Opernlibrettos schrieb, wie auch in seinen übrigen Gedichten das rein musikalische Talent überall unverkennbar sich geltend macht. Die Neigung zur Dichtkunst trat bei dem Knaben, der eine außergewöhnlich lebhafte Phantasie zeigte, gleichfalls früh hervor. Schiller's Gedichte bildeten wol einen seiner frühesten Jugendeindrücke. Von dem Zwölfjährigen schrieb die Mutter am 19. Jan. 1809 an Lotte Schiller: „Karl ist ein so wüthender Leser, daß ich bald nicht mehr weiß, was ich ihm geben soll."

Der einzige Knabe machte den Aeltern vom Anfange an viele Sorge. Seine Körperconstitution war schwächlich; Turnen und der Aufenthalt in freier Luft stärkten allmählich seine Brust. Die körperliche Ausbildung und Erstarkung machte ihn etwas wild und mit dem Lernen wollte es anfangs keinen guten Fortgang nehmen. „In einer Familie", schrieb der Vater als Biograph des Sohnes, „die durch Liebe und gegenseitiges Vertrauen sich zu einem freundlichen Ganzen vereinigte, wurden auch die Rechte des Knaben und Jünglings geachtet, und ohne zu herrschen, genoß er frühzeitig innerhalb seiner Sphäre einer unschädlichen Freiheit." Oeffentlichen

Unterricht empfing er nur kurze Zeit an der Kreuzschule zu Dresden; dann wurde er durch Privatlehrer zu Hause unterrichtet. Küttner scheint unter diesen dem Knaben der liebste gewesen zu sein; als dieser 1802 zu Pestalozzi in die Schweiz reiste, dichtete er „Küttner's Abschied", eine fast travestirende Nachahmung von „Hektor's Abschied" in den „Räubern". In Mathematik unterrichtete ihn Fischer, als Lehrer des Christenthums Pfarrer Roller, dessen eigenthümliche pädagogische Methode W. von Kügelgen in den „Jugenderinnerungen eines alten Mannes" (8. Aufl. Berlin 1876) geschildert hat. Auch der später als Historiker geschätzte H. K. Dippold, der die ersten lyrischen Versuche seines Schülers recensirte, gehörte zu Körner's Lehrern. Zur Erlernung von Sprachen war Neigung und Anlage gering, gegen das Französische hegte er von Anfang an einen dauernden Widerwillen; dagegen machte er in Naturkunde und Mathematik gute Fortschritte; im Zeichnen von Landschaften bewies er Geschick und auch in der Herstellung feinerer Drechslerarbeiten zeigte er mechanische Geschicklichkeit. Nach einigem Schwanken entschloß sich Karl, den Bergmannsberuf zu wählen, den ja auch Hardenberg ausgeübt und in seinem „Heinrich von Ofterdingen" mit einem mystischen Glanze poetisch verherrlicht hatte. Novalis' Dichtung war ohne Zweifel von bestimmendem Einflusse auf die Berufswahl des jungen Dichters. Unter der Leitung des tüchtigen, dem Vater befreundeten Bergraths Werner begann er im Juni 1808 sich in Freiberg der praktischen Ausbildung zu widmen. Die anfängliche Lust zur Sache hielt aber nicht lange an und in der späteren Zeit des zweijährigen Aufenthaltes in Freiberg beschäftigte er sich hauptsächlich mit chemischen und mineralogischen Studien. Eine Reihe von Liedern, wie das Schiller's besten Geist athmende „Bergmannsleben", waren die poetische Frucht des freiberger Knappenlebens. Das dramatische Spiel „Der Kampf der Geister mit den Bergknappen" und die romantische Oper „Die Bergknappen" gehören, wenn auch erst später vollendet, doch ebenfalls ihrer Hauptsache nach der freiberger Periode und den dort empfangenen Eindrücken an. Nach Dresden kam er von dem nahen Freiberg häufig hinüber. Vom 12. Aug. bis 22. Sept. 1809 durchzog er auf einer Ferienreise die Oberlausitz und Schlesien; wir finden unter den „Vermischten Gedichten" acht „Erinnerungen an Schlesien" überschrieben, wie ein späterer Aufenthalt in Böhmen zweiundzwanzig Gedichte „Erinnerungen an Karlsbad" zur Folge hatte. Graf Geßler, der als preußischer Gesandter in Dresden dem Körner'schen Hause nahe getreten war, nahm sich des jungen Reisenden in Schlesien freundlich an, ebenso der preußische Oberbergrath von Charpentier, Graf Stolberg in Peterswaldau und Minister Graf Redern in Buchwald. Körner war des Verkehrs in den vornehmsten Gesellschaftskreisen längst gewohnt, da seine Pathin, Herzogin Dorothea von Kurland, auf deren Wunsch hin er Theodor, nicht wie in früheren Jahren Karl nach seinem andern Pathen, dem Kramermeister Kunze in Leipzig, genannt wurde, ihn öfters nach ihrem Wohnsitz Löbichau bei Altenburg einlud. Dort nahm sich auch die Hofdame der Herzogin, Elise von der Recke, freundlich des Studenten an, und durch ihre Vermittelung zeigte sich in der Folge Tiedge theilnahmsvoll für Körner und seine dichterischen Bestrebungen. Am 28. Juni 1810 nahm er von Freiberg endgültig Abschied und brachte den folgenden Monat mit seinen Aeltern in Karlsbad zu. Zu gleicher Zeit trat er zum ersten mal mit einer selbständigen Gedichtsammlung in die Oeffentlichkeit: „Knospen" (Leipzig bei Göschen 1810; neu aufgelegt Potsdam 1831).

Sein Talent sollte nach des Vaters Absicht durch frühzeitige Publicirung der bis dahin vom Vater wenig aufgemunterten Dichtungen die Probe bestehen, ob harte, ja ungerechte Urtheile niederschlagend oder zu neuen Versuchen auffordernd wirken würden. Der Vater freute sich des ernsteren Sinnes, der trotz aller äußeren Lebenslust seit der schlesischen Reise in dem Sohne vorwaltete. „Seine ganze Erziehung war darauf gerichtet, daß er durch edlere Triebfedern als durch Furcht bestimmt werden sollte, und frühzeitig gewöhnte er sich, das Heilige zu verehren". Er dichtete „Geistliche Sonette", — war doch durch Novalis die religiöse Poesie zu neuem Leben erweckt worden — und plante ein „Taschenbuch für Christen", das aus historischen Aufsätzen, geistlichen Sonetten und Liedern oder sonstigen poetischen Ergreifungen einzelner Stellen aus der Bibel bestehen und mit passenden Kupferstichen geschmückt werden sollte. Körner's Vater verwendete sich mit Eifer für die Ausführung des Planes, auf den wol Elise von der Recke nicht ohne Einfluß gewesen sein mag. Das Taschenbuch kam nicht zu Stande, die Abendunterhaltungen in Löbichau, wohin Theodor Körner von Karlsbad aus ging, veranlaßten ihn aber, mit Elise wetteifernd sogenannte Theeblätter zu dichten. Eine Beschädigung am Fuße zwang ihn, länger als beabsichtigt war in Löbichau zu verweilen und dann statt zu einer mineralogischen Reise auf den Harz sich direct nach Leipzig zu begeben, wo er am 8. Oct. 1810 immatriculirt wurde, nachdem er, dessen Großvater und Urgroßvater Professoren, der Vater kurze Zeit Docent an der sächsischen Hochschule gewesen, bereits am 23. Dec. 1801 in die Liste der Depositi non jurati eingetragen worden war. Er wohnte auf dem Brühl, im Hause Nr. 17, und ward noch in der ersten Hälfte des Wintersemesters Senior der Thüringischen Landsmannschaft, mit welcher er wol schon von Freiberg her in Verbindung stand. Außerdem war er Mitglied eines von ihm selbst gegründeten Dichterclubs. Der lebenslustige Poet, als rascher Tänzer, dreister Reiter, tüchtiger Schwimmer und besonders als geschickter Fechter erprobt, war ganz dazu angethan, in Leipzig, wo die altsächsischen literarischen und gesellschaftlichen Traditionen mit neueren demokratischen Anschauungen in Streit gerathen waren, eine Rolle zu spielen. Der Collegienbesuch, er hörte Geschichte und Philosophie und beschäftigte sich dabei mit Anatomie, mag dabei freilich gelitten haben. Zwischen den Landsmannschaften und der adeligen Clique war bereits im Beginn des Wintersemesters bitterer Hader ausgebrochen, der sogar zu wiederholten Prügeleien führte. Körner hat zwar

daran nicht direct theilgenommen, allein als Senior leitete er die ganze Action der Landsmannschaften und setzte bei persönlicher Anwesenheit in Wittenberg auch dort den „Verschiß" der Adeligen durch. Bereits am 26. Jan. 1811 hatte Körner sein erstes Verhör bei den akademischen Behörden zu bestehen; am 11. März ward er „wegen erheblichen Verdachts der Aufforderung zu einem Duell" zu acht Tagen Carcer verurtheilt. Ehe ihm aber die Strafe angekündigt werden konnte, hatte er ein neues Duell gehabt, in welchem er wie sein Gegner Verwundungen davontrugen. Mit heiligen Eiden, sagt er in dem Gedichte, „In der Nacht vor einem Zweikampfe" könne er beschwören, „daß es rein war, was mein Herz gebot". Trotz seiner Verwundung hatte er aber relegirten Freunden das Abschiedsgeleit gegeben und damit den schon früher ihm ertheilten Stadtarrest gebrochen. Dieses Vergehen und das Duell zusammen würden dem jungen Dichter mehrjährige harte Gefängnißstrafe zugezogen haben, wäre er nicht so klug gewesen, sich durch heimliche Flucht vor solchem Schicksale zu bewahren. Es fiel ihm schwer, Leipzig zu verlassen, denn wie er in dem Gedichte „Meine Flucht. An Sie" erzählt, hatte er in Leipzig sein Ideal gefunden, die erste Liebe, welche wir dem Dichter nachweisen können. Am 19. Juni 1811 ward seine Relegation in Leipzig feierlich ausgesprochen. Körner hatte sich inzwischen am 27. März in Berlin immatriculiren lassen und bei Schleiermacher, dem Hofrath Parthey und Grafen von Hofmannsegg freundliche Aufnahme gefunden. In der Zelter'schen Singakademie wurde er Mitglied. Als aber seine leipziger Relegation bekannt wurde, erfolgte am 14. Aug. seine Streichung aus dem Universitätsalbum, ja er würde polizeilich aus Berlin entfernt worden sein, hätte er wegen Krankheit die preußische Hauptstadt nicht bereits früher verlassen gehabt. Am 3. März 1812 reichte der Appellationsrath Körner bei dem Könige von Sachsen ein Begnadigungsgesuch für seinen Sohn ein, und infolge gnädigen Bescheides erfolgte am 2. April in Leipzig die Refigirung des Relegationspatents. Die achttägige Carcerstrafe, welche Theodor Körner auch nach diesem königlichen Gnadenacte vor Wiederaufnahme seiner Studien hätte abbüßen sollen, hat er nicht abgesessen (Fr. Zarncke „Theodor Körner's Relegation aus Leipzig. Nach den Acten", Beil. z. augsb. Allgem. Zeit. 1882 Nr. 249 und 250). Flotte Studentenlieder hatte er als leipziger Senior gedichtet — „sechs unbekannte Studentenlieder Theodor Körner's" in der „Deutschen Revue" X, 1 zuerst veröffentlicht — nun nahm seine Dichtung eine andere Gestalt an.

Da die deutschen Universitäten Körner fürs erste verschlossen waren, so sandte der Vater seinen Liebling, dessen Gesundheit sich in Karlsbad wieder gekräftigt hatte, nach Wien, wo er im August 1811 eintraf. Von den Einwirkungen der Großstadt, die sich im J. 1809 auch als deutsche Stadt bewährt hatte, hoffte der Vater erziehenden Einfluß für seinen Sohn. Friedrich Schlegel und Wilhelm von Humboldt, damals eben preußischer Gesandter in Wien, sollten als alte Freunde der Familie Körner dem relegirten Studenten erziehend zur Seite stehen, und beide haben das Vertrauen des alten Körner auch völlig gerechtfertigt. Welche Anregung der junge Dichter in dem geselligen Hause der geistreichen und liebenswürdigen Schriftstellerin Karoline Pichler fand, hat er selber in dem an sie gerichteten Sonette gerühmt; seine musikalischen Neigungen fanden in dem um Frau von Pereira gescharten Kreise Befriedigung. Den großartigen Eindruck, den die Stephanskirche auf den von Dresden her für bildende Kunst Empfänglichen machte, hat er selber in einem kurzen schönen Gedichte ausgesprochen. Die Kunstschätze Wiens wie die reizende landschaftliche Umgebung der Stadt entzückten ihn; auf einem Ausfluge lernte er die Donauufer bis Regensburg kennen, Ufer, an denen die blutigen Entscheidungsschlachten des J. 1809 geschlagen worden waren und welche die Erinnerung daran dem patriotisch gesinnten jungen Manne lebhaft erneuen mußten. Die ersten bedeutenden politischen Dichtungen Körner's verherrlichen den Krieg von 1809 und den Sieg von Aspern; der Sieger von Aspern, Erzherzog Karl, nahm die Huldigung freundlich auf und hörte in einer Audienz die freimüthigen Aeußerungen seines Sängers mit Wohlwollen an. Zu Anfang des J. 1812 stand, wie Theodor Körner's Brief an seinen Vater vom 6. Jan. bezeugt, bei ihm schon der Entschluß fest, bei einem Volkskriege gegen Napoleon nicht hinter dem Ofen zu bleiben. Den Plan des Vaters, im Sommer 1812 zum Universitätsstudium nach Göttingen zu gehen, wies er noch nicht endgültig zurück, wollte aber wenigstens die nächste Zeit „das wiener Theater und meine Muße zu dem Beginnen meiner dramatischen Laufbahn benutzen. Geradezu, ich überzeuge mich alle Tage mehr, daß eigentlich Poesie das sei, wozu mich Gott in die Welt geworfen. Mein ganzes Geschichtsstudium habe ich blos der Poesie wegen gewählt, weil sie mit ihm in der höchsten Vereinigung steht, und ohne ihr gründliches Studium die andere nicht zur Blüte gelangen kann." Daß hier ziemlich bewußt Anklänge an Schiller's Auffassung des Verhältnisses von Poesie und Geschichte, wie er sie gerade in Briefen an Körner geäußert, vorwalten, ist klar. Der Vater, der durch seine vernünftige Pädagogik sich den Sohn zum vertrauensvollen Freunde erzogen, ließ auch hier dem Naturell des begabten Lieblings seine Freiheit. Was er von ihm verlangte, „war nicht die Vorbereitung zu einem besondern Geschäft, sondern die vollständige Ausbildung eines veredelten Menschen. Denn nur einen solchen hielt er für berechtigt, sein Inneres als Dichter laut werden zu lassen", ein Grundsatz, den Schiller in seinen Recensionen Bürger's ausgesprochen hatte. Wie verschieden auch Lebensgang und Begabung bei Theodor Körner und Heinrich von Kleist erscheinen mögen, auf das Bildungsstreben beider haben Schiller's Briefe über ästhetische Erziehung bestimmenden Einfluß ausgeübt. Das freie menschliche Ideal harmonischer Ausbildung des eigenen Individuums, von dem Schiller gesprochen, suchte der schwerblütige Verlobte Wilhelminens von Zenge in bizarrer Weise in sich zu verwirklichen; der Freund Schiller's lei-

tete mit liebevoller Umsicht seinen Sohn demselben Ziele zu. Und nicht bedeutungslos ist es, daß gerade in den beiden jungen Dichtern, die nach Schiller's Erziehungsplänen ihre Ausbildung anstreben, der glühendste Patriotismus sich mit dem ästhetischen Ideal vereinigt. Man wirft so gern unserer classischen Literatur und ihren Vertretern ihre weltbürgerlichen Gesinnungen als Mangel an Patriotismus vor. Aber eben mit dieser allgemein menschlichen Ausbildung hat sich deutscher Vaterlandssinn am leichtesten und aufs innigste verbunden. Aus den Briefen von Schiller's Witwe können selbst diejenigen, welche in kurzsichtiger Weise dies in seinen eigenen Werken nicht erkennen, den patriotisch warmen Geist ersehen, welcher von Schiller selbst in seinem Kreise genährt wurde. Spottend hat man oft Theodor Körner den ins Leben getretenen Max Piccolomini genannt. Der Vergleich ist im Ernste gar nicht übel, sobald man Max Piccolomini's bedeutungsvolle Stellung im Wallensteindrama als Vertreter des rein Menschlichen, Idealen richtig würdigt. Auch der patriotische Sinn in Körner's Familie steht wie das ganze Geistesleben der Familie unter der Anregung und Einwirkung von Schiller's heroischem Genius.

Nach Schiller's Vorbilde wollte Theodor Körner sich in Wien durch Geschichtsstudien zum dramatischen Dichter ausbilden. Schon früher mögen verschiedene dramatische Pläne ihn beschäftigt haben. Jetzt in Wien arbeitete er ernstlich an einem Trauerspiele „Konradin", dem zuerst von H. P. Sturz und Herder empfohlenen, dann so vielfach bearbeiteten Stoffe. Körner wollte jedoch etwas schreiben, das sofort seinen Weg auf die wiener Bühne finden konnte, und schon einem „Konradin" standen Censurschwierigkeiten im Wege; bei einem geplanten „Ferdinand II." wären sie unüberwindlich gewesen; nur der Prolog zum „Konradin" und ein Liebesmonolog Hedwig's sind veröffentlicht. Ein Drama „Luther" mag durch Zacharias Werner's „Weihe der Kraft" angeregt worden sein; in Wien wäre seine Aufführung unmöglich gewesen. Vom „Luther" wie vom „Tod des Perikles" ist uns nur je ein Monolog erhalten. „Phrixus und Helle" hatte bereits Lessing in seinem Leben des Sophokles zur Bearbeitung empfohlen; nicht ohne Interesse ist Körner's erste und einzige ausgeführte Scene. Er hat hier einen Chor von Weibern eingeführt, für den er Sprache und Rhythmus der Schiller'schen Uebersetzung von „Iphigenia in Aulis" entlehnte. Körner's „Phrixus" blieb unausgeführt; in Wien lebte aber gleichzeitig mit Körner ein anderer junger Dramatiker, der einige Jahre später die Gestalt des Phrixus wirklich auf die Bühne brachte, Grillparzer. Da Grillparzer erst später mit Karoline Pichler verkehrte, so hat eine Bekanntschaft zwischen ihm und Körner nicht stattgefunden.

Von all den großen dramatischen Plänen ward nichts fertiggestellt. Der Nachahmer Schiller's ließ sich von den Erfolgen des damaligen Beherrschers der deutschen Bühnen verleiten und debutirte als Nachahmer und Rivale Kotzebue's. Wie viele Vorzüge man auch Theodor Körner's Lustspielen zusprechen mag, wie völlig frei sie auch von dem lüsternen unsittlichen Hautgout der Kotzebue'schen Machwerke sind, die Thatsache läßt sich nicht wegleugnen, daß in den meisten Fällen nicht der Freund des Vaters, Schiller, sondern der Gegner Goethe's, Kotzebue, als Vorbild der Körner'schen Dramatik angesehen werden muß. Auffällig erscheint dabei, daß Theodor Körner den größeren Theil seiner Lustspiele in Alexandrinern schrieb, der Versform, die doch längst von der deutschen Bühne verschwunden war. Allein gerade in dieser formalen Frage folgte er einer Anregung seines Vaters. In seinem Essay über das Lustspiel (1808 in den „Aesthetischen Ansichten") hatte Christian Gottfried Körner „für den lächerlichen Stoff Alexandriner, für das Zarte und Rührende die Jamben und für die gemischte Gattung die Versart des Wallenstein'schen Lagers am passendsten" bezeichnet. Die Form des Lustspiels müsse stets eine poetische sein. Im übrigen stimmt die Lustspielpraxis des Sohnes nicht besonders mit den theoretischen, von Schiller ausgehenden Ansichten des Vaters über das Lustspiel überein. Auch in Anbetracht der Fruchtbarkeit erinnert Theodor Körner als Dramatiker an Kotzebue. In fünf Vierteljahren hat er in Wien sechs Trauerspiele, fünf Lustspiele und fünf Operntexte geschrieben.

Der erste dramatische Versuch, den Körner in Wien vollendete, war für das Humboldt'sche Haus bestimmt: „Ein Spiel in Versen. Die Blumen." Die öffentliche Bühne, das Burgtheater, betrat er zum ersten mal am 17. Jan. 1812 mit den Lustspielen „Die Braut" und „Der grüne Domino". Ein Erfolg, wie er ihn „als Anfänger sich nicht geträumt hatte", begleitete dieses erste Wagniß. Bald hernach übte „Der Nachtwächter" die gleiche Anziehungskraft auf das Publikum. „Der Vetter aus Bremen" wurde noch vor dem Herbste 1812, „Die Gouvernante" im Beginn von 1813 bühnenfertig. Ein geplantes fünfactiges Lustspiel ist nicht mehr zur Ausführung gekommen. Mit Recht hebt Herm. Fischer hervor, daß alle diese etwas monotonen Possen höchst bühnengerecht und bühnenwirksam seien. Mit Erfolg war Körner bei dem Routinier Kotzebue in die Schule gegangen. Wir gehen wol auch nicht fehl, wenn wir die technische Fertigkeit zum Theil dem Einflusse der gewandten Schauspielerin, welche in allen diesen Stücken excellirte, zuschreiben. Toni Adamberger (geb. 30. Dec. 1790; gest. 25. Dec. 1867), ein echtes Wiener- und Bühnenkind, hatte am 22. Febr. 1804 zum ersten mal die weltbedeutenden Breter beschritten. Der Dichter Heinrich von Collin hatte ihre Ausbildung geleitet. Auf Körner hatte das sittenreine, durch Schönheit, Geist und Begabung ausgezeichnete Mädchen von Anfang an einen tiefen Eindruck gemacht. Ein inniges Liebesverhältniß entspann sich rasch; vgl. Fr. Latendorf, „Aus Th. Körner's Nachlaß. Lieder und Liebesgrüße an Antonie Adamberger. Zum ersten mal vollständig und getreu nach der eigenhändigen Sammlung des Dichters herausgegeben" (Leipzig 1885).

Im Sommer 1812 verlobte sich Körner mit seiner Toni, die nach seinem Tode 1817 die Frau des kais.

Custos Joseph Arneth wurde. Im August kamen Theodor Körner's Aeltern nach Wien, um das holde, „gleichsam vom Himmel zu seinem Schutzengel bestimmte Wesen" kennen zu lernen. „Sie prüften und segneten die Wahl ihres Sohnes, erfreuten sich an den Wirkungen eines edlen, begeisternden Gefühls und sahen einer schönen Zukunft entgegen." Der Vater fand den Sohn gereift und dieser schrieb an seinem letzten Geburtstage dem Vater „ich fordere den auf, der glücklicher sich rühmen darf". Zur weiteren Ausbildung sollte Körner dem Wunsche des Vaters gemäß sich nach Weimar begeben, wo Goethe, der Mutter des jungen Dichters schon von seiner leipziger Studentenzeit her verbunden, des Vaters Geist und Charakter freundschaftlich ehrend, theilnahmsvolle Aufnahme und Förderung in Aussicht stellte. Schon hatte die weimarer Bühne Körner'sche Stücke zur Aufführung gebracht, und Goethe, durch seine Erfahrungen mit Heinrich von Kleist gegen die schrankenlose Genialität mistrauisch und verstimmt, sprach sich lobend über die anspruchslosen bühnengemäßen Arbeiten des jungen Mannes aus. Allein in Wien, wo der Beifall, den seine Possen wie Trauerspiele fanden, sich immer steigerte, suchte man den Liebling der ästhetischen Kreise festzuhalten. Am 9. Jan. 1813 wurde Theodor Körner mit einem Jahresgehalte von 1500 Gulden für drei Jahre als kaiserlicher Theaterdichter angestellt mit der Verpflichtung, jährlich zwei große, einen Theaterabend füllende Stücke, zwei kleinere Nachspiele und die nothwendig werdenden Bearbeitungen zu liefern. Dieselbe Stelle hatte 1797—1799 Kotzebue bekleidet; 1818 ward Grillparzer für dieselbe Stelle auf fünf Jahre engagirt. Die Aeltern waren über diese unerwartet frühe Anstellung, welche nun auch die Gründung des eigenen Hausstandes für den Sohn ermöglichte, sehr erfreut. „In Deutschland", schrieb der Vater, „kennt man nur eine einzige Stelle, die einem Dichter für die Ausübung seiner Kunst eine unabhängige Existenz verschafft, und diese wurde dem jungen Körner zutheil, und Graf Geßler, der alte Freund des Hauses, meinte, ein besoldeter Theaterdichter ohne Bart sei wol in den Annalen der Schauspielkunst noch nicht vorgekommen." Freilich fanden nicht alle urtheilsfähigen Freunde des Körner'schen Hauses, daß diese Anstellung ein Glück für den jungen Dichter sei. Dorothea Schlegel schrieb unter dem 12. Jan. 1813 von Wien aus an ihren Schwager August Wilhelm Schlegel: „Der junge Körner aus Dresden ist k. k. Hoftheaterdichter geworden. Das wird nun wol so viel heißen, als er wird früher noch, als sonst geschehen wäre, recht sanft wieder eindämmern in die allerkotzebueschte Gewöhnlichkeit. Ohne diese Fortüne, die er wol seiner Handfertigkeit und seinem familiären Umgange mit den Schauspielern verdankt, hätte er sich vielleicht doch noch um einige Stufen höher bringen können. Dies wäre ein vortreffliches Amt für einen ausgemachten Dichter gewesen, der sich des Theaters hätte annehmen wollen; für einen jungen Menschen wie Körner ist es aber geradezu ein Verderb, ohne daß die Bühne etwas dabei gewinnen wird. Er überschwemmt jetzt das Theater mit Dramen aller Art, die bei ihm wie Pilze aufschießen, in welchen, er mag nun sein Thema aus der Geschichte oder aus der Conversation, aus der Phantasie oder aus der Zeitung nehmen, ihm nichts deutlich vorschwebt als die Katastrophe, die manchmal eine wahre Explosion ist, wie in seinem «Zriny», wo alles in die Luft gesprengt wird. Die drei, vier oder auch fünf Acte vorher sind nichts als Zubereitungen zu einem solchen Feuerwerk. In Wien heißt er allgemein «der zweite Schiller». Sie meinen ihn damit sehr zu ehren, eigentlich geben sie ihm diesen Beinamen, weil ihnen Schiller ganz natürlich bei diesen Dramen einfallen muß, da er aus lauter Reminiscenzen von Schiller besteht. Auch liest er nichts als Schiller und kennt außer Kotzebue keinen andern Dichter als höchstens Werner, den er sehr beneidet um gewisse Grauslichkeiten, die ihm noch immer nicht so recht gelingen wollen."

Eine Reihe von Arbeiten außer den bereits erwähnten Lustspielen hatte Theodor Körner die frühe Anstellung verschafft. Im Musenalmanache „Urania" für 1810 waren seine Gedichte „Der Schreckenstein und der Elbstrom" und „Amphiaraos" erschienen. Hell's Taschenbuch „Penelope" brachte für 1812 die Prosanovelle „Die Harfe, ein Beitrag zum Geisterglauben", für 1813 die in Prosa verfaßte Phantasie „Die Nacht in der Portechaise". Im J. 1810 bereits waren „Die Reise nach Schandau. Eine Erzählung in Briefen", und „Die Reise nach Wörlitz", eine Erzählung nach 6 gegebenen Kapitelüberschriften, entstanden; der „Woldemar", ebenfalls in Briefen, zeigt Spuren eigener früher Todesahnung. Eine böhmische Volkssage: „Hans Heiling's Felsen" schrieb er selber 1811 nieder, während die beiden Erzählungen „Die Tauben" und „Die Rosen" von Körner in einer Gesellschaft vorgetragen und nach der Erinnerung von Karoline Pichler aufgezeichnet wurden. Bedeutend ist keins dieser anmuthig und mit stilistischer Gewandtheit geschriebenen Prosastücke zu nennen. Das unerreichte Vorbild von Körner's Erzählungskunst ist wol in den „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten" zu suchen.

Wie die großen Trauerspielpläne, so blieb auch ein großer für Beethoven bestimmter Operntext „Die Rückkehr des Ulysses", unausgeführt. Dagegen ward in Wien die bereits früher begonnene Oper „Die Bergknappen" vollendet. Das Libretto „Das Fischermädchen oder Haß und Liebe" ward auf Wunsch des Musikers Steinacker in sieben Stunden niedergeschrieben. Humoristisch ist das einactige, ebenfalls von Steinacker componirte Singspiel „Der vierjährige Posten" (gedruckt Wien 1813), während das einactige Singspiel „Der Kampf mit dem Drachen" und die zweiactige Oper „Alfred der Große" dem heroischen Genre angehören. Man wird den Stoff des letztern Werkes, das 1830 mit der Musik von J. P. Schmidt in Berlin gegeben ward, gewiß keinen glücklichen Griff nennen können, wie er in den „Bergknappen" Körner wirklich gelang. Die musikalische Begabung des Dichters tritt aber in allen diesen Librettos erfreulich hervor, und Beachtung verdient ja immerhin die Thatsache, daß Körner auch in Opern- und Singspieldichtungen statt der von Weiße und Gotter überkommenen die

schwungvolle Sprache Schiller's mit bessergebauten Versen einzuführen suchte.

Sein erstes ernstes Drama vollendete Körner in der letzten Januarwoche 1812. Nach H. von Kleist's Novelle „Die Verlobung in St.-Domingo", deren tragischen Ausgang er in einen heiteren umwandelte, schuf er sein dreiactiges Drama „Toni". Den Namen „Toni" führt die Heldin bereits bei Kleist; Körner wählte ihn zum Titel des Stückes, um damit Antonie Adamberger eine Huldigung darzubringen. Im Februar 1812 folgte sein erstes Trauerspiel „Die Sühne". Er selbst schrieb von dem einactigen Schauerdrama: „Ich hätte nicht geglaubt, daß auch der gräßlichste Stoff so vielen Eindruck auf meine Nerven machen könnte; 's ist eine verfluchte Sache um die Versinnlichung einer empörenden Situation." Das Stück muß, obwol die Schicksalsidee nicht darin vorkommt, den Dramen der Schicksalsdichter beigezählt werden, denn Zacharias Werner's einactige Tragödie „Der vierundzwanzigste Februar" (1810) hat entscheidend auf Körner's Dichtung gewirkt, ohne daß er die Vorzüge von Werner's Dichtung erreichen konnte. Werner's Drama ward erst 1815 gedruckt, allein von der weimarer Aufführung (1810) hatte der junge Körner erfahren und suchte dem wirkungsreichen Schauerstücke etwas Aehnliches an die Seite zu stellen.

Erst mit dem „Zriny, Trauerspiel in fünf Aufzügen" (gedruckt Leipzig 1814), der am 30. Dec. 1812 seine erste Aufführung im Burgtheater erlebte, tritt Körner als echter Jünger Schiller's vor die Nation. Haben seine Lustspiele und Possen à la Kotzebue sich unausgesetzt auf Liebhabertheatern erhalten, so ist der Zriny wenigstens als seltener Gast noch auf den öffentlichen Theatern lebendig. Es war ein ungemein glücklicher Griff, den Körner that, als er im Februar 1812 den Stoff ins Auge faßte. Schon hatte er einmal in der „Todesweihe des Decius" aufopferungsvollen Patriotismus in einem Trauerspiele verherrlichen wollen. Mit richtigem Takte suchte er aber dann die Bethätigung derselben Gesinnung in einem uns näher liegenden Falle zu verherrlichen. Deutscher Patriotismus, selbst wenn er der Verherrlichung des Habsburgischen Hauses gilt, wird in Oesterreich nicht geduldet, wie dies später Grillparzer bei seinem „Ottokar" bitter genug erfahren mußte. Die Wahl eines ungarischen Helden dagegen — sein Freund, der ungarische Maler und Dichter Kisfaludy, hatte ihm die erste Idee dazu gegeben — sicherte dem Drama in Wien von Anfang den Beifall aller Kreise; und schließlich ist der historischen Wahrheit gemäß die Heldenthat des Ungarn auch den Deutschen zugute gekommen. Die Kraft und Originalität der Kleist'schen Hermannsschlacht wird man im „Zriny" vergeblich suchen; durch ihre politische Tendenz, die sich im „Zriny" vielleicht sogar kunstvoller verwerthet zeigt, sind die beiden Dramen einander verwandt. Bereits Schiller hatte in der „Jungfrau von Orleans" deutliche Hinweise auf die Zeitverhältnisse — französische Revolution — gegeben. Daß Körner in der Gestalt des türkischen Welteroberers Soliman Napoleon zu schildern unternommen, ist klar; I, 6 gebraucht Soliman sogar mit besonderem Nachdrucke die Lieblingsphrase des gewaltigen Corsen il n'y a pas d' impossibilité („was ist unmöglich, wenn der Großherr will"?). Den aufopferungsvollen Heldenkampf einer kleinen Schar fürs Vaterland, die ruhmreiche Vertheidigung Kolbergs war noch überall in frischem Gedächtnisse, schilderte Körner, den bereits damals ganz dieselben Gesinnungen belebten, welche ihn einige Monate später dem Tode entgegentrieben, in ebenso bewußter patriotischer Tendenz wie der Dichter des Hermann. Seinem eigenen Liebesglücke lieh er in der Person von Juranitsch lyrisch stimmungsvollen Ausdruck. Die Aehnlichkeit der Liebespaare Helene und Lorenz Juranitsch einer-, Thekla und Max Piccolomini andererseits ist unverkennbar. Während aber Schiller als berechnender Künstler dem Realismus des unter dem Saturn geborenen Wallenstein die Vertreter des Idealismus entgegensetzen zu müssen glaubte, läßt sich neben dem lichten Helden Zriny die Nothwendigkeit, ja Berechtigung eines solchen Liebespaares nicht motiviren. Die falsche Nachahmung Körner's hat gegen Schiller selbst einen beim Zriny gerechtfertigten, beim Wallenstein keineswegs gegründeten Tadel hervorgerufen. Die Anlehnungen an Schiller's Wallenstein sind im Zriny auch sonst sehr zahlreich und auffallend. Die Frauenscenen fand Körner selbst ungenügend, im ganzen zeigt aber das Werk neben einem hohen lyrischen Schwunge entschiedene dramatische Begabung. Die Aufnahme des Werkes seitens des wiener Publikums war eine begeisterte, und nachdem Körner als Held selbst fürs Vaterland gefallen, ward die Dichtung überall ob ihres patriotischen Gehaltes freudig begrüßt.

Dem großen Heldentrauerspiele nicht ebenbürtig folgte, im September 1812 vollendet, am 13. Jan. 1813 zum ersten mal aufgeführt das rührende dreiactige Drama „Hedwig". Der poetische Werth des bühnenwirksamen Stückes ist ein sehr geringer. In Schiller's Bahnen dagegen lenkte Körner wieder ein mit dem fünfactigen Trauerspiele „Rosamunde" (gedruckt Leipzig 1814), nach seinem eigenen Urtheile das Beste, was er geleistet. Im Bau des Blankverses hat Körner nie Tadelfreies zu Stande gebracht; Alexandriner, sprachwidrige Härten finden sich überall. Die Sprache selbst zeigt in der Rosamunde aber dem lyrischen Zriny gegenüber entschieden vom dramatischen Fortschritte des Dichters. Goethe urtheilte in den Tag- und Jahresheften von 1812: „Tony, Zriny und Rosamunde, als Nachklänge einer kurz vergangenen Epoche, von den Schauspielern leicht aufgefaßt und wiedergegeben und ebenso dem Publikum sinn- und artverwandt wurden von ihm günstig aufgenommen." Im Februar 1813 trat Körner zum letzten mal als dramatischer Dichter hervor mit: „Joseph Heyderich, oder: Deutsche Treue. Eine wahre Anekdote, als Drama in einem Aufzuge." Die aufopfernde Treue eines Corporals gegen seinen Oberlieutenant am Abend der Schlacht von Montebello (9. Juni 1800) wird in schlichter Prosa in ergreifender Weise dargestellt; eine rührende Scene aus dem Kriegsleben, dem er bald selbst angehören sollte.

Am 10. März 1813 theilte er dem Vater seinen Entschluß mit, daß er nicht in feiger Begeisterung den siegenden Brüdern seinen Jubel nachleiern könne. Eben weil sein Leben mit allen Blütenkränzen der Liebe, Freundschaft und Freude geschmückt, wolle er es dem Vaterlande als nicht unwürdiges Opfer darbieten. Am 15. März verließ er Wien und trat in Breslau am 19. März als Jäger in die Infanterie des Lützow'schen Freicorps*) ein. Bald nach seinem Eintritte wählten ihn die Kameraden zum Oberjäger. Er hatte dann den Commandanten der Lützow'schen Infanterie, Major von Petersdorf, auf einer Dienstreise zu begleiten, die ihn nach Dresden zu den Seinen führte. Im älterlichen Hause traf er mit Goethe und Ernst Moritz Arndt zusammen. Der treffliche Vater billigte vollkommen die Handlungsweise des Sohnes, der von den sächsischen Behörden im August mit andern 171 jungen Burschen als fahnenflüchtig verfolgt wurde. Der Vater Körner selbst veröffentlichte eine Flugschrift „Deutschlands Hoffnungen", in welcher er sich im deutschen Sinne für den Anschluß an Preußen und gegen die Rheinbundpolitik aussprach. Die Flugschrift blieb freilich so wirkungslos wie der in Petersdorf's Auftrage von Theodor Körner verfaßte Aufruf an die Sachsen.

Um so wirkungsvoller erklangen bald unter den Lützowern und dann im ganzen preußischen Heere Theodor Körner's Kriegslieder. In die Zeit von seiner Ueberschreitung der preußischen Grenze (März 1813) bis zu seinem Tode — das Schwertlied schrieb er wenige Stunden vor seinem Tode in sein Taschenbuch nieder — fällt seine politische Lyrik; früher ist nur einzelnes Politische, wie „Andreas Hofer's Tod" (1809), „vor Rauch's Büste der Königin Luise" (1812), „Moskau" 1813 entstanden. Die Gedichte, welche den Sieger von Aspern feiern, ließ er erst 1813 in Leipzig drucken unter dem Titel „Drei deutsche Gedichte". Die Lieder, welche zwischen März und August entstanden sind, bilden den Inhalt der Sammlung, welche Christian Gottfried Körner 1814 in Berlin herausgab und „Leyer und Schwert" betitelte. Diese Sammlung ist es, welche Körner's Dichterruhm für die Folgezeit begründete. Goethe urtheilte 1830 im Gespräche mit Eckermann: „Theodor Körner kleiden seine Kriegslieder auch ganz vollkommen." Dichtungen, die so begeisternd auf die edelsten Zeitgenossen wirkten wie Körner's Liederthaten, mit nörgelnder Kritik zu nahen, ist eine undankbare, ja kaum erlaubte Sache. Uhland hat bei seinem berühmten Gedichte „Wenn heut ein Geist herniederstiege, zugleich ein Sänger und ein Held" unmittelbar auf Körner hingewiesen. Der frühe Heldentod um des Vaterlandes Noth wiegt nach Uhland's Ausspruch viele Thaten auf. Allein trotz allem läßt sich nicht leugnen, daß Körner's politische Gedichte, denen eben auch Karl Maria von Weber's Composition zu Hülfe kam, weit überschätzt worden sind. Nicht Körner, sondern Ernst Moritz Arndt ist der beste Dichter der Freiheitskriege. In Körner's Gedichten, z. B. dem berühmten „Das Volk steht auf", ist ein starkes Stück Schiller'scher Rhetorik, ohne daß sie von Schiller's Ideenreichthume unterstützt wird. Arndt's einfach schlichte Weise, an die besten altprotestantischen Kirchenlieder mahnend, hat den ernsten Geist, der im preußischen Volke wirkte, viel treffender und ergreifender wiedergegeben als die enthusiastischen Gesänge Körner's. Die Angriffe, welche der Jahrgang 1884 der „Preußischen Jahrbücher" nach dem Vorgange von Treitschke gegen Körner und seine Lützower gebracht hat, haben bereits ihre Widerlegung gefunden und müssen als Angriffe einer zu engen preußischen Anschauungsweise vom deutsch-nationalen Standpunkte aus zurückgewiesen werden. Die reine Begeisterung des aus allen deutschen Gauen gebildeten Freicorps sollte man nicht verdächtigen und in Körner's etwas studentisch gefärbten Kriegsliedern hat diese Stimmung der Lützower einen schönen poetischen Ausdruck gefunden. Wir ehren aufs höchste Körner's und seiner Freunde deutsche Gesinnung und Heldenmuth, lieben die patriotischen Gedichte des jungen Sängers und Helden; das alles kann aber das Urtheil nicht ändern, daß der Held hier über dem Dichter stehe. „Weil sie das Schwert", sagt Ludwig Robert, „in Körner's Rechten blutig sehen, hören sie nun auch die Lyra in seiner Linken klingen und singen."

Die Kriegslieder Körner's sind wenigstens, und es ist dies nicht ihr geringstes poetisches Verdienst, wirklich mitten im Lärm des Krieges gesungen worden. In Leipzig, wohin Körner mit seinen Waffenbrüdern von Dresden aus zog, übergab er seinem Freunde Kunze elf Lieder für den Druck und fügte ihnen am 24. April „Lützow's wilde Jagd" bei, Kunze gab sie nach der Schlacht von Leipzig in den Druck: „Zwölf freie deutsche Lieder" (Leipzig 1813). Noch in Leipzig wurde Körner zum Offizier befördert und, da ihm die Unthätigkeit, zu welcher das Lützow'sche Fußvolk einstweilen verurtheilt war, unerträglich fiel, am 29. Mai von Lützow zur Reiterei versetzt und zu Lützow's Adjutanten ersehen. Als solcher machte er den kühnen Reiterzug Lützow's nach Thüringen mit und betheiligte sich an den zahlreichen Gefechten und Erfolgen desselben. Bei dem verrätherischen Ueberfalle bei Kitzen ward Körner, der als Adjutant, den Säbel in der Scheide, den feindlichen Befehlshaber um Aufklärung fragen sollte, als der erste durch Säbelhiebe am Kopfe verwundet. Der eigenen Geistesbesonnenheit verdankte er seine Rettung. Zwei Bauern brachten den Verwundeten nach Groß-Zschocher und von da nach Leipzig. Trotz der großen Gefahr, die mit der Verbergung eines Lützowers verbunden war, verbargen ihn treue Freunde, bis seine Wunden es erlaubten, daß er verkleidet über die böhmische Grenze entfloh. In Karlsbad fand er eine mütterliche Pflegerin an der Frau Kammerherrin Elisa von der Recke und ward bald von seinen Wunden völlig hergestellt. Durch Schlesien reiste er nach Berlin, überall mit Auszeichnung empfangen, und

*) Die Geschichte des Lützow'schen Freicorps schrieben Adolf Schlüsser (Berlin 1826) und von Eiselen (Halle 1841). Vgl. auch Bothe, Geschichte des 6. Uhlanenregiments (Berlin 1865); K. Immermann, Das Fest der Freiwilligen zu Köln am Rhein (Köln 1838).

konnte noch vor Ablauf des Waffenstillstandes wieder als Lützow's Adjutant bei seinem Corps einrücken. Vom 17. Aug. an waren die Lützower fast täglich im Gefechte. Am dämmernden Morgen des 26. Aug. dichtete er im Bivouak sein „Schwertlied". Um 7 Uhr morgens begann unweit Rosenberg auf der Straße von Gadebusch nach Schwerin das Gefecht gegen die zwei feindlichen Compagnien, welche den wegzunehmenden Convoi begleiteten. Die Franzosen flohen in das Unterholz des nahen Waldes; gegen den Befehl setzten die kühnen Reiter den Angriff fort, Körner an der Spitze. Da ging eine Kugel durch den Hals seines Schimmels, ihm Unterleib, Leber und Rückgrat verletzend. Bewußtsein und Sprache schwanden sogleich; den Fallenden trugen Freunde aus dem Getümmel. Die siegenden Lützower rächten den im ganzen Corps geliebten Dichter. Unter einer Eiche nah bei einem Meilensteine auf dem Wege von Lübelau nach Dreikrug bei dem Dorfe Wöbbelin, eine Meile von Ludwigslust entfernt, ward er mit kriegerischen Ehren begraben. Der Herzog von Mecklenburg-Schwerin schenkte den Platz dem Vater Körner. Er wie seine Frau und Schwägerin haben an derselben Stätte ihr Grab gefunden, nachdem Emma, deren geschickter Hand wir Theodor Körner's Bild verdanken, schon bald dem geliebten Bruder folgte. Jetzt erhebt sich ein hübsches Denkmal neben der Körnereiche.

Die erste Sammlung der politischen Gedichte „Leyer und Schwert" besorgte der Vater selber (Berlin 1814). Nachdem Freymann (Leipzig 1814) manches aus dem Nachlasse veröffentlicht, gab Tiedge mit einer Charakteristik des Dichters Körner zwei Bände „poetischen Nachlaß" (Leipzig 1815) heraus; hier finden sich auch die von dem Vater geschriebenen „biographischen Notizen über Theodor Körner" (wieder abgedruckt von A. Stern in „Chr. Gottfried Körner's gesammelten Schriften" (Leipzig 1881). Eine Biographie des Dichters von Amad. Wendt brachten die „Dramatischen Beiträge", welche der Vater in zwei Bänden (Berlin 1815) herausgab. Eine Vollständigkeit anstrebende Sammlung kam zuerst 1834 zu Berlin in einem Quartbande heraus: „Sämmtliche Werke. Im Auftrage der Mutter des Dichters herausgegeben und mit einem Vorworte begleitet von K. Streckfuß"; 1838 erschien die fünfte Auflage dieser Ausgabe in vier Bänden. Ebenfalls in vier Bänden gab Ad. Wolff die „Werke in vollständigster Sammlung nebst Briefen von und an Körner, sowie biographischen und literargeschichtlichen Beilagen" heraus (Berlin 1858). Die wirklich „vollständigste Ausgabe mit mehrern bisher ungedruckten Gedichten und Briefen" ist die in vier Theilen herausgegebene Hempel'sche (Berlin), der Theodor Körner's Freund Friedrich Förster eine ausführliche Biographie beigab. Eine treffliche biographische Einleitung zur vierbändigen Ausgabe der Werke (mit Hinweglassung der Briefe) in der „Cotta'schen Bibliothek der Weltliteratur" schrieb Hermann Fischer (Stuttgart 1883). „Aus Briefen der Familie Körner" veröffentlichte K. Elze in den „Vereinigten Blättern" (Köthen 1875); das Biographische ergänzt F. Jonas, „Christian Gottfried Körner. Biographische Nachrichten über ihn und sein Haus. Aus den Quellen zusammengestellt" (Berlin 1882). Die vollständigste Uebersicht der reichen Körner-Literatur, es gibt sogar eine Oper „Theodor Körner", hat C. von Wurzbach im 12. Bde. seines „Biographischen Lexikon des Kaiserthums Oesterreich" (Wien 1864) nach folgenden Rubriken gegeben: 1) Biographien und Biographisches; 2) Körner's Braut; 3) Körner's Tod; 4) Die Körner-Gräber; 5) Körner's Waffen; 6) Körner-Reliquien; 7) Einzelheiten; 8) Körner-Denkmäler; 9) Körner-Feier; 10) Gedichte an Körner; 11) Körner im Roman, dramatisch und episch behandelt; 12) Uebersetzungen von Körner's Dichtungen; 13) Körner in der Tonkunst. Ein für die Geschichte der Befreiungskriege sowie für die Goethe- und Schiller-Literaturepoche höchstwichtiges Körner-Museum wurde durch Dr. Peschel in Körner's Geburtshause zu Dresden 1873 gegründet, nachdem bereits zwei Jahre früher die Erzstatue des Dichters in seiner Vaterstadt enthüllt worden war. Das Körner-Museum ist 1845 in den Besitz der Stadt Dresden übergegangen.

Körner's früher Heldentod hat sein ganzes Dasein verklärt. Er erscheint uns als der ewig Jugendliche, rüstig Strebende und seine dichterischen Schwächen finden in seiner Jugend Entschuldigung, während sein unleugbar großes Talent Bedauern erweckt, daß er das viele in Aussicht stehende Treffliche nicht mehr leisten konnte. Bei längerem Leben wäre aber gerade der edle, patriotische, ungestüme Jüngling von der nach den Freiheitskriegen verderblich herrschenden Reaction niedergedrückt worden; das Fehlschlagen seiner großen Hoffnungen auf die neue goldene Zeit würde ihn auch poetisch gelähmt haben oder sein Talent wäre bei einer Rückkehr nach Wien im „Capua der Geister" dem dumpfen Banne erlegen, der selbst Grillparzer's Genie zum Verstummen brachte. Man mag das Urtheil Dorothea Schlegel's allzu hart nennen; die wohlwollende, Körners eng verbundene Charlotte von Schiller schrieb am 13. Oct. 1820 an Knebel bei Uebersendung des Schwertliedes, sie habe Theodor seit seinem zehnten Jahre nicht wieder gesehen. „Er war unter dem günstigen Einflusse seines Vaters, vielleicht zu nachgiebig von der Mutter behandelt und hatte noch keinen Standpunkt ergriffen, und ich glaube, daß er ein Geschöpf der neueren Zeit war. In seinen Producten ist Lebhaftigkeit, Anmuth, doch dünkt mir, habe ihn die Leichtigkeit des Hervorbringens verführt, zu viel zu thun, und die Kraft, die man in bleibenden Werken des Geistes fordert, fehlt. Anlagen, Talent hatte er gewiß, doch Genie will ich nicht behaupten und beinahe absprechen nach einem großen Maßstabe genommen. Er war in Wien als Theaterdichter angestellt und sollte zwei Stücke des Jahres liefern. Für einen Menschen von zweiundzwanzig Jahren war es vielleicht zu viel erreicht und sein Talent hätte Schiffbruch gelitten." Charlottens nicht leicht fehl gehendes, gesundes Urtheil hat hiermit wol das Richtige getroffen. Andererseits ist es durchaus begreiflich, ja erfreulich, daß die Werke Körner's in unzählig vielen Ausgaben und Auflagen verbreitet eine Lieblingslektüre unserer Jugend geworden

sind und hoffentlich noch lange bleiben werden. Denn Theodor Körner ist, wie Ludwig Robert mit einem klagenden Hinblick auf Heinrich's von Kleist düsteres Los an Tieck schrieb, „nun einmal der Repräsentant jener gebildeten Jugend geworden, die den Hörsaal und die Museen, Kunst und Wissenschaft verließ, um in den Krieg zu ziehen und das Vaterland mit Blut und Leben zu vertheidigen". *(Max Koch.)*

KÖRNER- oder PFEFFERKÜSTE bildet einen Theil von Oberguinea an der Westküste Afrikas und zwar vom Cap Messurado bis St.-Andrews resp. bis Cap Palmas. Den Namen erhielt dieser Landstrich von dem Guinea- oder Malaguettapfeffer (Amomum granum paradisi), der von hier in den Handel gebracht wurde. Der Küstensaum umfaßt die von Nordamerika aus im J. 1822 gegründete freie Negercolonie Liberia sowie das östlich sich anschließende, circa 36 □Meilen große Gebiet der Kruneger. (S. den Artikel Liberia.) *(F. Hedinger.)*

KORNEUBURG, Stadt im Erzherzogthume Oesterreich unter der Enns, 16 Kilom. nordnordwestlich von Wien, 1 Kilom. vom linken Donauufer entfernt, liegt im 48° 21′ nördl. Br., 34° östl. L. von Ferro und 167 Met. über dem Meere. Sie ist eine Station der Oesterreichischen Nordwestbahn, zählt 5268 Einwohner, ist der Hauptort der gleichnamigen Bezirkshauptmannschaft, der Sitz eines Kreisgerichts, eines Bezirksgerichts, einer Finanz-Bezirksdirection und eines Steueramtes. Die Bewohner beschäftigen sich vorzüglich mit städtischem Kleingewerbe. Die Großindustrie beschränkt sich auf eine Wollwaaren- und Teppichfabrik und auf die Schiffswerfte der k. k. privilegirten ersten Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft daselbst. Korneuburg ist nicht arm an kunsthistorischen Sehenswürdigkeiten. Es besitzt in dem alten Stadtthurme, welcher als Wachtthurm 1440—1444 erbaut wurde, ein Bauwerk, dessen sich nur wenige Städte Nieder-Oesterreichs rühmen können. Erwähnenswerth ist ferner an einem Eckhause in dem Gäßchen, welches vom Marktplatze zur Pfarrkirche führt, ein Marmorstein mit Inschrift und Bildwerk, auf welchem die Zahl 1490 oder 1590 und eine Thiergestalt erkennbar sind. Viele haben bisher dieses Thier als eine Ratte erkannt und die hamelnsche Rattenfängersage nach Korneuburg übertragen. Diese Figur trägt aber unverkennbar die Gestalt eines Bibers, welcher vor nicht langer Zeit in der Donau nicht selten war. Die Aegidius-Pfarrkirche ist ein stattlicher und im wesentlichen guterhaltener gothischer Bau mit drei Schiffen, wahrscheinlich aus dem 14. Jahrh., mit einer Todtenleuchte, Sakramenthäuschen und einer großen Zahl sehr alter Grabsteine. Die Festungsmauern der Stadt, einst schöne und merkwürdige Fortificationswerke, sind in der jüngsten Zeit nach dem Vorgange Wiens fast gänzlich demolirt worden, um einer Ringstraße und einem Stadtparke Platz zu machen. (Vgl. A. Ilg, Kunsthistorische Bemerkungen zu Korneuburg, in den Berichten und Mittheilungen des Alterthumsvereins in Wien, Bd. XIV, 1874, S. 81—86.) Korneuburg hieß ursprünglich Neuburg-Markthalben zum Unterschied von dem heutigen Klosterneuburg, welches damals Neuburg-Klosterhalben genannt wurde, und wurde an der Stelle, an welcher sich die Stadt heute ausdehnt, im J. 1194 erbaut, nachdem den Bewohnern dieses Ortes ihre Häuser an der Donau im J. 1193 hinweggeschwemmt worden waren. Wegen des umliegenden fruchtbaren Kornbodens und der wöchentlichen Kornmärkte, welche die Stadt abhielt, wurde diese auch Neuenburg-Kornseits genannt. Korneuburg und Klosterneuburg bildeten nämlich bis zum J. 1298 Einen Ort, welcher Neuburg hieß und, wie erwähnt, in die zwei Hälften zerfiel, wovon die eine den Namen nach dem Kloster und die andere nach den Kornmärkten führte. Wenn auch die Entwickelung Korneuburgs durch die zahlreichen Ueberschwemmungen der Donau gehindert wurde, so hob sich allmählich doch der Wohlstand seiner Bürger durch den Kornhandel, welcher zum großen Theil in den Händen der Juden war. Im J. 1298 wurde Klosterneuburg von Korneuburg abgetrennt und zu einer selbständigen Stadt erhoben. Korneuburg erreichte im 14. Jahrh. die Blüte seines Wohlstandes und verdankte denselben zum großen Theil dem Unternehmungsgeiste der reichen Juden, welche ein eigenes Viertel in der Stadt bewohnten und besaßen. Im J. 1305 rief der Neid eine Verfolgung der Juden hervor, welche mit der vollständigen Vertreibung derselben endete. Korneuburg besaß um diese Zeit gegen 400 Häuser mit 4000 Einwohnern. Seit der Vertreibung der Juden sank aber der Wohlstand der Stadt, weshalb sich diese im J. 1327 vom Kaiser Friedrich das Stapelrecht erbat, wonach zwischen Korneuburg und Krems keine Hauptniederlage für Getreide bestehen sollte und die zu Stockerau und Triebensee aufgelassen werden mußten. Im J. 1331 erhielt Korneuburg noch das Recht, jährlich vier Jahrmärkte abhalten zu dürfen. Die großen Wochen- oder Kornmärkte fanden jeden Donnerstag statt. Dadurch mehrte sich wieder der Wohlstand der Stadt, bis diese vom J. 1406 an zu einer Festung umgestaltet wurde. Der Handel mit Getreide, Salz und Holz zog sich nun mehr nach Stockerau. Im J. 1417 wurde die ganze Stadt Korneuburg ein Raub der Flammen. Im J. 1440 war die Befestigung Korneuburgs vollendet. Die Stadt hatte nun hohe, 2 Met. dicke Stadtmauern mit 4 festen Thoren und Thürmen. Der Stadtgraben war gegen 16 Met. tief, ausgemauert und konnte mit Wasser gefüllt werden. An der Nikolaikirche wurde der oben erwähnte Wachtthurm erbaut. Im J. 1450 wurde Korneuburg vollends als eine landesfürstliche Festung erklärt und der Wiederaufbau der Vorstädte verboten. Der erste äußere Feind, welchen die neue Festung sah, waren die Ungarn. Im J. 1477 wurde sie von Matthias Corvinus belagert und nach neuntägiger Bestürmung eingenommen. Im J. 1484 mußte sie sich von neuem, nachdem sie 22 Wochen hindurch belagert und ausgehungert worden war, an Matthias Corvinus ergeben. Sechs Jahre litt Korneuburg nun unter dem Drucke der fremden Herrschaft, weshalb ihr Kaiser Friedrich nach Matthias Corvinus' Tode das Privilegium ertheilte, einen zweiten Wochenmarkt an jedem Montage abhalten zu dürfen. Im J. 1529 hatte sich

Korneuburg gegen die Türken zu vertheidigen. Gegen das Ende des Dreißigjährigen Krieges kamen im J. 1645 die Schweden vor Korneuburg, belagerten und eroberten die Stadt und hielten sich sechzehn Monate in deren Besitze, bis im folgenden Jahre der kaiserliche General Graf Stahremberg kam, die Stadt zehn Wochen hindurch belagerte und die schwedische Besatzung zum Abzug nöthigte. Korneuburg hatte hierbei sehr gelitten. Die Stadt blieb von nun an bis zu den Napoleonischen Kriegen von äußern Feinden verschont. Im J. 1805 hatte sie französische Truppen aufzunehmen und zu verpflegen, wodurch nicht nur das Vermögen der Stadt aufgezehrt warde, sondern derselben auch eine nicht unbedeutende Schuldenlast hinterblieb. Im J. 1809 wurde Korneuburg in Vertheidigungszustand gegen die Franzosen gesetzt, von diesen beschossen und nach dem Abzuge der österreichischen Truppen von den französischen geplündert und theilweise in Brand gesteckt. In der nachfolgenden längeren Friedenszeit erholte sich Korneuburg wieder allmählich, wenn auch im J. 1842 ein großer Brand einen Theil der Stadt in Asche legte. Die Gefahr der preußischen Invasion im J. 1866 ging glücklich an Korneuburg vorüber.

Vgl. J. W. Fischer, Geschichte von Korneuburg und seiner nächsten Umgebung (Wien 1833), und J. E. Thom, Geschichte von Korneuburg und dessen nahen Umgebungen (Korneuburg 1871). *(Ferd. Grassauer.)*

KORNGESETZGEBUNG. Das Mistrauen, mit welchem früher die Masse der Bevölkerung und die Regierungen den von besondern Vermittlern betriebenen Kornhandel betrachteten, sowie überhaupt die Rücksicht auf die Wichtigkeit einer genügenden Versorgung des Getreidemarktes hat bis in die neuere Zeit eine Reihe von gesetzlichen und polizeilichen Maßregeln zur Regelung dieses Handels hervorgerufen. Lange Zeit hindurch galt es als die zweckmäßigste Politik zur Bekämpfung der Theuerung, daß der Zwischenhandel in Korn möglichst beschränkt und ein möglichst directer Verkehr zwischen den Producenten und Consumenten hergestellt werde. Daher wurde jener Zwischenhandel zeitweise gänzlich verboten, ebenso das Aufspeichern von größeren Massen Getreide in Privatlagern, während andererseits in Zeiten der Noth geradezu Expropriationen der vorhandenen Vorräthe stattfanden, was z. B. im ehemaligen Kurfürstenthume Hessen noch im J. 1847 vorgekommen ist. Die Beschränkung der Privatlager von Getreide führte dann nothwendigerweise zur Begründung öffentlicher Kornmagazine. So wurde in Frankreich 1577 allen Städten befohlen, bei drohender Theuerung einen für drei Monate ausreichenden Kornvorrath zu beschaffen. In Paris waren noch bis 1863 die Bäcker, welche eine geschlossene Corporation bildeten, verpflichtet, fortwährend einen für den dreimonatlichen Bedarf eines jeden ausreichenden Mehlvorrath zu halten. Auch bestanden in den Städten zahlreiche den Kornhandel beschränkende Marktordnungs-Bestimmungen, so z. B. die Vorschrift, daß Getreide und Mehl nur auf dem Markte verkauft werden dürften, daß niemand dem ankommenden Getreide entgegengehen dürfe, daß die verschiedenen Kategorien der Käufer in einer bestimmten Reihenfolge zum Markt zugelassen werden sollten u. s. w. Zuweilen versuchte man auch die Festsetzung eines Maximalpreises. Besonders verpönt war das Aufkaufen von Getreide auf dem Halme. Die einzelnen Provinzen desselben Landes suchten ihre Getreideproduction möglichst für sich zurückzuhalten und stellten daher der Ausfuhr Verbote oder Schwierigkeiten entgegen. Noch bedenklicher schien die Ausfuhr von Korn über die Landesgrenze. Ausfuhrverbote bildeten daher in manchen Ländern, z. B. in Frankreich bis zur Revolution, die Regel, und nur bei besonders reichen Ernten wurde der Export gestattet. Ohne Rücksicht auf die Interessen der Grundbesitzer wurde der Getreidehandel meistens als eine rein administrative und sociale und nicht als eine privatwirthschaftliche Angelegenheit behandelt. Nur in England wußten die Grundbesitzer schon frühzeitig ihre Interessen zu wahren, und wenn sie sich auch bei einer gewissen Höhe des Preises Getreideausfuhrverbote gefallen lassen mußten, so wußten sie sich andererseits seit dem Ende des 17. Jahrh. bei billigen Kornpreisen nicht nur Schutzzölle auf die Einfuhr, sondern auch Prämien auf die Ausfuhr zu verschaffen. In der neueren Zeit sind überhaupt die ältern Gesichtspunkte der Korngesetzgebung, welche namentlich durch die Interessen der Consumenten bedingt waren, mehr und mehr beseitigt worden, da bei dem außerordentlichen Fortschreiten des Weltverkehrs in Getreide Hungersnoth und Theuerung in ihrem frühern Umfange in keinem Culturlande mehr zu befürchten sind. Es bleibt vielmehr auf dem Gebiete der Korngesetzgebung nur noch die Frage der Getreidezölle zum Schutz der Landwirthschaft der alten Länder in Discussion, und da gerade im Deutschen Reiche seit dem J. 1879 in diesem Punkte eine bedeutsame handelspolitische Wendung stattgefunden hat, so möge die nachstehende kurze vergleichende Darstellung der bezüglichen Verhältnisse in den maßgebenden europäischen Ländern hier Platz finden.

Schutzzölle zu Gunsten der einheimischen Getreideproduction entsprachen weder den Grundsätzen des ältern Mercantilsystems, noch auch dem im 19. Jahrh. von List befürworteten Industrieschutzsysteme. Von diesen Anschauungen aus mußte vielmehr die Einfuhr von Getreide im Interesse der industriellen Bevölkerung gefördert und die Ausfuhr nöthigenfalls erschwert werden. Die ältern Getreidezölle sind daher hauptsächlich als Ausfuhrzölle von Bedeutung, und nicht selten werden sie durch Ausfuhrverbote ersetzt. Soweit Einfuhrzölle bestanden, hatten sie einen lediglich fiscalischen und keinen protectionistischen Zweck. Ausgeprägte Getreideschutzzölle finden sich zuerst in England, wo im J. 1814 auch alle Ausfuhrzölle auf Cerealien abgeschafft wurden. Das Korngesetz von 1815 setzte an die Stelle der Schutzzölle ein wahres Prohibitivsystem, indem die Weizeneinfuhr verboten wurde, wenn der Preis unter 80 Schilling pro Quarter (27,5 Mark pro Hektoliter) heruntersank, während sie oberhalb dieser Grenze allerdings zollfrei sein sollte. Eine Milderung dieser Gesetze wurde indessen schon 1822 nöthig, und

1828 ließ man die Prohibition gänzlich fallen und nahm eine nach den Preisen in kleinen Stufen veränderliche Zollscala (sliding scale) an, die übrigens bei den Mittelpreisen noch immer einen Schutz von 30—40 Procent gewährte. Dieses Korngesetz wurde dann im folgenden Jahrzehnt der Hauptangriffspunkt der von Manchester aus durch Cobden, Bright u. a. organisirten Freihandelspartei, der sogenannten Anti-Corn-Law-League, und nach einer 1842 eingetretenen Milderung endlich 1846 zu Falle gebracht. Der letzte geringe Rest des Weizenzolles (3 Pence pro Centner) wurde 1869 ebenfalls beseitigt. In Frankreich wurden die ersten Schutzzölle für Getreide durch das Gesetz vom 16. Juli 1819 gewährt, und zwar nach einer beweglichen Scala mit Einfuhrverbot unterhalb einer bestimmten Preisgrenze (20, 18 und 16 Francs pro Hektoliter) in drei verschiedenen Regionen. Andererseits aber war auch die Ausfuhr verboten, wenn der Preis um 4 Francs über die ebenerwähnte Grenze gestiegen war. Der Schutz wurde noch verstärkt durch ein Gesetz von 1822; diesem aber folgte eine Milderung durch das Gesetz vom 15. April 1832, welches die eventuellen Einfuhr- und Ausfuhrverbote durch fortschreitende Zölle ersetzte und bis zur Napoleonischen Reformperiode in Kraft blieb. Nachdem die bewegliche Scala schon seit 1853 meistens suspendirt gewesen, führte das Gesetz vom 15. Juni 1861 einen festen Zoll von nur 60 Centimes pro 100 Kilogramm ein, der trotz der Bemühungen der landwirthschaftlichen Interessenten auch in dem neuen Generaltarife von 1881 ohne Erhöhung beibehalten worden ist. Was endlich die Getreidezölle im Deutschen Zollvereine betrifft, so betrugen sie von 1828—1857 (mit Suspension seit 1853) 0,50 Mark pro Scheffel, dann wurden sie für Weizen auf 0,20 Mark und für Roggen auf 0,05 Mark herabgesetzt und von 1865 ab ganz aufgehoben. Der außerordentliche Zufluß von amerikanischem Getreide in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre rief in den landwirthschaftlichen Kreisen eine lebhafte Agitation zur Wiederherstellung von Getreidezöllen hervor, und nachdem auch der Reichskanzler den bis dahin eingehaltenen handelspolitischen Standpunkt aufgegeben, gelang es den Vertretern der landwirthschaftlichen Interessen durch Vereinigung mit denjenigen der ebenfalls Schutz verlangenden Industrie, das Tarifgesetz vom 15. Juli 1879 durchzusetzen, welches für Weizen, Roggen, Hafer und Hülsenfrüchte einen Zoll von 1 Mark pro 100 Kilogramm und für Gerste, Mais und Buchweizen einen solchen von 0,50 Mark festsetzt. Von der gegnerischen Seite wurde namentlich betont, daß es bedenklich sei, die nothwendigsten Lebensmittel mit einer Steuer zu belasten, daß ferner der Zollschutz nur den größern Grundbesitzern zugute komme, weil die kleinen nur wenig oder gar kein Getreide zum Verkauf übrig hätten. Die Vertheidiger der Zölle dagegen machten geltend, daß die drohende Vernichtung der Grundrente eines großen Theiles des landwirthschaftlichen Bodens durch die amerikanische Concurrenz eine Zerrüttung in der ganzen deutschen Volkswirthschaft hervorrufen müßte, die auch auf die Industrie und die Arbeiterbevölkerung höchst nachtheilig zurückwirken würde, und deren Abwendung mit einem mäßigen Zolle nicht zu theuer erkauft sei. Daß übrigens einzelne Interessen durch die neuen Getreidezölle verletzt worden sind, ist unbestreitbar. Namentlich gilt dies hinsichtlich des Getreidehandels der Ostseehäfen und der für die Ausfuhr arbeitenden Mühlenindustrie. Der letztern ist indessen im J. 1881 durch ein weniger strenges Verfahren hinsichtlich der Zulassung von fremdem Getreide zum Zweck der Wiederausfuhr nach dem Vermahlen einige Erleichterung verschafft worden.

Vgl. Roscher, „Ueber Kornhandel und Theuerungspolitik" (3. Aufl. Stuttgart 1852). — Oppenheim, „Zur Geschichte der engl. Kornzölle" (Berlin 1879). — Eggert, „Getreidezölle" (Berlin 1879).

(*Albrecht Just.*)

Kornrade, s. Agrostemma.

Kornwurm, s. Calandra.

Koromandel, s. Coromandel.

KORONEA (*ἡ Κορώνεια*), Stadt in Böotien auf einem Hügel zwischen den Flüssen Phalarus und Kuarius nicht weit vom Helikon. Die Böotier, als sie nach dem Trojanischen Kriege von Arne her in die Kephissusebene eindrangen, bemächtigten sich der Stadt, die damals Orchomenos unterworfen war, und bauten am Fuße des Hügels einen Tempel der Itonischen Athene, wo dann die Pamböotien gefeiert wurden (*Strabo* p. 410). Im Tempel standen zwei eherne Bildsäulen der Athene und des Zeus von Agorakritos, dem Lieblingsschüler des Phidias gefertigt (*Paus.* D. G. 9, 34, 1); später kam jene Statue des Königs Antiochus hinzu, die zur Verwüstung der ganzen Umgegend von Koronea Veranlassung gab (*Liv.* 36, 20, 3). Nicht weit von dem Heiligthume stand ein Tempel der Here mit einem durch Alter ehrwürdigen Bilde der Göttin von Pythodor aus Theben gefertigt (*Paus.* a. a. O.). In der Stadt selbst fand Pausanias auf dem Markte zwei Altäre erwähnenswerth, einen des Hermes Epimelios, der andere war den Winden geweiht.

Im Thale bei Koronea wurde 447 die Schlacht geschlagen, in der die Böotier ihre Unabhängigkeit von Athen erkämpften (*Thuc.* 1, 113), und 394 besiegte hier Agesilaos im Korinthischen Kriege die verbündeten Thebaner, Athener, Argiver, Korinther und deren Hülfstruppen (*Xenoph.* Hell. 4, 3, 15; *Polyaen.* Strat. 2, 1, 3; *Paus.* 3, 9, 13; 9, 6, 4). In Strabo's Zeit lag Koronea in Trümmern (*Strabo* p. 410). Noch heute sind unbedeutende Ruinen der Stadt 3/4 Meilen südöstlich von Granitza zu finden, unter denen die Reste der Burg, des Theaters und eines dorischen Tempels zu erkennen sind (Leake, „Travels in North. Gr.", II, p. 134; Roß, „Wanderungen" I, 32).

(*W. Sieglin.*)

KORONI, eine griechische Küstenfestung, im südlichsten Theile des Peloponnes, mit circa 2000 Einwohnern. Zwischen der mittleren der drei nach Süden gerichteten Halbinseln Moreas, der vom hohen Taygetos bis zum Cap Matapon (Taenarum) durchzogenen mainotischen, und der kürzern, westlichern, der messenischen, breitet sich der **Busen von Koron** (messenischer oder asinäischer

Busen) aus. Die im Süden mit dem Cap Gallo (Akritas) endigende messenische Halbinsel, an deren Westseite der Busen von Navarin und der nördlich von der Insel Schiza (Cabrera) gelegene eingreifen, bildet die jetzige Eparchie Pylia. In derselben erhebt sich im Norden das Lykodimo-Gebirge, westlich von dem Golfe von Thuria. Dieses, den eigentlichen Kern der Halbinsel bildende, 957 Met. hohe Tafelland, bei den Alten wahrscheinlich Mathia genannt, ist culturfähig und trägt noch Reste seiner ehemaligen Bewaldung. Achtzehn Kilom. südlicher erhebt sich der St.-Dimitriberg, 516 Met. hoch und rauher und steiler als die Mathia, dessen Ausläufer sich bis an die Südspitze erstrecken. Neun Kilom. westlich davon erhebt sich auf einem vorspringenden Cap die von außen noch immer stattlich erscheinende, im Innern aber ganz verfallene Festung Koroni, der ausgezeichnetste Punkt der ganzen Küste. Der Berg ist gegen die See- wie gegen die Landseite steil, der Ankerplatz wenig geschützt und die Landung schwierig. Diese Stadt, wie das $6\frac{1}{2}$ Stadien westlicher am Meere gelegene Modon, einst ein Hauptgegenstand der Kämpfe zwischen Venetianern und Türken, ist sicherlich seit den frühesten Zeiten eine Ansiedelung gewesen, obwol nur sehr spärliche Reste davon Kunde geben. Hier lag nach Curtius das alte Asine, nach H. Kiepert der alte Ort Kolōnides, wie die einzige Ortschaft hieß, welche auf der ganzen, $5\frac{1}{2}$ Stadien langen, felsigen, ununterbrochenen Küstenstrecke von hier nach Norden bis zum Fuß des Lykodimo vorhanden war. An dieser letztern Stelle liegt an vortretender Spitze ein Oertchen Petalidi unter den Abhängen des Gebirges. Hier haben sich die Mainoten von der gegenüberliegenden unfruchtbareren Küste angesiedelt und nennen ihren Ort Korone. Ohne Zweifel ist der hier aus dem Alterthume vorhandene Hafen, die Stadt und Burg in ihren Resten, das alte Korone, eine thebanisch-messenische Colonie, welche unter des Epimelides Leitung hier gegründet worden ist. Sie schmückten ihren Wohnort mit der Statue der Athene als Burggöttin, ihren Markt mit der des Zeus Soter, und bauten der Artemis, dem Dionysos und Asklepios Tempel. Das Trinkwasser floß ihnen aus der Quelle Platanistos aus einem Platanenstamme zu. — Das 19 Kilom. südlicher gelegene Asine war eine Ansiedelung der Dryoper; als diese ausgestorben waren, lag ihre Felsenburg verödet, bis in den Stürmen des Mittelalters die Koronäer (im Norden) ihren Wohnsitz gegen diese festere, inselartige Burg vertauschten; sie brachten den Namen ihrer Stadt Korone mit und gründeten somit das neue Koron, welches im 13. Jahrh. bekannt wird und seitdem, als ein Hauptort der von den Franken besonders heimgesuchten Südwestspitze Moreas, eine reichhaltige Geschichte durchlebt hat. (Curtius.) (*G. A. von Klöden.*)

KORONIS. Von Apollon Mutter des Asklepios. Da Asklepios der Stammesgott der Phlegyer ist, den erst spätere Religionsentwickelung auf das Gebiet der durch Traumweissagung vermittelten Heilkunst einschränkte, so ist consequent Koronis die Tochter des Stammesheroen Phlegyas (*Hymn. Hom.* 11; *Hesiod.* Frg. 76. 121). Der von Hesiod (a. a. O.) und Pherekydes (beim *Schol.* Pind. Pyth. III, 57) berichtete, von Pindar in der dritten pythischen Ode — wol auf Grund des erstgenannten Berichtes — poetisch vorgeführte Geburtsmythus meldet: Koronis, in Lakereia am Böbeischen See (Thessalien) heimisch, ward, da sie schon durch Apollon's Liebe das Kind empfangen, dem Gotte untreu und gab sich dem Arkader Ischys hin. Ein Rabe überbrachte dem Apollon die Botschaft nach Delphi. Für diesen Boten der Volkssage setzt Pindar's Frömmigkeit (vs. 21) des Gottes allwissenden Geist ein, den kein Gott noch Sterblicher mit That noch mit Rath hintergeht. Apollon sendet im Zorn seine Schwester Artemis ab, deren todbringenden Pfeilen Koronis mit vielen ihresgleichen erliegt, errettet aber aus Gnaden sein Kind aus dem Leibe der schon auf den lodernden Scheiterhaufen gelegten Mutter, das er dem Kentauren Cheiron zur Pflege überbringt. — Das berühmteste Cultlocal des Asklepios, Epidauros, wahrscheinlich durch Einwanderung des Phlegyerstammes in die Peloponnes verpflanzt, eignete sich auch die Mutter des Gottes zu. Koronis kommt mit ihrem Vater Phlegyas dahin, setzt das Kind auf dem Titthion (d. i. dem Ammenbrustberge, was an die heiligen Doppelhügel der thessalischen Sage [*Hes.* Frg. 76] erinnert) aus; das Kind wird von einer Ziege ernährt, von einem Hirten aufgefunden (*Paus.* II, 26, 5).[1]) Die messenische Sage wich dadurch von der gemeingriechischen ab, daß sie zur Mutter des Asklepios Leukippe, die Tochter des einheimischen Heros Leukippos machte (*Paus.* IV, 91, 12; 3, 2; bei *Schol.* Pind. Pyth. III, 17 Sokrates von Argos und die von Asklepios citirten Verse, wahrscheinlich aus einem Hesiodeischen Gedichte).[2]) Was die Deutung des Koronis-Mythus anlangt, so wird der Stammesgott der Phlegyer in den national-hellenischen Götterkreis aufgenommen durch die Vaterschaft Apollon's, der allgemein als Gott der großen Jahres-Sühnfeste sowol Abwehrer der Seuchen wie Verleiher von Gesundheit und Stärke war (s. Welcker, „Götterl." II, 733). Dagegen ist im Mythus vom Ende der Koronis ein Stück des specifisch Phlegyeischen Sagenkreises erhalten, wie die Wiederkehr der wesentlichen Züge in der zuerst von O. Müller (a. a. O. S. 195) verglichenen böotischen Sage lehrt.[3]) Zwei Töchter des Orion opfern sich, als eine Seuche das Land verheert, freiwillig; als sie verbrannt werden, entspringen der Asche, auf daß das Geschlecht nicht aussterbe, zwei Jünglinge, welche Coronä heißen (so *Ov.* vs.

---

1) Der Schluß der Sage läßt das Asklepioskind sogleich über Land und Meer berichten, was er alles erfinden und daß er auch die Todten auferwecken werde. Dies gleicht ganz den Göttergeburten der Homerischen Hymnen, wie z. B. der neugeborene Apollon für sich Bogen, Kithara und Weissagung in Anspruch nimmt (I, vs. 126). Wahrscheinlich gibt Pausanias den Bericht eines Epidaurischen Hymnus wieder. 2) S. Böckh's N. 2 und *Paus.* II, 26, 6: Der pythische Orakelspruch entscheidet sich für Koronis und corrigirt Hesiod, der den Messeniern zu Gefallen Arsinoe genannt hatte. 3) *Anton. Liber.* 25 nach Korinna und Nikander; aus letzterm mit bemerkenswerthen Varianten, *Ovid.* Met. XIII, 685 seq.

697); nach dem griechischen Berichterstatter erhielten die beiden Jungfrauen in Orchomenos[4]) ein Heiligthum[5]) mit alljährlichem Versöhnungsopfer durch Jünglinge und Jungfrauen; die so verehrten heißen aber *Κορωνίδες παρθένοι.*[6]) Außer dem Namen kehrt auch die Verbrennung zur Zeit der Seuche (mit Koronis sterben viele ihrer Landsleute *Pind.* Pyth. III, 36) und die aus den Flammen entstehende Neugeburt, also der Kern des Mythus in der böotischen Sage wieder. Letztere hat vor der berühmteren thessalischen die deutliche Beziehung zum Naturleben und die Cultusgrundlage voraus: die Koroniden opfern sich, um die Bedrängniß der Dürre und Seuche abzuwenden. (Betreffs der Sonnenglut und Dürre als Ursache der Seuche siehe besonders Ovid's Schilderung.) Zur Abwendung dieser Noth wurden, wie die gründliche Erforschung des gesammten mythischen Gebietes der Wald- und Feldculte von Mannhardt lehrt, nach weitverbreiteter Sitte Sonnenwendfeuer entzündet, welche ursprünglich die Kraft des Wachsthums und der Gesundheit der Thier- und Pflanzenwelt mittheilen sollten (Mannhardt I, 497 fg.). Die Darstellung der die Sonnenglut gleichsam passirenden Vegetation wurde häufig als Vernichtung der dämonischen Repräsentanten der Frühlings- oder Sommervegetation gefaßt (ebendas. S. 522). Daß dieser dämonistische Glaube auch Menschenopfer fordern konnte, lehrt der Brauch der gallischen Druiden (S. 525), welche von der Zahl der auf den Scheiterhaufen verbrannten Menschenopfer den Fruchtertrag des nächsten Jahres abhängig glaubten. Dem entspricht die Selbstaufopferung der böotischen Koroniden, während eine mythische Auffassung des Cultbrauches wahrscheinlich zur Personification der Jahresvegetation, die durch die Sonnenglut verzehrt und zu neuem Leben erweckt wird, in der Gestalt der Koronis geführt hat. Da die Verbrennung des Vegetationsdämons ursprünglich ein Sonnenzauber zu Gunsten der nächstjährigen Vegetation ist, so konnte der Mythus das Hinsterben in den Flammen und die Neugeburt, wenn sie auch im Jahreslaufe auseinanderlagen, in eins zusammenziehen. Daß aber die abscheidende Vegetation weiblich, die neuerwachende männlich personificirt wird, beruht auf einer im Gebiete dieses Naturdämonismus häufigen Anschauung, daß die Frauen berufen sind, durch ihre Ausübung des Vegetationszaubers die Leben zeugende, darum männlich personificirte Naturkraft der Erde und ihrem Vegetationsleben zuzueignen. — Den Namen Koronis hat man mit *κορώνη*, Krähe, in Verbindung gebracht und diese als langlebigen Vogel als Symbol der Gesundheit gefaßt (Preller a. a. O. 424). Wenn aber vorstehende Auseinandersetzungen richtig sind, so bezieht sich der Koronis-Mythus auf den Naturcult der Phlegyer, nicht auf den spätern Heilgott. Nun spielte aber auch die Krähe im altgriechischen Volksbrauche eine Rolle als Vertreter des Vegetationsdämons und insbesondere des Herbst-Erntesegens[7]); mit der Krähe in der Hand zogen die Knaben (*Κορωνισταί*) von Haus zu Haus, um für die Krähe, „das Kind Apollon's", kleine Gaben wie Feigen u. dgl. zu heischen. Wenn es in dem erhaltenen Krähenliede (vs. 8) heißt: Bursch, öffne die Thür, der Erntesegen hat angeklopft (*Πλοῦτος ἔκρουσεν*), so liegt die mythische Grundanschauung offen zu Tage; was zu einem von der Mildthätigkeit erbetenen Almosen herabgesunken ist, war ursprünglich Entgelt für die sakramentale, d. i. die Bürgschaft des Segens einschließende Mittheilung des verkörperten Numens der Vegetation. Um so den Segen in leibhaftiger Verkörperung ins Haus einzuführen, dazu eignete sich allerdings in erster Linie ein aus der Pflanzenwelt selbst hergenommener Repräsentant derselben, wie der deutsche Erntemai oder die genau entsprechende griechische Eiresione; durch eine secundäre Entwickelung sind hierfür Vögel als Boten der Jahreszeiten, Schwalbe und Krähe eingetreten. Bemerkenswerth ist der in dem Krähenliede auftretende Ansatz zu mythischer Personification, indem die Krähe das Kind Apollon's (vs. 2) heißt, der als Sonnen-Jahresgott Geber des Fruchtsegens und Herrscher über das Vegetationsleben ist, und als dessen Geliebte in völliger Ausbildung dieses Ansatzes Koronis erscheint.

Vgl. O. Müller, Orchomenos und die Minyer², S. 194. — Schwenck im Rhein. Mus. 11, 492. — Preller, Mythologie I³, 423. (*F. A. Voigt.*)

KORÓROFA, ein unabhängiges, heidnisches, seinem Verfalle entgegengehendes Königreich südlich von Sokóto im centralen Westafrika gelegen. Als Nordgrenze kann der Benuë von Akpa (8° 43′ nördl. Br.) bis etwas oberhalb der Mündung des Taraba angenommen werden, obwol an dem letzteren Flusse selbst, wie schon am Kogin-Wukari (9° 55′ nördl. Br.) nur Fulbeorte sich vorfinden. Etwas länger — circa 175 Kilom. — mag das Reich sich von dieser Nordgrenze nach Süden erstrecken. Die Ausdehnung ist mithin gegenwärtig sehr beschränkt und die politische Bedeutung verschwindet mehr und mehr vor der rastlos vordringenden Eroberung der Fulbe (Fulah Sing. Fullo; Felatah, Felani). Dieser lohfarbene, von den Negern äußerlich vielfach verschiedene Hirtenstamm ist der Träger des sich immer weiter nach Süden ausbreitenden Islam. Von Norden oder Nordwesten eingewandert, sitzt derselbe in größeren oder kleineren Massen von Senegambien bis Darfór zwischen den

4) Nach Nonnos 48, 555 sind die Chariten Töchter des Dionysos und der Koronis; Tempel des Dionysos und der Chariten in Orchomenos P. IX, 38, 1. 5) Die von Anton. Lib. berichtete Verwandlung in Kometen ist wahrscheinlich Zusatz Nikander's, um die von Korinna behandelte Sage als Metamorphose einreihen zu können. 6) Vgl. Mannhardt S. 216 u. a.: (Frühlings-) Mai und Erntemai von den Frauen eingeholt; Vegetationsdämon als Tod, Jarilo (Rußland) von den Frauen beklagt und begraben; im Alterthume Adonisklagen und Dionysosdienst der Weiber.

7) Hierdurch erledigt sich, wie ich glaube, die Frage von Schultz, „Phlegyersagen" (Fleckeisen's Jahrb. 1882, S. 345): In welcher Beziehung steht die Krähe zum Leben und Sterben der Vegetation? *Athen.* VIII, 359 D: Krähenlied von Phönix von Kolophon, wie der Vergleich des Homerischen Eiresione-Liedes lehrt, ein Volkslied, das vielleicht nur die metrische Kunstform (Choliamben) dem Dichter zu verdanken hatte; vgl. Bergk, Ind. schol. aest. 1858 Hal.

heidnischen Negern und ist durch Krieg und Missionswesen für die Ausbreitung seines Glaubens ungemein thätig.

Am linken Ufer des Benuë, jenes von Dr. Barth 1851 entdeckten östlichen großen Armes des Niger, welcher lange Zeit hindurch irrthümlich für einen Abfluß des Tsad-Sees angesehen und daher Tschadda genannt wurde, ziehen bewaldete Höhen, welche im Berge Iquä eine Höhe von 79 Met. erreichen. Hier liegt auf einer Insel das kleine Dorf Anufo oder Arufo mit herrlichen Antimongruben. Das Land bildet sonst im allgemeinen eine sanft gewellte, von kleinen, dem Benuë zueilenden Wasseradern durchschnittene Ebene; nur im äußersten Süden erheben sich zackige, von einem Kannibalenvolke (Diings, Baibais) bewohnte Berge.

Der Benuë wurde 1854 zum ersten mal von dem Dampfschiffe „Pleiad" unter Führung des Marinearztes Dr. Baikie, dann im Juli 1879 von dem Missionsschiffe „Henry Venn" unter Leitung des Mr. H. Ashkroft stromaufwärts befahren, welche letztere Expedition 60 Kilom. oberhalb der Mündung des Faro vordrang. Eine kleine Tagereise — 56 Kilom. — vom Flusse entfernt liegt die Hauptstadt des Landes „Wukari" (Vogel's Okäle), welche am 24. Juli 1879 zum ersten mal von Weißen (Mr. Ashkroft, Mr. J. Kirk, Rob. Flegel) betreten wurde. Die Stadt theilt das Charakteristische mit allen heidnischen Negerorten des centralen Westafrikas; ihre kleinen, runden, mit kegelförmigem Rohrdache gekrönten Hütten stehen in umfriedeten Gruppen dichtgedrängt beieinander. Gerade im Gegensatze bauen die Fulbe ihre Hütten freistehend, inmitten grüner Kornfelder, jeder Haushalt für sich abgeschlossen. In Wukari wohnt der Sariki (König); diesem folgen dem Range nach der Galadima, der Mallambaba, der erste und zweite Madaki, ein den Fulbe entlehnter Titel. Die kleineren Ortschaften haben alle ihren eigenen Häuptling, der sich ebenfalls Sariki nennt.

Die Bewohner Korórofas zerfallen in mehrere Stämme mit verschiedenen Dialekten; sie nennen sich selbst Djukus (Korórofa ist der Name der Haussas für Land und Volk). Der Despotismus ihrer Regenten beeinträchtigt die Energie des Volkes und macht sie unfähig, ihre Unabhängigkeit gegen die rastlosen Fulbe zu vertheidigen, welche immer mehr an Boden gewinnen und vielleicht bald das ganze Königreich besitzen werden.

Robert Flegel besuchte die Hauptstadt am 13. April 1882 zum zweiten mal, fand sie viel volkreicher als 1879 und von Haussas überschwemmt, die der Selbständigkeit der Stadt wie des Reiches Korórofa wol bald ein Ende machen werden.[1]) — Neben Ackerbau beschäftigen sich die Bewohner mit der Anfertigung von Baumwollenstreifen von sehr feinem Gewebe, aber sehr geringer Breite. Die Felder werden mit einer gewissen Sorgfalt bestellt. Zum Schutz der Bäume erblickt man zahlreiche Vogelscheuchen. Es sind dies mitten im Felde stehende Warten, zu denen Schnüre führen, welche an den Aesten der Bäume befestigt sind; sobald sich nun Vögel (Lachtauben oder Perlhühner) auf diese setzen, verscheucht sie der Wächter durch plötzliches Zerren an den biegsamen Aesten.

Speer und Bogen bilden die Bewaffnung. — Das Weib tritt vollständig in den Hintergrund als rechtlose Magd; der Mann nimmt alles für sich in Anspruch, selbst Eitelkeit und Putzsucht, denn es ist auffallend, wie wenig Fleiß die Frauen Korórofas auf ihre Haare im Vergleich zu den Männern verwenden.

Die Zahl der Kinder ist auffallend größer als bei den Fulbe. — Der Werthmesser im Lande ist ein kleines mit erdigem Salze gefülltes Strohgeflecht; fünf solcher Salznäpfchen gelten so viel wie eine Messingstange (als Braßrode im Handel bekannt). Auch Eisengeld (Akika), eine eiserne Erdhacke ohne Stiel, findet sich im Gebrauche.[2] [3]) *(F. Hedinger.)*

KÖRÖS (Fluß). Es gibt drei Flüsse, welche Körös heißen, die Schnelle, Schwarze und Weiße Körös, die sich vereinigen und gegenüber von Csongrad (lies Tschongrad) in die Theiß münden, außerdem gehören zu ihrem Flußgebiete noch die Flüsse Berettyó und Ér; die beiden letztern sind echte Steppenflüsse. Das Flüßchen Ér (d. h. Wasserader) entspringt in dem ehemaligen Comitate Kraszna. Es ist ein ganz unbedeutender Bach, der bei trockenem Wetter ganz austrocknet; der untere Lauf ist ganz kanalisirt. Der Berettyó entspringt ebenfalls in dem ehemaligen Kraßznaer Comitate in der Nähe des Kraßznaflusses. Ehemals bildete er den großen Sumpf Sárrét, d. h. Kothwiese, welcher sich zwischen Karczag und Berettyó-Ujfalu erstreckte, jetzt ist der Lauf desselben größtentheils kanalisirt, und das alte Bett, welches bei Ecseg, Türkeoi und Mezötúr vorbeigeht, führt in trockenen Sommern gar kein Wasser mehr.

Die Schnelle Körös entspringt in Siebenbürgen bei Körösfö, südöstlich von Bánfy-Hunyad, sie durchbricht das Grenzgebirge zwischen Siebenbürgen und Ungarn in einem schönen, zum Theil sehr engen und romantischen Thale, in welchem die Eisenbahn von Groß-Wardein nach Klausenburg geführt wurde. Bei Rév verläßt sie die Thalenge und gelangt in ein von sanften Hügelketten umsäumtes weites Thal, in welchem sie westwärts nach Groß-Wardein fließt. Hier hören auch die letzten Hügelreihen auf und es beginnt die große Ebene, in welcher die Schnelle Körös mit trägem Laufe dahinschleicht. Oestlich von Gyoma vereinigt sie sich mit der Weißen Körös, in welche oberhalb Békés die Schwarze Körös mündet. Die Quellbäche der letztern vereinigen sich bei Belényes im Biharer Comitate. Von Belényes angefangen fließt die Schwarze Körös zuerst in nord-

1) Rob. Flegel, Bericht an den Vorstand der Afrikanischen Gesellschaft, S. 257 fg. „Das Reich Korórofa geht seinem Ende mit raschen Schritten sicher entgegen und damit geht wieder ein großes Stück Land in die Hände des dem Sudan eigenthümlichen Mischvolkes mohammedanischen Glaubens über, welches die zahlreichen heidnischen Völkerschaften aufsaugt wie ein trockener Schwamm u. s. w."

2) Mittheil. der geogr. Gesellsch. in Hamburg 1878—1879, S. 300 fg. 3) Barth's Reisen in Afrika, Bd. II, S. 687 fg.

westlicher Richtung in einem weiten Gebirgsthale, dann wendet sie sich nach Südwesten und erreicht bald die große Ebene, in welcher sie mit vielen Krümmungen nach Békés fließt, wo sie in die Weiße Körös mündet. Diese entspringt im Zaránder Comitate, am südöstlichen Abhange des Hauptrückens des Biharer-Gebirges; sie fließt zuerst in südlicher Richtung, wendet sich plötzlich bei dem walachischen Dorfe Kriscsor nach Nordwesten, und behält fernerhin im ganzen genommen diese Richtung bei, indem sie bei Körösbánya, Buttyén, Boros-Sebes, Boros-Jenö und Gyula vorbeifließt. Unterhalb Boros-Sebes tritt sie aus dem Gebirge und setzt nun in der Ebene ihren geschlängelten Lauf fort; sie behält ihren Namen auch nach der Vereinigung mit der Schwarzen Körös bis zum Zusammenfluß mit der Schnellen Körös. Von nun an heißt der Fluß die Dreifache (hármas) Körös, welche in unzähligen Krümmungen bei Gyoma und Szarvas vorbeifließt, unterhalb Öcsöd sich nach Süden wendet und oberhalb Szentes in die Theiß mündet. Das Stromgebiet der Körösflüsse nimmt einen Flächenraum von beiläufig 19,500 □Kilom. ein, und erstreckt sich auf einen kleinen Theil Siebenbürgens und auf die ungarischen Comitate Bihar, Hajdu, Békés, Csongrád, Csanád und Arad. Die Länge der Schnellen Körös beträgt 290, die der Schwarzen Körös 250, die der Weißen Körös 300 und die der Zwei- und Dreifachen Körös 270 Kilom. Bei mittlerm Wasserstande führt die Dreifache Körös an der Mündung 26,6 Kubikmet. Wasser, bei hohem Wasserstande dagegen 695,2 Kubikmet. Das Maximum des Unterschiedes zwischen dem tiefsten und höchsten Wasserstande beträgt in dem Bette der Schnellen Körös 5—6, in der Schwarzen Körös 3—4, in der Dreifachen Körös 6—7 Met. Das Gefälle aller drei Flüsse ist in der Ebene so gering, daß es in einzelnen Abschnitten von 1 : 50 bis 1 : 100 wechselt. Von Karczag und Nádudvar dehnt sich nach Süden eine Depression aus, die südlich bis in die Gegend von Gyula reicht und eine Mulde bildet. Die Flüsse durchqueren diese Mulde, daher ist ihr Gefälle so gering. Besonders während des Eisganges und während der Schneeschmelze schwellen die Flüsse stark an und überschwemmen weite Strecken zu beiden Seiten ihres Laufes. Manchmal verwandelt sich die erwähnte Mulde in ein ungeheueres Binnenmeer. Das ganze Ueberschwemmungsgebiet beträgt 371,200 Hektaren. Schon im J. 1820 wurden die hydrographischen Aufnahmen begonnen, welche zur Regulirung der Flüsse nothwendig waren. Seit dem J. 1835 wurde die Weiße Körös im Arader Comitate regulirt, seit dem J. 1840 setzte man die Regulirungsarbeiten im Békéser Comitate fort. Seit 1852 bildeten sich die verschiedenen Gesellschaften, welche die Regulirungsarbeiten im Zusammenhange mit der Regulirung der Theiß in Angriff nahmen. Es wurden nun viele Durchstiche ausgeführt, um den Lauf der Flüsse abzukürzen und das Gefälle zu vergrößern, zugleich wurden die Flußbetten eingedämmt, um das Austreten des Hochwassers zu verhindern. Im J. 1864 glaubte man bereits zwei Drittel des ganzen Inundationsterrains gesichert zu haben; es waren damals einige trockene Jahre, und namentlich im J. 1863 war eine außerordentliche Dürre. Die Sümpfe und alle Binnengewässer waren verschwunden, das Grundwasser war sehr tief gesunken, die Brunnen versiegten, man mußte sie vertiefen, um Wasser zu erhalten. Viele waren damals geneigt, die Regenlosigkeit der Regulirung der Theiß und ihrer Nebenflüsse zuzuschreiben. Bald kamen aber wieder nasse, ja sehr regnerische Jahre. Nun stellten sich die Binnenwässer wieder ein, große Landstriche, die in den verflossenen Jahren reiche W.izenernten geliefert hatten, verwandelten sich wieder in Sümpfe, die Hochwasser stiegen in den eingedämmten Flußbetten auf ein viel höheres Niveau, als es vor der Eindämmung der Fall gewesen war. Wie an der Theiß, so ereigneten sich auch an den Körösflüssen traurige Unglücksfälle, ganze Ortschaften wurden überschwemmt. Die Dämme mußten überall verstärkt und erhöht werden. Das Inundationsterrain der Berettyó- und Körösflüsse ist auch gegenwärtig noch nicht vor Ueberschwemmungen gesichert, die Eindämmungen, Durchstichsarbeiten und besonders die Ableitung der Binnengewässer werden noch viele Arbeiten und Kosten erfordern. *(J. Hunfalvy.)*

KÖRÖS (Ortschaften) heißen mehrere bewohnte Pußten und Ortschaften in Ungarn und Siebenbürgen, die beiden größten und wichtigsten Ortschaften liegen im Pester Comitate; die eine heißt Nagy-Körös (d. h. Groß-Körös), die andere Kis-Körös (d. h. Klein-Körös). — Groß-Körös liegt in der weiten Ebene zwischen der Donau und Theiß, südlich von Czegléd und nördlich von Kecskemét; es ist eine offene, wie die meisten Ortschaften der ungarischen Tiefebene sehr unregelmäßig und weitläufig gebaute Stadt, trotzdem man in neuerer Zeit durch behördliche Vorschriften auf eine regelmäßigere Anlage der Gassen achtet; es liegt östlich von der Eisenbahn und erstreckt sich in länglicher Gestalt von Westen nach Osten. Die bemerkenswerthesten Gebäude sind: die große, aber geschmacklose Kirche der Reformirten, das Lycealgebäude, die katholische Kirche und das Rathhaus. Das größte Gebäude ist die Cavaleriekaserne, welche außerhalb der Stadt, im Norden derselben, im J. 1837 erbaut wurde; sie besteht eigentlich aus vier langen Gebäuden, die einen Flächenraum von einem halben Hektar einnehmen. Es befindet sich darin das ärarische Beschälhengst-Depot, welches etwa 180 Beschälhengste enthält, die zur Benutzung für die Comitate Pest, Neograd, Hont, Heves und Csongrad bestimmt sind. Der mittlere Stall hat Raum für 150 Hengste.

Groß-Körös ist ein Marktflecken mit geordnetem Magistrate; wir finden daselbst ein reformirtes Lyceum, d. h. ein achtclassiges Obergymnasium, eine reformirte Lehrerpräparandie, eine bürgerliche Mädchenschule, eine Mädchenerziehungsanstalt, 23 reformirte Volksschulen, 1 katholische und 1 jüdische Volksschule, 1 Kinderbewahranstalt u. s. w. Es gibt daselbst 3 Casinos und 15 Lesevereine, 1 städtische Sparkasse und 1 Volksbank, 1 Bezirksgericht und Steueramt.

Die Stadt zählte im J. 1857: 19,954, im J. 1870: 20,091, im J. 1880 aber 22,769 Einwohner, die fast

ausschließlich Magyaren sind; 16,975 bekennen sich zur reformirten (calvinischen), 4884 zur katholischen, 179 zur evangelischen (lutherischen) Kirche, 694 sind Juden. Des Lesens und Schreibens kundig sind 11,491. Ein großer Theil der Einwohner lebt beständig oder während der Sommermonate außerhalb der Stadt auf den zerstreuten Gehöften (tanya). Die Stadt selbst nimmt einen Flächenraum von 364 Hekt. ein, die Gemarkung derselben beträgt 73,957 Katastraljoch oder beiläufig 42,607 Hekt. Die Bewohner beschäftigen sich also größtentheils mit der Landwirthschaft. Ein kleiner Theil des großen Landstrichs ist sumpfig, doch sind die meisten stehenden Gewässer durch Kanalisirung bereits trockengelegt; einen größeren Theil nehmen die aus Flugsand bestehenden Dünen ein, der Sand ist aber größtentheils schon durch Baumpflanzungen gebunden, der Boden von zwei Dritteln des ganzen Terrains ist mehr oder weniger sandig, ein Drittel ist lehmig. An manchen Stellen enthält der Boden viel Salpeter, doch ist er im ganzen genommen fruchtbar, einzelne humusreiche Striche sind sehr ergiebig. Das Terrain der Stadt hat eine absolute Höhe von 112—116 Met.; in der Gemarkung derselben befinden sich Niederungen, deren absolute Höhe nicht einmal 100 Met. beträgt, die höchsten Hügel und sandigen Landrücken erreichen eine Höhe von 120—142 Met. Auf dem ganzen Gebiete befinden sich nur zwei geringe Wasseradern, die größere heißt Körösér, sie ist kanalisirt und leitet das Wasser einiger kleinen Teiche und Sümpfe in die Theiß ab; sie entsteht zum Theil aus zwei schwefelhaltigen Mineralquellen. Vordem bestand fast die Hälfte der ganzen Gemarkung aus Weiden, auf welchen große Viehheerden: Pferde, Rinder, Schafe, Schweine weideten. Im J. 1873 wurde die ganze gemeinschaftliche Weide parcellirt und den berechtigten Einwohnern als Privateigenthum zugetheilt. Seitdem hat die Viehzucht bedeutend abgenommen, die Weideflächen wurden größtentheils in Ackerland verwandelt. Die hauptsächlichsten Bodenerzeugnisse sind: Korn, Weizen, Gerste, Hafer, Mais, Erdäpfel, Rüben; Hanf wird nur für den Hausbedarf producirt; auch von Raps, Taback und Futterkräutern werden verhältnißmäßig nur geringe Mengen erzeugt. Um so wichtiger ist die Production von Wein und allerlei Obst, besonders werden große Mengen von Kirschen, Weichseln, Pflaumen, Aprikosen, Pfirsichen und Aepfeln erzeugt. Das Obst findet in Pest und Wien Absatz und wird zum Theil auch nach Deutschland ausgeführt. Auch viel Gemüse und andere Gartengewächse werden angebaut, besonders Gurken werden in ungeheuren Massen producirt. Die Stadt ist fast ringsherum von großen Gemüse-, Obst- und Weingärten umgeben. Die jährliche Weinproduction beträgt 18,000—20,000 Hektoliter. Es ist ein leichter Landwein, der sich nicht lange halten läßt, um so weniger, weil man keine geeigneten Keller hat; in der Stadt selbst könnte man solche nur mit großen Kosten bauen, weil der flache Boden vom Grundwasser feucht und salpeterhaltig ist. Im Nordwesten der Stadt, in der Entfernung von 3—4 Kilom., erstreckt sich in Hufeisenform ein größtentheils geschlossener Wald, der meistens aus Eichen besteht, er nimmt einen Flächenraum von beiläufig 2880 Hekt. ein. In neuerer Zeit hat man auch die beweglichen Sandhügel mit Bäumen bepflanzt, besonders seit 1842 sind große Flächen sowol von seiten der Gemeinde als auch von einzelnen Grundbesitzern mit canadischen Pappeln und Akazien bepflanzt worden. Die neuen Waldflächen betragen beiläufig 1730 Hekt.

Die älteste Geschichte von Nagy-Körös ist ganz in Dunkel gehüllt, eine Volksüberlieferung leitet den Ursprung desselben direct von den Zeitgenossen des Heerführers Árpád ab. In der That scheinen die Ortsnamen der Umgegend zu bekunden, daß in dem Landstriche zwischen der Donau und Theiß bald nach der Einwanderung der Magyaren mehrere Ortschaften entstanden. In der Gegend von Körös gab es mehrere Teiche und Röhrichte, gewiß auch Waldungen, welche den Ansiedlern einen erwünschten Schutz gewähren konnten. Wahrscheinlich erhielt der Ort seinen Namen von dem Eschenwalde, denn körös heißt so viel als Eschenbaum. Die in ungarischer Sprache abgefaßte städtische Chronik von Gregor Balla, der in den Jahren 1710—1772 lebte, enthält manche interessante Details aus der ältesten Geschichte der Stadt, besonders sind die Schicksale der Stadt während der türkischen Herrschaft und des darauffolgenden Zeitraums mit lebhaften Farben darin geschildert. Die Stadt wußte sich vor den Bedrückungen der türkischen Paschas durch besondere Schutzbriefe zu sichern, schlimmer erging es ihr nachher; die kaiserlichen Truppen und die räuberischen Serben aus der untern Theißgegend brandschatzten die Stadt nach dem Abzuge der Türken viel ärger, als es die letztern je gethan hatten. Wie Balla erzählt, besaß die Stadt im J. 1686 nur noch eine einzige Kuh, man hatte sie vor den Requisitionen dadurch gerettet, daß man sie im Keller der Kirche verborgen hielt. — Im J. 1693 wurde die erste Thurmuhr angeschafft; man hatte sie in Wien für 120 Gulden gekauft.

Klein-Körös (Kis-Körös) ist ebenfalls ein Marktflecken im Pester Comitate; es liegt südwestlich von Nagy-Körös und nordöstlich von Kalocsa, daher viel näher zur Donau als zur Theiß. Es ist erst nach der Vertreibung der Türken in neuerer Zeit entstanden. Jedenfalls gab es in jener Gegend vor der türkischen Occupation mehrere Ortschaften; mehrere Hügel, auf welchen sich verschiedene Scherben und Ziegeltrümmer befinden, heißen auch jetzt noch Kirchenhügel; gewiß waren dort einst die Kirchen der verschwundenen Dörfer. Eine Puszta führte den Namen Kis-Körös vermuthlich deshalb, weil dort ein Eschenwald war. Diese Puszta war nebst den benachbarten Ländereien das Eigenthum der Familie Battay; diese siedelte daselbst im J. 1718 slowakische Colonisten an, die aus der nördlichen Gegend des Pester Comitats, ferner aus den Comitaten Neograd, Hont, Neutra und Thurotz herbeikamen. Die neue Ortschaft blühte rasch auf, und schon im J. 1720 bestand darin eine evangelische Muttergemeinde. Die slowakischen Colonisten waren nämlich ohne Ausnahme Lutheraner. Nach der gänzlichen Vertreibung der Türken hatte

die österreichisch-kaiserliche Regierung nichts Eiligeres zu thun, als die römisch-katholische Hierarchie im ganzen Lande aufs neue zu befestigen, die Protestanten zu verfolgen und die Gegenreformation durchzuführen. In Kis-Körös wurde im J. 1730 die erst vor kurzem erbaute evangelische Kirche bis auf den Grund niedergerissen, Pfarrer und Lehrer verjagt und die öffentliche Ausübung des lutherischen Gottesdienstes aufs strengste verboten. Die Verfolgungen der Protestanten dauerten bis zum J. 1781. Trotzdem hielten die Einwohner von Kis-Körös treu an ihrem evangelischen Glauben und bewährten sich als fleißige und sparsame Colonisten. Sie bebauten nicht blos die ihnen von der Grundherrschaft zugetheilten Ländereien, sondern pachteten auch die benachbarten Puszten. Nach und nach erwarben sie immer mehr Grundstücke und befreiten sich gänzlich von dem Unterthänigkeitsverbande. Von 1842 bis 1866 zahlten sie im ganzen für den Ankauf verschiedener Grundstücke und für die Ablösung ihrer Verpflichtungen an die Grundherren 283,000 Gulden. Die Gemarkung des Marktfleckens beträgt 7274 Hekt.; sie besteht zur Hälfte aus Ackerland, zur Hälfte aus Wiesen, Weiden, Wald, Weingärten, Röhricht und Sümpfen. Die Einwohner beschäftigen sich fast ausschließlich mit Landwirthschaft; Hauptproducte sind: Korn, Weizen, Gerste, Mais, Erdäpfel, Wein und allerlei Obst. Der Ort selbst ist unregelmäßig gebaut, er ist eigentlich nur ein großes Dorf; er zählt 1457 Häuser und 6834 Einwohner, die ursprünglich Slowaken waren, gegenwärtig aber fast ganz magyarisirt sind; 5941 sprechen Magyarisch und nur 390 Slawakisch; 5774 sind evangelisch-lutherisch, 573 römisch-katholisch, 360 Juden. Kis-Körös ist der Geburtsort des größten magyarischen Volksdichters, nämlich Alexander Petöfy's, der daselbst am 31. Dec. 1822 das Licht der Welt erblickte; das Haus, in welchem er geboren wurde, ist mit einer Marmortafel bezeichnet, auf dem Marktplatze vor dem evangelischen Schulhause steht seine Bildsäule. *(J. Hunfalvy.)*

KOROTOJAK, Kreisstadt in dem europäisch-russischen Gouvernement Woronesch, 85 Kilom. im Süden von Woronesch am rechten Ufer des Don, bei dem Einflusse des Korotojak und der Woronka in denselben, hat 4 Kirchen, 1 Mönchskloster, 9 Kaufläden, 4 Oelmühlen und 9563 Einwohner. In industrieller und commerzieller Hinsicht ist die Stadt von keiner Bedeutung; auch die zwei Jahrmärkte (zu Himmelfahrt und am 8. Juli a. St.) sind nur wenig besucht. Die erste Ansiedelung fand hier im J. 1642 statt; 1648 wurde in Korotojak eine Festung angelegt, die bis 1789 existirte, in welchem Jahre Korotojak durch eine Feuersbrunst zerstört wurde. Im 17. und 18. Jahrh. befanden sich hier die Vorrathsmagazine des russischen Heeres. Im J. 1708 wurde die Stadt dem Asowschen Gouvernement zugezählt, im J. 1779 aber zur Kreisstadt des Gouvernements Woronesch erhoben. *(A. von Wald.)*

KOROTSCHA, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Kursk, unter dem 50° 49′ nördl. Br. und 54° 52′ östl. L., 155 Kilom. im Südosten von Kursk, an der Korotscha gelegen, hat 4 Kirchen, 113 Kaufläden, 1 Kreis- und 1 Pfarrschule, 3 Wachsbleichereien, 8 Talgschmelzereien und Lichtfabriken, 4 Oelmühlen, 1 Lohgerberei und 6563 Einwohner. In der Stadt befinden sich viele Gärten, in denen sehr schöne Kirschen gezogen werden, die in getrocknetem Zustande zum Verkauf kommen. Die Kaufleute handeln mit Getreide, Hornvieh und krimschem Salz. Außer den zwei Wochenmärkten finden hier 6 Jahrmärkte statt, am 1. Januar, 9. Mai, 8. Juli, 15. August, 8. September und 6. December, von denen die Jahrmärkte am 9. Mai und 8. September die besuchtesten sind. Die Gründung Korotschas fällt in das J. 1638. Im J. 1708 wurde die Stadt dem Kiewschen Gouvernement zugetheilt, 1796 zur Kreisstadt des Gouvernements Kursk erhoben. *(A. von Wald.)*

KÖRPER (in der Geometrie). Der Begriff des geometrischen Körpers ist im Sinne der Geometrie der Alten leicht zu definiren. Geht man von dem ohne Unterbrechung und über jede Grenze hinaus ausgedehnten Raume als einer fertig gegebenen Anschauung aus, wobei die Frage noch unentschieden bleiben kann, auf welche Weise wir zu dieser Anschauung gelangen, so ist der Körper jeder vollständig begrenzte, also endliche Theil dieses Raumes. Die Grenze des Körpers bildet dann seine Oberfläche; dieselbe kann eben oder gekrümmt sein, auch gerade oder gekrümmte Kanten enthalten. Auf diese Weise gewinnt man die absteigende Reihe der geometrischen Begriffe: Raum, Körper, Fläche, Linie, Punkt, welche in den Definitionen des Euklid sich findet. In dem Begriffe des geometrischen Körpers treten alle besondern Qualitäten, die wir an jedem physischen Körper wahrnehmen, als unwesentlich zurück, nur seine Ausdehnung und die besondere Art derselben, die Form sind wesentlich. Für die psychologische Frage nach der Entstehung unserer Raumvorstellungen ist es freilich von Bedeutung, daß wir nicht, wie Kant („Kritik der reinen Vernunft") es will, von der Vorstellung eines Körpers, das, „was der Verstand davon denkt, als Substanz, Kraft, Theilbarkeit u. s. w., ingleichen was davon zur Empfindung gehört, als Undurchdringlichkeit, Härte, Farbe u. s. w." abzusondern vermögen, sodaß aus dieser empirischen Anschauung noch etwas übrigbleibt „als reine", nämlich Ausdehnung und Gestalt. Vielmehr bewahrt schon der Name des Körpers: *στερεόν*, solidum, eine physikalische Eigenschaft desselben, die Festigkeit. In der That erweist sich die Vorstellung eines festen und dabei freibeweglichen Körpers bei näherer Untersuchung als die eigentliche Grundlage unserer geometrischen Anschauung.

Daß die Vorstellung des einen und unendlichen Raumes, wie auch Kant behauptet, ursprünglich wäre, ist unmöglich. Das Unendliche oder Unbegrenzte ist niemals ein fertig gegebener Begriff, sondern entsteht aus der unbegrenzten Erweiterung eines begrenzten Begriffes, dessen Inhalt solch eine Erweiterung zuläßt. Wir müssen demnach den Körper, oder allgemeiner noch, den begrenzten Gesichtsraum von drei Dimensionen, in welchem wir die einzelnen Körper uns vorstellen, als das ur-

sprüngliche Resultat unserer Empfindungen bezeichnen. Indem nun aber die Geometrie sowol den Begriff des Raumes als die ersten Grundbegriffe für die Constructionen im Raume als gegeben voraussetzt, tritt eine Reihe von wesentlichen Bestimmungen in Form von Axiomen auf. In der Reihe der Sätze, mit welchen Euklid seine Geometrie einleitet, blieb das Verhältniß dieser Voraussetzungen unaufgeklärt; einige Axiome sind unmittelbare Folgerungen aus dem Satze des Widerspruches, andere scheinen einen rein empirischen Charakter zu haben, wie das achte: „Figuren, die sich decken, sind einander gleich", oder eines Beweises zu bedürfen wie das elfte: „Wenn eine Gerade zwei andere so schneidet, daß die Summe zweier Innenwinkel kleiner als zwei Rechte ist, so treffen die Geraden, hinreichend verlängert, zusammen." Nachdem zuerst Gauß erkannt hatte („Briefwechsel" Bd. V), daß dieses letztere für die Maßverhältnisse in der Ebene und im Raume entscheidende Axiom rein empirischen Inhalts ist, und Lobatschewsky sowol („Geometrische Untersuchungen zur Theorie der Parallellinien" 1840, vorher schon Crelle's „Journal" 1837), wie Wolfgang und Johann Bolyai („Tentamen juventutem studiosam in elementa matheseos purae, elementaris ac subtilioris, methodo intuitiva evidentiaque huic propria introducendi", Maros Vásárhelyini 1832, „Absolute Geometrie nach J. Bolyai von Frischauf", Leipzig 1872) gezeigt hatten, daß eine in sich widerspruchsfreie Geometrie, welche die gewöhnliche als besondern Fall umfaßt, auch ohne das elfte Axiom des Euklid möglich ist, traten Riemann („Ueber die Hypothesen, welche der Geometrie zu Grunde liegen", 1854; „Ges. Werke" S. 254) und Helmholtz („Ueber die thatsächlichen Grundlagen der Geometrie", „Heidelberger Jahrbücher" 1868, und „Göttinger Nachrichten" 1868, sowie „Populäre Vorträge", Heft 2) der Frage näher: Welches sind die einfachsten Thatsachen, aus denen sich die Maßverhältnisse des Raumes bestimmen lassen? Beide gelangten übereinstimmend zu dem Resultate, daß die Annahme freibeweglicher Körper, deren Dimensionen unabhängig vom Orte, also unveränderlich fest bei der Bewegung sind, in erster Linie für die Geometrie entscheidend ist; daß Räume, bei welchen dies möglich ist, in Analogie mit den auf Flächen vorhandenen Möglichkeiten, als Räume von constantem Krümmungsmaße bezeichnet werden können, und daß auf Grund der empirisch zu erkennenden Thatsache einer Parallelen der Raum die weitern Besonderheiten aufweist, welche Ausfluß des elften Euklidischen Axioms sind. So abstract auch der Begriff des mathematischen Körpers im Vergleich zu dem physikalischen erscheint, thatsächlich gründet sich die Geometrie auf den empirischen Begriff des festen Körpers, worauf auch schon das eben genannte achte Axiom des Euklid hinweist. Dieses Fundament aller geometrischen Lehrsätze, die Congruenz, beruht auf der Anschauung der vollständigen Deckung zweier Körper, erfordert also ihre freie Beweglichkeit und ihre Festigkeit. Und während in der Geometrie die feste Form für den Begriff des Körpers wesentlich ist, tritt diese gerade in der Physik und Chemie zurück. Hier ist der Begriff des Körpers nur noch gebunden an gewisse Wirkungen, vornehmlich an die Wägbarkeit, während ihm eine bestimmte Form beim flüssigen und gasförmigen Aggregatzustand überhaupt nicht mehr zukommt. *(Ax. Harnack.)*

KÖRPERBERECHNUNG. Das Volumen eines Körpers wird durch sein Verhältniß zur Volumeinheit angegeben. Als Volumeinheit wird gewöhnlich eine Kubikeinheit gebraucht, d. h. ein Kubus (Würfel), dessen Kanten Längeneinheiten und dessen Flächen demnach Quadrateinheiten sind. Die Angabe des Volumens eines Körpers heißt deshalb die Kubatur desselben. Die ältesten Angaben über die Berechnung von körperlichen Inhalten sind aus rein praktischen Bedürfnissen hervorgegangen. In der wichtigsten der uns erhaltenen mathematischen Schriften der Aegypter („Papyrus Rhind" des British Mus., übersetzt und erklärt von Eisenlohr, Leipzig 1877), welche in die 18. Dynastie, circa 1700 verlegt wird, findet sich eine Regel zur Berechnung des Rauminhaltes von Fruchtspeichern, deren mathematische Grundlage jedoch nicht deutlich bestimmt werden kann, da die Gestalt dieser cylindrischen Räume, welche durch Halbkugeln gedeckt zu sein scheinen, nicht genau ermittelt ist. Von den Babyloniern (vgl. Hincks, „Trans. of the Irish Academy, Polite Litterature" XXII) wissen wir, daß ihnen die Kubikzahlen ebenso wie die Quadratzahlen bekannt waren, sodaß sich wol annehmen läßt, daß auch sie schon gewisse Regeln zur Berechnung der Volumina besessen haben. In der Geometrie der Griechen entwickelte sich die Lehre von der Berechnung des körperlichen Inhaltes verhältnißmäßig langsam. Charakteristisch hierfür ist die Stelle bei Platon (Von den Gesetzen): „Hinsichtlich der Messungen von allem, was Länge, Breite und Tiefe hat, legen die Griechen eine in allen Menschen von Natur vorhandene ebenso lächerliche als schmähliche Unwissenheit an den Tag"; ja er fährt fort, es sei in dieser Beziehung bestellt „nicht wie es Menschen, sondern wie es Schweinen geziemt, und ich schämte mich daher nicht blos über mich selbst, sondern für alle Griechen". (Cantor, „Vorlesungen über Geschichte der Mathematik", Theil I, S. 193; dem ich die historischen Notizen überhaupt im wesentlichen entnehme.) Die einfachen Formulirungen der Sätze über Volumina (ebenso wie über Flächeninhalte) erschweren sich die Griechen dabei noch dadurch, daß sie, wie es scheint mit bewußter Absicht, niemals die directe Regel angeben, wie man das Körpermaß aus seinen Dimensionen zu berechnen habe, sondern stets nur in der Form von Proportionen einen Körper mit einem andern bereits bekannten zur Vergleichung bringen. Euklid sagt in seinem 12. Buche z. B. nicht, daß die Pyramide gleich ist dem dritten Theile des Productes aus Grundfläche und Höhe, sondern er lehrt, daß sie gleich ist dem dritten Theile eines Prismas von gleicher Grundfläche und gleicher Höhe. Dem Schüler Platon's Eudoxus (408—355) wird nach einem Citate bei Archimedes das Verdienst zugeschrieben, die Sätze für den Volumінhalt der Pyramide und des Kegels zuerst gefunden zu haben, Prisma und Cylinder müssen demnach schon vorher be-

kannt gewesen sein. Das 12. Buch des Euklid enthält außer diesen noch die Kubatur der Kugel. Archimedes (287—212) fügte in seinen zwei Büchern von der Kugel und dem Cylinder Kubaturen von Kugelabschnitten hinzu und in dem Buche von den Konoiden und Sphäroiden die Kubatur dieser Rotationskörper. Mit den Leistungen Heron's von Alexandrien circa 100 v. Chr., die sich außer auf mehrere unbestimmt definirte, der Praxis entnommene Körperformen, auch auf das Volumen der abgestumpften Pyramide und des abgestumpften Kegels (Säule, Obelisk) beziehen, hier aber nicht frei von Fehlern sind, ja in den arithmetischen Beispielen Unmöglichkeiten enthalten, sind die Untersuchungen der Alten auf diesem Gebiete so ziemlich abgeschlossen; bemerkenswerth ist noch, daß im 7. Buche des Pappus der später als Guldin'sche Regel bekannt gewordene Satz gelehrt wird, daß der Körperinhalt eines Rotationskörpers dem Producte der erzeugenden Fläche in den Weg ihres Schwerpunktes proportional ist. Die ältesten indischen Schriften enthalten in dieser Beziehung nichts Bemerkenswerthes, erst mit Brahmagupta (589 n. Chr.) beginnen richtige Angaben, wie z. B. über den Inhalt des Pyramidenstumpfes, die aber muthmaßlich auf Heron zurückzuführen sind.

Die principielle Schwierigkeit, welche in der Vergleichung einer krummlinig begrenzten Fläche mit einer geradlinig begrenzten, und ebenso eines von krummen Flächen eingeschlossenen Körpers mit einem von Ebenen begrenzten unzweifelhaft vorliegt, suchten die Alten vermittels eines Grundsatzes zu heben, der noch gegenwärtig das Fundament einer exacten Größenlehre bilden muß, und in der Form, in welcher er bei Euklid und Archimedes zur Anwendung kommt, etwa lautet: „Wenn zwei Größen ungleich sind, so ist es möglich, den Unterschied, um welchen die kleinere von der größeren übertroffen wird, so oft zu sich selbst zu setzen, daß dadurch jede endliche Größe übertroffen wird." Aus diesem Satze entwickelt sich eine Reihe von Folgerungen, die man unter dem Namen Exhaustions-Methode zusammenfaßt, und die dazu geeignet sind, Größen, die sich nicht unmittelbar vergleichen lassen, vermittels anderer Größen zu vergleichen, welche jene zwar nicht vollkommen erschöpfen, aber ihnen doch beliebig nahe gebracht werden können. Neuere Untersuchungen haben gelehrt, daß dieses Axiom in der That beweisbar ist, d. h. daß es aus der Definition des stetigen Zahlsystemes als Folgerung hervorgeht (Stolz, in den „Berichten des naturwissenschaftlich-medicinischen Vereins", Innsbruck 1882). Die zuerst von Dedekind („Stetigkeit und irrationale Zahlen", Braunschweig 1872) angeregte Frage, in welcher Weise das stetige Zahlsystem zu definiren ist, löst sich meiner Meinung nach am einfachsten, wenn man ausgehend von dem Begriffe der rationalen Zahlen und der aus denselben hervorgehenden Reihen, durch welche allgemeinere Zahlen, auch die irrationalen, definirt werden, als stetiges System dasjenige bezeichnet, welches jede rationale Zahl, sowie jede andere, die als Grenzwerth rationaler Zahlen definirt werden kann, in sich enthält, und welches dabei so geordnet ist, daß die in denselben enthaltenen Größen eine durchaus abnehmende oder durchaus zunehmende Reihe bilden. Indem aber Euklid es vermied, überhaupt den Begriff der geometrischen Größe mit dem der arithmetischen zu identificiren, ein Verdienst, das erst Legendre zukommt, war die griechische Geometrie genöthigt, eine ganze Reihe von Hülfssätzen zu entwickeln, deren gemeinsames Princip nicht deutlich erkannt wurde. Für die Volumsätze über Pyramide, Kegel und Kugel beweist Euklid den Satz: wenn sich die Theile zweier Größen, die diesen selbst beliebig nahe kommen können, wie zwei gegebene a : b verhalten, so verhalten sich auch die Größen selbst wie a : b. Archimedes führte bei seinen Untersuchungen über Volumina und Oberflächen die Sätze aus: wenn zwei Größen stets zwischen denselben Grenzen liegen, und der Unterschied dieser Grenzen kann beliebig klein gemacht werden, so müssen die beiden Größen einander gleich sein; ferner: wenn eine Größe zwischen zwei gegebenen liegt, deren Unterschied selbst beliebig klein wird, und die beiden Größen nähern sich einer bestimmten, so hat auch die dazwischenliegende Größe diesen bestimmten Werth. Drittens: wenn zwei Größen beide die Grenzen einer Summe von unbegrenzt vielen abnehmenden Größen $a_1 + a_2 + a_3 + a \ldots$ sind, d. h. wenn der Unterschied derselben und der Summe beliebig vieler Reihenglieder kleiner als irgendeine Größe gemacht werden kann, so sind die beiden Größen einander gleich. Der Begriff der Grenze, innerhalb des arithmetischen Größensystems, umfaßt alle diese Sätze (vgl. den Artikel Grenze von H. Hankel).

Um für das Volumen eines Körpers obere und untere Grenzen zu gewinnen, wird derselbe durch parallele Ebenen in Schichten getheilt, die zu prismatischen oder cylindrischen Körpern ergänzt werden. Dieses Verfahren bildeten Keppler („Supplem. Stereometriae Archimedeae" 1615) und Cavaleri („Geometria indivisibilibus continuorum nova quadam ratione promota" 1635) weiter aus, indem sie dabei die Vorstellung der unendlich vielen und unendlich kleinen Segmente, welche die Griechen vermieden, einführten. Man muß diese Einführung als eine Erweiterung der Begriffe und als einen Fortschritt bezeichnen, der zur Ausbildung der Infinitesimalrechnung führte, wenngleich diese ersten Versuche in mancher Beziehung Unklarheiten enthielten. Der Grundgedanke der Cavaleri'schen Methode ist in dem Satze enthalten, daß zwei Flächen von gleicher Höhe in demselben Verhältnisse zueinander stehen wie die Summen der zu dieser Höhe rechtwinkeligen Ordinaten, wenn die Anzahl der Ordinaten unbegrenzt wächst und der Abstand je zweier beliebig klein wird, und daß ebenso die Volumina zweier Körper von gleicher Größe sich ebenso verhalten wie die Summen der zu dieser Höhe senkrechten ebenen Querschnitte, wenn in jeder Summe die Anzahl der ebenen Querschnitte beliebig vermehrt und der Abstand zueinander beliebig klein wird, ein Satz, der vollständig erst mit den Methoden der Integralrechnung bewiesen werden kann. Roberval kommt dem ein-

fachen Zerlegungsprincip, welches in der Integralrechnung angewandt wurde, schon näher, wenn er in einem Briefe an Toricelli vom J. 1644 anführt, daß er eine ähnliche Methode wie Cavaleri gefunden hätte, die er aus den Alten geschöpft habe, daß er aber, welches besser sei, Flächen aus unendlich vielen kleinen Rechtecken, Körper aus eben solchen Prismen zusammensetze. („Divers ouvrages. Mém. de l'Acad.". Paris 1693.) Indessen blieb bei ihm, wie auch bei Fermat (1608—1665) und Wallis (1646—1703) die Kubatur doch im wesentlichen auf solche Körper beschränkt, bei denen die zu summirenden, unendlichen Reihen arithmetische Progressionen sind; erst in der Integralrechnung, die dem Princip nach vollkommen auf dem Boden der alten Exhaustionsmethode steht, und nur den Begriff der stetigen Größe zur vereinfachenden Begründung aller ihrer Schlußweisen mit benutzt, wurde die Möglichkeit gewonnen, kurz gesagt, jede Summation der hier geforderten Art auszuführen, d. h. den Inhalt eines jeden Körpers, dessen Begrenzung analytisch definirt ist, zu bestimmen. Seitdem ist für Ausbildung rein geometrischer Methoden der Volumberechnung nicht mehr viel geschehen. Allgemeine Sätze über das Volumen des zwischen zwei parallelen Ebenen enthaltenen Segments einer beliebigen geradlinigen Fläche sind von Koppe (Crelle, „Journ." Bd. 18), und Steiner („Ueber einige stereometrische Sätze", Crelle, „Journ." Bd. 23), aufgestellt worden. (Vgl. Baltzer, „Elemente der Mathematik, Stereometrie" §. 9.) Von Newton („Method. different. prop." 6) ist das Verfahren angegeben worden, ein Körpersegment aus drei Querschnitten, die in gleichen Abständen folgen, annäherungsweise dadurch zu berechnen, daß man die äußern Querschnitte und den vierfachen Mittelschnitt addirt, und diese Summe mit dem dritten Theile des Abstandes zweier Querschnitte multiplicirt, ein Verfahren, welches von Th. Simpson („Math. dissert." 1743) weiter ausgebildet und daher auch nach ihm die Simpson'sche Regel genannt wird. *(Ax. Harnack.)*

KÖRPERMAASSE oder Inhaltsmaasse nennt man diejenigen Raummaße (extensive Quantitätsbestimmung), welche für Dinge angewandt werden, bei deren Werthschätzung der kubische Inhalt entscheidend ist, weshalb die Grundlage des Körpermaßes ein Kubikmaß, der Kubus (Würfel) eines Längenmaßes ist. Sie zerfallen gewöhnlich in Holzmaße, in Trocken-, Getreide- oder Fruchtmaße (für trockene schüttbare Waaren, bisweilen getrennt in besondere Getreide-, Salz-, Kohlenmaße u. s. w.) und in Flüssigkeitsmaße (oft geschieden in Wein- und Branntwein-, Bier-, Oelmaße u. s. w.). Die Getreide- und Flüssigkeitsmaße führen auch den gemeinsamen Namen Hohlmaße, nach der Gestalt der sie repräsentirenden Gemäße von meist cylinderischer Form. Häufig hat man auch noch eigene Körpermaße für Bruchsteine, Erde, Kalk u. s. w. *(C. F. Noback.)*

KÖRPERVERLETZUNG (neulateinisch: corporis violatio). A. Geschichtliches. Nach Römischem Rechte konnte man im allgemeinen wegen einer Körperverletzung mit der actio legis Aquiliae Schadenersatz (für Curkosten, Versäumniß u. s. w.) fordern. War die Verletzung dolos, so wurde sie zur Injurie. Mitunter kam sie auch als crimen vis in Betracht. Criminell strafbar aber war die Körperverletzung als solche bei den Römern nicht. Sieht man vom alten Compositionensystem ab, so bedroht auch das Deutsche Recht die Körperverletzung keineswegs als solche; es hebt nur einzelne Fälle als strafbar hervor. Kamen indeß dolose Körperverletzungen vor, die sich unter die Begriffe anderer Verbrechen nicht subsumiren ließen, war insbesondere die Störung der Gesundheit so viel bedeutender als die Verletzung der Ehre, daß der Fall nach deutscher Auffassung nicht mehr als bloße Injurie behandelt werden konnte, so verhängte der gemeinrechtliche Gerichtsgebrauch, trotz des Mangels ausdrücklicher Gesetze, eine arbiträre Strafe. Fahrlässige Körperverletzungen gaben gemeinrechtlich nur zu Entschädigungsansprüchen und, wo es herkömmlich war, zur Förderung eines Schmerzensgeldes Anlaß.

B. Mishandlung; leichte, schwere, gefährliche Körperverletzung. Neben der Schädigung der Gesundheit steht die Mishandlung. Sie ist, wie die Ehrverletzung, nur dolos möglich und umfaßt jede Störung des körperlichen Wohlbefindens, hauptsächlich die Erregung eines Schmerzes. Obwol sie auch durch psychische Mittel, z. B. durch Herbeiführung eines Schreckens, begangen werden kann, so erfolgt sie doch gewöhnlich durch eine Thätlichkeit. Sie grenzt einerseits an die Gesundheitsschädigung, andererseits an die Realinjurie. Das Deutsche Reichsstrafgesetzbuch, welches dieses Reat in den Artikeln 223—233 behandelt, unterscheidet je nach ihren Folgen zwischen schweren und leichten Körperverletzungen. Die leichten definirt es nicht. Zu den schweren (§. 224) rechnet es diejenigen, welche zur Folge haben, daß der Verletzte 1) ein für das organische Leben, nicht für die individuellen Berufsgeschäfte wichtiges Glied des Körpers, 2) das Sehvermögen auf einem oder beiden Augen, 3) das Gehör, 4) die Sprache, d. h. das Vermögen zum articulirten Reden, 5) die Zeugungsfähigkeit verliert; oder 6) in erheblicher Weise dauernd entstellt wird; oder in 7) Siechthum, welches seinem Begriffe nach eine gewisse Dauer voraussetzt, 8) Lähmung (z. B. des Rückenmarkes) oder 9) Geistesstörung, die sich durch den Eintritt von Wahnvorstellungen bekundet, verfällt. Hiernach handelt es sich bei den schweren Körperverletzungen, abgesehen von den durch die drei allgemein gehaltenen Ausdrücke Entstellung, Siechthum oder Lähmung bezeichneten Zuständen, entweder um ein Glied oder gar um einen Sinn, oder endlich selbst um die Geistesthätigkeit. Darüber hinaus geht nur das ganze Leben; und in der That hebt das Reichsstrafgesetzbuch im §. 226, abgesondert von den schweren Verletzungen, als schwersten Fall denjenigen hervor, wo durch die Körperverletzung der Tod des Verletzten verursacht wurde. Eine Mittelstufe, die gefährlichen Körperverletzungen des §. 223a, ist erst durch die Novelle vom 26. Febr. 1876 aufgestellt worden. Zu diesen gehören diejenigen, welche begangen werden 1) mittels einer Waffe, insbesondere eines

Messers oder eines andern gefährlichen Werkzeuges; oder 2) mittels eines hinterlistigen Ueberfalles, besonders mittels Auflauerung; oder 3) von mehrern gemeinschaftlich (Mitthäterschaft); oder 4) mittels einer das Leben gefährdenden Behandlung. Alle leichten Körperverletzungen, welche in dieser Weise qualificirt sind, fallen jetzt unter die gefährlichen; alle in gleicher Weise qualificirten schweren Körperverletzungen aber fallen nach wie vor unter die schweren. — Zur Verfolgung der gefährlichen Körperverletzung bedarf es keines Antrags; die ordentliche Strafe ist zwar schwerer als die der leichten Körperverletzung (§. 223ᵃ, §. 223), unter mildernden Umständen tritt aber die Strafe der leichten Körperverletzung ein (§. 228).

C. Fahrlässigkeit,Böswilligkeit, Provocation. Leichte vorsätzliche sowie leichte und schwere fahrlässige Körperverletzungen werden nach dem Reichsstrafgesetzbuche §. 232 nur auf Antrag verfolgt, insofern nicht die Verletzung mit Uebertretung einer Amts-, Berufs- oder Gewerbspflicht verbunden ist. Diese Gleichstellung der schweren fahrlässigen mit den leichten vorsätzlichen Verletzungen rechtfertigt sich dadurch, daß bei den erstern das schwerere Gewicht der objectiven Seite der Handlung durch das leichtere der subjectiven Seite ausgeglichen wird. — Für das Strafmaß ist von großer Wichtigkeit, ob eine Körperverletzung 1) mit Vorsatz und Ueberlegung, oder ob sie 2) mit Vorsatz, aber ohne Ueberlegung begangen wurde. Das Reichsstrafgesetzbuch stellt die Würdigung dieses Unterschiedes dem richterlichen Ermessen anheim. Die Provocation, welche gleichfalls bei der Körperverletzung wie bei der Tödtung berücksichtigt werden muß, ist im Reichsstrafgesetzbuche bei der Körperverletzung in die „mildernden Umstände" aufgegangen (§. 228), und hat nur noch bei der Tödtung eine besondere Würdigung behalten (§. 213).

D. Versuch, Vollendung, Theilnahme, Raufhandel. In denjenigen Fällen, wo die Gesetze eine vorsätzlich zugefügte Verletzung und eine bestimmte daraus entstandene Folge zu Merkmalen des Thatbestandes machen, ist ein Versuch nicht denkbar; so im Falle des §. 224 des Reichsstrafgesetzbuches. Nie aber kann das Vorhandensein der vorsätzlichen Verletzung und der im Gesetze bezeichneten Folge die Strafe dieses Gesetzes begründen, wenn die Folge eine nicht mehr voraussehbare, also rein zufällige und nicht zurechenbare war. Die entgegengesetzte, in der Tradition eines Theiles der frühern deutschen Praxis wurzelnde Ansicht beruht nicht nur auf einer Verleugnung der ersten Grundsätze des Rechts, sondern hat auch lange Zeit hindurch in der That zu den empörendsten Ungerechtigkeiten geführt. Wenn demnach eine ganz leichte Körperverletzung, bei der vielleicht selbst der besonnenste Mensch sich keine schwere Folge als möglich denken konnte, eine schwere Folge gehabt hat, so ist nicht die Strafe der schweren, sondern nur die der leichten Körperverletzung aufzuerlegen. — Kommt es bei dem Thäter (wie in dem angeführten §. 224 des Reichsstrafgesetzbuches) nur auf die vorsätzliche Zufügung einer Verletzung und auf eine gewisse, daraus hervorgegangene Folge an, die nicht beabsichtigt zu sein braucht, so ist auch die auf diese Folge gerichtete Absicht kein Erforderniß der Theilnahme. Derjenige ist also schon wegen Beihülfe zu einer schweren vorsätzlichen Körperverletzung zu strafen, welcher, ohne zu der schweren Folge helfen zu wollen, nur bei der vorsätzlichen Verletzung, wodurch die schwere Folge herbeigeführt ward, Hülfe leistete; derjenige ist als Anstifter zu einer schweren vorsätzlichen Körperverletzung zu strafen, der, ohne die schwere Folge zu beabsichtigen, den andern zu der diese Folge bewirkenden vorsätzlichen Verletzung bestimmte. — Um den Begriff des Versuches bei den schweren Körperverletzungen anwendbar zu machen, haben neuere Gesetzgeber neben jene Gesetze, welche nur vorsätzliche Verletzung und schwere Folge fordern, andere Gesetze gestellt, in denen vorausgesetzt wird, daß die Folge in der Absicht des Thäters lag; auch das Reichsstrafgesetzbuch (§. 225) hat diesen Weg betreten.

Wenn bei einem Raufhandel, d. h. bei einer Schlägerei unter mehr als zwei Personen, jemand eine Körperverletzung erlitten hat, vielleicht gar getödtet worden ist, so ist hierfür der Thäter selbst verantwortlich, nicht aber einer der andern, sofern sich dessen Mitverantwortlichkeit nicht aus den allgemeinen Grundsätzen über Theilnahme herleiten läßt. In manchen neuern Gesetzbüchern findet man indessen wegen der Gefährlichkeit von Raufhändeln und der dabei obwaltenden Schwierigkeit des Beweises der besondern Thäterschaft Präsumtionen aufgestellt, die nichts anderes bezwecken als eine Bestrafung aller bei dem Raufhandel thätig gewesenen Personen für diejenigen Verletzungen, deren Urheber sich nicht ermitteln lassen. Einen richtigern Weg hat nach dem Vorgange anderer Staaten, namentlich Preußens, das Reichsstrafgesetzbuch eingeschlagen. Es bedroht nämlich schon die Betheiligung am Raufhandel als solche, wenn dabei namhafte Verletzungen vorgekommen sind. Nur müssen diese Verletzungen eine Folge des Raufhandels gewesen (durch den Raufhandel „verursacht") sein. Hierin ist Folgendes enthalten:

1) Liegt die Verletzung oder gar Tödtung nur neben dem Raufhandel, ohne durch ihn verursacht worden zu sein, so fällt jene Strafe fort. Sie hätte in der That keinen verständigen Sinn mehr. Denn nur unter der Voraussetzung konnte der Gesetzgeber den Eintritt der Strafe des Raufhandels von dem Eintritte einer schweren Körperverletzung oder des Todes einer Person abhängig machen, daß die schwere Verletzung oder der Tod in dem Raufhandel ihren Entstehungsgrund hätte. Wenn also einer der Streitenden zur Zeit des Raufhandels und am Orte desselben stürbe, weil seine Lebensuhr gerade abgelaufen wäre; wenn er, ohne daß der Raufhandel die Ursache davon ist, gerade jetzt vom Schlage tödlich getroffen würde; wenn ihn in diesem Augenblicke die Kugel eines am Raufhandel nicht Betheiligten von fern her niederstreckte: so würde dies die Raufhändler nicht strafbar machen.

2) Eine ganz andere Frage ist es aber, ob die gesetzlich vorausgesetzte Verletzung oder Tödtung eine dolose oder fahrlässige Folge des Raufhandels gewesen

sein müsse, oder ob auch die zufällige Folge schon genüge. Letzteres scheint widersinnig zu sein aus denselben Gründen, welche es unzulässig machen, jemand wegen einer vorsätzlichen schweren Körperverletzung zu strafen, wenn er die schwere Folge unmöglich voraussehen konnte. Der Widersinn wäre auch hier in der That vorhanden, wenn es sich um die Strafe der schweren Körperverletzung oder der Tödtung selbst handelte. Allein um diese handelt es sich nicht. Gegen diejenigen, welche sich im Raufhandel der schweren Körperverletzung oder der Tödtung schuldig gemacht haben, tritt vielmehr die volle Strafe dieser Verbrechen ein, nicht die bloße Strafe des Raufhandels. Es handelt sich nur um die von dieser besondern Verschuldung unabhängige Strafe der Betheiligung am Raufhandel. Ist letztere eine schuldhafte, so ist den Grundsätzen der Zurechnung genügt und die Strafe des Raufhandels begründet, auch wenn jene schwere Folge, um deren Zurechnung es sich hier gar nicht handelt, eine zufällige sein sollte. Wenn die Gefährlichkeit des Raufhandels und die Schwierigkeiten des Beweises zur Bedrohung des Raufhandels bei schwerer Verletzung oder Tödtung geführt haben, so darf man bei jenen Folgen, die eben aus der Gefährlichkeit des Raufhandels hervorgehen und bei denen gerade die Schwierigkeiten des Beweises hervortreten, offenbar nicht den Beweis einer individuellen Schuld (Vorsätzlichkeit oder Fahrlässigkeit) fordern, denn sonst würde man die ratio legis verleugnen.

E. Verletzung durch Gift. Die Carolina (Art. 130) straft denjenigen, der jemand durch Gift an Leib oder Leben dolos beschädigt, gleich einem „fürgesatzten Mörder" mit dem Rade. Von der spätern gemeinrechtlichen Praxis wurde die absichtliche bloße Gesundheitsschädigung durch Gift mit Zuchthaus nicht über zwanzig Jahre belegt. Unter den neuern deutschen Gesetzbüchern erwähnen manche der Vergiftung gar nicht. Das Reichsstrafgesetzbuch enthält zwar nicht besondere Bestimmungen über Giftmord, wohl aber solche über absichtliche Gesundheitsbeschädigung durch Gift (§. 229). Es setzt zum Thatbestande voraus: a) als Mittel Gift oder andere Stoffe, welche die Gesundheit zu zerstören geeignet sind. Bei dieser sehr brauchbaren Definition kommt gar nichts mehr darauf an, ob das angewendete Mittel von der Naturwissenschaft Gift genannt wird oder nicht, wenn es nur in der That ein die Gesundheit zerstörendes (nicht blos ungesundes) war. b) Es muß eine vorsätzliche Beibringung des Stoffes, dessen Natur der Thäter kannte, mit der auf Gesundheitsbeschädigung gerichteten Absicht erfolgt sein. Heimlichkeit, vom Gemeinen Rechte und selbst noch von neuern Gesetzbüchern gefordert, ist nach dem Reichsstrafgesetzbuche nicht nöthig.

F. Aerztliche Kunstfehler. Die früheren Strafbestimmungen über Quacksalberei und über Hülfsweigerung von Medicinalpersonen sind auf Grund der Deutschen Gewerbeordnung §. 144, Abs. 2, vom Reichsstrafgesetzbuche aufgegeben worden. (Siehe jedoch Reichsstrafgesetzbuch §. 360 Nr. 10.) — Bei den durch ärztliche Fehler entstandenen Körperverletzungen unterscheidet die Carolina Art. 134 treffend den Fall des Unfleißes von dem der Unkunst. Unfleiß heißt die schuldhaft unterlassene Anwendung von Kenntnissen oder Geschicklichkeiten, in deren Besitze man sich befindet. Eine durch Unfleiß herbeigeführte Körperverletzung verfällt unzweifelhaft der Strafe fahrlässiger Körperverletzung. Unkunst dagegen besteht entweder in Unwissenheit (besonders bei innern Heilungen) oder in Unfertigkeit (besonders bei Operationen). Hauptsächlich, wo ein Nachtheil für den Körper durch Unkunst herbeigeführt worden ist, pflegt man von Kunstfehlern zu reden. Diese sind, da jedermann die gemeinen Kenntnisse und Fertigkeiten seines Faches sich anzueignen verpflichtet ist, wenigstens in denjenigen Fällen strafbar, wo die Anwendung der gemeinen Kenntnisse und Fertigkeiten schon ausgereicht hätte, um die Schädigung zu vermeiden. Aus der einem Arzte ertheilten Approbation fließt für denselben nicht das Recht, die nöthigen Kenntnisse und Fertigkeiten in jedem einzelnen Falle, der in seinem Berufskreise liegt, bei sich zu präsumiren, und daher allemal ohne besondere Vorbereitung und ohne Mitwirkung anderer Kunstverständigen ans Werk zu gehen; vielmehr hat sich auch der Approbirte in allen einzelnen Fällen noch selbst darauf zu prüfen, ob er die gerade hier erforderlichen Kenntnisse und Geschicklichkeiten besitze. Hat er diese Pflicht verabsäumt, so verfällt auch die durch Unkunst herbeigeführte Körperverletzung der Strafe fahrlässiger Körperverletzung. Durch die Nothwendigkeit schneller Entschließung kann indessen ein sonst schuldhafter Fehlgriff entschuldigt werden. Die fahrlässige Körperverletzung, welche vom Arzte ausging, kann nach dem Reichsstrafgesetzbuche §. 230 der erhöhten Strafe unterworfen werden, welche der Absatz 2 daselbst für solche fahrlässige Verletzungen anordnet, die mit Verabsäumung einer besondern Amts-, Berufs- oder Gewerbspflicht verbunden sind. — Bei der Beurtheilung eines ärztlichen Kunstfehlers muß man sowol der Eigenthümlichkeit des Krankheitsfalles, als auch der Eigenthümlichkeit des Arztes, der seinen besondern medicinischen Standpunkt einnehmen darf, gerecht werden. Da aber ein rationelles Heilverfahren ohne allgemeine Grundsätze nicht denkbar ist, so kann es, trotz jener Eigenthümlichkeiten, an einem allgemeinen Maßstabe für die Beurtheilung der Thätigkeit eines Arztes nicht fehlen. Dieser liegt in der Erfahrung der Jahrhunderte und in der feststehenden Kenntniß einer Reihe von Naturgesetzen, welche zu ignoriren keinem eigenthümlichen Standpunkte erlaubt ist. Die technische Richtigkeit eines medicinischen Verfahrens, das zu einer Schädigung geführt hat, zu prüfen, ist Aufgabe medicinischer Sachverständiger; die strafrechtliche Würdigung der Fahrlässigkeit dagegen gebührt dem durch das technische Gutachten gehörig aufgeklärten Richter.

G. Strafverfolgung und Strafe. Das Reichsstrafgesetzbuch stellt folgende Strafsätze auf:

1) Leichte vorsätzliche Körperverletzung §. 223: a) im allgemeinen Gefängniß bis zu 3 Jahren oder Geldstrafe bis zu 1000 Mark; b) gegen Ascendenten: Gefängniß nicht unter 1 Monat.

2) Schwere vorsätzliche Körperverletzung §§. 224 und 225: a) ohne Beabsichtigung der schweren Folgen: Zuchthaus bis zu 5 Jahren oder Gefängniß nicht unter 1 Jahr; b) mit Beabsichtigung der schweren Folgen: Zuchthaus von 2—10 Jahren.

3) Schwerste vorsätzliche Körperverletzung mit unbeabsichtigtem Tode §. 226: Zuchthaus nicht unter 3 oder Gefängniß nicht unter 3 Jahren.

4) Gefährliche vorsätzliche Körperverletzung §. 223ª Gefängniß nicht unter 2 Monaten. Sie ist abgesondert anzuführen, weil sie auf einem besondern Eintheilungsgrunde ruht.

5) Raufhandel §. 227; a) Betheiligung: Gefängniß bis zu 3 Jahren; b) Mitwirkung mehrerer Verletzungen zu einer der vorausgesetzten Folgen (Tod oder schwere Körperverletzung): Zuchthaus bis zu 5 Jahren.

Bei schweren und schwersten vorsätzlichen Körperverletzungen ohne Beabsichtigung der schweren und schwersten Folgen, auch im Falle eines Raufhandels, läßt der Gesetzgeber mildernde Umstände zu, sofern die Handlung nicht gegen Ascendenten gerichtet war (§. 228). Die Strafen sinken alsdann so: a) bei schwerer Körperverletzung, im Falle eines Raufhandels selbst bei eingetretenem Tode einer Person, auf Gefängniß nicht unter 1 Monat; b) bei schwerster Verletzung (mit Tod) auf Gefängniß nicht unter 3 Monaten.

6) Vergiftung §. 229: a) im allgemeinen Zuchthaus bis zu 10 Jahren; b) bei schwerer Körperverletzung Zuchthaus nicht unter 5 Jahren; c) bei Tod Zuchthaus nicht unter 10 Jahren oder lebenslänglich.

7) Fahrlässige Körperverletzung §. 230: a) im allgemeinen Geldstrafe bis zu 900 Mark oder Gefängniß bis zu 2 Jahren; b) bei verletzter Amts-, Berufs- oder Gewerbspflicht kann die Strafe auf 3 Jahre Gefängniß erhöht werden.

In Betreff der Strafverfolgung hält der Gesetzgeber, um sich nicht eines nachtheiligen Eingriffes in die Familienverhältnisse schuldig zu machen, den Grundsatz, daß leichte vorsätzliche und alle fahrlässigen Verletzungen nur auf Antrag gestraft werden sollen, selbst bei den an Ascendenten verübten Verletzungen fest. Analoge Anwendung finden bei den leichten Körperverletzungen folgende vier Bestimmungen über Beleidigung:

1) Bei Verletzung von Ehefrauen oder Hauskindern können auch die Ehemänner und die Väter auf Verfolgung antragen §§. 232. 195.

2) Bei Verletzung eines Beamten u. s. w. während der Berufsübung kann auch der Vorgesetzte den Antrag stellen §§. 232. 196.

3) Ist bei wechselseitigen Verletzungen von einem Theile auf Bestrafung angetragen, so soll der andere Theil, bei Verlust seines Rechts, den Antrag spätestens vor Schluß der Verhandlung in erster Instanz stellen, ist hierzu aber auch dann berechtigt, wenn zu jenem Zeitpunkte die dreimonatliche Frist schon abgelaufen §§. 232. 198.

4) Mildere Strafe oder Straflosigkeit bei Retorsion leichter Körperverletzungen mit leichten Körperverletzungen oder mit Beleidigungen, oder umgekehrt §§. 233. 199. Man hat das System der Aufrechnung auf die fahrlässigen Körperverletzungen ausgedehnt. — Bezüglich der dem Verletzten zu erlegenden Geldbuße, für welche alle Verurtheilte als Gesammtschuldner haften, bestimmt §. 231, daß auf dieselbe auf Verlangen des Verletzten bis zum Betrag von 6000 Mark erkannt werden kann. Weil diese Buße nicht Strafe, sondern Entschädigung ist, so kommt bei ihr auf den Unterschied zwischen vorsätzlicher und fahrlässiger Körperverletzung nichts an.

(Albrecht Just.)

KORSAKOW-RIMSKOI (Alexander Michailowitsch). Am 24. Aug. 1753 geboren, trat Korsakow-Rimskoi früh in das russische Heer, wurde Offizier im Semenowschen Garderegiment und von Katharina II. 1794, als er Major geworden, dem nach England abgehenden Grafen von Artois beigegeben. Dann machte er den niederländischen Feldzug gegen die Franzosen mit und focht in der Schlacht von Fleurus, 1796 diente er unter Subow (s. d.) gegen Persien. Von hier rief ihn Kaiser Paul Ende 1796 ab. Er erhob Korsakow-Rimskoi zum Generallieutenant, und wenn er auch eine Zeit lang in Ungnade bei ihm fiel, so gewann er doch bald seine Neigung wieder, indem er den Feldzug von 1794 mit ihm besprach, alles Unglück desselben der österreichischen Kriegführung zuschrieb und die Besiegung der Franzosen prahlerisch als etwas ganz Leichtes hinstellte. Seine Sicherheit und die Ueberzeugung von seinem Werthe imponirten Paul. Darum ernannte er Korsakow-Rimskoi 1798 zum Oberbefehlshaber der zweiten russischen Armee von 40,000 Mann, die mit Suworow in der Schweiz operiren sollte. Am 18. April 1799 begann Korsakow-Rimskoi seine Thätigkeit, besetzte die Linien von Zürich bis Basel und sollte, ohne alle Abhängigkeit vom Erzherzoge Karl von Oesterreich, operiren. Einem Gegner wie Masséna war er jedoch trotz alles Selbstgefühls nicht gewachsen; trotz aller Tapferkeit und Ausdauer erlitt er am 25. und 26. Sept. die blutigen Niederlagen von Zürich und Dietikon. Er mußte den Rückzug erkämpfen, verlor einen großen Theil von Geschütz und Gepäck und zog ganz entmuthigt nach Schaffhausen ab. Mit den Resten seines Heeres vereinigte er sich am Bodensee mit 4000 Baiern und 2700 Mann vom Condé'schen Heere, am 10. Oct. mit Suworow, errang zwar am 25. bei Schlatt Vortheile über Masséna, mußte aber am 27. Oct. über den Rhein gehen und kehrte über Prag im Januar 1800 nach Rußland zurück. Paul zeigte sich ungnädig, Alexander I. hingegen gab ihm 1801 den St.-Alexander-Newski-Orden und die Würde eines Generals der Cavalerie. Seit 1805 Generalgouverneur von Litauen, machte sich Korsakow-Rimskoi durch große Humanität allgemein beliebt und bekleidete ein Vierteljahrhundert diesen Posten. Bei dem Ausbruche der Revolution in Polen 1830 abberufen, trat er in den Reichsrath und starb am 25. Mai 1840 in St.-Petersburg im 87. Lebensjahre.

Vgl. Kleinschmidt, Rußlands Geschichte und Politik

dargestellt in der Geschichte des russischen hohen Adels (Kassel 1877). (*Arthur Kleinschmidt.*)

KORSAREN nannte man in frühern Zeiten Seeräuber, vorzugsweise jedoch die Schiffe der afrikanischen Raubstaaten Algier, Tunis und Tripolis, welche fast drei Jahrhunderte lang den Handel im Mittelmeere brandschatzten und erst 1830 mit der Eroberung und Einverleibung Algiers durch Frankreich endgültig vernichtet wurden. Seit dem 17. Jahrh. versuchten die verschiedenen Seemächte wiederholt, diesem Unwesen ein Ende zu machen. Zuerst war es Karl V., dann Ludwig XIV. und nach ihm Holländer, Engländer, Nordamerikaner, welche die Barbaresken zu züchtigen suchten, ihre Häfen bombardirten und Jagd auf ihre Schiffe machten, doch geschah nichts Nachhaltiges, und sie erhoben immer wieder das Haupt, sodaß der Schaden, den sie im Laufe der Jahrhunderte dem Seehandel zufügten, sich auf Tausende von Millionen beziffert und Hunderttausende von Christen in ihrer Sklaverei schmachteten. Einzelne Nationen suchten sich durch einen Tribut Schonung ihrer Schiffahrt zu erkaufen, der theilweise noch bis 1830 gezahlt wurde, ohne indeß gegen die wortbrüchigen Raubstaaten Sicherheit zu gewähren. Die Begründer dieses Korsarenthums im Mittelmeere waren zwei Brüder, die unter dem Namen der beiden Barbarossa bekannt sind. Sie hießen Harudji und Chair-ed-Din, waren die Söhne eines albanesischen Renegaten und ungemein verwegene Abenteurer. Sie bemächtigten sich in den Jahren 1515—20 Algiers und organisirten mächtige Raubflotten, mit denen sie die ganze Christenheit tyrannisirten und sich unermeßlichen Reichthum eroberten. (*R. Werner.*)

KORSÖR, dänisches Seestädtchen an der Westküste der Insel Seeland, Amt Sorö, Herred Slagelse, der gewöhnliche Ueberfahrtsort nach Nyborg auf Fühnen. Es liegt auf einer Landzunge am Großen Belt, in 55° 20′ 2″ nördl. Br. und 28° 37′ 16″ östl. Länge von Ferro, und zählte 1880: 3956 Einwohner; es besaß 37 Schiffe von 3046 Tons Last. Zur Stadt gehören 815,6 Hekt. Land. Die Bewohner treiben Ackerbau und Branntweinbrennerei. Die Stadt besitzt ein altes Schloß, einen Hafen und ein Leuchtfeuer. (*G. A. von Klöden.*)

KORSSUNSCHE THÜREN. In der Kathedralkirche zur heil. Sophia in Nowgorod werden zwei Thüren aus Holz, welche mit einer Metallbekleidung belegt sind, aufbewahrt, die zu den wichtigsten und interessantesten Denkmälern der Bildnerei und Gießkunst des Mittelalters gehören. Die Metallbekleidung besteht aus 48 Tafeln verschiedener Dimension, welche reihenweise auf das Holz befestigt sind. Der Inhalt der Darstellungen ist mannichfaltig; meist sind biblische Scenen gewählt, zwischen welchen bisjetzt nicht erklärte Figuren und einige Gestalten, die durch die Inschriften als Bildnisse zu nehmen sind, abwechseln. Die beste Tafel der zweiten Thür weist einen Centauren auf. Die biblischen Tafeln beobachten in ihrer Lage keine chronologische Anordnung und scheinen — vielleicht in späterer Zeit — durch einen der Sache Unkundigen zufällig so zusammengestellt worden zu sein. Die wichtigsten Darstellungen sind auf der ersten Thür: Christus zwischen Petrus und Paulus, zu beiden Seiten Maria und die zwölf Apostel; in der zweiten Reihe: Taufe Christi, Verkündigung und Christi Geburt; in der dritten: die heil. drei Könige, Maria mit dem Kinde; in der vierten: die Darbringung im Tempel und Leviathan als der Höllenrachen, zugleich als Thürklopfer dienend; in der fünften: Flucht nach Aegypten und Bischof Alexander von Blucich (?), es folgt die Himmelfahrt des Elias, die erste Sünde im Paradiese und die Erschaffung der Eva. Auf der zweiten Thür oben Christus in der Mandorla, von den Evangelistensymbolen umgeben, und Scenen aus der Leidensgeschichte Jesu. In der vorletzten Reihe steht ein Bischof mit der Inschrift: Wichmann, Bischof von Magdeburg. In der untersten Reihe der ersten Thür stehen, die beiden Scenen des Paradieses flankirend, drei Männer mit verschiedenen Instrumenten, die wir uns als die Meister zu denken haben, welche die Thüren verfertigten. Der erste (links) hat die Inschrift: Riquin me fecit, der mittlere die russische Inschrift: Meister Avram (oder Abraham), der dritte: Waismuth. Auch die meisten übrigen Tafeln sind mit lateinischen und russischen Inschriften versehen, letztere oft fehlerhafte Uebersetzungen der erstern, ein Beweis, daß der Verfertiger derselben das Latein nicht verstand. Die Einfassungen der Thüren wie der Tafeln haben zierliche Ornamente in reicher Abwechselung der Form. Alle Inschriften sind in das Metall eingegraben; sie befanden sich also auf den gegossenen Tafeln nicht ursprünglich.

Es drängen sich sogleich zwei Fragen auf: wo und wann sind diese Thüren entstanden? F. Adelung hat über dieselben 1823 eine Monographie herausgegeben, welcher er auch die Abbildungen derselben beifügte (es sind die ersten Abbildungen, die von diesem alten Kunstwerke existiren). Wir geben im Folgenden kurz die Ergebnisse seiner fleißigen Forschungen und Studien.

Man nennt seit undenklichen Zeiten diese Thore die Korssunschen. Eine alte Tradition will wissen, daß sie Wladimir der Große im J. 988 als Siegesbeute aus Korssun oder Cherson mitbrachte und der Kathedrale von Nowgorod schenkte. Danach wären sie griechischen Ursprungs. Dagegen aber spricht der Umstand, daß ihr Kunstcharakter, der übrigens nicht rein griechisch ist, sie einer späteren Zeit zuweist, wie ja auch auf einem griechischen Kunstwerke unmöglich Abbildungen abendländischer katholischer Bischöfe sich finden konnten. Wladimir hatte freilich eine kostbare Kriegsbeute mitgebracht, insbesondere Heiligenbilder, Glocken u. a. m., die man auch bisjetzt die korssunschen nennt. Infolge der Zeit ist, so meint Adelung, dieses Beiwort „korssunisch" bei vorzüglichen und kostbaren Kunstwerken nicht gebraucht worden, um damit ihre Herkunft anzuzeigen, sondern um ihren besondern Werth und ihre Seltenheit zu bezeichnen, wie man überhaupt die erste Periode der russischen Kunst die korssunsche nennen kann.

Ueber die Zeit, wann diese Thüren entstanden sind, gibt uns kein schriftliches Document Aufschluß; nur das

Vorkommen des Bildes, das den Bischof Wichmann von Magdeburg vorstellt — der 1192 gestorben ist — läßt uns annehmen, daß die Thüren höchst wahrscheinlich dem 13. Jahrh. angehören. Diese Annahme wird auch durch andere Umstände unterstützt. Es spricht nämlich alles dafür, daß die Thüren in Deutschland entstanden sind, vielleicht in Magdeburg selbst. Deutschland besaß in der oben angegebenen Epoche zahlreiche Meister, die solche Arbeiten unternahmen. Die Art und der Stil der Composition, die Kleidung der Figuren, die Verzierungen weisen auf Deutschland und zwar in der genannten Epoche hin, in welcher die deutsche Kunst von der byzantinischen noch stark beeinflußt war, sodaß selbst geniale Künstler, die deutsch dachten und componirten, sich nicht ganz dem fremden Einflusse entziehen konnten. Auch sind wenigstens zwei der vorkommenden Künstler, Riquin (Richwein) und Waismuth offenbar deutschen Ursprungs, wenn die Geschichte auch nichts von ihnen erzählt. — Vgl. Adelung, Die Korssunschen Thüren (Berlin 1823).
(J. E. Wessely.)

KÖRTE (Friedrich Heinrich Wilhelm), Verfasser mehrerer Biographien, ward am 24. März 1776 zu Aschersleben als Sohn des Archidiakonus Körte und Großneffe des Dichters Gleim geboren. Gleim, dessen geplante Heirath nicht zu Stande gekommen war, wie H. Pröhle („Friedrich der Große und die deutsche Literatur" Berlin 1878) launig erzählt, betrachtete seinen Pathen Wilhelm wie einen eigenen Sohn. Körte besuchte die Schule zu Aschersleben, dann von 1792 an das Gymnasium zu Halberstadt, wo sein Großoheim seit 1747 lebte und den geistigen Mittelpunkt des um ihn sich sammelnden Dichterkreises ausmachte. Im J. 1796 bezog Körte die Universität Halle. Er sollte Jurisprudenz studiren, allein die in Gleim's Umgebung empfangenen Eindrücke standen dem entgegen, die schönen Wissenschaften und freien Künste fesselten seine Neigung. Im J. 1799 verließ er die Universität und lebte von da bis zu seinem am 30. Jan. 1846 erfolgenden Tode zu Halberstadt, wo er in spätern Jahren Domvicar ward, ohne irgendwie die Pflichten seines Amtes ausüben zu müssen. Nach Gleim's Willen hätte er Lehrer an einer Humanitätsschule werden sollen, die aus Gleim's Vermögen in Halberstadt zu errichten war. Als Gleim aber 1803 starb, konnte man sich über das Wesen einer „Humanitätsschule" nicht einigen. Nach langem Processe zwischen den Gleim'schen Erben und dem preußischen Staate kam es zu einem Vergleiche, dem zufolge der Staat am halberstädtischen Gymnasium eine classis selecta errichtete, Körte hingegen mit einer lebenslänglichen Jahresrente von 600 Thalern abgefunden wurde.

In der schreibseligen deutschen Literatengeneration des 18. Jahrh. hatte doch keiner einen solch ausgedehnten Briefwechsel wie der liebenswürdige Grazien- und Grenadierlieder-Dichter Gleim. Mit einer Gutmüthigkeit und Toleranz ohne gleichen unterstützte er alle aufstrebenden Talente, verkehrte er freundschaftlich mit den Vertretern der verschiedensten Richtungen. Ein ungeheures handschriftliches Material häufte sich so in Gleim's Besitze auf, und nicht zufrieden mit den an ihn gerichteten Schreiben, suchte er sich auch überall Abschriften zu verschaffen. Mit der Verwaltung der Gleim'schen Familienstiftung übernahm Körte auch diese literarischen Schätze. Im J. 1824 fiel ihm, der mit einer Tochter Friedrich August Wolf's vermählt war, auch noch der reiche Nachlaß des kritischen Verfassers der Prolegomena zu. Körte war durch diese beiden Erbschaften in eine Lage gerathen, wie sie beneidenswerther für einen Literarhistoriker kaum gedacht werden kann. Daß er seine Arbeiten vornehmlich auf Benutzung seiner handschriftlichen Reichthümer richtete, ist natürlich; die Art und Weise aber, wie er dabei verfuhr, verdient den schärfsten Tadel. Allerdings hat man, bevor Karl Lachmann 1838 seine Lessing-Ausgabe begann, von dem Bearbeiter neuerer deutscher Literaturgeschichte nicht ähnliche philologische Akribie und Zuverlässigkeit gefordert, wie sie für den Arbeiter im Gebiete der Alterthumswissenschaft selbstverständlich erscheinen. Eine Willkür jedoch, wie Körte sie als Herausgeber von Dichtungen und Briefwechseln sich zu Schulden kommen ließ, muß das Gewissen jedes Historikers und Philologen belasten.

Noch in Gleim's Todesjahre 1803 gab Körte im Unger'schen Verlage zu Berlin „Ewald Christian von Kleist's sämmtliche Werke nebst des Dichters Leben aus seinen Briefen an Gleim" heraus. Was sich auf Grundlage der Materialien in Gleim's Archiv für eine Herausgabe der Kleist'schen Werke thun ließ, das hat August Sauer in seiner musterhaften Kleist-Ausgabe (Berlin Hempel) gezeigt, die zugleich auch eine Verurtheilung von Körte's Machwerk ist. Und wenn seine andern Arbeiten auch nicht in gleicher Weise wie es bei Kleist der Fall durch bessere ersetzt sind, so lassen sich dieselben Vorwürfe doch fast gegen alle derselben erheben. Im J. 1804 gab er „Aus Gleim's literarischem Nachlasse Briefe der Schweizer Bodmer, Sulzer, Geßner" (Zürich) heraus. Ihnen folgten 1806 (Zürich) die zwei Bände, „Briefe zwischen Gleim, Wilhelm Heinse und Johann von Müller" als „Briefe deutscher Gelehrten aus Gleim's literarischem Nachlasse". Im J. 1810 veranstaltete er in Halberstadt eine Ausgabe von Gleim's Fabeln und Erzählungen; zwischen 1811 und 1813 gab er (Halberstadt) „J. W. L. Gleim's sämmtliche Werke. Erste Originalausgabe aus des Dichters Handschriften" heraus. Wie schlimm es um die Texttreue dieser Ausgabe bestellt ist, hat A. Sauer für die „Preußischen Grenadierlieder" in seinem Neudrucke derselben (Heilbronn 1882, IV. Heft) nachgewiesen. Einen Supplementband seiner Ausgabe publicirte Körte 1841 (Leipzig), nachdem er eine durchaus ungenügende, aber wie die Ausgabe noch immer unentbehrliche Biographie „Joh. W. L. Gleim's Leben aus seinen Briefen und Schriften" (Halberstadt 1811) der Gesammtausgabe zur Seite gestellt hatte. Das Gleim'sche Archiv, das allen diesen Arbeiten zur Grundlage diente, wurde übrigens von Körte im ganzen und großen ziemlich gut verwaltet, sodaß seine Schätze neuerdings von Pröhle, Sauer, Seuffert, Muncker philologisch verwerthet werden konnten.

Aus Wolf's Nachlasse nahm Körte Veranlassung zu zwei Arbeiten. Die nach dem Ausdrucke des Herausgebers von Goethe's Briefen an Wolf „übel zusammengestellte Lebensbeschreibung des großen Philologen" erschien 1833 (Essen) in zwei Theilen als „Leben und Studien Fr. A. Wolf's, des Philologen". Der Biographie folgten zwei Jahre später (Quedlinburg und Leipzig 1835) „Consilia scholastica, Fr. A. Wolf's Ideen über Erziehung, Schule und Universität". Diesen durch verwandtschaftliche Beziehungen ins Leben gerufenen Arbeiten stehen zwei andere Biographien: „Leben Carnot's aus den besten gedruckten und handschriftlichen Nachrichten" (Leipzig 1820), und „Albrecht Thaer, sein Leben und Wirken als Arzt und Landwirth" (Leipzig 1839) gegenüber. Von kleineren Arbeiten, abgesehen von zahlreichen Beiträgen für periodische Zeitschriften, sind zu nennen: „Kritik der Ehre, der Sittlichkeit und des Rechts in F. H. Jacobi's Schrift: Was gebieten Ehre u. s. w." (Zürich 1807); „J. H. Voß. Ein pragmatisches Gegenwort" (Zürich 1808); „Vom Armenwesen" (Halberstadt 1811); „Deutschland lebe hoch oder von Helwig's Einzug und Aufenthalt in Halberstadt (1813); „Wahrhafter Bericht vom Zaubersabbath, Satans Reden an die auf dem Brocken versammelten Unholde Deutschlands" (Halberstadt 1817); „Kleiner Katechismus der Lehre vom Büchernachdrucke" (Halberstadt 1818). Vielfache Anerkennung und Verbreitung fand mit Recht Körte's Sammlung: „Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten der Deutschen" (Leipzig 1837., 2. Aufl. 1861). *(Max Koch.)*

KORTSCHEWA, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Twer, unter dem 56° 47' nördl. Br. und 54° 31' östl. L., 74 Kilom. im Ostsüdosten von Twer, an dem Einflusse des Flüßchens Kortschewka in die Wolga, hat 3 steinerne Kirchen, 41 Kaufläden, 2 Schulen, 1 Hospital, 1 Talglichtfabrik, 1 Bierbrauerei und 1850 Einwohner. Trotz der günstigen Lage der Stadt und ihres guten Hafens an der Wolga ist der Handel der kortschewaer Kaufmannschaft unbedeutend. Der Engroshandel befindet sich in den Händen der kalasinskischen Kaufleute. Jährlich werden aus dem Hafen Waaren im Werthe von 1,104,000 Rubel ausgeführt und für 284,000 Rubel eingeführt. Hauptgegenstände des Handels sind: Getreide, Salz, Leder, Glaswaaren und Holz. Im Kortschewaer Kreise, der ein Areal von 79 □Meilen umfaßt, befinden sich 36 Fabriken mit einer jährlichen Production von 211,000 Rubeln, darunter 25 Lohgerbereien (75,000 Rubel), 1 chemische Fabrik (56,000 Rubel) u. a. — An der Stelle der heutigen Stadt stand früher das Oekonomie-Dorf Kortschewo, welches 1803 zur Kreisstadt des Gouvernements Twer erhoben wurde. *(A. von Wald.)*

KORTUM (Karl Arnold), der humoristische Dichter der „Jobsiade" ward als Sohn eines Apothekers zu Mühlheim an der Ruhr am 5. Juli 1745 geboren. Nachdem er in seiner Vaterstadt die erste Schulbildung erhalten, kam er 1760 nach Dortmund und bezog drei Jahre später die kleine Universität Duisburg. Bereits 1766 schrieb er eine Abhandlung über Epilepsie und begann seine Thätigkeit als praktischer Arzt; bald aber ging er, um sich weiter auszubilden, nach Berlin, verweilte dort jedoch nur kurze Zeit, um sich dann in Duisburg als praktischer Arzt niederzulassen. Obwol er rasch eine gute Praxis fand, siedelte er 1770 in das kleine Landstädtchen Bochum, den Heimatsort seiner Mutter und seiner Frau Margaretha, geb. Ehinger, über. Neben einer ausgedehnten Praxis suchte er auch als theoretischer Bearbeiter seiner Wissenschaft zu dienen. Die Reihe seiner Schriften, in denen er zum Theil ähnlich wie H. Klencke durch Popularisirung ärztlichen Wissens in weiteren Kreisen heilsam wirken wollte, ist eine sehr große; ein vollständiges Verzeichniß dieser längstvergessenen Arbeiten aus allen möglichen Gebieten enthält der „Neue Nekrolog der Deutschen" 1824 II, 832—844. Die „Anfangsgründe der Entzifferungskunst" (Duisburg 1782) sind vielleicht die bekannteste seiner derartigen Schriften geworden, während es für den eigenthümlichen Sinn des sonst tüchtig gebildeten Mannes bezeichnend ist, daß er auch eine „Vertheidigung der Alchymie gegen die Einwürfe neuerer Schriftsteller" schrieb. Seine Vorurtheile, von denen diese Schrift allein genugsam Zeugniß gibt, waren schuld, daß er trotz eifrigen Studiums an den Fortschritten der Medicin nicht den nöthigen Antheil nahm. Er verschloß sich den neuen Erfahrungen und mußte schließlich durch eigene Schuld erfahren, daß ihm, dem früher beliebten und gesuchten Arzte, das Vertrauen immer mehr entzogen wurde. Ein hoffnungsvoller Sohn, der bereits seine ärztliche Thätigkeit begonnen hatte, starb 1807, und seit dieser Zeit begann der Humor des Vaters sich in Bitterkeit zu verwandeln. Im J. 1816 erhielt er den Titel „königlicher Hofrath" und 1820 empfing er anlaßlich des fünfzigjährigen Jubiläums seiner ärztlichen Thätigkeit in Bochum vielfache Beweise von Anerkennung, als er von Kindern, Enkeln und Urenkeln umgeben seinen Ehrentag feierte. Als grämlicher Misanthrop beschloß am 15. Aug. 1824 der Dichter, welcher so frohe Stunden bereitet, sein arbeitsreiches Leben.

Kortum — daß die oft gebrauchte Form Kortüm unrichtig, ward in der Rheinischen Monatsschrift 1878 S. 371 nachgewiesen — hat eine Reihe humoristischer Dichtungen geschaffen, wie: „Der Märtyrer der Mode" 1778; „Die magische Laterne" 1784; „Adam's Hochzeitfeier" 1788 (sämmtlich in Wesel erschienen); „Elisabet Schlunz" 1819 (Hamm) und verschiedene kleinere komische Sachen. Seinen Ruhm verdankt er jedoch einzig dem 1784 zu Münster und Hamm herausgegebenen Buche: „Leben, Meinungen und Thaten von Hieronymus Jobs, und wie er sich weiland viel Ruhm erwarb, als Nachtwächter in Salzburg (in den spätern Ausgaben «Schildburg») starb." Für die große Beliebtheit des Buches sprechen nachdrücklich die Nachdrücke, welche zahlreich erschienen. Kortum selbst schrieb indessen zwei weitere Theile als Fortsetzung und gab 1799 (Dortmund bei Gebr. Mallinkrodt) heraus: „Die Jobsiade. Ein komisches Heldengedicht in drei Theilen von Dr. C. A. Kortum." Eine neue Ausgabe von 1806 brachte einige Aenderungen. Aus dem Nachlasse Kortum's wurde der Ausgabe von 1824 mehreres Neue bei-

gefügt; ein Titelkupfer nach Ramberg zierte sie. Mit einer beachtenswerthen Einleitung und Anmerkungen stattete F. W. Ebeling seine revidirte Ausgabe (Leipzig 1868) aus; ebenso F. Bobertag seine Ausgabe der Jobsiade in Kürschner's „Deutscher Nationalliteratur" Bd. 140 (Stuttgart 1882). Das Werk Kortum's wurde in Amerika ins Englische übersetzt: Hasenclever hat drei große Oelgemälde: Jobs im Examen, Jobs als Schulmeister und Jobs als Nachtwächter nach dem Gedichte verfertigt; vgl. Gartenlaube 1868 „Ueber den Dichter des deutschen Philisters und Joh. Peter Hasenclever, den Apelles des Philisters".

Von Anfang an haben sich kritische Stimmen gegen Kortum's Epos erhoben; in Nicolai's Neuen allgem. deutschen Bibliothek LIV, 71 hat Langer 1800 das strengste Verdammungsurtheil ausgesprochen und Gervinus hat es bestätigt. Dagegen erklärte M. Carriere in seiner vergleichenden Literaturgeschichte (Leipzig 1884): „Die Jobsiade Kortum's, philisterhaft breit wie sie ist, zieht doch in ihrem Holzschnittstile noch immer uns an"; und Heinr. Kurz hat ihr sogar „wahrhaft poetischen Werth" zugestanden. Bei einer Beurtheilung der Jobsiade hat man streng zwischen dem ersten Theile, der Dichtung von 1784, und den beiden andern Theilen, der späteren Nachdichtung, zu unterscheiden. Die letztere ist langweilig und werthlos gleich so vielen andern Nachahmungen der Jobsiade; es ist zu bedauern, daß Kortum, indem er die bereits völlig abgeschlossene Geschichte (Jobs ist am Schlusse des ersten Theiles gestorben) wieder anfängt, seinen eigenen würzigen Wein mit schalstem Wasser mischte. Der erste Theil dagegen mit seinen derben Knittelversen und plumpen Holzschnitten, nach Spielkarten-Bildern von Kortum selbst entworfen, gehört zu den besten Werken der komischen Literatur innerhalb und außerhalb Deutschlands. Die Jobsiade muß da im Zusammenhange mit der Entwickelung des komischen Epos betrachtet werden, man wird sie dann weder mit Gervinus verurtheilen, noch mit Herm. Marggraff überschätzen. Vgl. Ebeling „Geschichte der komischen Literatur in Deutschland seit der Mitte des 18. Jahrh." (Leipz. 1865). Von Boileau und Pope ging im 18. Jahrh. die komische Epopöe in Deutschland aus; 1740 erschien das Hauptwerk, Zacharia's „Renommist". Wieland pflegte eifrig die komische Erzählung, deren Farben er selbst im Oberon nicht ganz vermeiden konnte. Im J. 1782 begann Blumauer seine Travestie „Die Abenteuer des frommen Helden Aeneas" zu veröffentlichen (vgl. von Hofmann-Wellenhof „Aloys Blumauer", Wien 1885 und E. Grisebach „Die Parodie in Oesterreich" Leipz. 1884 in den gesammelten Studien). Kortum schloß sich an mit seiner drastischen Schilderung des Philisters. Wie sehr er den richtigen Ton getroffen, das zeigt die andauernde Popularität seines Werkes. Das Kopfschütteln der Kirchenregenten „über diese Antwort des Candidaten Jobses" ist sprichwörtlich geworden. Ward die Gattung des Niedrigkomischen, in der sich die Jobsiade ausschließlich bewegt, von den Aesthetikern im allgemeinen auch geringgeschätzt, für Kortum bleibt es doch kein geringer Ruhm, in Deutschland der erste in dieser Gattung zu sein.

(Max Koch.)

KORTÜM (Johann Friedrich Christoph). Im Dorfe Eichhorst des Großherzogthums Mecklenburg-Strelitz als Sohn des lutherischen Pfarrers am 24. Febr. 1788 geboren, besuchte Kortüm das Gymnasium in Friedland und studirte seit 1806 in Halle, Göttingen und Heidelberg Theologie, Philosophie und Geschichte; besonders wirkten auf ihn Planck, Heeren, Böckh, Wilken, Creuzer und Heinrich Voß ein. Seit Ostern 1812 Lehrer am Fellenberg'schen Institute zu Hofwyl, machte er als freiwilliger preußischer Jäger den Befreiungskrieg gegen Napoleon seit Winter 1814 mit, kehrte in seine Stelle nach Hofwyl zurück, war Ostern 1817—19 Professor an der aargauer Cantonsschule, dann am Gymnasium in Neuwied und 1821—22 außerordentlicher Professor der Geschichte an der Universität Basel. Er entsagte 1822 dieser Stellung, lebte unabhängig in Hofwyl, beständig mit historischen Forschungen beschäftigt, ging aber 1826 wieder als Privatdocent der Geschichte nach Basel, von wo er 1833 als ordentlicher Professor an die Universität Bern, 1840 nach Heidelberg berufen wurde. Er wirkte mit dem besten Erfolge und starb an einem Herzübel in Heidelberg am 4. Juni 1858. In seinen zahlreichen Werken bekundet sich eine ebenso gewissenhafte wie gründliche und allseitige, von den umfassendsten sprachlichen und geschichtlichen Kenntnissen zeugende Quellenforschung; seine Auswahl ist geistvoll, seine Stoffe werden erschöpfend behandelt, sein Urtheil ist gesund, männlich und im besten Sinne wissenschaftlich, sein Stil hingegen hart, schleppend und schwerfällig. Seine Hauptarbeiten sind: Friedrich I. mit seinen Freunden und Feinden, Aarau 1818; Kleon der Demagog (Aarau 1819); Zur Geschichte der hellenischen Staatsverfassungen (Heidelberg 1821); Entstehungsgeschichte der freistädtischen Bünde im Mittelalter (3 Bde., Zürich 1827—1829); Geschichte des Mittelalters (2 Bde., Bern 1836—1837); Römische Geschichte (Heidelberg 1843); Ueber die Stellung des Geschichtschreibers Thucydides zu den Parteien Griechenlands (Bern 1833); Entstehungsgeschichte des Jesuitenordens (Mannheim 1843); Rückblick auf Johann Heinrich Pestalozzi, Heidelberg 1846; Geschichte Griechenlands von der Urzeit bis zum Untergang des Achäischen Bundes (3 Bde., Heidelberg 1854). Sein Freund, Professor Freiherr K. A. von Reichlin-Meldegg, gab aus Kortüm's Nachlasse „Geschichte Europas im Uebergange vom Mittelalter zur Neuzeit" (2 Bde., Leipzig 1861) und „Geschichtliche Forschungen" (Leipzig 1863), heraus. *(Arthur Kleinschmidt.)*

Korund, Mineral, s. Corund.

KORVEY (Corvey), ehemalige gefürstete Benedictinerabtei im Kreise Höxter des preußischen Regierungsbezirks Minden, Provinz Westfalen, 1803 säcularisirt, kam dann an das Haus Nassau-Oranien, 1815 an Preußen, 1820 von diesem gegen andere Ländertheile an Landgraf Victor Emanuel von Hessen-Rothenburg und

1834 durch Erbschaftsgang an Prinz Victor von Hohenlohe-Schillingsfürst, danach seit 1840 vom Könige von Preußen zum Herzog von Ratibor und Fürst von Korvey ernannt. Ueber das Geschichtliche der einst berühmten Abtei s. Corvey. (*G. A. von Klöden.*)

KORYBANTEN (*Κορύβαντες*). Mythische Vertreter des orgiastischen Cultes der phrygischen Kybele. Die Cultbräuche werden dadurch mit dem Scheine des Alterthums und der Göttlichkeit umgeben, daß sie auf dämonische Stifter zurückgeführt werden, die ganz in diesem Dienste leben und weben. So wird Dionysos immerdar von den schwärmenden Mänaden und Satyrn umgeben, in deren Chor die Menschen zeitweilig im Rausche der Feste eintreten, so die Kretische Rhea von den Kureten, Kybele in Phrygien von den Korybanten. Von diesen werden die ekstatisch wirbelnden Tänze und der Gebrauch des Tympanon (Tambourin) hergeleitet.[1]) Auf erstere bezieht sich wahrscheinlich auch der Name *Κορύβας*, *Κύρβας*, einer Wortgruppe angehörig, in der sich die Vorstellung der Spitze mit der des Umdrehens oder Umgedrehten verbindet.[2]) Die Heimat der Korybanten wird verschieden angegeben (*Strab.* X, C. 472. 473), neben Phrygien, dem Ursitze des Kybeledienstes, nannte eine schon durch Pherekydes vertretene Tradition auf Samothrake neun Söhne Apollon's. (*Pherekydes*, Frg. 6, gleichfalls samothrakische Relation: *Diod.* V, 49 Korybas, Sohn des Jasion und der Kybele, vgl. III, 55; euhemeristisch verdreht Corybas, Vater Apollon's *Cic.* Nat. deor. III, 23.) Die phrygische Tradition, wenn anders wir diese in dem Fragmente eines Lyrikers (Bergk, Lyr.[3] III, frg. 84) vor uns haben, machte sie zu den ersten Menschen, die auf Bäumen erwuchsen. Wie der Dienst der Göttermutter ekstatisch war und ihr die Macht der Geistesverwirrung zugeschrieben wurde, konnten auch ihre dämonischen Diener mit Wahnsinn schlagen[3]) und umgekehrt verwandte man deren Weihe (*κορυβαντισμός*), um vom Wahnsinne zu reinigen. Der Einzuweihende wurde auf einen Thron gesetzt, von den Mysten umtanzt und erhielt ein Tympanon in die Hand (*Aristoph.* Vesp. v. 119; Schol. *Plat.* Euthydem. 277 D; vgl. Conv. 215 E.). Auch ein orphischer Hymnus (39) an Korybas betet um Nachlaß des schweren Zornes und Verscheuchung der Schreckbilder der geängsteten Seele, und stammt daher wahrscheinlich aus einer solchen Weihe der späteren Zeit. Das ursprüngliche Bild der Korybanten ist durch die häufige synkretische Identification mit den Kureten, auch mit Kabiren und Daktylen vermischt worden. Desgleichen treten die Korybanten zurück, weil in dem durch semitische Einflüsse umgestalteten Culte der Großen Mutter deren verschnittene Bettelmönche (*γάλλοι*, *μητραγύρται*) den Attis, der nur vereinzelt[4]) Korybas genannt wird, als mythischen Chorführer verehrten.

Siehe Welcker, Aeschyleische Trilogie, S. 190 fg. — Lobeck, Aglaophamus S. 1133 fg. — Preller, Griech. Mythologie I[3], 541 fg. (*F. A. Voigt.*)

KORYKISCHE GROTTE. 1) In einem der Berge, die sich auf dem Vorplateau des Parnaß oberhalb Delphis erheben, liegt eine ziemlich tiefe und sehr feuchte Tropfsteingrotte (jetzt Sarantavli), die im Alterthume den Namen *Κωρύκιον ἄντρον* führte. Sie war den Nymphen geweiht, und in Genealogien erscheint eine Nymphe Korykia, von der Apollo den Lykoros, den Eponymos der Stadt Lykoreia auf dem Plateau des Parnaß, zeugt (*Pausan.* X, 6, 3; Etym. magn. s. v. *Λυκώρεια*). Außerdem wurde Pan hier verehrt (*Aesch.* Eum. 22; *Sophocl.* Antig. 1128; *Apoll. Rhod.* II, 711; *Strabo* IX, 3, 1; *Pausan.* X, 32; *Oppian.* Hal. 3, 15). Ein Block am Eingange der Höhle trägt die Inschrift: *Συότρατος Δακιδομον Αμβρυσιος* (aus Ambrossos in Phokis) *συμπεριπολοι* (sic, nach Böckh Dativ und Attribut des Pan) *Πανι Νυμφαις* (C. J. Gr. 1728; Lebas II, 832). Ob die Höhle in dem orgiastischen Dionysoscultе der Thyiaden an den Abhängen des Parnaß (*Pausan.* X, 4, 3; 32, 7; *Eurip.* Bakch. 559 *θυρσοφορεῖς θιάσους, ὦ Διόνυσε . . Κορυφαῖς Κωρυκίαις*) eine Rolle spielte, ist unbekannt. Genannt wird die Höhle noch *Herod.* VIII, 36, wo die Delpher sich vor den Persern auf die Höhen des Parnaß zurückziehen. Vgl. auch *Plutarch.* De Pyth. orac. 1.

2) Weit öfter erwähnt wird im Alterthume eine Grotte bei dem Orte Korykos an der Kilikischen Küste, östlich von der Kalykadnosmündung, mit gutem Hafen, dem eine kleine Insel vorliegt. (Der Hauptgott des Ortes ist nach Ausweis der Münzen Hermes; vgl. Anthol. pal. 9, 91.) Die Höhle liegt an einer vegetationsreichen, von einem Gießbache durchzogenen Thalschlucht im Gebirge, nach Strabo 20 Stadien oberhalb des Ortes (XIV, 5, 5; *Mela* I, 13 gibt 10, der stadiasmus maior magni 100 Stadien an). Die Höhle gilt schon in alter Zeit als Wohnsitz des Typhon (*Pindar.* Pyth. I, 15 *Τυφῶνα, τόν ποτε Κιλίκιον θρέψεν πολυώνυμον ἄντρον.* *Aesch.* Prom. 351 *τὸν γηγενῆ τε Κιλικίων οἰκήτορα ἄντρων . . Τυφῶνα*), der hier den Zeus gefangen gehalten haben soll (*Apollod.* I, 6, 3, 8). Bei Skylax wird der Ort merkwürdigerweise nicht erwähnt; dagegen hat Kallisthenes in seiner „Geschichte Alexander's" ausführlich davon gehandelt, und hier auch den Wohnsitz der Arimer gefunden, deren Gebiet Il. B, 783 als *Τυφωέος εὐναὶ* bezeichnet wird (*Strabo* XIII, 4, 6). Die gewöhnliche Schilderung der Höhle mit ihren Wundern und ihrem unterirdischen Flusse scheint auf ihn zurückzugehen (*Strabo* XIV, 5, 5; *Mela* I, 13, wo zwei

1) *Eur.* Bacch. v. 123; *Luc.* De salt. 8. 2) *κύρβις*, drehbare, dreiseitige Säule, *κυρβασία* Tiara *κρωβύλος* Schopf *κορυφή* u. a. vgl. Pott, Zeitschr. für vergl. Spr. VII, S. 241; Fick, Spracheinheit der Indogerm. S. 23; Derselbe, Wörterbuch der indogerm. Spr.[4] S. 542. 3) *Eurip.* Hippol. 123; *Aristid.* II, p. 527.

4) *Paus.* VI, 25, 5; vgl. VII, 17; 8, von den in Paträ angesiedelten Seeräubern wurde neben Kybele Attis als *Σατράπης* und *Κορύβας* verehrt. Julian nennt in seiner Rede auf die Göttermutter (or. V, 167 B) Korybas den großen Helios, der neben ihr thront und die Welt regiert.

Höhlen geschieden werden; *Plin.* 5, 92; 31, 54; *Steph. Byz.*). Berühmt ist der Korykische Berg namentlich, weil hier der beste Safran gedeiht (*Plin.* 21, 31 u. a.; daher häufig auch bei Dichtern genannt: *Κωρυκίῳ κρόκῳ Apoll. Rhod.* III, 855; *Horat.* Sat. II, 4, 68 u. a.). Sonstige Merkwürdigkeiten der Grotte *Plin.* 13, 67; 37, 166. In neuerer Zeit ist die Höhle von Langlois („Revue archéologique" XII, 1855, 144 fg.) und Tschihatscheff („Journal asiatique" 5, série IV, 128 fg.) wieder aufgefunden und genau beschrieben worden. Im Mittelalter war Korykos (Gorighos, Curco) eine sehr ansehnliche Stadt und hat aus byzantinischer und armenischer Zeit ziemlich zahlreiche Denkmäler aufzuweisen (Kirchen, Felsengräber, Sarkophage und starke Festungsmauern; s. Langlois l. c. p. 128—144). Gegenwärtig ist der Ort (Kurko) völlig verfallen.

3) Der Name Korykos begegnet uns sonst im Alterthume noch mehrfach, so ein Vorgebirge Korykia mit vorliegenden Inseln auf Kreta (*Plin.* IV, 61 u. a.), ein *Κώρυκος αἰγιαλὸς* in Lykien bei Phaselis (*Strabo* XIV, 3, 8; 5, 7), ein Ort Korykos in Pamphylien, aus dem Attalos II. die Stadt Attalia machte (*Strabo* XIV, 4, 1. *Dion.* Perieg. 855). Am bekanntesten aber ist der Berg und das Vorgebirge Korykos in Ionien westlich von Teos, Chios gegenüber. Die Anwohner waren in alter Zeit als Seeräuber berüchtigt und sollen es vorzüglich verstanden haben, die Kauffahrer auszukundschaften, daher das Sprichwort *τοῦδ' ἄρ' ὁ Κωρυκαῖος ἠκροάζετο* und der Gebrauch des Wortes *Κωρυκαῖος* für einen Aushorcher (Ephoros bei Suidas s. v. *Κωρυκαῖος*; *Zenob.* IV, 75; *Cic.* Ad Att. X, 18; Meineke Ad Menandri rel. 56; *Strabo* XIV, 1, 32; *Steph. Byz.* u. a.). Das Vorgebirge und der Hafen an demselben gehörte zum Gebiet von Erythrä (*Thuk.* VIII, 14. 33); im J. 191 wurde Antiochos' des Großen Flotte hier von den Römern besiegt (*Liv.* 36, 43 fg.). Auch hier soll sich eine Höhle befunden haben, nach Behauptung der Erythräer die Geburtsstätte der Sibylle Herophile (*Pausan.* X, 12, 7). — Nach *Plin.* 31, 30. 113 werden Tropfsteinhöhlen allgemein Corycia antra genannt, so auch in Mieza in Macedonien; doch ist das gewiß nur Uebertragung, und die Annahme, daß das Wort *κώρυκος* (Sack) appellativisch eine Tropfsteinhöhle bezeichne, zu verwerfen. Dagegen muß ein Zusammenhang der Namen allerdings angenommen werden: von einer Localität, vermuthlich der delphischen, ist er auf die übrigen übertragen worden. Namentlich steht nichts der Annahme entgegen, daß das Kilikische Korykos bei der einheimischen Bevölkerung ganz anders hieß und seinen Namen den Griechen verdankt, welche jedenfalls schon seit dem 8. Jahrh. häufig in diese Gegenden gekommen sind. (*Eduard Meyer.*)

KORYPHAEOS heißt eigentlich der an der Spitze stehende (von *κορυφή* die Spitze), was in dem ältern Griechisch sowol von Parteihäuptern wie von Anführern des Senats (vgl. z. B. Schol. *Arist.* Plut. 954), als auch von Heerführern gebraucht wird (z. B. *Herod.* III, 82). Auch erscheint das Wort als Beiname einzelner Götter wegen eines Heiligthums auf einem Berge, z. B. der Artemis bei *Pausan.* II, 28, 5, des Zeus a. a. O. II, 4, 5. Später indeß ist der Name — daneben auch *ἡγεμὼν κορυφαῖος* — vorzugsweise von dem Führer des Chors in dem griechischen Drama gebraucht worden, dem eine wichtige Rolle bei den dramatischen Aufführungen zukam (*Arist.* Pol. III, 4; *Demosth.* 21, 60; *Athen.* IV, 152 B; *Arist.* Plut. 953). Man darf daher diesen Koryphäos in der historischen Zeit nicht verwechseln mit dem eigentlichen Chorleiter oder Choragen, welcher gar nicht zu den Choreuten gehörte, sondern nur die Kosten für die Ausrüstung eines dramatischen Chors zu bestreiten hatte, wie dies zu den Liturgien der reichen attischen Bürger gehörte, wiewol er ursprünglich zweifellos identisch mit dem Koryphäos gewesen ist (Demetrius bei *Athen.* XIV, 633; *Plut.* Apophth. Lacon. 219 E; vgl. Böckh, „Staatsh." I, 484 und 487). Die Hauptaufgabe des Koryphäos bestand darin, daß er in allen Partien, in denen der Chor mit einem Schauspieler ein Zwiegespräch hatte, im Namen des Chors den Dialog führte. Wurde der Chor in zwei Halbchöre getheilt, so mußte auch der zweite Halbchor einen Stimmführer erhalten, und dann hießen die beiden Führer der Halbchöre *ἡγεμόνες*, die demnach nicht die Bedeutung hatten wie der Koryphäos, der auch *χοροστάτης* von seiner Thätigkeit genannt wird (*Himerius*, Or. IX, 3 Wernsd.). Vgl. *Poll.* IV, 106 und die treffende Auseinandersetzung von Sommerbrodt, Scenica 9 fg. (Berlin 1876). In der Komödie traten auch einzelne Choreuten häufiger auf als in der Tragödie, sodaß sie dort nicht selten vereinzelt aufziehen, statt in geschlossenen Gliedern, z. B. in den „Vögeln" des Aristophanes und im „Konnos" des Ameipsias, wo sogar einer von den einzelnen Choreuten hervorgerufen wurde (vgl. Kock, Com. fr. I, 671). Aus diesem Grunde hat der Koryphäos dort nicht die Bedeutung wie in der attischen Tragödie. — Von diesem Worte Koryphäos im attischen Chore ist dann der moderne Ausdruck entstanden: Koryphäe oder Koryphäen in Kunst oder in der Wissenschaft. (*H. Flach.*)

KOS (*Κῶς*), zu den Sporaden gehörige Insel an der Westküste Kleinasiens, heute meistens in der italienischen Form Stanchio (*'ς τὰν Κῶ*) oder türkisch Stanköi genannt, obwol die griechischen Bewohner der Insel *ἡ Κῶς* beibehalten haben[1]); nach der Meinung des Alterthums an Größe die funfzehnte unter den Inseln[2]), nach Strabon's[3]) richtiger Angabe 550 Stadien, nach Plinius[4]) zu hoch greifender Schätzung 100 römische Meilen im Umfange. Die Insel liegt im Ikarischen Meere[5]), Halikarnaß gegenüber. Das koische Nordcap Skandaria ist nur 40 Stadien von dem festländischen Vorgebirge Termerion getrennt.[6]) Im Alterthum hat vor andern Strabon eine genauere Beschreibung der Insel gegeben,

1) Roß, Reisen nach Kos, Halikarnassos, Rhodos und der Insel Cypern (= Inselreisen IV), Halle 1852, S. 13 fg. 2) Geogr. Gr. min. ed. Mueller I, p. 96. 3) XIV, 2, 19 C 657. 4) N. H. V, 134. 5) *Strab.* II, 5, 21 C 124. 6) *Strab.* XIV, 2, 18 C 657.

in neuerer Zeit Leake[7]), Roß[8]), der 1841, 1843 und 1844 dort war und Rayet[8]), den geologischen Bau der Insel hat Neumayr untersucht[9]), über Kos im Alterthume Küster[10]) und kürzlich Dubois gehandelt.[11])

Plinius läßt den Meridian, der durch Meroë und die Tanaismündung geht[12]), sich auf Kos mit dem Parallelkreise durch die kaspischen Pforten[13]) schneiden. Die Insel erstreckt sich, dem gleichgerichteten Gebirgszuge folgend, von Nordost nach Südwest, dann aber wendet sich das Gebirge und geht nun von Norden nach Süden, sodaß das Ganze der Insel aus zwei deutlich voneinander geschiedenen, durch einen schmalen Isthmus von 10 Stadien Breite miteinander verbundenen Theilen besteht. Der nach Südwesten streichende Gebirgszug erhebt sich bis zur Höhe von 2870, das nordsüdliche Gebirge zu 1390 englischen Fuß.[14]) Den Namen des Gebirges kennen wir nicht. Plinius nennt auf Kos den Berg Prion[15]), aber wir können nicht entscheiden, ob das der Gesammtname des ganzen Gebirges oder der Name eines einzelnen Gipfels ist. Dagegen sind die Vorgebirge *Δρέκανον*[16]) und *Λακητήρ*[17]) mit Sicherheit am Südwestende der Insel zu localisiren. *Δρέκανον* ist das heutige Cap Daphni, der *Λακητήρ*, die Südspitze, heißt heutzutage Krikelo.

Die Insel wird in neuer wie in alter[18]) Zeit wegen ihrer Fruchtbarkeit gepriesen, und den Koern ging es gar trefflich. *θεοὺς γὰρ φαίνεθ' ἡ νῆσος φέρειν*, sagt ein Dichter der neuen Komödie[19]). Vor allem war sie durch ihren vorzüglichen Wein berühmt. Bis nach dem Pontos wurde koischer Wein verführt.[20]) Die Behauptung[21]) aber, daß Sinope eine koische Gründung sei, verdankt nur einem Misverständnisse ihren Ursprung.

Die Fruchtbarkeit der Insel mag mit ihrem vulkanischen Charakter in Zusammenhang stehen. Von Erdbeben wurde Kos zu allen Zeiten viel geplagt. Das schwerste Erdbeben, das Thukydides erlebt, hatte Kos getroffen[22]); Pausanias[23]) meldet von einem Erdbeben unter Kaiser Antoninus Pius, und eine neue, im J. 554 n. Chr. aus gleicher Ursache erfolgte Verheerung schildert uns Agathias.[24]) Roß[25]) selbst hat 1843 einen heftigen Erdstoß auf der Insel erlebt. Das Alterthum hielt die benachbarte Insel Nisyros für ein Stück von Kos; Poseidon habe dasselbe losgerissen und auf den Giganten Polybotes geschleudert.[26])

Die Stadt Kos lag seit dem J. 366 v. Chr.[27]) etwas südlich von der skandarischen Landspitze. Früher hatte die Stadt anderswo, aber ebenfalls am Meere gelegen; wegen Unruhen habe man diese Altstadt, *Ἀστυπάλαια*, verlassen.[28]) Ueber die Lage der alten Stadt ist aus Strabon nichts zu entnehmen; den einzigen Anhaltspunkt bietet der heutige Ort Stampalia mit alten Ruinen, auf der Südseite der Insel an der nach dem Orte benannten Hafenbucht gelegen.[29]) Die Wahl des Ortes für die Stadt Kos ist offenbar durch die Nähe der asiatischen Küste veranlaßt; einen natürlichen Hafen besaß die Stadt nicht, aber menschliche Arbeit schuf einen künstlichen.[30]) Die herrliche Lage der Stadt wird von Strabon und Roß bewundert.

In der Vorstadt befand sich das berühmte Heiligthum des Asklepios mit vielen Weihgeschenken, darunter der Antigonos des Apelles und seine Aphrodite Anadyomene, die Augustus später nach Rom nahm.[31]) Auch ein Heiligthum des Herakles ist bezeugt.[32]) Dreiviertel Meilen von der Stadt stößt man auf die Quelle Burina[33]) mit ihren alterthümlichen Bauten.[34]) An der Südküste der Insel liegt Halasarna[35]), fast nördlich davon im Binnenlande Antimacheia[36]) mit einem Heiligthume des Herakles. In der Nähe mag der *δᾶμος Ἀντιμαχιδᾶν* und *Αἰγηλιῶν* gelegen haben.[37]) An der Nordküste erwähnt Strabon das Dorf Stomalimne, von Leake und Roß mit Recht bei dem Salzteiche westlich von Skandaria angesetzt; ebendaselbst findet Roß auch den Haleis oder Aleis des Theokrit.[38]) Die schmale Verbindung der beiden Theile der Insel ist von dem *δᾶμος Ἰσθμιωτᾶν* besiedelt.[39]) Daphnus[40]) lag in der Nähe der Stadt Kos. Der Ort Pyxa, den Theokrit[41]) erwähnt, und die von Steph. Byz. genannte Hermupolis ist nicht zu localisiren; ob Ptelea[42]) ein Ort auf Kos war, ist mehr als fraglich.

---

7) Memoir of the island of Cos. Transactions of the royal society of literature. 2. series, vol. I (London 1843), p. 1 fg. mit Karte. 8) Roß, Reisen auf den griechischen Inseln II, 86 fg.; III, 126 fg. mit Karte; IV, 11 fg. Rayet, Mémoire sur l'ile de Kos (arch. d. miss. III, 3, Paris 1876, p. 37). 9) Ueber den geolog. Bau der Insel Kos und über die Gliederung der jungtertiären Binnenablagerungen des Archipels. Denkschrift der Akad. der Wissensch. zu Wien, mathem.-naturw. Klasse, Bd. 40 (1880), S. 213—314. 10) De Co insula (Halle 1833). 11) De Co insula. Pariser Doctorthese von 1884. Ich habe mich vergeblich bemüht, der Schrift habhaft zu werden. Vgl. Literaturnachw. bei Busolt, Griech. Gesch. I, 201. 12) N. H. II, 245. 13) N. H. VI, 214. 14) Neumayr a. a. O. S. 214 fg. 15) N. H. V, 134 mons ibi Prion. Den Namen *Ὠρομέδων* hat man früher aus *Theocr.* 7, 46 (mit Schol.) erschlossen, aber jetzt wird da mit Recht *ὄρευς-εὐρυμέδοντος* geschrieben. 16) *Strab.* XIV, 2, 19 C 657. *Δρέπανον Agathem.* IV, 18. 17) *Strab.* XIV, 2, 19 C 657. *Plut.* quaest. Gr. 58. *Λακτήρ Agathem.* IV, 18. 18) *Strab.* XIV, 2, 19 C 657; XII, 8, 6 C 573. 19) *Athen.* I, 26, p. 15b. 20) *Demosth.* 35, 35. 21) *Eustath.* ad Dion. per. 772 vgl. mit anon. per. pont. Eux. 22. *Steph. Byz.* s. v. *Σινώπη*. 22) *Thuc.* VIII, 41. 23) VIII, 43, 4.

24) II, 16, p. 53 B. 25) Inselreisen III, 129 fg. 26) *Strab.* X, 5, 16 C 489. *Apollod.* I, 6, 2. *Plin.* N. H. V, 134; vgl. auch *Diod.* V, 54. — Rayet p. 39 fg.; Neumayr S. 216. 27) *Diod.* XV. 76, 2. 28) *Strab.* XIV, 2, 19 C 657. *Steph. Byz.* s. v. *Ἀστυπάλαια* hat keinen selbständigen Werth. 29) Roß III, 136. Wenn Roß IV, 28 Astypaläa an der Nordseite beim Vorgebirg Mastikaris ansetzt, so fehlt dafür jede Möglichkeit einer Begründung. Entweder hält man den Schluß aus dem Namen Stampalia für erlaubt, oder man enthalte sich jeder Identificirung. 30) *Scyl.* 99. *Diod.* XV, 76, 2. Roß II, 87. 31) *Strab.* XIV, 2, 19 C 657. 32) Roß, Inscr. Gr. ined. III, 311. 33) *Theocr.* 7, 6 mit Schol. 34) Roß, Inselreisen III, 131 fg.; ders., Arch. Zeitung VIII (1850), Sp. 241 fg. 35) *Strab.* XIV, 2, 19 C 657. *Ἁλίσαρνα*. Form mit *a* bei Roß, Inscr. Gr. ined. II, 176. Bull. corr. hell. V, 196; Rayet p. 110. 36) *Plut.* quaest. Gr. 58. Roß, Inscr. Gr. ined. III, 307. 308. 37) Roß, Inscr. Gr. ined. III, 307. 308. 38) Roß IV. 28. *Theocr.* 7, 1. Die Scholien verbergen ihre Unwissenbeit hinter. Conjecturen. 39) Roß, Inscr. Gr. ined. III, 303. 305. 306. 40) *Steph. Byz.* s. v. 41) 7, 130. 42) *Theocr.* 7, 65 mit den nichts fördernden Scholien.

Der Schiffskatalog[43]) kennt Kos als die Stadt des Eurypylos, der Homerische Hymnus auf den delischen Apoll[44]) als *πόλις Μερόπων ἀνθρώπων*. Diese *Μέροπες* setzt Plutarch[45]) in einen Gegensatz zu den Griechen. Die koischen Sagen und Quasisagen der Späteren knüpfen an diese beiden Namen an. Was Diodor[46]) und Strabon[47]) von koischer Urgeschichte berichten, ist im wesentlichen eine Ausgestaltung des Schiffskataloges. Die Ilias[48]) meldet auch, daß Herakles, von Troja kommend, nach Kos verschlagen worden sei; der Cult des Herakles in Antimacheia knüpfte daran an.[49]) Vor anderen Göttern aber wird Asklepios in Kos verehrt.[50]) Der Hera opferten die freien Koer; Sklaven hatten hier keinen Zutritt.[51]) Die der Demeter auf Kos gefeierten Thalysien erwähnt die berühmteste Ekloge Theokrit's.[52])

Auf alte Verbindungen von Kos mit Rhodos deuten sagenhafte Notizen Diodor's[53]) und die Behauptung Strabon's[54]), schon vor den troischen Zeiten hätten Rhodier und Koer gemeinsam Elpiai in Daunien gegründet. In historischer Zeit bildete Kos mit den rhodischen Städten Lindos, Jalysos und Kameiros, sowie mit Knidos und Halikarnaß die dorische Hexapolis, die um das Heiligthum des Apollon auf dem triopischen Vorgebirge bei Knidos sich scharte.[55]) Sehr begreiflich ist der Gegensatz des dorischen Kos und des ionischen Milet, wie Orakel und Anekdote von dem Dreifuße des Thales ihn zur Voraussetzung haben.[56])

Als nach dem Mislingen des ionischen Aufstandes Samier den Skythes seiner Herrschaft über Zankle beraubten, ging Skythes zum Dareios und scheint von demselben die Tyrannis von Kos erhalten zu haben.[57]) Dem Skythes folgte sein Sohn Kadmos in der Herrschaft, aber derselbe legte seine koische Tyrannis nieder und ging wieder nach Sicilien. Das war schon vor dem Zuge des Xerxes gegen Griechenland geschehen.[58]) Auf seiten des Xerxes stand auch Kos, das damals zusammen mit Halikarnassos, Nisyros und Kalydna der Artemisia gehorchte.[59]) Die Koer scheinen also nach dem Weggange des Skythes ihre Freiheit nicht lange behauptet zu haben; sie scheinen von den Persern mit Gewalt unterworfen worden zu sein.[60]) Wol erst die Schlacht am Eurymedon befreite Kos von der persischen Herrschaft.[61]) Jetzt trat es dem delischen Bunde bei und ward zum karischen Quartier geschlagen.[62]) Im J. 439 aber wurde der karische Tribut und also auch Kos mit dem ionischen Quartier vereinigt.[63]) Auch nach der sicilischen Katastrophe blieb Kos den Athenern treu; es ward daher im J. 412 von dem spartanischen Nauarchen Astyochos geplündert.[64]) Im folgenden Jahre aber ward es von Alkibiades befestigt.[65]) Noch einmal berührte es im peloponnesischen Kriege Lysander.[66])

Der Herrschaft, welche Sparta nach der Beendigung dieses Krieges begründete, mußte auch Kos sich unterwerfen. Als aber 394 Konon und Pharnabazos bei Knidos über die spartanische Flotte gesiegt hatten, fiel sofort und an erster Stelle Kos vom spartanischen Bunde ab.[67]) In der Folge trat es auch in den zweiten attischen Bund ein, von dem es aber, von dem karischen Fürsten Maussollos angetrieben und unterstützt, zugleich mit Chios, Rhodos und Byzanz im J. 357 wieder abfiel. Athen führte den Krieg gegen die abtrünnigen Bundesgenossen ohne Erfolg und mußte ihnen 355 die unbedingte Selbständigkeit zugestehen. Die Folge dieser Abwendung von Athen war auch zu Kos der Sturz der Volksherrschaft und die Begründung eines oligarchischen Regiments[68]), das sich auf Maussollos stützte. Maussollos schickte karische Söldner in die Städte, und die Athener erhoben vergebens Einsprache gegen diese Vergewaltigung.[69]) Nach dem Tode des Maussollos behauptete Artemisia sich im Besitze.[70]) Nach der Schlacht von Issos schickten die Perser unter Pharnabazos und Autophradates einige Schiffe auch nach Kos.[71]) Aber die Koer schlossen sich an Alexander an. Während Alexander in Aegypten war, sandte Hegelochos auf Einladung der Koer 60 Schiffe unter Amphoteros, der die Insel besetzte.[72]) Kos besaß geschriebene Gesetze, deren Existenz für das Ende des 3. Jahrh. v. Chr. bezeugt ist.[73]) Als Antigonos, mit dem die Koer in enger Verbindung standen, um 303 v. Chr. die Lebedier nach Teos verpflanzen wollte, sollten bei ihnen die koischen Gesetze so lange gelten, bis sie selbst sich welche gegeben hätten. In dem Kriege Philipp's von Macedonien gegen Attalos und die Rhodier im J. 201 v. Chr. scheint Kos auf seiten der Rhodier gestanden zu haben.[74]) Bei dem Kriege der Römer gegen Perseus gab es in Kos ebenso wie in Rhodos Anhänger des Perseus, welche für die Macedonier redeten und die Römer anklagten, aber ihre Staaten doch nicht zum Abschluß eines Bündnisses mit Perseus bestimmen konnten. Später aber fand Mithridates der Große bei den Koern freundliche Aufnahme.[75]) Freilich verließen dieselben bald darauf, von Lucullus

---

43) Il, B. 677. 44) 46. 45) Quaest. Gr. 58. 46) V. 54. 47) XII, 8, 6 C 573; XIV, 2, 6 C 653. 48) Ξ 255; *O* 28 (vgl. *Pind.* Fg. 51 Bergk); ausgestaltet bei *Plut.* quaest. Gr. 58; *Apollod.* II, 7, 1. 49) *Plut.* a. a. O. 50) Vgl. auch *Paus.* III, 23, 6. 51) *Athen.* VI, 81, p. 262^{c}; XIV, 45, p. 639^{d}. 52) 7, 3 fg. 53) V, 54. 56. 57. 54) XIV, 2, 10 C 654. 55) *Herod.* I, 144. 56) *Οὐ πρότερον λήξει νεῖκος Μερόπων καὶ Ἰώνων, πρὶν κτλ.* *Diog.* L. I, 1, 32. 33; *Plut.* Sol. 4. 57) *Herod.* VI, 24 vgl. mit VII, 164. 58) *Herod.* VII, 163 fg. 59) *Herod.* VII, 99; vgl. *Diod.* XI, 3, 8. 60) Wie man aus *Herod.* IX, 76 mit Recht schließt. 61) Kirchhoff, Der delische Bund im ersten Decennium seines Bestehens. Hermes XI (1876), S. 15. 62) Köhler, Urkunden und Untersuchungen zur Geschichte des delisch-attischen Bundes. Abhandl. der Berliner Akad. 1869, philos.-histor. Klasse S. 189. Kirchhoff a. a. O. S. 14.

63) Kirchhoff a. a. O. S. 13. 64) *Thuc.* VIII, 41. 65) *Thuc.* VIII, 108. 66) *Xenoph.* Hell. I, 5, 1. 67) *Diod.* XIV, 84, 3. 68) *Aristot.* Pol. V (VIII), p. 1304^{b} 25; Schäfer, Demosthenes I, S. 427 fg. 69) *Dem.* 5, 25; 15, 27. Schol. *Dem.* 24 (Baiter-Sauppe p. 111^{a}, 32 fg.). 70) *Dem.* 15, 27. 71) *Arrian.* Anab. II, 13, 4. 72) *Arrian.* III, 2, 1. 73) Dittenberger, Sylloge inscr. Gr. n. 126, 60 fg.; 120 fg.; vgl. Feldmann, Analecta epigraphica ad historiam synoecismorum et sympolitiarum Graecorum. Straßburger Dissert. 1885, p. 33 seq. Verfassungsgesch. bei Gilbert, Griech. Staatsalterth. II, 175. 74) *Polyb.* XVI, 15, 4. 75) *Appian.* Mithr. 23, 115; civ. 102. *Strab.* bei *Joseph.* A. J. XIV, 7, 2.

veranlaßt, die Partei des Königs.[76]) Zur Zeit des Strabon war Nikias Tyrann von Kos, und der Musiker Theomnestos war sein politischer Gegner.[77]) Strabon berichtet auch, Augustus habe gegen Ueberlassung der Aphrodite Anadyomene des Apelles auf 100 Talente Tribut verzichtet, die er den Koern auferlegt hatte — offenbar nach dem Kriege mit Antonius. In der Folgezeit erfreute sich die Stadt noch der fürstlichen Freigebigkeit des Königs Herodes.[78]) Nach der Apostelgeschichte[79]) berührte auch Paulus auf seiner dritten Missionsreise die Insel.

Der berühmteste Sohn der Insel ist unzweifelhaft Hippokrates; auch in der Folge blieben die koischen Aerzte in hoher Achtung und das Heiligthum des Asklepios in Ansehen. Die Dichter Epicharmos und Philetas stammten aus Kos; das gepriesenste Gedicht des Theokritos verewigt seinen dortigen Aufenthalt, und Meleagros von Gadara lebte als Greis auf der lieblichen Insel.[80]) Der peripatetischen Philosophie war Ariston von Kos ergeben, der Schüler und Erbe des gleichnamigen Peripatetikers aus Keos. *(K. J. Neumann.)*

KOSAKEN (russisch kazák, Mehrzahl kazaki). Wenn man von Masûdi absieht, der von einem Volke der Kosaken spricht, und ebenso von Konstantin Porphyrogenitus, der einen Landstrich Kosachien am Asowschen Meere erwähnt, so dürfte die älteste Urkunde, welche von Kosaken redet, der sogenannte Codex Cumanicus sein, mit der Jahreszahl 1303 (Codex Cumanicus bibliothecae ad templum d. Marci Venetiarum. Primum edidit G. Kuun. Budapestini 1880). In diesem Wörterbuche der Sprache eines türkischen Volkes, das einstmals in den Steppen wohnte, welche später den Zufluchtsort der slawischen Kosaken bildeten, findet sich das Wort Kosak in der Bedeutung von vigil. Kurze Zeit darauf finden wir unter einer verschiedenartigen, aber nichtslawischen Bevölkerung an den Ufern des Asowschen und Schwarzen Meeres den Namen Kosaken in Anwendung auf verschiedene Menschenanhäufungen, die bald speciell kriegerisch sind, wie z. B. die Kosaken neben den Ulanen im Heere der Khane der Krim, bald ganze Tribus bilden, wie z. B. die Kosaken in der Gegend von Sugdea, welche in einem griechischen Synaxarium von 1308 erwähnt werden, und vielleicht vom Stamme der Tscherkessen oder Kasoger sind, oder endlich die Kosaken von Asow, Perekop und Belgorod (Akkerman) tatarischen Stammes, welche die moskauischen und litauisch-polnischen Grenzen, Karavanen, ja sogar Truppen im 15. und selbst noch im 16. Jahrh. beunruhigten.

Das tatarische Wort Kosak ging zu den Slawen der großen europäischen Ebene über, welche im 15. bis 16. Jahrh. zu drei politischen Systemen gehörte: zu dem polnischen und litauischen, die sich 1569 vereinigten, und zu dem moskauischen. Im 16. Jahrh. finden wir den Namen Kosaken an verschiedenen Orten dieser Systeme: von Rjasan und sogar der untern Wolga an bis Podolien, und vom kiewer Gebiete bis zum Olonezkischen See, in den Steppen sowol als in den Städten. Kosaken nannte man hier zu jener Zeit freie Leute verschiedenen Berufs, als Schiffer, Fischer, Salzfuhrleute, Kaufleute, Milizsoldaten — jedenfalls mobile, zum Krieg und nöthigenfalls auch zur Räuberei bereite sowie auch dazu fähige Personen. Die damaligen Regierungen ziehen sie bald zu einem mehr oder weniger regulären Kriegsdienste heran, bald mistrauen sie ihnen als einem unruhigen Element, das danach strebte, eine besondere Volksklasse und günstigenfalls auch ein autonomes politisches Gebiet, eine Nation zu bilden. Solche Verhältnisse fanden die slawischen Kosaken in den Steppen und auf den Inseln in den Niederungen der Flüsse Osteuropas, welche ins Schwarze, Asowsche und Kaspische Meer münden, vor, und eben hier bildeten sich diejenigen kosakischen Genossenschaften aus, welche den Namen der Kosaken denkwürdig in der Geschichte gemacht haben. Obgleich zwischen allen diesen Genossenschaften ein gemeinsames Band bestand, so zerfallen sie doch ethnographisch und historisch in zwei Gruppen: a) in die westliche, die kleinrussische (ukrainische, russinische) und b) in die östliche, die großrussische (russische). Geographische, Cultur- und historische Verhältnisse haben die Geschichte der erstern verwickelter gemacht als die der andern, für welche die kleinrussischen Kosaken in vielem zum Muster wurden. Eine Zeit lang wurde die Geschichte der kleinrussischen Kosaken zur Geschichte des ganzen kleinrussischen Volkes, das die einheimischen Chronisten sogar die kosakisch-russische Nation nannten, wie auch die kleinrussische Sprache die kosakische hieß.

Die kleinrussischen Kosaken. Eins der ältesten Denkmäler, welches die Kosaken im Dnjepr-Gebiete erwähnt, ist die Instruction, die der Großfürst von Litauen 1499 dem Vogte von Kiew darüber ertheilt, wie mit den Kosaken zu verfahren sei, die nach Kiew „aus dem Unterlande mit Fischen und den Fellen wilder Thiere" kämen oder von oberhalb des Dnjepr und aus andern Orten ins Unterland gingen. In diesem Denkmale werden die Vorgänger der in der Folge so berühmten Saporoger, nach Art der späteren Tschumaken, als Geschäfts- und Handelsleute, aber nicht ausschließlich als Krieger dargestellt. Einen solchen Charakter von Gewerbtreibenden und Verkäufern von Producten der Steppe, ihrer Seen und Flüsse, wie Felle, Fische, Vieh, Salz u. a. tragen die ukrainischen Kosaken und speciell die Saporoger während der ganzen Zeit ihres Bestehens und bei allen ihren kriegerischen und räuberischen Unternehmungen. Die Expeditionen zur Gewinnung jener Producte der südlichen Steppen und Gewässer mußten nicht nur auf die Bewohner der ihnen zunächst liegenden Ansiedelungen im kiewer Gebiete, sondern auch auf die der Städte des tschernigower Gebiets, Podoliens, ja sogar Volhyniens anziehend wirken. Im

76) *Plut.* Luc. 3. 77) *Strab.* XIV, 2, 19 C 658; vgl. *Ael.* v. h. I, 29. *Anth.* IX, 81. 78) *Joseph.* B. J. I, 21, 11; A. J. XVI, 2, 2; vgl. Corp. inscr. Gr. II, 2302. Ueber koisch-jüdische Beziehungen vgl. auch *Joseph.* A. J. XIV, 10, 15 und XIV, 7, 2. 79) 21, 1. 80) *Anth.* VII, 418. 419.

16. Jahrhundert waren alle freien und unternehmenden Leute unter der Bevölkerung dieser Gebiete nahe daran, Kosaken zu werden. Um diese Zeit nahm bekanntlich die Türkei auf der einen Seite die Krim und auf der andern die Moldau in Besitz, und drängte die kleinrussischen Colonisten von den Ufern des Schwarzen Meeres zurück, wo sie nach den Siegen der Litauer und Kleinrussen über die Tataren im 14. Jahrh. zwischen Otschakow und Akkerman so festen Fuß gefaßt hatten, daß zu Anfang des 15. Jahrh. aus dem Hafen von Hadschibej, an der Stelle des heutigen Odessa, Getreide nach Byzanz ausgeführt wurde mit Zustimmung der litauisch-kleinrussischen Regierung. Als die Türken die Ufer des Schwarzen Meeres einnahmen, zu Ende des 15. Jahrh., senkte sich die Wagschale wieder zu Gunsten der Tataren, und da die letztern ihre Souveräne mit Sklaven zu versorgen hatten, so verwandelte sich Rußland in eine Art Afrika weißer Neger. Die Kosaken, welche einen Theil der von den Türken verdrängten kleinrussischen Bevölkerung in sich aufnehmen mußten, fuhren einerseits fort, mit den Waffen in der Hand die natürlichen Reichthümer der Steppen am Schwarzen Meere auszubeuten, und suchten andererseits den Muselmanen deren lebendige Beute streitig zu machen und rächten sich an ihnen durch Angriff gegen Angriff. Die litauisch-kleinrussischen und polnischen Verwaltungsbeamten und Feudalherren fanden in den Kosaken ein vortreffliches Element zur kriegerischen Vertheidigung des Landes, und die kühneren von ihnen, welche nach der Ehre trachteten, Ritter des Kreuzes zu sein, fanden in ihnen Wegweiser und Genossen kühner Händel mit den Muselmanen. Hieraus gingen die ersten Kosakenhetmane hervor, welche die spätern Chronisten mit Ideen eines dynastischen Pragmatismus zu einer Reihe von Regenten machten, als wenn sie im Oberbefehle über alle kleinrussischen Kosaken regelmäßig aufeinander gefolgt wären; es waren dies die Magnaten Landskoronskij (gest. 1531), Daschkowitsch (gest. 1538), Fürst Wischnewezkij, Fürst Rushinskij u. a. Thatsächlich waren sie aber königliche Grenzstatthalter und feudale Gutsbesitzer, die verschiedene geeignete Elemente um sich sammelten, unter andern auch mehr oder weniger seßhafte oder herumziehende Kosaken, und mit ihnen gegen die Muselmanen kämpften. Am häufigsten waren es die Starosten von Kanew und Tscherkassy, Städten am Dnjepr, die als Sammelplätze für die verschiedenen Expeditionen der kleinrussischen Kosaken dienten, sodaß man sie seitens der Tataren und danach auch seitens der Moskowiter Tscherkassen zu nennen begann, wie die Kleinrussen auch noch heute von den Großrussen genannt werden an den Orten im mittleren Rußland, wo sich beide Elemente berühren. Von den tscherkassischen Starosten legte Daschkowitsch auf dem Reichstage vom J. 1532 den Plan zu einer activen Vertheidigung der Ukraine am Dnjepr gegen die Tataren vor mit Errichtung einer Festung an den Stromschnellen des Dnjepr, und Fürst Dem. Wischnewezkij (der Held der Volkslieder unter dem Namen des Kosaken Bajda) legte in der That Mitte des 16. Jahrh. eine Festung jenseit der Stromschnellen auf der Insel Chortizy an, die für die erste saporogische Sitsch (d. i. Verhau, Gehege, von sěčj schneiden, hauen) gilt. Die Führer der Kosaken aus den Magnaten, welche damals ihre kleinrussische Nationalität noch nicht zu Gunsten der polnischen verloren hatten, waren Leute mit einer gewissen Bildung und brachten unter die kleinrussischen Kosaken eine gewisse allgemeine Cultur und eine specielle strategische, aber auch die Ideen des westeuropäischen Ritterthums. Auch die kleinrussischen Kosaken begannen sich Ritter zu nennen, welcher Name sogar heute noch als synonym mit Kosak im Munde des kleinrussischen Volkes gebraucht wird. Ein polnischer Schriftsteller des 16. Jahrh. hat den Aufruf aufbewahrt, durch den die Dnjepr-Kosaken Freiwillige aufforderten, in ihre Reihen zu treten, und der den Geist des kleinrussischen Ritterthums treu wiedergibt: „Wer für den christlichen Glauben auf den Pfahl gesetzt sein will, wer geviertheilt, gerädert sein will, wer bereit ist, große Qualen für das Kreuz zu erdulden, wer sich nicht vor dem Tode fürchtet, der trete zu uns! Wozu den Tod fürchten? Du kannst ihm ja doch nicht entgehen! So ist das Kosakenleben!“ Noch ein Charakterzug der ersten kleinrussischen Kosaken und ihrer Führer sei erwähnt: obgleich sie officiell Unterthanen des litauisch-polnischen Staates waren, so hielten sie sich doch nicht für unbedingt verpflichtet, diesem allein zu dienen, sondern wendeten sich frei nach ihrem Ermessen auch an andere Herrscher, am häufigsten an den von Moskau, den sie meinten in einen Krieg mit der Türkei zu verwickeln zur Befreiung des sie interessirenden Schwarzen Meeres. Diese Politik der Dnjepr-Kosaken lenkte auf sie auch die Aufmerksamkeit der westeuropäischen Gegner der Türkei, der Venetianer und des römisch-deutschen Kaisers, welcher 1594 zu den Saporogern die Gesandtschaft des Erich Lassota sandte, der einen für die Geschichte wichtigen Bericht über seine Reise verfaßte. („Tagebuch des Erich Lassota von Steblau. Herausgeg. von R. Schottin“, Halle 1867.) Das Dnjepr-Ritterthum wäre berufen gewesen, eine wichtige Rolle in der sogenannten Orientalischen Frage zu spielen; allein die historischen Verhältnisse legten ihm eine andere Rolle auf — das polnische Reich zu zerstören.

Diese Verhältnisse bestanden a) in der politischen Union Litauens mit Polen in Lublin 1569, wobei die kleinrussischen Gebiete direct zur polnischen Krone geschlagen wurden, und b) in der kirchlichen Union der Bischöfe der kiewer (und wilnaer) Metropolie mit Rom 1596 zu Brest. Unter andern Folgen verlegte die lubliner Union das politische Centrum Kleinrußlands weit vom Schwarzen Meere weg nach Polen, in ein Land des baltischen Bassins, das eher bereit war, das Schwarze Meer preiszugeben, als um dasselbe mit der Türkei zu kämpfen, sich auf die Kosaken stützend. Eben diese Union verschärfte auch in Kleinrußland den Conflict zwischen der Aristokratie und den Bauern, da nach derselben die Regierung in der fruchtbaren Ukraine das Land an die polnische und polonisirte Szlachta (Adel) mit größerem Nachdrucke zu vertheilen begann, wobei sie die Bauern

und die unter ihnen lebenden Kosaken zu Leibeigenen machte. Die religiöse Union, von den Prälaten der kiewer und wilnaer Kirche unter andern mit dem Wunsche veranstaltet, um von dem Laienelemente, das in den Brüderschaften organisirt war, zu emancipiren, brachte einen religiös-nationalen Conflict hervor, an dem die Kosaken als eine Kriegerklasse, die der alten Kirche und ihrer Nationalität Treue bewahrte, bei der wachsenden Polonisirung der russinischen Szlachta auch theilnehmen mußten. Es liegt auf der Hand, daß in dem Maße, als dieser verwickelte politisch-social-national-religiöse Conflict wuchs, auch die Beziehungen zwischen den Kosaken und dem polnischen Staate immer feindlicher werden mußten.

Schon 1540 machte die polnisch-litauische Regierung den Versuch, die Zahl der Kosaken zu beschränken und ihre Bewegungen zu beengen, indem sie Register für dieselben anlegte und es ihnen verbot, in die Niederungen zu fahren. Im J. 1557 wird zum ersten mal ein von der Regierung ernannter Aeltester für die Kosaken erwähnt. Von Mitte des 16. Jahrh. an, insbesondere seit der Einmischung der Kosaken in die Angelegenheiten der Moldau (der Feldzug Swjertschowskij's 1574 mit einem Gefolge von allerhand Leuten, worunter sich auch Kosaken befanden, sodaß man ihn hiernach einen Kosakenhetman nannte, und der Feldzug Podkowa's mit dem Kosakenataman Schach 1577) begann die polnische Regierung entschieden die Absicht an den Tag zu legen, diese unruhigen Leute, welche sie in Zwist mit der Türkei brachten, zu vernichten — um so mehr, als diese Kosaken auch innerhalb des Reichs „die Gewalt und das Gericht der königlichen Starosten nicht anerkannten, und indem sie sich ihre eigenen Atamane wählten, sich ihre besondern Formen des Rechts aufstellten" — nach den Worten officieller Urkunden aus den Jahren 1609 und 1613. Aber die Schwierigkeit, ein ziemlich zahlreiches Element, und noch dazu in den Grenzgebieten auf einmal zu vernichten, und der Bedarf an Kriegsmannschaften zwang die Regierung, einen Mittelweg einzuschlagen. Sie erkannte eine gewisse Anzahl von Kosaken als registrirt an und gewährte ihnen sogar eine Löhnung, aber unter der Bedingung, daß sie von der Kronverwaltung abhängig wären und ihre Aeltesten aus den Händen derselben empfingen. Im 17. Jahrh., zu einer Zeit entschieden feindlicher Beziehungen zwischen den Kosaken und der Regierung, sah man sogar solche Concessionen der letztern an das kosakische Element als eine Anerkennung ihrer Existenz, ja selbst ihrer Autonomie an. Darin liegt der Grund, daß sich damals die von den spätern Chronisten überlieferte und oft sogar noch bis jetzt wiederholte Legende gebildet hat, als habe Stephan Batory den Kosaken das Recht zugestanden, die von ihnen gewählten Hetmane anzuerkennen, sechs Territorien kosakischer Regimenter an beiden Seiten des Dnjepr zu bilden u. s. w. In Wirklichkeit sprach Stephan Batory (1578) den Wunsch aus, die Kosaken gänzlich zu vernichten — und alles, was über seine die Kosaken betreffenden Maßregeln urkundlich bekannt ist, läuft darauf hinaus, daß er sich überhaupt die Bildung von Milizen angelegen sein ließ (das Gesetz von 1578 über die Gewählten von den Städten, Flecken und Dörfern), daß er die Kosaken der Flußniederungen zum Dienst gegen den Zaren von Moskau berief, und daß er nach der Hinrichtung Podkowa's für die Niederungen einen Szlachcic als Ataman ernannte, allerdings um die Bevölkerung von neuen Willkürlichkeiten abzuhalten. Wie weit Batory davon entfernt war, den Kosaken Autonomie zu gewähren, sieht man aus seinem Universal vom J. 1579, wo er von den Bewohnern der Flußniederungen fordert, daß sie dem Starosten von Tscherkassy gehorchen sollten. Das Verhältniß der polnischen Regierung zu den Kosaken am Ausgange des 16. Jahrh. wird durch die Constitution vom J. 1590 bestimmt, wonach die Kosaken unter die oberste Jurisdiction eines Kronhetmans gestellt werden, der ihre Vorgesetzten zu ernennen habe, durchaus aus der Szlachta, und ohne dessen Erlaubniß sich die Kosaken nicht von ihrem Wohnorte entfernen durften. Sodann durften die nicht ins Register geschriebenen Kosaken und niemand anders in die Flußniederungen, in die Sitsch oder ins „Feld" (die Steppe) gehen, und allen wurde verboten, dem Volke Pulver, Waffen u. a. zu verkaufen. Die Kosaken und überhaupt das kleinrussische Volk antworteten auf diese Constitution mit dem Aufstande des Szlachcic Kosinskij (1592), der zuerst eigenmächtig den Namen eines Hetmans der Kosaken annahm, jeden in die Zahl derselben aufnahm und offen darauf hinarbeitete, ein autonomes Kosakengebiet im kiewer Lande herzustellen, indem er die Gutsherren vertrieb oder sie wie auch die Städte dem Kosaken-Wojsko (Heer) den Eid leisten ließ — und später durch den Aufstand Loboda's (eines registrirten Kosaken, der aber mit den nicht registrirten gemeinsame Sache machte); er kämpfte im Verein mit dem Räuber Naliwajko (1593—96) gegen die Polen, drang in die Moldau ein u. s. w. Der Regierung gelang es, diese Aufstände zu unterdrücken, und die Ueberreste der Aufständischen flohen ins saporogische Gebiet, welches zum Stützpunkt der nicht registrirten Kosaken und der Bauern wurde, die sich mit den Gutsherren nicht vertragen konnten. Eine Zeit nach dem Aufstande Loboda's beunruhigten offenbar die durch die Einwanderung gekräftigten Saporoger Polen nicht, aber dafür organisirten sie sich definitiv (in der Sitsch unterhalb der Mündung des Flusses Tschertomlyk in den Dnjepr) und führten auf eigene Gefahr Krieg mit den Muselmanen. Nicht nur Otschakow, Perekop, sondern auch Kafa, Varna, Sinope, Trapezunt und sogar die Vorstädte von Stambul (1624) sahen die leichten Schiffe (čajki) der saporogischen Abenteurer bei sich. In solchen Zügen machte sich der Führer der Saporoger Peter Konaschewitsch, mit dem Beinamen Sahajdaschnyj, berühmt. Er war ein ziemlich gebildeter Szlachcic aus Galizien, der 1606 Kafa, den hauptsächlichsten Sklavenmarkt am Schwarzen Meere, einnahm. Als die polnische Regierung zur Zeit des Feldzuges gegen Moskau 1618 kriegerische Kräfte brauchte, wendete sie sich an Konaschewitsch und dieser stellte sich zum Feldzug mit 20,000 Kosaken ein.

Im J. 1619 schloß er mit Polen einen nachgiebigen Vertrag, worin er einwilligte, keine Angriffe gegen die Türkei zu machen, die Starosten-Gerichte bei den Kosaken anzuerkennen, das nichtkosakische Volk, das sich zu ihm gesellt, zu entlassen, und sich nicht als Hetman, sondern nur als Aeltester des saporogischen Wojßko zu unterzeichnen. Aber die registrirten Kosaken lieferten ihren Aeltesten an Konaschewitsch aus, und 1621 angesichts einer drohenden Gefahr seitens der Türken erkannte ihn die Regierung als Hetman des saporogischen Wojßko an und er stellte sich zum Feldzug bei Chotin mit 40,000 Kosaken. Konaschewitsch beherrschte die Ukraine am Dnjepr de facto und verwandelte sie fast in eine Kosakenrepublik, indem er in ihr 10 territoriale Kosakenregimenter errichtete und von der polnischen Regierung die Integrität der Kosakenfamilien und ihrer Ländereien seitens der Gutsherren forderte. Als unabhängiger Führer wandte er sich mit dem Angebote seiner Dienste an den Zaren von Moskau. Unter ihm verband sich die Sache der Kosaken definitiv mit der Sache der griechisch-orthodoxen Kirche, indem der Hetman der Saporoger dem Könige ein Memorandum gegen die kirchliche Union vorlegte, 1620 mit dem ganzen saporogischen Wojßko in die griechisch-orthodoxe Brüderschaft zu Kiew eintrat und die Einsetzung einer griechisch-orthodoxen Hierarchie unterstützte. Konaschewitsch starb 1622 und hinterließ die Kosaken zwar in Kraft, aber in einer in rechtlicher Beziehung nicht klar bestimmten Lage. Im J. 1625 sandten die Kosaken eine Deputation an den polnischen Reichstag mit folgenden Forderungen für ihre Klasse: sie verlangten Aufhebung des Registers, Freizügigkeit, Freiheit der Bewegung auf dem Dnjepr, eigene Gerichtsbarkeit, das Recht, bei auswärtigen Herrschern in Dienst zu treten, Entfernung der königlichen Truppen aus dem Kosakengebiete — und für ihre Nationalität: Aufhebung der kirchlichen Union, Anerkennung der griechisch-orthodoxen Hierarchie, der Brüderschaften und Schulen u. s. w. Der Reichstag weigerte sich, mit ihnen zu verhandeln, erklärte die Kosaken für keine Bürger (als solche wurde in Polen nur die Szlachta anerkannt), sondern nur für Miethdiener des Reichs. Gleich darauf schlug der Kronhetman 20,000 Kosaken und schloß mit den Ueberresten derselben einen Vertrag, wonach die Zahl der Kosaken auf 6000 herabgesetzt wurde; ihnen wurde das Recht der Wahl des Aeltesten gelassen, aber sie mußten auf ihre Ländereien verzichten oder die Herrschaft der Magnaten über sich anerkennen. Aber trotz dieses Vertrags gab es auch noch fernerhin in den Städten und Dörfern „Ungehorsame", d. i. Kosaken, die sich weder den Beamten noch den Panen (Gutsherren) unterwerfen, und Bauern, welche frei bleiben wollten. An manchen Orten gab es solcher „Ungehorsamer" mehr als „Gehorsamer" und die „Ausgestrichenen", d. h. die aus dem Kosakenregister ausgeschlossenen Kosaken, fuhren fort, sich in Freischaren zu sammeln, sich Hetmane zu wählen, in die Flußniederungen zu gehen, wo dann wieder eigene Atamane gewählt wurden, die von Zeit zu Zeit aus den Niederungen in die städtische Ukraine kamen, um den „Ausgestrichenen" und „Unfolgsamen" zu helfen. Selbst die registrirten Kosaken mit ihren officiellen Aeltesten schwankten zwischen der Regierung und ihren freien Brüdern, welche von der Regierung die „alten, wie wenn von den früheren Königen gegebenen Freiheiten" forderten. Vergebens gewann die Regierung Siege über die Kosaken, vergebens nahm sie den registrirten das Recht, den Aeltesten, ja sogar die Obersten zu wählen (im J. 1637 nach der Niederlage von Paul Busch oder Pawljuk, Ataman der Saporoger). Auch die Festung Kodak, welche der Ingenieur Beauplan, Verfasser des werthvollen Werks „Description de l'Ukraïne" (Rouen 1660) oberhalb der Stromschnellen erbaute, half nicht viel. Die Kosaken, zu denen seit Pawljuk immer mehr Bauern hinzutreten, stehen nach jeder Niederlage wieder mit neuer Kraft auf (1630 unter Anführung des saporogischen Hetmans Taras Trjasilo, 1635 unter Ssulima, ebenfalls von den Saporogern, 1637 unter Pawljuk, 1638 unter Ostrjanin). Nach der Niederlage des letztern siedelte eine Masse Kosaken und Bauern ins moskauische Gebiet über, wo sie neue Kosakencolonien — die Slobodskische Ukraine — bildeten. Im Dnjeprgebiete tritt eine zeitweilige Ruhe ein, bis sich 1648 das ganze Land auf einmal erhebt beim Erscheinen der Saporoger unter der Führung des Zenobius Chmelnizkij, genannt Bohdan (d. i. von Gott gegeben).

Zur Zeit des ersten Krieges Bohdan Chmelnizkij's (1648—49) stand das kleinrussische Volk fast auf dem ganzen Flächenraume von der moskauischen Grenze bis zu den Karpaten auf und wollte ganz kosakisch werden, sowie sich zugleich von Polen losmachen, wenn auch nicht vom polnischen Könige, dessen Gewalt sowol noch die Kosaken als das Volk respectirten. Uebrigens waren schon Chmelnizkij selbst und seine Kosaken ziemlich stark mit der polnischen Legitimität zerfallen, da sie im Bunde mit Türken und Tataren gegen Polen auftraten. Aber seitens Chmelnizkij's — eines Szlachcic und registrirten Kosaken — war der Bruch mit Polen noch kein voller. Er trat mehr gegen die Magnaten auf als gegen den polnischen Staat im allgemeinen und bekundete dem Könige von Polen seine Treue — es liegt sogar Grund zu der Behauptung vor, daß er seinen Aufstand mit Bewilligung des Königs Wladislaw begonnen hat, der in dem Streben nach Selbstherrschaft, nach dem Muster der damaligen westeuropäischen Monarchen, sich auf die Kosaken als eine Art Tiers-état zu stützen gedachte. Außerdem vermochte B. Chmelnizkij den Corpsstandpunkt eines Kosaken nicht ganz zu Gunsten des gesammten Volkes zu verlassen. Nachdem er die polnischen Truppen besiegt und die Gutsherren fast aus ganz Kleinrußland vertrieben hatte, fürchtete er sich, den König (den neuen, Johann Kasimir) gefangen zu nehmen und willigte in den Frieden zu Sborow, wonach die Zahl der registrirten Kosaken auf 40,000 bestimmt wurde[1]); es wurden ihnen Wohnsitze in den Wojewod-

1) Das Register enthält 37,745 Kosaken in 16 Regimentern (9 auch der rechten Seite des Dnjepr und 7 auf der linken).

schaften Kiew, Brazlaw und Tschernigow überlassen; an Orte, wo Kosaken wohnten, wurde vereinbart, keine königlichen Truppen zu legen noch Juden (als Pächter) zuzulassen; der „Hetman des saporogischen Wojsko von seiner königlichen Gnaden" erhielt die Starostei von Tschigirin, dem Metropoliten von Kiew wurde ein Sitz im Senate zuerkannt, und außerdem wurde eine Reichstagsverordnung über die Aufhebung der Kirchenunion versprochen. Das Volk, die Bauern, waren im Grunde genommen ganz vergessen, wie auch die Kosaken, die nicht ins Register eingetragen waren. Chmelnizkij mußte selbst dazu beitragen, die Gewalt der Gutsherren über sie wiederherzustellen. Daher kommt die Haltlosigkeit des Sborower Friedens, gegen den unter den Kosaken selbst Unzufriedenheit ausbrach und den noch dazu auch die Polen selbst nicht aufrichtig erfüllen wollten. Ein neuer Krieg schien unvermeidlich. Diesmal (1651) nahm das enttäuschte Volk wenig Antheil am Aufstande, den obendrein noch der Khan der Krim nur schlecht unterstützte, und Chmelnizkij mußte Frieden schließen (zu Bjelaja Zerkow), wonach das Register der Kosaken auf nur 20,000 Mann bestimmt wurde, und auch dies nur auf den königlichen Besitzungen und in der einzigen Wojewodschaft Kiew. Damals that Chmelnizkij einen entscheidenden Schritt: er wandte sich an fremde Herrscher, die der Türkei und Moskaus, mit dem Anerbieten, sammt der Ukraine unter ihre Protection oder in ihre Unterthanenschaft zu treten. Der Sultan versprach den Kosaken unter anderm freie Schiffahrt auf dem Schwarzen Meere, aber die Schwierigkeit eines Friedens mit den Tataren und die Sympathie des Volkes für den gleichgläubigen Zaren gaben für Moskau den Ausschlag. Am 8. Jan. 1654 schwur der Hetman des saporogischen Wojsko mit dem gesammten Kosakenrathe zu Perejaslaw dem „östlichen Zaren" von Moskau Treue. Gleich darauf schwuren auch die Städte. Die in letzterer Zeit in Rußland gedruckten Documente stellen dieses Ereigniß, welches den Streit zwischen Moskau und Polen um die Hegemonie in Osteuropa zur Entscheidung brachte, in etwas anderer Weise dar, als man es bisher gewohnt war. Es zeigt sich nämlich, daß bei der Sache auf beiden Seiten viel Unaufrichtigkeit und Misverständniß untergelaufen ist. Der Führer der Kosaken stand zu gleicher Zeit in Unterhandlungen sowol mit dem Zaren als mit dem Sultan, und stellte die Beziehungen zu dem letztern auch dann nicht ein, als er schon dem Zaren geschworen hatte. Der Eid selbst wurde früher geleistet, als ein formaler Vertrag zu Stande kam. Dieser Vertrag sicherte, wie sich jetzt zeigt, nach kritischer Durchforschung verschiedener Abschriften, von denen einige früher unrichtigerweise als Redactionen des endgültigen Tractats galten, nur die Selbstverwaltung und die Besoldung der registrirten Kosaken, deren Zahl auf 60,000 gesetzt wird, und bestätigte die alte Autonomie der Städte, welche das sogenannte Magdeburgische Recht hatten. In Bezug auf die übrige Bevölkerung war nur im allgemeinen bestimmt, daß der Zar nicht befehle, in irgendetwas die Rechte zu brechen, welche sowol geistlichen als weltlichen Personen von den frühern Fürsten und Königen verliehen worden wären. Durch eine besondere Urkunde erkannte der Zar die Rechte der griechisch-katholischen Szlachta an, die in geringer Zahl im Kosakengebiete geblieben war, — aber hinsichtlich der Bauern, die gehofft hatten, nach ihrem Uebergange von den polnischen Panen zum Zaren für immer frei und den Kosaken gleichgestellt zu werden, wurde in dem Vertrage eine Trennung von den letztern bestimmt: daß „der Kosak eine kosakische Freiheit habe, der Ackerbauer aber die gewohnte Verpflichtung an seine Zarische Majestät leiste, wie es früher war". Dem Hetman selbst und seinen Gesandten schenkte der Zar Güter mit bäuerlichen Lasten, die allerdings noch leicht waren; aber er bewilligte ihnen trotz ihres Andrängens nicht das Recht, mit fremden Staaten Beziehungen anzuknüpfen. Die Gesandten des Zaren beschränkten sich bei der Vereidigung der Kosaken und des Volkes auf die allgemeine Erklärung, daß der Zar die alten Freiheiten der letztern anerkenne, aber ließen sich durchaus nicht herbei, für den Zaren einen Eid abzulegen. Chmelnizkij selbst wagte nicht, eine volle Abschrift des Vertrages mit dem Zaren an die Saporoger zu senden, wie dies die letztern wollten, und beschränkte sich auf die allgemeine Versicherung, daß der Zar die Freiheiten der Kosaken und des ganzen Volkes anerkannt habe. Zur Krönung des Ganzen ertheilte der Zar nicht lange nach Abschluß des Vertrages seinem Gesandten in der Ukraine die Instruction, die Bevölkerung, besonders die städtische, zu veranlassen, sich für directe Unterthänigkeit des Landes unter die Verwaltung des Zaren auszusprechen. Selbstverständlich konnte unter solchen Umständen die Union Kleinrußlands mit Moskau keinen Bestand haben, besonders wenn man den Despotismus der moskauischen Beamten und die Verschiedenheit der Sitten beider Völker in Betracht zieht (schon Chmelnizkij sagte, daß „Moskau zu roh sei"). Dabei war bei den Kleinrussen schon die Idee zur Reife gelangt, alle kleinrussischen Länder von Polen zu befreien, von Volhynien und Galizien an (die Erklärung des Kosakenraths wurde 1656 dem Zaren übergeben), oder sogar alle Länder des griechisch-russischen Glaubens, d. i. auch Weißrußlands, wo die Bauern seit 1654 Kosakenregimenter zu bilden begannen. Die moskauische Regierung aber verfolgte die Tendenz, ihre eigenen Besitzungen möglichst auszudehnen durch Provinzen, die keine Ansprüche auf Autonomie machten, und war bereit, sich in solche Provinzen mit Polen zu theilen, besonders als sich die polnischen Politiker nach dem Tode Johann Kasimir's bereit erklärten, den Zaren zu ihrem Könige zu wählen. Aus allen diesen Ursachen entsprang in Kleinrußland eine Reihe von Aufständen, in welchen verschiedene Hetmane von B. Chmelnizkij (gest. 1657) bis Iwan Mazeppa (gest. 1709) und Kosakenoberste an beiden Ufern des Dnjepr Bundesverträge bald mit Moskau, bald mit Polen, bald mit der Türkei, bald mit Schweden schlossen. Von diesen Verträgen ist am bemerkenswerthesten der von Hadjatsch, geschlossen 1658 mit den Polen unter dem Hetman Iwan Wygowskij, dem Nachfolger B. Chmelnizkij's, welcher wahrscheinlich selbst vor seinem Tode die

Grundlagen jenes Vertrags gebilligt hatte. Dieser Vertrag, verfaßt unter Mitwirkung von Georg Nemiritsch, einem frühern Antitrinitarier, der lange in Holland gelebt hatte und später zu den Kosaken kam, bildete das politische Ideal der höhern Schichte des Kosakenthums. Es wurden darin den Kosaken, deren Zahl man auf 30,000 außer 10,000 Söldnertruppen unter dem Kommando des Hetmans bestimmte, die Wojewodschaften Kiew, Brazlaw und Tschernigow unter dem Namen eines russischen Fürstenthums überlassen (Stimmen in der Rathsversammlung verlangten auch noch die Wojewodschaften Volhynien, Podolien, Rothrußland oder Galizien und Bels); dem Hetman wurde es anheimgestellt, bis zu 100 Kosaken auf jeden Polk (Regiment) zur Nobilitirung vorzuschlagen; dem griechischen Glauben wurde in allen Ländern Polens und Litauens Freiheit gewährt, „soweit die Sprache des russischen (ruthenischen) Volkes reicht", und der Metropolit von Kiew sollte mit fünf griechisch-orthodoxen Bischöfen Sitz im Senate haben; im Kosakengebiete wie auch in Litauen sollten zwei Akademien mit Universitätsrechten errichtet werden, und es wurde die Freiheit, Gymnasien und Buchdruckereien zu gründen, gewährt nebst Freiheit des Unterrichts und der Presse; die vereinigten Nationen (die russische, polnische und litauische) sollten für Freiheit der Schiffahrt auf dem Schwarzen Meere sorgen; im Falle Polen und Litauen ein Bündniß mit Moskau schlössen, sollten die Rechte des Hetmans und der Kosaken unberührt bleiben. Der Vertrag von Hadjatsch sowie auch andere ihm ähnliche kamen nicht zur Durchführung sowol wegen der Doppelzüngigkeit der polnischen Politiker und der Abneigung der Masse des kleinrussischen Volkes gegen Polen, als auch infolge des Antagonismus zwischen dem Kosakenvolke und den Bauern einerseits und den Kosakenältesten andererseits, welche nach Besitznahme der Güter danach strebten, sich in eine Art Szlachta nach Art der polnischen zu verwandeln. Deshalb hielt sich in den Unruhen, die in Kleinrußland schon in den letzten Lebenstagen B. Chmelnizkij's ausbrachen, das ukrainische Volk zumeist an den Zaren von Moskau, um so mehr, als derselbe versprach, die Freiheiten der Kosaken und des ganzen kleinrussischen Volkes aufrecht zu erhalten und sogar zu vermehren. Für den Zaren traten fast immer auch die saporogischen Kosaken ein, die sich nach B. Chmelnizkij so von den städtischen Kosaken absonderten, daß die kosakische Ukraine damals eigentlich in zwei politische Körper zerfiel: in die Hetmanschaft und das Saporogerthum, trotzdem daß die jetzt in der städtischen Ukraine lebenden Hetmane den Titel von Hetmanen des saporogischen Wojßko trugen.

Die Hetmanschaft und das Saporogerthum unterschieden sich durch den physischen Charakter ihrer Länder, durch den Grad der Bevölkerungsdichtigkeit, durch die Beschäftigung der Einwohner und durch die socialpolitische Verfassung. In der Hetmanschaft blieben von den polnischen Zeiten her Stände: die Szlachta, die Kosaken, die Kleinbürger und das gemeine Volk. Die maßgebende Klasse waren eigentlich die Kosaken, deren Aeltesten sich die anfangs nicht zahlreiche Szlachta anschloß. Die Kosaken zerfielen in Polke (Regimenter) und diese in Sotnien (Centurien). Beidem entsprach auch die administrative Eintheilung des Landes (außer den territorialen Polken gab es auch gemiethete Kosakenpolke, Compagnie-Kosaken, welche in einer directern Abhängigkeit vom Hetman standen). Die Obersten und Hauptleute nebst den andern Amtspersonen im Regimente (den Aeltesten) bildeten die Verwaltung des Landes. Nach kosakischem Princip und nach dem Vertrage Georg Chmelnizkij's mit Moskau 1660 sollten die Obersten und andern Aeltesten von den Kosaken gewählt werden, aber factisch hing ihre Ernennung von den Hetmanen ab, sodaß die Aemter mit der Zeit zu einem Attribute gewisser Familien wurden. Die Oberverwaltung stand dem Hetman nebst den Generalältesten (dem Traingeneral, dem Richter, dem Schatzmeister, dem Schreiber u. s. w.) zu. Die Hetmane sollten auf den allgemeinen Rathsversammlungen der Kosaken, aus den Städten sowol wie aus den Niederungen, gewählt werden, oder sogar, wie es 1663 war, auf vollständigen Volksversammlungen, aber factisch änderte sich die Zusammensetzung des Raths oftmals und die Regierung Moskaus gewann Einfluß auf ihn, sodaß die Hetmane, von Samuilowitsch (1672—1687) an, beiweitem nicht mehr für Vertreter des Volkes, sondern nicht einmal des kosakischen, geschweige denn des saporogischen gelten können. Uebrigens berietthen sich die Hetmane beständig mit den Aeltesten und beriefen in wichtigen Fällen Rathsversammlungen, sowie in der Folge Congresse der Vertreter der verschiedenen Stände.

Das Saporogerthum, welches das umfangreiche Land vom Flusse Bug bis zum Flusse Mius innehatte, war in seiner Grundlage eine Genossenschaft von Fischern und Kriegern, zum Theil mit dem Charakter eines ritterlichen Mönchsordens (Frauen durften in der Sitsch nicht leben, obgleich sie später in den Winterquartieren und Hoflagern vorhanden waren). Das saporogische Wojßko oder der Kosch (im Tatarischen eine Genossenschaft von Hirten) nannte sich selbst Gesellschaft (towaristwo) oder Brüderschaft (bratstwo). Die gleichberechtigten Genossen, deren Zahl gewöhnlich von 3000 bis 30,000 schwankte (bei Aufhebung der Sitsch im J. 1775 zählten die kaiserlichen Beamten 14,619 derselben zugehörige Kosaken), galten für die gemeinsamen Besitzer des ganzen Territoriums oder der „freien Länder" (wolnosti) des Wojßko. Sie zerfielen in 38 Dörfer (kureń) zu 38 größern Gebäuden, die in der Sitsch standen, und die gemeinsamen Wohnungen der Dorfbrüderschaften waren, welche Productiv- und Consumgenossenschaften und Kriegscadres bildeten, die sich Atamane oder Batken (Väter) wählten. Alljährlich am 1. Jan. wurde in der allgemeinen Versammlung der ganzen Gesellschaft das Los geworfen, welches das Recht der Exploitirung der Wiesen und Flüsse, die durch das saporogische Gebiet flossen, unter die Dörfer vertheilte. Auf denselben Versammlungen wurden auch auf ein Jahr die Mitglieder der Regierung des Kosch gewählt: der Kosch-Ataman, -Jessaul, -Richter, -Schreiber, die übrigens jederzeit vor Versammlung des

Kosch durch andere Personen ersetzt werden konnten. Der zur Zeit eines Feldzuges besonders gewählte Ataman oder Hetman besaß die Gewalt eines Dictators.

Bei einer solchen socialen und politischen Ordnung genoß das Saporogerthum die Sympathie der ganzen Masse der kleinrussischen Bevölkerung, aus der hierher energische Leute von allen Seiten zuströmten. Dadurch wurde es nicht nur zu einem Centrum der demokratischen, sondern auch der pan-kleinrussischen Bestrebungen der Bevölkerung. Nach ihrer Losreißung von Polen vermeinte die saporogische Brüderschaft die Verwirklichung dieser Bestrebungen unter der Protection des moskauer Zaren zu erlangen, und trat für den letztern ein gegen die Separatisten und aristokratischen Autonomisten in den Unruhen von 1658—1663. Aber als die moskauer Regierung den Wunsch äußerte, die Hetmanschaft mit Polen zu theilen, was sie auch in dem Vertrage zu Andrussow von 1667 ausführte, wonach das rechte Ufer des Dnjepr an Polen abgetreten und das Saporogerthum im Dienste beider Länder anerkannt wurde, begannen sich die Saporoger von Moskau abzuwenden. Andererseits begann sich auch Moskau gegen die Saporoger so zu verhalten, wie es seinerzeit Polen gethan hatte, es begann den freien Verkehr der Städte mit den Niederungen zu beengen, längs der Straße und sogar auf saporogischem Gebiete selbst Forts zu bauen, wobei die kaiserliche Regierung in allem von der Regierung der Hetmanschaft selbst unterstützt wurde, die immer mehr ihren demokratischen Charakter verlor unter Samuilowitsch und Mazeppa (1637—1708). Zu Hause übrigens wagten die Saporoger nicht, offen und in ganzer Masse gegen den rechtgläubigen Zaren aufzutreten, und bei aller Misstimmung gegen ihn und bei allen antimonarchischen Ideen, die sich bei ihnen in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. bewußter zu entwickeln begannen, leistete die Sitsch dem Zaren doch aufrichtige Dienste während des Asowschen Krieges (1695—1700) in der (freilich nicht erfüllten) Hoffnung, freien Zugang zum Schwarzen Meer zu bekommen, welches aber der Zar bald der Ostsee zu Liebe preisgab. Entschieden wandte sich die Sitsch erst vom Zaren ab zur Zeit des Feldzuges Karl's XII. gegen die Ukraine 1708—1709, wobei das Schicksal die Leute der Sitsch nöthigte, Hand in Hand mit Mazeppa zu gehen, den sie zwanzig Jahre als polnischen Pan und Handlanger Moskaus gehaßt hatten. Peter versuchte sie wieder von Mazeppa abspenstig zu machen, aber sie verlangten die Abtragung der zarischen Forts auf saporogischem Gebiete und die Errichtung der saporogischen Dorfverfassung in den Regimentern. Die Unpopularität Mazeppa's hielt das kleinrussische Volk davon ab, sich ihm anzuschließen, um so mehr, als der Zar den Ukrainern die Erhaltung ihrer „Freiheiten, wie sie ein zweites Volk auf der Welt nicht habe", und die Beseitigung von Misbräuchen versprach. Die Sitsch wurde (nicht ohne List) von moskauischen Truppen mit Kosaken aus der Hetmanschaft eingenommen und verwüstet, und darauf floh eine Masse Saporoger mit Karl aus Poltawa in die türkischen Gebiete bei Bender. Hier schlossen die Saporoger nach dem Tode Mazeppa's unter dem Oberbefehlshaber Gordienko, einem gebildeten Manne, mit dem Hetman der emigrirten Kosaken Orlik und Karl XII. 1710 einen bemerkenswerthen Vertrag, welcher den Gipfelpunkt der politischen Tendenzen des Saporogerthums bildet. Danach sollte die Gesammtheit der kosakischen Ukraine in den Grenzen des Sborower Vertrags wiederhergestellt und innerhalb derselben die Gewalt des Hetmans durch die Generalältesten und den Generalrath beschränkt werden, welcher jährlich dreimal aus den Generalältesten den Obersten und Hauptleuten und besondern Deputirten von den Regimentern und von den Saporogern zusammentreten sollte; die Obersten und die Hauptleute und überhaupt die gesammten Aeltesten sollten wählbar sein. Besondere Punkte des Vertrags bestimmten eine Revision der von den Aeltesten in Besitz genommenen Güter, eine Ablösung der für das Volk schweren Auflagen, Sicherung der Autonomie der Städte und eine Organisirung des Unterrichtswesens. Infolge des allgemeinen Verlaufs der politischen Verhältnisse blieb dieser Vertrag auf dem Papiere stehen. Nach Abzug Karl's XII. gründeten die Saporoger eine neue Sitsch unter der „Protection des Khans" unweit Aleschki, wo sie auch bis 1733 blieben.

Inzwischen dachte Peter der Große, der nicht nur von Mazeppa, sondern auch von der Nähe der Sitsch befreit war, gar nicht daran, die der Bevölkerung Kleinrußlands gegebenen Versprechungen zu halten, und steigerte die Schwere der dort liegenden Einquartierungen seiner Truppen, sowie auch den Dienst der Kosaken, die er zu Erdarbeiten am Ladogasee und am Kaspischen Meere verwendete. Zu derselben Zeit unterstützte die zarische Administration die vollständige Beseitigung der Kosaken durch die polnische Regierung in der Ukraine am rechten Ufer des Dnjepr, die nach den Verträgen zwischen Moskovien, Polen und der Türkei dazu verurtheilt war, eine ewige Wüste zu bleiben, außer Kiew, das 1686 definitiv an Moskau abgetreten wurde. Auf dem linken Ufer, wo jetzt ausschließlich die kleinrussische Hetmanschaft geblieben war, wurde die Autonomie der Kosaken eine ganz nominelle, besonders als Peter der Große ein eigenes kleinrussisches Collegium aus Großrussen (1722) errichtete, das nach dem Tode von Mazeppa's Nachfolger das Land ohne einen Hetman zu verwalten begann. Die sociale Gleichheit gewann bei einer solchen Vernichtung der Autonomie Kleinrußlands nichts; im Gegentheil, sie verlor. Peter begann zuerst die kosakischen Dörfer an Großrussen in Unterthanenschaft zu geben. Die von ihm ernannten ausländischen Obersten eigneten sich fast eine statthalterliche Macht über die Kosaken an. Die kleinrussischen Obersten gaben darin nichts nach. Nach Peter's Tode wurde die Hetmanschaft zeitweilig wiederhergestellt (1727), aber dann gab es wieder von 1734—1750 keine Hetmane, bis diese Würde für Cyrill Rasumowskij, den Bruder des morganatischen Gemahls der Kaiserin Elisabeth, wiederhergestellt wurde. Zu jener Zeit rafften die Aeltesten immer mehr Ländereien zusammen, vergrößerten die Verpflichtungen der Bauern und

näherten sich dem großrussischen Adel. Im J. 1764 setzten die kleinrussische Szlachta — deren Zahl sich vermehrt hatte — und die Aeltesten der Kosaken eine Petition auf über die Gleichstellung der kleinrussischen Rangstufen mit den großrussischen und über die Aufhebung der Freizügigkeit der Bauern, aber damit zugleich auch über die Wiederherstellung der kosakischen Rechte der Zeiten B. Chmelnizkij's, insbesondere die Befreiung von der Einquartierung der zarischen Truppen, sowie auch die Herstellung einer regulären Repräsentativregierung in Kleinrußland durch alljährliche Generalberathungen der Landtage, deren Beschlüsse der allerhöchsten Bestätigung unterbreitet werden sollten. Die Petition sprach auch von der Wiederherstellung der Wahl der Geistlichkeit, von der Autonomie der Städte, von der Freiheit des Handels an der westlichen Grenze, von der Errichtung zweier Universitäten mit theologischen Facultäten, von Gymnasien und Buchdruckereien. Von allen diesen Wünschen erfüllte die kaiserliche Regierung nur die ersten zwei, und das gleichzeitig mit der definitiven Aufhebung der Autonomie des kosakischen Kleinrußlands. Im J. 1764 wurde die Hetmanswürde aufgehoben, wobei die Aeltesten Rang- (Lehn-) Güter zum Eigenthum empfingen und bald danach die Rechte des großrussischen Adels, und 1783 wurde auch in Kleinrußland das großrussische Leibeigenschaftsrecht eingeführt. Allmählich wurden die kleinrussischen Kosakenpolke in reguläre Cavalerie umgewandelt und eine Menge Kosakenfamilien wurden zu Leibeigenen verschiedener Gutsbesitzer, die von Katharina II. und Paul I. in die ehemalige Hetmanschaft gesetzt wurden. Die übrigen bildeten einen besondern Bauernstand, der noch jetzt unter dem Namen der kleinrussischen Kosaken in den Gouvernements Tschernigow und Poltawa besteht, und aus denen eine berittene Miliz unter dem Namen der Kosaken noch im J. 1863 ausgehoben wurde. Noch früher als alle diese Umformungen der Hetmanschaft waren einem ähnlichen Processe auch die Kosakenpolke der slobodskischen Ukraine unterworfen worden (1764—1765), die von Ssum, Achtyrka, Ostrogosch, Charkow und Isjum.

Eine Zeit lang blieben die alten kosakisch-kleinrussischen Einrichtungen nur in den saporogischen Steppen bestehen, wenn auch in einer unter Einfluß des großrussischen Staates veränderten Gestalt. Als unter der Kaiserin Anna die deutsche Kriegspartei damit umging, die aggressive Politik gegen Polen und die Türkei wieder aufzunehmen, da hielt man es für nützlich, die Saporoger aus Aleschki wieder an die alten Orte zu locken und sie aus der Protection der Krim in die Rußlands übergehen zu lassen. Die Saporoger gründeten 1734 eine neue Sitsch, etwas unterhalb des Platzes der alten, 1709 zerstörten, auf einem Boden, von dem ihnen der General Graf Weißbach officiell schrieb, daß er weder der Türkei (der er von Peter I. 1711 abgetreten worden war) noch Rußland, sondern nur ihnen, den Saporogern, gehöre. Allein nach den eifrigen Feldzügen der letztern gegen Polen, in der Krim und gegen die Türken (1734—1739) wurde dieses Land (nach dem Frieden von Belgrad und Nisch) als Eigenthum des russischen Reichs anerkannt, das seine Garnison in ein Fort in der Sitsch selbst legte. Nach Aufhebung der Hetmanschaft standen die Saporoger unter dem Gouverneur von Kiew und hörten von der Zeit an auf, sich alljährlich Aelteste zu wählen, und 1775 wurde die saporogische Sitsch ganz aufgehoben. Im Ukas darüber legte der Kaiser den Saporogern unter anderm zur Last, daß sie Ausfälle auf die polnische Ukraine gemacht hätten (sie nahmen den thätigsten Antheil an dem Aufstande der sogenannten Hajdamaken 1768, der nur von den russischen Truppen gedämpft wurde), aber auch den Umstand, daß sie in ihre Ländereien Bauern mit Familie lockten und einen eigenen Ackerbau errichteten, zu dem sie mehr als 50,000 Seelen verleitet hätten. Die Ländereien der Saporoger wurden an die kaiserlichen Generale und Adeligen vertheilt, und 1796 wurde auf den ehemaligen Freiheiten der saporogischen Genossenschaft das Leibeigenschaftsrecht errichtet. Uebrigens flohen schon 1775 gegen 5000 Saporoger in die türkischen Besitzungen, wo sie später, nach verschiedenen Wanderungen an der untern Donau, eine letzte Sitsch an dem Flusse Dunawetz gründeten. Ein Theil von ihnen trat 1785 in die Dienste des Kaisers von Oesterreich und erhielt Wohnsitze um Pancsova, wo sich ihre Ueberreste mit stammverwandten Russinen verschmolzen haben, die aus den Karpaten hierher versetzt wurden und noch gegenwärtig um Nagy-Becskerek im Banate leben. Weil sie nicht gegen „ihre Stammesgenossen und Brüder" kämpfen wollten, kehrte ein Theil der donauischen Saporoger 1807 in die russische Unterthanenschaft zurück und bildete das Ust-Donauische und dann das Donauische Kosaken-Wojßko, das später in Akkerman angesiedelt und 1855 in das Neurussische umbenannt wurde. Eine noch größere Zahl der donauischen Saporoger ging im Kriege 1828 auf die Seite Rußlands über. Nach Beendigung des Krieges erhielt dieses besondere saporogische Wojßko am Flusse Berda unter dem Namen des Asowschen Wojßko Wohnsitze. Im J. 1865 wurde das Asowsche und 1868 das Neurussische Woßjko aufgehoben. Nach 1828 wurde die Sitsch in der Türkei nicht mehr erneuert, obgleich Nachkommen der dortgebliebenen Saporoger noch unter den kleinrussischen Fischern in der Dobrudscha leben.

Von den in Rußland bestehenden Kosaken-Wojßkos gelten für die Nachfolger der Saporoger die sogenannten Tschernomorzen, welche zu dem vor kurzem gebildeten Kubanischen Wojßko gehören. Die Tschernomorzen leiten ihren Ursprung von denjenigen bewaffneten Scharen her, welche 1783 Potemkin einigen ehemaligen saporogischen Obersten aus den frühern Saporogern und Freiwilligen aus den freien Leuten zu werben befahl, und aus welchen von ihm anfangs der Kosch der treuen Kosaken gebildet wurde, später das Tschernomorskische Wojßko. Anfangs wurde diesem Wojßko wirklich das Küstenland zwischen dem Bug und dem Dnjepr zugewiesen, aber 1792 wurde es zu seinem Misbehagen an den Fluß Kuban versetzt. Verstärkt durch die Uebersiedelung kleinrussischer Kosaken und durch

Flüchtlinge aus der ehemaligen Hetmanschaft, bestand dieses Wojßko unter dem Namen der Tschernomorzen bis 1860, wo es in das Kubanische einverleibt wurde, wobei der nördliche Strich des Landes in Civilverwaltung überging; ferner wurde ein beträchtlicher Theil der Kosaken an den Fuß des Kaukasus, an die Stelle von Tscherkessen, versetzt und diesem neuen Wojßko die östlichen Ansiedelungen der großrussischen Kosaken zugezählt. Diese Reform verlief nicht ohne Unruhen, um so mehr, als sich mit ihr die Ausführung schon früher geplanter Maßregeln verband, nämlich die Offiziere (die schon lange vorher den Adel empfangen hatten) mit Wojßko-Land zu versehen (nach dem Satze: den Generalen je 1500 Dessätinen, den Staboffizieren je 400, den Oberoffizieren je 200 und den Kosaken je 30) und sogar diese Ländereien an Beamte zu verschenken, die gar nicht zum Tschernomorskischen Wojßko gehörten.

Die Großrussischen Kosaken. Die Großrussischen Kosaken, welche eine weniger verwickelte Geschichte haben als die Kleinrussischen, breiten sich auf einem großen Raume, vom Don bis zum Amur, aus und zerfielen früher, wie auch noch gegenwärtig, in eine größere Anzahl von Gruppen. Die bemerkenswerthesten davon sind die Donischen und die Jaizkischen oder Uralischen Kosaken.

Wir haben schon der tatarischen Asowschen Kosaken am untern Don gedacht. Russische Kosaken am obern Don, die Rjasanschen Kosaken, werden schon 1444 erwähnt, schon zur Zeit der Selbständigkeit des Fürstenthums Rjasan. In der moskauer Epoche, im J. 1549, begegnen wir Kosaken, die dahin von der Regierung selbst als Miliz gesetzt sind. Etwas später finden wir am untern Don Kosaken offenbar gemischter Herkunft, aus Großrussen und Tataren. Gleich von Anfang an und später nahmen an der Bildung der Donischen Kosaken auch die Kleinrussen einen sichtlichen Antheil. Im J. 1551 beklagte sich der türkische Sultan, daß „die Kosaken des Zaren Beute vom Asowschen Meere nehmen, und am Don das Wasser nicht trinken lassen", aber die erste bekannte Urkunde des Zaren an die Donischen Kosaken mit der Aufforderung, in seine Dienste zu treten, fällt in das J. 1570 und sonach gilt dasselbe auch officiell als der Anfang des Donischen Wojßko und seiner Unterthanschaft unter dem moskauer Zarthum. Uebrigens beklagte sich dieses selbst bei Benutzung der Dienste jener Kosaken über deren Eigensinn (ihr Weggang vom Feldzuge nach Livland 1579) und das Räuberwesen auf der Wolga und an andern Orten. Der Zar befahl, die „kosakischen Räuber" zu fangen und mit dem Tode zu bestrafen, aber inzwischen traten einige Abtheilungen solcher Räuber in Dienst bei den berühmten Industriellen Strogonow, überschritten 1531 unter Führung Jermak's das Uralgebirge und eroberten das Reich Sibir, wofür sie vom Zaren Verzeihung erhielten. Unter Boris Godunow (gest. 1605) nach der Leibeigenmachung der Bauern wächst die Zahl sowie zugleich auch die Kühnheit von allerhand Banditen und Kosaken an den südlichen Grenzen Moskaus, sodaß die Regierung gegen die Donischen Kosaken Festungen anlegt, sogar in Verhandlungen mit dem Khan der Krim tritt über eine gemeinsame Thätigkeit zur Vernichtung dieser Kosaken. Die Donzer rächten sich an Boris dadurch, daß sie mit zuerst den falschen Demetrius I. anerkannten und dann seine Nachahmer unterstützten. Dabei verwüsteten die Kosaken, die großrussischen und die kleinrussischen, die Gebiete des moskauer Reichs so heftig, daß sie eine allgemeine Reaction gegen sich hervorriefen, und manche zuletzt selbst ihre Thaten zu verabscheuen begannen. Nach der Wahl des Zaren Romanow durch die Landesversammlung — auf welcher auch Vertreter der Donischen Kosaken waren — hatte die Regierung noch viel Sorge mit den räuberischen Kosaken, bis endlich ihre Angriffe auf Moskau nachließen und sich gegen die Türken richteten, wobei die Donzer mit den Saporogern gemeinsame Sache machten. Im J. 1621 kamen 20,000 Donzer bei Chotin Konaschewitsch und dem Könige Wladyslaw zu Hülfe. Obgleich sich die Donzer als „Knechte" des Zaren bekannten, wollten sie sich ihm doch nicht unterwerfen, als er verlangte, daß sie im Verein mit den Türken 1629 gegen Polen vorgehen sollten, und erschlugen den Abgesandten des Zaren, als er ihnen mit Knuten und Hinrichtung drohte. Im J. 1637 nahmen die Donischen im Verein mit den kleinrussischen Kosaken Asow ein und boten dem moskauer Zaren diesen Schlüssel zum Meer an; aber nachdem sie in Asow eine Belagerung von den Türken erduldet hatten, mußten sie die Stadt an diese abtreten auf Befehl des Zaren (1642), der sich nach Berathung mit der Landesversammlung zu einem Kriege nicht entschloß. Im J. 1660 schlossen die Donzer selbständig ein Bündniß mit den Kalmüken, und brachten sie dazu, die Gewalt des moskauer Zaren über sich anzuerkennen. Bei Abschluß dieses Vertrags wurden die Donzer unter andern von Stenka Rasin vertreten. Letzterer sammelte 1667 am Don einen Haufen besitzloser Kosaken (im Gegensatze zu den Domicilirten, die im Frieden mit der zarischen Verwaltung leben wollten) und setzte unter Betheiligung einiger hundert Saporoger einen großen Volksaufstand in Scene, der den ganzen Südosten des moskauer Reichs einnahm. Indem er erklärte, daß er „für den Zaren gegen die verrätherischen Bojaren gehe", mordete er die Gutsbesitzer, die Beamten und errichtete unterwegs in den Städten eine Verwaltung nach kosakischer Art — durch Kreise, d. i. Rathsversammlungen des ganzen Volkes, — und sein Stellvertreter in Astrachan schreckte nicht einmal vor der Ermordung des Metropoliten zurück. Mitten in diesem Aufstande machte Rasin zur See einen Angriff auf Persien. Im J. 1670 bei Simbirsk geschlagen, kam er an den Don, aber hier nahmen ihn die domicilirten Kosaken gefangen und lieferten ihn an die zarische Regierung aus. Gleich darauf (1671) fanden sich am Don Beamte des Zaren ein, brachten die Donzer zum Schwur, verzeichneten alle, die geschworen hatten, in ein Buch und ließen ein zweites zurück zur Einzeichnung aller neuen Kosaken und ihrer Kinder, und im J. 1676 wurde bei Beginn der neuen Regierung in

solchen Fällen zum ersten mal eine Vereidigung der Donzer vorgenommen. Inzwischen brachten die schon zu Rasin's Zeit beginnenden Unruhen in Rußland wegen der Kirchenreform des Patriarchen Nikon und wegen der Zunahme des bureaukratischen Elements in der Kirche über den Don, wie in andere Kosakenländer, neue Fluten von Emigranten, „Altritualen" und andere Sektirer. Trotz des Verbots der Regierung (1682) nahm diese Emigration unter Peter dem Großen zu infolge seines Finanz- und Militärsystems und infolge der Verstärkung der Leibeigenschaft und der Verfolgung der Altritualen wie überhaupt der alten Gewohnheiten. Ein entscheidender Conflict war unvermeidlich, um so mehr als die Regierung den Kosaken ihr Eigenthum zu nehmen begann: die Salzquellen. Im J. 1705 nahm eine Abtheilung der Donzer unter dem Commando Bulawin's den zarischen Pächtern die Salzquellen wieder weg. Im J. 1707 sandte der Zar an den Don den Obersten Fürsten Dolgorukij, zur Zerstörung einiger kosakischer Burgen und zur Aufsuchung von Flüchtlingen. Dolgorukij ging hart vor. Die Kosaken mit Bulawin vernichteten seine Truppe (1000 Mann) und erschlugen den Fürsten selbst. Bulawin sammelte 20,000 Freiwillige, aber der Wojßko-Ataman mit den treuen Kosaken schlug ihn und verfügte über die Gefangenen schreckliche Strafen. Bulawin floh zu den Saporogern und sandte Proclamationen aus: „Tapfere Atamane[2]), Freunde des Wanderns, Leute ohne Aemter, Räuber und Wegelagerer! Wer Lust hat, mit dem Feldataman Kondratij Afanasjew Bulawin, wer Lust hat, mit diesem ein frohes Leben zu führen, auf sauberem Felde schön sich zu tummeln, süß zu trinken und zu essen, auf guten Pferden zu reiten, der komme zu den schwarzen Quellen der Ssamara." Mit einem neuen Heerhaufen, unter welchem sich auch Saporoger befanden, nahm Bulawin die Hauptstadt der Donischen Kosaken, Tscherkaßk, ein und wurde zum Ataman des Wojßko proclamirt. In seinem Aufrufe hatte er Dolgorukij beschuldigt, derselbe „habe nicht nach dem Befehle des Zaren gehandelt", und selbst versprochen, „er (Bulawin) werde dem Zaren mit dem ganzen Wojßko und mit allen Flüssen aufs eifrigste dienen, wenn nur seine Heerführer nicht zu unsern Städten kommen", wenn aber anders, „so geschehe", schrieb der Revolutionär an den Zaren, „darin Dein Wille; wir werden Dir den Fluß Don abtreten und an einen andern Fluß ziehen". Der vom Zaren gesandte zweite Dolgorukij ging auf Befehl des Zaren gegen die donische Heuschrecke scharf vor, zerstörte eine Menge von Flecken an den Zuflüssen des mittleren Don. Die domicilirten Kosaken fielen selbst über Bulawin her, der sich erschoß. Sein Genosse Nekrasow floh in die tatarischen Besitzungen am Kuban, wo schon viele Emigranten waren. Hier bildeten sich die Nekrasowschen Kosaken, die später (nach 1777) in die Türkei übersiedelten, wo sie in Kleinasien um Sinope noch existiren. Nach Niederwerfung des Bulawinschen Aufstandes begannen die Autonomie der Donischen Kosaken und ihre demokratischen Einrichtungen schnell zu verfallen. Im J. 1718 (nach andern Nachrichten schon früher) bestätigte der Zar den von der Volksversammlung gewählten Wojßko-Ataman ohne Veränderung; 1738 wurde der Ataman durch die zarische Gewalt ernannt, und 1754 wurde verboten, auch andere Aeltesten zu befördern ohne Vorstellung an das kaiserliche Kriegscollegium; die Aeltesten wurden auf Lebenszeit gewählt und bildeten einen besonderen Aeltestenstand, der die Ländereien des Wojßko in lebenslängliche Nutznießung zu nehmen begann. Von 1768 an wird den Aeltesten der Adel ertheilt und das Recht, Leibeigene zu halten. Im J. 1775—1797 wurden die Kosakenältesten in Rang und Rechten den Armeeoffizieren gleichgestellt, wonach sich am Don eine völlige Adelsklasse bildete, und 1796 wurden alle Bauern, die sich auf den adeligen Ländereien angesiedelt hatten (größtentheils Kleinrussen, die vor der Leibeigenschaft in ihre Heimat geflohen waren), zu Leibeigenen gemacht. Zu gleicher Zeit wurde 1775 die bureaukratische Verwaltung im bürgerlichen Theile des Gebiets eingeführt vermittels der Wojßko-Kanzlei, und 1805 wurden die Wahlen der Amtspersonen aufgehoben außer den Staniza-Atamanen. Im J. 1827 wurde zum Ataman aller Kosaken-Wojßkos in Rußland der Thronfolger ernannt und alle Ortsatamane wurden nur Lieutenants (Nakasnyj). Im J. 1835 wurde eine Verordnung erlassen, nach welcher der Kosakendienst dem des Soldaten (Dauer 25 Jahre) näher gebracht und eine Agrarverfassung eingeführt wurde, welche den alten gemeinsamen Grundbesitz des Wojßko endgültig untergrub: den Offizieren wurde je 200 und je 700 Dessätinen als Eigenthum zugetheilt, den Generalen je 1600. Außerdem wurden noch allen Adeligen für ihre Bauern je 15 Dessätinen für die Seele zugewiesen, von denen die Bauern bei der Befreiung nur je 3—4½ Dessätinen empfingen. Diese Agrarverfassung wurde nach dem J. 1863 definitiv eingeführt, wobei den Kosaken eigentlich auf die Staniza je 30 Dessätinen für die Seele zugetheilt wurden.

An den Fluß Jaik oder jetzt Ural kamen die Kosaken vom Don und der Wolga her in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. Im J. 1580 nahmen sie die nogaische Burg Ssarajtschik an der Mündung des Jaik ein, 1584 gibt es schon Nachrichten von einer Kosakenburg, wahrscheinlich nicht weit vom heutigen Uralsk. Obgleich die ersten Jaizkischen Kosaken zu denen gehörten, welche die moskauische Regierung „Räuber" nannte, so gibt es doch schon vom J. 1591 eine Nachricht, daß sie (in einer Zahl von 500) zum Dienst des Zaren im Feldzuge am Flusse Terek gegen Schamchal von Tarkaj ausgerüstet wurden. Im J. 1602 veranstalteten die Jaizkischen Kosaken auf eigene Faust einen Feldzug nach Chiwa, wo sie auch einige Tage verweilten. Im J. 1640 erbaute die Regierung zur Beaufsichtigung der Kosaken an der Mündung des Jaik ein eigenes Fort, das später Gurjew genannt wurde, nach dem Namen eines Kaufmannes, dem die Regierung das Recht der Fischerei an diesem Orte verlieh. An dem Aufstande Rasin's nahmen auch die

2) Russisch: „Atamany-molodcy" — so redete man in den Volksversammlungen die Donzer an.

Jaizkischen Kosaken theil, aber entschiedene Differenzen zwischen ihnen und der moskauischen Regierung fallen erst gegen das 18. Jahrh. Das Jaizkische Wojßko wurde zu einem Zufluchtsorte der Altritualen, deren Intelligenz sich in der Ferne, in sogenannten Einsiedeleien (skity) am Flusse Irgiz, concentrirte. Im J. 1723 ließ Peter der Große eine Zählung der Jaizkischen Kosaken vornehmen und begann für sie Atamane zu ernennen ohne vorhergegangene Wahl. Gleich darauf bildete sich auch am Jaik eine Aeltestenpartei, die sich Misbräuche zu Schulden kommen ließ bei Erhebung der Steuer für den Fischfang um Gurjew, den das Wojßko für sein eigen hielt, die Regierung aber für ein diesem nur in Arrende gegebenes Regal erklärte. Aus diesem Anlasse und anlaßlich der Ernennung von Kosaken für die moskauer Legion, wobei sie ihre Bärte verlieren mußten, brachen am Jaik um Mitte des 18. Jahrh. Unruhen aus. Es gingen Kosakendeputationen nach Petersburg und es kamen Commissäre von dort, die mit den Kosaken meist hart verfuhren. Alles das endete mit einem allgemeinen Aufstande der letztern, als unter ihnen der falsche Peter III., Pugatschow, ein Donzer, auftrat. Die Manifeste Pugatschow's (1773—1775) versprechen die Realisirung des Ideals des großrussischen Kosakenthums: „Dienet mir, dem Großherrn" — schrieb er — „und ihr werdet dafür mit dem Kreuze (dem achteckigen, altgläubigen) beliehen werden, und mit Bart und mit Fluß und mit Land, mit Gräsern und Meeren und mit Geldgeschenken und mit Getreidevorrath und mit Blei und Schießpulver und mit ewiger Freiheit." Nach der Niederwerfung Pugatschow's erhielten die Jaizkischen Kosaken den Namen Uralische Kosaken (wie auch ihr Fluß Ural benannt wurde) und verloren jede Autonomie; die Volksversammlung (krug, Kreis) und die Wahl der Amtspersonen in derselben wurde gänzlich aufgehoben. Trotzdem übrigens und obgleich der Offiziersstand, der sich auch hier bildete, Vorzüge in Bezug auf Nutzung der des Bodens und des Fischfangs in den Besitzungen des Wojßko hatte, behielten die Uralkosaken doch die meisten Reste der altkosakischen Einrichtungen. Bis heute werden ihre periodischen Fischfänge auf dem Flusse und auf dem Meere corporativ betrieben nach einer streng bestimmten Ordnung, obgleich die Zulassung von gemietheten Arbeitern den Adeligen und Reichen ein Uebergewicht gibt, besonders auf dem Meere. Und selbst in den neueren Arten der Leistung der Militärpflicht ist den Uralkosaken mehr von ihren alterthümlichen Gebräuchen gelassen worden als den andern, wie wir dies weiter unten sehen werden. Aber trotzdem stieß die Einführung der neuen militärischen Einrichtungen auf starke Unzufriedenheit unter den Uralkosaken (die auch jetzt noch zumeist Altgläubige sind), sodaß 1875—76 unter ihnen Unruhen vorkamen, die übrigens in der Presse wenig aufgeklärt worden sind. Damals wurden viele Uralische Kosaken nach Sibirien und Mittelasien versetzt.

Die gegenwärtige Lage der Kosaken. In der Gegenwart werden die Kosaken-Wojßkos in Rußland officiell eingetheilt in: 1) das Donische, 2) das Kubanische, 3) das Terekische, 4) das Astrachansche (in den Gouvernements Saratow, Samara und Astrachan), 5) das Uralische, 6) das Orenburgsche, 7) das Sibirische, 8) das Ssemirjetschenskische, 9) das Transbaikalische, 10) das Amursche. Jedes Wojßko hat sein eigenes Territorium. Die nachfolgende Tabelle zeigt das Verhältniß der Wojßko- oder Kosakenbevölkerung zu der nicht zum Wojßko gehörigen in diesen Territorien im J. 1880:

	Wojßkobevölkerung	Civilbevölkerung	Summe[3]
Im Gebiete des Donschen Wojßko	818,487	542,353	1,367,486
" " " Kubanschen Wojßko . . .	519,011	149,749	671,812
" " " Terekschen Wojßko	130,244	4994	135,875
" " " Astrachanschen Wojßko . .	22,797	1320	24,231
" " " Uralschen Wojßko	90,397	26,939	117,958
" " " Orenburgschen Wojßko . .	290,798	15,261	307,260
" " " Sibirischen Wojßko . . .	94,462	13,040	107,945
" " " Ssemirjetschenskischen Wojßko	19,791	4531	24,397
" " " Transbaikalischen Wojßko .	143,875	3726	148,254
" " " Amurschen Wojßko . . .	21,009	269	21,358
	2,150,871	762,182	2,926,576

Die Ausübung der Militärpflicht seitens der Kosaken nach den neuesten Verordnungen vom J. 1867 und 1874, ist etwas abweichend 1) im Kubanschen und Terekschen, 2) im Uralschen und 3) in den übrigen Wojßkos, aber im allgemeinen ist sie dem Gesetze über die allgemeine Wehrpflicht für das Gesammtreich ähnlich, wobei die Kosaken eine größere Verpflichtung tragen als die übrige Bevölkerung. Im Uralschen Wojßko hat sich als eine Concession an die alten Gewohnheiten erhalten, daß sich dort vor allem Freiwillige zum factischen Dienst stellen, und dann erst die an der Vollzahl fehlenden durchs Los aus den nach der Liste zum Dienst Verpflichteten ausgehoben werden; dabei empfangen die in den Krieg Ziehenden den Sold aus einer besondern Kasse, die aus Beiträgen gebildet wird, welche sogar auch für die, welche in den Krieg ziehen, obligatorisch sind. (Näheres über den Kriegsdienst der Kosaken s. in Petermann's Mittheilungen u. s. w. Ergänzungsheft Nr. 71. S. 33 fg.). Es folgt hier eine Tabelle

3) In der Gesammtsumme ist auch der geistliche Stand mitgezählt, zu dem in allen Wojßkos 13,523 Seelen gehören.

der effectiven Kriegsstärke der Kosaken-Wojßkos. Im Dienste standen:

	(Kriegszeit) 1878	1880
Im Donischen Wojßko		
Offiziere	1358	668
Soldaten	47,957	16,766
„ Kubanischen Wojßko		
Offiziere	734	504
Soldaten	31,506	12,038
„ Terekschen Wojßko		
Offiziere	253	183
Soldaten	9558	3511
„ Astrachanschen Wojßko		
Offiziere	32	27
Soldaten	1730	595
„ Uralischen Wojßka		
Offiziere	87	87
Soldaten	3297	2579
„ Orenburgschen Wojßko		
Offiziere	293	129
Soldaten	14,292	6141
„ Sibirischen Wojßko		
Offiziere	93	59
Soldaten	4221	2279
„ Ssemirjetschenskischen Wojßko		
Offiziere	37	39
Soldaten	1596	507
„ Transbaikalischen Wojßko		
Offiziere	103	99
Soldaten	2639	2248
„ Amurschen Wojßko		
Offiziere	32	33
Soldaten	979	406
In einzelnen Theilen Sibiriens		
Offiziere	16	13
Soldaten	301	242
Summe der Offiziere	3038	1841
„ „ Soldaten	118,076	47,312

Bei solcher Anzahl bilden die Kosaken in der russischen Armee 42% der gesammten Cavalerie und 31% der reitenden Artillerie.

Die Literatur über die Kosaken ist umfangreich. Außer allgemeinen Werken über die Geschichte Polens und Rußlands im 16.—18. Jahrh. behandelten die Kosaken eingehend: Kostomarow, Istoričeskija monografii (historische Monographien), Mazepa u. a. — Kulisch, Istorija vozsojedinenija Rusi (Geschichte der Vereinigung der Reußen). — Antonowitsch, Izslědovanije o kazačestvě po aktam 1500—1648 (Untersuchungen über das Kosakenthum nach Urkunden aus den Jahren 1500—1648). — Poslědnija vremena kazačestva na provoj stóroně Dněpra (Die letzten Jahre des Kosakenthums auf der rechten Seite des Dnjepr). — Skalkowskij, Istorija novoj Sěči (Geschichte der neuen Setsch). — Jabłonowski, Lustracye królewszczyzn ziem Ruskich. — Golowinskij, Slobodskije kozačji polki (Die Slobodskischen Kosaken-Polke). — Kondratowicz, Zadunajskaja Sěč (Die Setsch jenseit der Donau). — Popka, Černomorskije kozaki (Die tschernomorskischen Kosaken). — Korolenko, Černomorcy (Die Tschernomorzen). — Popka, Terskije kozaki (Die Terek-Kosaken). — Krasnow, Donskoje Vojsko (Das Donsche Wojßko). — Ssaweljew, Trechsotlětije Vojska Donskago (Das Trecentennium des Donschen Wojßko). — Rjabinin, Uralskoje Vojsko (Das Uralsche Wojßko). Sheleznov, Uralcy (Die Uralzer). — Schtschebalskij, Načalo i charakter Pugačevščiny (Anfang und Charakter des Pugatschew'schen Aufstandes). — Choroschkin, Kazačji vojska. Opyt voenno-statističeskago opisanija (Die Kosakenwojßkos. Versuch einer militärisch-statistischen Beschreibung. Deutsch resumirt von von Stein in Petermann's Mittheilungen. Ergänzungsheft 1883, Nr. 71). Wie bei Choroschkin sind auch bei Stein die Nachrichten über die alte Geschichte der Kosaken kritiklos aus verschiedenen Quellen zusammengestellt. Die bekannten Werke: Scherer, Annales de la Petite Russie ou Histoire des Cosaques Saporogues et les Cosaques de l'Ukraïne (1788), und Engel, Geschichte der Ukraine und der Ukrainischen Kosaken (1796) sind bereits veraltet. (*M. Dragomanow.*)

KOSCHANI, auch Kosani (so Herzberg, Geschichte Griechenlands III, S. 206, richtig zu schreiben Kožanj, wobei das ž wie das franz. j, und das nj wie n mouillé zu sprechen), ist der slawische Name eines Städtchens im südwestlichen Macedonien, welches mit seinem District ein Kasa, Amt, des Sandschak Gjöritsche (Koritza), zum Wilajet Monastir gehörig, bildet und als solches — vermuthlich von einem in Kožanj abgehaltenen Wochenmarkte — den Namen Tscharschamba, Mittwoch, führt. Kožanj liegt an dem die Niederung des Indsche Karasu (des Haliakmon der alten Geographie) nordwärts begrenzenden Höhenzuge ungefähr vier Stunden Weges von dem Flusse entfernt. Mit dem benachbarten Serfidsche zusammen bildet es unter dem Namen Kozânâ ein Bisthum der orthodox-griechischen Kirche und dient dem Bischofe als Residenz.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Koschani eine antike Ortslage einnimmt; wie aber im allgemeinen die alte Literatur des Haliakmonthales nur sehr oberflächlich gedenkt, so ist auch über die frühe Vorzeit der Stadt den betreffenden Quellen nichts zu entnehmen. Weltgeschichtliche Ereignisse knüpfen sich an Koschani nicht; sogar die osmanische Eroberung ist nicht chronologisch festzustellen. Der Umstand, daß die türkischen Historiker bei Aufzählung der unterworfenen Festungen und Burgen Macedoniens des Ortes nicht erwähnen, gestattet den Schluß, daß er keine Mauern besaß und demnach nicht erobert, sondern einfach besetzt wurde. Nach dem Gülscheni-Meârif unterwarf im J. 775 der Flucht Lala Schâhin Pascha, einer der Feldherren Sultan Murad's I., in einem einzigen Feldzuge Seres, Kawâla, Drama, Zahneh und Karaweria; es liegt demnach wol die Annahme nahe, daß damals auch das letzterm Orte benachbarte Kožanj

gefallen.*) Handel und Industrie, u. a. die Production des sogenannten türkischen Garns, brachte Koschani unter osmanischer Herrschaft in die Höhe. Im Anfange des vorigen Jahrhunderts besaß der Ort eine tüchtige griechische Schule und erlangte nebst dem benachbarten Kastoria für die Wiederbelebung der nationalen griechischen Bildung hervorragende Bedeutung. Nichtsdestoweniger wollen slawische Schriftsteller wie Werkowić in der geographischen Einleitung zu seinem Werke „Narodne Pesme Makedonski Bugara" Bd. I, S. 4, Kožanj zu einem vorwiegend bulgarischen Orte machen, indem die südlich fließende Vistritza, d. i. der Haliakmon, wie geographisch zwischen Macedonien und Thessalien, so ethnographisch zwischen Bulgaren und Griechen die Scheidewand bilde. — Nach den Stipulationen des Vertrags von San-Stefano vom 3. März 1878 sollte die Grenze des zu begründenden Bulgarenstaates von Kastoria nach der Moglanitza-Mündung in den Wardar laufen. Weder Kožanj's noch Kara Weria's geschah dabei besondere Erwähnung, doch liegt wol die Annahme nahe, daß die russische Diplomatie die Erwerbung des Gebiets von der durch besagte Endpunkte gegebenen Linie bis an den Haliakmon bei der Detailverhandlung über die Grenzfeststellung ins Auge gefaßt hatte. Diese Verhandlungen unterblieben, da der Berliner Friede ganz Macedonien den Bulgaren absprach und demnach auch Kožanj der unmittelbaren Pfortenherrschaft erhalten wurde.

(G. Rosen.)

KOSCHMIN oder KOZMIN, preußisches Städtchen in der Provinz Posen, Regierungsbezirk Posen, Kreis Krotoschin, an der Obern Orla, 15 Kilom. von Krotoschin, (1880) 4183 Einwohner. Die Stadt hat eine evangelische, eine katholische Kirche und eine Synagoge, seit 1865 ein evangelisches Schullehrer-Seminar, eine Gärtner-Lehranstalt und ein Schloß. Die Bewohner treiben Tuch- und Leinweberei, Färberei, Gerberei, Kürschnerei, Cichorien- und Tabackfabrikation.

(G. A. von Klöden.)

KOSCIUSZKO (Thaddäus), der berühmte polnische Dictator, ist geboren am 12. Febr. 1746 zu Mereczewszczyzna im heutigen Gouvernement Minsk, gestorben am 15. Oct. 1817 zu Solothurn in der Schweiz und bestattet in der Kathedrale zu Krakau, wohin der Leichnam gleich nach dem Tode übergeführt wurde. Sein Vater, ein Mann von niederm Adel, der es im Militärstande bis zum Major gebracht und dann ein Sapieha'sches Gut gepachtet hatte, ertheilte zusammen mit einem Verwandten dem äußerst lebhaften, aber lernbegierigen Knaben den ersten Unterricht, wobei dieser besondere Vorliebe für Mathematik und Geschichte zeigte. Der Fürst Adam Czartoryski, des Vaters ehemaliger Regimentsbefehlshaber, der bei seinen öfteren Besuchen auf das Talent des Knaben aufmerksam wurde, bewirkte seine Aufnahme in das Kadettenhaus zu Warschau, wo sich Kosciuszko bald durch Fleiß und Energie so auszeichnete, daß er zur Bewerbung um das vom Könige ausgesetzte Reisestipendium zugelassen wurde. Aus dem Wettkampfe als Sieger hervorgegangen, unternahm er von 1769—1774 eine Studienreise, auf der er sich besonders in der Militärakademie zu Versailles und dann zu Brest weiter fortbildete, und kehrte mit einer solchen Fülle gediegener Kenntnisse in sein Vaterland zurück, daß er den ersten Ingenieuren seiner Zeit an die Seite gestellt werden konnte. Der König beschenkte ihn sofort mit einer Compagnie. Bald darauf lernte Kosciuszko auf einem Hoffeste die Tochter des Marschalls und Vicegroßfeldherrn von Litauen Joseph Sosnowski kennen, und als der Zufall ihn auf des Marschalls Gut ins Quartier führte, verlobte er sich heimlich mit ihr. Da aber der adelsstolze Vater seine Einwilligung zur Ehe verweigerte und ein Entführungsversuch mislang, so erbat Kosciuszko, der es in seiner verzweifelten Stimmung nicht länger im Vaterlande aushielt, seinen Abschied. Er ging 1778 über Dresden und Paris nach Toulon, wo er von dem Admiral Grafen d'Estaing, der das französische Hülfsgeschwader nach den Vereinigten Staaten führen sollte, sofort in die Zahl der Offiziere aufgenommen wurde. In Amerika, wo Kosciuszko unter andern Landsleuten auch den früheren Anführer der Conföderation von Bar, Kasimir Pulawski, traf, verschafften ihm seine Fähigkeiten bald eine hervorragende Stellung: er wurde abwechselnd, je nachdem seine Talente am vortheilhaftesten verwendet werden konnten, bald als Adjutant den Generalen Gates, Armstrong, Greene und Washington selbst beigegeben, bald mit selbständiger Führung betraut. Aus dieser amerikanischen Zeit stammt seine intime Freundschaft mit Lafayette, der früh auf den jungen Helden aufmerksam geworden war und sich ihm genähert hatte. Nach dem Friedensschlusse im October 1783 wurde Kosciuszko zum Brigadegeneral ernannt und mit dem neuen Cincinnatusorden decorirt. Auch sprach ihm der Congreß eine reiche Belohnung an Geld und Landbesitz zu. Trotz alledem und trotz der hohen Achtung und Liebe, welche er wie beim Volke, so bei den Höchstgestellten in der jungen Republik, auch bei Washington und Franklin selbst genoß, zog es ihn doch nach vollendetem Kriege unwiderstehlich zur Heimat zurück, und nach herzlichem und schwerem Abschiede schiffte er sich im December nach Europa ein. In sein Vaterland zurückgekehrt, zog er sich, obwol ihn König Stanislaus mit hoher Anerkennung, seine Landsleute mit Begeisterung empfingen, dennoch zunächst vom öffentlichen Leben zurück, da ihn der gewaltsame Tod seines Vaters, welchen, wie er erst jetzt erfuhr, empörte Gutsunterthanen, durch seine Hartherzigkeit und übermäßige Strenge gereizt, erschlagen hatten, in den tiefsten Kummer versetzte, und widmete sich der Bewirthschaftung des ihm hinterlassenen Pachtgutes. — Erst als die patriotische, gegen den wachsenden Einfluß Rußlands gerichtete Partei end-

*) Hammer in seiner Gesch. des osmanischen Reiches, I. p. 167, setzt dies in das Jahr der Flucht 764. Nach dem Tarikhi-Gülscheni-Meârif aber wären damals die Türken noch mit der Unterwerfung des Maritza-Thales vollauf beschäftigt gewesen. Auch als den Feldherrn nennt Hammer abweichend vom T.-G.-M. Ewrenos Bey.

lich ihr Ziel erreicht und eine neue Constitution durchgesetzt hatte, trat Kościuszko aus seiner siebenjährigen Zurückgezogenheit wieder hervor. Nachdem der König mit einem großen Theile der Reichsversammlung die neue Constitution angenommen und am 3. Mai 1791 beschworen hatte, was gleichbedeutend war mit der Auflehnung gegen russische Bevormundung, erklärte sich auch Kościuszko laut für dieselbe und nahm mit Freuden seine Ernennung zum Generallieutenant der Armee an. Gegen die Verfassung bildete sich ein Jahr darauf die Conföderation von Targowice, deren Mitglieder meist aus eigennützigen Motiven zum Anschluß an Rußland drängten. Die Kaiserin Katharina aber, die jetzt, nach dem türkischen Frieden, den Moment für geeignet hielt, den lange gehegten Plan auf Polen zur Ausführung zu bringen, erklärte sich ebenfalls gegen die Neuerung und verkündete gleichzeitig, daß sie zur Unterstützung der Conföderirten ein Heer in Polen einrücken lassen würde. Daß der Vortrab des russischen Heeres schon zwei Tage vor dieser Erklärung bei Mohilew am oberen Dnjepr anrückte, öffnete vollends jedem Patrioten die Augen über die russischen Absichten. Obwol dem Feuereifer, mit welchem man die Rüstungen begann, die Saumseligkeit der Staatsbeamten, der schlechte Wille vieler Adeligen hindernd entgegentrat, gelang es doch, ein polnisches Heer von 30,000 Mann zusammenzubringen, das unter Joseph Poniatowski, dem Neffen des Königs, die ganze Linie des Bug gegen die Russen vertheidigen sollte. Kościuszko, der eine vorwärts stehende Division desselben in Volhynien und Podolien befehligte, fand hier zum ersten mal Gelegenheit, seinen in Amerika erworbenen Ruhm im Vaterlande selbst zu erneuern und zu vermehren. Zuerst brachte er am 18. Juni 1792 bei Zielonce einer russischen Abtheilung eine bedeutende Schlappe bei. Dennoch vor der Uebermacht zurückweichend, wurde er bei Dubienka (unweit Chelm), hart an der durch die erste Theilung Polens geschaffenen österreichischen Grenze, wo er den äußersten rechten Flügel der neuen polnischen Vertheidigungsaufstellung, welche sich bis Brzeszcz hinab erstreckte, einnahm, von 18,000 Mann auserlesener Truppen mit 40 Kanonen am 17. Juli abermals angegriffen. Obwol er nur 4000 Mann mit acht Geschützen hatte, wies er doch den ersten Angriff der Russen glänzend zurück, und erst als die Russen mit österreichischer Erlaubniß auch durch galizisches Gebiet andrangen, wich er und zog sich mit einem Verluste von nur 900 Mann, während die Russen gegen 4000 verloren, musterhaft zurück. Indessen hatte der wankelmüthige König, der vergebens beim Heer erwartet worden war, aus Furcht, seinen Thron zu verlieren, eine Schwenkung auf die Seite der Conföderirten vollzogen und trat denselben am 23. Juli öffentlich bei. Dies veranlaßte wie viele andere Offiziere, so vor allen Kościuszko, seine Entlassung zu geben, von welchem Schritte ihn weder die Verleihung des polnischen Militärverdienstordens, noch viel weniger glänzende russische Anerbietungen abzubringen vermochten; auch er verzweifelte für den Augenblick an der Rettung des Vaterlandes. Die Ernennung zum französischen Bürger, welche gerade damals (26. Aug.) die französische Nationalversammlung aussprach, war ihm schwerlich ein Ersatz. Mit dem laut ausgesprochenen Wunsche, noch einmal den Säbel für sein Vaterland ziehen zu dürfen, bestieg er den Postwagen und begab sich nach Lemberg.

In Warschau thaten sich im Sommer des folgenden Jahres (1793) mehrere Männer zur Befreiung Polens von dem russischen Joche zusammen, unter denen Graf Dzialynski und der reiche Kaufmann Kapostas die hervorragendsten und thätigsten waren. Die Weiterentwickelung der Verschwörung stellt Ssolowjeff („Geschichte des Falles von Polen" [nach russischen Quellen]. Uebersetzt von J. Spörer, Gotha 1865) nach den Berichten von Kościuszko und Kapostas folgendermaßen dar. Die Hauptleiter der warschauer Verschwörung beschlossen, sich zunächst zu vergewissern: 1) „wie die Gesellschaft in den übrigen Städten gestimmt sei; 2) wie die Militärs in den Provinzen gestimmt seien (in Warschau konnten die Verschworenen sich auf die Truppen vollkommen verlassen, da die Offiziere hier vorzugsweise an der Verbreitung des Revolutionsgeistes arbeiteten); 3) ob die ganze Nation Kościuszko vertraue; 4) ob Kościuszko die gefährliche Mission eines Revolutionshauptes auf sich nehmen würde; 5) ob die Verschworenen auf den geheimen Beistand oder wenigstens auf freundschaftliche Neutralität Oesterreichs rechnen könnten; 6) ob die Pforte oder Schweden den Krieg gegen Rußland und Preußen aufnehmen würden; 7) ob man in Frankreich eine Anleihe contrahiren könnte; 8) ob man überall zu derselben Zeit sich erheben und die russischen und preußischen Truppen entwaffnen könnte." Durch Emissäre wurde sowol die Stimmung Litauens geprüft, als auch Madalinski, Brigadier im krakauer Armeecorps und Oberhaupt einer daselbst schon zu gleichem Zwecke bestehenden Verschwörung, zur Unterordnung unter Kościuszko bestimmt. Letzterer hatte sich inzwischen von Lemberg nach Zamość begeben, mußte aber auf Befehl der Regierung sofort den österreichischen Boden verlassen. Da ihm zu gleicher Zeit ein anonymer Brief aus Warschau verkündigte, das russische Militär habe Auftrag, ihn beim Betreten polnischen Bodens zu verhaften, so verließ er sofort Zamość und ging über Dresden nach Leipzig, wo ihm zwei Abgesandte der warschauer Verschworenen, Kollatay und Ignaz Potocki, den Antrag entgegenbrachten, die ihm zugedachte Rolle jetzt zu übernehmen. Unter der Bedingung, daß von der andern Seite genügende Vorbereitungen getroffen würden, nahm er den Antrag an. In Ausführung des siebenten Punktes im Vorbereitungs-Programm der warschauer Verschworenen machte sich Kościuszko zunächst nach Paris auf, doch wandte er sich vergeblich an den Minister Lebrun und sah sich von demselben mit leeren Hoffnungen auf Geldunterstützung und Beistand seitens der Türken abgespeist, sodaß er, ohne das Geringste ausgerichtet zu haben, nach Leipzig zurückkehrte. Einem neuen Boten des warschauer Comité, der hier mit der Bitte erschien, nunmehr das Zeichen zum Ausbruch des Kampfes zu geben, erwiderte Kościuszko, man möge nur zuvor für Leute, Waffen,

Geld, Vorräthe, Kleider sorgen und ihm stets genaue Berichte über den Stand der Dinge einschicken; doch hielt er es selbst schon kurze Zeit darauf für gerathen, sich heimlich an die polnische Grenze zu begeben, wo er eine Zusammenkunft mit dem General Wodsicki und dem Brigadier Monszet hatte, um ein verfrühtes Losschlagen zu verhindern. Dies gelang ihm zwar, aber gleichzeitig steigerte sich die Aufregung der polnischen Bevölkerung, da durch Kosciuszko's Verschwinden das Gerücht entstand, er wäre heimlich in Warschau. Allerorten traten die geheimen Gesellschaften von 1792 wieder ins Leben, deren man in kurzer Zeit über 700 zählte mit mehr als 20,000 Mitgliedern, welche sich zu blindem Gehorsam auf Tod und Leben gegen alle Befehle des großen Vaters, wie sie Kosciuszko nannten, verpflichtet hatten. Da auch die betheiligten Regierungen durch Kosciuszko's Verschwinden sich beunruhigt fühlten und besonders die Russen eine Wachsamkeit entwickelten, die der Vorbereitung zum Aufstand äußerst hinderlich wurde, so unternahm Kosciuszko im Herbste 1793 ganz offen eine Reise nach Italien, hielt sich einige Zeit in Rom auf und kehrte von dort im Januar 1794 nach Dresden zurück. Auch in Rom noch hatte er Abgesandten des warschauer Comité, die ihn dort mit neuen Mahnungen aufsuchten, den Bescheid ertheilt, daß die Sache noch nicht reif sei, daß man weder auf Geldhülfe, noch auf die auswärtigen Höfe überhaupt rechnen dürfe und darum bis zum Frühjahr warten müsse. Als Kosciuszko auch eine Aufforderung Dzialynski's und Kapostas', im Anfange Februars nach Lemberg zu kommen, unbeachtet ließ, beruhigten sich die heißen Köpfe unter den Verschworenen, die sofortiges Losbrechen forderten, wieder einigermaßen. Gegen Ende Februars jedoch wurde die russische Regierung auf das Treiben Kapostas', Dzialynski's und der andern aufmerksam und erließ den Befehl, sie festzunehmen, dessen Ausführung nur bei Dzialynski gelang, während Kapostas entfloh. Wie erwähnt, hatte schon der Befehl, das polnische Heer zu verringern, sehr viel dazu beigetragen, der revolutionären Agitation einen fruchtbaren Boden zu schaffen, und nun sollte dieser Befehl am 15. März ausgeführt werden. Doch dazu kam es nicht mehr, denn Madalinski's Brigade erklärte rundheraus, daß sie eine Verringerung ihrer Stämme nicht zugeben werde, und als gar ein russisches Corps abgesandt wurde, um die Ausführung zu erzwingen, erhob Madalinski die Fahne des Aufruhrs; er überschritt bei Mlawa die preußische Grenze, um sich nach Galizien durchzuarbeiten. Inzwischen hatte Kosciuszko in Dresden zuerst die etwas übertreibende Kunde erhalten, daß viele der Verschworenen in Warschau verhaftet worden wären, und daß die Einwohner Warschaus in zwei bis drei Tagen zu den Waffen greifen würden, bald aber traf die sichere Nachricht von Madalinski's Erhebung ein. Obgleich Kosciuszko über die Hast, mit der die Anführer vorgingen, ungehalten war, blieb ihm doch nichts anderes mehr übrig, als die übernommene Rolle anzutreten; er begab sich unverzüglich mit Zajaczek, Kollataj's Bruder und Dmuchowski nach Krakau, um den Aufstand zu proclamiren. Am 23. März abends langte er dort an, nachdem einige Stunden vorher die wenigen russischen Truppen durch ein polnisches Bataillon aus der Stadt vertrieben worden waren. Sofort übernahm er die Führung der Bewegung, ließ noch in der Nacht die Truppen und die ganze Jugend Krakaus unter das Gewehr treten und dem Vaterlande auf die Fahne Johann Sobieski's den Eid der Treue schwören. Am 24., nachdem ihm selbst von den Einwohnern und den Truppen unbedingter Gehorsam geschworen worden war, erließ er ein ernst und feierlich gehaltenes Manifest, in welchem er einerseits die Nothwendigkeit des Aufstandes, andererseits aber auch den Entschluß der Nation aussprach, für die Befreiung von fremdem Joche sterben zu wollen, und seine eigene volle Bereitschaft, bis zur völligen Befreiung des Vaterlandes die Dictatur handhaben zu wollen, während die Regierung im Innern durch einen von ihm ernannten Nationalrath geführt werden sollte. Unter rastloser Thätigkeit ordnete er sodann die Verwaltung des Landes, setzte Beamte ein, suchte Geld zu verschaffen, indem er den Befehl ertheilte, sich aller Kassen zu bemächtigen, Gold- und Silbergeschirr in den Kirchen und im königlichen Schlosse unter Siegel zu nehmen und überhaupt Beschlag auf alle öffentlichen Effecten zu legen; ferner erklärte er außer den königlichen Gütern auch die Besitzungen der „Landesverräther" für Eigenthum der Nation. Am 30. März verließ Kosciuszko auf die Nachricht, daß Madalinski, von den Russen unter Tormassow und Denissow verfolgt, in Eilmärschen heranrücke, mit den Truppen die Stadt. Nachdem er sich mit Madalinski vereinigt, stieß er am 4. April bei dem Dorfe Raclawice auf den Feind, der wie die Polen 4000 Mann stark, ihnen aber an Geschütz überlegen war. Kosciuszko benutzte die ungünstige Stellung der Russen, die drei Colonnen formirt hatten, um sich mit Uebermacht zuerst auf die mittlere Colonne zu werfen und, nachdem er diese zersprengt, das Gleiche mit dem rechten Flügel auszuführen, worauf der linke das Schlachtfeld räumte. Die Sieger erbeuteten 12 Kanonen, waren aber selbst in solche Verwirrung gekommen, daß Kosciuszko es für gerathen hielt, sich während der Nacht in der Richtung auf Krakau zurückzuziehen. Sich der alten Hauptstadt zuzuwenden, dazu bestimmte ihn der Umstand, daß sich von Schlesien her ein preußisches Corps näherte und auch in Galizien von den Oesterreichern Truppen zusammengezogen wurden, um die Russen zu unterstützen. Die Befestigung der Stadt seblst wurde aufs äußerste beschleunigt und das Lager vor der Stadt ebenfalls mit Erdwällen umgeben.

In Warschau hatten sich die Verhältnisse bereits lange bis zur Unhaltbarkeit zugespitzt, aber erst am 17. April n. St. erfolgte der gewaltsame Ausbruch: in zweitägigem Gemetzel wurden die Russen aus der Stadt geworfen und nach Einsetzung einer provisorischen Regierung der Anschluß Warschaus an die krakauer Insurrection proclamirt. Diesem Beispiele folgte in der Nacht vom 22. zum 23. April Oberst Jasinski in Wilna, worauf auch Litauens Streitkräfte sich dem Aufstande angeschlossen. Kosciuszko blieb erster, unumschränkter Dicta-

tor, und mit der Verdoppelung der Geschäfte wuchs auch seine Arbeitskraft. Schon zählte sein Heer 36,000 Mann, bei denen es auch den Anstrengungen Kosciuszko's nicht recht gelingen wollte, Disciplin und Ordnung herzustellen, als er sich genöthigt sah, den anrückenden Preußen und Russen entgegenzuziehen. Nachdem er auf den Hügeln von Szczekocin an den Quellen der Pilica Stellung genommen, so zwar, daß der linke Flügel sich an das von der Artillerie vertheidigte Dorf Sprotowa anlehnte, entbrannte am 9. Juni mittags der Kampf, der von beiden Seiten mit der größten Heftigkeit geführt wurde. Nach langem Widerstande wurde endlich Kosciuszko's linker Flügel zum Zurückweichen gebracht, während Centrum und rechter Flügel den feindlichen Anprall unerschüttert aushielten, sodaß es ihm schließlich gelang, sein Heer in guter Ordnung vom Schlachtfelde zu führen. Bei Beantwortung der jetzt an ihn herantretenden Frage, wohin er sich wenden solle, entschied er sich nach langem Ueberlegen endlich für Warschau, dessen Erhaltung ihm in diesem Augenblicke am wichtigsten erschien. Nach einigen glücklichen Gefechten richtete er seinen Marsch über Radom nordwärts, wohin ihm die preußisch-russische Armee auf dem Fuße nachfolgte; er hatte aber noch nicht Czersk erreicht, als sich Krakau an die Preußen ergab und ein polnisches Corps unter Zajączek von den Russen unter Derfelden bei Chelm (8. Juli) geschlagen wurde. Kosciuszko's Marsch war ein fortwährendes Gefecht mit der ihn verfolgenden Armee, die sich aufs äußerste anstrengte, ihn von Warschau abzuschneiden. Dort war es auf die Nachrichten von diesen Niederlagen zu den blutigsten Greuelthaten gekommen, indem der aufs tiefste erregte Pöbel an einigen russenfreundlichen Edelleuten seine Wuth ausgelassen und dieselben am 28. Juni ohne Urtheil getödtet hatte. Auf die Kunde davon sandte Kosciuszko sofort eine Heeresabtheilung voraus und ließ die Rädelsführer festnehmen, während er zugleich durch ein in ernstem Tone gehaltenes Manifest alle Wohlgesinnten darauf hinwies, welche Gefahren man durch solches Treiben heraufbeschwören müsse. Am 10. Juli stand der Dictator selbst vor den Thoren der Hauptstadt, die an sich selbst stark befestigt war, aber von Kosciuszko noch mit vier zusammenhängenden verschanzten Lagern umgeben wurde, sodaß er dadurch eine ziemlich starke Stellung einnahm. Als die täglichen Ausfälle der Belagerten die Fortschritte der Preußen unter Götz nicht zu hindern vermochten, kam endlich Rettung durch die Uneinigkeit der verbündeten Mächte, indem Rußland, argwöhnisch geworden über die energische Action Preußens, den litauischen Aufstand vorschützte, um seine Truppen zum großen Theil von Warschau zu entfernen. Da es aber nun den Preußen unbillig erschien, daß die Sache allein durch preußisches Blut abgemacht werden sollte, so hob der König die Belagerung auf und ließ am 6. Sept. den Rückzug antreten. Kosciuszko blieb selbst in Warschau, um sich für einen neuen Angriff noch besser vorzubereiten, während er verhängnißvollerweise Madalinski und Dombrowski mit 12,000 Mann nach den polnischen Gebieten Preußens abschickte, um auch sie zu insurgiren. Was Kosciuszko vorausgesehen, geschah: der einmal zurückgedrängte Strom der Feinde ergoß sich mit verdoppelter Heftigkeit zurück; der größte Feldherr der Russen, Suworow, rückte mit gewaltiger Macht durch Litauen, alles vor sich niederwerfend, heran. Kosciuszko, den es jetzt nicht mehr im Lager hielt, zog mit 20,000 Mann auserlesener Truppen dem Feinde entgegen. Am 7. Oct. 1794 traf er auf den russischen General Fersen, den er an der Vereinigung mit Suworow hindern wollte, doch gelang ihm sein Vorhaben nicht, da er nur 8000 Mann bei sich hatte, Poninski aber, dem die größere Hälfte der Truppen anvertraut war, ausblieb. Mit kluger Taktik verschanzte sich Kosciuszko auf freiem Felde und erwartete hier bei Maciejowice den Angriff der Russen, der unter Denissow und Fersen am 10. Oct. erfolgte. Der erste, der zweite Ansturm der Russen wurde blutig zurückgeschlagen, als aber Suworow mit frischen Truppen heranstürmte, überwältigte die Uebermacht die ermüdeten, zum Theil schlechtbewaffneten polnischen Kämpfer. Kosciuszko, wie gewöhnlich in der Tracht eines gemeinen Soldaten, verrichtete umsonst Wunder der Tapferkeit, drei Pferde waren unter ihm bereits erschossen, als ihn endlich ein Lanzenstich in die linke Schulter selbst vom Pferde warf. Noch einmal bestieg er ein frisches Pferd und eilte seiner fliehenden Reiterei nach, um sie zum Stehen und zu neuem Widerstande zu bewegen, verfehlte aber den Weg und stürzte, über einen breiten Graben setzend, mit dem Pferde. Kosaken und Carabiniers setzten verfolgend hinter ihm her, einer von den letztern gab ihm einen Hieb in den Nacken, während ein Kosak ihn noch mit der Lanze verwundete. Der hergebrachten Erzählung, daß Kosciuszko, während er zusammenbrach, ausgerufen hätte: „finis Poloniae!“, steht der Bericht eines Augenzeugen gegenüber, nach welchem Kosciuszko nach dem letzten Säbelhiebe lautlos zusammengebrochen ist; zudem hat er selbst ausdrücklich dagegen protestirt, jenen Ausruf gethan zu haben. Glücklicherweise wurde er von einem hinzukommenden Offizier erkannt und vor weiteren Verwundungen geschützt. Die Kosaken selbst bildeten aus vier Lanzen eine Bahre, auf der sie ihn in ein nahegelegenes Kloster brachten. Kosciuszko war Gefangener der Russen, sein Verschwinden aber lähmte die Thatkraft des ganzen Volkes. Kosciuszko wurde trotz seiner schweren Verwundung über Moskau nach Petersburg geführt, wo ihn Katharina II. in das Fort Petro-Pawlowsk in festen Gewahrsam zu bringen befahl. Nach dem Tode Katharina's (1796) wurde Kosciuszko von ihrem Nachfolger Paul I. besser behandelt und im Frühjahre 1797 mit großen Ehren entlassen, nachdem der Kaiser vergebens versucht hatte, ihn an Rußland zu fesseln. Kosciuszko schiffte sich mit Niemcewicz und einigen andern polnischen Offizieren zu Kronstadt an Bord eines schwedischen Schiffes ein, um zunächst Schweden und Norwegen kennen zu lernen und dann nach England zu gehen. Seine geschwächte Gesundheit nöthigte ihn aber, sich in Hamburg einige Zeit auszuruhen, wo er durch eine Adresse seiner in Paris weilenden Landsleute erfreut wurde. Nach seiner Genesung begab er sich

seiner ursprünglichen Absicht gemäß nach London und besuchte von hier abermals Amerika. Bei seiner Ankunft in Newyork, im Sommer 1797, empfing ihn eine Deputation des Congresses und geleitete den Helden des Befreiungskampfes auf das Repräsentantenhaus, wo er mit hohen Ehren aufgenommen wurde. Im Januar 1798 schenkte ihm der Congreß ein Kapital an Stelle der fünfjährigen Löhnungsgelder, die er noch zu fordern hatte, und der darauf entfallenden Zinsen. Noch in demselben Jahre wurde ihm vom Congreß der höchst ehrenvolle Auftrag zutheil, als Gesandter der Vereinigten Staaten nach Frankreich zu gehen, um dort verschiedene streitige Punkte in Handelssachen zu erledigen. Es gelang Kosciuszko bald, sich seiner Aufträge zur vollsten Zufriedenheit seiner Auftraggeber zu entledigen, doch blieb er in Paris, wo er in den hervorragendsten Kreisen stets einen der ersten Plätze einnahm, zugleich aber auch den eidgenössischen Geschäftsträger Joseph Zeltner kennen lernte, mit dem ihn bald das Band innigster Freundschaft verknüpfte. Bonaparte stellte er sich stets kühl gegenüber, besonders als derselbe in Kosciuszko's Namen eine Proclamation an die Polen erließ, gegen die zu protestiren Kosciuszko erst im J. 1814 gelang. Als die siegreichen Monarchen 1814 in Paris einzogen, hatte Kosciuszko eine Unterredung mit Kaiser Alexander, der ihm mit der größten Hochachtung begegnete und auch seine schriftlichen Vorschläge über die Behandlung Polens in Empfang nahm. Im J. 1815 machte er eine Reise nach Wien, um auf dem Congresse für sein unglückliches Vaterland zu wirken. Indeß gelang es ihm nicht, auch nur seine dringendsten Wünsche zu erreichen. Von dort kehrte er nicht mehr nach Paris zurück, sondern nahm seinen fernern Aufenthalt in der Schweiz, wo er an dem Bruder Zeltner's bald einen gleichtreuen Freund gewann. Im engen Anschlusse an die Familie Zeltner verlebte er die beiden letzten Jahre seines thatenreichen Lebens in Solothurn, auf fortwährendes Wohlthun sich beschränkend. Am 15. Oct. 1817 entschlief Kosciuszko in den Armen seines Freundes.

Der vorstehenden Skizze liegen neben der Biographie Kosciuszko's von Falkenstein (Leipzig 1834) die neueren Darstellungen der Geschichte jener Zeit zu Grunde. *(Karl Lohmeyer.)*

KOSEGARTEN (Johannes [Hans] Gottfried Ludwig), Historiker und Orientalist, wurde als Sohn des bekannten Dichters Ludwig Theobul Kosegarten am 10. Sept. 1792 zu Altenkirchen auf Wittow, der nördlichsten Landzunge der Insel Rügen, geboren, wo sein Vater damals Pfarrer war. Seine Jugend verlebte er auf der einsamen, aber an tiefgehenden Eindrücken nicht armen Heimatsstätte, erzogen und unterrichtet von dem Vater und ausgezeichneten Lehrern (Ernst Moritz Arndt 1796—98, Karl Lappe 1798—1801, dann Hermann Baier, der 1803—1805 mit ihm am Genfersee weilte und später seines Vaters Nachfolger in Altenkirchen wurde), also in einer geistigen Atmosphäre, die von dichterischen und wissenschaftlichen Elementen gesättigt war. Ist er den erstern nicht verschlossen geblieben — man findet hier und da fast unerwartet bei dem strengen Gelehrten das Aufleuchten eines feinen poetischen Gefühls — so hat sein Geist sich doch früh und mit rasch wachsender Ausschließlichkeit den letztern hingegeben; freilich auch hier in der Wahl der Gegenstände seiner Studien von den Jugendeindrücken beeinflußt. Denn einmal war es der Reiz der eigenthümlichen Poesie und des fremdartigen Volksthums des Orients, der ihn fesselte, andererseits lockte es ihn, sich in das vergangene und gegenwärtige Leben des Stammes zu vertiefen, dem er selbst angehörte und dessen Art er mit liebevoller Sorgfalt nachzugehen sich gedrungen fühlte; so kam es, daß er in einer für oberflächliche Betrachtung unverständlichen Weise das Studium der orientalischen Sprachen und Literaturen mit der Erforschung pommerscher Geschichte und niederdeutscher Sprache verband. Ersteres konnte er damals nur im Anschlusse an die Theologie, insbesondere die alttestamentliche Exegese, beginnen, kaum daß er in Greifswald, wohin er mit dem zu einer historischen (später theologischen) Professur berufenen Vater 1808 übersiedelte, in dem Theologen Piper jemand vorfand, der ihm die Elemente des Arabischen beibringen konnte. So war er in der Hauptsache auf das Selbststudium angewiesen, welches er, ohne Scheu selbst vor den Schwierigkeiten des Armenischen, eifrig betrieb, während er gleichzeitig in der Theologie besonders an Parow, in der Geschichte an Rühs sich hielt. Da es ihm nicht verborgen bleiben konnte, daß eine wirkliche Kennerschaft auf seinem Lieblingsgebiete nur unter der Leitung größerer Meister zu erlangen war, entschloß er sich im J. 1812 zur Reise nach Paris, wo damals neben dem größten Arabisten aller Zeiten, dem unvergleichlichen Silvestre de Sacy, eine Anzahl von Kräften ersten Ranges — wie Chézy für Sanskrit und Persisch, Schahan von Cirbied für Armenisch, Kieffer für Türkisch — an der Ecole spéciale des langues orientales vivantes wirkten. Wie er dort von 1812 bis 1814 mitten unter dem Kriegsgetöse in der Hauptstadt des feindlichen Landes doch seinen Studien aufs fleißigste hat obliegen können, schildert er anziehend in dem Reiseberichte, den er seiner Triga (s. u.) vorangeschickt hat. Mit den ehrendsten Zeugnissen seiner Lehrer, mit einer für seine Jahre ungewöhnlichen Gelehrsamkeit und mit einem umfangreichen, den Handschriften der Pariser Bibliotheken entlehnten Material von Abschriften orientalischer, vorzüglich arabischer Texte ausgerüstet kehrte er in die Heimat zurück, um sich vorläufig bei der Universität Greifswald zu habilitiren, und als Adjunct der theologischen und philosophischen Facultät Exegese, Kirchengeschichte und pommersche Geschichte zu lesen. Unverändert und unermüdlich verfolgte er die Doppelrichtung seiner Studien, welche in diesen Collegien, wie gleich in seinen ersten Publicationen angedeutet ist, von da an weiter, und in ihr nach beiden Seiten gleichmäßig vorzuschreiten hat er bis an sein Ende nicht aufgehört.

Obwol aber die Schriften, mit welchen er gleich nach der Niederlassung an seinem Heimatsorte hervortrat (Commentatio critica exegetica in locum Iob. XIX,

25—27, Greifsw. 1815; Carminum Orientalium Triga. Arabicum Mohammedis ebn seid-ennâs Iaameritae Persicum Nisâmi Kendschewi Turcicum Emri, Stralsund 1815; Thomas Kantzow, Pomerania .... mit Einleitung, Anmerkungen und Glossar, Greifswald 1816) ebenso wie von der Ausdehnung auch von der Gründlichkeit seiner Kenntnisse Zeugniß ablegten, errang er den schließlichen Erfolg seiner Docentenlaufbahn nicht an der pommerschen Hochschule und nicht durch seine ersten Veröffentlichungen; die Empfehlung de Sacy's, zu welchem Goethe längst als zu seinem Meister auf dem Gebiete seiner weströstlichen Studien aufblickte, verschaffte Kosegarten 1817 einen Ruf als ordentlicher Professor der orientalischen Sprachen an die Universität Jena und bald danach nahe persönliche Beziehungen zu dem Dichter selbst, der die Hülfe des „zuverlässigen Mannes" bei Feststellung orientalischer Namen und bei den Versuchen in die poetische Literatur der Inder einzudringen, in den Anmerkungen zu dem (1819 zuerst herausgegebenen) Weströstlichen Divan wie in den Annalen (a. d. J. 1821) rühmt und sich durch die inzwischen im Drucke erschienenen Uebersetzungen des Nala (Nala. Eine indische Dichtung von Wjasa. Aus dem Sanskrit im Versmaße der Urschrift übers. und mit Anm. begleitet, Jena 1820) und mehrerer Stücke aus Nahschabi's Papageienbuche (in: Touti Nameh. Eine Sammlung persischer Märchen von Nechschebi. Deutsche Uebers. von C. J. L. Iken, Stuttgart 1822. Anhang 3. 5. Abschnitt; außerdem sind von Kosegarten ebenda der 2. Abschnitt Ueber die Geschichte des Tutinameh und viele von den Anmerkungen im 4. Abschnitt) — fesseln läßt (Annalen a. d. J. 1820, 1821). Die rein gelehrte Thätigkeit wurde darüber nicht vernachlässigt; 1818 erschien die vor dem erst funfzig Jahre später beendeten Drucke des Gesammttextes unentbehrliche Abhandlung über das Reisewerk des Ibn Batuta (De Mohammede ebn Batuta Arabe Tingitano eiusque itineribus, Jena 1818. 4), 1819 die mit Uebersetzung und sorgfältigen Noten versehene Ausgabe von ʿAmr's Moallaka (Amrui ben kelthûm Taglebitae Moallakam Abu abd allae el hossein ben achmed essûseni scholiis illustratam et Vitam Amrui ben kelthûm e libro Kitâb el aghâni excerptam .. ed. ... J. G. L. K., Jena 1819. 4.) und 1824 die Bearbeitung der Einleitung und eines Theiles der Genesis aus Aharon ben Elia's hebräischem Pentateuch-Commentar (Libri coronae Legis, id est Commentarii in Pentateuchum karaitici ab Aharone ben Elihu conscripti aliquot particulas ... primus ed .... J. G. L. K., Jena 1824. 4); dem akademischen Lehrzwecke sollten wol die hebräischen Paradigmen dienen, welche er zuerst 1822 drucken ließ (Linguae hebraicae litterae, accentus, pronomina, conjugationes, declinationes, nomina numeralia et particulae, Jena 1822, 4 [Anonym] Ed. II .... cong. et dispos. J. G. L. K. Jena 1829, fol.).

Jetzt erinnerte man sich bei einer inzwischen eingetretenen Vacanz auch in Greifswald seiner. Ende 1823 wurde er als Ordinarius für alttestamentliche Exegese, orientalische Sprachen und Kirchengeschichte an die theologische Facultät der heimischen Universität zurückberufen und siedelte im Herbste 1824 von neuem nach dem Orte über, an welchem er vor allen hing, und den er nun nicht wieder zu verlassen brauchte. Hier hat er bis zu seinem am 18. Aug. 1860 infolge eines im Frühlinge desselben Jahres hervorgetretenen Nervenleidens erfolgten Tode eine stille, fast ausschließlich gelehrte, aber umfassende und fruchtbare Thätigkeit entwickelt, wenig und nur im Interesse der Wissenschaft oder seines Amtes in die Oeffentlichkeit tretend, aber allgemein geachtet, sowol im Kreise der Collegen, welche ihm dreimal (1829, 1838, 1851) das Rectorat übertrugen, der Bürgerschaft, welche sein warmes Interesse für vaterländische Geschichte und Volkskunde zu schätzen wußte, und vor allen seinen Fachgenossen auf den Gebieten der historischen und orientalistischen Studien, welche seine gelehrte Thätigkeit nicht weniger als seine stete Bereitwilligkeit zur Aushülfe aus dem unerschöpflichen Schatze seiner Gelehrsamkeit dankbar anerkannten.

Das Merkwürdigste an dieser gelehrten Thätigkeit ist der Scharfblick in der Erkenntniß der wissenschaftlichen Aufgaben, deren Lösung der augenblickliche Stand der Forschung vor andern fordert, und der relativen Wichtigkeit der verschiedenen Objecte, deren unabsehbare Menge besonders auf einem so wenig angebauten Felde wie dem der Orientalistik, so leicht denjenigen irreführt, der nach Zielen für seine Arbeit sucht. Vor allem kam es bei dem Wiedererwachen des wissenschaftlichen Lebens in Deutschland darauf an, die auf allen Gebieten sich regenden Kräfte zu sammeln. Kosegarten ist mit Ludwig Giesebrecht in erster Reihe bei der Gründung der Gesellschaft für pommersche Geschichte und Alterthumskunde (1824) thätig gewesen und hat ebenso geholfen, die erste deutsche Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes (1837) ins Leben zu rufen. Die pommersche Geschichtsforschung bedurfte in erster Reihe einer Anzahl von sorgfältigen Localgeschichten und für das größere Ganze des festen diplomatischen Gerüstes: dem ersten Zwecke dient neben den Baltischen Studien (dem Organe der von ihm gegründeten Gesellschaft, welches er von 1853 bis zu seinem Tode selbst redigirte) ein von ihm begonnenes Sammelwerk (Pommersche und Rügische Geschichtsdenkmäler, Bd. I, Greifswald 1834; von Th. Pyl fortgesetzt), und die zum Universitätsjubiläum bearbeitete Geschichte der Hochschule selbst (Geschichte der Universität Greifswald, 2 Thle. Greifsw. 1857, 1856. 4.); den zweiten strebt er in dem mit Hasselbach zusammen bearbeiteten Codex diplomaticus (Codex Pomeraniae diplomaticus. Herausgeg. von K. Fr. W. Hasselbach und J. G. L. Kosegarten, I. Bd. Greifswald [1843—] 1862) an. Nicht weniger für das Verständniß der älteren historischen Denkmäler als zur wissenschaftlichen Bewahrung der allmählich zurückgehenden plattdeutschen Dialekte war eine lexikalische Bearbeitung der letztern dringend nothwendig: sein niederdeutsches Wörterbuch (Wörterbuch der niederdeutschen Sprache älterer und neuerer Zeit, Lief. 1—3 [a bis angetogen], Greifsw.

1859—60) unternahm es, diesem Bedürfnisse zu genügen.*) Ein schönes Zeugniß der Pietät gegen seinen Vater ist, den 12. Bd. der Gesammtausgabe von dessen Dichtungen bildend, „Kosegarten's Leben“.

Derselbe Zug nach großen und lohnenden Aufgaben geht durch seine orientalistischen Studien. Es ist vor allem die volksthümliche und die poetische Seite der arabisch-persischen wie der indischen Literatur, die ihn anzieht; auf Mohammed's und seiner Theologen Verkümmerung des ursprünglichen arabischen Geistes hat er sich (abgesehen von einem kleinen Stücke in seiner Chrestomathie) niemals eingelassen. Von der Literatur, die ihn hiernach interessiren mußte, hat er einige der allerwichtigsten Werke herauszugeben angefangen: die Geschichte des Tabari, die nothwendige Grundlage jeder kritischen Erforschung der Khalifengeschichte, Taberistanensis id est Abu Dschaferi Mohammed ben Dscherir Ettaberi Annales ... ed. et in lat. transl. J. G. L. K. Vol. I—III, Greifsw. 1831—53. 4., das „große Liederbuch“ des Ali von Ispahan, das Hauptwerk für die Kenntniß der arabischen Dichter und ihrer Werke wie der musikalischen Form der letzteren (Ali Ispahanensis Liber Cantilenarum magnus. Tomus primus, Greifsw. 1840 u. fg. [nur der Text des ersten Bandes, die wissenschaftliche Einleitung und ein Theil der dazugehörigen Uebersetzung und Anmerkungen]), und den Diwan der Dichter vom Stamme Hudheil, eine der werthvollsten Sammlungen vorislamischer Gedichte (The Hudsailian Poems contained in the Manuscript of Leyden. Vol. I: containing the First Part of the Arabic Text, London 1854. 4). Interessant und charakteristisch sind auch die Textstücke, welche er in der Chrestomathia arabica (Leipzig 1828) zusammengestellt und durch ein vortreffliches Glossar, einen Abriß der arabischen Flexionslehre und einige Anmerkungen erläutert hat. — Nur zu Anfang hat er sich daneben auch um die neue Wissenschaft der Aegyptologie gekümmert (Bemerkungen über den ägyptischen Text eines Papyrus aus der Minutolischen Sammlung, Greifswald 1825. 4. — De prisca Aegyptiorum Litteratura. Commentatio prima, Weimar 1828, 4.), aber die Sanskritstudien auch später gefördert, und aus der indischen Literatur sich ebenfalls ein Buch ersten Ranges zur Bearbeitung ausgewählt (Pantschatantrum sive Quinquepartitum de moribus exponens, P. I. Textum sanscritum simpliciorem tenens, Bonn 1848. P. II. Textum sanscritum ornatiorem tenens. Particula prima, [nicht mehr erschienen] Greifsw. 1859, 4).

Auch der sprachwissenschaftlichen Seite der arabischen Philologie hat er seine Aufmerksamkeit zugewandt, auch an ihr mit sicherm Blicke herausgefunden, wessen wir bedürfen. In classischer Vollendung hatte de Sacy das sprachliche Material herausgearbeitet, welches die arabische Ueberlieferung bietet, mit genialem Spürsinn Ewald einige der wichtigsten Gesetze und Triebe erkannt, welche in lautlicher wie in psychologischer Beziehung in den semitischen Sprachen lebendig sind: Kosegarten unternahm es, in einer großen, lateinisch geschriebenen Grammatik das Werk beider zu vereinen, nicht ohne zahlreiche Beiträge aus dem Schatze seiner Gelehrsamkeit hinzuzufügen. Leider ist der Druck nicht zu Ende gekommen: die 688 Seiten in groß Octav, welche er umfaßte und die bis auf einen kleinen Rest die ganze Elementar-, Laut- und Formenlehre darstellen, sind in den siebziger Jahren von dem Verleger (F. C. W. Vogel in Leipzig) ohne Titel in den Handel gebracht worden; aber einer dem jetzigen Stande der Forschung entsprechenden Grammatik der Art, wie sie hier angestrebt ist, entbehren wir noch immer.

Was diesen großen Arbeiten (zu welchen außer dem nicht fortgesetzten ersten Hefte einer „Morgenländischen Alterthumskunde“, Dresden 1831, noch einige Artikel in der „Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes“ und der „Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft“, sowie Vorreden zu Agrell's Supplementa syntaxeos Syriacae, Greifsw. 1834 und Lewi's חברת ישראל, Greifswald 1831 kommen) außer der Weite des Gesichtskreises eignet, ist eine Treue im Kleinen, wie sie mit jener sich nicht immer vereinigt findet, hier aber im höchsten Maße bewährt wird, sodaß derselbe Mann, dessen Blick das Größte zu erkennen fähig ist, aus Uebermaß von Genauigkeit manchmal fast pedantisch erscheint. So sind auch in rein philologischer Beziehung seine Arbeiten noch jetzt — abgesehen von kleinen Einzelheiten, in deren Erkenntniß jeder Tag fortschreitet — wahre Muster von Genauigkeit.

Wenn trotzdem Kosegarten's Wirkung auf seine Zeit eine beschränkte, sein Einfluß auf die Fortentwickelung der Wissenschaft kein maßgebender gewesen ist, so muß der Grund dafür einerseits darin gesucht werden, daß er, der von der Außenwelt fast grundsätzlich abgewandte Gelehrte, als Universitätslehrer, wenigstens für Anfänger, wenig anziehend gewesen zu sein scheint, andererseits aber darin, daß er eine eigenthümliche Neigung besessen haben muß, stets eine ganze Menge großer Aufgaben gleichzeitig nebeneinander zu betreiben: so ist von den vielversprechenden und jeder an sich herrlichen Unternehmungen des Tabari, des Liederbuches, des Hudheilitendivans, des Pantschatantra, wie andererseits des Codex diplomaticus und des Niederdeutschen Wörterbuches keine einzige über den achtunggebietenden Anfang hinausgekommen. Trotzdem schließen alle seine Arbeiten eine solche Fülle der Gelehrsamkeit wie vortrefflicher Einzelerkenntnisse in sich, daß seine in staunenswerther Emsigkeit geleistete Lebensarbeit für die beiden Wissenszweige, denen er sich gewidmet, reiche Früchte zu Wege gebracht, wenn auch nicht so reiche, als sie hätte bringen können, wenn er es über sich vermocht hätte, sich auf eine durchführbare

---

*) Verzeichnisse der kleineren historischen Schriften und Abhandlungen und Würdigungen seiner ganzen Thätigkeit auf diesem Gebiete findet man in Arnold Schäfer's Nekrolog im 33. Jahresberichte der Gesellsch. f. pomm. Gesch. (Baltische Studien Bd. XX. Heft 2 S. 58—70) und in dem Artikel Th. Pyl's in der Allg. deutschen Biogr. XVI, 742 fg., welcher auch die Quellen für die Beschreibung seines Lebens im Einzelnen anführt.

Zahl von Arbeiten zu beschränken. Aber als pommerscher Historiker wie als verständnißvoller Erforscher des arabischen Volksthums nach seiner originellsten Seite hin ist er bis heute unersetzt. *(A. Müller.)*

KOSEGARTEN (Ludwig Theobul [Gotthard]), ein keineswegs talentloser, jedoch unselbständiger Dichter, 1. Febr. 1758 zu Grevesmühlen in Mecklenburg geboren als Sohn des zu Rostock und Halle gebildeten ersten Predigers Bernhard Christian Kosegarten. Der Großvater, Adam Kosegarten, war Kaufmann zu Parchim gewesen. Des Dichters Mutter Johanna Sophia, Tochter des Pastors Buttstädt, starb bereits 1762 und der Vater, der einer Pflegerin für seine sieben kleinen Kinder bedurfte, vermählte sich bald darauf mit Anna Christina, der einzigen Tochter des Hofrath Stiegehaus zu Schwerin. Im J. 1767 ward der Vater zum Präpositus der grevesmühlenschen Diöcese befördert, hatte aber als ein Gegner der in Mecklenburg einflußreichen Pietisten viele Streitigkeiten und Unannehmlichkeiten durchzukämpfen. Seine zweite Gattin gebar ihm sechs Kinder, und bei dem heftigen Charakter Bernhard Christian's mag die Jugend der Kinder erster Ehe nicht eben sehr fröhlich gewesen sein; die Stiefmutter starb 1797, der Präpositus ging aber nach ihrem Tode noch zweimal eine neue Ehe ein und starb erst 1803; sein Amtsjubiläum hat der dichtende Sohn 1800 mit einem „Hymnus" (Gesammelte Dichtungen IX, 282) gefeiert. Eine Autobiographie des Vaters ward in der Beschreibung seiner Amtsjubelfeier (Wismar 1801) gedruckt. Der früh gestorbenen Mutter gedenkt Gotthard oder, wie er sich meist nannte, „Theobul" Kosegarten in seinen Gedichten öfters in liebevollster Weise. Der Knabe, welcher anfangs wenig Begabung verrieth, erhielt durch Hauslehrer einen ungenügenden Unterricht; erst von seinem elften Jahre begann er sich zu entwickeln und machte nun nicht nur in der griechischen, lateinischen und hebräischen Sprache, sondern auch in den neueren Sprachen sich gründliche Kenntnisse zu eigen. Die Bibliothek seines Vaters und des Rectors Rutenick lieferte seiner nicht zu stillenden Leselust reichliche Nahrung, ältere und neue deutsche, italienische und englische Dichter lernte er kennen. Geschichte zog ihn mächtig an und für fleißiges Betreiben der früh angefangenen theologischen Studien sorgte der strenge Vater. Daneben erhielt er Unterricht im Klavierspielen und betheiligte sich mit seinen Geschwistern an den ländlichen Arbeiten. Die Liebe für die Natur ward durch den Aufenthalt auf dem Lande früh in dem Knaben geweckt und verließ den Dichter nie. Glückwünsche in lateinischen Versen mußte der Knabe auf Befehl des Vaters ausarbeiten; zu dichterischen Versuchen in deutscher Sprache trieb ihn früh die eigene Neigung; mit sechzehn Jahren legte er sich eine Sammlung lyrischer Gedichte an. Eigene kleine Erlebnisse wurden besungen; ein größeres Lehrgedicht „Die Thorheit jauchzender Freuden", ein komisches Epos „Schwertlied und Raufbold" und ein anderes „Chenteklär oder die Schicksale eines Hahnes" ausgeführt. Wol nur unmittelbare Nachklänge der Lektüre sind in diesen ungedruckten Jugendarbeiten zu finden; erwähnenswerth sind sie, da sie eine Richtung anzeigen, die Kosegarten später völlig fremd geblieben. Eine heroische Romanze dagegen „Ritogar und Wanda" fand später umgearbeitet Aufnahme in die Werke. Uebersetzungen aus Horaz und Virgil's Eklogen stehen in jener Jugendzeit Uebertragungen deutscher Lieder ins Französische zur Seite; daß sich geistliche Gedichte finden, ist bei einem beginnenden Theologen selbstverständlich; wenigstens eines von ihnen „Gewitter und Selma" (1775) ward später in die Werke aufgenommen.

Am Charfreitag 1774 hielt der Sechzehnjährige in der heimatlichen Pfarrkirche seine erste Predigt: „Ueber die merkwürdigen Absichten Gottes bei dem Begräbnisse Jesu". Aus Abneigung gegen die in Mecklenburg herrschende Richtung sandte der Präpositus darauf seinen Sohn auf die Universität nach Greifswald. Nachdem er noch einmal, und diesmal in Hohenlukow, gepredigt, traf er nach vierzehntägigem Aufenthalte in Rostock Anfang October 1775 in Greifswald ein. Nur die erste Zeit fühlte er sich unbehaglich „an des Rikk veröd'tem Strand". Die Vorlesungen J. Chr. Muhrbeck's zogen ihn, dessen philosophisches Interesse früh geweckt ward, an, und von den theologischen Professoren trat er Quistorp näher; bei Peter Müller hörte er historische Vorlesungen, bei andern über Naturgeschichte, über Homer und Horaz. Mit Gottfried Quistorp und Franz Gering, denen er dann die Sammlung seiner Gedichte widmete, schloß er einen Freundschaftsbund, dessen „ahnungsreicher Lebensdämmerung" er noch viel später in dem Gedichte „an Hans Franz Gering" (IX, 243) ein begeistertes Preislied sang. Auch die erste Liebe fand während der greifswalder Studienzeit ihren dichterischen Ausdruck. In den Oster- und Herbstferien des J. 1776 brachte er in Rostock seiner zartfühlenden Cousine Sophie Buddig seine Huldigungen dar. Mehrere der in vierzeiligen gereimten Strophen frisch und schwungvoll geschriebenen Gedichte erschienen im Rostocker Wochenblatte. Im Juni 1776 entstand aber auch die in Klopstock's freien Rhythmen sich bewegende religiöse Hymne „Das Wehen des Alliebenden". Goedeke (Grundriß §. 274) setzt auch das Erscheinen der ersten Gedichtsammlung Kosegarten's „Gesänge" (Stralsund) für 1776 an; Joh. Gottfried Ludwig Kosegarten erklärt dagegen in der Biographie, die erste Gedichtsammlung seines Vaters seien die 1777 in Stralsund gedruckten „Melancholien" gewesen. Das Gefühl der Leser zu wecken, erklärt die Vorrede der „Melancholien" für den Zweck der „aus Wahrheit und aus Gefühl", nicht nach dem Modetone gesungenen Lieder. Später hat Kosegarten die meisten dieser Gedichte umgearbeitet, wobei sie nach des Sohnes Urtheil formal gewannen, aber an Lebendigkeit einbüßten. Kosegarten selbst meinte später, rauh hätten diese Lieder, welche ein Jüngling näher dem Knaben sang, allerdings geklungen, aber herzlich. Das Schöne, das Gute, das Große mit Bild und Laut darzustellen, sei der Jüngling begeisterungsvoll entbrannt („Die Jugendlieder" VIII, 13), und diese seine alten Themata: Gott, die Natur, Schönheit und Tugend, meinte er 1802 polemisch gegen die Ro-

mantiker („Die Zeitgenossen" IX, 9), wolle er auch unbekümmert um die neuen Lehren neuer Zeiten weiter singen.

Bereits vor dem Erscheinen der „Melancholien" hatte Kosegarten's Talent eine öffentliche Anerkennung erhalten. Er war ausersehen worden, am Geburtstag des Landesherrn — Pommern war damals noch schwedisch —, am 24. Jan. 1777, die übliche akademische Festrede zu halten; sie erschien gleich darauf in Stralsund gedruckt: „Die wahre Größe der Fürsten. Eine Rede und Hymne an Gustav's III. von Schweden einunddreißigstem Geburtstage". Der Einfluß Klopstock's und seiner Abneigung gegen „den Eroberer" ist darin unverkennbar. Ebenfalls 1777 gab der junge Dichter auch noch eine Sammlung „Psalmen" (Stralsund und Leipzig) heraus. Im April 1778 folgte eine neue Gedichtsammlung „Thränen und Wonnen" (Stralsund); 1779 ließ er im Einzeldrucke die Ode „Die höchste Glückseligkeit" erscheinen, dann trat nicht im Dichten, wohl aber in der Veröffentlichung lyrischer Arbeiten eine Pause ein. Ostern 1777 hatte er bei einem Ausfluge nach Wolgast die Ruinen des alten pommerschen Herzogsschlosses gesehen und dadurch lebhaftes dichterisches Interesse für die sagenhafte Geschichte des Landes gewonnen. Im Herbste kam er zum ersten mal nach Rügen, wo die in Wolgast empfangenen Eindrücke noch verstärkt wurden. Eine Fortsetzung der Universitätsstudien war bei der beschränkten ökonomischen Lage der Familie nicht möglich, und nach kurzem Aufenthalte in der Heimat trat er im November 1777 in die Hauslehrerstelle bei dem Landvogte Karl Gustav von Wolffradt zu Bergen auf Rügen ein; wie schwer ihm der Schritt fiel, hat er in dem Gedichte „Mein zwanzigstes Jahr" (VI, 96) ausgesprochen. Nicht ganz zur Zufriedenheit der Wolffradt'schen Familie scheint er seine Stelle ausgefüllt zu haben, denn bald schied er wieder aus dem Hause, durchstreifte einen Theil der Insel und ward im Frühjahre 1778 Hauslehrer bei dem Herrn Wewezer zu Boldeviz, einem Gute in der Nähe von Bergen. Hier hielt er es trotz des vom Vater ererbten ungestümen Temperaments anderthalb Jahre aus. Im Frühlinge 1778 dichtete er die vier Elegien an Agnes, Agnes' Nachtgesang und die zwei Oden an Agnes (VIII, 116—142). Erinnerungen an Rügen kehren in einer großen Anzahl seiner späteren Dichtungen wieder; ossianische Stimmungen wurden bei seinen einsamen Spaziergängen auf der weltgeschiedenen Insel erweckt. Den von Gerstenberg und Klopstock überkommenen Eindrücken der Bardendichtung gaben die Sagen der Insel, auf welche Kosegarten Hertha's heiliges Bad verlegte, eine frischere Färbung. Neben Ossian, Klopstock und Werther's Leiden wurde die Lektüre Shakespeare's in Eschenburg's Uebersetzung eifrig betrieben. Die Ilias und Odyssee, welche er jetzt am Strande des Meeres zum ersten mal ganz las, wirkten so mächtig, daß er die ersten zwölf Gesänge der Odyssee in Hexametern übersetzte und 1780 (Stralsund) den vierten Gesang als eine „Probe der verdeutschten Odyssee" veröffentlichte (A. Schröter, „Geschichte der deutschen Homer-Uebersetzung im 18. Jahrh.", Jena 1882); er selbst urtheilte später über seine Verdeutschung, sie sei wärmer als die Voß'sche, vielleicht minder wahr. Bei der Empfänglichkeit, welche Kosegarten in seinen Arbeiten stets gegen fremde Muster zeigt, ist es natürlich, daß die Begeisterung für Shakespeare ihn bestimmte, sich auch im Drama zu versuchen, obwol ihm jede dramatische Begabung abging.

Im J. 1779 veröffentlichte er zu Stralsund das auf Rügen geschriebene Trauerspiel „Darmond und Allwina" mit einer Widmung an Leisewitz, den Verfasser des „Julius von Tarent". Im J. 1780 folgte: „Wunna oder die Thränen des Wiedersehens. Ein Schauspiel mit Gesang. Am Ende elf Lieder und eine Elegie." Nur einmal kam er in späteren Jahren noch zum Drama zurück, indem er (Hamburg 1800) eine Tragödie „Ebba von Medem" herausgab. In den gesammelten Dichtungen fehlen diese drei Dramen wie so viele andere seiner Arbeiten. Kosegarten's Dramen gehören dem „bürgerlichen Trauerspiele" an, dessen Geschichtschreiber (A. Sauer, „Joachim Wilhelm von Brawe, der Schüler Lessing's", Straßburg 1878) ihrer allerdings nicht gedenkt. War die dramatische Form in Nachahmung fremder Vorbilder, Shakespeare, Leisewitz, Lessing gewählt worden und erinnerte das Motiv von „Darmond und Allwina", die Ungleichheit des Standes, welche die Liebe eines bürgerlichen Jünglings und adeligen Fräuleins trennt, an Rousseau's „Nouvelle Héloïse", zeigte die Durchführung den Einfluß von „Werther's Leiden", so gereichte es andererseits doch „Darmond und Allwina" wie „Wunna" zum Vortheil, daß auch eigene Erlebnisse des Dichters auf die Gestaltung seiner Werke entscheidend eingewirkt. Im Herbste 1779 hatte Kosegarten in der Hoffnung, eine Anstellung in Mecklenburg zu erhalten, Rügen verlassen; als diese Aussicht sich nicht erfüllte, ward er Hauslehrer bei Herrn von Kantzow zu Zansebur, einem Landgute zwischen Stralsund und Bardum, wo er funfzehn Monate verblieb. Auf den benachbarten Gütern Lassentin und Todenhagen lebte Dorothea Hagenow, die Tochter des 1802 geadelten Domänenpächters. Eine Neigung zu ihr scheint Kosegarten bereits früher, als er noch auf Rügen sein erstes Drama schrieb, gefaßt zu haben, jetzt bildete sich zwischen Dorothea und dem armen Hofmeister ein inniges Liebesverhältniß. Hagenow zwang seine Tochter, 1782 sich mit dem um zwanzig Jahre älteren Pastor Otto zu Niepars zu vermählen. Es ist keineswegs richtig, wenn Häckermann (Allgem. deutsche Biographie XVI, 747) behauptet, diese traurige Katastrophe habe den Charakter von Kosegarten's Poesie verwandelt, erst von da an habe er sich in Young'scher Schwermuth gefallen. Bereits 1777 waren ja an Stelle der jugendlichen Entwürfe zu komischen Epopöen die „Melancholien" getreten. Daß der Liebesschmerz aber nicht ohne Einwirkung auf seine Poesie geblieben, ist selbstverständlich. Dreiunddreißig ungedruckte Liebesgedichte, welche nach Häckermann „ebenso einfachen harmonischen Klang wie das Sesenheimer Liederbuch zeigen"(?), befinden sich nebst einer Biographie Dorothea Hagenow's handschriftlich auf der Universitätsbibliothek zu

Greifswald. Aber auch die (angeblich) auf Rügen gedichteten Elegien an Agnes sind thatsächlich an Dorothea gerichtet, wie auch die in der „Inselfahrt“ auftretende Agnes der Jugendgeliebten zu Ehren so genannt worden ist.

Im März 1781 treffen wir Kosegarten als Hauslehrer bei dem Herrn von Flotow zu Renz an der Warne unweit Rostock; hier schrieb er einen ungedruckten Roman „Die Liebe Reinhart's und Jinni“. Ende 1781 nahm er die gleiche Stelle bei Herrn von Kathen zu Götemiz auf Rügen an. Hier scheint er endlich eine Familie nach seinen Wünschen gefunden zu haben, denn vier Jahre blieb er in diesem Hause. Nur einzelne Ausflüge, wie Anfang 1784 eine Reise nach Lübeck, wo er Gerstenberg vergeblich aufsuchte, unterbrachen den stillen Aufenthalt auf Rügen. Als Prediger genoß er bereits seit längerer Zeit einen gewissen Ruf; unter den Titeln „Wahre Weisheit“ und „Glaube und Unglaube“ hatte er 1780 und 1781 in Stralsund mehrere Predigten drucken lassen; im letztern Jahre legte er auch seine theologische Prüfung in Greifswald ab (Juli 1781). Für die Dichtung waren die vier Jahre auf Rügen wieder sehr fruchtbar. Dem zu Renz begonnenen Studium Tasso's und Petrarca's entsprang der erst 1791 (Berlin) veröffentlichte Roman „Ewald's Rosenmonde, beschrieben von ihm selbst und herausgegeben von Tellow“. Eine Reihe von Hymnen entstand und in den verschiedensten Formen übte er sein sich immer mehr ausbildendes Talent. In Blankversen schrieb er in einfachem epischen Stile die Scenen „Die sterbende Alkestis“ und „Iphigenien's Opferung“, während die „Letzte Wehklage um Troja“ — mit Schiller's „Siegesfest“ zu vergleichen — den Charakter der Cantate zeigt; den ersten Druck der drei Dichtungen brachte Boie's „Deutsches Museum“ 1789. Die Beschäftigung mit der nordischen Literatur äußerte in Balladendichtungen ihren Einfluß; Scenen aus Ossian wurden in Versen und nach Goethe's Vorgange in rhythmischer Prosa bearbeitet. Die ersten fünfundfunfzig Verse des dritten Buches von Paradise lost wurden als „Milton's Sonnengesang“ in der Form des Originals trefflich wiedergegeben; der Uebersetzung von „Thomson's Hymne“ steht die Uebertragung von sechs Orphischen Hymnen zur Seite. Hier wie in einer Reihe verschiedenartiger anderer Versuche bewährt sich ein hervorragendes Uebersetzertalent. Eine Selbstbiographie, der es an Selbstbewußtsein nicht mangelt, schrieb er 1783 für Joh. Chr. Koppe's „Jetztlebendes gelehrtes Mecklenburg“ (Rostock und Leipz.) I, 96—106.

Im September 1785 folgte er einer Berufung des wolgaster Magistrats als Rector der Stadtschule zu Wolgast. Die philosophische Facultät zu Bützow, welche ihn bereits 1781 vergeblich zu einer Professur für griechische Literaturgeschichte und schöne Wissenschaften in Vorschlag gebracht hatte, ertheilte ihm nun die Magisterwürde und Kosegarten schrieb eine ästhetische Abhandlung „De pulcro essentiali, ex placitis veterum“. Am 10. Oct. begann Kosegarten seine neue Amtsthätigkeit, die er bis in den Mai 1792 mit größtem Eifer ausübte. Da die von ihm zu leitende Anstalt zugleich Bürgerschule und gelehrte Schule sein sollte, die vorhandenen Lehrkräfte aber durchaus ungenügend waren, so wurden Kosegarten's Kräfte aufs äußerste in Anspruch genommen. Das mit der Stelle verbundene Einkommen stand mit ihren Anforderungen im umgekehrten Verhältnisse. Im Herbste 1786 vermählte er sich mit Katharine, der zweiten Tochter des ihm befreundeten, verstorbenen Pastors Linde zu Casvenitz. Auf dem bei Greifswald gelegenen Gute Klein-Kiesow des Oheims seiner Frau verbrachte er von jener Zeit an die Ferienwochen. Die ausgedehnte literarische Thätigkeit, welche der von Amtsgeschäften überhäufte Rector während der sieben Jahre in Wolgast ausübte, ist erstaunlich. Er dichtete und schrieb der alten Neigung folgend. An einer großen Anzahl von Almanachen, am Göttingischen seit 1789, und Zeitschriften war er Mitarbeiter, wie denn bereits das Aprilheft 1780 von Wieland's „Teutschem Merkur“ Kosegarten's Epos „Die Ralunken, eine rügische Erzählung“ gebracht hatte, wieder abgedruckt 1782 in Gesterding's Pommerschem Museum; das Februarheft 1782 von Boie's „Deutschem Museum“ das Gedicht „Das Fräulein von Garmin“, das Juniheft 1783 „Ritogar und Wanda“. Im vierten Stücke des „Pommerschen Archivs der Wissenschaften und des Geschmacks“ erschien 1785 „Psyche, eine Dichtung des Alterthums nach Marino, drei Theile“, das zu allen Zeiten von Poeten mit Vorliebe bearbeitete Märchen des Apulejus. Im gleichen Jahre veröffentlichte er „Grundgesetze der zukünftigen Welt; eine Predigt“ (Stralsund). Drei Jahre später vereinigte Kosegarten seine in den letzten Jahren entstandenen Gedichte mit einer Auswahl aus den früher erschienenen Sammlungen zu einer großen zweibändigen Ausgabe: „Gedichte von Ludwig Theobul Kosegarten“ (Leipzig 1788). Eine selbständige Ausgabe der „Psyche“ folgte 1789 und dieser 1790, 1794 und 1801 je ein Band der „Rhapsodien oder zerstreuten Blätter“ (2. Aufl. des 1. und 2. Bandes 1800) mannichfachen Inhalts. Neben Gedichten, der Uebersetzung einer Ode Vanini's stehen prosaische Aufsätze wie der „Ueber die wesentliche Schönheit“, „Schilderungen aus dem Aufenthalte auf Rügen im J. 1782“, dann mehrere Predigten, unter ihnen die auch selbständig erschienenen, ins Französische und Holländische übersetzten „Betrachtungen über die Bedeutung, den Zweck und die Erfordernisse zum würdigen Genuß des Abendmahls“. Reden und Predigten wechseln mit Schilderungen aus dem Aufenthalte auf Rügen, zu Götemiz und Wolgast in den zwei Bänden „Haining's Briefe an Emma“ (Leipzig 1791).

Diesen Werken stehen aus der wolgaster Rectoratszeit solche Arbeiten gegenüber, welche Kosegarten des Gelderwerbes wegen übernehmen mußte, nachdem er bereits 1782 eine „Probe von Fischer's umgearbeiteten geistlichen Gedichten nebst Ankündigung“ für einen Verleger ausgearbeitet hatte. Er übersetzte den „Freudenzögling von Herrn Pratt“ 1791; den zwei bereits vorhandenen Uebersetzungen von Richardson's „Clarissa“ stellte er eine neue in acht Bänden (Leipzig 1790—1793) ge-

genüber. Er strebte, wie er in der Vorrede sagt, wol treu zu übersetzen, die langausgesponnenen Perioden Richardson's aber zu theilen und zu vereinfachen, und den Dialog leicht und ungezwungen wiederzugeben. Im J. 1791 gab er den ersten, 1795 den zweiten Band von Adam Smith's „Theorie der sittlichen Gefühle" übersetzt heraus; 1792 in zwei Bänden Oliver Goldsmith's „Römische Geschichte" (neu aufgelegt 1798 und 1805). In der Widmung dieses Werkes an den schwedischen Kronprinzen Gustav Adolf schilderte er nach Klopstock'schem Muster den bösen und das Ideal des guten Fürsten. Die Gunst des Kronprinzen, welche er sich mit dieser Widmung gewann, verschaffte ihm 1792 das einträgliche Pfarramt zu Altenkirchen. Bereits hatte er den Antrag, Hofprediger der Königin von England zu werden, abgelehnt und das Rectorat des kaiserlichen Lyceums zu Riga angenommen, als ihm so unverhofft das Glück zutheil ward, unter den angenehmsten Verhältnissen auf sein geliebtes Rügen zurückzukehren. Seine neue Stellung brachte es mit sich, daß die Pflege der Predigt ihn zunächst beschäftigte; nachdem er einzelne, wie seine erste Uferpredigt in der Vitte (1792), die Jubelpredigt zum Gedächtniß der in Schweden vollendeten Reformation (1793) hatte drucken lassen, gab er (Berlin 1794 und 1795) eine zweibändige Sammlung seiner „Predigten" heraus. „Eusebia, ein Jahrbuch zur Beförderung der Religiosität" hatte er 1792 (Leipzig) erscheinen lassen; aus dem Englischen übersetzte er 1800 „Der Prediger wie er sein sollte, dargestellt im Leben des Baptistenpredigers Robert Robinson". Die Gerichtspflege und Polizei, welche dem Pastor als Grundherrn von Altenkirchen oblag, bereitete ihm viel Mühe und Verdruß, aber wie in der Schule zu Wolgast, so wußte er auch in seiner Pfarre allgemeine Beliebtheit und Vertrauen sich zu erwerben. Das idyllische Landleben, das er im Kreise seiner Familie in Altenkirchen genoß, hat er selber den Freunden seiner Gesänge in einer von Horaz' Epoden stark beeinflußten „Ekloge" (XI, 161—208) geschildert. Von den vielen Fremden, welche im Sommer aus Norddeutschland nach Rügen kamen, ward der bereits namhafte Dichter gern besucht; auch Wilhelm von Humboldt ward auf diese Weise mit ihm bekannt. Zur Erziehung seiner Kinder — am 10. Sept. 1792 war ihm sein erster Sohn Johann Gottfried Ludwig, der später berühmte Historiker und Orientalist geboren worden — nahm er 1796 einen Hauslehrer an: es war Ernst Moritz Arndt. Demselben folgte in dieser Stelle einer seiner wolgaster Schüler Karl Lappe, gleich Kosegarten selbst ein eifriger Dichter, und diesem Hermann Baier aus Lobbin, welcher in der Folge der Gemahl von Kosegarten's ältester Tochter Alwina wurde. Als ihn 1793 die Facultät zu Rostock zum Doctor der Theologie creirte, schrieb er die Dissertatio theologico-aesthetica de auctorum sacrorum ipsiusque Jesu Christi vi atque indole poetica.

In die Zeit seines Aufenthaltes zu Altenkirchen fällt auch die Ausarbeitung seines gelehrten Hauptwerkes, der „Geschichte des oströmischen Kaiserthums", deren erster Band 1795, der zweite 1802 erschien. Es ist nicht anders zu erwarten, als daß das Quellenstudium auf der abgelegenen Insel nicht eben sehr umfangreich sein konnte; um so eifriger hat der Uebersetzer englischer Schriftsteller Gibbon's herrliches Meisterwerk zu Rathe gezogen. Kosegarten gehört als Historiker zu den von Voltaire's geistreich feuilletonistischen Geschichtsarbeiten angeregten deutschen Autoren, die nach dem Vorgange Schiller's der rein pragmatischen, nur von Fachgelehrten für Fachgelehrte geschriebenen trockenen Zusammenstellungen eine in anziehender Form für weite Kreise der Gebildeten bestimmte Geschichtschreibung gegenüberstellen wollten, und sich dabei mehr oder minder dem Einflusse von Herder's geschichtsphilosophischen Ideen hingaben. Seiner eigenen historischen Arbeit schließen sich wieder Uebersetzungen aus dem Englischen an; der dritte und vierte Band von John Gillin's „History of ancient Greece and its colonies", die beiden ersten hatte Hauptmann von Blankenburg übertragen, und John Gast's „History of Greece". Die 1800 erschienenen zwei Bände des „British Odeon, oder Denkwürdigkeiten aus dem Leben und den Schriften der neuesten britischen Dichter" (Berlin) enthalten biographische Nachrichten von englischen und schottischen Dichtern des 18. Jahrh.; von den beigegebenen Uebersetzungen haben einige Karl Lappe zum Verfasser. Auch der dritte Band der Rhapsodien brachte Uebersetzungen englischer und schottischer Lieder (nun im ersten Bande der „Dichtungen"). Das philosophische Gebiet, dem seine Magisterdissertation angehörte, betrat er 1796 wieder mit „Eudämon's Briefen an Psyche oder Untersuchungen über das Urschöne, Urwahre und Urgute". Kosegarten bemühte sich redlich, der neueren Entwickelung der Philosophie zu folgen, ohne daß er es zu einem Verständnisse Kant's gebracht hätte. „Der arme Kosegarten", schrieb Goethe am 13. Aug. 1797 an Schiller, „erscheint äußerst fratzenhaft, der, nachdem er nun zeitlebens gesungen und gezwitschert hat, wie ihm von der lieben Natur die Kehle gebildet und der Schnabel gewachsen war, seine Individualität durch die Folterschrauben der neuen philosophischen Forderungen selbst auszurecken bemüht ist, und seine Bettlerjacke auf der Erde nachschleift, um zu versichern, daß er doch auch ohngefähr so einen Königsmantel in der Garderobe führe." Seine ganze Unselbständigkeit, wie sie überall zu Tage tritt, zeigt Kosegarten auch in seinen philosophischen Ideen; es ist ein geradezu lächerlicher Abklatsch der tiefen Schiller'schen Ideen, wenn wir in der Ekloge gleich dem „Spaziergang" durch die Disharmonie der Vergangenheit und Gegenwart geführt werden, um dann für die Zukunft die Verheißung zu erhalten (XI, 179), in ihr würden „in seligem Bunde

Gatten sich Neigung und Pflicht, es huldigt der Trieb dem Gedanken.
Zur Nothwendigkeit kehret der Mensch zurück durch die Freiheit."

Einer verbesserten Ausgabe der zweibändigen Gedichtsammlung von 1788, die (Leipzig 1798) unter dem Titel „Poesien" herauskamen, folgten 1799 (Berlin)

„Memnon's Bildsäule", 1801 die „Blumen", eine Sammlung schottischer, schwedischer und dänischer Volkslieder (X, 153—288); 1802 eine neue Auflage der „Poesien" in drei Bänden. Schon früher war Kosegarten als Mitarbeiter in Schiller's Musenalmanach und sogar in den Jahrgängen 1796 (das Geständniß VI, 5; Ekloge VII, 2; Theon und Theone X, 1) und 1797 (Kosmopoliten X, 11; das Neue X, 14) der „Horen" aufgetreten. Im Verzeichnisse der Mitarbeiter von 1794 war sein Name allerdings nicht genannt gewesen, erst als das große Schiff mit seiner classischen Bemannung auf den Strand gerieth, nahm Schiller auch Hülfsvolk vom Schlage Kosegarten's an Bord der „Horen". Körner meinte von diesen Beiträgen einmal, Kosegarten gebe oft ein warnendes Beispiel, wie man große Gegenstände nicht kleinlich behandeln solle; von „Theon und Theone" und der „Ekloge" aber urtheilte er (an Schiller 15. Dec. 1796), es habe zwar treffliche Stellen, im ganzen jedoch wieder eine gewisse Steifheit und Trockenheit, man sehe den Knochenbau und die unvollendete Ausbildung des Künstlers zu deutlich. An Cotta empfahl Schiller zwar den vielschreibenden Dichter als eine Zierde für die „Flora", für welche er selber freilich nicht schreiben mochte. Von den Streichungen, welche Schiller eigenmächtig in Kosegarten's Gedichten, besonders in „Arkona" (Musenalmanach auf 1796 S. 75) vornahm, war dieser wenig erbaut und suchte in einem salbungsvollen Briefe vom 15. Dec. 1796 (durch W. Vollmer's treue Sorgfalt abgedruckt im „Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta", Stuttgart 1876 S. 221) Schiller sein Unrecht zu Gemüthe zu führen. Schiller selber schrieb ihm einmal (9. Juni 1797?) seine „Meinung"[1]), worauf Kosegarten „sehr dankbar für meine Aufrichtigkeit" (Schiller an Goethe am 17. Aug. 1797) antwortete: „Aber wie wenig ihm zu helfen ist, sehe ich daraus, daß er mir in demselben Briefe das Anzeigeblatt seiner Gedichte beigelegt, welches nur ein Verrückter geschrieben haben kann. Gewissen Menschen ist nicht zu helfen, und dem da besonders hat Gott ein ehern Band um die Stirn geschmiedet." Auch Aug. W. Schlegel gegenüber spottete Schiller (3. Juli 1797) über die „possirliche Ankündigung". Ob die 126. Xenie, wie Boas meint, auf Kosegarten zu beziehen ist, erscheint unsicher. Friedrich Schlegel urtheilte in der Recension des Schiller'schen Musenalmanachs für 1796 (im Journal „Deutschland" II, 6), „Kosegarten's Sidselil könnte rührend sein, wenn es von einigen widerlichen Zügen gereinigt und weicher gehalten wäre. Einige andere empfindungsvolle Gedichte desselben Verfassers (an Ruhheims Fluren, Ellwinens Schwanenlied, die Sterne) sind von Ueberspannung und Ueberfluß nach seiner Art ungewöhnlich frei". Schlimmer sprach er von den Beiträgen zu den „Horen". „Das Geständniß ist ein in Gärung gerathenes Vorwort von Kunstwörtern der Empfindelei; dazwischen genugsame, rein prosaische Brocken, und einige Erinnerungen an Klopstock. Nichts kann unweiblicher und unzarter sein, als Theone's lange Beschreibung einer Umarmung und der Wallungen ihres Blutes in dem Liede, wo sie ihre Gegenliebe zuerst gesteht." Die „Ekloge" nennt er schwerfällig und pflichtmäßig, ein einziger poetischer Uebergang finde sich in dem ganzen Stücke.

Kosegarten vergalt die Abneigung der Romantiker auch seinerseits, so schwach er eben konnte. Wie hätte auch zwischen den von Weimar und Jena ausgehenden Kunstanschauungen und der engherzigen Auffassung des Pastors, der als Dichter preist, daß in seiner Kirche „weder Gemaltes entstelle die Wand noch Geschnitztes" (Inselfahrt II, 151), eine Verständigung sich ergeben können! Nur den Einfluß von Novalis' herrlichen Hymnen an die Nacht treffen wir als Wirkung der Romantischen Schule in der fünften Ekloge „Nachtfahrt". Im übrigen dichtete er ruhig in seiner Weise fort. Zwischen 1812 und 1815 gab er in Greifswald seine „Dichtungen", nunmehr zu acht Bänden angewachsen, heraus. Im J. 1805 hatte er seine erste größere epische Idylle „Die Inselfahrt, oder Aloysius und Agnes, eine ländliche Dichtung in sechs Eklogen" (Berlin; neue Auflage 1814) veröffentlicht; es ist die Insel Hiddensee, welche darin geschildert wird. Im J. 1808 folgte „Jukunde; eine ländliche Dichtung in fünf Eklogen", in ebenso viel Tagen entstanden (Berlin; 6. Aufl. 1843), die Heinr. Kurz in seiner Literaturgeschichte wol mit Recht als Kosegarten's beste Leistung rühmt. Das Gedicht gibt sich überall als eine Nachahmung von J. H. Voß' „Luise" deutlich zu erkennen; nach dem Muster von „Hermann und Dorothea" gibt es den Ausblick auf einen patriotisch-politischen Hintergrund. An das Thema seines ersten Dramas dagegen knüpft Kosegarten wieder an, indem das Standesvorurtheil als nichtig bezeichnet und die Heirath zwischen der Pfarrerstochter und dem adeligen Gutsbesitzer ohne Hindernisse geschlossen wird. Neben diesen Werken in gebundener Rede schuf der Uebersetzer Richardson's auch eine Reihe von Romanen. Ein historischer, auf Rügen spielender Roman ist „Ida von Plessen" (2 Bde. Dresden 1800), nach des Autors Ausdrucke „wie im Rausche innerhalb funfzehn Tagen gedichtet" „Bianca del Giglio" (Dresden 1801, 2 Bde.), im Morgenlande und in Italien spielend, schildert die religiöse Liebe. Ein Cyklus von Gedichten „Bianca's Lieder" (X, 115—148), ist zugleich mit dem Roman entstanden, der „heilige Begeisterung athmend nur einiger Nachhülfe bedarf, um unter den romantischen Kunstwerken der Nation eine ehrenvolle Stellung einzunehmen". „Adele Cameron, eine schottische Geschichte" (2 Bde. Dresden 1804), nach Kosegarten's Urtheil „überlegen ihren Schwestern, was die Ruhe und Selbstbesonnenheit anlangt, an inniger Empfindung und Lebendigkeit der Phantasie ihnen nicht weichend", stellt die Liebe zur Heimat dar. Drei weitere Romane, die bräutliche Liebe, die kindliche Liebe und die Freundschaft

1) Der interessante Brief Schiller's, in dem er seine „Meinung" über Kosegarten als Dichter ausspricht, ist leider noch nicht bekannt geworden. Andere, ebenfalls noch nicht wieder aufgetauchte Briefe Schiller's an Kosegarten sind nachweisbar geschrieben und abgesandt worden am 9. Jan. 1795, 4. Juli und 7. Nov. 1796. An Kosegarten's Sohn, den Orientalisten, hat Goethe zwischen 1818 und 1824 fünf Briefe gerichtet.

verherrlichend, sollten folgen. Von ihnen wurde nur der erste „Guy und Yseule, eine Geschichte aus der Zeit der Kreuzzüge" von dem rüstigen, aber keineswegs lobenswerthen Nachahmer Lafontaine's in Angriff genommen; dafür lieferte er eine Uebersetzung aus dem Französischen „Jukunde von Castel, eine Geschichte aus der Vendée" (2 Bände, Leipzig 1806), nachdem er bereits 1802 (Lübeck) zwei Bände von Thomas Garnett's „Reise durch Hochschottland und die Hebriden; mit Beilagen den Ossian betreffend vermehrt" verdeutscht herausgegeben hatte.

Mehr Anerkennung als die Schleuderarbeit seiner Romane verdient die 1804 (Berlin; 2. Aufl. 1816) erschienene Sammlung der theils in Versen (Hexameter und reimlose Trochäen), theils in Prosa ausgearbeiteten „Legenden". Mochte auch das Interesse für die frühchristlichen Zeiten den ersten Anstoß für diese Dichtungen gegeben haben, die von den Romantikern geweckte Vorliebe für die katholischen Heiligenlegenden hat an dem Werke mitgeholfen. Zwei von Kosegarten bearbeitete Legenden „Die Tänzerin" und „Dorothea" — gleich „Agnes" und „Jutta" bereits in „Die Inselfahrt" enthalten, hat neuerdings auch Gottfried Keller in seinen „Sieben Legenden" (Dorothea's Blumenkörbchen; das Tanzlegendchen) erzählt.

Als im August 1805 ein nach der neueingeführten schwedischen Ordnung zusammengesetzter Landtag in Greifswald zusammentreten sollte, schrieb der 1802 zum Consistorialrath beförderte Pfarrer von Altenkirchen für die Deputirten der Geistlichkeit eine Broschüre „an die Erwählten des zweiten Standes"; zugleich übersetzte er in freier Weise den nun auch in Pommern zur Einführung bestimmten Katechismus des schwedischen Erzbischofs Suebilius. Die Kriegsereignisse des Winters 1806 auf 1807 riefen Kosegarten's erstes patriotisches Gedicht, den „Trutzgesang" (IX, 299), während der Blokade Stralsunds gedichtet, hervor. Im folgenden Jahre ward auch Rügen von den unwillkommenen französischen Gästen gründlich heimgesucht, und Kosegarten, der überall aushelfen und vermitteln mußte, so arg mitgenommen, daß er daran dachte, nach Schweden auszuwandern. Durch Vermittelung des Marschalls Soult erhielt er aber die erledigte Professur für Geschichte an der Universität zu Greifswald, ohne daß er seine Pfarrstelle, in der ihn sein früherer Hauslehrer Hermann Baier vertrat, aufzugeben brauchte. Ende September 1808 begann er seine Vorlesungen; 1817 trat er in die theologische Facultät über. Während der neun Jahre las er: Weltgeschichte, europäische Staatenhistorie, Geschichte der Deutschen, der Griechen, der Kreuzzüge und Urgeschichte; außer diesen Vorlesungen, zu denen ihn sein Amt verpflichtete, auch solche über griechische Literaturgeschichte, und interpretirte Homer, Pindar, die Orestie des Aeschylos, Plutarch, die Olympischen, Philippischen und die Kranzrede des Demosthenes. Außerdem schrieb er achtzehn Dissertationen über historische, philosophische, theologische und philologische Gegenstände[2]); nebst manchem andern theilweise in der von Mohnike besorgten Sammlung enthalten: „Kosegarten's Reden und kleine prosaische Schriften" (3 Bde., Stralsund 1831 und 1832). Die Angelegenheiten der Universität und ihr Gedeihen lagen ihm jederzeit warm am Herzen. Im J. 1812 trat er unter schweren Umständen zum ersten mal das Rectorat an und suchte den französischen Uebergriffen gegenüber die Rechte der Universität zu wahren. Er hatte 1809, als Napoleon Landesherr war, an seinem Geburtstage die Festrede halten müssen („Rede am Napoleonstage des J. 1809"), in welcher er die Erfolge des Kaisers als Feldherr und Gesetzgeber anerkannte, ihn aber auf die Nemesis der Geschichte hinweisend zur Achtung der Freiheit aufforderte und begeistert die Verdienste der bescheidenen Deutschen auf allen Gebieten pries. Es war eine That, daß er nun am 7. Oct. 1812 im Beisein der französischen Generale den Geburtstag des schwedischen Königs mit einer Rede „Von der Hingebung des Leonidas" feierte, und darin der Hoffnung Ausdruck gab, daß auch Deutschland ein rettender Leonidas erstehen möge. Bei dieser Gesinnung mußte er die Erhebung des J. 1813 freudig begrüßen. Es verdient vielleicht Anerkennung, daß er in den vierzehn „Vaterländischen Gesängen" (Greifswald 1813, VII, 123—181) mahnt, die Verdienste des französischen Volkes um die Cultur der Menschheit nicht zu vergessen, poetischen Werth kann man einzig dem ersten Gedichte „Deutschlands Erwachen" zugestehen. Die noch folgenden Gelegenheitsgedichte sind mitunter recht lobenswerth durch ihre Gesinnung, auf den Namen von Dichtungen dürfen sie aber keinen Anspruch erheben. Dagegen ist die 1816 veröffentlichte „Geschichte seines funfzigsten Lebensjahres" (Leipzig), in welcher er den durchaus ungegründeten Verdacht des Bonapartismus von sich abzuwehren suchte, von hohem autobiographischem Werthe. Im J. 1817 erlebte er die Freude, die vor vielen Jahren begonnene Kapelle bei Altenkirchen einweihen zu können; er ließ die dabei gehaltenen Predigten drucken als „Denkmal der Widmung des auf Arkona erbauten Uferhauses" (Stralsund 1817). Im gleichen Jahre gab er mit längerer Einleitung, in welcher er seine Ansichten über Mystik und manche theologische Fragen äußerte,

2) 1811: Quo sensu philosophia meditatio mortis a Veteribus dicti sit, ac dici queat. — Aonius Palearius, immortalitatis animarum praeco atque vates quondam praeclarissimus, idemque infelicissimus, ab olivione vindicatus. — Cassandra fidelis saeculi et sexus sui Phoenix. e cineribus revirescens. — Civitas solis Thomae Campanellae, sapientum afflictissimi juxta ac fortissimi res publica idealis. — De gloriosissimi et pervetusti regis Dschemschid, Achaemenidarum atavi, claris natalibus, facineribus egregiis, exituque, quem ferunt, fatali. — Doctrinae Dualismi a Zoroastre Medo-Bactrico instaurati delineatio. — 1812: De poëtarum effatis Graecorum, in sacro novi foederis codice laudatis. Particulae IV. — Oratio habita in senatu academico, cum magistratum academiae iniret. — 1813: Hymnus Cleanthis, denuo recensitus, notis illustratus. — Orphi Hymnus in Tellurem emendatus, illustratus. — De Auriflamma, vexillo quondam Francorum auspicatissimo et sacratissimo, monographia historica. — 1815: Ex effato Salvatoris Matth. V, 13 verbi divini, ejusdemque ministrorum imago et exemplum. — Der Tag von Clermont. — Das tausendjährige Gedächtniß Kaiser Karl's des Großen u. a. m.

eine deutsche Bearbeitung von Jeanne Marie Bouviers, verehlichten de la Motte Gujon Werk „Die Ströme“ heraus. Im Herbste 1817 hielt er beim Reformationsfest die akademische Festrede, die Johann Bugenhagen, den Reformator Pommerns, feierte. Der ordentliche Professor der Dogmatik gab 1818 noch eine Sammlung von Distichen, eine Nachahmung von Goethe's „Jahreszeiten“ heraus. Ein halbes Jahr nach dem Antritte seines zweiten Rectorats erlag der unermüdlich Thätige der für seine geschwächte Gesundheit allzu anstrengenden Thätigkeit. Er starb am 26. Oct. 1818 und wurde seinem Wunsche gemäß in Mitte seiner alten Gemeinde zu Altenkirchen bestattet.

P. Fr. Kanngießer „Zum Andenken an Ludw. Gotthard Kosegarten (Greifswald 1819). — Joh. Gottfr. Ludw. Kosegarten, „Kosegarten's Leben“ im XII. Bde. der „Dichtungen“, Greifswald 1827. — Meinhold über Kosegarten in den „Pommerschen Provinzialblättern“ 1821 III, 39—58; dem Aufsatze ist ein als sehr ähnlich gerühmtes Porträt von R. J. B. Hübner beigegeben. — D. H. Biederstedt, „Nachrichten von dem Leben und den Schriften neuvorpommerisch-rügenscher Gelehrten seit dem Anfange des 18. Jahrh. bis zum J. 1822“ (Greifswald 1824).

Eine hervorragende Erscheinung kann Kosegarten freilich nach keiner Hinsicht hin genannt werden. Er ist einer jener nicht großen, aber über das Mittelmaß doch hinausragenden Naturen, deren genauere Betrachtung, die gewöhnlich versäumt wird, uns eine richtigere Schätzung der zu jeder Epoche für die Ausbreitung der Geistescultur wirkenden und diese selbst in einem gewissen Abschnitte repräsentirenden Kräfte bieten würde. Als Dichter ist er von Klopstock, als Theolog von den Doctrinen der Aufklärungszeit ausgegangen. Gleich den Schülern Sack's und Spalding's suchte auch er eine Zeit lang von der Kanzel Aufklärung zu verbreiten, indem er gegen den Teufels-, Gespenster- und Hexenglauben predigte, gemeinnützige Kenntnisse aus der Diätetik und Oekonomie vortrug. Im Verkehre mit seinen am guten Alten festhaltenden weltentlegenen Pfarrkindern gewann er bald andere Ansichten. Sein poetischer Sinn ertrug nicht die beliebte Verwässerung der alten protestantischen Kirchenlieder; er hielt an dem unveränderten Wortlaute der Lieder Luther's, Gerhard's, Heermann's, Spengler's u. a. fest. Es war eine seiner letzten Bemühungen, dem neuen pommerschen Gesangbuche eins entgegenzustellen, das die alten Lieder enthielt, und er setzte bei der Regierung die Anerkennung seines Gesangbuches durch. In dem schönen, vom Geiste des echten Kirchenliedes getragenen Gedichte an Diderich Hermann Biederstedt (1814, VII, 188) fordert er von der Predigt die Erweckung von „Buß und Glaube“. Ambrosius, Chrysostomus, Johannes Gerson, Tauler, Spener, Arnd, Tersteegen sind die Vorbilder, auf die er hinweist. Glaubens- und Sittenlehre Jesu, Schilderungen aus dem Leben frommer Männer der Vorzeit bildeten den Inhalt seiner Predigten, die nicht populär sein, sondern den Zuhörer emporheben sollten. In lebhafter Sprache und mit starker eigener Gemüthsbewegung trug der hochgewachsene, in allen Bewegungen ungestüme Mann die Predigten vor, auf deren Ausarbeitung er keine große Kunst verwendete. An den althergebrachten Formen des Gottesdienstes hielt er streng allen Neuerungen gegenüber fest.

Die Kunst der Ausarbeitung ließ er aber auch in seinen Dichtungen allzu sehr außer Acht. Vergeblich mahnten ihn Boie, Bürger, Herder und Schiller, sich einer größeren Correctheit zu befleißigen. Zwar hat er seine früheren Arbeiten zu verbessern gesucht und die abschließende Sammlung, welche 1824 und 1825 in zwölf Bänden (Greifswald) als „Dichtungen von Ludwig Gotthard Kosegarten“ herauskam, weist wesentliche Textverschiedenheit von den früheren Drucken aus. Im Vorworte zur letzten von ihm selbst besorgten, der vierten Auflage der „Dichtungen“ (Greifswald 1812) erklärte er, „alles berichtigt, vieles, ja das meiste völlig umgearbeitet“ zu haben. In Hinsicht der Metrik habe er „der schlaffen Grundsatzlosigkeit gänzlich entsagt, ohne gleichwol den Forderungen der strengeren Theorie mich unbedingt zu fügen“. Seine Hexameter sind im allgemeinen gut gebaut und rhythmisch, doch läßt sich auch nach aller Umarbeitung noch unterscheiden, in welchen Gedichten er ursprünglich den Hexameter Klopstock's oder den Schiller's zum Vorbild sich ausersehen hatte. Er nahm nur mit Auswahl in seine Sammlung auf, „was minder zu kränkeln schien an der Gestaltlosigkeit, Trübseligkeit, Verworrenheit und andern Zeitgebrechen; was inniger empfunden, klarer angeschaut, feuriger ergriffen, und ergreifender wiederum entblitzt sein möchte dem tiefbewegten Gemüthe“. Er betonte mit Nachdruck die Unmittelbarkeit seines Dichtens in einem Briefe an eine junge, gleichfalls dichtende Freundin, Sara Henriette Linde. Goethe, Claudius und Young nennt er (VI, 116) als von ihm besonders geehrte, Klopstock und Ossian als die geliebtesten seiner Seele; an anderer Stelle rühmt er Schiller. Fügen wir noch Bürger, Voß und Horaz hinzu, so sind seine dichterischen Vorbilder genannt. Die Nachahmung von Klopstock, Schiller, Bürger tritt oft bis zur Lächerlichkeit gesteigert hervor, z. B. VI, 138 in „Schön Hedchen“. Es steht damit durchaus nicht in Widerspruch, daß er völlig naiv dichtete. „Ich dichtete, weil ich nicht umhin konnte, also zu thun; weil die mich treibende Unruhe nicht anders beschwichtigt, die in mir lechzende Sehnsucht nicht anders geletzt werden konnte als durch die Hervorbringung eines Dichterwerkes. Ich fuhr fort zu dichten wachend und träumend, während der Mahlzeiten, während der gesellschaftlichen Unterhaltungen und während der kirchlichen Verrichtungen selber.“ Ein fruchtbares, aber kraftloses Talent ist in Kosegarten wirkend; seine Poesie schwankt charakterlos nach den verschiedensten Richtungen hin. Der Hexameter überwiegt, allein eins seiner Hauptgedichte „Arkona“ bringt die lange vergessene Form des Alexandriners wieder; der Klopstock-Voß'schen Ode tritt der Bürger'sche gereimte Balladenvers gegenüber. Ueberall ist er wortreich und von Empfindung triefend, verschwommen wie sein Ideal Ossian. Er sagt in der „Einladung“

zur „Jukunde", männlicher Tadel und Lob kümmere ihn nicht sonderlich, nur für Frauen wolle er dichten. Die Literaturgeschichte, die eben nicht von Frauen geschrieben wird, nennt sein eigenes Talent ein weibliches; willenlos gibt er sich den verschiedensten poetischen Eindrücken hin und bringt unter ihrem Eindrucke seine poetischen Erzeugnisse hervor. Schöpferische Kraft hat er keine gehabt und nur als Nachklänge wichtigerer Erscheinungen unserer Literatur vermögen seine eigenen Dichtungen noch ein bescheidenes Interesse zu erregen. *(Max Koch.)*

KOSEL oder COSEL ist eine preußische Kreisstadt der Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Oppeln, Kreis Kosel, in 178 Met. Höhe an der Oder, bei der Klodnitzmündung in sumpfiger, ungesunder Gegend, 5 Kilom. im Westen vom Bahnhofe Kandrzin gelegen. Die (1880) 5033 Bewohner, von denen 2994 männlichen und 2039 weiblichen Geschlechts sind, führen in 263 Häusern (10 haben andere Bestimmung) 816 Haushaltungen. Zur Stadt gehören 724 Hekt. Land, wovon 324 Hekt. Acker sind. Die Stadt hat Post- und Telegraphenamt, Kreisamt und Kreisgericht, Volksbank und Oberförsterei, 1 gute Knaben- und höhere Töchterschule, 2 Elementarschulen. — Kosel wird schon im J. 1134 erwähnt; im 12. Jahrh. gehörte es zum Herzogthum Oppeln; 1306 ward es durch die Theilung zwischen den Söhnen des Herzogs Kasimir II. von Teschen die Hauptstadt eines besondern Fürstenthums, welches 1359 an Teschen-Oels zurückfiel, um dann noch einmal, 1451 bis 1471, unter Konrad dem Schwarzen ein eigenes Fürstenthum zu bilden. Im J. 1521 wurde es dauernd mit dem Herzogthume Oppeln vereinigt. Friedrich der Große befestigte nach der Eroberung Schlesiens die Stadt; 1745 stürmten die Oesterreicher die noch nicht fertige Festung, und 1758 und 1760 belagerten sie die fertige vergebens; 1807 blokirten und beschossen die Truppen des Rheinbundes sie vergeblich. Jetzt sind die Festungswerke aufgegeben. Sieben Festungsbrücken führen über die Gräben.

Der Kreis Kosel, 12,24 geogr. □Meilen oder 673,94 □Kilom., ist in seinem links von der Oder gelegenen Theile am höchsten, bei Straßenau 292, 284 und 258 Met., der rechtsgelegene ist im Osten eine sandige Hochfläche, die bis zum Fuß des im Norden von Kosel, schon jenseit der Kreisgrenze gelegenen, 430 Met. hohen Chelmgebirges oder des basaltigen Kegels des Annaberges, ziemlich hoch ansteigt. Die Größe der Stromniederung wird 6100 Hekt. nicht viel übersteigen. — Die Stadt; die 102 Landgemeinden und 77 Gutsbezirke (183 Wohnplätze) zählen 67,109 Bewohner, von denen 32,028 männlichen und 35,081 weiblichen Geschlechts sind; diese führen in 7822 Häusern (71 haben andere Bestimmung) 13,770 Haushaltungen. Den Kreis durchziehen die Oberschlesische-, die Wilhelms- (Kosel-Oderberger) und die Kosel-Neiße-Bahn. Von der gesammten Fläche haben 63,1 Proc. Lehm- und Thonboden, 30,3 Proc. Sandboden, 5,3 Proc. sandigen Lehm 1,3 Proc. Wasser. 59,4 Proc. sind Acker 3., 4., 5. Klasse; 27,3 Proc. Holzung; 6,5 Proc. Wiesen, 1,2 Proc. Weiden. — 12 Kilom. im Südwesten von Kosel liegt die besonders in Lederarbeiten sehr gewerbthätige Herrnhuter-Colonie Gnadenfeld mit berühmter Wallfahrtskirche und Klostergebäuden, 418 Einwohner, mit theologischem Seminar, und 13 Kilom. östlich von Kosel, in 199 Met. Höhe, am Flusse und Kanale Klodnitz, die Standesherrschaft des Herzogs von Ujest, Fürsten von Hohenlohe-Ingelfingen, Slawentzitz oder Slawentzüz (bis 1534 war es eine Stadt), mit Schloß, großartigen Treibhäusern, ausgezeichneten Garten- und Parkanlagen, ausgedehnten Wäldern, Hohofen und Eisenwerken. *(G. A. von Klöden.)*

KOSELEZ, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Tschernigow unter dem 50° 55′ nördl. Br. und 48° 47′ östl. L., 78 Kilom. im Süden von Tschernigow an dem Flusse Oster gelegen, hat 5 Kirchen, 2 jüdische Gebetschulen, 94 Kaufläden, 1 Kreisschule, 1 Hospital, 1 Lichtfabrik, 5 Jahrmärkte und 5078 Einwohner. Der Handel der Stadt ist sehr unbedeutend und die fünf Jahrmärkte sind nur wenig besucht. Auf ihnen werden außer den Landesproducten nur Fische vom Don und Salz aus der Krim verkauft. In der vom Italiener Rastrelli unter der Regierung der Kaiserin Elisabeth erbauten Kathedrale ruhen die Gebeine der Mutter des berühmten kleinrussischen Hetmans Rasumowski. — Schon am Anfange des 17. Jahrh. war Koselez als befestigte Stadt bekannt, die viel von dem Fanatismus der Uniaten zu leiden hatte und thätigen Antheil an den Empörungen der Kosaken nahm. In der 2. Hälfte des 17. Jahrh. wurde die Stadt zu wiederholten malen von den Polen eingenommen. Im J. 1781 wurde Koselez zur Kreisstadt der kiewschen Statthalterschaft ernannt, 1797 dem kleinrussischen Gouvernement zugezählt und 1802 endlich zur Kreisstadt des neueingerichteten Gouvernements Tschernigow erhoben.

(A. von Wald.)

KOSELSK, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Kaluga, unter dem 54° 2′ nördl. Br. und 53° 28′ östl. L., 69 Kilom. im Südwesten von Kaluga, am linken Ufer der Zhdra gelegen, hat 8 Kirchen, darunter die Kathedrale zur Himmelfahrt Mariä (erbaut 1700), 61 Kaufläden, 1 Kreis- und 1 Pfarrschule, 1 Hospital, 2 Leinwandfabriken, 1 chemische Fabrik, 2 Lohgerbereien, 1 Potaschefabrik, alle zusammen mit einer jährlichen Production von circa 50,000 Rubeln. Bei der Stadt befindet sich ein Hafen, aus dem Spiritus, Hanf und Holz jährlich im Werthe von 491,434 Rubeln verschifft werden. Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf 13,406 Köpfe. In den Chroniken „Koslesk" oder „Koselesk" genannt, gehört die Stadt zu den ältesten Ansiedelungen im Lande der Wjatitschen und war schon im J. 1145 bekannt. Im J. 1238 wurde Koselsk nach einer siebenwöchentlichen Belagerung von Batu eingenommen und zerstört, bei welcher Gelegenheit sämmtliche Einwohner ums Leben kamen. Im J. 1708 wurde Koselsk dem Gouvernement Smolensk zugezählt, 1777 aber zur Kreisstadt des Gouvernements Kaluga erhoben.

(A. von Wald.)

KÖSEN, preußisches Städtchen in der Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Merseburg, Kreis Naumburg, in 115 Met. Höhe in lieblicher Gegend an der Saale gelegen, 8 Kilom. von Naumburg, (1880) 2300 Einwohner. Es war bis 1860 ein Salzwerk und ist jetzt ein vielbesuchtes Sool- und Sooldampfbad. Zur Stadt gehören 90 Hekt. Land. Liebliche Punkte der Umgebung sind der Knabenberg, der Göttersitz und das Himmelreich. Dreiviertel-Stunden entfernt liegt die Ruine der Rudelsburg, wo F. Kugler das Lied dichtete: „An der Saale hellem Strande." Davor steht ein Denkmal 1870—71 gefallener deutscher Studenten. Weiterhin liegen die beiden runden Thürme der Ruine Saaleck.

(*G. A. von Klöden.*)

KÖSLIN, preußische Kreisstadt in der Provinz Pommern, Regierungsbezirk Köslin, Kreis Köslin, am Mühlenbache und am westlichen Fuße des 144 Met. hohen Gollenberges, 8 Kilom. vom Strande der Ostsee, 140 Kilom. von Stettin, 36 geogr. Meilen von Berlin, in 38 Met. Höhe. Die (1880) 16,834 Bewohner (1816: 4700 Einwohner), von denen 8284 männlichen und 8546 weiblichen Geschlechts sind, führen in 1090 Häusern (5 haben andere Bestimmung) 3694 Haushaltungen. — Zur Stadt gehören 8621 Hekt. Land, wovon 2750 Hekt. Acker, 499 Hekt. Wiesen, 3128 Hekt. Holz und 1892 Hekt. Wasserstücke sind. — Die regelmäßig angelegte Stadt hat einen Bahnhof, Post- und Telegraphenamt, eine Bankcommandite und eine Volksbank, die Regierung, Appellations-, Kreis- und Schwurgericht, Kreisamt, Ober-Postdirection, Forstinspectionen und die Pommersche Oekonomische Gesellschaft, 4 evangelische Kirchen (die ansehnliche Marienkirche) und 1 katholisches Bethaus, ein im J. 1557 erbautes Schloß, einen großen Markt zwischen zwei großen Wasserbecken mit einer steinernen Bildsäule Friedrich Wilhelm's I., seit 1821 ein Gymnasium, seit 1816 ein Schullehrer-Seminar, Wasserleitung, Gasanstalt, Eisengießerei, Mineralwasserfabrik, 2 Papierfabriken, Fischerei in dem nahen Jamundschen See, Werkstätten für Tuch- und Wollzeuge, Damast, Zwirn, Rasch, Seidenband, Leinwand, Hüte, Lichte, Seife, Taback, Leder. — Im J. 1206 entstand Köslin als deutsche Stadt, war in alter Zeit stark befestigt und von einer hohen Mauer mit 46 Thürmen umschlossen. Im J. 1248 kam es an das Bisthum Kamin und erhielt 1266 durch Bischof Hermann Stadtrechte; 1532 trat es der Reformation bei. Im J. 1718 verwüstete ein fürchterlicher Brand die Stadt, nach welchem Friedrich Wilhelm I. sie wieder gefällig, meist mit gleichhohen, zweistöckigen Häusern aufbauen ließ. Wälle und Gräben sind zu Gärten geebnet. Auf dem Kreuzberg genannten Gipfel des Gollenberges, einer ehemaligen Wallfahrtsstätte, steht ein Denkmal zur Erinnerung an die 1813 bis 1815 gefallenen Krieger aus Hinterpommern.

Der Kreis Köslin, 13,58 geogr. □Meilen oder 747,76 □Kilom. mit 45,950 Bewohnern, wird von der Berlin-Stettin-Hinterpommerschen Bahn durchzogen; Hauptfluß ist die zur Persante gehende Radüe. Nach Südosten reicht er bis auf den Pommerschen Landrücken. In der Stadt, den 81 Landgemeinden und 62 Gutsbezirken führen die 22,514 Personen männlichen und 23,436 weiblichen Geschlechts in 4611 Häusern (15 haben andere Bestimmung) 8933 Haushaltungen.

Der Regierungsbezirk Köslin, 254,97 geogr. □Meilen oder 14,039,93 □Kilom., zählt in seinen 23 Städten, 924 Landgemeinden und 952 Gutsbezirken in den 12 Kreisen 585,254 Bewohner, von denen 287,279 männlichen und 297,975 weiblichen Geschlechts sind. Diese führen in 56,641 Wohngebäuden (555 haben andere Bestimmung) 111,326 Haushaltungen. Der Regierungsbezirk besteht 1) aus den fünf Küstenkreisen Kolberg-, Körlin, Köslin, Schlawe, Stolp und Lauenburg, einem 24 geogr. Meilen langen Küstenstrich, welcher im Westen bis an die Radüe hin 14 geogr. Meilen breit ist und nach Osten hin immer schmäler wird. Im Osten der Wipper ziehen sogar Hügelreihen hindurch, die zum Theil mit dem baltischen Landrücken in den südlichen Kreisen in Verbindung stehen. Höhere und weithin sichtbare Punkte sind der 144 Met. hohe Gollenberg zwischen Köslin und Zanow, und an der untern Lupow der 115 Met. hohe Revekol. Die Küste begleitet eine Reihe von Strandseen, welche nur durch schmale Dünenstreifen vom Meere getrennt sind, und an welche Wiesen und Bruchstellen grenzen. Ansehnliche Wiesen begleiten die Flüsse, namentlich die Wipper, Grabow, Persante und Molstow. Im Osten finden sich unter den Bewohnern einige Kassuben. 2) Die sieben Binnenkreise sind Belgard, Schivelbein, Dramburg, Neustettin, Bublitz, Rummelsburg und Bütow; sie liegen auf dem meist sandigen und sehr wenig fruchtbaren baltischen Landrücken, der nur an der nördlichen Abdachung der westlichern Kreise ziemlich ertragfähigen Boden hat. Die Waldungen indeß sind erheblich. Die Fabrikthätigkeit ist sehr gering, und deshalb und wegen des schlechten Bodens gehört dieser Hinterpommern, im östlichsten Theile Pommerellen genannte Regierungsbezirk zu den ärmsten des Preußischen Staates. Die Erzeugnisse bestehen in Getreide, etwas Obst, Holz, Torf, Wild, Gänsen, Fischen, Blutegeln, Salz und Bernstein. An der Küste steht im Nordwesten von Treptow der Groß-Horst-Leuchtthurm, ein anderer bei Kolberg an der Persante-Mündung, ein dritter, Jershöft, im Nordosten von Rügenwaldemünde, ein vierter beim Hafen Stolpmünde, ein fünfter westlich neben dem Lebasee, der Scholpin-Leuchtthurm. Diese Häfen sind für den Küstenhandel von Wichtigkeit. Im J. 1871 besaß Rügenwalde 39 Schiffe von 11,648 Tons, Rügenwaldemünde 4 Schiffe von 755 Tons, Stolp 1 Schiff von 266 Tons, Stolpmünde 31 Schiffe von 3879 Tons, Kolberg 37 Schiffe von 6586 Tons. — Von der gesammten Fläche sind 8,3 Proc. Lehmboden, 34,9 Proc. lehmiger Sand, 45,4 Proc. Sand, 7,8 Proc. Moorboden und 3,6 Proc. Wasserfläche. 52 Proc. sind Acker, 22,2 Proc. Holzungen, 11,5 Proc. Weiden, 7,3 Proc. Wiesen, 0,8 Proc. Höfe und Gärten.

(*G. A. von Klöden.*)

KOSLOW, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Tambow, 71 Kilom. im Westnordwesten von Tambow an der Rjäsan-Tambowschen Eisenbahn und am Flusse Lesnoi-Woronesch gelegen. Die Stadt zerfällt in neun Vorstädte und hat 10 Kirchen, 345 Kaufläden, 1 Kreis- und 1 Pfarrschule, 30 Fabriken mit einer Production von circa 1 Million Rubel, darunter 1 Tabacksfabrik, 4 Lichtfabriken, 10 Talgschmelzereien, 2 Seifensiedereien, 3 Jahrmärkte und 25,525 Einwohner. Koslow hat für den Handel eine große Bedeutung gewonnen, seitdem es 1846 der Handelsrechte der Gouvernementsstädte theilhaftig geworden ist. Viel trägt auch zur Entwickelung seines Handels die Rjäsan-Tambowsche Eisenbahn bei, die durch Provinzen führt, welche reich an Getreide und Vieh sind. Der jährliche Handelsumsatz beläuft sich auf 3,650,000 Rubel. Gegenstände des Handels sind: Glaswaaren, Salz, Fische, Metalle, Hornvieh, Getreide, Pferde und Talg. Jährlich werden circa 20,000 Stück Hornvieh aus Kleinrußland nach Koslow gebracht, hier geschlachtet, das Fleisch eingepökelt, der Talg ausgeschmolzen und dann nach St.-Petersburg versandt. Die Stadt Koslow wurde im J. 1636 auf Befehl des Zaren Michael Fedorow von den Wojewoden Burkin und Speschnew gegründet und mit einem Graben und Erdwalle zum Schutze gegen die Einfälle der krimschen Tataren umgeben. Im J. 1779 wurde Koslow zur Kreisstadt des Gouvernements Tambow erhoben. (*A. von Wald.*)

KOSMAS ist ein Heiliger der katholischen Kirche, welcher mit seinem Bruder Damianus den Märtyrertod erlitten haben soll. Das Gedächtniß dieses Brüderpaares wird am 27. Sept. gefeiert. Die spätern Legenden enthalten viele unglaubwürdige und einander widersprechende Nachrichten. Mit einiger Sicherheit läßt sich nur Folgendes feststellen: die beiden Brüder waren in Arabien geboren, widmeten sich in Syrien der Heilkunde und übten dieselbe in Aegeä in Cilicien aus. Als geschickte und glückliche Aerzte erwarben sie großen Einfluß, welchen sie zugleich benutzten, um Heiden für das Christenthum zu gewinnen. Deshalb wandte sich in der Diocletianischen Verfolgung der Haß der Heiden besonders gegen sie und nach mancherlei Martern wurden sie auf Befehl des Präfecten Lysias enthauptet. Zu Konstantinopel baute Justinian, zu Rom Papst Felix II. ihnen eine prächtige Kirche. Sie werden verehrt als Patrone der Aerzte und Apotheker, weshalb sie gewöhnlich mit Arzneigläsern oder mit medicinischen Instrumenten abgebildet werden. (Vgl. Acta Sanctorum ad Sept. 27). (*B. Pünjer.*)

KOSMAS, mit dem Beinamen Indikopleustes (oder Indopleustes), ein Mönch aus Aegypten, wahrscheinlich nicht orthodox, sondern Nestorianer, Schüler des Katholikos Man Abas (*Πατρίκιος*), reiste, als er noch Kaufmann war, im J. 519 nach Südarabien, Abessinien und Indien und schrieb, wie es damals gewöhnlich war, ein Werk in 12 Büchern, „Des Christen Topographie" (*Χριστιανικὴ τοπογραφία*) betitelt, das 2. Buch 544, das 6. Buch 547, worin er nachweist, daß in Bezug auf Geographie die Wissenschaft umkehren müsse wegen des Widerspruchs, der zwischen der Darstellung des Ptolemäos und der Bibel bemerkt worden war. Er benutzte dabei das Werk eines gewissen Constantinus Antiochenus, der gezeigt hatte, daß Noah's Arche von einer Gegenerde hergekommen sei, und Aehnliches. Das Werk ist von Kosmas zweimal bearbeitet und vermehrt worden. Die erste Recension liegt im Laurentianus, die zweite im Vaticanus vor, einzige Ausgabe von Montfaucon in „Nova Collectio Patrum Graecorum" Tom. II (Paris 1707). Die Beschreibung der Insel Taprobane (Ceylon) nebst der Schilderung der Thiere und Pflanzen Indiens steht auch bei M. Thevenot, „Relations des divers ouvrages curieux" (Paris 1606). Er hatte schöne Studien gemacht und glaubte auf seiner ägyptischen Reise die Räderspuren von Pharao's Streitwagen am Rothen Meere entdeckt zu haben. Das beste ist seine sachkundige Schilderung der indischen Hafenplätze. Andere dem Kosmas zugeschriebene Bücher sind von durchaus zweifelhafter Echtheit.

Vgl. im allgemeinen Ukert, „Alte Geographie" I, 2, 218, Note. — Forbiger, „Handbuch der alten Geographie" I, 45, Note; besonders aber A. von Gutschmied in „Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft" 34, S. 741. (*H. Flach.*)

KOSMETIK (von *κοσμέω* zieren, schmücken) nennt man die Kunst, den Körper zu verschönern, sei dies nun durch äußern Putz, oder durch Riech- und Schönheitsmittel, oder auch durch Ersatz einzelner Körpertheile (Zähne, Haare u. s. w.); kosmetische Mittel oder Schönheitsmittel nennt man alle jene Zubereitungen, welche dazu dienen sollen, die Haut geschmeidig zu machen, deren Farbe zu verbessern, Flechten, Ausschläge, Finnen von da zu vertreiben, ihre Runzeln zu ebnen, die Haare zu färben, die Zähne weiß und rein zu erhalten, den Athem wohlriechend zu machen u. s. w. Die Kosmetik, früher fast ausschließlich in den Händen der Parfumeurs und Geschäftsleute und von diesen nur zu Erwerbszwecken ausgebeutet, ist seit den in neuerer Zeit zu constatirenden Fortschritten in der Dermatologie auch für den Arzt in curativer wie hygieinischer Beziehung ein Gegenstand ernsteren Studiums geworden, und es lag dazu um so dringendere Veranlassung vor, als die freie Industrie der Neuzeit es nicht verschmäht hat, die schädlichsten Substanzen dem Publikum in den verlockendsten Formen als Schönheitsmittel anzubieten; es wurde namentlich zur ernsten Pflicht der Medicinalbehörden, Betrieb und Gebrauch derselben einer sorgfältigen hygieinischen Ueberwachung zu unterziehen und mit Hülfe der Gesetzgebung den Gefahren, welche ihr Gebrauch herbeiführen kann, wirksam entgegenzutreten.

Die der Kosmetik dienstbaren Mittel sind auf zwei streng voneinander gesonderte Gruppen zurückzuführen: die eine umfaßt alle Stoffe und Zubereitungen, welche die Verbreitung von Wohlgerüchen bezwecken, und zwar in der Absicht, letztere unserm Körper, Kleidungsstücken und andern Haushaltsobjecten mitzutheilen; die andere bezieht sich auf solche Mittel, welche die Erhaltung körperlicher Schönheit und Beseitigung von sie beeinträch-

tigenden Fehlern zum Zweck haben. Die erste Gruppe umfaßt demnach die Duftmittel (Odoramente, Parfüms), die zweite die Kosmetik im engern Sinne des Wortes.

I. Die Duftmittel zerfallen in 1) Parfumflüssigkeiten, Spreng- und Toilettewässer; 2) Riechessige; 3) Riechsalze; 4) Riechpulver; 5) aromatische Räucherpulver; 6) aromatische Räucherkerzchen von Ofenlack- oder Räucherharz; 7) aromatische Räucherpapiere; 8) Räucheressenzen und Räucheressige.

Die Parfumflüssigkeiten, Spreng- und Toilettenwässer dienen aber nicht blos als Duftmittel, sondern auch zur Erfrischung und Kräftigung der Haut, Hebung der Gelenkigkeit und Kraftfülle der Glieder, manche derselben werden auch als Mundwässer zur Stärkung des Zahnfleisches und zur Verbesserung des Athems, endlich auch als Reizmittel bei Migräne, Ohnmachten, Beklemmungen, sowie zu Einreibungen, Waschungen und als Zusatz zu Bädern bei rheumatischen und gichtischen Leiden oder sonstigen Schwächezuständen des Körpers benutzt.

Die bekannteste und beliebteste der zusammengesetzten Parfumflüssigkeiten ist das Kölnische Wasser, welches auch zur Darstellung anderer Parfumflüssigkeiten, z. B. des Bretfelder Wassers (mit Rosenwasser, Ambra und Moschus vermischt) benutzt wird. Die feinsten Parfums werden aus den durch Enfleurage erzeugten Essenzen von Akazie, Nelke, Jasmin, Reseda, Narcisse, Heliotrop, Tuberose, Veilchen, Orangenblättern gewonnen; mit geringem Zusatze von Moschus- oder Ambraessenz bilden sie das sogenannte Eßbouquet, Royal-Hautbouquet, Bouquet de l'Impératrice u. s. w. Unter dem Namen Honigwasser bezeichnet man Destillate aus Storax, Benzoë, Vanille mit Honig und würzigen Mitteln, gewöhnlich mit etwas Zusatz von Ambra- oder Moschusessenz.

Die Riechessige bestehen aus Lösungen oder Auszügen würziger ätherischer Oele (ol. Caryophyll., Lavendel, Rosmarin, Majoran, Thymian), die Preßöle (Balsam. peruv. und tolut.. Styrax liq., Benzoë, Myrrhe) mit starkem reinem Essig oder concentrirter Essigsäure bereitet. Letztere besitzt einen stechend erfrischenden Geruch, wirkt verdünnt auf die Haut kühlend, und wendet man daher die Riechessige auch zu Waschungen, Einreibungen und Bädern an, während sie früher auch als Schutzmittel gegen ansteckende Krankheiten galten.

Die bekanntesten Riechessige sind neben dem Acetum aromaticum und Acidum aceticum aromaticum (beide noch officinell) der Hygienic Vinegar, der Vinaigre de toilette, Bully's Toiletteessig, Rosenessig u. s. w.

Riechsalze nennt man verschiedene, Ammoniak oder Essigsäure entbindende, mit wohlriechenden Substanzen, namentlich Balsamen, Benzoëtinctur, Citron-, Bergamotten-, Nelken-, Lavendel-, Rosmarin- u. a., oder auch mit Ambra- und Moschuspräparaten imprägnirte Massen, statt deren man auch Riechessige verwenden kann, die den Vortheil haben, daß sie aus Riechfläschchen einen kräftigen Duft entwickeln und ihn länger bewahren; zu letzterm Zwecke füllt man, wenn das Parfum flüssig ist, die Flacons mit Baumwolle, Asbest oder auch Schwammstückchen. Am meisten bekannt unter dieser Art Parfums sind das englische Riechsalz und das Eau de Luce.

Zu Riechpulvern (Riech- oder Duftsäckchen, Riechleder) wählt man solche aromatische Substanzen, welche auch bei längerer Aufbewahrung ihren Wohlgeruch nicht verlieren, z. B. Vanille, Tonkabohne, Iris- und Vetiverwurzel, Cedern- und Sandelholz, Zimmt, Nelken, Lavendel- und Akazienblüten, Benzoë, Ambra, Moschus u. s. w., und verstärkt deren Geruch noch durch Zusatz wohlriechender ätherischer Oele; man füllt diese Gemische dann in seidene Säckchen, Papiercouverts oder Büchschen, und legt letztere in Kleiderschränke zwischen die Wäsche, in die Handschuhkästchen, Arbeitskörbchen. Die sehr beliebten Riechleder (parfumirtes Doppelleder, spanische Haut) werden aus zwei gleichgroßen Stücken Waschleder zusammengesetzt, welche, auf ihrer innern Seite mit einem Gemische von wohlriechenden Substanzen bestrichen, zusammengeklebt und gepreßt werden.

Die aromatischen Räucherpulver bestehen aus Gemischen grobgepulverter, beim Verbrennen angenehm riechende Dämpfe verbreitender Substanzen, wozu namentlich die verschiedenen Harze sowie an ätherischen Oelen reiche Pflanzentheile dienen; von letztern werden die Lavendel-, Rosen- und Ringelblumen vorzugsweise zum Aufputz der Räucherspecies (species fumales s. ad suffiendum) verwendet, diesen Mischungen auch Kochsalz oder Bolus zugesetzt, um ein isolirtes und gleichmäßiges Abbrennen der Bestandtheile zu ermöglichen. Man streut diese Pulver auf glühende Kohlen oder heiße Metallplatten und läßt die Dämpfe einathmen, fängt letztere wol auch in Flanell, Baumwolle, Werg u. s. w. auf, um mit den so imprägnirten Stoffen leidende Körpertheile (z. B. bei Gicht oder Rheumatismus) einzuhüllen.

Die aromatischen Kräuterkerzchen sind Gemenge von Kohlenpulver mit wohlriechenden Stoffen, denen man in der Regel Salpeter zusetzt und welche dann mittels geeigneter Bindemittel zu einer plastischen Masse verdichtet und in konisch oder pyramidal gestaltete Stücke geformt und ausgetrocknet werden.

Der aromatischen Räucherpapiere sind zweierlei Arten, solche, die man nicht verbrennen darf, und Rauchpapiere zum Verbrennen; letztere bestehen aus dünnen, mit Salpeterlösung getränkten Papierstücken, welche trocken auf beiden Seiten mit einer gesättigten Lösung der betreffenden Duftmittel bestrichen und getrocknet werden; bei der Benutzung schneidet man sie in Streifen, welche spiralförmig zusammengerollt und dann an einem Ende entzündet werden. Die erstere Sorte (orientalisches Räucherpapier) erzeugt man durch Imprägniren des Papiers mit Alaunlösung und Ueberziehen mit einem geschmolzenen Gemenge von balsamisch-harzigen Substanzen; beim Gebrauch hält man das Papier über eine Spirituslampe, oder legt es auf die heiße Ofenplatte.

Die Räucheressenzen sind Lösungen aromatischer Harze und Balsame, mit Zusatz von ätherischen Oelen

in Weingeist; die Räucheressige haben außerdem einen mäßigen Gehalt von Essigsäure. Man besprengt mit ihnen die heißen Ofenplatten, hat jedoch neuerdings für deren Verdunstung eigene Parfumlampen construirt.

II. Kosmetika im engern Wortsinne sind theils A) Mittel zur Verschönerung des Teints, theils B) solche zur Verschönerung des behaarten Kopftheils, theils C) Mittel zur Pflege und Erhaltung der Schönheit der Mundgebilde.

A. Zu den zur Verschönerung des Teints dienenden Mitteln sind in erster Linie zu rechnen: 1) die verschiedenen Fettsorten, nächstdem Amylum und eiweißhaltige Stoffe. Von flüssigen Fetten sind es vorzüglich Mandel- und Olivenöl, von schmalzartigen Fetten Schweinefett und Palmöl, von starren Fettsorten Cacaobutter, Wachs, Wallrath, Paraffin, von den öligen Samen hauptsächlich bittere und süße Mandeln, welche zu diesen Zwecken in den verschiedensten Formen als Waschpulver, Pasten, Lippen- und Haarpommaden Verwendung finden. Zu den bekanntesten Schönheitsmitteln dieser Kategorie gehören Cold-Cream, Rosen-Cold-Cream, Cacao-Crême und Glycerin-Crême, sowie die durch Lösung von Wallrath in fetten Oelen erzeugte Eis- oder Krystallpommade.

2) Das Glycerin ertheilt der Haut einen hohen Grad von Weichheit und Schlüpfrigkeit und reinigt sie von manchen Schmutzstoffen. Man gebraucht es zu Einreibungen und Waschungen, verdünnt und mit geeigneten Duftmitteln versehen.

3) Von den spirituösen und ätherisch-öligen Mitteln ist es zunächst der Franzbranntwein sowie verdünnter Weingeist, welche als Waschmittel zur Erhaltung frischen Teints gelobt werden; die Mehrzahl der als Schönheitswässer empfohlenen Geheimmittel besteht im wesentlichen nur aus parfumirtem Weingeist, wie z. B. der Blütenthau, das Circassiawasser, der Hausbalsam u. a.; Kampherpräparate, Ameisenspiritus, Arnicatinctur, Rosmarin-, Quendel- und Lavendelgeist dienen, mit Wasser verdünnt, meist zu Umschlägen, Kataplasmen, verdünnt zu Einreibungen, z. B. bei Contusionsflecken im Gesichte.

4) Von den Harzen und Balsamen wird hauptsächlich Perubalsam und flüssiger Styrax, Benzoë und Tolubalsam verwendet; letzterer bildet den Hauptbestandtheil der sogenannten Jungfernmilch; Theer in spirituöser Lösung und als Theerseife ist bei verschiedenrn Hautkrankheiten, namentlich Flechten und Finnen, ein sehr wirksames Mittel; ihres unangenehmen Geruches wegen hat man der Theerseife neuerdings die Thymolseife substituirt.

5) Die alkalischen Mittel erweichen die Hornsubstanz der Haut, lockern deren äußere Epidermisschichten, lösen und zersetzen die angesammelten Fettstoffe und Exsudationsproducte derselben, vernichten parasitische Bildungen, und machen das Hautorgan dadurch für Aufnahme heilkräftiger Substanzen geeigneter. Zu ihnen gehören zunächst die Seifen, theils gepulvert als Waschpulver und kosmetische Pasten, theils mit fetten Oelen emulgirt als Crême. Die bekanntesten Toilettenseifen sind Mandel-, Rosen-, Citronen-, Orangenblüten-, Sandelholz-, Patchouli-, Windsorseife, Cocosnußöl-Sodaseife, Honigseife und Bimstein- oder Sandseife.

Borax, dem Waschwasser zugesetzt (1 : 20), ist das mildeste und einfachste Hausmittel, um übermäßige Fettabsonderung der Haut, Schuppenbildung, Mitesser u. s. w. zu beseitigen.

Kohlensaure und ätzende Alkalien werden gegen Sommersprossen, Leberflecke, Mitesser, zur Erweichung und Lösung von Schwielen, Hühneraugen, Zerstörung von Muttermälern, Warzen u. a. mit Vortheil benutzt; von den neutralen alkalischen Salzen nur Kochsalz und Salmiak in Lösung zu Waschwässern — um Sommersprossen und Hautflecken zu beseitigen — in Anwendung gezogen.

6) Den Schwefel, ein bei Acne, Sycosis, abschuppenden Erythemflecken, bei Mitessern, Sommersprossen und Leberflecken vielfach empfohlenes Mittel, wendet man als Schwefelmilch in der Form von Waschwässern, Linimenten, Pasten und Salben in Verbindung mit spirituösen, alkalischen und sauren Mitteln an. Das bekannteste solcher Schwefelmittel ist das Kummerfeld'sche Waschwasser, entweder allein oder in Verbindung mit Zinkoxyd — remedium miraculosum — benutzt.

7) Von den Säuren werden Essigsäure und Citronensäure zur Beseitigung von Contusionsflecken, Pigment- und andern Hautflecken benutzt, namentlich gilt Citronensaft als verbreitetes Hausmittel zur Vertilgung gelblicher und bräunlicher Flecke im Gesicht; Weinsäure wird zur Beseitigung übler Fußschweiße (Anosminpulver) empfohlen, obwol für diesen Zweck und gegen übelriechende Achselschweiße das Einstreuen von Salicylsäurepulver noch wirksamer ist. Concentrirte Essigsäure und Mineralsäuren, namentlich englische Schwefelsäure, rauchende Salpetersäure, Chromsäure sind zur Entfernung von Warzen vielfach empfohlen, obwol zu diesem Zwecke zerflossene Carbolsäure noch sicherer wirkt.

8) Jodpräparate dienen vorzugsweise zur Heilung von Frostbeulen, Ueberbeinen, auch zur Tilgung von Pigmentflecken; namentlich wird gegen erstere das Jodtannin empfohlen.

9) Chlorpräparate sollen zur Beseitigung übler Fuß- und Achselschweiße sich bewährt haben, namentlich Chlorkalkseife sowie Waschungen mit 1procentiger Chloralhydrat-Lösung.

10) Thonerdesalze, namentlich Alaun und essigsaure Thonerde benutzt man gegen Frostschäden (rothe Nase), übelriechende Schweiße, entweder allein oder in Verbindung mit Borax. Bei rother Nase — Acne rosacea — ist das Schönheitsthauwasser oder der Schönheitsmaithau (Rosée de beauté) besonders beliebt.

11) Zink- und Wismuthpräparate, Zinkoxyd, basisch-salpetersaures Wismuth, sowie neuerdings sulfocarbolsaures Zink sind gegen rothe Gesichtsflecke — letzteres auch gegen Sommersprossen — und nässende Ausschläge zu empfehlen.

12) Quecksilberpräparate sollten trotz ihrer

continuellen Wirksamkeit den Laien nicht in die Hände gegeben werden; das Quecksilbersublimat hat sich gegen Sommersprossen, Leberflecke, rothe Gesichtsflecke, Acnepusteln, schuppige Hautausschläge unter ärztlicher Aufsicht am meisten bewährt.

13) Deck- und Färbemittel (Schminken) verbessern nicht den Teint, verderben vielmehr denselben bei längerm Gebrauche und können, wenn sie metallische Bestandtheile enthalten, leicht gesundheitsschädlich wirken. Man benutzt weiße und rothe Schminken, zur weißen werden feine Stärkemehlsorten, venetianischer Talg oder Federweiß verwendet, denen meist noch verschiedene Metallpräparate zugesetzt werden, namentlich Bleiweiß, dessen fortgesetzter Gebrauch aber die Gesundheit schädigt; die rothen werden meist mit Carmin, auch Saflorroth und Krapplack gefärbt. Eine in jüngster Zeit beliebte Schminke für Wangen und Lippen ist das Alloxan (Oxydationsproduct der Harnsäure), welches farblos und mit Coldcream gemischt eine dem natürlichen Wangenroth am meisten ähnelnde Färbung vermittelt.

B. Mittel zur Verschönerung des behaarten Kopftheiles. Dahin sind zu rechnen:

1) Mittel gegen trockene und spröde Haare (Haaröle und Haarpomaden); die Haaröle erhält man durch Parfumiren reiner und geruchloser Oele (Ol. amygd., Olivar., Avellan. Behen, Sesami Pepon.) mit den oben geschilderten Duftmitteln; die Pomaden werden aus Schweinefett oder den vorerwähnten fetten Oelen mit Rinds- und Hammeltalg, weißem Wachs, Wallrath, Ochsenmark u. s. w. bereitet. Letzteres und Kammfett (flüssiges Pferdefett) soll den Haarwuchs fördern.

2) Mittel, die Haare zu fixiren und zu formen (kräuseln) bestehen aus dünnen, parfumirten Gummi- oder Traganthlösungen mit Zusatz von Borax und alkalischen Mitteln; Wachspomaden haben den Zweck, Bart- oder Kopfhaar in jeder Lage zu fixiren und glatt zu machen; zu gleichen Zwecken dienen ein unter dem Namen Bondolin verkäufliches Haarwasser, sowie Moras' haarkräuselnde Essenz (1 Ricinusöl auf 4 absoluten Alkohol mit etwas Perubalsam und ätherischem Oele).

3) Als Mittel, fette Haare trocken zu machen, sind Waschungen mit Seifenwasser oder Einpudern am Abende und Auskämmen am Morgen zu empfehlen.

4) Zur Entfernung von Kopfschuppen dient fleißiges Kämmen und Waschen des Kopfes mit Flußwasser, eventuell nach vorheriger Einreibung von Eidotterseife oder gerührtem Eidotter; bei reichlicher Schuppenbildung erweiche man zunächst die Schuppen durch Reiben mit einem in Oel getauchten Flanelllappen oder Schwamm und bedecke den Kopf mit einer Haube; es lassen sich dann die Schuppen meist mit dem Finger ablösen, und empfiehlt es sich nun, den Haarboden mit Kali-Seifenspiritus gut einzureiben und auszuwaschen und zuletzt mit lauem Wasser abzuspülen.

5) Mittel zur Verhütung des Ausfallens der Haare und Förderung ihres Wachsthums werden aus den verschiedensten, theils tonischen und adstringirenden, theils weingeistigen, ätherisch-öligen und balsamischen, theils scharfstoffigen, theils aber aus indifferenten Stoffen bereitet dem Publikum von der Geheimmittel-Industrie angepriesen, während ihr Nutzen im allgemeinen ein sehr problematischer ist. Das beste Mittel gegen das Ausfallen der Haare besteht in rationeller Behandlung derselben und der Kopfhaut, Reinhalten des Haarbodens, leichtes Einfetten trockener und spröder Haare, Vermeiden zu festen Drehens und Bindens der Zöpfe, des Misbrauches spirituöser und alkalischer Haarwässer; liegt ein constitutionelles Leiden als Ursache der Kahlköpfigkeit vor, so kann nur ein gegen dieses gerichtetes Heilverfahren unter Umständen auch die letztere bessern. Die bekanntesten dieser Kategorie angehörigen Mittel sind der Mailänder Haarbalsam und Pommade de Dupuytren, von den aus indifferenten Stoffen bereiteten Klettenwurzelöl, Kammfett, Bärenfett und Rindsmark.

6) Als Mittel gegen das Spalten der Haare empfiehlt sich zunächst das Abschneiden der Haarspitzen, bei Trockenheit und gleichzeitigem Haarausfall Pommaden mit Perubalsam, Chinin, Chinaextract und Carbolsäure (Hager's liquor trichopathicus).

7) Die Entfernung von Haaren an naturgemäß unbehaarten Stellen geschieht am besten mechanisch durch Ausreißen mittels der Cilienpincette oder starkklebenden Pechpflasters; chemisch wirkende Mittel sind Aetzkalk, die Schwefelhydrate der Alkalien, Operment (gelbes Schwefelarsen) in Mischung mit Aetzkalk.

8) Haarfärbemittel in Form von Haarölen oder Pommaden werden nach sorgfältigem Durchkämmen des Haares einfach in dasselbe eingerieben; sie enthalten meist metallische Stoffe, als salpetersaures Silber, basisch salpetersaures Wismuth, Grünspan, gerbsaures Eisen, kohlensaures und essigsaures Blei. Zum Blondfärben des rothen Haares bedient man sich des Wasserstoff-Hyperoxyds, eines an sich unbedenklichen Mittels, welches in dem Golden-Hair-Wash, dem Auricomus und Eau fontaine de jouvence enthalten ist. Röthlichblonde Färbung soll durch ammoniakhaltiges Chlorsilber und Kupferlösung und nachträgliche Benetzung mit Natriumsulfhydrat erzielt werden können.

C. Mittel zur Pflege und Erhaltung der Schönheit der Mundgebilde.

1) Lippen erhalten ein lebhafteres Roth durch rothe Schminkwässer (Alloxan, Purpurissimum); trockene, aufgesprungene Lippen werden mit Crême celeste, Honigsalben, rother Lippensalbe, Lippenpommaden bestrichen.

2) Zähne und Zahnfleisch. Hierbei spielen die Zahnreinigungsmittel, Zahnpulver, Zahnpasten, Zahnseifen, Zahntincturen und Zahntropfen eine hervorragende Rolle, welche theils mechanisch — durch präparirte Holzkohle, Knochenkohle, präparirte Austerschalen, Schachtelhalm, Bimsstein — theils chemisch: Seife, Borax, Soda — wirken und meist mit aromatischen Zusätzen vermischt angewendet werden. Will man Lockerung der Zähne, Bluten des Zahnfleisches verhüten, so benutzt man Myrrhe, Catechu, Kino, Ratanhia, China sowie ver-

schiedene aromatische Pflanzen — Salbei, Raute, Acorus, Cascarille u. s. w. —, bei skorbutischen Affectionen auch Löffelkrautgeist, Zimmttinctur, Senfspiritus u. a. Zur Färbung von Zahnpulver und Pasten dient am besten der Carmin, demnächst auch Cochenille, Kugellack, Berlinerroth, Sandelholz.

Die Zahnkitte haben den Zweck, das Fortschreiten des Zahnbrandes und dessen Folgen zu verhüten. Es geschieht dies mittels metallischer Plomben und anderer Cemente, für blos temporäre Ausfüllung genügt Wachs, Harzstoffe und Guttapercha.

Die Zahnfleischmittel werden in Form von Zahnlatwergen, von spirituösen Auszügen oder Lösungen abstringirender, ätherisch-öliger, harziger und anderer tonisch oder antiseptisch wirkender Mittel angewandt. Das beste Mittel gegen blutendes, schwammiges Zahnfleisch und übeln Geruch aus dem Munde ist die essigsaure Thonerde (Scheibler's Mundwasser), auch tragen Ausspülungen mit Kornbranntwein, Franzbranntwein, Rum oder verdünntem Weingeiste viel zur Stärkung des Zahnfleisches bei.

3) Mundhöhle; Mittel gegen übelriechenden Athem. Rührt derselbe von cariösen Zähnen oder angehendem Zahnfleische her, dann ist Reinhaltung des Mundes, Entfernung von Speiseresten, Ausfüllen der Zähne und Anwendung der oben genannten Zahn- und Zahnfleischmittel geboten. Als Kaumittel empfehlen sich für diesen Zweck Nelken und Calmus, sowie die im Orient gebräuchlichen Terpentingallen; zur Beseitigung des übeln Athemgeruches vom Rauchen empfiehlt man das Cachou de Boulogne in Pillen oder Pastillen, welche aus Catechu, Mastix, Cascarille, Lindenkohle und Irispulver bereitet und stark aromatisirt zu 1—2 Stück mehrmals täglich genommen werden. (*Alfr. Krug.*)

KOSMORAMA (griechisch), soviel als Panorama, jede größere, zur Erreichung wirklich optischer Täuschung genau nach den Gesetzen der Linear- und der Luftperspective ausgeführte malerische Darstellung einer Gegend. Zur Erreichung der Täuschung ist es nöthig, das Bild in möglichst großem Maßstabe zu entwerfen und es in einer Entfernung von etwa 20 Met. vom Auge aufzustellen, am besten an der Innenwand einer Rotunde; auch die Beleuchtung so zu ordnen, daß das Licht durch ein Dach vom Auge des in der Mitte befindlichen Beobachters abgehalten wird und nur auf die Bildfläche fällt. Bei Bildern, welche in kleinerem Maßstabe entworfen sind, erreicht man die Täuschung durch die Betrachtung mittels einer geeigneten Sammellinse. (*H. A. Weiske.*)

KOSMOS. Das Wort bedeutete den Hellenen Welt, Weltall, den Inbegriff aller siderischen und tellurischen Erscheinungen der Himmels-, Sternen- und Erdenwelt mit allen physischen Vorgängen und mythischen Vorstellungen. Daher die Derivata und Composita: Kosmogonie, d. i. die Ansicht des Alterthums von der Entstehung der Welt, welche zumeist auch Theogonie ist oder Sage von der Geburt der Götter, wie die Hesiod's, der isländischen Edda und die in Manu's Gesetzbuche; Kosmologie oder Lehre vom Weltall, die speculative Wissenschaft, welche die Fragen nach der Entstehung oder ewigen Dauer der Welt, nach ihren Grenzen, ihrer Beseelung, ihrer letzten Ursache u. s. w. erörtert, einen Theil der Metaphysik bildet; ferner Kosmographie, allumfassende Weltbeschreibung, wovon die Geographie nur ein Theil ist.

Humboldt nannte seine physische Weltbeschreibung kurzweg „Kosmos", um zu vermeiden, daß man nicht „Humboldt's physische Erdbeschreibung" sage, was dann das Ding in die Klasse der Mittersacher'schen Schriften werfen würde. „Weltbeschreibung" (nach Weltgeschichte geformt) würde man als ungebräuchliches Wort immer mit Erdbeschreibung verwechseln. „Ich weiß", sagt er, „daß Kosmos sehr vornehm ist und nicht ohne eine gewisse Afféterie, aber der Titel sagt mit einem Schlagworte Himmel und Erde."

Den Alten war der Kosmos die Kugel des Sternenhimmels um die Erde als ihren Mittelpunkt. Die Bewegung des Himmels war den Aristotelikern die Grundbewegung, aus welcher alle Bewegungen der Elemente und lebendigen Organismen herstammten, zugleich die vollkommenste aller Bewegungen als eine Vereinigung von Bewegung und Ruhe, weil eine sich um ihre Achse drehende Kugel, indem sie sich bewegt, doch zugleich auf ihrer Stelle bleibt. Der Kosmos galt der größten Mehrzahl der alten Philosophen für ein beseeltes Wesen. Die ionische, eleatische, peripatetische und stoische Schule hielt ihn für die höchste Gottheit selbst; den Platonikern hingegen galt er für ein erzeugtes Ebenbild des höchsten Gottes, ein Wunderwerk von Schönheit und Harmonie. Anaximander und die Epikuräer hingegen nahmen eine Vielheit von Welten an und leugneten dadurch den Begriff der höchsten Gottheit in dem Sinne, wie ihn beinahe das ganze übrige griechische Alterthum auffaßte. Nach Aristotelischer Vorstellung besteht der Kosmos aus den Sphären der Gestirne, welche als hohle, bewegliche Kugeln oder Hülsen gedacht werden, an deren jeder das Gestirn ihres Namens befestigt ist. Um die Erde zunächst bewegt sich die Sphäre des Mondes, um diese die des Merkur, dann der Venus, der Sonne, des Mars, des Jupiter, des Saturn und zuletzt des Fixsternhimmels. Die Sphäre des Fixsternhimmels besteht aus feurigem Aether als dem feinsten und leichtesten Stoffe, die in der Mitte ruhende kugelförmige Erde aus den schweren Niederschlägen der gröbsten Elemente. Diese Anschauung, durch Eratosthenes und Ptolemäus mit mathematischer Genauigkeit weiter ausgeführt, bildete das während des Mittelalters herrschende Ptolemäische Weltsystem. Diese Ansicht wurde aber schon im Alterthume von einem Zweige der Pythagoreïschen Schule, an dessen Spitze Aristarch von Samos stand, mit der Behauptung bekämpft, daß die Sonne der Mittelpunkt der Welt sei, um welchen die Erde sich bewege. Mit dem Glauben des Alterthums an eine Beseelung des Kosmos hing die Vorstellung zusammen, welche die Theile und Glieder organischer Wesen in den Theilen und Gliedern des Kosmos wiederfand, wie z. B. ein dem Orpheus zugeschriebener Hymnus in

Sonne und Mond die Augen der Gottheit, in der Erde und den Gebirgen ihren Leib, im Aether ihren Verstand, in der Luft ihre geflügelten Schultern erblickt. Diese Vorstellungsweise wurde in späterer Zeit von den Naturphilosophen des 16. Jahrh., Paracelsus an der Spitze, dahin erneuert, daß man die Welt für einen menschlichen Organismus im Großen (Makrokosmos), den Menschen für eine Welt im Kleinen (Mikrokosmos) erklärte. Als durch Kopernikus das Ptolemäische System gestürzt wurde, ließ sich auch die Sonne als ein bloßer Fixstern unter Fixsternen nicht länger mehr als der Mittelpunkt des Weltgebäudes behaupten, und es trat an die Stelle einer sich umdrehenden Kugel ein völlig gestaltloser und unermeßlicher Ocean von Welten über Welten. Giordano Bruno, Kepler, Newton befestigten das Kopernikanische System, und es entstand nunmehr die Frage, ob die Welt vielleicht ohne alle Grenze sei und sich völlig ins Unendliche erstrecke, und ob auch die andern Weltkörper wie unsere Erde bewohnt seien. Fontenelle bejahte die Frage in seinen berühmten „Entretiens sur la pluralité des mondes" (1686) und Kant in seiner „Allgemeinen Naturgeschichte und Theorie des Himmels" (1755). Neuere Naturphilosophen, wie Schubert in „Die Urwelt und die Fixsterne" (1822), haben die Unendlichkeit der Welt wieder verneint. Die Ansicht von einer Beseelung des Weltalls ist in neuester Zeit zuerst im allgemeinen durch Schelling in seinem Buche „Ueber die Weltseele" (Jena 1798) und hernach in speciellerer Durchführung durch Fechner in dessen „Zendavesta, oder über die Dinge des Himmels und des Jenseits" (Leipz. 1851) erneuert worden.

Aber neben diesem Spuk metaphysischer Phantasien und träumerischer Speculationen berührte die Idee eines wissenschaftlichen Kosmoswerkes in modernem Sinne schon in den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts einzelne große Geister. Schon Herder, der zwar nicht Naturforscher im Sinne unserer Tage, aber doch Naturdenker, Naturphilosoph war, dem schon die geographischen Anschauungen der Wissenschaft Karl Ritter's vor der Seele schwebten, schon Herder wünschte ein physisches Naturgesetz, das uns die Bildung der Bergketten und mit derselben auch die Bildung des festen Landes erklären könnte („Ideen zur Phil. d. Gesch. d. Menschheit" am Schlusse des ersten Buches). Er wünschte dem Natur- und Geschichtsforscher zum gesammten Ueberblick des Ganzen eine physische Geographie der Erde, und sagt: „Die Forbes, Pallas, Saussure, Soulavie und andere sammeln in einzelnen Erdstrecken zu der reichen Ernte von Aufschlüssen, die", so fügt er prophetisch hinzu, „wahrscheinlich einst die peruanischen Gebirge (vielleicht die interessantesten Gegenden der Welt für die größere Naturgeschichte) zur Einheit und Gewißheit bringen werden." So schrieb Herder 1784; Humboldt war damals 15 Jahre alt. Er verlangte also eine physische Erdbeschreibung, aus der bei weiterem Umfange des Stoffes eine physische Weltbeschreibung entstehen könnte.

Verwandte Ideen finden sich bei einzelnen intuitiven Größen gegen Ende des vorigen Jahrhunderts. Man denke an Goethe, an den schon in den achtziger Jahren gedichteten Monolog des Faust, der beim Anschauen des „Zeichens des Makrokosmos" in begeistertem Entzücken ausruft:

> Wie alles sich zum Ganzen webt,
> Eins in dem andern wirkt und lebt!
> Wie Himmelskräfte auf- und niedersteigen
> Und sich die goldnen Eimer reichen!
> Mit segenduftenden Schwingen
> Vom Himmel durch die Erde dringen,
> Harmonisch all' das All durchklingen!

Humboldt selbst schrieb schon im Januar 1796, als er noch in Baireuth Bergmann war und sich mit galvanischen Reizversuchen beschäftigte, an Pictet in Genf: „Je conçus l'idée d'une physique du monde; mais plus j'en sentis le besoin, et plus je vis que peu de fondements sont encore jetés pour un aussi vaste édifice" — und in der Vorrede zu dem Goethe gewidmeten „Naturgemälde der Tropen" (1805), weist er darauf hin, daß es möglich sein werde, einst ein Naturgemälde ganz anderer Art naturphilosophisch darzustellen.

Das in Paris 1819 angefangene „Essai sur la physique du monde" blieb ein Fragment, weil das Werk deutschen Geistes wie eine exotische Pflanze hier nicht gedeihen wollte. Man erinnere sich ferner der Vorlesungen in Paris und Berlin 1827/28. Er hat zwar in den autobiographischen Aufzeichnungen (Brockhaus' „Conversations-Lexikon" Art. Humboldt), ausführlicher in der „Gegenwart" [1853] erklärt, „das Buch vom Kosmos sei nicht die Frucht derselben", gleichwol muß man aus seinen eigenen vielfachen Aeußerungen entnehmen, namentlich aus der Stelle „Kosmos" V, 89, daß der „Kosmos" allerdings die Frucht jener Vorlesungen zu heißen verdient. Freilich war dieselbe bei weitem reicher und überraschender, als sie nach jenen Vorlesungen bemessen werden konnte. Er durfte daher „am späten Abende seines vielbewegten Lebens" mit Recht sagen, daß ihm das Bild des „Kosmos" „in unbestimmten Umrissen fast ein halbes Jahrhundert lang vor der Seele schwebte".

Es ist dieser Widerspruch Humboldt's ähnlich dem in andern Aeußerungen an Varnhagen. So schreibt er demselben am 24. Oct. 1834: „Ich fange den Druck meines Werkes (des Werkes meines Lebens) an. Ich habe den tollen Einfall, die ganze materielle Welt, alles, was wir heute von den Erscheinungen der Himmelsräume und des Erdenlebens, von den Nebelflecken bis zur Geographie der Moose auf den Granitfelsen wissen, alles in Einem Werke darzustellen, und in einem Werke, das zugleich in lebendiger Sprache anregt und das Gemüth ergötzt. Jede große und wichtige Idee, die irgendwo aufgeglimmt, muß neben den Thatsachen hier verzeichnet sein. Es muß eine Epoche der geistigen Entwickelung der Menschheit (in ihrem Wissen von der Natur) darstellen. Die Prolegomena sind meist fertig, neu umgearbeitete, von mir frei gehaltene, aber an demselben Tage dictirte Discours d'ouverture, das Naturgemälde, die Anre-

gungsmittel zum Naturstudium im Geiste unserer Zeit, dreierlei: 1) Poésie descriptive und lebendige Schilderung der Naturscenen in modernen Reiseberichten, 2) Landschaftsmalerei, Darstellung, sinnliche, einer exotischen Natur, wann sie entstanden, wann sie Bedürfniß und hohe Freude geworden, warum das leidenschaftliche Alterthum sie nicht haben konnte, 3) Pflanzungen, Gruppirung nach Pflanzenphysiognomik (nicht botanische Gärten); Geschichte der physischen Weltbeschreibung, wie die Idee der Welt, des Zusammenhangs aller Erscheinungen, den Völkern durch den Lauf der Jahrhunderte klar geworden ist. Diese Prolegomena sind die Hauptsache, und enthalten den generellen Theil, ihm folgt der specielle, — die Einzelheiten, geordnet. Weltraum — die ganze physische Astronomie. — Unser fester Erdkörper, Inneres, Aeußeres, Elektromagnetismus des Innern. Vulkanismus, das heißt Reaction des Innern eines Planeten auf seine Oberfläche. Gliederung der Massen. Eine kleine Geognosie — Meer — Luftkreis — Klimate — Organisches — Geographie der Pflanzen — Geographie der Thiere — Menschen-Rassen und Sprache — deren dann physische Organisation (Articulation der Töne) von der Intelligenz (deren Product, Manifestation die Sprache ist) beherrscht wird. In dem speciellen Theile alle numerischen Resultate, die genauesten wie in Laplace, „Exposition du système du Monde“. Da diese Einzelheiten nicht derselben literarischen Darstellung fähig sind, als die allgemeinen Combinationen des Naturwissens, so wird das nur Factische nur in kurzen Sätzen fast tabellarisch geordnet, sodaß z. B. über Klimate, über Erdmagnetismus der fleißige Leser in wenigen Blättern alle Resultate zusammengedrängt finden muß, die ein Studium vieler Jahre nur liefern würde.“

Aber dem „tollen Einfall“ von 1834 steht die eigene schon angeführte Versicherung gegenüber, daß ihm am späten-Abend seines vielbewegten Lebens das Bild des „Kosmos“ im unbestimmten Umrisse fast ein halbes Jahrhundert lang vor der Seele geschwebt habe.

So ist es auch erst elf Jahre, nach dem Anfange des Druckes 1845 der erste, 1847 der zweite, 1850 und 1858 der dritte und vierte und endlich 1862 der fünfte Band, ein unbedeutendes posthumes Fragment mit weitläufigem, 2 Theile umfassendem, schwer brauchbarem Register von Buschmann, erschienen.

Die Inhaltsübersicht der beiden ersten Bände zeigt wie in einem architektonischen Grundrisse den Aufbau des Werkes. Der erste Band gibt eine Darstellung der gesammten Natur in der Objectivität äußerer Erscheinung. Er beginnt mit: „Einleitende Betrachtungen über die Verschiedenartigkeit des Naturgenusses und die wissenschaftliche Ergründung der Weltgesetze“, — der zweite Abschnitt zeigt die Begrenzung und wissenschaftliche Behandlung einer physischen Weltbeschreibung. Die Natur wird in beiden Abschnitten, einmal als Gegenstand des Genusses, in ihrer Totalwirkung auf den ästhetischen Sinn des Menschen, dann aber als Gegenstand der Erkenntniß, in ihrer Wirkung auf den begreifenden Verstand dargestellt. Der Zweck dieser Prolegomena oder Einleitung ist, zu zeigen, wie eine Naturwissenschaft beschaffen sein müsse, die den denkenden Geist und zugleich das ästhetische Gemüth befriedigt.

Der dritte Abschnitt, „Naturgemälde, Uebersicht der Erscheinungen“, macht den Versuch, ein Ergebniß solcher Wissenschaft wirklich darzustellen.

Hier sind wissenschaftlicher Inhalt und ästhetische Form vereint, während das Uebermaß „nicht ganz gemeiner Erudition“ aus dem Mutterlande des Textes in einen besondern Abschnitt als Notencolonien versetzt wurde.

Die Betrachtung der objectiven Erscheinungen beginnt mit dem siderischen Theil, den Sternen, die im fernsten Theile des Weltraumes zwischen Nebelflecken aufglimmen, und steigt durch unser Planetensystem zum tellurischen Theil bis zur irdischen Pflanzendecke und zu den kleinsten, oft von der Luft getragenen, dem unbewaffneten Auge verborgenen Organismen herab. Dabei wird die Ursache der Erscheinungen nur insoweit erläutert, als durch eine bedeutsame Anordnung ihr ursachlicher Zusammenhang fühlbar gemacht werden kann. Um so bestimmter ist das Bestreben, „die Welterscheinungen als ein Naturganzes aufzufassen, zu zeigen, wie in einzelnen Gruppen dieser Erscheinungen die ihnen gemeinsamen Bedingnisse, das ist das Walten großer Gesetze, erkannt worden sind. Ein solcher Drang nach dem Verstehen des Weltplanes beginnt mit Verallgemeinerung des Besondern, mit Erkenntniß der Bedingungen, unter denen die physischen Veränderungen sich gleichmäßig wiederkehrend offenbaren; er leitet zu der denkenden Betrachtung dessen, was die Empirie uns darbietet, nicht aber zu einer Weltansicht durch Speculation und alleinige Gedankenentwickelung, nicht zu einer absoluten Einheitslehre in Absonderung von der Erfahrung.“ Wie in allen seinen früheren Werken, so wird dieser Ansicht gemäß auch hier die Theorie von der Beobachtung getrennt gehalten; wo dem Verfasser Thatsachen zu einer Theorie noch nicht ausreichend erscheinen, da erkennen wir den sich selbst bescheidenden Schüler des großen königsberger Philosophen.

Der objectiven Darstellung der Erscheinungswelt im ersten Bande steht im zweiten die subjective Auffassung der Natur gegenüber. Er ist der subjectiven Rückwirkung des Naturganzen auf den Menschen gewidmet, den Anregungsmitteln zum Naturstudium. Demgemäß behandelt der erste Abschnitt „Anregungsmittel zum Naturstudium“, freilich nur eklektisch, den Einfluß auf Poesie, Malerei und Gartenkunst als Mittel zur Erhöhung des reinen Naturgefühls.

„Es eröffnet sich uns“ — heißt es gleich im Eingange — „eine innere Welt; wir durchforschen sie, nicht um zu ergründen, was in der Möglichkeit ästhetischer Wirkungen dem Wesen der Gemüthskräfte und den mannichfaltigen Richtungen geistiger Thätigkeit zukommt, sondern vielmehr um die Quelle lebendiger Anschauung als Mittel zur Erhöhung eines reinen Naturgefühls zu schildern, um den Ursachen nachzuspüren, welche, beson-

ders in der neueren Zeit, durch Belebung der Einbildungskraft so mächtig auf die Liebe zum Naturstudium und auf den Hang zu fernen Reisen gewirkt haben." Allerdings ist dieser Theil der Arbeit weniger vollständig und gleichmäßig durchgearbeitet als das Naturgemälde selbst; es liegt andererseits in der Natur der Stoffe, daß er dem allgemeinen Verständnisse näher gerückt ist. Der Verfasser verfährt eklektisch, er begnügt sich, bei den Gegenständen zu verweilen, welche in ihm der Richtung lang genährter Studien näher lagen: bei den Aeußerungen des mehr oder minder lebhaften Naturgefühls im classischen Alterthume und in der neueren Zeit; mit Vorliebe erörtert er die Fragmente dichterischer Naturbeschreibung, den anmuthigen Zauber der Landschaftsmalerei, welche ihm eine Richtung auf größere Naturwahrheit verdankt. Er bespricht endlich im zweiten Abschnitte ausführlich die Geschichte der physischen Weltanschauung, zeigt an ihr die in dem Laufe von zwei Jahrtausenden stufenweise fortschreitende Entwickelung der Erkenntniß des Weltganzen, die Einheit in den Erscheinungen, und hier wieder ist es vorzugsweise die Schilderung der wunderbaren Epoche der großen Entdeckungen, als deren Geschichtschreiber Humboldt bereits im „Examen critique" aufgetreten war.

Die Bearbeitung des zweiten Bandes, sagt Alfred Dove in der wissenschaftlichen Biographie Alexander von Humboldt's II, 372, sollte man meinen, müßte Humboldt mindere Schwierigkeiten bereitet haben als die des „Naturgemäldes" im ersten, denn historische Darstellungen, wie sie im zweiten Bande vorherrschen, entnehmen ja das Gesetz ihrer Darstellung unmittelbar ihrem Stoffe selber. Von Haus aus gleichsam erscheinen die Massen derselben nach Perioden gegliedert, der Folgenreichthum der Begebenheiten bildet überdies ein deutliches Kriterium für ihre größere oder geringere Wichtigkeit, sodaß eine Auswahl des Hervorragenden bequemer wird als bei den im Raume gleichzeitig auftretenden Naturphänomenen, denen gegenüber eine objective Unterscheidung von Wichtigem und Unwichtigem nur schwer ausführbar, ja oft unmöglich ist. Trotzdem hat sich auch hier Humboldt die künstlerische Arbeit wahrlich nicht leicht gemacht; gerade die „Geschichte der physischen Weltanschauung" zeugt von einer überaus fein abwägenden Sonderung zwischen den „Hauptmomenten", die für den Text, und dem übrigen Material, das für die Anmerkungen geeignet befunden ward.

In den vorhergehenden Abschnitten des zweiten Bandes vollends, welche die „Anregungsmittel zum Naturstudium" behandeln, mußte, da hier das Object selbst geradezu die Aesthetik der Natur ist, auch die Form der Darstellung durchweg ästhetisch abgerundet werden. Kein Wunder daher, daß Humboldt in einem Briefe an Böckh versichert, er habe in dem Kapitel über dichterische Naturbeschreibung „auf den Stil die höchste ihm mögliche Sorgfalt gewandt"; „es ist ein Hauptstück", schreibt er ein andermal an Varnhagen[1]), „auf das ich sehr rechne". „Ich habe gestrebt", heißt es schüchterner von den Abschnitten über Landschaftsmalerei und Cultur exotischer Gewächse, „die Reichhaltigkeit der Materie durch die Kunst der Darstellung zu besiegen, aber vom Streben zum Gelingen ist ein weiter Weg." „Im ganzen, denke ich", lautet wiederum ein anderes Geständniß, „soll der zweite Theil als ideenreich, nach Genauigkeit strebend und als jeder Art der Bildung geeignet, ansprechen." Es ist bekannt, daß diese Erwartung nicht getrogen hat; in der That erfreut sich eben der zweite Band — die Einleitung zum ersten allenfalls noch hinzugerechnet — der weitesten und dauerndsten Popularität, doch darf man die Erklärung dazu nur zum Theil in seiner Angemessenheit für „jede Art von Bildung" suchen. Denn offenbar hat er vor dem „Naturgemälde" — um der spätern Bände ganz zu geschweigen — den ungemeinen Vorzug, daß seinem historischen Inhalte die fortschreitende Erkenntniß späterer Jahre nichts anhaben kann; wenn jenes „über den Dingen schwebt, die wir 1841 wußten", und die wir, muß man hinzusetzen, heute bereits nicht allein überall vollständiger, sondern auch theilweise besser, das heißt anders wissen, so behält die „Geschichte der physischen Weltanschauung" aus dem J. 1847, gegründet wie sie ist auf die umfassendste kritische Quellenforschung, für die fernste Zukunft fast unvermindert ihren hohen Werth. Und dazu kommt für sie wie für die Darstellung des „Reflexes der Außenwelt auf die Einbildungskraft" noch der weitere Vortheil, daß bei ihnen Form und Inhalt im schönsten, jedes Gefühl befriedigenden Einklange stehen. Niemand wird zwar von vornherein tadeln, daß Humboldt sein Streben nach „Lebendigkeit des Stils, nach Wohlklang und Anmuth in der Diction, im Periodenbau" auch auf den objectiven Theil seines Werkes, auf die Darstellung der Erscheinungen selbst ausgedehnt hat. Es folgt dies einmal fast nothwendig aus dem Trachten nach „Allgemeinheit und Größe der Ansicht"; allein wie er diese stilistische Anmuth näher definirt als „Uebertragung der technischen Ausdrücke in glücklich gewählte beschreibende, malende Ausdrücke"[2]), steht uns sogleich die Gefahr vor Augen, daß dadurch Klarheit und Bestimmtheit, um derentwillen eben die Naturwissenschaft ihre technischen Bezeichnungen ersonnen hat, einigermaßen verkümmert werden. Und in der That hat das „Naturgemälde" darunter gelitten; die Wahl jener malenden Ausdrücke ist doch nicht durchaus eine glückliche gewesen, mitunter wird man an sein naives Bekenntniß gegen Böckh erinnert: „Ich suche dem «Kosmos», an dem ich arbeite, mancherlei Schmuck der Rede und Anspielungen zu geben." In dem Kapitel über dichterische Naturbeschreibung etwa ist das lange nicht so fühlbar; wo von Poesie die Rede ist, verzeiht man wol dem Redenden einige Poesie des eigenen Ausdrucks; auch der Geschichte der Weltanschauung steht, weil sie vom erkennenden Aufschwunge des Geistes handelt, der rednerische Aufschwung nirgends fremdartig zu Gesicht. Das „Naturgemälde" dagegen macht in

1) Briefe an Varnhagen Nr. 54.

2) Briefe von Varnhagen Nr. 54.

einzelnen Partien, wo es mit „mancherlei Schmuck der Rede und Anspielungen" geradezu überladen ist, den Eindruck, als wäre es selbst in erster Linie nicht wissenschaftliche, sondern „dichterische Naturbeschreibung".

Die ersten beiden Bände sind die wichtigsten; sie meint man, wenn man von Humboldt's „Kosmos" spricht. Aus Einem Gusse, in sich abgerundet, im besten Sinne ein Werk der schönen Literatur, erregten sie die Bewunderung der gebildeten Welt. Mit ihnen können sich die folgenden, der dritte und vierte Band, nicht messen. Diese letztern bilden den generellen Inhalt des „Naturgemäldes" ohne besondere Composition, nur mit dem peinlichsten Streben nach der Vollständigkeit und Genauigkeit, die der momentane Stand der Wissenschaft darbietet. So kehrt der dritte Band wieder zur Aufgabe des Ganzen zurück, indem er mit größerer Ausführlichkeit den siderischen Abschnitt des ersten Bandes behandelt, während der vierte Band den tellurischen Abschnitt desselben ersten Bandes näher ausführt. Im fünften Bande endlich machen einige Fragmente von Humboldt einen wehmüthigen Eindruck, weil sie im Gefühle des herannahenden Todes geschrieben sind und unvollendet blieben. Daher wurde es auch in Paris sprichwörtlich, von einem großen Manne, der noch als Greis an einem bedeutenden Werke arbeitet, das er schwerlich vollenden wird, zu sagen: il va écrire son Kosmos.

Als Ersatz dafür erhielten wir ein sehr weitläufiges, schwer brauchbares Register von Professor E. Buschmann, von dem der große Todte in der Einleitung zum fünften Band selbst sagt: „Kein Blatt des Kosmos ist erschienen, das nicht in der Handschrift und gedruckt dem scharf eindringenden Blicke des Professors Eduard Buschmann unterworfen worden wäre." Ein Register zu dem Werke eines fremden Autors zu verfassen, dazu gehört eine große Selbstaufopferung, denn wer ein Register anfertigen will, muß den Stoff vollständig geistig beherrschen, und wer solche Stoffe beherrscht wie den Kosmos, der unterzieht sich nicht gern der mühseligen und undankbaren Arbeit eines Registers.

Die einzelnen Bände erschienen in immer größeren Zeitabständen. So waren dreizehn Jahre verstrichen zwischen dem Erscheinen des ersten und vierten Bandes. „Der Hauptgrund wachsender Zögerung", klagt Humboldt selbst, „liegt in der Abnahme der Lebenskräfte eines fast 90jährigen Greises."

Der „Kosmos" soll und wird ein Bruchstück bleiben, da die Vorarbeiten, welche sich für die weitere Ausführung noch vorfanden, für jedermann unbenutzbar sind, denn der „Kosmos" entstand in kleinen Stücken „immer in freier neuester Ausarbeitung ganz allmählich, ohne sich auf anderes als große gestaltlose Sammlungen eines arbeitsreichen Lebens zu stützen". Es ist ein Zeichen von der Größe des Werkes, daß es von den Zeitgenossen als unvollendbar erklärt wird. Nicht selten hört man hart über das Unternehmen urtheilen und zwar von Gelehrten ersten Ranges. Sie sagen, der „Kosmos" sei für Fachgelehrte zu allgemein gehalten und zu spät gekommen, für das große Laienpublikum aber zu früh und zu schwer verständlich. Der „Kosmos" ist offenbar für ein sehr gebildetes Laienpublikum geschrieben und auf das Verständniß eines nachfolgenden reiferen Geschlechts berechnet wie der Goethe'sche Faust. Aber wie er auch immer sei, zu spät, zu früh, ungleichartig in einzelnen Theilen, unvollendet, ein Zwitter ästhetischer und wissenschaftlicher Darstellung, für die Geschichte der Wissenschaften wird er jedenfalls eine der wichtigsten Urkunden bleiben. Der „Kosmos" enthält die Summe des höchsten Naturwissens um die Mitte des 19. Jahrhunderts, eine Uebersicht über die Reife der damaligen Erkenntniß, gegeben von einem Manne, der die Literatur aller gebildeten Völker beherrschte. Er ist die gewissenhafteste Codification zeitgenössischen und historisch ältern Wissens, die jemals ein einzelner Mensch für sein Zeitalter unternommen. Der „Kosmos" wird freilich veralten und ist schon hier und da veraltet; aber es wäre traurig, wenn es anders wäre, denn wir müßten dann einen Stillstand oder einen Rückschritt unserer Erkenntnisse zu beklagen haben. Allein der bei weitem größere Theil wird nie veralten, sondern immer jung und frisch, immer lehrreich, immer anregend bleiben, wie die Werke der geistesverwandten Schriftsteller des Alterthums.

Aber bei aller Anerkennung und Bewunderung, die der „Kosmos" gefunden, ist er doch dem Gifte pietistischer Verdächtigung nicht entgangen. Dieselbe ist nicht mit Stillschweigen zu übergehen. Beda Weber, das tiroler Parlamentsglied in der Paulskirche und späterer Stadtpfarrer in Frankfurt a. M., lamentirte in der „Augsburger Postzeitung": „Wenn Alexander von Humboldt am Abende seines vielbewegten Lebens den deutschen Lesern eine physische Weltbeschreibung in die Hände gibt, so ist unsere lebhafte Theilnahme für dieses Geschenk schon von vornherein begreiflich. Wir kennen den Verfasser als einen der ältesten und achtbarsten Vertreter deutscher Wissenschaft, der bei seinem Forschen zur Aufhellung der Naturgeheimnisse die geniale Einsicht in die Weltgeschichte und ihren Zusammenhang mit der Gegenwart nie aus dem Auge verlor, und die höchsten und tiefsten Schichten der Gesellschaft aus eigener Erfahrung gründlich kennen gelernt hat. Wir erwarten von ihm mit Recht eine Versöhnung einseitiger Naturauffassung mit den religiösen Bedürfnissen der Zeit, ein Entgegenkommen von seinem natürlichen Standpunkte aus zum Behuf eines siegreichen Kampfes für die christliche Offenbarung als Grundlage deutscher Einheit in Kirche und Staat. Destructive Tendenzen sucht man bei ihm vergebens, denn er hat selbst so tief eingehenden Antheil an den politischen Gestaltungen seiner Zeit genommen, daß in seinen Schriftwerken an kein Nebeln und Schwebeln zu denken ist, wie theoretische Schwindelköpfe es sich wol bisweilen zu Schulden kommen lassen. Er steht, wie es oft gesagt und geschrieben worden ist, auf der Höhe europäischer Bildung, die noch erhöht wird durch die ganz eigene Anmuth des Alters, welches keine Uebereilung kennt, und nur die reifste Frucht der Mittheilung werth hält. Mit solchen Empfindungen sahen wir dem schon lange vorher angekündigten «Kosmos» entgegen und

die Redaction der „Allgemeinen Zeitung" war mit uns hierüber einverstanden. Sie begrüßte das Erscheinen des ersten Theiles dieser physischen Weltbeschreibung als eins der bedeutendsten Werke, deren sich die deutsche Literatur rühmen kann. Als Probe gab sie uns ein Bruchstück aus derselben unter dem Titel: «Alexander von Humboldt über das Menschengeschlecht». Darin erklärt der große Naturforscher mit den zierlichen Worten seines verstorbenen Bruders die Schöpfungsgeschichte des Moses für eine Mythe, die Abstammung des Menschengeschlechtes von Einem Paare für rein menschliche Erfindung, und die mosaische Erzählung selbst als ganz unvereinbar mit den Denkgesetzen des Menschengeistes. Unsere Ueberraschung war groß, wir müssen es gestehen. Wir hatten Alexander von Humboldt's literarisches Vermächtniß vor uns, die Summe seines studienreichen Lebens, und darin wird uns die älteste Urkunde des Menschengeschlechtes, die Grundlage aller christlichen Offenbarung, als Werk der Lüge hingestellt. Leider ist der Mann, der diesen Ausspruch in die Welt schleudert, kein Stubengelehrter, den die hartherzigen Verleger im langsamen Hungertode um allen Witz bringen. Mit einem solchen Troste können wir uns nicht beruhigen. Es ist Humboldt, der das sagt, der Freund des mächtigsten deutschen Königs, der ernstlich bemüht ist, die positive Religion aus dem Schiffbruche der Zeit zu retten. Es ist der tiefsinnige Kenner der Natur und ihrer Gesetze mit den Erfahrungen aus zwei Hemisphären; kein Hegeling auf dem nackten Felsen contemplativer Negation, sondern ein Meister, der für seine Aussage das Gewicht seiner naturhistorischen Erfahrungen, die Frucht eines langen Lebens, in die Wagschale legt. Während Schelling seine Offenbarungsphilosophie in Berlin redigirt, um den wühlerischen Lehren des Marheineke, des Bruno Bauer, des Feuerbach und ihrer Gesellen entgegenzuwirken, fährt auf einmal sein Freund Humboldt in seine Sandkreise und verwischt ihm die mühsamen Hieroglyphen von vornherein mit der Mythologisirung des ersten Buches Mosis. Dadurch ist die Lehre von der Erbsünde, der Menschenerlösung und der auf dieselbe gegründeten christlichen Kirche mit einem kühnen Meisterschnitte vernichtet. Die negirenden deutschen Philosophen haben das nämliche Resultat auf ihrem Wege längst schon gewonnen; nun kommt ihnen Humboldt zu Hülfe, und bestätigt die Negation mit dem Resultate seiner lebenslänglichen Naturstudien. Es ist allerdings nichts Neues, längst schon ward es von allen Dächern gepredigt, und die Freischaren gegen Luzern sind im Grunde nur der roheste Ausdruck dieser Negation, die in Büchern verkündet und ins Leben umgesetzt in folgerichtiger Entwickelung gegen alles Positive in Staat und Kirche wüthet. Aber daß Alexander von Humboldt dieser Seite das Wort redet, macht die Sache zum Ereigniß. Daß man in Berlin vom wirksamsten Standpunkte aus den christlichen Offenbarungsglauben retten will, ist so bekannt, als unter diesen Umständen erfolglos. Eine Stütze nach der andern bricht zusammen."

Und diese Stimme war nicht vereinzelt. Die „Wiener Kirchenzeitung" Nr. 3., 1857, erhebt gegen Humboldt den Vorwurf der „Seelenmörderei" und Professor Pater Burgstaller an dem jesuitischen Staatsgymnasium in Feldkirch eiferte auf der Kanzel: Alexander von Humboldt habe große Bücher geschrieben, in denen von Vielem zu lesen sei, nur von Gott nichts; diese Bücher seien schlecht. Der Beweis dafür liege übrigens schon in dem Umstande, daß sie von der sinnlichen Welt so eifrig gelesen werden. Humboldt habe freilich den Herrgott nirgends angetroffen, so wenig ihn die milchgebenden Thiere antreffen, welche auch Kräuter sammeln und recht gut botanisiren; der Unterschied zwischen Alexander von Humboldt und solchen Geschöpfen bestehe am Ende nur darin, daß diese dem Menschen nützen, eben weil sie Milch geben, jener aber mit seinen Büchern die halbe Welt verderbe. Der Tod rüttle schon an Humboldt; möge er noch umkehren und seine Werke und Thaten bereuen, sonst sei er ewig verloren.

Wie sehr auch solche Schmachreden unbeachtet blieben, der Umstand, daß im „Kosmos" nirgends das Wort „Gott" vorkommt, erregte selbst bei einzelnen Männern der Wissenschaft Bedenken, die indeß bald beruhigt wurden.

Die Zeitschrift: „La Liberté de Penser, Revue philosophique et littéraire", Tome II Nr. 12—15, November 1848 enthält eine ausführliche Besprechung des „Kosmos" von Ernest Renan; auf dem uns vorliegenden Hefte hat Humboldt eigenhändig bemerkt: „Cosmos p. 567 declaré athée. Pathologie des opinions religieuses de l'auteur", — und an der betreffenden Stelle Renan's fügte er am Rande hinzu: „C. I, 37. 1^b. 7^b. 37. II, 48" Renan selbst sagt über Humboldt's Schweigen von Gott:

„Ce silence, on le voit, n'est pas celui de la négation inintelligente, mais celui du bon goût qui sait s'abstenir, et ne parle point du tout à tous propos.

„La Théologie naturelle, telle qu'on l'entend en Angleterre, telle qu'elle se montre par exemple dans les écrits de Boyle, Derham, Parker etc., sorte d'exégèse de la nature au point de vue finaliste, et sous l'impression toujours immédiate et personnelle de la Divinité, est d'aussi mauvais goût au point de vue scientifique, que la manière de ceux qui font de la philosophie naturelle une philippique contre Dieu.

„Le véritable ton de la cosmologie moderne, c'est de parler toujours de l'Être-cause sans en prononcer le nom. S'il fallait faire deux parts dans la vie et dans la science, une part pour Dieu et une part pour ce qui n'est pas lui, il est trop clair que la part de Dieu devrait absorber tout le reste; le mysticisme le plus exclusif serait le vrai. Mais c'est là un point de vue étroit et grossier: celui qui sait comprendre voit Dieu en tout d'une vue générale et diffuse, sans qu'il ait besoin de ces retours partiels qu'il faudrait répéter à chaque phrase. Saisir le beau et le vrai des choses, c'est la seule théologie naturelle."

In Humboldt's leider mit seiner Bibliothek in London verbranntem Handexemplare des „Kosmos“ war unter sehr zahlreichen Notizen auch die mit besondern Zeichen hervorgehobene: „Meine religiöse Verketzerung“ „Kosmos“ I, 16. 32, II, 25. 44—48. 347, III, 10“, wo er gleichsam auf Stellen hinwies zur Abwehr der erhobenen Vorwürfe.

Humboldt vermied es mit Absicht sorgfältig, in seine wissenschaftlichen Arbeiten fromme Betrachtungen einzuschließen. Der „Kosmos“ ist zum größten Theil naturwissenschaftlichen Inhalts, und vergleicht man die übrigen Schriften desselben Faches, die nicht ausdrücklich für den Schulunterricht bestimmt sind, so wird man finden, daß das Wort „Gott“ in denselben ebenso selten ist als in juristischen und medicinischen Schriften. Man kann also den gedachten Vorwurf dem „Kosmos“ nicht mit größerem Rechte machen als andern naturwissenschaftlichen Werken. In dem zweiten Bande, dem historischen Theile, kommen die Worte „Gott“, der „Herr“, der „Schöpfer“, nicht nur einmal, sondern wiederholt vor (S. 26. 30. 46. 47. 48.), wenn Humboldt in Citaten den Einfluß religiösen Sinnes auf den Eindruck beschreibt, den die Natur auf den Beschauer macht, und die Art der Citate sowol als die ganze Haltung der Besprechung lassen sicherlich keine ungünstigen Urtheile über Humboldt's Religiosität zu. So finden wir (S. 26): „Die christliche Richtung des Gemüthes war die, aus der Weltordnung und aus der Schönheit der Natur die Größe und Güte des Schöpfers zu beweisen. Eine solche Richtung, die Verherrlichung der Gottheit aus ihren Werken, veranlaßte den Hang nach Naturbeschreibungen. Die frühesten und ausführlichsten finden wir bei einem Zeitgenossen des Tertullianus und Philostratus, bei einem rhetorischen Sachwalter zu Rom, Minucius Felix, aus dem Anfange des dritten Jahrhunderts. Man folgt ihm gern im Dämmerlichte an den Strand bei Ostia, den er freilich malerischer und der Gesundheit zuträglicher schildert, als wir ihn jetzt finden. In dem religiösen Gespräche Octavius wird der neue Glaube gegen die Einwürfe eines heidnischen Freundes muthvoll vertheidigt.“

Der „Kosmos“ wurde, abgesehen von den zahlreichen Nachdrücken in Amerika, fast in alle cultivirten Sprachen Europas übersetzt.

Zu den erläuternden Schriften, welche das Verständniß des „Kosmos“ für weitere Kreise erleichtern sollen, gehören vor allen Prof. B. Cotta's „Briefe über A. von Humboldt's Kosmos; ein Commentar zu diesem Werke für gebildete Laien“, I. Bd. 3. Aufl. 1855, dem sich noch weitere 4 Bände von Schaller, Cotta, Wilkwer, Girard anschließen.

Von Broschüren über den „Kosmos“ sei zunächst als Curiosum erwähnt: „Anti-Kosmos oder der Kosmos des Freiherrn A. von Humboldt jetzt eine der wichtigsten unter den Illusionen der Zeit“ von Prof. K. F. E. Trahndorff (Naumburg 1855. Verlag der Zimmermann'schen Buchhandlung); ferner „Zu Humboldt's Kosmos. Einige Zugaben zum historischen Theil dieses berühmten Werkes“ (aus den „Neuen Jahrbüchern f. Philol.“, Supplementband XV, besonders abgedruckt, Leipzig 1849). — Saggio del Cosmos di A. H. di Giuseppe Rota. — Résumé du Cosmos (von Quetelet?), Brüssel 1861. — Kosmos a general survey of the physical phenomena of the Universe, North British Review, Advertiser (Edinburgh), November 1845). — Ueber die Beurtheilung des „Kosmos“ in England ist besonders reichhaltig die zweite Hälfte von Humboldt's Briefwechsel mit Bunsen.

(J. Loewenberg.)

KOSSÄER. Die Kossäer waren ein in den südwestlichen Grenzgebirgen des iranischen Hochlandes (dem Zagrosgebirge), oberhalb der Tigrisebene, ansässiger Gebirgsstamm. In den babylonischen und assyrischen Texten erscheinen sie unter dem Namen Kaschschu. Ueber ihre Sprache hat neuerdings Friedrich Delitzsch durch das veröffentlichte Bruchstück eines bilinguen keilinschriftlichen Glossars: assyrisch und kossäisch — Aufschluß gegeben. Danach ist ein näherer Zusammenhang zwischen dem Kossäischen und den Sprachen der Nachbarländer: dem susischen (elamitischen) und der einheimischen nichtsemitischen Sprache Babyloniens (sumerisch und akkadisch) nicht vorhanden, wenn auch das Material wol nicht ausreichen möchte, um die Möglichkeit desselben auszuschließen (Delitzsch, „Sprache der Kossäer“, Leipzig 1884; vgl. die Recensionen von Haupt, „Proceed. Soc. Bibl. Arch.“ II, 49 und von mir „Orientalisches Literaturblatt“ 1884).

Wenn bei den ältern Griechen (Aeschylos, Herodot) die Bewohner von Susiana (Elymais, pers. Uvâdscha) *Κίσσιοι* genannt werden, so scheint dieser Name auf Beziehungen zu den Kossäern hinzuweisen, falls nicht, wie Nöldeke, „Griechische Namen Susiana's“ in Götting. Nachrichten 1874, 172 fg. annimmt, einfach eine Namensübertragung anzunehmen ist. Von der Religion der Kossäer kennen wir nicht mehr als einige Namen, besonders tritt ein Gott Schugamunu hervor, der in der Inschrift Agukakrime's als Ahnherr des Volkes erscheint.

Im übrigen sind die Kossäer ihrer Lebensart und geschichtlichen Bedeutung nach die Vorgänger der heutigen Kurden und genauer noch der Luren, die ja auch zum Theil genau dieselben Wohnsitze einnehmen. Sie bewohnen ein wildes, wenig culturfähiges und nicht allzu bewaldetes (*Strabo* XVI, 1, 11 aus Aristobul) Gebirge, in dem der Ackerbau schlecht gedeiht. Die Bewohner leben daher vorwiegend von Raub, indem sie die benachbarten Culturländer überfallen und ausplündern, und wenn die Gelegenheit günstig ist, sich dauernd in denselben festsetzen. So haben die Kossäer im J. 1502 (oder 1518) v. Chr. das nördliche Babylonien, das Land Akkad erobert und seitdem begegnen wir hier den Kossäern als einer Kriegerkaste, aus deren Mitte die Könige hervorgehen. Die Dynastie, welche sie begründen, ist zweifellos mit der in den Auszügen aus Berosos genannten Dynastie von neun Arabern, welche 245 Jahre über Babylon herrschten, identisch. An ihrer Spitze scheint der König Agum oder Agukakrime zu stehen, der sich „König der Kossäer und Akkadier, König des weiten Landes Babel u. s. w.“ nennt. Allmählich haben die wilden Eroberer die Cultur Babyloniens angenommen, wenn sie sich auch von den

Unterthanen gesondert halten und das Land nach Kräften ausgebeutet haben werden. Die Königsliste können wir in den Grundzügen herstellen; am bedeutendsten tritt Kûrigalzu (um 1380) hervor, der am nördlichsten der vom Euphrat zum Tigris führenden Kanäle die Feste Dûrkurigalzu anlegte. Im J. 1257 (oder 1273) ist die Dynastie durch den Assyrerkönig Tugultininep I. gestürzt worden, der zunächst selbst über Babylon geherrscht hat. Dann wird das Land wieder selbständig; doch sind auch die folgenden Herrscher noch jahrhundertelang aus der Kriegerkaste der Kossäer hervorgegangen, wie ihre Namen und directe Zeugnisse beweisen. Unter ihrer Herrschaft zerfiel das Land in eine Reihe kleinerer Staaten, die nach vielfachen Kämpfen den Angriffen der Assyrer unter Tiglatpileser II. (745—727) erlagen. [Vgl. auch meine „Geschichte des Alterthums" I, §. 140 fg. 270 fg.] — Durch die Herrschaft der Kossäer über Babylonien ist es gekommen, daß die Hebräer in der Nimrodsage (Gen. 10, 8) Babylonien den Namen Kusch geben, der sonst das heutige Nubien bezeichnet; ebenso vielleicht in der Paradieserzählung (Gen. 2, 13).

In das Kossäergebiet hat im J. 702 Sanherib einen verheerenden Kriegszug unternommen und einen Theil der Bewohner in die Ebene verpflanzt. In der Perserzeit erscheinen sie dann als kriegerischer, namentlich als Bogenkämpfer gefürchteter Gebirgsstamm an der Grenze Mediens und Susianas, und machen durch ihre Räubereien ebenso wie die Marder und die Gebirgsstämme des innern Susiana (bei den Griechen als Uxier [Uvâdscha, jetzt Chûzistân] und Elymäer [Elam] geschieden, während in Wirklichkeit jenes der persische, dieses der einheimische Name Susianas war) den Persern viel zu schaffen. Schließlich erhoben sie von den Großkönigen, wenn sie von ihrer Sommerresidenz Ekbatana nach Babylonien zogen, eine regelrechte Abgabe für die Gewährung freien Durchzuges (Nearch bei *Strabo* IX, 13, 6). Alexander hat ähnlich wie bei den andern Gebirgsstämmen so auch bei den Kossäern durch einen energischen Kriegszug im Winter 324 — die Jahreszeit war günstig, da die Bewohner dadurch gehindert waren, in die höheren Gebirge zu flüchten — auf dem Marsche von Ekbatana nach Babylon diesem Treiben vorübergehend ein Ende gemacht (*Arrian*. VII, 15. *Ind*. 40. *Diodor*. XVII, 111. *Plut*. Alex. 72). Dagegen hatte Antigonos, als er im J. 317. von Susa nach Ekbatana durch das Gebirge zog, von den Angriffen der Kossäer schwer zu leiden (*Diod*. XIX, 19).

In der Folgezeit werden dann die Kossäer, wenn nicht, was selten genug der Fall war, eine besondere kräftige Regierung sie im Zaume hielt, ihre Unabhängigkeit behauptet und ihre Räubereien fortgesetzt haben. Nach einer Vermuthung Nöldeke's („Göttinger Nachrichten" 1874, 178), der bei *Polyb*. V, 79. 82 *Κοσσαῖοι* für *Κίσσιοι* einsetzt, erscheinen sie im J. 217 im Heere Antiochos' des Großen. In welcher Zeit sie den Elymäern bei einem Raubzuge gegen Susa und Babylonien mit 13,000 Mann zu Hülfe kamen (*Strabo* XI, 13, 6 = XVI, 1, 18), ist völlig unbekannt; Nöldeke l. c. 190 denkt an die Zeit der Wirren nach Antiochos Epiphanes' Tode, als in Elymais (Susiana) ein selbständiges Reich entstand. Die Geographen erwähnen die Kossäer meist ohne genauere Angaben (*Polyb*. V, 44, 7. *Plin*. VI, 134. *Ptol*. VI, 3, 3. *Stephan. Byz*.). Selbständige und gleichzeitige Nachrichten über den unzugänglichen und den späteren Griechen ganz aus dem Gesichtskreise geschwundenen Gebirgsstamm liegen hier nicht mehr vor; Strabo dehnt ihr Gebiet offenbar zu weit aus, wenn er es bis an die Kaspischen Pforten sich erstrecken und Medien im Osten begrenzen läßt (l. c. vgl. XI, 12, 4 und Polyklet bei *Strabo* XVI, 1, 13).

Bei syrischen Schriftstellern der Sassanidenzeit erscheinen die Kossäer unter der Namensform Kûschânâje. Dann verschwinden sie. Aller Wahrscheinlichkeit nach haben sie sich unter dem Einflusse ihrer Nachbarn allmählich iranisirt; es wird aus ihnen und ihren wilden Nachbarstämmen das Volk der Luren hervorgegangen sein, das seit dem 10. Jahrh. an ihre Stelle getreten und bis auf die Gegenwart noch sehr wenig erforscht ist. In ähnlicher Weise wurde östlich vom Kossäergebiete, in Chûzistân, dem alten Susiana, noch im 10. Jahrh. neben Persisch und Arabisch ein einheimischer, vermuthlich der alten Landessprache entstammender Dialekt gesprochen (Nöldeke l. c. 186), der gegenwärtig völlig verschwunden zu sein scheint. (*Eduard Meyer*.)

KOSSAK (Karl Ludwig Ernst), ein talentvoller berliner Feuilletonist, wurde am 4. März 1814 zu Marienwerder geboren. Er besuchte und absolvirte das Gymnasium zu Danzig und widmete sich dann in Berlin an der Universität dem Studium der Geschichte und classischen Philologie. Angeregt von Raumer's „Geschichte der Hohenstaufen" versuchte er sich mit Raupach, Grabbe und andern wetteifernd an einer dramatischen Bearbeitung des spröden und doch so anreizenden Stoffes. Im J. 1836 trat er mit seinem Drama „Friedrich Barbarossa" (Berlin) hervor. Es gelang ihm nicht, mit dieser Dichtung einen bedeutenden Erfolg zu erzielen, und eine besondere dramatische Begabung hat der zweiundzwanzigjährige Autor darin auch nicht bewiesen, doch sind die historischen Beziehungen klar gefaßt und poetisch wiedergegeben, die Charaktere mit Sorgfalt gezeichnet, die Sprache etwas akademisch, doch nicht ohne Schwung. Die Erkenntniß, daß er nicht zum Dramatiker geboren, scheint ihm übrigens bald gekommen zu sein. Seine theoretisch wie praktisch erlangte musikalische Bildung wurde der Anlaß, daß er zunächst für musikalische Zeitschriften kleinere Recensionen und größere kritische Beiträge lieferte, und diese anfänglich nur als Nebensache betriebene Beschäftigung führte Kossak allmählich völlig in die Arme des Journalismus. Als Pianist beliebt und gerühmt, wurde er an den Journalen als Mitarbeiter gesucht, seine satirische Feder aber auch gefürchtet, sodaß es ihm an „Renommé" — das französische Wort ist hier wol das passendste — nicht fehlen konnte. Er gewann als Kritiker eine sehr einflußreiche Stellung, als er 1841 sein eigenes Journal, die „Zeitungshalle", gründete, welche dann durch die „Feuersbrunst" und diese

wieder durch die „Montagspost" ersetzt wurde, bis auch diese 1869 ihr Dasein beschloß. Es war wol seine seit der Mitte der sechziger Jahre zunehmende Kränklichkeit, welche ihn von der fernern Herausgabe eines eigenen Journals abstehen machte. Dafür lieferte er für andere berliner Zeitungen, namentlich für die „Post", noch während mehrerer Jahre fort Feuilletons, bis er an Körper und Geist gelähmt am 3. Jan. 1880 zu Berlin starb. Die inhaltsreichsten Nekrologe über ihn brachte die „Vossische Zeitung" vom 4. Jan. (Nr. 10) und Paul Lindau in der „Gegenwart" vom 10. Jan. 1880 (Nr. 2). Ein Bild der Verhältnisse, in denen Kossak stand und wirkte, gibt Theodor Fontane in seinem Buche „Christian Friedrich Scherenberg und das literarische Berlin von 1840 bis 1860" (Berlin 1885).

In der Geschichte des deutschen Journalismus hat sich Kossak eine bleibende hervorragende Stellung gesichert, indem er zuerst nach dem Muster französischer Zeitungen das Feuilleton in die norddeutschen Zeitungen einführte. Nicht mit Unrecht hat man ihn den Schöpfer des berliner Feuilletons genannt. Wie man aber auch über den ästhetischen und sittlichen Werth des modernen Feuilletons und seine Vertreter urtheilen mag, der Einfluß und die Bedeutung, welchen das Zeitungsfeuilleton auf und für manche Leserklassen thatsächlich hat, läßt Kossak's Einführung desselben in der preußischen Hauptstadt und damit in Norddeutschland überhaupt als ein für die Culturgeschichte nicht unwichtiges Ereigniß erscheinen. Die unangenehmen Eigenschaften des berliner Journalismus treten auch bei Kossak hervor. Sein Witz ist bitter, seine geistreichen Einfälle boshaft; von dem gutmüthigen und doch so treffenden wiener Humor keine Spur. Dagegen zeigt Kossak Theilnahme und Mitgefühl für das in der Großstadt sich häufende Elend. Er weiß anziehend und wahrheitsgetreu zu schildern. So gab er eine Reihe von Heften über die berliner Kunstausstellung von 1846 heraus, wozu W. Scholz Illustrationen lieferte. Was er in politischer Satire zu leisten fähig war, das hat er glänzend bewiesen in der Verspottung des stets redefertigen, aber kraftlosen Parlamentariers: „Ein Deputirter. Fliegendes Blatt für das Landtagsalbum" (Potsdam 1847). Sein eigentliches Gebiet jedoch waren die Sittenschilderungen aus dem berliner Leben, die er zuerst als Feuilletons, dann gesammelt in Buchform herausgab. So erschienen (Berlin 1851) „Berlin und die Berliner"; 1852 (2. Auflage 1859) „Humoresken"; 1858 (2. Auflage 1859) „Historietten"; 1859 „Berliner Silhouetten"; zwischen 1859 und 1865 (2. Auflage 1875) die sechs Bände „Berliner Federzeichnungen". Wer den Berolinismus gründlich kennen lernen will, dem sind Kossak's Schilderungen unentbehrliche und kaum übertroffene Hülfsmittel. Dieser Berliner-Literatur steht als minderwerthige, doch ebenfalls manches Anziehende enthaltende Gruppe die Schilderung der Fremde gegenüber. Ein gerechtes Urtheil über auswärtige, d. h. nicht berliner Verhältnisse und Menschen, dürfen wir bei keinem Berliner, am wenigsten beim berliner Journalisten suchen. Davon abgesehen weiß er auch hier mit Geist und Witz treffend zu schildern. Im J. 1855 erschienen die „Pariser Stereoskopen"; 1856 (2. Auflage 1858) das „Wanderbuch eines literarischen Handwerksburschen"; 1857 (Leipzig) die „Schweizerfahrten", denen 1858 die „Badebilder" und 1862 zwei Bände „Reisehumoresken" folgten. E. Hildebrand's Tagebücher und mündliche Berichte verarbeitete er zu einer dreibändigen „Reise um die Welt" (Berlin 1867; 5. Auflage 1876). — Eine etwas überschwenglich gehaltene Biographie des witzigen Feuilletonisten lieferte sein Verwandter A. Rutari, „Ernst Kossak. Eine Schilderung seines Lebens und seiner Werke" (Berlin 1884). (*Max Koch.*)

KOSSATEN, gleichbedeutend mit Hintersassen, hießen im ältern Deutschen Rechte die von einem Grundherrn abhängigen Bauern, welche im Gerichte der Freien durch ihren Schutzherrn vertreten wurden und diesem auch zins- und dienstpflichtig waren; in neuerer Zeit werden noch bisweilen die Gärtner, Kuhbauern, Häusler, welche nicht größere Güter, sondern nur ein Haus, Gärten und einzelne Felder besitzen, als Kossaten bezeichnet. (*Albrecht Just.*)

KÖSSEIN. An die beiden höchsten Erhebungen des in der Mitte des bairischen Regierungsbezirks Oberfranken sich erstreckenden Fichtelgebirges, den Schneeberg (1062 Met.) und Ochsenkopf (1026 Met.), welche als wenig umfangreiche Felsspitzen einem desto breiteren, abgerundeten, hochgewölbten Gebirgsstocke aufgesetzt sind, schließt sich eine Reihe kuppenförmiger Berge, deren Rücken häufig wild übereinandergestürzte, pittoreske Felsengruppen zieren, die namentlich ältere Schilderungen dieses Landstriches zu überschwenglichem Lobe begeisterten. Zu diesen vielgerühmten Bergen des Fichtelgebirges im engern Sinne zählt auch die zweigipfelige Kößein, die, südöstlich an den Schneeberg stoßend, wie ein Wahrzeichen von vielen Seiten her in gleicher Form aus weiter Ferne sichtbar ist. Die Kößein steigt in ihrer höchsten Spitze bis zu 932 Met. über dem Adriatischen Meere auf, während der den Südflügel des Kößeingebirges vom eigentlichen Fichtelberge scheidende Sattel zwischen Wunsiedel und Kemnath eine Höhe von 675 Met. hat. Der die Bergmassen des Schneeberges ausmachende Granit setzt sich über den Sattel jenseits im Kößeingebirge weiter fort, und wird hier und da von Gneis, Glimmerschiefer und krystallinischem Schiefer unterbrochen. Südwestlich von Wunsiedel gelegen, bildet die Kößein mit der Luxburg einen der schönsten und höchsten Berge des Fichtelgebirges und bietet nach Süden zu eine weite Fernsicht in die Oberpfalz bis zu den Thürmen von Regensburg, sowie nach dem nördlich gelegenen Weißenstadter Thallande, während nach Südwesten der Armannsberg, der Waldeckerberg, der hohe Steinwald, der Rauhe Kulm und viele Dörfer und Marktflecken sich dem Blicke darstellen. Oestlich, gegen Böhmen zu, liegt die Dreifaltigkeitskirche bei Waldsassen vor, und dahinter zeigen sich die Berge der böhmisch-bairischen Waldgrenze; nördlich dagegen liegen Wunsiedel, Weißenstadt, der Waldstein, Epprechtstein und der Kornberg. Wegen der Kapelle zum heiligen Konrad führt der

nordöstliche Abhang der Köhein den Namen „Konradsberg“. *(Ferdinand Moesch.)*

KOSSÓW, ein Markt im östlichen Galizien, 33 Kilom. von der Eisenbahnstation Kolomea entfernt, liegt 42° 46′ östlich von Ferro, 48° 19′ nördl. Br. in einer Meereshöhe von 346 Met., ist der Sitz einer Bezirkshauptmannschaft, eines Bezirksgerichtes und einer k. k. Forst- und Domänen-Verwaltung und zählte (1880) 2784 Einwohner. In der Nähe Alt-Kossów mit 1269 Einwohnern. *(Ferd. Grassauer.)*

KOSTELETZ, ADLER-K. (auch Kosteletz an der Erlitz genannt, Kostelec nad Orlicí), Stadt im östlichen Böhmen an der Wilden Adler, Stationsplatz des Flügels der österreichischen Nordwestbahn Wosek-Mittelwalde, ist Vorort des gleichnamigen Gerichtsbezirkes in der Bezirkshauptmannschaft Reichenau. Die Stadt führt den aufrecht stehenden doppeltgeschwänzten Löwen im Wappen und hat einen landtäflichen Besitz von 1703 niederösterreichischen Joch. Die zumeist czechische Einwohnerschaft betrug im J. 1880: 3793 Seelen. An größeren Industrieunternehmungen hat die Stadt eine Zuckerfabrik, ein Brauhaus und eine große Lohgerberei. Neuerdings wurde eine Station für künstliche Lachs- und Forellenzucht errichtet. Im übrigen nähren sich die Bewohner von der Landwirthschaft, dem Handwerksbetriebe, der Spitzenerzeugung und dem Kleinhandel. Zum schon im 14. Jahrh. bestehenden Pfarrsprengel, einer alten Dechantei, gehören dermalen 11 benachbarte Dörfer. Die Dechanteikirche in ihrer gegenwärtigen Gestalt, ein großes Gebäude im Zopfstile, wurde 1773 vom Grafen Christoph Cavriani erbaut. Im Innern befindet sich ein altes zinnernes Taufbecken vom J. 1540, ein älteres Schnitzwerk, eine Madonna darstellend, und die Wartenberg'sche Gruft. In der 1686 erbauten Begräbnißkirche zu St.-Anna auf dem Friedhofe befindet sich die Familiengruft der Herren Zaruba von Hustirschan. Die im J. 1585 auf dem Rabensteine im nordöstlichen Theile der Stadt gegründete Kirche der Böhmischen Brüder, bei welcher bis zum J. 1630 ein Geistlicher der Unität wirkte, wurde vom Kaiser Joseph II. aufgehoben und dient gegenwärtig ökonomischen Zwecken. Die czechischen Schulen bestehen aus einer dreiklassigen Bürger- und einer vierklassigen Knabenvolksschule, ferner aus einer fünfklassigen Mädchenvolksschule — zusammen mit 773 Kindern. Eine deutsche Privatmädchenschule zählte 10 Kinder (1884). An der Stelle der alten kosteletzer Burg der Herren von Pottenstein in der Vorstadt Skalka baute Wenzel Zaruba von Hustirschan 1668 ein neues Schloß, welches 1777 niederbrannte. Gegenwärtig erhebt sich auf demselben Platze ein großes im italienischen Stile gehaltenes Herrschaftsgebäude mit schönen Parkanlagen, welches durch den Grafen Joseph Kinsky (1835) errichtet wurde.

Kosteletz ist der Hauptort der Herrschaft gleichen Namens, welche mit dem zugehörigen Gute Borownitz ein Gesammtareal von 5998 niederösterreichischen Joch einnimmt. Im 14. Jahrh. war der Besitz mit Senftenberg und Pottenstein vereinigt und gehörte dem Nikolaus Zambach von Pottenstein. Von diesem gelangte er 1338 an Karl IV., der ihn zuerst an Johann von Wartenberg und später an den Fürsten von Oppeln verpfändete. Im J. 1413 finden wir Sophie, Gemahlin K. Wenzel's IV., als Besitzerin. Von 1431—1560 untersteht Kosteletz und Pottenstein den Herren der Grafschaft Glatz. Im J. 1585 gehörten die Herrschaften dem Ritter Adam Stastný Hran von Haras. Von dessen Erben gelangten die Güter nebst Wamberg an den niederländischen Freiherrn Kaspar von Gramb, der im Dreißigjährigen Kriege eine kaiserliche Truppenabtheilung anführte. Nach Gramb's Tode traten im J. 1638 die prager Jesuiten zu St.-Clemens in den Besitz, sich auf Gramb's Testament berufend. Doch machte ihnen Wenzel Zaruba von Hustirschan, der Gemahl der Franziska von Gramb, die Herrschaften streitig und erhielt dieselben auch 1667 zugesprochen. Seine Erben verkauften im J. 1795 die kosteletzer Herrschaft an den Fürsten Joseph Kinsky von Chinitz und Tettau, bei dessen gräflichen Nachkommen sie bis heute verblieb.

Die Stadt Kosteletz, die schon im Anfange des 14. Jahrh. städtische Gerechtsame besaß, erhielt von den verschiedenen Besitzern sowie von den Königen Böhmens zahlreiche Privilegien. Besondere Verdienste um ihr Aufblühen erwarb sich Adam von Haras. Kaspar von Gramb verpflanzte hierher die Spitzenindustrie, die theilweise jetzt noch betrieben wird.

Aus Adler-Kosteletz stammt der seinerzeit berühmte Tonkünstler Franz Tuma, gestorben 1774 als Kapellmeister der Kaiserin Elisabeth (Witwe Karl's VI.) *(L. Schlesinger.)*

KOSTELETZ, KREUZ-K. (eigentlich Kosteletz am Kreuz, auch Kreuzkirchen, Kostelec Křížkový), Dorf, 5 Stunden südlich von Prag im Bezirke Eule, hatte bei der Volkszählung vom J. 1880: 261 czechische und 10 deutsche Einwohner. Zu der daselbst im J. 1782 errichteten Pfarrei gehören 16 Dörfer der Nachbarschaft. Die Pfarrkirche zum heil. Martin, früher Filiale von Pischely, ist älter und hat eine alterthümliche Glocke mit interessanter Inschrift. Die vierklassige czechische Volksschule weist 1884 318 Kinder auf. Das Dorf führt angeblich (nach Sommer) seinen Namen von einem spanischen Kreuze, welches sich auf einer auf einem benachbarten Berge stehenden Säule erhebt. Doch dürfte dies dieselbe Anhöhe sein, die schon im 15. Jahrh. „bei den Kreuzen“ (u Křížkův) genannt wurde. Auf derselben fand nämlich am 29. Sept. 1419 eine jener großen Volksversammlungen statt, welche seit Beginn der hussitischen Bewegung in regelmäßigen Zwischenräumen abgehalten wurden. Es waren besonders viele Prager und Pilsener, letztere unter der Anführung Wenzel Koranda's, erschienen. Nach Schluß der Versammlung, deren Tagesordnung wesentlich im Predigen und Communiciren unter beiden Gestalten bestand, begleitete die Mehrzahl der Anwesenden die Prager nach Hause. Spät in der Nacht rückten sie in die Stadt ein und lagerten auf den Plätzen und Gassen der Alt- und Neustadt. Am andern Tage wurden sie im Kloster bei St.-Ambrosius untergebracht und von der Gemeinde mehrere Tage lang verpflegt.

Dies hinderte sie nicht, an der eben üblichen Plünderung von Kirchen und Klöstern lebhaften Antheil zu nehmen. Nur schwer gelang es den Pragern, diese unruhigen Gäste wieder los zu werden. (Vgl. Palacky, Gesch. Böhm. III, 2 S. 61 fg.; Tomek-Prohazka, Žižka, S. 20 fg.). *(L. Schlesinger.)*

KOSTELETZ, ROTH-K. (Kostelec červený), Stadt im nordöstlichen Böhmen im Bezirke Nachod, 2 Stunden nordwestlich vom Bezirksvororte, zählte im J. 1880: 2345 czechische und 54 deutsche Einwohner. Die schon im 14. Jahrh. erwähnte selbständige Pfarrei kam nachher als Filiale zur nachoder Dechantei, und erst 1709 wurde wieder ein eigener Pfarrsprengel Roth-Kosteletz mit 11 zugehörigen Dörfern gebildet. Die fünfklassige czechische Knabenschule hatte 1884: 409, die fünfklassige Mädchenschule 408 Kinder. Die Bewohner leben vom Gartenbau, der Hausweberei, dem Garn- und Leinwandhandel. Im J. 1591 brannte das Städtchen sammt der Kirche ab. Letztere wurde 1668 wieder aufgebaut, in ihrer gegenwärtigen Größe aber erst 1754 vollendet. Aus der alten Kirche haben sich ein zinnernes Taufbecken vom J. 1555 und mehrere Glocken erhalten. Auf dem jetzigen Kirchenfelde stand ehemals eine Burg, welche der Sitz der Herren Sendražky von Sendraž auf Kosteletz und Stubnitz war; dieselbe war schon 1591 verfallen und ihre Trümmer wurden zum Kirchenbau verwendet. *(L. Schlesinger.)*

KOSTELETZ, SCHWARZ-K. (Kosteletz ob dem Schwarzen Walde, Kostelec nad černými lesy), Stadt, Amtssitz des gleichnamigen Gerichtsbezirkes und der alten Herrschaft Schwarz-Kosteletz, liegt 7 Stunden südöstlich von Prag und zählte (1880) 3212 czechische und 26 deutsche Einwohner, als deren Erwerbsquellen der Ackerbau und das Kleingewerbe dienen. Die Großindustrie ist durch ein Brauhaus und eine Dampfmühle vertreten. Zum Pfarrsprengel gehören 5 Dörfer; die czechische Volksschule gliedert sich in eine fünfklassige Knaben- (344 Schüler) und eine fünfklassige Mädchenschule (345 Schülerinnen). Die Dechanteikirche wurde im J. 1737 von der Herzogin Maria Theresia von Savoyen neu erbaut. Das sehenswertheste Gebäude der Stadt ist das von Jaroslaw Smirschitzky von Smirschitz im J. 1561 errichtete Schloß, ein vierseitiges Kastell mit runden Eckthürmen, zwei Höfen und einem tiefen gemauerten Wallgraben. In der Schloßkirche befindet sich die Familiengruft der Smirschitzky mit sieben noch gut erhaltenen Zinnsärgen, deren lateinische und czechische Inschriften die Namen der Verblichenen enthalten. Die heutige Begräbnißkirche zum heil. Johannes d. Täufer auf dem Friedhofe wurde im 16. Jahrh. von den Smirschitzkys für die Utraquisten erbaut. Sie brannte 1756 ab und wurde 1781 wieder aufgebaut.

Die Geschichte der Stadt ist mit der der Herrschaft auf das innigste verknüpft. Letztere war im 14. Jahrh. Eigenthum der königl. Kammer, wurde von König Johann gegen Nachod vertauscht, von Kaiser Karl IV. aber zurückgekauft und 1358 an Jezek von Kosteletz (Nachod) als Lehn überlassen. Im J. 1415 ging der Besitz an den Günstling König Wenzel's, Johann von Smrzow, über, nach dem Aussterben des Geschlechtes desselben (1494) an die Herren Slawata von Chlum und Koschumberg, welche letztere die Herrschaft als Allod innehatten. Kaiser Ferdinand I. confiscirte im J. 1547 wegen Untreue des Dionys Slawata den Besitz und verkaufte ihn an Jaroslaw Smirschitzky von Smirschitz. Auch die Smirschitzky verloren nach der Schlacht am Weißen Berge die Herrschaft durch Confiscation. Dieselbe wurde 1626, nachdem sie vorübergehend Albrecht von Waldstein besessen, an den Fürsten Karl von Lichtenstein verkauft, bei dessen Geschlecht sie bis heute geblieben ist. *(L. Schlesinger.)*

KOSTELETZ (an der Elbe), gewöhnlich Elbe-Kosteletz, Kostelec nad Labem, Kostelec Labský genannt), königliche Kameralstadt, liegt eine Meile nordwärts vom Bezirksorte Brandeis auf einer von der Elbe und einem Nebenarme derselben gebildeten Insel und gliedert sich in die Stadt, die Prager und Brandeiser Vorstadt, welch letztere jenseit des Elbarmes sich befindet und mit der Stadt durch eine steinerne Brücke verbunden ist. Eine halbe Stunde von der Stadt liegt die Eisenbahnstation der österreichischen Nordwestbahn Ořis. Elbe-Kosteletz zählte im J. 1880: 2203 czechische und 41 deutsche Einwohner, die sich zumeist von der Landwirthschaft und dem Kleingewerbe nähren. Auf den in den Niederungen der Elbe gelegenen zahlreichen Wiesen wird nennenswerther Futterbau getrieben. An größeren Industrieunternehmungen hat die Stadt eine Zuckerfabrik und eine Walzmühle. Zur Pfarrei gehören 7 in der Umgebung liegende Dörfer. Die czechische fünfklassige Volksschule hat 392 Kinder (1884). Nebst der schon im J. 1384 erwähnten Pfarreikirche zu St.-Veit, einem älteren kleinen Bauwerke, besitzt die Stadt eine zweite Kirche zu St.-Martin in der Brandeiser Vorstadt (schon 1361 genannt), bei welcher sich Grabsteine älterer Besitzer des Ortes erhalten haben. Von den andern sonst sehr unansehnlichen Gebäuden sei noch das Rathhaus und eine 1816 erbaute Cavaleriekaserne hervorgehoben.

In der ersten Hälfte des 13. Jahrh. gehörte die Stadt den Herren von Ossek. König Ottokar II. brachte sie ins Eigenthum der königlichen Kammer, und König Johann verpfändete sie im J. 1327 an Heinrich Berka von Duba und Leipa. In der Mitte des 14. Jahrh. (1354) wird Rudolf Herzog von Sachsen als Pfandinhaber genannt. Im 15. Jahrh. erscheinen wieder die Berkas als Besitzer, und diesen folgen im 16. Jahrh. die Schlechta von Wschehrd, die Wantschura von Rehnitz und die Koschinsky von Koschin. Im Anfange des 17. Jahrh. stand Kosteletz unter der Herrschaft der prager Jesuiten, nach dem Dreißigjährigen Kriege aber wurde es mit der Herrschaft Brandeis vereinigt, die gegenwärtig im Besitze des Großherzogs von Toscana sich befindet. — Im J. 1424 zog sich Žižka vor dem vereinigten Heere der Prager und des Herrenbundes auf Elbe-Kosteletz zurück, wo er von den Feinden eingeschlossen in arge Bedrängniß gerieth. Rechtzeitig noch durch seinen Genossen Hynek von Podiebrad befreit, wandte er sich gegen Kutten-

berg und schlug die ihn verfolgenden Feinde auf der Anhöhe von Maleschau am 7. Juni aufs Haupt. Im Dreißigjährigen Kriege wurde Elbe-Kostelez 1631 von den Sachsen besetzt und 1639 von den Schweden unter Banér geplündert und niedergebrannt.

(L. Schlesinger.)

KOSTEN ist eine preußische Kreisstadt in der Provinz Posen, Regierungsbezirk Posen, Kreis Kosten, in 72 Met. Höhe auf einer Obra-Insel im Obra-Bruche, 48 Kilom. von Posen entfernt gelegen, (1880) 4440 Einwohner. Zur Stadt gehören 249 Hekt. Land, wovon 156 Hekt. Acker. Es besteht Post- und Telegraphenamt, Kreisamt und Kreisgericht, evangelische und katholische Pfarrkirche, eine Volksbank, ein Arbeitshaus in einem der ehemaligen Klöster. Die Bewohner treiben etwas Weberei und Hopfenbau.

Der Kreis Kosten, 21,$_{08}$ geogr. □Meilen oder 1161,$_{15}$ □Kilom., umfaßt die größere Hälfte des sumpfigen Obra-Bruches und wird von der Posen-Breslauer-Bahn durchzogen, enthält 5 Städte: Kosten, Czempin oder Tschempin, Kriewen, Schmiegel und Wielichowo, 166 Landgemeinden und 102 Gutsbezirke. Von der Bodenfläche haben 0,$_4$ Proc. Lehm, 73,$_1$ Proc. Sand und 25,$_3$ Proc. sind Moorflächen, 1,$_2$ Proc. Wasser. 65,$_3$ Proc. sind Ackerland 5., 6., 4. und 7. Klasse, 13,$_5$ Proc. Wiesen, 13,$_2$ Proc. Holzung, 3,$_4$ Proc. Weiden, 1,$_2$ Proc. Gärten und Höfe, 2,$_3$ Proc. ertragloses Land.

(G. A. von Klöden.)

KOSTEN, der namentlich in der frühern deutschen Rechtssprache übliche Ausdruck für das lateinische „impensae", bedeutet die Aufwendungen und Auslagen, welche der Besitzer einer Sache auf diese gemacht hat, und die er unter Umständen dem auf Herausgabe der Sache klagenden Eigenthümer gegenüber, und zwar regelmäßig schon mittels der exemptio doli generalis, d. h. der Retentionseinrede, geltend machen und ersetzt verlangen kann. In dieser Beziehung ist zu unterscheiden zwischen impensae necessariae (nothwendigen), impensae utiles (nützlichen) und impensae voluptuariae (luxusmäßigen Aufwendungen). Wegen der erstern hat jeder Besitzer mit alleiniger Ausnahme des Diebes Anspruch auf Ersatz. Wegen der zweiten wird unterschieden zwischen gutgläubigem und bösgläubigem Besitzer, dergestalt, daß ersterm ein Anspruch auf Ersatz, letzterm dagegen nur ein sogenanntes jus tollendi, d. h. das Recht, die betreffenden Aufwendungen von der Sache wieder wegzunehmen, soweit dies ohne Beschädigung der Sache selbst möglich ist, gewährt wird. Bezüglich der impensae voluptuariae endlich ist jeder, sowol der gut- wie der bösgläubige Besitzer auf das jus tollendi beschränkt. — Anlangend den juristischen Ausdruck „Kosten" in der Bedeutung von „Gebühren", so sind hier die nachstehenden neueren deutschen Reichsgesetze zu erwähnen: das Gerichtskostengesetz vom 18. Juni 1878; die Gebührenordnung für Gerichtsvollzieher vom 24. Juni 1878; die Gebührenordnung für Zeugen und Sachverständige vom 30. Juni 1878, und endlich die Gebührenordnung für Rechtsanwälte vom 7. Juli 1879. *(Albrecht Just.)*

KÖSTENDIL, ein dem Fürstenthume Bulgarien angehöriges Städtchen, liegt in einer ostwärts vom Rilo- und Witosch-Gebirge, westwärts aber von der Kosturnitza Planina und Babina Poljana begrenzten, durch Wasserreichthum, reizende Wiesengründe und sorgfältig gepflegte Obst-, Wein-, Kukuruz- und Taback-Pflanzungen ausgezeichneten, hügeligen Niederung unfern dem Westufer der dieselbe mit ihren Quellbächen durchziehenden Struma (Kara-Su [s. d.] oder Strymon) in einer Meereshöhe von 680 Fuß. Einzelne in diese Thalebene hineinragende waldige Vorberge erreichen (nach Ami Boué, „Turquie d'Europe") eine Höhe von 2150 Fuß. Köstendil ist berühmt wegen seiner Heilwässer, sieben in der Umgebung der Stadt befindlicher heißer Quellen, welche gegen mannichfaltige Leiden, namentlich gegen Rheumatismus, zu Bädern gebraucht werden und zur Gründung eines besondern, vor den Thoren der Stadt gelegenen Bade- und Cur-Ortes, vielleicht des besuchtesten der Balkan-Halbinsel, auf Türkisch Ilidscha, auf Slawisch Banja geheißen, Anlaß gegeben haben. Es ist wahrscheinlich, daß diese Heilquellen schon im frühen Alterthume bekannt und eine mitwirkende Ursache zur Gründung der Stadt gewesen sind. Die erste Erwähnung Köstendils findet sich bei Procopius, welcher es in seinem Buche De aedificiis Ulpiana*), eine alte Stadt der Dardaner, nennt, ohne uns über die frühere Geschichte der Stadt zu unterrichten. Zu Justinian's Zeiten, wie Procop erzählt, verfallen, wurde sie von dem bauliebenden Kaiser neu befestigt und bedeutend verschönert, worauf sie den Namen Justiniana Secunda erhielt, zum Unterschied von Justiniana Prima, einer Stadt, zu welcher er seinen in dem benachbarten Ober-Macedonien gelegenen Geburtsort Tauresium ausgebaut hatte. Obwol selber Slawe, fühlte der Kaiser das Bedürfniß, jene ihm theuern Gegenden, in welchen sich schon damals seine unbotmäßigen Stammgenossen massenhaft niedergelassen hatten, durch Anlegung fester Plätze dem Reiche zu erhalten und die barbarischen Bewohner der römischen Gesittung zuzuführen. Wie ihm dies nicht gelungen, so scheinen auch die von ihm decretirten neuen Namen nie in den Volksmund übergegangen zu sein. Die Slawen gaben dem zur Zeit ihres Auftauchens in Dardanien officiell Ulpiana geheißenen Orte den Namen Welbuzd (das z wie das französische j auszusprechen), in welchem sich wahrscheinlich der vorrömische Volksname erhalten, und welcher unter bulgarischer Herrschaft jetzt wieder zu vorwiegender Geltung gelangen dürfte.

Nachdem noch vor Ausgang des 6. Jahrh. die Slawen sich sogar fast ganz Macedonien unterworfen, war Dardanien mit Köstendil als eins der Länder, von dem die Scharen ausgingen, für das römische Reich verloren und bildete nur noch gelegentlich ein Streitobject zwischen den beiden slawischen Nationalstaaten, welche

*) Aus diesem Namen läßt sich schließen, daß Kaiser Trajan sich um die Stadt verdient gemacht und ihr statt eines frühern barbarischen Namens denjenigen seiner Gens verliehen. Geschichtlich bezeugt ist dies nicht.

sich auf der Balkanhalbinsel bildeten, d. h. dem Serbenreiche im Westen und dem Bulgarenreiche im Osten. Unfern der Sprachenscheide gelegen, gehörte Köstendil und seine Umgegend dem bulgarischen Sprachgebiete an. Der bulgarische Stamm, welcher sich daselbst niederließ, führte den Namen Schopi, was, wol nicht sehr glücklich, mit dem alten Volksnamen der Sapäer verglichen worden ist. Gleichwol kam nach dem Verfalle der bulgarischen Macht Köstendil wie auch andere bulgarische Gebiete unter serbische Oberhoheit. Im J. 1330 schlugen daselbst die Serben unter ihrem Könige Stephan Nemanja und dem 18 jährigen Kronprinzen Duschan die von ihrem Zaren Michael von Widdin herangeführten Bulgaren. Wenige Zeit später finden wir daselbst ein serbisches Dynastengeschlecht, sich in drei Brüdern Jowan, Dragasch und Kostadin darstellend, welche mit dem Titel Despoten, Herren, gemeinschaftlich regierten. Nach Unabhängigkeit von ihrem Lehnsherrn, dem Könige von Serbien, lüstern, traten sie zu dem Sultan Murad I. in ein Vasallenverhältniß und betheiligten sich im J. 1389 auf seiten der Türken an der Schlacht auf dem Amselfelde. Nach des Jowan und Dragasch Tode blieb Kostadin als alleiniger Gebieter übrig und genoß eines solchen Ansehens, daß sein Territorium nur Kostadinowa Zemlja, Kostadins-Land, auf türkisch Kostandi-Ili, genannt wurde, unter welchem Namen die Pforte später davon Besitz ergriff. Aus Kostandi-Ili ist Köstendil verderbt. — Unter türkischer Herrschaft war Köstendil die Hauptstadt eines gleichnamigen Sandschaks, welcher sich südwestwärts bis Schtiplje und Radowischte ausdehnte; zugleich war die Stadt Sitz eines griechischen Metropoliten, an dessen Stelle jetzt ein bulgarischer Prälat getreten sein dürfte. Das Ejalet, dem der Sandschak untergeordnet war, bildete eine Länderstrecke ohne natürliche Grenzen mit zwei wichtigen Städten, Sofia und Nisch, von denen bald die eine bald die andere der Statthalterschaft den Namen gab, sodaß, wenn der Wali in Sofia residirte und das Paschalik Sofia hieß, Nisch zum Sandschak wurde und umgekehrt. Durch den Frieden von Berlin vom J. 1878 zerfiel das Ejalet in einen bulgarischen, einen türkischen und einen serbischen Antheil. Köstendil verlor die macedonische Hälfte seines Gebietes an die Pforte; der Rest mit der Hauptstadt wurde mit Bulgarien vereinigt, wohin, wie wir gesehen, Abstammung und Geschichte der Bewohner ihn hinweisen.
(G. Rosen.)

KOSTER, auch Coster (Samuel), geboren gegen das Ende des 16. Jahrh. in Amsterdam, wo er als Arzt an einem der städtischen Krankenhäuser thätig war, ist hauptsächlich durch die nach ihm genannte Akademie, die im J. 1617 auf der Keizersgracht in Amsterdam eingeweiht wurde und zu Theateraufführungen diente, bekannt geworden, wie er sich denn auch um die Hebung der niederländischen Bühne sehr verdient gemacht hat. Durch die Errichtung dieser Akademie erhielten die Rederykerkamers, die schon längst dahinsiechten, den Gnadenstoß, und die bekannte Kammer: „In liefde bloeiende“, deren Mitglied Koster selbst war, löste sich vollständig in seine Akademie auf. Das niederländische Trauerspiel verdankt ihm eigentlich seinen Ursprung, da er es war, der die Stücke von Hooft und Vondel zuerst auf die Bühne brachte. Er selbst hat eine ziemlich bedeutende Anzahl Theaterstücke geschrieben, und wenn dieselben sich auch hier und da durch Gewandtheit des Dialogs und große zur Schau getragene Gelehrsamkeit auszeichnen, so zeigen sie auf der andern Seite doch auch unendlich viel Schwulst und Geschmacklosigkeit; er nimmt z. B. keinen Anstand, in einem seiner Trauerspiele dem griechischen Helden Nestor eine Prophezeiung über die jüdische Geschichte von Aron bis auf David in den Mund zu legen. Sein bedeutendstes Stück ist „Iphigenie“, das 1617 aufgeführt wurde, und in welchem er die Herrschsucht und die Wühlereien der Geistlichen, natürlich unter griechischen Masken, scharf geiselte; dieselbe Tendenz hatte auch „Polyxena“, ein Stück, das damit endigt, daß Hekuba dem thrakischen Könige Polymnestor die Augen auskratzt, wofür sie dann vom Volke mit Steinen und Knütteln todtgeschlagen wird; in seinem Trauerspiele „Isabella“ wird die Heldin auf der Bühne enthauptet, während in seinem „Tüsken van der Schilden“ der Hauptheld, ein Straßenräuber, vor dem Publikum gehängt wird. — Im J. 1722 brannte das von Koster gegründete Theater ab. *(Th. Wenzelburger.)*

Kostnitz, Kreisstadt in Baden, s. Konstanz.

Kostnitzer Concil, s. unter Concilien.

KOSTOMAROW (Nikolaj Iwanovitsch), einer der bedeutendsten und von allen der formvollendetste russische Historiker der neuesten Zeit, war geboren am 4. Mai 1817 (a. St.) in Jurasovka (Gouvernement Woronesh). Sein Vater war Gutsbesitzer, die Mutter eine kleinrussische Bäuerin, die der Vater vor der Ehe hatte erziehen lassen; so war Kostomarow halb Kleinrusse und sein Wesen hatte stark ausgeprägte kleinrussische Züge, die ihn gerade geeignet machten, eine Vermittelungsrolle zwischen klein- und großrussischer Art einzunehmen. Anfangs in Privatinstituten erzogen, kam er 1831 auf das Gymnasium in Woronesh, 1833 auf die Universität Charkow. Schon in diesen Studienjahren legte er sich auf persönliche Erforschung des Volkslebens, der Volkssprache und Volkspoesie. Im J. 1837 machte er nach Beendigung der Universitätsstudien einen Versuch mit der militärischen Carrière, gab aber diese sehr bald auf und wandte sich in Charkow wieder dem Studium zu. Im J. 1840 bestand er dort das Magisterexamen in der russischen Geschichte, aber seine Dissertation („Ueber die Bedeutung der Union in Westrußland“) wurde beanstandet, die schon gedruckten Exemplare auf Anordnung des Ministers Uwarow vernichtet, und ihm anheimgegeben, eine neue Dissertation zu verfassen. Diese (1844) ist: „Ueber die historische Bedeutung der russischen Volkspoesie.“ Seit 1838 war Kostomarow auch als Dichter und Schriftsteller in kleinrussischer Sprache aufgetreten (die Sammlung seiner Werke in dieser Sprache unter dem Pseudonym Jeremias Halka erschien als Zbirnyk tvoriv, Odessa 1875). Zu einer Docentur gelangte er nicht, weil ihn sein Herumstreifen unter dem Volke zum Zweck der Sammlung ethnographischen Materials und der Volkspoesie verdächtig machte. Nach kurzem Aufenthalte 1844

in Kiew wurde er Gymnasiallehrer in Rowno (Volhynien) und 1845 dasselbe in Kiew; dort erhielt er 1846 die außerordentliche Professur für russische Geschichte. In dieser Zeit wurde in Kiew der „Kyrill-Methodius-Verein" gegründet, dessen leitendes Mitglied Kostomarow war. Die Ideen dieser Gesellschaft waren: Befreiung der slawischen Völker von der Fremdherrschaft; eine föderative Verbindung dieser Völker mit Erhaltung der politischen Selbständigkeit der einzelnen; Aufhebung der Sklaverei (Leibeigenschaft) unter allen Formen; Aufhebung der Standesprivilegien; religiöse Freiheit und Duldsamkeit; bei völliger Freiheit des Bekenntnisses Gebrauch einer einheitlichen slawischen Kirchensprache; Freiheit des Gedankens und der Presse; Lehrstühle aller slawischen Sprachen und Literaturen an den wissenschaftlichen Anstalten aller slawischen Völker. Wie man sieht, entspricht das Ganze den Idealen des romantischen Panslawismus eines Kollár u. a., und entfernt sich von den Zielen des moskauer Slowophilenthums, dem Kostomarow stets fern blieb. Die Gründung dieses Vereins wurde aber für ihn verhängnißvoll. Mit dem kleinrussischen Dichter Schewtschenko u. a. angeklagt der Gründung eines slawisch-ukrainischen Vereins, d. h. der Theilnahme an kleinrussischen Sonderbestrebungen, wurde er 1847 nach St.-Petersburg gebracht und blieb ein Jahr lang gefangen, wurde dann mit einer Anstellung in der Gouvernementsverwaltung nach Saratow verbannt und ihm der Druck eigener Schriften verboten; indeß arbeitete er für sich eifrig an historischen Monographien u. a. weiter. Der Tod des Kaisers Nikolaus und die Amnestie von 1856 gab auch Kostomarow Befreiung von der Polizeiaufsicht und dem Druckverbote, und so konnte er 1857 eine seiner bedeutendsten Monographien, „Bogdan Chmelnicki" erscheinen lassen. Daran schließt sich eine ganze Reihe bedeutender historischer Arbeiten. Im J. 1857 machte Kostomarow eine Reise in Westeuropa, kehrte dann nach Saratow zurück, wurde aber von der petersburger Universität als Nachfolger Ustrjalow's auf das Katheder für russische Geschichte berufen und trat dies Amt 1859 an. Seine glänzende Begabung für den Vortrag und seine neue Art der historischen Darstellung hatten den größten Erfolg nicht nur bei den Studenten, sondern auch in andern Kreisen. Im J. 1862 trat er infolge der Studentenunruhen ab und lebte von da an als Privatgelehrter, beschäftigt außer mit zahlreichen eigenen historischen Schriften, unter andern in der Redaction der Publicationen der Archäographischen Commission. Er starb am 7. (19.) April 1885. — Kostomarow's Stellung in der russischen Historiographie ist eine eigenartige; er ist weniger gelehrter Geschichtsforscher im Gebiete der Reichsgeschichte als Geschichtschreiber im Sinne einer kunstmäßigen Bearbeitung des Stoffes, den er in meisterhafter Form darzustellen verstand. Dabei geht durch seine historischen Werke ein ethnographischer, volksthümlicher Zug, ihm war es vor allem darum zu thun, in der Geschichte das Volk, die Wirkung der Massen aufzusuchen und das historische Recht des Volkes darzustellen, aber mit durchaus realem Zuge auf das Thatsächliche und darin z. B. von Aksakow abweichend. Man hat seine Art am meisten der Augustin Thierry's entsprechend gefunden. — Nekrolog von Pypin im Maihefte (1885) des „Vêstnik Evropy"; Autobiographie bei Ikonnikov, Biografičeskij slovar professorov Universiteta Sv. Vladimira (Kiew), Kiew 1884. Vgl. auch (münchener-augsburger) „Allgemeine Zeitung" Nr. 141 (1885), Beilage. — Sammlungen der historischen Schriften Kostomarow's: „Russkaja istorija v žizneopisanijach eja glavnčjšich dějatelej" (2. Ausg. St.-Petersburg, von 1880 an); „Istoričeskija monografii i izslědovanija" (St.-Petersburg, von 1872 an). *(R.)*

KÖSTRITZ, Dorf im unterländischen Bezirke (Gera) des Fürstenthums Reuß Jüngere Linie, an der Elster zwei Stunden nordwestlich von Gera gelegen, Sitz der Fürstlich Reußischen Nebenlinie Reuß- (Schleiz-) Köstritz, mit Schloß, Brauerei, berühmten Kunst- und Handelsgärtnereien, einer besuchten Sool-Badeanstalt, Bahnstation der Leipzig-Eichigter (Gera-Weißenfelser) Linie, mit Postagentur und Telegraphenamt.

Im J. 1880 hatte es mit dem $^1/_2$ Stunde entfernten Eleonorenthal 193 Wohnhäuser mit 1718 Einwohnern. In seiner Bauart fast städtisch und freundlich gelegen, wird der Ort aus der Nähe und Ferne viel besucht. Es ist der Geburtsort des Componisten Heinrich Schütz (1585—1672) und des Dichters Julius Sturm, welcher noch als Pfarrer daselbst lebt.

Der Ort ist sorbischen Ursprungs und gehörte im Mittelalter zur Herrschaft Langenberg (s. d.). Urkundlich kommt er vor 1364 als Kostricz, 1401 als Kosteritz, 1506 als Costritz, 1533 als Kosteritz. In einem in der Nähe gelegenen Gipsstocke fand sich eine reiche Ausbeute von diluvialen Thierresten (Hyäne, Elefant, Rhinoceros), welche in Gera aufbewahrt werden.

Das Schloß ist zu Anfang des vorigen Jahrhunderts erbaut. Ursprünglich hatte der Ort zwei Rittergüter, ein oberes und ein unteres. Um 1550 wurde das obere in zwei Hälften zerschlagen, weshalb es nun ein oberes, mittleres und unteres gab. Später wurden die beiden erstern wieder vereinigt.

Als Eigenthümer dieser Rittergüter kommen vor: im 14. Jahrh. Berthold und Ilso von Techwitz und Otto von Breitenbuch (Breitenbauch, ein bereits im 13. Jahrh. bei Gera vorkommendes Geschlecht); im 15. Jahrh. Berthold von Techwitz (1401), Seifert Hansmus, Hans Hansmus (1445), Frenzel von Techwitz (1445); im 16. und 17. Jahrh. die Familie von Wolframsdorf, Jobst Heinrich von Watzdorf, Kreishauptmann des sächsischen Vogtlandes (1581).

Zu Ende des 17. Jahrh. kaufte Graf Heinrich I. Reuß zu Schleiz das untere Rittergut zu Köstritz und bestimmte es nebst den theils in der Herrschaft Gera, theils in der Herrschaft Schleiz (Pflege Reichenfels) gelegenen Gütern Steinbrücken, Pohlitz, Hohenleuben, Triebes und Niederböhmsdorf, sowie dem in der Pflege Saalburg gelegenen Seibtendorf (welches aber bereits 1689 wieder verkauft wurde) zum Paragium (Dotation nachgeborener Glieder regierender Häuser in Grundbesitz und grundherrlichen Einkünften), verbunden mit Majorat, für seinen

jüngern Sohn dritter Ehe, Heinrich XXIV., geb. den 26. Juli 1681.

Diese Familienstiftung, bei welcher bezüglich der in der Herrschaft Schleiz gelegenen Güter die landesherrliche Hoheit ausdrücklich vorbehalten blieb, wurde 1690 von sämmtlichen Grafen Reuß durch einen Hausvertrag anerkannt und von Kaiser Karl VI. bestätigt. Nach der jetzigen Verfassung des Fürstenthums Reuß Jüngere Linie ist der jedesmalige Paragiatsherr Mitglied des Landtages. Die Linie Köstritz erhält außerdem einen Antheil von den Domanial-Einkünften der dem Hause Schleiz zugefallenen Fürstenthümer Gera und Lobenstein-Ebersdorf.

Heinrich I. wohnte, nachdem im J. 1689 ein großer Brand die Stadt Schleiz und mit ihr das dortige Residenzschloß vernichtet hatte, selbst in Köstritz und starb daselbst am 18. Mai 1692.

Heinrich XXIV. durchreiste in seinen Jünglingsjahren Frankreich, Italien, Polen und kämpfte unter dem römischen Könige Joseph I. in mehrern Feldzügen. Er war in Bildung und Charakter seinem Urgroßvater, Heinrich Posthumus, dem Muster eines Regenten, ähnlich. Später zeichnete er sich durch die gewissenhafte Verwaltung mehrerer Vormundschaften über Glieder der Reußischen Häuser Ober-Greiz und Ebersdorf aus. Er nahm 1704 seine Residenz im neuerbauten Schlosse zu Köstritz, nachdem er schon im J. 1703 die Güter Reichenfels bei Hohenleuben und Langenwetzendorf mittlern Theils zum Paragium hinzugekauft, Steinbrücken aber verkauft hatte. Im J. 1738 erwarb er auch Langenwetzendorf obern Theils. Er starb am 24. Juli 1748. Vermählt war er mit Marie Eleonore Emilie geb. von Promnitz-Dietersbach seit 1704 (seine Halbschwester Emilie Agnes war seit 1682 vermählt mit dem Grafen Balthasar Erdmann von Promnitz zu Sorau). Diese seine im J. 1688 geborene Gattin überlebte ihn lange und starb hochverehrt zu Köstritz im J. 1776.

Sein ältester Sohn, Heinrich VI., geb. 1707, war königl. dänischer Geh. Rath. Er erwarb Köstritz mittlern und obern Theils, Dürrenberg, Hartmannsdorf und Langenwetzendorf untern Theils (dieses 1753). Er war vermählt mit Henriette Johanne Susanne, Gräfin von Güldenstein, Tochter des Marquis de Monteleone, der Erbin verschiedener Güter im Holsteinischen. Er starb 1783.

Sein Nachfolger war sein Sohn Heinrich XLIII., geb. 1752, vermählt mit Luise Reuß-Ebersdorf. Durch Geist und Kunstsinn ausgezeichnet, verschönerte er seine Güter vielfach, namentlich schuf er den schönen Park in Köstritz. Auch durch große Gastfreundlichkeit that er sich hervor; durch seine Prachtliebe und seinen Hang zu großen Ausgaben brachte er aber seine Vermögensverhältnisse in Unordnung. Er kaufte 1796 das kleine Rittergut Göttendorf in der Pflege Reichenfels und 1801 Steinbrücken und Roben in der Herrschaft Gera. Unter ihm fiel 1802 nach Aussterben der Linie Reuß-Gera dem Köstritzer Hause der sechste Theil der geraer Domanial-Einkünfte zu. Im J. 1806 erhielt er von Kaiser Franz II. für sich und seine Nachkommen den Fürstentitel.

Bei seinem Tode (1814) brach der Concurs aus. Die Güter Steinbrücken, Roben und Göttendorf wurden infolge dessen subhastirt, die holsteinischen Besitzungen der Sequestration unterworfen.

Sein Sohn und Nachfolger, Heinrich LXIV., geb. 1787, kaiserl. österreichischer Feldmarschall-Lieutenant, lebte auf seiner Herrschaft Ernstbrunn in Ober-Oesterreich, welche er dem Familienbesitze zufügte. Er war unverheirathet und starb 1856.

Nach ihm folgte im Paragiat ein Sohn Heinrich's XLVIII. (1759—1825), des jüngern Sohnes Heinrich's VI. (s. o.), Heinrich LXIX., welcher, ohne Kinder zu hinterlassen, am 1. Febr. 1878 im Alter von 85 Jahren starb.

Mit seinem Tode war die directe männliche Nachkommenschaft Heinrich's VI. ausgestorben und es fiel nun das Paragiat auf den von Heinrich IX.*) (1711—1780), dem zweiten Sohne des ersten Inhabers, Heinrich's XXIV., abstammenden Zweig und zwar auf Heinrich IV., geb. 1821, Sohn Heinrich's LXIII. (1786—1841), Gemahl der verstorbenen Luise Karoline, verwitweten Prinzeß von Sachsen-Altenburg, geborenen Prinzeß Reuß-Greiz. Derselbe lebt meistens in Ernstbrunn. Sein Bruder Heinrich VII. ist Botschafter des Deutschen Reiches in Wien.

Das Haus Reuß-Köstritz hat in seinem mittlern, von Heinrich IX. eröffneten Zweige und in dem jüngern von Heinrich XXIII., dem dritten Sohne Heinrich's XXIV. ausgehenden Zweig viele Schößlinge getrieben. Der Hof- und Behördenkalender für das Fürstenthum Reuß Jüngere Linie vom Jahre 1878 weist 16 lebende Fürsten und Prinzen Reuß-Köstritz nach. *(J. Alberti.)*

KOSTROMA, Gouvernement in Großrußland von 84,584,5 □Kilom. mit (1880) 1,251,718 Einwohnern, wird von der schiffbaren Wolga, die hier die Kostroma, Unscha, Weksa, Nemda und Wetluga aufnimmt, durchströmt; hat besonders in seinen östlichen und nördlichen Theilen einen großen Waldreichthum (70 Proc. des ganzen Areals) und wenig fruchtbaren Boden. Fischfang, Ackerbau, Viehzucht und Jagd neben der Industrie, die sich besonders auf Anfertigung von Holzwaaren, Wolgabarken, Theer, Matten und Lindenbast, sodann auf Leinwandweberei, Juchtenbereitung und Papierfabrikation erstreckt, bilden die Hauptbeschäftigung der Bewohner, deren viele im Sommer auf Handarbeit in andere Provinzen auswandern. Außer den Russen leben im Gouvernement viele Tataren und Tscheremissen. Das Gouvernement ist in folgende 11 Kreise eingetheilt: Kostroma, Nerechtinsk, Kineschma, Tschuchloma, Makarjew, Galitsch, Solgalitsch, Bui, Kologriw, Wetluga und Warnawin. In vorhistorischer Zeit war das Gouvernement Kostroma von dem finnischen Stamme der Merja bewohnt. Im 12. Jahrh. bildete es einen Bestandtheil des Susdalsko-Wladimirschen Fürstenthums; im 13. Jahrh. hatte es seine eigenen Theilfürsten. Unter Johann IV. wurde Kostroma mit dem Großfürstenthume Moskau vereint. — Die mittlere Jahrestemperatur ist $+2{,}54°$ R., die des Winters $-8{,}28°$, des

*) Heinrich IX. war königl. preußischer Wirkl. Geh. Rath, Staats- und dirigirender Minister und Oberhofmarschall.

Frühlings + 1,04°, des Sommers + 14,46°, des Herbstes + 2,94° R. Die höchste Sommertemperatur ist im Monate Juni + 25,7°, die niedrigste Wintertemperatur — 23,7° R. Infolge der ungünstigen klimatischen Verhältnisse und des unfruchtbaren Bodens steht der Getreidebau auf einer niedern Stufe der Entwickelung und deckt nicht einmal den Bedarf der Einwohner. Auch die Viehzucht befindet sich aus Mangel an guten Wiesen in einem unbefriedigenden Zustande. Mehr entwickelt ist die Fabrikthätigkeit. Von den 532 Fabriken und Manufacturen (mit einer jährlichen Production von über 7 Millionen Rubel) beschäftigen sich 390 mit der Verarbeitung von vegetabilischen Producten. Besonders gerühmt wird die kostromaer Leinwand.

Die Hauptstadt Kostroma liegt unter dem 57° 46′ nördl. Br. und 58° 36′ östl. L. am linken Ufer der Wolga bei dem Einflusse der Kostroma in dieselbe, 380 Kilom. im Nordosten von Moskau. Die Stadt gewährt durch ihre schöne terrassenförmige Lage, ihre Klöster und vielen Kirchen und ihre zum Theil prächtigen Gebäude, worunter besonders der Gouvernementspalast, der Kaufhof und die Kathedrale auf der Höhe des Berges sich auszeichnen, vom andern Ufer der Wolga einen überraschenden Anblick. Gegründet soll Kostroma schon im 12. Jahrh. vom Fürsten Jurij Dolgoruki sein; in den russischen Chroniken wird es jedoch erst zu Anfang des 13. Jahrhunderts erwähnt. Vom 13. bis zum Anfang des 17. Jahrh. war Kostroma häufigen Verwüstungen der Tataren und Nowgoroder ausgesetzt. Im J. 1240 besaß Kostroma seinen eigenen Theilfürsten Wassil, der nach dem Tode seines Bruders Jaroslaw Großfürst geworden, hier seine Residenz aufschlug (1272—1278). Im 14. Jahrh. wurde Kostroma von Johann Kalita gekauft, und seit der Zeit galten seine Bürger für treue Unterthanen der moskowitischen Großfürsten, die nicht selten sich zu ihnen vor ihren Feinden flüchteten, wie 1332 Dimitri Donskoi vor Tochtai. Am Anfange des 17. Jahrh. hielt sich Michail Fedorowitsch Romanow im Ipatewschen Kloster auf und nahm hier 1613 die Wahl zum Zaren von Rußland an. In jener Zeit zerfiel die Stadt in den Kreml (die Altstadt), die Neustadt und den Possad (Vorstadt). Die Altstadt war mit einem Erdwalle umgeben, von dem noch heute Spuren sichtbar sind. Die Neustadt (gegründet 1619) war von einer hölzernen Mauer mit 23 Thürmen und 6 Thoren umgeben, von der jedoch keine Spuren mehr vorhanden sind. Gegenwärtig hat Kostroma 40 Kirchen, 1 Nonnenkloster, 307 Kaufläden, 1 Gymnasium mit einer adeligen Pension, 1 weibliches Gymnasium, 4 Schulen, 1 geistliches Seminar, 1 geistliche Kreisschule, 1 Hospital, 1 Irrenhaus, 1 öffentliche Bibliothek, 1 Theater, verschiedene wohlthätige Anstalten und (1880) 30,405 Einwohner. Auf dem sogenannten Susaninschen Markte steht das eherne Standbild des Bauern Iwan Susanin, der dem Zaren Michail Fedorowitsch das Leben rettete. Außerdem gibt es in der Stadt noch 22 Fabriken und Manufacturen mit einer jährlichen Production von 1,899,000 Rubeln. In dem geräumigen Hafen werden Waaren jährlich für 760,000 Rubel verladen und für 1,372,000 Rubel ausgeladen. Kostroma hat dank seiner günstigen Lage an zwei schiffbaren Flüssen eine wichtige Bedeutung für den Handel und dient als Stapelplatz für alle Landesproducte, die von hier aus theils nach St.-Petersburg, theils die Wolga hinunter nach den südlichen Gouvernements expedirt werden. Hauptgegenstände des Handels sind: Flachs, Leinwand, Heu, Leder, Hafer, Seife, Talg und Holz. *(A. von Wald.)*

KOSWIG (an der Elbe), Städtchen im Herzogthume Anhalt (Kreis Zerbst), wird zum ersten mal um 1187 in einer Urkunde des Bischofs Balderam von Brandenburg genannt, welche den Burgward Coscewiz als zum Archidiakonate des Propstes der Kirche St.-Mariä zu Leitzkau gehörig bezeichnet (Cod. dipl. Anhalt. I, n. 655). Graf Heinrich I. von Ascharien und Fürst zu Anhalt gestattete 1215, daß die Marienkirche in opido Cozwich, deren Hospital er zwei Jahre früher die ihm zustehenden Bierabgaben gewisser brauberechtigter Häuser des Ortes zugewiesen hatte (Cod. Anhalt. II, n. 9), zu einer Collegiatkirche umgewandelt werde, und schenkte zu dem Zwecke den ihm eigengehörigen Baugrund (Cod. Anhalt. II, n. 14). Die letztere Urkunde ist von allgemeinerem Interesse, insofern sie nicht blos der Einwilligung eines Grafen Hoger de Valkensten erwähnt, welchem der zur Errichtung des Stiftes geschenkte Bauplatz als anhaltisches Lehen zustand, sondern auch neben diesem Hoger den Heico de Repechowe unter den Zeugen nennt. In den beiden Männern sind wol der Verfasser des Sachsenspiegels und der Graf, auf dessen Wunsch die Arbeit durchgeführt wurde, zu sehen (vgl. Homeyer, „Sachsenspiegel", Bd. 1, 1861, Einleitung S. 6). — Im J. 1272 stiftete Fürst Sigfrid von Anhalt zu Koswig ein Augustinernonnenkloster, in welchem er fünf seiner Töchter unterbrachte (Cod. Anhalt. II, n. 408; vgl. mit III, n. 317). Dieses Kloster wurde vom Anhaltischen Hause besonders reichlich mit Vergabungen bedacht, und schon 1290 verliehen die Söhne des zum Mönch gewordenen Sigfrid, Albrecht I., Heinrich und Sigfrid für die innerhalb ihres Bannes (districtus) gelegenen Klosterbesitzungen den Nonnen das Recht, einen eigenen Richter in allen Streitsachen, auch denen, die ans Leben gingen, zu bestellen; sie versprachen, dem Richter auf jedesmaliges Ersuchen der Klosterfrauen den Königsbann zu übertragen (Cod. Anhalt. II, n. 685). Mit der Geschichte des Collegiatstiftes und des Klosters ist das wechselvolle Schicksal der noch heute vorhandenen Kirche zu St.-Nicolai verknüpft gewesen. Ursprünglich die Pfarrkirche, verlor sie 1230 durch Schenkung Graf Heinrich's I. die Pfarrei an das Collegiatstift (Cod. Anhalt. II, n. 103), wurde dann 1272 sammt dem vorher zur Marienkirche gehörigen Hospital den Augustinernonnen überlassen, jedoch so, daß die Pfarrgerechtigkeit dem Collegiatstifte verblieb (Cod. Anhalt. II, n. 409), bis Streitigkeiten über die Pfarrgerechtsame 1275 zu einer Bestimmung des Bischofs Heinrich I. von Brandenburg führten, nach welcher das Collegiatstift die Pfarrei an das Kloster abtreten und dafür durch auswärtige Patronatsrechte entschädigt werden sollte (Cod. Anhalt. II, n. 465). Seit der Reformation ist

die Nicolaikirche wieder selbständige Stadt- und Pfarrkirche.

Ein Schloß in Koswig findet seine erste urkundliche Erwähnung in der Eheverabredung zwischen Albrecht II. und dem Fürsten Wizlaw von Rügen, 1324. Albrecht II. versprach seiner Gemahlin Agnes, der Tochter Wizlaw's, castrum nostrum Cozwich cum opido als Leibgedinge (Cod. Anhalt. III, n. 474). Und als Witwensitz hat das Schloß Koswig bis in das 19. Jahrh. wiederholt gedient. Hier starb am 12. April 1827 die letzte verwitwete Fürstin von Anhalt-Zerbst; Friederike Auguste Sophie. — Im J. 1547 wurde das dem Fürsten Wolfgang gehörige Schloß von den Spaniern, welche nach der Schlacht auf der Lochauer Heide das nahe Wittenberg belagerten, eingeäschert. Fürst Wolfgang baute das fürstliche Haus 1555—1558 von neuem auf und wohnte hier 1562—1566. Die Witwe des Fürsten Johann von Zerbst, Sophia Auguste, die 1667—1680 ihren Sitz in Koswig hatte, ließ das Schloß bis auf die Grundmauern abtragen und neu aufführen (—1677) (Beckmann, „Historia des Fürstenthums Anhalt", Bd. 1, S. 311). Jetzt ist der Bau zu einem Zuchthause umgewandelt. — Koswig, das schon 1325 einen Rath und ein eigenes Stadtsiegel besaß (Cod. Anhalt. III, n. 487), ist klein und unbedeutend geblieben. Schwere Schädigungen erlitt es im Schmalkaldischen Kriege 1547 und während des Dreißigjährigen Krieges in den J. 1626, 1636 und 1637 (Beckmann, a. a. O., S. 327). Unter den in Koswig betriebenen Gewerben sind erwähnenswerth Tuchweberei und Wollgarnspinnerei, sowie die Fabrikation von Thonwaaren und von Strohpapier und Pappe. Nach der letzten Zählung, Ende 1883, hatte es einschließlich der etwa 250 Züchtlinge 5641 Einwohner in 803 Gebäuden.

(*E. Blume.*)

KOTELNITSCH, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Wjatka, unter dem 58° 18′ nördl. Br. und 66° 1′ östl. L., 100 Kilom. im Südwesten von Wjatka, am linken Ufer der Wjatka in einer von Schluchten durchfurchten Gegend gelegen, durch welche die Flüßchen Balakirewiza, Kotljanka und Rodionowka fließen. Kotelnitsch hat 4 Kirchen, 1 steinernes Kaufhaus mit 120 Kaufläden, 1 Kreis- und 1 Pfarrschule, 1 Mädchenschule zweiter Klasse, 2 Tabacksfabriken, 2 Talgschmelzereien, 2 Juchtenfabriken, 1 Wachsbleicherei und (1880) 2976 Einwohner. — Die Kaufmannschaft treibt bedeutenden Handel mit St.-Petersburg und Archengelsk. Hauptgegenstände des Handels sind: Getreide, Flachs, Hanfsamen, Leinwand, Wolle, Leder, Oel u. s. w. Eine besondere Handelsbewegung manifestirt sich zur Zeit des Alexejewschen Jahrmarktes (vom 1.—23. März a. St.), der von Jahr zu Jahr mehr Bedeutung gewinnt und gegenwärtig bereits einen Umsatz von circa 2 Millionen Rubeln hat. In den russischen Chroniken wird Kotelnitsch schon im 12. Jahrh. unter dem Namen „Kokscharow" im Lande der Tscheremissen erwähnt. Im J. 1542 erhielt die Stadt den Namen Kotelnitsch. Im J. 1542 wurden die Kasanschen Tataren bei Kotelnitsch geschlagen; 1600 wurde die Stadt von den Wolskischen Kosaken eingenommen und geplündert. Im J. 1718 wurde sie dem Gouvernement Simbirsk zugezählt und im J. 1796 zur Kreisstadt des Gouvernements Wjatka erhoben. (*A. von Wald.*)

KOETHE (Friedrich August), Schriftsteller, besonders auf theologischem Gebiete, auch Dichter, wurde am 30. Juli 1781 zu Lübben in der Niederlausitz geboren. Bis zu seinem 16. Jahre besuchte er das Lyceum seiner Vaterstadt, seit 1797 das Gymnasium zu Bautzen. Im Frühjahre 1800 bezog er die Universität Leipzig, um Theologie zu studiren, und führte hier, da er unbemittelt war, ein sehr zurückgezogenes, nur auf den Umgang mit wenigen Freunden beschränktes Leben. Der dürre Rationalismus der theologischen Vorlesungen sagte ihm nicht zu und vermochte den Glauben seiner Jugend nicht zu erschüttern; dagegen machten die philosophischen Vorträge des außerordentlichen Professors Friedrich August Carus auf ihn großen Eindruck. Von seinen Studiengenossen stand ihm außer Wetzel der nachmals als Naturphilosoph so berühmt gewordene Schubert am nächsten, dessen Verhältniß zu ihm an Liebe und Innigkeit das eines Bruders genannt werden kann. Zur Kenntniß der edeln und schönen Individualität Koethe's gibt es keine reichere und zuverlässigere Quelle als die Mittheilungen in Schubert's Selbstbiographie[1]) über diesen seinen Freund, der uns in denselben als eine höchst liebenswürdige Persönlichkeit entgegentritt. Im J. 1803 erwarb Koethe in Leipzig die philosophische Magisterwürde und ward dann Nachmittagsprediger an der Paulinerkirche.

Durch eine von ihm ohne seinen Namen herausgegebene kleine Schrift: „Ansichten von der Gegenwart und Aussichten in die Zukunft" (Amsterdam 1809) erregte er die Aufmerksamkeit des herzoglich-gothaischen Ministers von Ziegesar, der Curator der Universität Jena war; dieselbe gewann auch den Beifall Karl August's, dem sie der Minister empfahl, und wurde die Veranlassung, daß Koethe im J. 1810 als außerordentlicher Professor der Philosophie nach Jena, wo er schon 1804 als Docent aufgetreten war, berufen wurde. Im J. 1812 trat er als Garnisonprediger und Diakonus an der Stadtkirche ins geistliche Amt, wurde 1817 zum ordentlichen Professor der Theologie ernannt und ihm bald nachher auch die theologische Doctorwürde verliehen. Seine Vorlesungen behandelten hauptsächlich Kirchengeschichte, Symbolik und praktische Theologie; sie waren auf gründliche und umfassende Vorstudien gestützt und fanden durch die edle, gewandte Diction und die Wärme des Vortrags großen Beifall. Bedeutender als auf dem Katheder war jedoch Koethe's Wirksamkeit auf der Kanzel.

Koethe, der schon in seiner Jugend von einem Blutsturze befallen worden war, der sich auch später mehrmals wiederholte, fühlte sich nicht stark genug, die ihm aus der Professur und dem geistlichen Amte erwachsende doppelte Arbeitslast auf die Dauer zu tragen, und entschloß sich daher im J. 1819, aus Rücksicht auf seine

1) Der Erwerb aus einem vergangenen und die Erwartungen von einem zukünftigen Leben. Eine Selbstbiographie von Gotthilf Heinrich von Schubert (Erlangen 1854), 3 Bde.

leidende Gesundheit, dem Rufe als Oberpfarrer und Superintendent in Allstedt (Allstädt) zu folgen. Die Berufung war eine ehrenvolle und vortheilhafte, und es war ihm mit derselben auch der Titel eines Consistorialrathes beigelegt worden. Im J. 1814 hatte er sich mit Sylvia von Ziegesar, der jüngsten Tochter des im vorhergehenden Jahre gestorbenen Ministers von Ziegesar, verheirathet.

Koethe blieb seinem Wirkungskreise in Allstedt, wo er sich sehr glücklich fühlte, treu, und mehrere ehrenvolle Berufungen ins Ausland, namentlich die zu einer Professur an der Universität Dorpat, wurden von ihm abgelehnt. Die über diese Berufung angeknüpften Verhandlungen brachten ihn in Verbindung mit dem Fürsten Lieven, dem damaligen Curator der Universität, und er erhielt dadurch Veranlassung, an den Angelegenheiten derselben lebhaften Antheil zu nehmen und die Berufung deutscher Gelehrten an diese und andere russische Lehranstalten zu vermitteln. Die Universität Dorpat ernannte ihn deshalb 1828 zu ihrem correspondirenden Mitgliede und Kaiser Nikolaus ertheilte ihm 1829 den Wladimirorden 4. Klasse. Er starb am 23. Oct. 1850.

Wir geben nun eine Uebersicht über Koethe's literarische Thätigkeit, welche er im J. 1804 begann[2]) und bis an seinen Tod fortsetzte.

Seine theologische Richtung war die supranaturalistische, positiv-christliche, dabei war er bei der Beurtheilung abweichender oder entgegengesetzter Richtungen mild und versöhnlich. Von rationalistischen Gegnern wurde er mitunter verdächtigt und verfolgt, zu seiner Gemeinde aber sowie zu den Geistlichen und Lehrern seiner Diözese stand er im besten Verhältnisse. Unter den Reformatoren war Melanchthon sein Vorbild, dessen Schriften er ein eifriges Studium widmete, und unter den neuern Theologen verehrte er am meisten Griesbach und Reinhard, deren Verdienste er auch in Gedächtnißreden[3]) feierte.

Von dem „Allgemeinen historischen Archiv", welches er in Verbindung mit seinem Freunde, dem Historiker Hans Karl Dippold, herausgab, erschienen nur 3 Hefte des 1. Bandes (Leipzig 1811). Von nicht viel längerer Dauer war auch ein Unternehmen auf dem theologischen Gebiete, die „Zeitschrift für Christenthum und Gottesgelahrtheit" (2 Bde., Tübingen und Jena 1816), welche er, als Schröter und Klein unter dem gleichen Titel eine Gegenschrift erscheinen ließen, aufgab, da ihm bei seinem friedfertigen Sinne jede grundsätzliche Polemik zuwider war.

Trefflich gelang ihm die Uebersetzung der 4 Bücher von der Nachfolge Christi des Thomas a Kempis (1815, 2. Aufl. 1821), da die in dieser Schrift herrschende fromme, reine und edle Seelenstimmung mit der seinigen aufs innigste verwandt war.

Als die Verlagshandlung F. A. Brockhaus das große Werk „Zeitgenossen. Biographien und Charakteristiken" vorbereitete, richtete sie an Koethe die ehrenvolle Aufforderung, sich der Herausgabe des mit großen Schwierigkeiten verknüpften Werkes zu unterziehen. Dieser Aufforderung kam er mit der ihm eigenen Gewissenhaftigkeit nach und besorgte den ersten überaus reichhaltigen Band der Sammlung, welcher 1816 in vier Abtheilungen erschien. In der ausführlichen Vorrede entwickelte er die Grundsätze, welche er bei dem Werke zu befolgen gedenke, versah auch mehrere der aufgenommenen Biographien mit Einleitungen, um den Leser für die Beurtheilung derselben auf den richtigen Standpunkt zu versetzen, sowie mit Erläuterungen und Anmerkungen. Von Koethe's Hand befinden sich in dem 1. Bande nur zwei Biographien und zwar in der vierten Abtheilung: Papst Pius VI. (S. 71—150) und Gotthilf Heinrich Schubert (S. 187—197).

Koethe mußte nach Beendigung des 1. Bandes von der Herausgabe des Werkes zurücktreten, doch lieferte er für den 3. Band desselben (Abth. VIII und IX) zwei Aufsätze über Johannes Müller, mit welchem er 1806 persönlich bekannt geworden und später in brieflicher Verbindung geblieben war. Auch verfaßte Koethe für die „Neue Reihe der Zeitgenossen" (Bd. II, Abth. V—VIII, S. 69—119) eine vortreffliche Biographie seines Schwiegervaters, des Ministers von Ziegesar.

Von kleinern Schriften Koethe's erwähnen wir: „Historische Beschreibung auf das Jahr 1817" (Altenburg 1817); ferner: „Schutzschrift für die Evangelische Kirche, mit besonderer Rücksicht auf die Weimarischen Landtagsverhandlungen" (Leipzig 1820).

Seit der Berufung nach Allstedt war Koethe's literarische Thätigkeit fast ausschließlich dem theologischen Gebiete zugewandt. Eine ascetische Schrift: „Für häusliche Erbauung" (Leipzig 1821) scheint keine große Verbreitung gefunden zu haben und wurde mit dem 1. Bande beendigt; dagegen erwarben ihm seine geistlichen Lieder, welche er theils in einer eigenen Sammlung: „Stimmen der Andacht. Eine Neujahrsgabe für Christen" (Leipzig 1823), theils in den sechs Jahrgängen der „Theodulia" niederlegte, viele Freunde.

Als im J. 1830 zur dritten Säcularfeier der Uebergabe der Augsburgischen Confession die Verlagshandlung F. A. Brockhaus unter dem Titel „Concordia" eine neue Ausgabe der symbolischen Bücher der evangelischen Kirche veranstaltete, wurde Koethe mit der Leitung dieses Unternehmens beauftragt, und er begleitete die Sammlung mit werthvollen Einleitungen. Bald darauf erschien sein wichtigstes Werk, eine für den allgemeinen Gebrauch berechnete Auswahl aus den Werken Philipp Melanchthon's in deutscher Sprache, verbunden mit einer vortrefflichen Biographie des Reformators (Leipzig 1829 und 1830, 6 Bde.). Auf dieses Werk ließ er fast unmittelbar die gediegene Schrift folgen: „Die christliche Volksbildung, nach ihren Hauptgesichtspunkten dargestellt" (Leipzig 1831).

---

2) Zwei Confirmationsreden (Leipzig 1804), und Vom Einfluß des kirchenhistorischen Studiums auf die Bildung des Gemüths und das Leben. Drei Vorlesungen beim Beginn seines Lehramtes in Jena (Jena 1804). 3) Gedächtnißrede auf Joh. Jak. Griesbach (Jena 1812). — Ueber Dr. Franz Volkmar Reinhard's Leben und Bildung. Zwei Vorlesungen, bei dem Beginn des Winterhalbjahres auf der Universität Jena gehalten. Mit Reinhard's Bildniß (Jena 1812).

In den folgenden Jahren verfaßte er die Schriften: „Ueber die Kirchenvereinigung" (Leipzig 1837), „Die Psalmen, in Kirchenmelodien übertragen" (Leipzig 1845) und „Zur Todtenfeier Luther's" (Leipzig 1846).

In seinen letzten Lebensjahren versuchte er sich unter dem Pseudonym „Der Einsiedler bei St.-Johannis" auch in Novellen, deren eine, „Die Wiederkehr" (3 Bde., Leipzig 1847), christliche Zeitfragen behandelte, während die andere, „Eine Woche" (2 Bde., Leipzig 1848), den Segen eines christlichen Familienlebens schildert. Nach seinem Tode gab sein Freund Konrad Benjamin Meißner die von ihm selbst schon zum Druck vorbereiteten „Lieder eines Kranken für Kranke und Gesunde" heraus (Leipzig 1851) und außerdem eine Auswahl seiner Lieder unter dem Titel „Geistliche Lieder", nebst einer Biographie Koethe's (Leipzig 1851).

Ueber Koethe's Leben und Schriften sind zu vergleichen: Dr. Johannes Günther, „Lebensskizzen der Professoren der Universität Jena seit 1558—1858" (Jena 1858), S. 230; Güldenapfel, „Jenaischer Universitäts-Almanach", S. 204 fg.; Meusel, „Gel. Teutschl.", Bd. XVIII, S. 403 und Bd. XXIII, S. 221; N. Nekrol. d. D. Jahrg. 28, Thl. 2, S. 667 fg.; Koch, „Gesch. des Kirchenliedes und des Kirchengesanges", 3. Aufl., Bd. 7, S. 257—261; Otto Kraus, „Geistliche Lieder im 19. Jahrh.", 2. Aufl. (Gütersloh 1879), S. 304—309; Nicolai im „Kirchen- und Schulblatt" (Weimar 1881, Nr. 13, 14); C. Bertheau, Artikel „Koethe" in der „Allgem. deutschen Biographie".

(K. Schwarz.)

KÖTHEN, Kreisstadt im Herzogthume Anhalt, wird zum ersten mal im 12. Jahrh. genannt. Der sächsische Annalist erzählt, daß Graf Otto (der Reiche) von Ballenstedt am 9. Febr. 1115 in loco, qui Cothene dicitur, 2800 Slawen geschlagen habe (Annalista Saxo ad a. 1115. Monum. German. SS. VI, p. 751); in einer Gerichtsurkunde, welche Albrecht der Bär 1156 in seinem gräflichen Placitum zu Wörbzig ausstellte, erscheint unter den Zeugen ein Huswart de Cothene (O. von Heinemann, Codex diplom. Anhalt. I, n. 425). Allein daß der Ort viel älter sei, unterliegt keinem Zweifel. Auf wendischen Ursprung weist die gesammte Anlage der alten Stadt, die sich auf einer im Norden, Westen und Süden von sumpfigen Einsenkungen umfaßten, in der Mitte etwas erhöhten Landzunge ausbreitet. Beckmann glaubte denn auch in seiner „Historie des Fürstenthums Anhalt", Zerbst 1710 (Bd. 1, S. 412) annehmen zu dürfen, daß es Köthen gewesen sei, das König Heinrich I. 927 (wol richtiger 928) nach zwanzigtägiger Belagerung eroberte und verwüstete. In Widukind's von Corvey Res gest. Saxon. I, 35 las er, wie der dresdener Codex hat: et obsidens urbem, quae dicitur Kietni, vicesima tandem die cepit eam. Allein die Lesart Kietni ist nach den besten Handschriften zu verwerfen, und Waitz hat in seiner Ausgabe des Widukind (Monum. Germ. SS. III, p. 432) Gana, d. i. Jahna zwischen Meißen und Lommatsch (vgl. Jahrbücher des deutschen Reichs unter König Heinrich I. von Waitz, 1863, S. 127, Anm. 4). Auch eine andere von Beckmann (a. a. O., S. 411) beigebrachte Stelle ist zum Beweis unkräftig. In der Schenkungsurkunde Kaiser Otto's II. für den Markgrafen Thiemo vom J. 973 wird die marcha Koteuui erwähnt (Cod. Anhalt. I, n. 51). Beckmann las irrthümlich statt Kotuui, d. i. Kattau an der Fuhne, Kotenni Köthen.[1]) So muß denn daran festgehalten werden, daß der Ort Köthen unter seinem jetzigen Namen nicht vor dem 12. Jahrh. mit Bestimmtheit nachzuweisen ist. In dieser Zeit aber scheint derselbe bereits einige Bedeutung mindestens als Marktplatz gehabt zu haben, da 1194 köthensche Malter und Scheffel (Kotenense maldrum, scephilus Kotenensis) erwähnt werden (Cod. Anhalt. I, n. 690). Auch besaß Köthen schon damals eine namhafte Münzstätte. Ihr entstammen außer dem schönen Brakteaten des askanischen Herzogs Bernhard von Sachsen mit der Umschrift: BERNHARDVS. DENARIVS. COTN-E, der von dem Numismatiker Pastor Th. Stengel in einem großen Münzfunde 1859 entdeckt und in der „Numismat. Ztg." 1859, S. 170, Nr. 5 beschrieben wurde, auch zweiseitige Denare desselben Fürsten mit der Legende KOTENE CIVITAS und mit der Umschrift: BERNARDVS DV(x). Die Rückseite dieser zweiseitigen Denare trägt merkwürdigerweise ein Wappen, welches dem nachmaligen Stadtwappen Köthens gleicht, „drei Thürme, die auf einer Mauer stehen und sich oberwärts mit einer

---

1) Indessen ist nicht unmöglich, daß die Urkunde doch des später Köthen genannten Ortes unter anderm Namen (Serimode) gedenkt. Otto II. schenkt nämlich dem Markgrafen Thiemo Land, quantum a palude Vona versus occidentem longius ad marchas Koteuui, Biteni et Ezeri protenditur et hinc versus aquilonem contra marcham Serimode et ultra tumulum Bulzina et de tumulo usque ad locum Churozt contra marcham Gorizka et inde usque ad paludem circumquaque infra ipsum ambitum concluditur.... Das geschenkte Gebiet erstreckte sich also von einer sumpfigen Erweiterung der Fuhne nach Westen bis zu den Feldmarken der Ortschaften Kattau, Piethen, Edderitz; von dort nordwärts gegen die Mark Serimode und zwar über den Hügel Pilsenhöh hinaus, dann von diesem Hügel (nach Südosten) bis zum Wald Churozt gegen die Feldmark Görzig, und endlich wieder bis an die Fuhne. Man wird nicht wohl annehmen dürfen, daß die marcha Serimode ein politischer Bezirk, etwa eine politische Unterabtheilung des großen Slawengaues Serimunt oder Serimode sei. Erstens brauchen die Urkunden, wo sichs um den politischen Begriff handelt, regelmäßig die Bezeichnung pagus Serimunt, Serimode u. s. w., einmal regio S.; und zweitens sind in der vorliegenden Stelle mit marchae unzweifelhaft Feldmarken gemeint, wie die der (noch heute als Dörfer bestehenden) Orte Kattau, Piethen, Edderitz, Görzig. So nöthigt hier der Sprachgebrauch, der dasselbe Wort unmöglich in zweierlei so verschiedener Bedeutung in ein und derselben Urkunde anwendete, unter der marcha Serimode gleichfalls eine Feldmark zu verstehen, die Feldmark des Ortes Serimode. Da Kattau, Piethen, Edderitz in genauer geographischer Reihenfolge von Süden nach Norden genannt sind, so darf man den fraglichen Ort Serimode füglich nordwärts von Edderitz, jenseit Pilsenhöh suchen, also in der Gegend des heutigen Köthen. Vielleicht hieß demnach der Ort ursprünglich Serimode oder Serimunt, und es bestand zwischen dem Orte und der Landschaft eine gleiche Beziehung, wie zwischen Landschaft und Stadt Zirwisti oder Zerbisti, d. h. die Landschaft hatte den Namen nach der Stadt oder dem Hauptorte. Wie man später von „Land Köthen" (terra Kothenensis) im Um-

Kugel endigen.[2]) Köthensches Geld (Cothenegense, Kothoniense, Cottingense, Cothunense argentum) wird dann zuerst wieder gegen Ende des 13. Jahrh., 1281, 1285 und zwischen 1290 und 1300 erwähnt (Cod. Anhalt. II, n. 518, 581, 593, und Jacobs, Ilsenburger Urkundenbuch I, n. 161), und durch die folgenden Jahrhunderte hindurch bis 1508 ist öfters von der köthenschen Münze die Rede. So verliehen 1364 die Grafen Waldemar I. und Heinrich IV. von Anhalt den Münzmeistern „Ludolf van Wittenberch, Vursteyn genant, unde Wentzlaw van Swet", ihre Münze zu Köthen. Unter anderm wird da bestimmt: „Ok scholen sy dy mark pennynge als gut maken als du Brandeborchs mark silvers, unde twintich schillynge pennynge scholen wegen eynen Brandeborschen virdynk silvers" (Cod. Anhalt. IV, n. 324). Seit 1244 urkunden die Grafen und Fürsten von Anhalt in Köthen und hatten hier einen Vogt, der in der Umgegend ihre Gerechtsame wahrnahm, und dessen Gericht die Villici benachbarter Dörfer suchen mußten (Cod. Anhalt. II, n. 284, III, n. 317). Auch nannten sie sich (urkundlich zum ersten mal 1295) Herren oder auch Grafen von Köthen (Cod. Anhalt. II, n. 801, III, n. 519. 583). — Um 1280 traf Köthen schweres Unheil. Dietrich der Fette, Markgraf von Landsberg und Graf von Gröbzig, und sein Neffe Friedrich, der Sohn des Landgrafen Albrecht von Thüringen, hatten den Fürsten Siegfried I. von Anhalt bei der Belagerung der Burg Reina an der Elbe unterstützt und wurden aus einem unaufgeklärten Grunde plötzlich in ihren Zelten von den Anhaltinern aufgehoben und nach verschiedenen Burgen gefangen abgeführt. Friedrich entkam der Haft, sammelte ein Heer und verwüstete den Landstrich nördlich der Fuhne. Auch Köthen plünderte er aus und legte es in Asche.[3]) Indeß erholte es sich schnell wieder und nahm im 14. Jahrh. einen lebhaften Aufschwung. Schon die zweiseitigen Denare Herzog Bernhard's bezeichnen Köthen als civitas, und gegen Ende des 13. Jahrh. wird gelegentlich ein burgensis in Kotene erwähnt (Cod. Anhalt. II, n. 575). Aber die städtische Entwickelung tritt erst im 14. Jahrh. deutlich, dann aber auch sehr kräftig hervor. Im J. 1323 schlossen die consules atque universitas coetus Koethen civitatis mit Wittenberg eine Einung zu nachdrücklicher Aufrechterhaltung des Landfriedens, den Graf Albrecht I. von Anhalt und die Herzoge Rudolf I. und Wenzel von Sachsen errichtet hatten, und fügten der darüber ausgestellten Urkunde das Stadtsiegel (sigillum civitatis nostrae) an (Cod. Anhalt. III, n. 451). Der Rath und die Schöffen der Stadt treten von nun ab häufiger auf. Schon 1332 wurde die Urkunde über eine vom Fürsten Albrecht II. von Anhalt gestiftete Sühne zwischen dem Kloster Memleben und einem Johann von Zabitz nicht blos mit des Fürsten Siegel bekräftigt, sondern auch mit dem der Stadt Köthen (dedimus presentes litteras sigillo nostro una cum sigillo nostrae civitatis Kotene firmiter sigillatas. Cod. Anhalt. III, n. 599). Die Rathmannen übten 1354 ein Aufsichtsrecht über das Vermögen der städtischen Kirchen. Mit ihrem Wissen und Vollbort kauften die „Vormünder" der Kirchen zu St.-Maria und St.-Jakob einen Acker (Cod. Anhalt. IV, n. 71). Das auch sonst wahrzunehmende Streben der deutschen Landstädte, möglichst viele Rechte an sich zu bringen, zeigt Köthen genugsam. Im J. 1396 ließen sich Bürger das dortige Schultheißenamt von den Fürsten Sigismund I. und Albrecht IV. verpfänden (Cod. Anhalt. V, n. 240). Bald nachher erfahren wir, daß sie eine Stadtwillkür errichtet hatten, welche der fürstlichen Gerichtsbarkeit zu nahe trat. Mishelligkeiten zwischen ihnen und dem Fürsten Sigismund II. über die Marktpolizei, über die Grenzen der beiderseitigen Gerichtsbefugniß in der Rathsfreiheit (im Rathskeller), über das Recht, den Wärter an einem vor der Neustadt gelegenen Thore, dem Zangele, einzusetzen und zu verpflichten, sowie über Abgaben bei Heirathen köthenscher Bürger oder Mädchen mit Auswärtigen, und über Abgaben solcher, die aus andern Gerichten und Orten nach Köthen zogen, mußten von einem Schiedsgerichte, welchem neben den Fürsten Bernhard VI. und Georg I. auch die Räthe der Städte Zerbst, Bernburg und Dessau angehörten, beigelegt werden, Donnerstag und Vigilien des Apostels Thomas 1437 (Handschriftliches Privilegienbuch der Stadt Köthen. Urk. II). An weitern Versuchen, seine Gerechtsame auszudehnen, ließ es der Rath nicht fehlen. So scheint ihm die Geldverlegenheit, in welcher Fürst Waldemar VI. sich wiederholt befand, und die ihn nöthigte, die Hülfe der Stadt in Anspruch zu nehmen, eine klug benutzte Handhabe geboten zu haben, um von ihm nicht allein Antheil an gewissen herrschaftlichen Einnahmen pfandweise zu erwerben, wie von dem Marktstättengelde, den Geleitseinkünften, der Garküche, dem Pulverhause, dem Fronzinse, den Innungsabgaben, sondern auch seine Gerichtsbarkeit zu erweitern und von den Auswanderern Abzugssteuer zu erheben, wie sie sonst nur der Herrschaft zustand (a. a. O., Urk. IV—VII und X, aus den Jahren 1484, 1498, 1499 und 1503). Auch der Bau der Befestigungswerke wurde 1498 den Bürgern auf ihr Begehren überlassen, und der Rath hat dann, wie das in den „Mittheil. für Anhalt. Gesch. und Alterthumskunde", Bd. I, S. 736 fg., veröffentlichte städtische Strafregister ausweist, das Strafrecht über Frevel an Stadtthoren, Mauern und Gräben geübt. Dem Streben des Rathes, immer weitergehende Befugnisse an sich zu nehmen, und den daraus entspringenden Streitigkeiten zwischen der Stadt und den herrschaftlichen Gerichten setzte erst Fürst Ludwig 1620 ein Ziel (Beckmann, „Historie des Fürstenth. Anhalt", Bd. 2, S. 491). Schon 1437 und dann 1484 wird einer Willkür gedacht, die auf dem Rathhause aufbewahrt wurde. Die uns erhaltene „Willkür der alten Stadt Cöthen" stammt aus dem J. 1527 und ist vom Fürsten Wolfgang erlassen. In Verbindung mit der „Policey vnd Landes

fange des alten Gaues Serimunt redet, so spricht eine Urkunde vom pagus Serimuntilante (Cod. Anhalt. I, n. 14).

2) Die Münze ist beschrieben in: von Posern, Sachsens Münzen d. M. XLVI, 16. 3) Annales Vetero-Cellenses in: Mencken, Scriptor. rer. Germ. tom. II, p. 406 seq. Statt fanam, wie Mencken hat, und was er für Salam halten möchte, ist fonam d. i. Fuhne zu lesen.

Ordennung des Fürstenthums Anhalt" diente sie lange Zeit als städtisches Gesetzbuch und ist für die Geschichte der deutschen Landstädte von Interesse.[4] Noch heute gilt das eigenthümliche Erbrecht der köthenschen Bürgerfrauen, wie es die „Willkür" festgesetzt hat.

Eine Sonderung der Stadt in Alte und Neue Stadt, wie sie urkundlich zuerst 1397 erscheint (Cod. Anhalt. V, n. 262), bestand bis 1620, wo sie Fürst Ludwig durch ein dem Rath der Alten Stadt ertheiltes Privilegium aufhob (Beckmann, „Historie des Fürstenth. Anhalt", Bd. 1, S. 413). Ein dritter Stadttheil, der Neue Markt, stand bereits 1484 unter dem Rath und war ihm „mit aller Pflicht Geschosses, Dienstes, Gebotes und Verbotes gehorsamlich und unterthäniglich verwandt" (Handschriftl. Privil. Urk. V). Der Rath hatte seinen Sitz in dem 1437 am Markte erbauten Rathhause, das nachträglich manche bauliche Veränderungen erfahren hat und 1708 mit einem neuen Portal ausgestattet wurde.

Die alte Pfarrkirche ist die zu St.-Jakob, die urkundlich zuerst 1330 genannt wird (Cod. Anhalt. V, N. III, n. 584a), und die Kathedrale des magdeburgischen Archidiakonats Köthen war. Der Bau des heutigen Kirchenhauses begann um 1400 und hat etwa 118 Jahre gedauert (W. Beißer, „Die restaurirte Reform. Kathedral-Kirche zu St.-Jakob in Köthen", 1876, S. 24 und 27). Der Thurm stürzte 1599 ein (Beckmann a. a. O., Bd. 1, S. 415) und ist nicht wiederhergestellt worden. In welchem Jahre die Reformation Eingang gefunden habe, läßt sich nicht mit einer bestimmten Jahreszahl angeben. Die „Willkür der Alten Stadt Köthen" vom J. 1527 verordnet schon: „Das göttliche Wort und heilige Evangelium soll von den Pfarrern und Predigern, so oft sie predigen, und welcher Tag jedem gebührt, ohn alle menschliche falsche Tradition den Leuten vorgetragen werden." Eine gleiche Verfügung enthält die Urkunde Fürst Wolfgang's vom J. 1533, und eine andere vom J. 1536 besagt, daß genannter Fürst in Uebereinkunft mit seinen fürstlichen Vettern „geschaffet habe, daß hinfürder alle Woche dreimal ... die Litaney, wie die zu Wittenberg ausgangen, in der Pfarrkirche St.-Jakobi in unserer Alten Stadt Cöthen soll gesungen und gebetet werden" (Handschriftl. Privil. Urk. XV und XVI). Im J. 1596 wurde das reformirte Bekenntniß eingeführt. Die lutherische Kirche zu St.-Agnus ist 1694—1698 gebaut und am 7. Mai 1699 eingeweiht. — Die jüdischen Einwohner besitzen seit 1802 eine eigene Synagoge. Im J. 1827 gründete der zur Römischen Kirche übergetretene Herzog Ferdinand eine katholische Kirche, die 1831 vollendet wurde.

Die erste Nachricht vom Vorhandensein einer Schule in Köthen findet sich in einer Urkunde Fürst Wolfgang's vom J. 1533. Es heißt da: „Fünf Gülden sollen dem Schulmeister zu Cöthen in der Alten Stadt, so jetzo ist oder sonst sein wird zu Unterweisung der Jugend, daß die zum Besten in Zucht, Ehr und Tugend gehalten (werde), auch bemelbete zwo Tagezeiten gegeben (werden) als drittehalben auf Michaelis und drittehalben Gülden auf Ostern" (Handschriftl. Privil. Urk. XV). Heute bestehen in Köthen außer den Kinderbewahranstalten der Heinrichs-Stiftung und außer den beiden Volksschulen und der katholische Schule eine Mittelschule für Knaben, eine Mädchenbürgerschule, eine höhere Töchterschule, das anhaltische Landesseminar, ein Gymnasium und ein Realprogymnasium.

Ein Schloß zu Köthen nennt zuerst der Theilungsvertrag Sigismund's I. und Albrecht's IV. im J. 1396 (Cod. Anhalt. V, n. 253). Das Schloß, in welchem der aus der deutschen Reformationsgeschichte berühmte Fürst Wolfgang am 1. Sept. 1492 geboren war, brannte 1547 theilweise nieder. Erst 50 Jahre später begann der Neubau, welcher 1604 beendet wurde. Ein mehr als locales Interesse knüpft sich an diese Stätte. Hier wohnte der edle Fürst Ludwig (gest. 1650), der Mitbegründer und erste Vorsteher der Fruchtbringenden Gesellschaft. In seinem Streben, geistiges Leben zu fördern, rief er 1619 den bekannten Didacticus Ratichius nach Köthen und gewährte die erforderlichen Mittel zur Durchführung seiner Lehrmethode. Er richtete für Ratichius' Lehrzwecke mit erheblichen Kosten eine Druckerei ein und ließ die auf 6 Sprachen berechneten Lettern theils aus Holland kommen, theils selber gießen. Häuser wurden für den gemeinsamen Aufenthalt und die gemeinsame Speisung von 231 Knaben und 202 Mädchen hergerichtet. Die Lehrer wurden aus Basel, Jena und Wittenberg berufen. Allein schon nach kurzer Zeit stellte sich heraus, daß Ratichius „ein Mehreres gelobet und versprochen, als er verstanden und ins Werk richten können", wie dieser selbst in seinem Revers vom 11. Juni 1620 bekennen mußte (Beckmann, „Access. histor." p. 557 seq., S. Bertram und Krause, „Gesch. des Hauses und Fürstenthums Anhalt", Bd. 2, 1782, S. 743 fg.). Ein späterer Bewohner des Schlosses, Fürst Leopold von Köthen (gest. 1728), gleichfalls ein kenntnißreicher und kunstliebender Herr, berief 1717 Johann Sebastian Bach als fürstlichen Kapellmeister (director musices) an seinen Hof, in welcher Stellung derselbe bis 1723 verblieb und eine Anzahl hervorragender Werke auf dem Gebiete der Kammermusik schrieb, unter anderm auch den ersten Theil des „Wohltemperirten Klaviers". Dem Fürsten Leopold wird die Begründung der im Schlosse aufgestellten herzoglichen Bibliothek zugeschrieben (Stengel, „Handbuch der Anhaltischen Geschichte" 1820, S. 27 fg.), welche werthvolle ältere Werke, seltene Drucke und einige Handschriften, sowie den Erzschrein der Fruchtbringenden Gesellschaft besitzt.

Die Stadt Köthen hat nach dem Aussterben ihrer Fürstenlinie (1847) trotz der für sie dadurch bedingten materiellen Einbußen infolge ihrer günstigen Lage inmitten einer äußerst fruchtbaren Gegend und an dem Knotenpunkte mehrerer wichtiger Eisenbahnlinien einen sehr regen wirthschaftlichen Aufschwung genommen. In ihrem nächsten Umkreise befinden sich 10 Braunkohlengruben, auch arbeiten etwa 16 Zuckerfabriken, davon 2 bedeutende, in dem Stadtbezirke selbst, die zusammen jährlich über 3 Mill.

4) Sie ist abgedruckt in den „Mittheilungen für Anhalt. Geschichte und Alterth.", Bd. I, Heft 2.

Centner Zuckerrüben verbrauchen und zum Theil Raffinerie im größten Maßstabe betreiben. Ebenso stehen die Landwirthschaft und die landwirthschaftlich-technischen Gewerbe, wie Spiritusbrennerei u. dgl., auf einer Stufe hoher Blüte. Alle diese Umstände haben zu einer raschen Hebung der Einwohnerzahl und des Wohlstandes beigetragen. Köthen, das noch in den ersten Jahrzehnten unsers Jahrhunderts wenig über 6000 Einwohner besaß, hatte bei der Volkszählung im J. 1861: 10,539 Seelen, im J. 1864: 11,985, im J. 1875: 14,418 und bei der Volkszählung vom 1. Dec. 1880: 1476 Wohnhäuser, 3869 Haushaltungen und 16,155 Einwohner, was gegen 1875, also für fünf Jahre, eine Zunahme von 12,05 Proc. ergibt. *(E. Blume.)*

Kothurn, s. Cothurnus.

KOTLJAREVSKIJ (Alexander Alexandrovič), bekannter Forscher auf dem Gebiete der slawischen Geschichte und Alterthümer, ist geboren 1837 in Krjukov, einer Vorstadt von Krementschug. Seine Gymnasialbildung erhielt er in Poltawa, studirte dann an der historisch-philologischen Facultät der Universität Moskau Slawistik, namentlich unter Bodjanski und Buslajev, der ihm auch die in Grimm'scher Weise umfassende Richtung auf das gesammte slawische und speciell russische Alterthum gab. Nach Beendigung des Studiums wurde er 1857 Lehrer am Alexandrow'schen Cadetteninstitute, gerieth indeß in Verdacht wegen Verbindung mit einem heimlich zurückgekehrten Emigranten und wurde, nach St.-Petersburg geführt, dort 6 Monate gefangen gehalten, dann zwar freigelassen, verlor aber das Recht auf Anstellung im Staatsdienste. In St.-Petersburg verweilend, trat er mit Sresnevskij, dem Hauptvertreter der slawistischen Studien in Rußland, in Verbindung und bestand 1863 in St.-Petersburg auch das Candidatenexamen. Im J. 1864 ernannte ihn die Archäologische Gesellschaft in Moskau zum Mitglied und stellte ihn in der Redactionscommission für ihre Publicationen an. Für diese war Kotljarevskij dann sehr thätig. Im J. 1867 wurde das Verbot des Eintritts in den Staatsdienst aufgehoben und Kotljarevskij ward zum außerordentlichen Professor der Slawistik an der Universität Dorpat ernannt, welche Stelle er bis 1875 bekleidete. In diesem Jahre ward er Professor in Kiew. Sowol hier wie in Dorpat war seine Thätigkeit oft durch Kränklichkeit unterbrochen, die er durch Reisen im Süden zu heilen suchte. Bei einem solchen Aufenthalte in Italien starb er 1881 in Pisa. — Kotljarevskij's Hauptwerke sind: „О погребальныхъ обычаяхъ языческихъ Славянъ" (Moskau 1868; Ueber die Begräbnißgebräuche der heidnischen Slawen); „Матерьялы для Славянской исторіи и древности. I. Сказаніе объ Оттонѣ Бамбергскомъ" (Prag 1874; Materialien zur slaw. Geschichte und Alterthumskunde); „Славянскіе древности. Древности юридическаго быта балтійскихъ Славянъ" (Prag 1874; Slawische Alterthümer. Alterthümer des Rechtslebens der baltischen Slawen); „Древняя руская письменность" (Woronesh 1881; Das altrussische Schriftthum). Ausführlichere Biographie im „Rad" der Südslaw. Akademie, Bd. 60 (1882). *(R.)*

Kotopaxi, s. Cotopaxi.

KOTTBUS oder COTTBUS ist eine preußische Kreisstadt in der Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Frankfurt, Kreis Kottbus, in 51° 45′ nördl. Br. und 32° östl. L., an der Spree, 115 Kilom. von Berlin. Von den (1880) 25,584 Einwohnern sind 11,582 männlichen und 11,023 weiblichen Geschlechts; diese führen in 1397 Häusern (5 haben andere Bestimmung) 5558 Haushaltungen. Zur Stadt gehören 2050 Hekt. Land, wovon 842 Hekt. Acker und 597 Hekt. Holz. Die Stadt hat Bahnhof, Post- und Telegraphenamt, 2 Banken, Kreis- und Schwurgericht, Handelskammer, Haupt-Steueramt, 3 evang. und 1 kathol. Kirche, seit 1820 ein Gymnasium, Waisenhaus, Hospitäler und ein alterthümliches königliches Schloß. Der Ort ist sehr gewerbfleißig und betreibt namentlich Streichgarn-Maschinenspinnerei und bedeutende Tuchfabrikation mit 400 Maschinenstühlen, welche jährlich 110,000 Stück Tuch aus 44,000 Centn. Wolle herstellen, Baumwoll- und Leinweberei auf 15 Stühlen, sodaß im ganzen 41 Dampfmaschinen von 877 Pferdekraft thätig sind. Auch Wollmärkte finden statt. Es bestehen mehrere Maschinenfabriken, Tabacks-, Seifen- und Lederfabrikation, Bierbrauerei, Destillation und Gaserzeugung. Der Handel ist lebhaft; auch große Versendung von Karpfen aus dem Schwielungsee findet statt, wohin eine Pferdebahn gebaut ist. — Kottbus ist einer der ältesten größern Wohnplätze der Markgrafschaft Niederlausitz und soll von Heinrich I. im J. 980 gegründet sein 1445 wurde es durch den böhmischen Landvogt Reinhard von Kottbus an Friedrich II. von Brandenburg verkauft, der dann dem Reinhard die ebenfalls angekaufte Herrschaft Peitz auf Lebenszeit verlieh. Im J. 1448 huldigte die Lausitz dem Kurfürsten. Schon im 12. Jahrh. sollen ihre Bewohner den Ehrentitel: „Bürger deutscher Nation" erhalten haben. Im 14. Jahrh. schon war Kottbus Sitz eines Burggrafen. — Mit eingeschlossen bei Kottbus sind: 2 Dörfer und 1 Rittergut Brunschwig und Dorf Ostrow; ferner eine große Wassermühle mit Wollspinnerei, die Tuchwalke Kutzeburger-Mühle, die Spinnerei Markgrafen-Mühle und die Papier- und Tuchfabrik Papiermühle.

Der Kreis Kottbus, 15,47 geogr. □Meilen oder 852,35 □Kilom., mit (1880) 74,418 Bewohnern, von denen 36,306 männlichen und 38,112 weiblichen Geschlechts sind, in 2 Städten, 94 Landgemeinden und 56 Gutsbezirken, in 8401 Häusern (26 haben andere Bestimmung) mit 15,541 Haushaltungen. Der Kreis, altbrandenburgisches Gebiet, liegt zu beiden Seiten der Spree, die bald nördlich davon in den Spreewald tritt. Das Land, welches Böhmen 1429 verpfändet hatte, kam gegen Rückgabe des Pfandschillings wieder an Böhmen, dann im J. 1462 im Frieden zu Guben als böhmisches Lehen an Brandenburg, und blieb in diesem Verhältnisse, bis 1742 Maria Theresia der Lehnsherrlichkeit entsagte; es war nur 1807—1813 von Preußen abgetrennt. Durch den Kreis führen die Berlin-Görlitzer-Bahn, die Halle-Sorau-Gubener-Bahn und die Kottbus-Großenhainer-Bahn. Der Boden ist meist (zu 2/3) sandig und eben,

nur im Süden beweisen die 112 Meter hohen Thalränder der Spree, daß der Fluß einen Höhenrücken durchschneidet; gegen 6 geogr. Meilen weit durchströmt er den Kreis. Bedeutende, an Karpfen reiche Teiche finden sich bei Peitz, Bärenbrück, Lakoma, Glinzig, Kathlow, Sergen, Groß-Döbbern und im Tauerschen Forste. Die Uferstrecken stehen oft unter Wasser an der Spree wie an der Malxe; diese niedrigen und die von Teichen umgebenen Strecken, wie die Stadt Peitz, haben viel von Wechselfiebern zu leiden. Die in die Spree mündende Malxe ist der Abfluß solcher Teich- und Bruch-Region. Seitenarme der Spree sind der Peitzer Hammerstrom und der Graben Prior-Fleiß. Fast sämmtliche Bäche des Kreises sind von Lagern von Rasenwiesenstein, auf Thon liegend, begleitet, welche zuweilen bis 0,25 Meter Mächtigkeit haben; die Lehm- und Ziegelthonschichten haben bis 5 Meter Mächtigkeit. Tertiärer Formsand und Braunkohlen sind ebenfalls vorhanden. Von der Fläche des Kreises sind 35,4 Proc. Ackerland, 16,1 Proc. Wiesen, 37,1 Proc. Holzungen, 3,3 Proc. Weiden, 1,7 Proc. Hof, Garten und Wasser. *(G. A. von Klöden.)*

KOTYLEDONEN (oder Keimblätter, auch Samenblätter oder weniger passend Samenlappen genannt) heißen die ersten bei der Keimung hervortretenden Blätter, welche im Keimlinge schon angelegt, dem Stengelchen angewachsen, und da sie der jungen sich entwickelnden Pflanze fortwährend Nahrung zuführen, auch mit Nährstoffen versehen sind. Nach dem Fehlen oder Vorhandensein und der Zahl dieser Keimblätter brachte A. L. de Jussieu sämmtliche Pflanzen in drei Abtheilungen, in die Akotyledonen, Monokotyledonen und Dikotyledonen. Bei den ersten fehlt der Keimling (Embryo), also selbstverständlich auch die Keimblätter, Linné nannte diese Ordnung Kryptogamen, bei den Monokotyledonen ist ein scheidenartiges Keimblatt vorhanden, während sich bei den Dikotyledonen in der Regel zwei gegenüberstehende Keimblätter finden. Bei den Monokotyledonen bleiben die Keimblätter meist unter der Oberfläche des Bodens in der Samenschale eingeschlossen, nur bei wenigen dahin gehörigen Pflanzen kommen die Keimblätter über die Erde, z. B. bei Paris quadrifolia, wogegen sich die Dikotyledonen durch eine oberirdische Keimung (germinatio epigaea) unterscheiden, nur ausnahmsweise findet sich auch hier eine unterirdische Keimung (germinatio hypogaea). Es ist dies bei sehr dicken, fleischigen Keimblättern der Fall, wie dies z. B. von den Eichen, Edel- und Roßkastanien (Aesculus), Haseln und von der ganzen Gruppe der wickenartigen Pflanzen (Vicieen) bekannt ist. Bei manchen Nadelhölzern, insbesondere denen aus der Tribus der Abietineen kommen mehrere Keimblätter vor, weshalb man sie als Polykotyledonen bezeichnet. Im Gegensatze hierzu keimen einzelne Dikotyledonen nur mit Einem Keimblatte, besonders solche, welche mit einem knollenartigen Wurzelstocke versehen sind, z. B. die knollentragenden Corydalisarten, Ranunculus Ficaria, Carum Bulbocastanum u. a. Kommen die Keimblätter über die Erde, so nehmen sie eine grüne Farbe an und verhalten sich überhaupt wie Laubblätter. Außer der Zahl und der Stellung sind die Keimblätter nach Lage, Größe, Form und Consistenz sehr verschieden, und in der beschreibenden Botanik hat man deshalb eine große Anzahl von Kunstausdrücken für diese Verhältnisse in Anwendung gebracht, deren Aufzählung aber hier zu weit führen würde. *(A. Garcke.)*

KOTYLEDONEN bezeichnen in der Anatomie die zahlreichen Lappen, aus denen der Kindestheil des Mutterkuchens (Placenta) gebildet ist. Dieselben werden an ihrer dem Uterus zugekehrten Fläche von dem Uterintheile des Mutterkuchens überzogen und so zusammengehalten. In jeden solchen Lappen geht ein großer Ast der Nabelarterie und Nabelvene und theilt sich in viele Zweige. *(Alfr. Krug.)*

KOTZEBUE (August Friedrich Ferdinand von), einer der fruchtbarsten und gewandtesten, aber auch oberflächlichsten und charakterlosesten deutschen Schriftsteller, dessen dramatische Production Jahrzehnte hindurch das deutsche Theater beherrschte, während einzelne seiner Stücke Weltruhm genossen, ward am 3. Mai 1761 zu Weimar geboren. Der Parteien Gunst und Haß hat Kotzebue's Bild vielfach in grelle Beleuchtung gestellt; die unparteiische Betrachtung wird sich nicht enthalten können, einer Schilderung Kotzebue's als Motto den Ausspruch Chamisso's voranzustellen: „Gesinnung und Charakter sind die Wurzeln der Poesie; ohne sie ist der Dichter nur ein Mann von Talent, wie es deren andere gibt." Hiermit ist aber auch bereits die Verurtheilung von Kotzebue's Streben und Wirken ausgesprochen. Sein Vater, der herzoglich weimarische Legationsrath Kotzebue, starb bereits einige Monate nach der Geburt des Knaben, dessen Erziehung nun der Mutter und den von ihr nicht glücklich gewählten Hofmeistern anheimfiel. Die Mutter, welche den Sohn überleben sollte, hatte den größten Einfluß auf seine Entwickelung. Er hing stets mit inniger Zärtlichkeit ihr an. „Sie besaß", so rühmt Kotzebue selbst, „Geschmack, Belesenheit, zartes Gefühl und einen reichen Schatz von duldender Mutterliebe"; am Abend pflegte sie den Kindern vorzulesen; „sie flößte mir den Geschmack am Lesen fast mit der Muttermilch ein und lehrte den Knaben fühlen." Mit Karoline Wolf, der Gattin des Kapellmeisters, gehörte sie zu den Goethe näherstehenden Frauen. Im zwanzigsten Buche von „Dichtung und Wahrheit" gedenkt Goethe ihrer und der liebenswürdigen Tochter Amalia, später verehelichten Gildemeister in Lübeck. Der „schöne muntere Knabe" dagegen trieb sich viel in Goethe's Nähe umher; „er stellte in meinem Garten Sprenkel und ergötzte mich sehr oft durch seine freie Thätigkeit." Und ein frühreif entwickelter, talentvoller Knabe war es. Don Quixote, Robinson Crusoe, die Insel Felsenburg bildeten seine erste Lektüre; mit sechs Jahren versuchte er bereits nach Vorbildern, die er den Dichtungen Hagedorn's und Uz' entnahm, Verse zu machen; mit sieben Jahren konnte er schon verliebte Klagen reimen. Die „Religionsschwärmerei" dauerte nur kurze Zeit, dann fing der Knabe an, „ein Zweifler zu werden". Ein bestimmtes Verhältniß zur Religion hat Kotzebue später nie wieder

erlangt; er spricht in ganz äußerlicher, conventioneller Weise von der Religion, polemisirt nach dem Recept der Aufklärungspartei gegen Intoleranz und Priester und übersetzt mit sichtlichem Behagen „Diderot's Gespräch mit Madame D.", in dem der große französische Denker in trefflicher Weise seinen Atheismus vertheidigt hatte. Dagegen bildete sich schon in den Kinderjahren diejenige Richtung in Kotzebue heraus, welche dann sein ganzes Leben beherrschen sollte. Nachdem Weimar zehn Jahre lang ohne Theater gewesen war, eröffnete am 25. Sept. 1768 die Gesellschaft Koch's einen neuen Abschnitt in der Geschichte des weimarischen Theaters (E. Pasqué, „Goethe's Theaterleitung in Weimar", 2 Bde. Leipzig 1863). Als der Knabe Kotzebue, der spätere Beherrscher der deutschen Bühne, zum ersten mal einer Vorstellung beiwohnte, sah er Klopstock's Trauerspiel „Der Tod Adam's". Von dieser Stunde an verließ ihn die Leidenschaft für das Theater sein ganzes Leben hindurch nicht wieder. Im J. 1771 kam mit der Seyler'schen Gesellschaft auch der große Mime Konrad Eckhof nach Weimar. Jener Epoche, erklärte Kotzebue 1796, verdanke er den größten Theil seiner Bildung; Aeltern und Erzieher sollten, „wenn sie das Glück genießen, eine gute gesittete Bühne in ihren Mauern zu besitzen, ihre Kinder und Zöglinge so oft als möglich in diese Schule führen". Er selbst begnügte sich nicht, mit und ohne Erlaubniß so oft als möglich ins Theater zu gelangen, er verfertigte sich und seinen Freunden alsbald Puppentheater, spielte mit seinen Kameraden die gesehenen Stücke nach und begann Schauspiele zu dichten. Ein Lustspiel „Das Milchmädchen und die beiden Jäger" hatte er bereits vor Eckhof's Ankunft geschrieben; als Secundaner verfaßte er ein Trauerspiel „Catilina", das er Eckhof einreichen wollte. Der Schloßbrand machte der ganzen Herrlichkeit ein Ende. Zweifellos durfte „der heitere Knabe" später auch mancher Aufführung des herzoglichen Liebhabertheaters beiwohnen, denn bei der ersten Darstellung von Goethe's „Geschwistern" (21. Nov. 1776), in denen Amalia Kotzebue die Rolle der Marianne übernommen hatte, war es ihm selbst vergönnt, zum ersten mal auf einer wirklichen Bühne seiner Leidenschaft zu fröhnen; ihm war die kleine Rolle des Postillons (Briefträgers) anvertraut worden. Die früh erwachte Eitelkeit des talentvollen Knaben verstanden weder die Mutter noch ihr Schwager, der Märchendichter Musäus, zu dämpfen, welcher als Professor am weimarischen Gymnasium den Unterricht seines Neffen leitete. Von allen Unterrichtsgegenständen hat dem künftigen Lustspieldichter nur Terenz ein Interesse erweckt. Die Tiefe des Goethe'schen und die Seichtigkeit von Kotzebue's Bildungsstreben treten überall charakteristisch einander gegenüber. Der Knabe Goethe ließ seinem Vater keine Ruhe, bis seinem Unterrichtsplane auch das ursprünglich ausgeschlossene Hebräisch eingefügt wurde; Kotzebue klagte noch als Mann, daß er auf dem Gymnasium so viele Nichtswürdigkeiten, wie z. B. das Studium des Hebräischen habe treiben müssen. Für Goethe's Werther schwärmte er; Musäus und Wieland ahmte er nach. „Es konnte wol nicht fehlen, daß in dem frühen Umgange mit Männern wie Goethe, Klinger, Musäus meine geringen Talente den Grad der Ausbildung erhalten mußten, dessen sie fähig waren." Noch nicht volle sechzehn Jahre alt bezog er die Hochschule zu Jena; das geplante Rechtsstudium trat vorderhand noch philologischen Vorlesungen gegenüber zurück. Nun erlebte Kotzebue die Freude zum ersten mal, ein eigenes poetisches Werk gedruckt zu sehen, ein Trauergedicht auf einen in Jena ertrunkenen Studenten. Im J. 1778 heirathete seine Schwester nach Duisburg und er folgte ihr auf die kleine rheinische Universität. Wie zuerst in Jena, so blieb es auch in Duisburg seine Hauptsorge, sofort ein Liebhabertheater zu Stande zu bringen. Als er 1779 nach Jena zurückgekehrt war, stiftete er unter den Studenten einen eigenen poetischen Club. Wieland aber hatte die Gutmüthigkeit, 1780 im Octoberhefte des „Teutschen Merkur" ein herzlich unbedeutendes längeres Gedicht des jungen stud. jur., „Ralph und Guido", zum Abdruck zu bringen. Das Machwerk erschien zwar ohne Namensnennung, doch aber war Kotzebue hiermit in die deutsche Schriftstellerwelt eingeführt. Noch 1779 hatte die Deutsche Gesellschaft in Jena den vom Glück Verwöhnten zum Mitglied ernannt. Das jenaische Liebhabertheater brachte zuerst Kotzebue'sche Stücke zur Aufführung: dem Trauerspiel „Charlotte Frank" folgte ein die jenaer Gesellschaft verspottendes Lustspiel „Die Weiber nach der Mode". Es war das erste Beispiel von Kotzebue's später unzähligemal wiederkehrender Vorliebe für das Pasquillenhafte. Eine Ballade auf die weimarer Damen scheint mit dazu beigetragen zu haben, daß er die nach vollendeten Studien in Weimar erlangte Advocatenstelle nicht lange innehatte. Dem Rathe des seinem Vater befreundeten Grafen Ferdinand von Görz (damals preußischer Geschäftsträger am russischen Hofe) folgend, ging er im Herbst 1781 nach Petersburg. Ein Roman, den er an Weigand nach Leipzig und ein Drama „Der Ring", das er an Schröder gesandt hatte, wurde von den Adressaten nicht beachtet. Nichtsdestoweniger konnte er bei seiner Abreise aus Deutschland bereits auf eine Reihe von Publicationen verweisen, die alle im J. 1781 erschienen waren. Vom Buchhändler Wittekind in Eisenach aufgefordert, gab er für dessen belletristisches Sammelwerk den bedenklichen Namen „Ganymed für die Lesewelt", schrieb die Vorrede und die Erzählung „Ich, eine Geschichte in Fragmenten". Im gleichen Verlag gab er ein Epos in neun Gesängen und drei Balladen heraus unter dem Titel „Er und Sie. Vier romantische Gedichte". Mit seinem Namen versehen erschienen zu Leipzig „Erzählungen", welche zuerst die Aufmerksamkeit der Kritik auf Kotzebue lenkten („Allgem. deutsche Bibliothek", Bd. 53, St. 2.). Doch wie ein Jahr vorher der ihm sonst so ungleiche Klinger wollte auch Kotzebue mit dem Verlassen des deutschen Bodens den Musen entsagen. Allein der Generalingenieur von Bawr, dessen Secretär Kotzebue in Petersburg wurde, hatte auch die Oberleitung des deutschen Theaters. Diese Versuchung war für den leidenschaftlichen Liebhaber des Theaters zu

mächtig; er unterstützte Bawr und übernahm während dessen Krankheit die Direction des deutschen Theaters; „ich lebte wieder in meinem Elemente". Das Trauerspiel „Demetrius, Zar von Moskau" und das Lustspiel „Die Nonne und das Kammermädchen" wurden für diese Bühne geschrieben und auf ihr auch aufgeführt. Im J. 1783 begründete er eine Zeitschrift „Bibliothek der Journale", welche dem russischen Publikum Auszüge aus verschiedenen deutschen Zeitungen bringen sollte. Unter dem Titel „St.-Petersburgische Bibliothek der Journale" wurde das Unternehmen auch nach Kotzebue's Rücktritt eine Reihe von Jahren fortgeführt, während die von ihm in Reval 1786 gegründete Monatsschrift für Esth- und Livland „Für Geist und Herz" keinen zweiten Jahrgang erlebte. Den Versuch, als Fabeldichter aufzutreten, gab er selbst auf, nachdem die ersten Bogen bereits gedruckt waren.

Vom General von Bawr in seinem Testament der Kaiserin empfohlen, erhielt Kotzebue nach dessen Tode 1783 alsbald die Stelle eines Assessors und Titularrathes am Oberappellationstribunal in Reval, nachdem er nur ganz kurze Zeit Hofmeister im Hause des Barons von Rosen gewesen war. Schon 1785 wurde er Präsident des Gouvernementsmagistrats der Provinz Esthland mit dem Rang eines Oberstlieutenants und bekleidete diese Stelle zehn Jahre lang. Da mit ihr der persönliche Adel verknüpft war, so schrieb er sich von nun an A. von Kotzebue. Eine seiner ersten Sorgen in Reval bildete die Gründung eines Liebhabertheaters, denn ohne Theater konnte er nun einmal nicht leben. Das Theater wurde mit der Aufführung eines Kotzebue'schen Lustspiels „Jeder Narr hat seine Kappe" eröffnet. In Reval wurden gegen diese Bühne manche Bedenken vorgebracht und gegen Kotzebue selbst ward manche Nachrede ob des Treibens hinter den Coulissen laut. (Masson, „Brief eines Franzosen an einen Deutschen", Basel und Koblenz 1802. — J. Petri, „Ueber den neuesten Zustand der Literatur, Gelehrsamkeit, Künste u. s. f. in Livland und Esthland", 1801 im „Allg. literarischen Anzeiger".) Er selbst nannte sich noch 1788 in einem Briefe an Bertuch bescheiden „einen am Fuße des deutschen Parnassus Umherirrenden" und nahm dankbar Bertuch's Vorschlag an, sich als Mitarbeiter für das „Journal des Luxus und der Moden" thätig zu erweisen. Jedoch bereits 1785 waren in Petersburg „Die Leiden der Ortenbergischen Familie" erschienen, welcher Roman zuerst Kotzebue's Namen in weiteren Kreisen berühmt machte. Im J. 1787 und 1792 kamen in Leipzig neue Auflagen heraus. In deutschen Journalen wurde der Roman lobend besprochen und noch 1803 von C. F. W. Barnickel zu einem schlechten Trauerspiele verarbeitet. Im J. 1787 trat Kotzebue mit dem Buchhändler Kummer in Leipzig in Verbindung, der dann seine meisten Schriften verlegte. Zwischen 1787 und 1791, dann wieder 1792—94 gab er die vier Bände „Kleiner Schriften" heraus. Außer Romanen und historischen Novellen enthielten sie auch die ersten dramatischen Arbeiten, die von Kotzebue gedruckt wurden und denen er selbst einigen Werth beilegt: das Trauerspiel „Adelheid von Wulfingen. Ein Denkmal der Barbarei des 13. Jahrh." und „Der Eremit auf Formentera. Ein Schauspiel mit Gesang". Der vierte Band enthielt Kotzebue's erste autobiographische Arbeit „Meine Flucht nach Paris im Wintermonate 1790, für bekannte und unbekannte Freunde geschrieben" (neu herausgegeben von P. Cassel als 6. u. 7. Bd. der „Bibliothek deutscher Curiosa" 1883). Zimmermann erklärte diese Schrift, welche, wie der größte Theil des Inhalts der „Kleinen Schriften" zuerst einzeln erschienen war, „als das allermerkwürdigste psychologische Buch", das ihm je zu Gesicht gekommen sei. Jeder unparteiische Leser wird aber aus diesem Buche ein höchst ungünstiges Urtheil über Kotzebue gewinnen müssen. Maßlose Eitelkeit, Affectation und ein Behagen am Unsittlichen, das mit einem großen Aufwande von sittlicher Entrüstung in lebhaften Farben geschildert wird, charakterisiren diese „Flucht nach Paris". Kotzebue war bereits 1785 zum Besuch in Deutschland gewesen; nachdem er im Herbst 1787 eine schwere Krankheit durchgemacht hatte, ging er 1790 zum Badgebrauch nach Pyrmont; dort starb ihm im Wochenbette seine Gattin Friederike, Tochter des russischen Generals von Essen, „die sanfteste ihres Geschlechtes", wie die Unterschrift ihres Bildes im 4. Bde. der „Kleinen Schriften" rühmt. Um sich zu zerstreuen, eilte Kotzebue nach ihrem Tode nach Paris, wo ihn besonders das Theater fesselte. Wie schon früher in Petersburg zog ihn auch in Paris vor allem das italienische Lustspiel an, „weil man sich da immer recht satt lachen konnte und lachen mußte, was auch die Vernunft dagegen einwenden möchte". Mit diesen Worten gab er die Regel an, nach der er bei den eigenen Arbeiten sich richtete, und kein Zweifel, er hat in Paris viel für seine eigenen Arbeiten gelernt. Fast ein halbes Jahr war er in Paris geblieben, dann hielt er sich eine Zeit lang in Mainz auf, bis die Folgen seiner eigenen Schuld ihm eine schleunige Rückkehr nach Rußland wünschenswerth erscheinen ließen. Infolge seiner schwächlichen Gesundheit war Kotzebue in eine anhaltende melancholische Stimmung gerathen und verdankte der Behandlung Joh. G. Zimmermann's die Linderung seiner Schmerzen. Zimmermann selbst lebte mit den meisten deutschen Schriftstellern in Fehde. Parteilichkeit für Zimmermann und die angeborene Lust zum Pasquill wirkten bei Kotzebue zusammen, daß er 1790 während seines Aufenthaltes zu Pyrmont das gemeine Pamphlet drucken ließ „Doctor Bahrdt mit der eisernen Stirn oder die deutsche Union gegen Zimmermann. Ein Schauspiel in vier Aufzügen von Freiherrn von Knigge". Eine französische Satire „Le moyen de parvenir" soll das Vorbild abgegeben haben. In Deutschland steht unter allen literarischen Streitschriften Kotzebue's Pamphlet wol unvergleichlich da; der witzige Komödienschreiber ist hier vom Momus völlig verlassen, nur die nackte, widrigste Gemeinheit herrscht. Die verdientesten Ehrenmänner, wie Lichtenberg, Biester, Kästner, Campe, Nicolai u. a., werden mit Schmuz beworfen. Und dazu noch die Infamie, einen andern als Autor dieses Libells hinzustellen. Kotzebue mußte es sich später

gefallen lassen, von Knigge als „infamer Mensch und Schurke" gebrandmarkt zu werden. Zimmermann selbst gerieth in Verdacht und verurtheilte das Pamphlet (E. Bodemann „Joh. G. Zimmermann", Hannover 1878). Auf Kotzebue fiel sofort Verdacht, er hatte aber die Stirn, zu wiederholten malen öffentliche Erklärungen über seine Unschuld abzugeben. Die Aufregung in Deutschland legte sich aber nicht, die gerichtliche Untersuchung wurde immer drohender. Da ging Kotzebue nach Rußland zurück und erwirkte sich von der Kaiserin einen Schutzbrief, um wegen dieser Sache in Rußland unbehelligt zu bleiben. Als aber der Unwille gegen Kotzebue in Deutschland sich nicht legen wollte („Ueber und an Herrn A. von Kotzebue", Hannover und Reval 1792) und stets neue Schriften über diese Angelegenheit erschienen, änderte er plötzlich seine Taktik und bat 1794 öffentlich für seinen unbedachten jugendlichen Leichtsinn um Verzeihung: „An das Publikum von August von Kotzebue. Dieses Blatt wird in allen Buchhandlungen Deutschlands gratis ausgegeben" (neu abgedruckt in dem Werke von W. von Kotzebue „August von Kotzebue. Urtheile der Zeitgenossen und der Gegenwart zusammengestellt", Dresden 1881). Kotzebue gewann später eine große Partei für sich; von dem ehrenwerthen Theile der Schriftstellerwelt blieb er jedoch von da an geächtet; die besseren Journale, welche seine ersten Arbeiten wohlwollend besprochen hatten, wußten seitdem, was sie von der Sittlichkeit dieses Mannes zu halten berechtigt waren.

Kotzebue's unentschuldbares Benehmen mußte um so strenger beurtheilt werden, als er 1790 bereits eine europäische Berühmtheit erlangt hatte. Von den 211 dramatischen Werken, die Kotzebue drucken ließ, hat keins größeres und allgemeineres Aufsehen erregt als das 1787 geschriebene, 1789 in Berlin gedruckte Schauspiel „Menschenhaß und Reue". Kotzebue selbst hat 1818 das Stück umgearbeitet; Soden, Ziegler und andere haben Fortsetzungen dazu geschrieben. Uebersetzungen des Schauspiels sind in französischer, englischer, italienischer, spanischer, holländischer und neugriechischer Sprache veranstaltet worden, wie es von andern Stücken Kotzebue's auch dänische, polnische und russische Uebersetzungen gibt. Im J. 1788 entstand das Schauspiel mit Gesang „Die väterliche Erwartung"; 1789 das berühmte Schauspiel „Die Sonnenjungfrau" (gedruckt 1791); „Das Kind der Liebe" (1791); „Bruder Moritz der Sonderling" (1791). Ebenfalls noch vor der pariser Reise waren 1789 das Lustspiel „Die Indianer in England" (1790) und der lüsterne Roman „Die gefährliche Wette" (1790) geschrieben worden. Als Erwiderung auf die Vorwürfe der Kritik erschien 1792 das einactige Trauerspiel „Die edle Lüge. Fortsetzung von Menschenhaß und Reue". Während des Aufenthaltes in Mainz entstand das Schauspiel „Der Papagei" (1792), das politische Lustspiel „Der weibliche Jacobinerclub" (1791), der Operntext „Der Spiegelritter" und „Sultan Wampum oder die Wünsche. Ein orientalisches Scherzspiel mit Gesang" (1794), wie Kotzebue klagt „das einzige unter allen meinen Stücken, welches dem Publikum misfallen hat". Als sein Verwandter und Lehrer Musäus starb (1787), fiel es Kotzebue zu, bei der Herausgabe der „Nachgelassenen Schriften" (1791) die Biographie des älteren Freundes zu schreiben. Im gleichen Jahre betrat er mit der Uebersetzung „Ludwig XIV. vor dem Richterstuhle der Nachwelt" (Straßburg) das politische Gebiet. Der Uebersetzung aus dem Französischen schlossen sich 1792 und 1793 zwei poetische Uebersetzungen aus dem Russischen an. Schon 1787 hatte er in Nachahmung Zimmermann's an einem umfassenden Werke „Ueber Ehre und Schande, Ruhm und Nachruhm aller Völker aller Jahrhunderte" gearbeitet. Da er durch manche Aeußerungen in den Verdacht jakobinischer Gesinnungen gerathen war, so veröffentlichte er nun 1792 auf den Rath einiger Gönner und den Wunsch der Kaiserin hin aus jenem liegengebliebenen Werke ein Bruchstück „Vom Adel". Hier trat er zum ersten male als Schildträger und Lohnschreiber eines reactionären Conservativismus auf, ganz im Gegensatze zu seiner bisherigen Richtung. Dieselben bei seinen hohen Gönnern beliebten parteiischen Anschauungen zeigte er dann in der „Unparteiischen Untersuchung über die Folgen der Französischen Revolution auf das übrige Europa" (Thorn 1794). Für Katharina hatte er auch einen Plan über die Gestaltung der Universität Dorpat ausgearbeitet.

Im J. 1795 nöthigten Gesundheitsrücksichten Kotzebue, um seine Entlassung einzukommen, die ihm unter Verleihung eines höheren Ranges gewährt wurde. Er zog sich nun auf seinen selbsterbauten Landsitz Friedenthal bei Narva zurück und verlebte dort an der Seite seiner zweiten Gemahlin, der von ihm oft besungenen Christel, zwei äußerlich ruhige, aber arbeitsvolle Jahre. Außer einer Reihe kleinerer Dramen entstanden in dieser ländlichen Zurückgezogenheit das romantische Trauerspiel „Die Spanier in Peru oder Rolla's Tod" (1796), eine Fortsetzung der „Sonnenjungfrau", die in England unter dem Titel „Pizarro" Repertoirestück ward; das historisch-dramatische Gemälde „Die Negersklaven" (1796), die Schauspiele „Der Verleumder" und „Graf Benjowsky oder die Verschwörung auf Kamtschatka", welch letzteres dem Verfasser beinahe Unannehmlichkeiten von seiten des russischen Hofes zugezogen hätte. Auch die erst später (1798) veröffentlichten Dramen „Der Graf von Burgund", „Falsche Scham", „La Peyrouse", welches das Thema der Bigamie behandelt, „Der Wildfang" und „Das Kind der Liebe" sind in Friedenthal entstanden. Das mannichfache Arbeiten enthaltende sechsbändige Sammelwerk „Die jüngsten Kinder meiner Laune" hatte bereits 1793 zu erscheinen begonnen und wurde 1797 vollendet. Die umfangreiche darin enthaltene Erzählung „Geprüfte Liebe" ist in gleicher Weise durch Albernheit und Unsittlichkeit ausgezeichnet, das Fragment „Der lange Hans", eine unwürdige Verspottung der Französischen Revolution, ist wenigstens nicht ohne Humor, doch riethen selbst Kotzebue's Freunde dazu, die versprochene Fortsetzung zu unterdrücken. Im 5. Band veröffentlichte Kotzebue die interessanteste seiner autobiographischen Arbeiten: „Mein literärischer Lebenslauf" (1796). Im

Herbst 1797 ward Kotzebue, damals bereits der auf den deutschen Bühnen am meisten gespielte Autor, auf Antrieb des Freiherrn von Braun auf die durch Alxinger's Tod erledigte Stelle eines Hoftheaterdichters und Regisseurs nach Wien berufen. Die Stellung ward ihm jedoch durch Intriguen und andere Verhältnisse bald verleidet; er wußte es aber dahin zu bringen, daß er nach zwei Jahren mit einem jährlichen Gehalte von 1000 Gulden zum lebenslänglichen Hoftheaterdichter ernannt und aller Verpflichtungen seinerseits entbunden wurde. Er selbst gab eine Darstellung des ganzen Herganges in der Schrift „Ueber meinen Aufenthalt in Wien und meine erbetene Dienstentlassung. Nebst Beilage A. B. C. und D. Eine Vernichtung des im Aprilstücke des Berliner Archivs der Zeit gegen mich eingerückten Pasquills", Leipzig 1799. („Einige Bemerkungen zu der Schrift des Herrn W. von Kotzebue über meinen Aufenthalt in Wien", Wien 1880.) Als Kotzebue seine Stellung in Wien antrat, hatte er eben die erste Sammlung seiner Schauspiele (5 Bde., 1797) herausgegeben. Im J. 1798 begann er eine große Sammlung „Neue Schauspiele" erscheinen zu lassen, die in 23 Bänden bis zu seinem Tode fortgeführt wurde. Von Wien begab sich Kotzebue zum Besuch seiner Mutter nach Weimar und versuchte dort sich Goethe zu nähern. Gleichzeitig mit dem frivolen Lustspiele „Die beiden Klingsberge" (1801), das bereits in Wien entstanden war, wollte er auch Trauerspiele im Wettstreite mit Schiller schreiben. Nachdem er schon in der „Johanna von Montfaucon" (1800) einen Versuch im höheren Drama gewagt hatte, ging er nun von der Prosa zum fünffüßigen Jambus über; das Trauerspiel „Octavia" und das Schauspiel „Gustav Wasa" wurden 1801 veröffentlicht und lieferten denen, die es noch nicht wußten, den Beweis, daß Kotzebue's Herrschgebiet nur die Posse und das weinerliche Rührstück bildeten, jeder höhere Aufschwung aber ihm versagt bleiben müsse. Goethe hatte schon im December 1799 die Aufführung der „Octavia" in Weimar abgelehnt. Mehrere Gründe mochten zusammenwirken, um Kotzebue fürs erste den Aufenthalt in Deutschland zu verleiden. Im April 1800 wollte er mit seiner Familie nach Rußland reisen, wurde aber ohne Angabe von Gründen auf Kaiser Paul's Befehl an der Grenze sofort verhaftet und ohne weiteres in die sibirische Verbannung nach Kurgan im Gouvernement Tobolsk geschleppt. Es war eine brutale Gewaltthat des rechtlosen Despotismus, aber so verhaßt war der Possendichter bereits in Deutschland, daß auch sein unverschuldetes Unglück nur Hohn fand, und selbst Goethe meinte, „wenn Kotzebue nur gut aufgehoben würde, daß er nicht wiederkomme, so solle Kaiser Paul von uns aufs beste gelobt sein". Kotzebue hatte aber schon 1799 eine Schmeichelei für Paul drucken lassen, das Schauspiel „Der alte Leibkutscher Peter's III". In Krasnopolski's russischer Uebertragung kam dies nun dem Despoten vor Augen. Kotzebue wurde, nachdem er nur vier Monate in Sibirien geweilt hatte, zurückberufen, mit glänzendem Gehalte zum Hofrath und Director des deutschen Hofschauspiels in Petersburg ernannt und mit dem einträglichen Kammergut Worroküll in Livland beschenkt. Die Theaterleitung und Censur war unter Kaiser Paul freilich weder eine leichte noch angenehme Sache, und Kotzebue war froh, als er sich vom Theater etwas zurückziehen konnte, um im Auftrage Paul's eine umfangreiche „Beschreibung des Michailow'schen Palastes" anzufertigen. Paul's Ermordung unterbrach diese Arbeit. Der neue Herrscher gewährte seine Bitte um Pensionirung, ernannte ihn zum Collegienrath und erlaubte ihm, nach Deutschland zurückzukehren. Kotzebue hat diese Erlebnisse in Rußland in einem zweibändigen Werke beschrieben, „Das merkwürdigste Jahr meines Lebens" (Berlin 1801 und 1802), das eine ganze Reihe von Streitschriften zur Folge hatte, die Kotzebue selbst mit zwei Schriften zu widerlegen suchte: „Erste und letzte Beilage zu dem Buche des merkwürdigsten Jahres meines Lebens als erste und letzte Antwort für einen nichtswürdigen Pasquillanten, der eigentlich keine Antwort verdient", und „Kurze und gelassene Antwort auf eine lange und heftige Schmähschrift des Herrn von Masson" (beide Berlin 1802). Goethe urtheilte über das Buch, es sei kaum möglich, bei einem von allen Seiten so reich vorliegenden Stoffe etwas an sich Gehaltloseres zu Tage zu fördern. Wenn ein weimarischer Schöngeist im Frühlinge einen Spaziergang nach Belvedère mache, so werde ihm tausendmal Merkwürdigeres begegnen, als Kotzebue auf seiner ganzen Reise vorgekommen, denn der sei von Natur nicht vermögend, auf irgendeine tiefere Betrachtung einzugehen. Ihn lasse Himmel und Erde, Luft und Wasser, Thier- und Pflanzenwelt völlig unbekümmert; „überall findet er nur sich selbst, sein Wirken und Treiben wieder, und wenn es in Tobolsk wäre, so ist er gewiß damit beschäftigt, entweder seine Stücke zu übersetzen, einzustudiren und zu spielen, oder wenigstens eine Probe davon zu halten." Goethe sollte nun Kotzebue gar bald viel schlimmer kennen lernen. Noch 1801 kehrte der russische Collegienrath nach Weimar zurück und siedelte sich in einem Garten an der Weimar-Jenaer-Straße an. Die „Jenaische allgemeine Literaturzeitung" hatte seit langem aus der Feder L. Huber's scharfe und zutreffende Kritiken über Kotzebue gebracht (theilweise gesammelt in Huber's „Vermischten Schriften", Berlin 1793); während aber von dessen Mitarbeiterschaft nur wenige wußten, war A. W. Schlegel's Theilnahme an der Literaturzeitung allgemein bekannt. Aus dem Stil des „Athenäum" mußte Kotzebue den Kritiker erkennen, der schon bei der Anzeige von „Rolla's Tode" über den Dichter gespottet hatte, der „durch die nackte sinnliche Natur Rührung zu erwecken" suche, und meinte, dieser schnellschreibende Liebling der gewöhnlichen Schauspieler und des großen Haufens verdiene „bei seinen beständigen Versündigungen an echter Sittlichkeit und Schönheit" gar keine eingehende Kritik. Der literarische Reichsanzeiger des Athenäums sprach von einer weinerlichen Posse „Kotzebue in England oder die Auferweckung der schlummernden Plattheit". Aber nicht solche Einzelheiten entschieden, jede Seite des Athenäums mußte Kotzebue davon überzeugen, daß diese neue, auf Goethe's Namen

schwörende Schule ihn nicht als Dichter gelten lasse. Sofort nahm er den Handschuh auf und schrieb die witzlose Posse „Der hyperboreische Esel oder die heutige Bildung. Ein drastisches und philosophisches Lustspiel für Jünglinge in einem Act" (1799). Ein junger Idiot spricht darin nur in Citaten aus Schlegel's Schriften und wird endlich ins Irrenhaus geschickt, wo eine geplante Fortsetzung spielen sollte. A. W. Schlegel beantwortete dies schale Machwerk mit der nicht nur äußerst witzigen, sondern auch kritisch gehaltvollen Satire „Ehrenpforte und Triumphbogen für den Theater-Präsidenten von Kotzebue bei seiner gehofften Rückkehr ins Vaterland. Mit Musik. Gedruckt zu Anfange des neuen Jahrhunderts" (Berlin 1800; A. W. Schlegel's Sämmtliche Werke, II, 257—342). Der Vorwurf, daß Kotzebue die Untugenden des Aristokraten und Sansculotten verbinde, trifft zu, und treffender könnte man die ganze von Kotzebue vertretene Richtung kaum charakterisiren als mit Schlegel's Versen: „Du wähntest der Natur recht liebzukosen, Wenn du die Menschheit bloßgibst ohne Hosen". Kotzebue suchte sich nun gegen diese Gegner, als deren Haupt ihm Goethe erschien, weil die Romantiker ihn als ihr Vorbild verehrten, seines Vortheils zu bedienen. Er schrieb keine Buchsatiren mehr, wie den „Hyperboreischen Esel", der nur eine einzige Aufführung erlebt hatte, sondern suchte seine Feinde erfolgreicher von der Bühne selbst herab zu bekämpfen. Schon vor seiner misglückten russischen Reise hatte er in dem Lustspiel „Der Besuch oder die Sucht zu glänzen" sich Ausfälle gegen Goethe's Propyläen erlaubt, und Schiller forderte den Freund auf, „den jämmerlichen Menschen seine entsetzliche Sottise fühlen zu lassen"; nun wurde dies Lustspiel, in dem neben den Propyläen die Kant'sche Philosophie verspottet war, 1801 gedruckt, ebenso die, gleiche Tendenz verrathende, Posse „Das neue Jahrhundert". Auch in den beiden Lustspielen „Das Epigramm" und „Der Wirrwarr" fehlten nicht einzelne hämische Anspielungen auf Goethe und die neue Schule. Viel stärker trat die Satire wieder in „Den deutschen Kleinstädtern" (gedruckt 1803) hervor. Goethe erklärte, eine Aufführung in Weimar nur vornehmen zu können, wenn diese Anspielungen beseitigt würden. Trotz eines Vermittelungsversuches Schiller's gab Kotzebue nicht nach und trat von nun an als erbitterter Gegner Goethe's offen hervor. Am herzoglichen Hofe hatte man ungern genug dem russischen Collegienrathe Zutritt gewähren müssen. Goethe erklärte, wenigstens von dem geistigen Hofe Weimars solle er ausgeschlossen bleiben. Nun ließ der Lustspielfabrikant sein Talent zur Intrigue im Leben spielen. Goethe's Charakter nach seinem eigenen beurtheilend, glaubte er durch eine einseitige enthusiastische Feier Schiller's den Freundschaftsbund der Dioscuren sprengen zu können. Die für den 5. März 1802 vorbereitete Schillerfeier, von der Schiller selbst sich fern zu halten gedachte, wurde ohne jedes Zuthun Goethe's vereitelt, da Heinr. Meyer die Benutzung der Schillerbüste, der Bürgermeister den Rathhaussaal verweigerte. Das eine jedoch hatte Kotzebue erreicht: die weimarer Damen, welche umsonst ihre Costüme bereitet hatten, waren gegen den unschuldigen Goethe so erbittert, daß dieser sein Mittwochskränzchen aufgeben mußte („Goethe's „Cour d'amour", 1885 im Goethejahrbuch VI, 59—83). Schiller's „Lotte" dagegen verspottete Kotzebue als Herrn Firlefanz in dem Schwank „Der verunglückte fünfte März" (abgedruckt im 1. Bd. von Urlich's „Charlotte von Schiller und ihre Freunde", Stuttgart 1860; vgl. auch Lotte's Briefe an Schiller, II, 61.) Ausführlich erzählt den ganzen Vorgang J. Falk, „Goethe aus näherem persönlichen Umgange dargestellt" (Leipzig 1832); Goethe selbst bespricht ihn voll Humor in den „Tages- und Jahresheften". (W. von Biedermann, „Goethe und Kotzebue", bei W. von Kotzebue a. a. O., theilt die Tendenz des ganzen Buches, A. von Kotzebue möglichst günstig darzustellen.) Noch in Weimar weilend hatte Kotzebue seinen ersten „Almanach dramatischer Spiele zur geselligen Unterhaltung auf dem Lande auf das J. 1803" 1802) herausgegeben, den er dann in 18 folgenden Jahrgängen fortsetzte; der Almanach für 1817 war ein Opernalmanach; dem für 1804 trat auch noch ein Almanach der Chroniken zur Seite. Es sind meist kleine, für wenige Personen berechnete Lustspiele oder Schwänke, die Kotzebue hier gab. Wenn er mit diesen Spielen auch nicht den Sinn der Gesellschaft und der Liebhaberbühnen veredelte, so hat er doch eine Menge brauchbarer Stücke, die sich zum Theil bis auf den heutigen Tag lebendig und wirksam erweisen, dem Haustheater geschenkt.

Da Kotzebue durch seine Verbannung wie durch seine Theaterstücke und die literarischen Streitigkeiten allgemeines Interesse erweckte, so erschienen noch zwei größere Arbeiten über ihn: „Ueber A. von Kotzebue in den vorzüglichsten und interessantesten Verhältnissen als Mensch, Dichter und Geschäftsmann. Mit Rücksicht auf das merkwürdigste Lebensjahr, die literarischen Verbindungen, Unternehmungen und Fehden desselben. Mit dem Bildnisse (Caricatur) des Dichters" (Frankfurt 1802). — J. C. Geiser, „A. von Kotzebue als Knabe, Jüngling, Schriftsteller und Exulant. Eine biographische Darstellung seiner Schicksale in diesen Verhältnissen" (Breslau 1802).

Indessen verleidete die Feindschaft mit Goethe und Schlegel dem Vielgenannten doch den Aufenthalt in Weimar und Jena. Anfang 1803 zog er nach Berlin und benutzte seinen Einfluß am preußischen Hofe, um durch ihämische Deutung der völlig harmlosen Paradescene im „Zerlino" seinen literarischen Gegner Tieck politisch, zu verdächtigen (R. Köpke, „L. Tieck", Leipzig 1855, I, 284; Tieck's Schriften 6, XXXVI). Außerdem verbündete er sich mit dem Livländer Garlieb Merkel zur Herausgabe der Zeitschrift „Der Freimüthige oder Ernst und Scherz. Berlinische Zeitung für gebildete und unbefangene Leser", an der Kotzebue allerdings nur das erste Jahr (1803) theilnahm, die aber von Merkel bis zum Juni 1806, und dann mit manchen Unterbrechungen von Verschiedenen bis 1843 fortgeführt ward. Der gehässigste Kampf, literarische und persönliche

Schmähungen Goethe's und der Romantiker, ist die Absicht dieser Zeitschrift und gerade das Schlimmste in ihr rührt von Kotzebue her, dessen Ruhm als Bühnendichter eben damals durch die „Pagenstreiche" und das vaterländische Schauspiel „Die Hussiten vor Naumburg" (1803) aufs Höchste gestiegen war. Gegen letzteres Stück veröffentlichte Siegfried Aug. Mahlmann eine treffliche Parodie „Herodes vor Bethlehem oder Der triumphirende Viertelsmeister. Ein Schau-, Trauer- und Thränenspiel als Pendant zu den vielbeweinten Hussiten vor Naumburg" (Leipzig 1803, 5. Aufl. 1837), wie er auch in den vier Stücken des „Marionettentheaters" (Leipzig 1806) den rührseligen Kotzebue witzig persiflirte. Während die gehaßte neue Schule in diesen Streitigkeiten doch immer mehr Boden gewann, verließ Kotzebue Ende 1803 Deutschland. Da seine Stücke in Paris viel gespielt wurden, hoffte er auch selber dort eine Rolle spielen zu können. Napoleon schenkte ihm aber keine Aufmerksamkeit und machte dadurch den eiteln Dramatiker sich zum unversöhnlichen Feind; als solchen zeigte sich Kotzebue sofort in den „Erinnerungen aus Paris im J. 1804" (Berlin 1804). Zunächst kehrte er nach Rußland zurück, unternahm dann aber eine Reise nach Italien, die er wieder beschrieb: „Erinnerungen von einer Reise aus Livland nach Rom und Neapel" (Berlin 1805). Das Werk wurde ins Dänische übersetzt, Goethe aber charakterisirte das Buch und den Verfasser mit den Worten: „Kotzebue hat dem Laokoon, der mediceischen Venus und den armen Italienern alles nur erdenkliche Böse nachgesagt. Ich bin gewiß, er hätte alles weit leidlicher gefunden, wenn es nur vor ihm nicht so berühmt gewesen wäre." Daneben ging die dramatische Production rüstig fort. Die Autorschaft des Pamphlets „Expektorationen. Ein Kunstwerk und zugleich ein Vorspiel zum Alarkos" (Berlin 1803), worin Goethe aufs gemeinste in Knittelversen verhöhnt wurde, ist sofort und wol mit vollem Rechte dem Verfasser des „Dr. Bahrdt" zugeschrieben worden; Kotzebue leugnete sie aufs entschiedenste und ein absoluter Beweis gegen ihn ist allerdings nicht erbracht worden. Im J. 1805 erschienen die Dramen „Die Stricknadeln", „Fanchon das Leiermädchen" und „Die Belagerung von Marienburg". Das letztere war durch historische Studien, die Kotzebue nach seiner Rückkehr aus Italien betrieb, veranlaßt worden. Schon 1787 hatte er, um es Voltaire und Schiller gleichzuthun, eine Geschichte Heinrich's des Löwen schreiben wollen. Um nun sich beim König von Preußen noch mehr in Gunst zu setzen, warf er sich auf die preußische Geschichte, deren Bearbeitung aber erst 1809 zu Riga in vier Bänden erschien. Werthvoll ist diese „Aeltere Geschichte Preußens" nur durch die Mittheilung der in Königsberg befindlichen Urkunden, wenn auch damals Johannes von Müller und Schlözer durch übertriebene Lobsprüche seiner Arbeit den gefährlichen Vielschreiber sich zum Freund machen wollten. Zu seinem Unheil ließ sich Kotzebue durch diese Anerkennung bewegen, nachdem er 1812 ebenfalls zu Riga eine „Geschichte Kaiser Ludwig's IV." publicirt hatte, später noch einmal als Historiker aufzutreten und 1814/15 zu Leipzig „Die Geschichte des deutschen Reiches von dessen Ursprunge bis zu dessen Untergang" zu veröffentlichen. Der conservativ gesinnte Goethe selbst fand, daß hier ein böser Geist Kotzebue verblendet habe, sein eigenes Volk zu schelten, und freute sich der tüchtigen Jugend, die beim Wartburgfest diese Geschichte den Flammen übergab. Harmlos dagegen sind die Beiträge „Zu den Geschichten von Litauen, Rußland, Polen und Preußen" (Leipzig 1820). Aber die Oberflächlichkeit eines Weltmannes in die Wissenschaften zu übertragen, wie es Kotzebue, dem aller Charakter und Gehalt mangle, thue, dies, meinte Goethe, halten die Deutschen mit Recht für etwas völlig Unerlaubtes. — Kotzebue war vor Napoleon aus Preußen geflohen und lebte nun abwechselnd in Reval und auf seinem Gut Schwarzen. Durch Hebung der Landwirthschaft und Verbesserung des Loses seiner Bauern wirkte er segensreich und nachhaltig durch That und Beispiel. In englischem Solde, wie seine Gegner, wol mit Unrecht, behaupteten, führte er von seiner gesicherten Stellung in Rußland aus einen heftigen literarischen Kampf gegen Napoleon, von 1808—1810 in der Quartalschrift „Die Biene", von 1811—1812 in den zwanglos erscheinenden Heften „Die Grille". Das ähnliche Unternehmen „Geist aller Journale" war (1809) nur von halbjähriger Dauer. In den J. 1808—1810 gab er sieben Bände „Neuer kleiner Schriften", 1812 „Geschichten für meine Söhne" (Tübingen) heraus. Im J. 1813 entstand das Vorspiel „Ungarns erster Wohlthäter" mit dem durch Beethoven's Musik auf den Bühnen fortlebenden Nachspiele „Die Ruinen von Athen". In Wien kam 1811 eine Schrift heraus „Selbstbiographie von A. von Kotzebue". Goedeke erklärt sie für untergeschoben; W. von Kotzebue, dem der Nachlaß und das Tagebuch des Dichters vorlagen, nimmt dagegen ohne weiteres ihre Echtheit als erwiesen an (S. 147), und so darf sie wol bestimmt als Kotzebue's eigene Arbeit von nun an bezeichnet werden. Gegen Kotzebue aber waren 1809 bereits in Hamburg erschienen „Kotzebuana, das ist kurz gefaßte Merkwürdigkeiten aus dem Leben, Thaten und Schriften des reichhaltigen und beliebten Schauspieldichters A. von Kotzebue. De viventibus nil nisi verum".

Der Ausgang des russischen Feldzuges führte Kotzebue nach Deutschland zurück, nachdem er auf dem revaler Theater mit einem Freudenspiele in Knittelversen „Der Flußgott Niemen und Noch Jemand" (Dresden 1812) die Befreiung Rußlands gefeiert hatte. Zum Staatsrath erhoben folgte er dem russischen Hauptquartier und gab auf Befehl des Grafen Wittgenstein vom 1. April 1813 an in Berlin „Das russisch-deutsche Volksblatt" heraus, welches für die Sache der Verbündeten wirken sollte, aber nur 39 Nummern erlebte. Eine Art Fortsetzung erhielt es in den „Politischen Flugblättern" (Königsberg 1814—16) und in „Klio's Blumenkörbchen". Nach Esthland zurückgekehrt, wurde er Ende 1813 zum russischen Generalconsul für Preußen ernannt und nahm nun bis 1817 seinen Aufenthalt in Königsberg. Hier übernahm er, von Angely unterstützt, die Leitung der Bühne; er war

wieder in seinem Element. Aufs neue entfaltete er eine überreiche Thätigkeit im Hervorbringen dramatischer Arbeiten. Das frivole Stück „Der Rehbock oder die schuldlosen Schuldbewußten" (1815) hat er selbst für sein bestes Lustspiel erklärt. Die dramatische Legende „Der Schutzgeist" fand bei Goethe besondere Theilnahme, der 1817 längere Zeit an eine Bühnenbearbeitung des wirksamen Stückes wandte. Mit „Rudolph von Habsburg und König Ottokar von Böhmen" versuchte Kotzebue sich wieder im historischen Schauspiele (1816) und das Lustspiel „Der Westindier" erfreute sich Jahrzehnte hindurch allgemeiner Beliebtheit. Im Lustspiel „Der Freimaurer" 1817 tritt wieder die Polemik gegen Schlegel hervor, wie er 1813 im Schauspiel „Der arme Poet" gegen die Schicksalsdichter, in „U. A. w. g." gegen Ewald und Laroche losgezogen hatte. An diesen witzigen Angriffen kann man sich ergötzen, während die Posse „Herr Gottlieb Merks der Egoist und Kritikus", die er 1809 bei seinem Zerwürfnisse mit Merkel gegen diesen geschrieben hatte, zusammen mit „Dr. Bahrdt" und den „Expectorationen" eine häßliche Gruppe in Kotzebue's Werken bilden, wozu man auch noch die frühere Verspottung der Gall'schen Schädellehre in dem Lustspiel „Die Organe des Gehirns" (1806) rechnen könnte. Mit der Herausgabe seiner „Gedichte" (2 Bde., Wien 1818) lieferte Kotzebue eigentlich nur den Beweis, daß er die echte Gabe der Poesie doch nicht besessen habe. Zwar sind einzelne, wie „Ich bin überall zu Hause" und das hübsche „Es kann ja nicht immer so bleiben" (zuerst 1803 im „Freimüthigen"), für immer beliebte Lieder geworden. Das so oft vorgetragene Gedicht „Die Verzweiflung" ist dagegen eine ganz erbärmliche Reimerei ohne jeden Gehalt. Gerade die Betrachtung der Gedichte indeß wird das Urtheil über Kotzebue zu seinen Gunsten beeinflussen müssen. Es war nicht oder doch nicht allein böser Wille, was ihn gegen Goethe's Dichtung einnahm, ihm fehlte wirklich das Verständniß für höhere Poesie. Obwol er oft gegen die Aufklärung des 18. Jahrh. zu Felde zog, mit seinem poetischen Geschmacke ist er nie über Nicolai und Musäus hinausgekommen. Er war sein Leben lang nur geschickter Handwerker, nicht Künstler, und begriff gar nicht, was die Verfasser des Athenäums denn eigentlich wollten. Höhere geistige Bedürfnisse hatte er nie empfunden, wie sollte er eine Ahnung von Kant und Fichte, Goethe's und Schiller's eigentlicher Bedeutung erhalten! Kotzebue war ein guter Vater und Gatte, ein treuer Freund, ein edelmüthiger Herr und brauchbarer Diener, aber eine sittliche Ausbildung, wie Schiller sie in der Recension gegen Bürger von jedem Individuum forderte, das als Schriftsteller vor der Nation auftreten wolle, hat er nie besessen, hat er so wenig wie Bürger auch nur geahnt. Die bedenklichen Elemente der Wieland'schen Grazienpoesie hatten schon die Phantasie des Knaben verdorben; in mannichfache Lebensverhältnisse verwickelt und eingeweiht, gewann er bei seinem Wanderleben frühen Einblick in die Nachtseiten der Gesellschaft. Auch Goethe war einmal von diesen Einflüssen beherrscht gewesen; in der unlautern Atmosphäre seiner „Mitschuldigen" bewegen sich die meisten von Kotzebue's Dramen. W. von Kotzebue will nur fünf „Stücke mit unmoralischer Tendenz" (Der Russe in Deutschland, Der Rehbock, Der Wildfang, Die beiden Klingsberg, Der Gimpel auf der Messe), dreiundvierzig „mit verwerflichen Charakteren und zweideutigen Scenen" unter den 211 gedruckten Dramen gefunden haben. Wenn selbst die Pietät so viel an diesen Werken auszusetzen findet, muß die parteilose Kritik zu einem viel ungünstigeren Urtheile gelangen. Herder, welcher doch den Romantikern keineswegs gewogen war, meinte geradezu, bei Kotzebue befinde man sich immer in einem feinen Bordell (K. A. Böttiger, „Literarische Zustände und Zeitgenossen", 1838). Dieser Vorwurf ist unzähligemal mit Recht gegen die Eulalias, Gurlis u. s. w. der Kotzebue'schen Stücke wiederholt worden. Seine Romane sind durchweg unsittlich; in den Dramen sind schwangere oder gefallene Mädchen, leichtfertige Ehemänner und schwankende Frauen, lüsterne Situationen ihm unentbehrlich. Die Grazien sind in diesen handgreiflichen Darstellungen gewichen, das Unsittliche der älteren Grazienpoesie geblieben. Widerlich wird aber dies ganze Gebaren erst durch den umgehängten Mantel angeblicher Moralität. Kotzebue sagt („Kleine Schriften" IV, 162) einmal: „Unschuld geht nur mit der Reinheit des Herzens verloren und manche nie von Männerhänden entweihte Dirne hat ihr dennoch schon längst entsagt." Nach seinen Darstellungen möchte man aber glauben, Verführung, Kindesmord u. s. w. mache ein Mädchen erst unschuldig, erst der Ehebruch eine Frau tugendhaft. „Menschenhaß und Reue", das in Wien und Paris, Berlin und London, Weimar und St.-Petersburg bejubelt und beweint wurde, ist ein tief unsittliches Machwerk. „Weichliche Verwöhnung schlecht verhüllter Sinnlichkeit, dünner Firniß moralischer Sentenzen und nothdürftiger Gemeinsprüche von Empfindung und Tugend" damit hat schon Huber diese Stücke treffend charakterisirt. Die Vertheidigungen Kotzebue's und seiner Freunde suchten vergeblich zu widerlegen („Ueber die Moralität von den Schauspielen des Herrn von Kotzebue", 1791 im „Journal von und für Deutschland"). Kotzebue selbst erklärte bescheiden, wenn Shakespeare sich um die Vorwürfe der Recensenten gekümmert hätte, würde er nicht der große Dichter geworden sein, ihn wolle er darin nachahmen. Wirklich war er von der Güte seiner Stücke überzeugt; für wahre Poesie und Sittlichkeit fehlte ihm das Verständniß, und es verräth eine rein naive Auffassung, wenn er erklärt, solange dem Publikum seine Manier gefalle, werde er unbekümmert um alle Kritik in ihr fortschreiben; auf den Beifall allein komme es an. Der geschickte Handwerker, nicht der Künstler spricht aus den Worten: „Ich werde ohne Unterschied jeden Gegenstand meiner Behandlung werth glauben, welchen das Publikum seines Interesses werth findet." Aus jedem Gegenstande könne man ein Theaterstück machen; diese Behauptung veranlaßte eine Wette, aus der „Die Stricknadeln" (1805) hervorgingen. Zugleich rühmt er von seinen Stücken, „daß in ihnen gewiß die reinste Moral herrsche, die jemals von der Kanzel herab ge-

predigt worden". Er betrachtet die bei ihm so unmoralische Schaubühne als moralische Anstalt und sagt: „Ein gutes Schauspiel ist das sicherste und schnellwirkendste Mittel, in zarten Herzen jeden Keim des Edlen zu wecken, ihnen Abscheu vor dem Laster und Liebe zur Tugend einzupflanzen." In dem Buche „Aus A. von Kotzebue's hinterlassenen Papieren" (Leipzig 1821, herausgeg. von L. I. Knorring) sind zwei höchst lehrreiche autokritische Aufsätze enthalten: „Betrachtungen über mich selbst bei Gelegenheit zweier Recensionen in der Jenaischen Literaturzeitung", und „Woher kommt es, daß ich so viele Feinde habe?". Er habe seine dramatischen Arbeiten nur zu seinem eigenen Vergnügen geschrieben und lieber ein ganz neues Stück verfertigt als ein geschriebenes verbessert, obwol er fühle, daß die Verkettung der Scenen bei ihm überall mangelhaft sei. Anerkennung verlange er nur für seine historischen Werke. Mit Iffland, der in der That doch hoch über Kotzebue steht, wolle er nicht verglichen werden, denn dieser habe blos häusliche Verhältnisse geschildert. Er legt also besondern Werth auf seine großen historischen Dramen. Wenn aber von diesen auch eins oder das andere, wie z. B. „Die Kreuzfahrer" (1803), Lob verdient, so sind doch die meisten, „Bayard", „Hugo Grotius", „Ubaldo" u. s. w. völlig nichtig. Seine Bedeutung ruht ausschließlich auf den von ihm selbst zurückgesetzten Lustspielen. Ein Viertel, ja ein Drittel seiner Dramen gibt er selbst preis; in 50 Jahren werde wol keins mehr gespielt werden, aber von jungen Dichtern geplündert neuen Werken zur Grundlage dienen. Diese schöne Selbsterkenntniß hindert ihn aber keineswegs, sich als völlig ebenbürtigen Genossen mit Schiller und Shakespeare und Lope de Vega, dem er ja an Fruchtbarkeit nicht ganz unähnlich erscheinen könnte, gleichzustellen. Das Wichtigste für den Dramatiker sei Einbildungskraft; Form, Gedankenfülle und Sprache kommen erst in zweiter Reihe, denn sie veralten. Ausführlich erzählt er dann noch (S. 61), wie er bei der Composition und Ausarbeitung seiner Dramen verfahre. Den Vorwurf der Unsittlichkeit findet er in gar nichts gegründet; er betrachtet sich überhaupt stets als unschuldig Verfolgten. Um gerecht zu sein, darf man aussprechen, daß er auch vielfach zu hart beurtheilt worden ist. Unsere gefeierten modernen Possenreißer stehen in jeder Hinsicht noch unter Kotzebue, dessen große Bedeutung für das deutsche Theater Goethe immer wieder und wieder mit Bewunderung hervorgehoben hat. Kein deutscher Dramatiker hat wie er das Geschick der Mache, in dem die Franzosen Meister sind, besessen. In der Bildung fünffüßiger Jamben zeigt er nur mislungene Nachahmung Schiller's, in der Anwendung des Alexandriners im kleinen Lustspiele ist er selbst der Lehrer Theodor Körner's geworden; seine Prosa ist völlig platt, aber sein Dialog gewandt und natürlich, im Conversationstone oft vortrefflich. Als Chamisso mit dem Sohn des Dichters, Otto von Kotzebue, 1815 seine Reise um die Welt antrat, da fand er August von Kotzebue's Ruhm auf der ganzen Erde verbreitet. Außer „Werther's Leiden" hat kein deutsches Werk solche Verbreitung gefunden wie „Menschenhaß und Reue". Es ist wahr, Kotzebue's Stücke sind auf die schlechten Eigenschaften der Menschen berechnet, aber ein derartiger Weltruhm muß doch auch irgendwie wirkliche Vorzüge zur Unterlage haben. Gerade ein so sittenstrenger Beurtheiler wie Gervinus hat („Geschichte d. deutschen Dichtung", V, 501) dies hervorgehoben: „Wenn jemand über die deutsche Schwerfälligkeit, über Mangel an Witz und Gewandtheit Klage führen will, dem dürfen wir die 211 Schauspiele dieses Mannes zeigen, die noch von einem gleichen Haufen von Memoiren, Geschichten, Erzählungen, Romanen (Uebersetzungen) und Zeitschriften aufgewogen werden — der rechte Vertreter der wuchernd aufgeschossenen Cultur." Das Urtheil über den fruchtbarsten deutschen Schriftsteller nach Hans Sachs, den witzigen Komödiendichter, wurde nach allem während seines Lebens bereits Vorausgegangenen noch weiter verbittert durch seinen nicht unverschuldeten tragischen Tod und dessen verderbliche Folgen, unter denen die ganze Nation zu leiden hatte.

Mit einem Jahresgehalte von 15,000 Rubeln wurde der russische Staatsrath von Kotzebue 1817 nach Deutschland geschickt, um Dienste zu leisten, die man doch etwas zu hart als Spionage gebrandmarkt hat. Wie viele Deutsche waren schon vor ihm in moskowitischem Dienste gegen ihr Geburtsland thätig gewesen! Kotzebue hatte durch seine ununterbrochene Bekämpfung Napoleon's der Sache der Coalition treu gedient, aber er war doch im Kosmopolitismus des 18. Jahrh. stecken geblieben. Von der religiös-vaterländischen Begeisterung und dem Nationalgefühle der deutschen Freiheitskämpfer wußte er nichts. Er ahnte wol kaum, daß, was im 18. Jahrh. erlaubt war, nach der Schlacht von Belle-Alliance mit Recht als Verbrechen und Vaterlandsverrath verachtet wurde. Er ging zunächst wieder nach Weimar und gründete dort das „Literarische Wochenblatt" (1818 und 1819), welches durch seine reactionäre Tendenz den vollen Beifall des preußischen Hofes, die Lobsprüche von Gentz und Metternich sich erwarb, allen deutsch Gesinnten aber verhaßt werden mußte. Der literarische Streit erhielt eine neue Wendung, als es durch eine Ungeschicklichkeit von Kotzebue's Secretär ruchbar ward, daß er Berichte über das Universitätswesen, neue Schriften, kurz über alle Erscheinungen des deutschen Lebens an die russische Regierung sende. Da jedermann wußte, daß Kotzebue in russischen Diensten stehe, so hätte man eigentlich keinen Grund gehabt, sich über diese auf jeder Gesandtschaft geübte Thätigkeit besonders zu ereifern. Kotzebue war aber von der Romantischen Schule her diesem romantischen Geschlechte verhaßt; die liberalen jenenser Zeitungen halfen Kotzebue's Eitelkeit, der Sache ein gewaltiges Ansehen zu geben. Nach dem Wartburgfeste begann Kotzebue noch heftiger über die deutschen Universitäten zu schimpfen. K. Nicolai's Pamphlet „A. von Kotzebue's literarisches und politisches Wirken" (Tobolsk 1819) zeigte bereits in drastischer Weise, wie sehr Haß und Verachtung gegen den „Kotz- und Belzebub" angeschwollen waren. Der edle, aber von Fanatismus ver-

blendete Burschenschafter Karl Ludwig Sand glaubte Deutschland das Heil zu geben, wenn er den Verfasser des „Literarischen Wochenblattes" aus dem Wege räume. In Mannheim, wohin Kotzebue übergesiedelt war, fiel er am 23. März 1819 unter Sand's Dolchstichen. (H. von Treitschke, „Deutsche Geschichte im 19. Jahrh." 2. Bd. — Hartwig von Hundt-Radowsky, „A. von Kotzebue's Ermordung in Hinsicht ihrer Ursachen und ihrer wahrscheinlichen literarischen Folgen für Deutschland betrachtet", Berlin 1819. — „Kotzebue's Tod", Dresden 1819. — Lehmann, „Berichtigung einiger Urtheile über Kotzebue's Ermordung", Bartenstein 1819. — Fr. de la Motte Fouqué, „Der Mord A. von Kotzebue's; Freundesruf an Deutschlands Jugend", Berlin 1820. — „Noch acht Beiträge zur Geschichte A. von Kotzebue's und K. L. Sand's", Mühlhausen 1821). Goethe war durch den Tod des alten hämischen Gegners tief erschüttert. Im allgemeinen wurde Sand's That doch sehr verschieden beurtheilt. Der edle Theolog de Wette pries in einem Briefe an Sand's Mutter diese glücklich, einen solchen Sohn geboren zu haben. Mitschuldige hatte Sand keine (Zarncke, „K. L. Sand und sein an Kotzebue verübter Mord. Eine psychologisch-criminalistische Studie zur Geschichte unserer Zeit", Berlin 1819). Die deutschen Regierungen aber, allen voran der berliner Hof, begannen nun eine tyrannische Willkür und grausam unsinnige Verfolgung gegen die ganze Nation, besonders gegen die Lehrer und Schüler der Hochschulen, auszuüben, die gar nicht genug gebrandmarkt werden kann. Kotzebue selbst aber wurde von den schuldlos Verfolgten als der Urheber alles Uebels angesehen; am schärfsten kam diese Stimmung zum Ausdruck in dem Pamphlet „Der vertheidigte Kotzebue", 1819. Auf dem Theater blieb er noch lange herrschend. Die Statistik des wiener Burgtheaters von 1867 weist nach, daß dort allein innerhalb 77 Jahren 104 Stücke Kotzebue's zur Aufführung kamen und 3650 Theaterabende, also einen Zeitraum von vollen zehn Jahren, ausfüllten. In der Literatur werden die Urtheile über Kotzebue immer strenger, aber eigentlich nur bis 1832 nimmt er ein selbständiges Interesse in Anspruch. Im J. 1828—29 erschienen die 44 Bände der „Sämmtlichen dramatischen Werke nebst einem alphabetischen Register über sämmtliche Theile" (Leipzig), mit manchen Veränderungen und Weglassungen 1840—41 in 40 Bänden als „Theater; mit biographischen Nachrichten" neu herausgegeben. Im J. 1860 folgte dann noch eine „Auswahl dramatischer Werke" in 10 Bänden. „Gedanken, Bemerkungen und Witzworte aus Kotzebue's Schriften" gab K. Mühler (Berlin 1819) heraus; ihm folgte J. Ekkenstein, „Pretiosen für Witz, Verstand und Herz. Eine Sammlung von Sentenzen, Aphorismen und Maximen aus dem Gebiete der Lebensphilosophie aus den Werken des Herrn von Kotzebue" (Ronneburg 1829 und wieder 1832). Ein (nicht vollständiges) Verzeichniß der Schriften Kotzebue's von 255 Nummern gibt K. Goedeke im „Grundriß" §. 258; hierzu Jördens III, 60, und VI, 423. Die Biographien begannen noch im Todesjahre Kotzebue's: „Kotzebue, sein Leben, Wirken und tragisches Ende. Biographische Skizze", Mannheim. — „Kotzebue. Skizze seines Lebens un Wirkens", Leipzig. — „Ausführliche Lebensbeschreibung Kotzebue's aus seinen eigenen Schriften dargestellt und bis zu seinem Tode fortgeführt", Köln. — „Kotzebue's vollständige Biographie, oder Leben, Schicksale und trauriges Ende des großen deutschen Dichters nebst Beurtheilung seiner Schriften", Leipzig. — Besondere Beachtung gebührt der Schrift „A. von Kotzebue, aus seinen eigenen schriftlichen Mittheilungen wahrhaft und treu dargestellt von einem seiner Jugendfreunde", Weimar. Im folgenden Jahre (1820) veröffentlichte Fr. Cramer seine umfassende biographische Arbeit: „Kotzebue's Leben. Nach seinen Schriften und nach authentischen Mittheilungen dargestellt", Leipzig. Nachdem Aug. Schumann noch „Erinnerungsblätter" (Zwickau 1821) herausgegeben hatte, setzte auch H. Döring seine unermüdliche Feder in Bewegung zu „Aug. von Kotzebue's Leben" (Weimar 1830). Die treffliche, wenn auch natürlich nicht parteilose, neue Arbeit W. von Kotzebue's (Dresden 1881, s. oben) ist bereits erwähnt worden.

Goethe hatte alle Angriffe Kotzebue's schweigend hingenommen und dem Ermordeten gegenüber wollte er dieses Schweigen erst recht nicht brechen. Erst Riemer's „Mittheilungen" (Berlin 1841) und Eckermann's „Gespräche" brachten Goethe's Urtheile, die seitdem durch die verschiedenen Briefsammlungen vermehrt wurden (vgl. auch die erschienenen Bände von L. Geiger's „Goethejahrbuch"). Die nachgelassenen Werke aber hatten eine Reihe würdevoll gehaltener und trefflich charakterisirender, zugleich aber auch ungewöhnlich scharfer Epigramme gegen Kotzebue gebracht („Der neue Alkinous" u. a.); die „Tage- und Jahreshefte" beschäftigten sich des öftern mit ihm und die als „Biographische Einzelheiten" bezeichneten Aufsätze (XXVII, 331 der 1. Hempel'schen Ausg.) brachten eine selbständige treffliche Charakteristik des aus Weimar hervorgegangenen Dichters. Als Vorsteher eines Theaters habe Goethe Kotzebue's Einfluß wohlthätig erfahren und von seinem gehässigen Gegner gelernt, der selber fremdes Verdienst nie anerkennen wollte. Aber „Kotzebue hatte bei seinem ausgezeichneten Talent in seinem Wesen eine gewisse Nullität, die niemand überwindet, die ihn quälte und nöthigte, das Treffliche herunterzusetzen, damit er selber trefflich scheinen möchte. So war er immer Revolutionär und Sklav, die Menge aufregend, sie beherrschend, ihr dienend, und er dachte nicht, daß die platte Menge sich aufrichten, sich ausbilden, ja sich hoch erheben könne, um Verdienst, Halb- und Unverdienst zu unterscheiden." Ein vorzügliches, aber schluderhaftes Talent, so faßte Goethe in einem Briefe an Knebel vom 17. März 1817 sein Urtheil zusammen, das in Widerstreit mit sich selbst, mit der Kunst und mit dem Publikum sein Leben verbringe, aber „er bleibt in der Theatergeschichte immer ein höchst bedeutendes Meteor". *(Max Koch.)*

KOTZEBUE (Moritz von), der Orientreisende, das 4. Kind aus erster Ehe des Dichters August von Kotzebue mit Friederike, geborene von Essen, wurde

am 30. April (11. Mai) 1789 auf dem Gute Kiekel in Esthland geboren, kam mit 12 Jahren in das Cadettencorps zu St.-Petersburg und machte mit seinem älteren Bruder Otto von Kotzebue (s. d.) unter Krusenstern (s. d.) die Reise um die Welt in den J. 1803—6. Nach seiner Rückkehr trat Kotzebue zur russischen Landarmee über, wohnte 1806 und 1807 den Feldzügen in Preußen gegen Napoleon bei, wo ihm in der Schlacht bei Friedland (1807) der linke Arm von Kartätschen zerschmettert wurde. Im Feldzuge von 1812 stand er als Lieutenant beim Generalstab des Grafen Wittgenstein, gerieth aber bei Podolsk am 10. Aug. 1812 in französische Kriegsgefangenschaft, wurde nach Frankreich geführt und erlangte erst am 4. April 1814 seine Freiheit wieder nach einer zum Theil strengen Haft von fast 20 Monaten, die er in dem vom Vater herausgegebenen Werke: „Der Kriegsgefangene unter den Franzosen" (Leipzig 1815, 299 S.) anziehend beschrieb. Als der Kriegssturm sich gelegt hatte, lebte Kotzebue als Stabskapitän bei seiner Division in der Gegend von Charkow, bis er im Frühjahre 1817 Ordre erhielt, sich schleunigst nach St.-Petersburg zu begeben. Hier mußte er sich in der Astronomie vervollkommnen und wurde im August der außerordentlichen Gesandtschaft attachirt, welche Kaiser Alexander I. unter dem Artilleriegeneral Jermaloff nach Persien sandte. In einer lebhaft schildernden Beschreibung: „Reise nach Persien mit der Russisch-Kaiserlichen Gesandtschaft im J. 1817", die ebenfalls sein Vater mit einem kurzen Vorworte (Weimar 1819 mit 9 Kupfern) veröffentlichte, berichtigte Kotzebue alle bisherigen Reisebeschreibungen von Persien, welche dieses Land als reich an asiatischer Pracht, in einer gesegneten Natur von lauter Rosen, Obst und Weingärten und im schönsten Klima gelegene darstellten. Statt dessen ist das Land, welches Kotzebue sah, arm, nur reich an Wüsteneien und Ungeziefer (Skorpionen, giftigen Wanzen, Fliegen, Falangen und Schlangen), aber auch reich an Ruinen, die nur von gewesener Pracht und Herrlichkeit zeugen. Dabei ist die Luft überaus trocken, trinkbares Wasser eine Seltenheit und die Dummheit der Bewohner gepaart mit Eigendünkel, Grausamkeit, sklavischer Gesinnung und moralischer Verworfenheit, sodaß man Kotzebue versteht, wenn er (S. 121) „von ganzem Herzen wünscht, aus diesem Paradiese bald erlöst zu werden". Das geschah im J. 1818. Bald nach der deutschen Ausgabe dieser Reisebeschreibung erschien auch eine französische von Breton (Paris 1819), wie eine englische Uebersetzung von W. Hyde (London 1819) und eine Bearbeitung für die deutsche Jugend (Leipzig 1826 mit 3 Kupfern). Als sein Chef General Jermaloff 1819 Hauptcommandeur in Grusien wurde, verblieb Kotzebue als Hauptmann im Kaukasus, wo er sich durch seine Bravour gegen die aufrührerischen Bergvölker hervorthat. Ferner machte Kotzebue die Feldzüge wider die Perser und Türken in den J. 1826—29 mit und avancirte zum Oberst des russischen Generalstabes. Indessen wurde er bald zum Oberquartiermeister des abgesonderten kaukasischen Corps in Grusien ernannt und 1831 nach Litauen versetzt. Er wurde 1834 Generalmajor, 1846 Generallieutenant und starb als Mitglied der polnischen Abtheilung des russischen Senats am 6. Febr. 1861 in Warschau. *(P. Th. Falck.)*

KOTZEBUE (Otto von), berühmter russischer Kapitän und Weltumsegler, war der 2. Sohn des deutschen Dramatikers August von Kotzebue und wurde am 19/30. Dec. 1787 zu Reval in Esthland geboren. Er erhielt sowol in seiner Vaterstadt als im Seecadetten-Corps zu St.-Petersburg eine zweckmäßige Erziehung und machte als 16jähriger Cadett durch Vergünstigung unter Krusenstern (s. d.) auf dem Schiffe „Nadeshda" zum ersten mal 1803 die Reise um die Welt, von welcher er, reich an Erfahrungen, 1806 zurückkehrte. Neun Jahre später — die Kotzebue eifrig mit theoretischen und praktischen Studien ausfüllte, auch 1812 unter Admiral Hamilton von Archangel nach der Ostsee eine gefahrvolle Reise zurücklegte — wurde ihm, dem 27jährigen Lieutenant, auf Krusenstern's Empfehlung hin die Führung der Kriegsbrigg „Rurik" von 180 Tonnen Gehalt anvertraut, welche der Reichskanzler Graf Rumanzoff hochherzig aus eigenen Mitteln (100,000 Rubel) zu einer Entdeckungsreise hatte ausrüsten lassen. Dem jungen Führer der Expedition war die Aufgabe gestellt: 1) die von Le Maire, Shouten und Roggewein im 17. und 18. Jahrh. im Stillen Ocean gemachten Entdeckungen näher zu untersuchen, und 2) von der Beringsstraße aus eine nordöstliche Durchfahrt zum Atlantischen Ocean nach Cook's, Clerk's und Golowin's Vorgange zu versuchen. Das Personal des Rurik bestand außer Kotzebue als Kapitän aus dem Marinelieutenant Shischmareff, dem Arzt Friedrich Eschscholtz, dem Naturforscher Adalbert von Chamisso, dem Maler Choris, den beiden Steuerleuten Petroff und Chramtschenko und 23 Matrosen. Vorzüglich ausgerüstet verließ Kotzebue am 30. Juli 1815 Kronstadt und durchschnitt schon am 23. Nov. den Aequator, flog durch eine Sturzwelle am 31. Dec. über Bord, rettete sich aber an herabhängenden Stricken und umsegelte am 22. Jan. 1816 das Cap Horn Südamerikas, um in den Stillen Ocean zu gelangen, wo er seine Entdeckungen machen sollte. Nachdem Kotzebue am 8. März die Bai Conception in Chile verlassen, segelte er der Insel Juan-Fernandez vorbei, direct auf die Insel Sales y Gomez zu, die Chamisso so herrlich besang, und stellte sowol die Identität und Lage dieser wie der Oster-Insel am 26. März außer Zweifel. Darauf setzte er seine Reise nach Nordwesten fort, segelte am 16. April dem von Le Maire und Shouten entdeckten Hondeneilande (oder Ile douteuse) vorbei und entdeckte am 20. April eine kleine niedrige 3 Meilen lange Koralleninsel, die er nach dem Urheber der Expedition: „Rumanzoff-Insel" nannte. Am 23. April befand sich Kotzebue bei den Niedrigen Inseln des „Gefährlichen Archipels" und entdeckte nördlich von Cook's Palliser-Inseln eine aus 18 Inseln bestehende Gruppe, die er nach seinem Schiffe „Ruriks-Kette" benannte, nahm darauf den Curs westlich der Deans-Kette vorbei und entdeckte eine aus 13 Inseln bestehende

Gruppe, die er dem ersten russischen Weltumsegler zu Ehren „Krusensterns-Kette“ nannte. Nicht unzufrieden, das Ende dieses Labyrinths nach Entdeckung von 32 Inseln erreicht zu haben, richtete Kotzebue jetzt seinen Lauf nach West-Nord-West und stellte am 30. April die Lage der seit 1788 bekannten Penrhyn-Inseln fest. Darauf wollte Kotzebue die vom Kapitän Marshall 1788 gesehene Inselkette durchschneiden, von welcher die Mulgrawe-Inseln die südlichsten sind, fand sie aber nach Arrowsmith's Karte, wo sie zwischen dem 8. und 10.° der Breite irrthümlich verzeichnet steht, nicht, indessen entdeckte er am 21. Mai eine Gruppe niedriger, aber bewohnter Inseln, die sich 15 Meilen nach Norden und 12 Meilen nach Westen erstreckten und fast alle durch Korallenriffe miteinander verbunden waren. Nachdem er sie ganz umschifft hatte, fand er endlich einen 3½ Meilen weiten Eingang zu diesen Inseln und nannte die nördliche Gruppe (Udirick, circa 54 Inseln) Kutusoff-, die südliche (Pagay, circa 48 Inseln) Suworoff-Inseln, welche beide Gruppen der Kette Radack des Marshalls-Archipels angehören. Zufrieden mit diesem Erfolge richtete Kotzebue seinen Curs nördlich nach Petropawlowsk auf Kamtschatka, wo er am 19. Juni 1816 eintraf, um sich zur Lösung der andern Aufgabe zu rüsten, und trat am 15. Juli schon seine Reise zur Erforschung der Nordöstlichen Durchfahrt an. Kotzebue segelte von der Awatscha-Bai, der Berings- und kleinen Miednoi-Insel vorbei, direct auf die St.-Lorenz-Insel vor der Berings-Straße zu, wo er sich mit Hülfe eines frischen Windes bereits am 30. Juli befand, umsegelte das Cap Prince de Galles Nordamerikas und entdeckte eine Bucht, die er nach seinem Lieutenant „Bai-Shischmareff“ und die Insel davor nach dem russischen Viceadmiral „Sarytscheff-Insel“ nannte. Die nordamerikanische Küste nordöstlich verfolgend, gelangte Kotzebue zu einer noch größeren Bucht, der Shischmareff wieder seinem Führer zu Ehren am 1. Aug. den Namen „Kotzebue-Sund“ gab. Die beiden Vorgebirge aber zu diesem Sunde benannte Kotzebue nach seinen Freunden und Landsleuten der ersten russischen Weltumsegelung „Cap Krusenstern“ das nördliche und nach dem Arzte jener Expedition „Cap Espenberg“ das südliche Vorgebirge. Im südöstlichen Theile des Kotzebue-Sundes entdeckte Dr. Eschscholtz in einer vor Winden gesicherten Bucht 100 Fuß hohe Eisberge, welche mit Moos und Gras bewachsen waren, die nach ihm, dem Arzte der Expedition, den Namen „Eschscholtz-Bai“ und die Insel davor den Namen „Chamisso-Eiland“ erhielt. Darauf verließ Kotzebue den Sund, seinen Curs wieder nach Süden richtend, um die asiatische Seite der Beringsstraße näher kennen zu lernen, die er am 20. Aug. bei Cap Oriental erreichte; die Naturforscher Chamisso und Eschscholtz beobachteten daselbst einen außergewöhnlich großen Walfisch, der mit Muscheln und Seegras in merkwürdiger Weise bewachsen war. Von hier aus nahm der Rurik seinen Lauf längs der Küste südlich bis zur St.-Lorenz-Bai, die Kotzebue näher untersuchte und daselbst zwei Inseln entdeckte, die er nach seinen Steuerleuten „Petroff- und Chramtschenko-Inseln“ benannte. Mit diesem Erfolge mußte Kotzebue wegen vorgerückter Jahreszeit sich zunächst begnügen; die St.-Lorenz-Bai am 28. Aug. verlassend, steuerte er südwärts zwischen der nordamerikanischen Küste und der Lorenz-Insel, erreichte am 6. Sept. den Hafen Illiuliuk auf Unalaschka der Aleuten, wo er seine Instructionen für das nächste Jahr ertheilte, weil er wiederkehren wollte, um mit größerm Erfolge die Nordöstliche Durchfahrt weiter zu verfolgen. Den Hafen am 14. Sept. verlassend, segelte Kotzebue nach St.-Francisco, wo er am 1. Oct. eintraf, um sich mit Proviant zu versorgen, da er seine erste Aufgabe, die Erforschung der Südsee, wieder aufnehmen mußte. Endlich war Kotzebue am 1. Nov. so weit, St.-Francisco verlassen zu können, und nahm seinen Curs auf die Sandwich-Inseln zu, wo er im Hafen Honolulu einlief, den er hydrographisch aufnahm und wo er vom König Tammeamea herzlich empfangen wurde, weil Kotzebue des Königs Freund und Arzt Elliot de Castro aus St.-Francisco nach Honolulu zurückbrachte. Der König führte, um nur Eine charakteristische Eigenschaft desselben zu erwähnen, Kotzebue in sein Heiligthum (Murai), und umfaßte die mit Stücken eines geopferten Schweines reichlich behangenen Statuen mit den Worten: „Dieses sind unsere Götter, die ich anbete, ob ich Recht oder Unrecht daran thue, weiß ich nicht, aber ich folge meinem Glauben, der nicht böse sein kann, da er mir befiehlt, nie Unrecht zu thun“ (II, 19). Reichlich mit Proviant versorgt, trat Kotzebue am 17. Dec. 1816 seine Weiterreise an, den Lauf nach Süd-Westen richtend. Am Neujahrstage hatte Kotzebue das Glück, ein neues Eiland zu entdecken, das er „Neujahrs-Insel“ nannte, während es bei den Eingeborenen den Namen „Miady“ führte, und das östlichste der von Kotzebue alsbald entdeckten Radack-Kette des Marshalls-Archipels ist. Hier bot sich dem jungen Forscher ein großes Feld zu ruhmreichen Entdeckungen dar. Kotzebue lernte dabei die Bewohner der Radack-Kette als das sanfteste und liebenswürdigste Volk der Südsee kennen, die ihn als einen Wohlthäter aus höheren Welten verehrten und ihn bei seiner Abreise flehentlichst baten, wiederzukehren. Zunächst waren es die Otdia-Inseln, die Kotzebue die Rumanzoff-Gruppe nannte und welche aus 65 größeren und kleineren Inseln besteht, die einen Raum von 30 Meilen in östlicher und westlicher Richtung in einer Breite von ungefähr 10 Meilen einnehmen. Von den 3 im Süden liegenden Passagen, die zu dieser im Kreise daliegenden Gruppe führen, nannte Kotzebue die westliche Rurik, die mittlere beste Durchfahrt Shischmareff- und die östliche Langediak-Straße (nach dem Häuptlinge dieser Gruppe). Auf einer dieser Koralleninseln sich befindend macht Kotzebue die treffende Bemerkung: „Meine Gedanken verwirrten sich, als ich die ungeheuer lange Zeit erwog, die vergehen muß, ehe eine solche Insel aus der unermeßlichen Tiefe des Meeres auf der Oberfläche desselben sichtbar wird! In der Zukunft werden sie eine andere Gestalt annehmen, indem sich alle Inseln vereinigen und einen kreisförmigen Landstrich bilden, in dessen Mitte sich ein Teich befindet, und auch diese Gestalt verändert sich wieder, denn immer

bauen ja diese Thiere fort, bis sie die Oberfläche erreichen, und so wird hier einst das Wasser verschwinden und eine einzige große Insel sichtbar sein." (II, 51.) Als Kotzebue am 8. Febr. die Rumanzoff-Gruppe der Radack-Kette verließ, erblickte er im Süden an demselben Tage eine zweite Gruppe von ungefähr 24 Inseln, die bei den Eingeborenen ebenfalls nach der größten Insel Eregup hieß, Kotzebue aber nach dem russischen Admiral „Chichagoff-Gruppe" nannte. Weiter nach Süd-Osten segelnd, entdeckte Kotzebue am 10. Febr. die dritte Gruppe, die bei den Eingeborenen: Kawen hieß und die Kotzebue nach dem russischen General: „Araktschejeff" benannte, welche Gruppe 64 Inseln in einer Länge von 33 Meilen bei einer Breite von 13 Meilen umfaßt. Hier pflanzten Kotzebue und Chamisso Arbusen, Melonen, Mais, Bohnen, Erbsen, Citronen und Jams und nahmen den Kadu, einen von den Karolinen hierher verschlagenen Insulaner, auf, den sie liebgewonnen hatten. Am 26. Febr. nach Süden seinen Curs nehmend, erblickte Kotzebue die 4. Gruppe, die die Eingeborenen Aur, Kotzebue nach seinem Seeminister „Marquis de Traversay" nannte, welche aus 32 Inseln besteht, die sich auf 13 Meilen ausdehnen, bei einer Breite von 6 Meilen. Von hier aus nahm er direct seinen Curs nach Norden den 4 Gruppen entlang und entdeckte am 1. März westlich von der Neujahrs-Insel und südlich von der Suworoff-Gruppe abermals eine neue Gruppe, die bei den Eingeborenen nach der größten Insel Ailu hieß und die Kotzebue die „Krusenstern-Gruppe" nannte, welche aus ungefähr 53 Inseln besteht und sich auf 15 Meilen Länge bei einer Breite von 5 Meilen ausdehnt. Kotzebue fand das Klima dieser Inseln vorzüglich und machte die Beobachtung, daß die Insulaner daselbst ein hohes Alter erreichen, ferner, ohne das Malthus'sche Gesetz der arithmetischen und geometrischen Progression zu kennen, das Drei-Kinder-System bei sich eingeführt haben, um nicht aus Mangel an Lebensmitteln zu Grunde zu gehen. Leider gab Kotzebue diese erfolgreichen Entdeckungen im Marshall-Archipel auf, obgleich er durch Kadu in Erfahrung gebracht hatte, daß diese Radack-Kette aus 12 Gruppen besteht, denen westlich die Ralick-Kette aus 9 Gruppen parallel sich anschließt, da er seiner Instruction gemäß, das Klima benutzend, die Nordöstliche Durchfahrt aufzusuchen hatte. Kotzebue verließ daher am 13. März die Krusenstern-Gruppe, segelte, den Curs nach Norden richtend, der Suworoff- und Kutusoff-Gruppe vorbei, ohne auch diesmal auf die nördlichste Gruppe, Bigar, zu stoßen, erreichte aber statt dessen die Cornwallis-Inseln am 19. März, die er genau aufnahm, und erlebte am 13. April nördlich von den Sandwich-Inseln einen schrecklichen Sturm, der seinen Rurik dem Untergange nahe brachte. Er selbst wurde von einer Riesensturzwelle besinnungslos niedergeworfen, die einem seiner Matrosen das Bein zerschmetterte. Als Kotzebue wieder zu sich kam, fühlte er einen heftigen Schmerz in der Brust, an dem er lebenslänglich leiden sollte. Mit Mühe und Noth erreichte der Rurik am 24. April Unalaschka, wo man monatelang den großen Schaden erst repariren mußte, um die so gefährliche Reise ins Eismeer aushalten zu können, die er erst am 29. Juni antrat. Allein schon am 10. Juli nordöstlich von der Lorenz-Insel mußte Kotzebue umkehren, weil das Eis ihm den Weg zur Weiterreise versperrte und die Schmerzen seiner Brust in der kalten Luft ihm todtbringend zu werden drohten. Kotzebue war so gezwungen, seinen ersten Entdeckungsplan in der Südsee wieder aufzunehmen, und erreichte am 27. Aug. die Sandwich-Insel Hawaii, wo er wiederum sein Schiff in Stand setzen und Proviant aufnehmen ließ. Erst am 14. Oct. konnte er diesen Hafen verlassen und sah in der Nähe der Cornwallis-Inseln einen seltenen Walfisch, den die Aleuten „Plawum" nennen, weil er der einzige unter 7 Gattungen ist, der zum Geschlecht der Raubthiere gehört und sich durch einen ungeheuern Rachen mit Zähnen auszeichnet. Am 31. Oct. landete Kotzebue bei der großen Insel Otdia der Rumanzoff-Gruppe, wo sein Freund Kadu zurückblieb, und entdeckte nach Nordwesten segelnd am 5. Nov. die Gruppe Ligiep, die er nach dem russischen Admiral Graf Heiden benannte. Dieselbe besteht aus 37 Inseln, welche seitlich zwischen der Krusenstern- und Rumanzoff-Gruppe liegen. Darauf richtete Kotzebue seinen Curs nach Westen, um die Kwadeln-Gruppe der Ralick-Kette zu entdecken, was ihm nicht gelang. Müde des Suchens nahm Kotzebue nun seinen Weg direct auf die spanischen Marianen- oder Ladronen-Inseln zu, wo er im Hafen Calderona de Apra auf Guaham am 23. Nov. ankerte. Nachdem er auch diesen Hafen hydrographisch aufgenommen hatte, trat der Rurik am 28. Nov. reich beladen seine Heimreise durch das Chinesische Meer an, man mußte aber am 17. Dec. in Manila, dem Haupthafen der Philippinen, landen und den Rurik abtakeln, kalfatern und verproviantiren lassen. Erst am 29. Jan. 1818 konnte Kotzebue die Insel verlassen und nachdem er einen kleinen Kampf mit Seeräubern bestanden hatte, durchschnitt er am 8. Febr. den Aequator zum dritten mal und segelte durch die Sunda-Straße zwischen Sumatra und Java in den Indischen Ocean. Am 30. März erreichte Kotzebue das Cap der guten Hoffnung und segelte von der Capstadt aus, durch den Atlantischen Ocean den Aequator zum vierten mal durchschneidend, der Nord- und Ostsee zu. Beim Anblick Revals am 23. Juli ward seine Freude über das Wiedersehen seiner „geliebten Vaterstadt zum Dankgebet", und er warf die Anker am 3. Aug. 1818 glücklich in die Newa vor dem Hause seines fürstlichen Gönners des Grafen Rumanzoff nach einer Abwesenheit von fast 3 Jahren. — Das Ergebniß dieser Entdeckungsreise übertraf die Erwartungen, denn Kotzebue hatte in der Südsee über 400 Inseln entdeckt, meist Gruppen im gefährlichen Pomatu- und Marshall-Archipel, von denen Krusenstern in der Analyse dieser Entdeckungen (II, 159) sagt: „Kotzebue ist der erste Seefahrer, welcher es gewagt hat, diese von Korallen umkreisten Seen zu befahren!" Während der Reise hatte Kotzebue von Zeit zu Zeit Berichte aus seinem Tagebuche in Briefen an seinen Vater gesandt, der sie 1817 und 1818 in der „Zeitung für die elegante Welt" und in den „Inländischen Blättern"

1817, S. 2 fg., 76 fg., und 1818, S. 293 fg. und 303 fg.) veröffentlichte. Nach Erscheinen seines Werkes: „Entdeckungsreise in die Südsee und nach der Beringsstraße zur Erforschung einer nordöstlichen Durchfahrt" (Weimar 1821, 3 Bde., mit vielen Kupfern und Karten) wurde dasselbe nicht nur für die Jugend bearbeitet von Hildebrand (Hannover 1821, 2 Bde.), dann von Dietsch im 2. Bande seiner „Länder- und Völkerkunde", sondern auch in verschiedene Sprachen übersetzt: englisch (London 1821), holländisch (Amsterdam 1822), russisch von Schulgin (St.-Petersburg 1823), und das deutsche Original von neuem wiederabgedruckt in den drei ersten Bänden des „Museums der neuesten und interessantesten Reisebeschreibungen für gebildete Leser" (Wien 1825). Nicht minder wichtig sind die im dritten Bande seiner Reisebeschreibung enthaltenen Abhandlungen von A. von Chamisso und J. Fr. Eschscholtz, der ihm zu Ehren einen neuen Schmetterling Papilio Kotzebue nannte. Mit diesem Aufsehen erregenden Werke sind zu vergleichen das Tagebuch Chamisso's: „Reise um die Welt" (Leipzig 1836, 2 Theile) und die Beschreibung der Reise vom trefflichen Maler derselben Louis Choris: „Voyage pittoresque au tour du monde" (Paris 1822). — Zum Kapitän-Lieutenant der russischen Garde-Marine ernannt, unternahm Kotzebue auf Befehl Alexander's I. am 9. Aug. 1823 seine dritte Reise um die Welt, auf der Kriegs-Sloop „Predprijatje" (die Unternehmung), welche 24 Kanonen und 145 Personen an Bord hatte. Der Zweck dieser Reise war nicht nur ein rein wissenschaftlicher, sondern auch ein commerzieller, denn es galt 1) Materialien nach Kamtschatka zu bringen und 2) dem Schleichhandel an der Nord-West-Küste des russischen Amerikas zu wehren. Die Reise ging über Kopenhagen, Portsmouth durch den Atlantischen Ocean, wo Kotzebue am 2. Nov. den Aequator durchschnitt, nach Rio-Janeiro, welche Stadt er am 14. Nov. erreichte und schon am 10. Dec. verließ, um das gefährliche Cap Horn noch vor der sturmreichen Jahreszeit zu umschiffen. Das geschah, Kotzebue doublirte am 3. Jan. 1824 ohne Beschwerde das Cap und landete schon am 29. in der Bai Concepcion der Republik Chili. Von hier aus suchte Kotzebue, im Februar den Hafen verlassend, wieder den „Gefährlichen Archipel" auf und ein ununterbrochener frischer Südwind brachte sein Schiff in drei Tagen 660 Meilen vorwärts. Schon am 14. März entdeckte Kotzebue eine niedrige Inselgruppe aus sieben Inseln, die er nach seinem Schiffe „Predprijatje" nannte, und deren größte Ausdehnung nur 4 Meilen beträgt; sah darauf die von seinem Landsmanne Bellingshausen 1819 entdeckten Inseln Araktschejeff und Wolchonsky und am 20. März die von ihm selbst 1816 entdeckten Rumanzoff- und Spiridoff-Inseln, die er nun genau bestimmte, wie die von Roggewein 1722 gesehene Insel Karlshof, und näherte sich von Südwesten her den Palliserinseln. Cook, der sie entdeckte, fand 4 Gruppen, während Kotzebue es feststellte, daß es „nur 3 solcher Gruppen gibt" (I, 66), die sich nördlich von den 1819 von Bellingshausen entdeckten Inselgruppen Greigh und Wittingstein und südlich von der 1816 von Kotzebue entdeckten Rurikkette befinden. Den Curs westlich nehmend, landete Kotzebue auf der größten der schönen Gesellschaftsinseln, Tahiti, deren Bewohner vor der Bekehrung zum Christenthum höchst genial das Jahr in 13 Monate zu 29 Tagen nach den Mondphasen eintheilten. „Einer dieser Monate scheint jedoch dazu zu dienen, das Mondjahr mit dem Sonnenjahre auszugleichen, und hat weniger Tage. Sowol der Tag als die Nacht wird in 6 Zeiten getheilt, jede zu zwei Stunden, und sie wissen diese bei Tage am Stande der Sonne und bei Nacht an den Sternen genau abzumessen" (I, 76). Hier untersuchte Hofmann den merkwürdigen See Wahiriazur, Lenz den höchsten Berg Tahiti's Aorai, der nach barometrischer Messung nicht 10,000 (nach A. von Humboldt), sondern 8000 Fuß über die Meeresfläche sich erhebt. Nach einem Aufenthalte von beinahe einem Monate verließ Kotzebue am 5. April Tahiti, um die paradiesisch gelegenen Schiffer-Inseln aufzusuchen, von denen La Pérouse nur die nördlichen sah, und Kotzebue sich die Aufgabe stellte, die südlichen zu untersuchen; er war so glücklich, am 7. April eine Gruppe von 4 Inseln zu entdecken. Dieselben nehmen von Norden nach Süden einen Raum von 3 Meilen bei $2\frac{1}{2}$ Meilen Breite ein, und Kotzebue bezeichnete dieselben nach dem verdienstvollen Seefahrer als „Bellingshausen". Bald darauf sah er die von Freycinet 1819 entdeckte Insel Kordinkoff, dann die eigentlichen und stark bevölkerten Schiffer-Inseln: Leoneh, Fanfueh, Pola und Ojalava. In der Nähe der letztern entdeckte Kotzebue eine kleine Insel, der er den Namen „Fischerinsel" gab. „Sie erhebt sich fast senkrecht aus dem Meere bis zu einer ansehnlichen Höhe und ist ganz mit dichtem Walde bewachsen" (I, 151). Kotzebue bewies ferner, daß die sogenannte „Flache Insel" La Pérouse's mit der Nord-West-Spitze von Ojalava zusammenhängt. Darauf entdeckte Kotzebue eine Insel, die er wegen ihres krummen Bergrückens, welcher mit Cocospalmen bewachsen war, als „Hahnenkamm" bezeichnete, bestimmte sodann die von La Pérouse gesehene Insel Calinasseh und nahm die herrliche Insel Pola auf. Kotzebue fand hier eine üppige Vegetation, die sich bis zu den höchsten Punkten des Gebirges erstreckte; amphitheatralisch erheben sich an den Bergen Dörfer und Pflanzungen, die Kotzebue's Meinung nur bestätigten: „daß die Schiffer-Inseln die schönsten in der Südsee und mithin in der ganzen Welt sind" (I, 159).

Nachdem Kotzebue am 4. Mai den Aequator durchschnitten hatte, befand er sich am 10. Mai bei der Insel Ormed der Rumanzoff-Gruppe im Marschall-Archipel und fand, daß die Pflanzen, die er dort 1817 angebaut hatte, gut gediehen waren und die zurückgelassenen Thiere sich bedeutend vermehrt hatten. Indessen verließ Kotzebue von den Segenswünschen der Radacker begleitet schon am 20. Mai diese Inselgruppe, nahm darauf die Gruppe Heiden (Ligiep) genauer auf, als es 1817 geschehen war, und steuerte auf die Ralickerkette zu, ohne auf eine Gruppe zu stoßen. Seinen Weg nach Norden nehmend, erblickte Kotzebue am 1. Juli gegenüber der japanesischen Küste einen rothen

Streifen auf dem Wasser, der ungefähr einen Faden breit, aber wol eine Meile lang war und nach der mikroskopischen Untersuchung von einer unendlichen Menge kleiner Krebse herrührte. Bei günstigem Winde erreichte Kotzebue am 20. Juni Petropawlowsk in der Awatscha-Bai, und fand, daß Kamtschatka für den Mineralogen durch die Mannichfaltigkeiten der Steinarten zu den interessantesten Halbinseln gehört, dabei eine Menge heißer Heilquellen aufweist. „Was aber einen besonders seltsamen und unbeschreiblich herrlichen Anblick gewährt, sodaß man in ein Feenland versetzt zu sein glaubt, sind die Krystallberge an der westlichen Küste, die von der Sonne beschienen in den schönsten Farben spielen und für Brillantfelsen gelten können, sowie der Schwefelkies hier, dem Ansehen nach, Berge von gediegenem Golde bildet" (II, 14).

Am 1. Aug. verließ Kotzebue Petropawlowsk nach Abwickelung des merkantilen Theils seiner Expedition und segelte an den Aleutischen Inseln vorbei nach Neu-Archangel auf Sitka zu, wo er am 22. Aug. eintraf und die Fregatte Kreißer unter Befehl des Kapitäns Lasareff ablöste. Da die Colonie aber seiner Hülfe erst im März des nächsten Jahres (1825) bedürftig war, so segelte Kotzebue nach Californien zu der russischen Niederlassung Roß nördlich von St.-Francisco bei Port Bodega oder Port Rumanzoff, erlebte unter dem 40° der Breite das seltene Schauspiel eines Kampfes zweier entgegengesetzter Winde aus Süden und Norden, während sein Schiff eine Viertelstunde dazwischen auf einer Strecke von ungefähr 50 Faden Breite völlig neutral die Ruhe und Stille des Friedens genoß. Kotzebue fand diese russische Niederlassung im besten Zustande und verließ erst am 6. Dec. Californien, besuchte die Sandwichinseln und landete bereits am 8. März 1825 wieder in Neu-Archangel. Hier wurde er von dem Schiffe Helena am 23. Aug. abgelöst und trat seine Rückreise an. Er sah am 17. Oct. seine (Udirik-) Kutusoff-Gruppe der Radack-Kette, deren Lage er richtiger bestimmte, setzte seinen Curs nach Westen fort und nahm am 18. Oct. die von Wallis entdeckten Pescadores-Inseln geographisch genauer auf. Darauf entdeckte Kotzebue westlich von ihnen eine Inselgruppe von 54 Meilen Länge bei einer Breite von nur 10 Meilen, die er nach seinem Lieutenant „Rimski-Korsakoff" nannte und die aus 35 Inseln besteht. In der Hoffnung, jetzt auf eine Gruppe der Ralik-Kette zu stoßen, erblickte Kotzebue am 19. Oct. wirklich Inseln, die er die Eschscholtz-Kette nannte, von der er jedoch, durch Stürme verhindert, nur 10 Inseln sah. Den Lauf des Schiffes zu den Browes-Inseln richtend, um vielleicht zwischen beiden Gruppen Inseln zu entdecken, was nicht eintraf, lenkte er den Lauf des Schiffes zu der Ladronen-Insel Guaham, dann an den Babujans-Inseln am 12. Nov. vorbei ins Chinesische Meer und landete am 19. bei den Philippinen in Manila, welchen Hafen er erst am 22. Jan. 1826 verließ. Kotzebue durchschnitt alsdann am 2. Febr. den Aequator bei Borneo, fuhr durch die Sunda-Straße in den Indischen Ocean und umschiffte am 30. März das Cap der guten Hoffnung und langte am 10. April in St.-James auf St.-Helena an, welche Insel er bereits am 19. verließ, um schon am 28. den Aequator zum letzten mal zu durchschneiden. Portsmouth und Kopenhagen berührend, langte Kotzebue nach fast 3 Jahren am 22. (10.)Juli 1826 in Kronstadt an.

Auch diese Reise bereicherte die Wissenschaft mit nicht unwichtigen Entdeckungen und erwarb ihm einen hohen seemännischen Ruf. Brachte er doch die Existenz von 58 von keinem Europäer gesehenen Inseln zur näheren Kenntniß, die er in seinem zweiten Werke: „Neue Reise um die Welt in den Jahren 1823—26" (Weimar 1830 mit 3 Kupfern und 3 Karten in 2 Theilen) beschrieb. Die darin enthaltene scharfe Kritik über das britische und spanische Missions-Christenthum in Tahiti, den Sandwichinseln und Neu-Californien, welche mit der wahren Religion der Liebe Jesu Christi nur den Namen theilen, zog ihm britannischer- und katholischerseits viele Angriffe zu, wodurch nur die Wahrheit seiner Behauptungen besser hervortraten. Mit diesem interessanten Werke, welches ins Holländische (Harlem 1830) übersetzt und von C. F. Dietsch für die Jugend bearbeitet in seinen „Entdeckungsreisen" (Leipzig 1830) aufgenommen wurde, sind die Werke seiner Begleiter zu vergleichen: besonders Eschscholtz: „Zoologischer Atlas" (Berlin 1829—31), „Uebersicht der zoologischen Ausbeute" (Weimar 1830), „Descriptiones plantarum Novae Californiae" (St.-Petersburg 1826), „Beschreibung dreier neuer Meerschildkröten" (Mitau 1829). Ferner Emil Lenz, „Ueber das Wasser des Weltmeeres in verschiedenen Tiefen, in Rücksicht auf Temperatur und Salzgehalt" (St.-Petersburg 1847), „Physikalische Beobachtungen, angestellt auf einer Reise um die Welt" (St.-Petersburg 1831), und Ernst Hofmann's werthvolle „Geognostische Beobachtungen, gesammelt auf einer Reise um die Welt"; schließlich Kotzebue's Aufsatz: „Die Pittcairn-Insel" (in der St.-Petersburgischen Zeitung 1828, Nr. 30 und 31) und sein Bericht: „Ueber die Fahrt der Sloop Predprijatje in der Südsee während des J. 1824" (St.-Petersburg 1825, russisch in den Sapiski der Admiralität VIII, Nr. 11, deutsch in der St-Petersburger Zeitung III, 162 fg.) Das auf der ersten selbständigen Weltreise entstandene Brustübel hatte die Gesundheit des sonst kräftigen Mannes frühzeitig untergraben, wodurch Kotzebue genöthigt war, bereits 1829 dem Dienste als Seemann zu entsagen. Mit ehrenvoller Anerkennung seiner Verdienste von Nikolaus I. huldvoll entlassen, lebte Kotzebue fortan im Kreise seiner zahlreichen Familie auf seinem Erbgute Kau in Esthland, von schweren körperlichen Leiden von Zeit zu Zeit heimgesucht, bis zu seinem frühzeitigen Tode, der am 3/15. Febr. 1846 in Reval erfolgte. *(P. Th. Falck.)*

KOTZMANN, eine größere Ortschaft in dem österreichischen Herzogthume Bukowina, liegt am Sowica-Bache, 43° 26′ östl. von Ferro, 48° 27′ nördl. Br., in einer Meereshöhe von 241 Metern, ist der Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts und hat 3959 Einwohner. Von industriellen Unternehmungen daselbst ist der Betrieb von Oelpressen namhaft. Auf den Viehmärkten herrscht ein bedeutender Verkehr. *(Ferd. Grassauer.)*

KÖTZSCHENBRODA, Marktflecken von (1885) 5860 Einwohnern im Königreiche Sachsen, Kreishauptmannschaft Dresden, Amtshauptmannschaft Dresden, 9,4 Kilom. von Dresden entfernt, an der Dresden-Riesa-Leipziger Eisenbahn und der Elbe gelegen. Zur Parochie Kötzschenbroda gehören noch die Niederlößnitz (auch Hoflößnitz) und ein Theil der Oberlößnitz, Fürstenhain, Zitzschewig, Naundorf und Lindenau. Kötzschenbroda und Hoflößnitz, welche vielen Bewohnern der Hauptstadt als Sommerfrische und ebenso vielen pensionirten Beamten, Militärs und Geistlichen als Wohnort dienen, bilden gegenwärtig eine zusammenhängende große Anlage von Land- und Gartenhäusern. In der Niederlößnitz befindet sich ein Siechenhaus Bethesda, ein Magdaleneum und das Luisenstift, ein Institut für Töchter höherer Stände, welche drei Anstalten von der Diakonissenanstalt in Dresden aus geleitet werden.

Geschichtlich denkwürdig ist Kötzschenbroda geworden durch den hier am 27. Aug. a. St. 1645 geschlossenen sechsmonatlichen Waffenstillstand, welcher wenigstens den schwersten Heimsuchungen Kursachsens durch die Schweden ein Ziel setzte. Lange hatte der Kurfürst Johann Georg I. den Vorstellungen und Bitten seiner beiden ältesten Söhne, welche dringend zu einer Verständigung mit den Schweden riethen, widerstanden. Erst als Torstenson sich durch den Sieg bei Jankau den Weg ins Herz Oesterreichs öffnete, im Norden die Schweden Magdeburg und Torgau belagerten und der Kaiser auf des Kurfürsten Bitten um Rath und Rettung nur mit Ermahnungen und Vertröstungen antwortete, als der in Sachsen zurückgebliebene Königsmark, um den Starrsinn des Kurfürsten zu brechen und ihm alle Mittel zu fernerem Widerstande zu entziehen, schwere Contributionen ankündigte, die Gegend rings um Dresden mit Feuer und Schwert zu verwüsten drohte, Rochlitz nahm, die aus Böhmen herbeigezogenen sächsischen Regimenter auf Dresden zurückwarf und durch die Einnahme von Meißen, 14. Aug., sich zum Herrn des dortigen Elbpasses machte, auch die Nachricht von dem Frieden, den Dänemark zu Brömsebro mit Schweden geschlossen hatte, einlief, gab endlich der Kurfürst in seiner Hülflosigkeit seine Einwilligung zu Unterhandlungen mit den Schweden.[1]) Dieselben wurden in dem auf dem linken Elbufer gelegenen Dorfe Kossebaude, in einem der Dorfschenke gegenüber befindlichen Garten eröffnet und am 15.—17. Aug. schwedischerseits durch den Generalmajor Axel Lilje, Oberst Sarazini und Oberstlieutenant Nehr, sächsischerseits durch den Geh.-Rath von Oppel, die Obersten W. Ch. von Arnim und Hans von der Pforte geführt, jedoch wegen der Annäherung der Kaiserlichen bis zum Plauenschen Grund auf das jenseitige Ufer verlegt und im dortigen Pfarrhause am 22. und 23. fortgesetzt, wobei abends jedesmal die schwedischen Unterhändler nach Meißen, die sächsischen nach Dresden zurückkehrten. Der von ihnen benutzte Tisch wird noch jetzt im Pfarrhause aufbewahrt. Durch den am 27. unterzeichneten Waffenstillstand, welcher am 31. März 1646 zu Eilenburg bis zum allgemeinen Frieden verlängert wurde, machte sich der Kurfürst verbindlich, den Schweden monatlich 11,000 Thaler nebst Proviant und Futter zu liefern, dabei alle Durchzüge und die Mitbesetzung von Leipzig und Torgau zu gestatten, den Elbpaß bei letzterer Festung den Schweden stets offen zu halten und den Kaiserlichen alle Werbungen in Sachsen zu verbieten, wogegen ihm nachgelassen blieb, seiner Reichspflicht durch Stellung von drei Regimentern zum kaiserlichen Heer nachzukommen.

Der Name, in ältester Form Koczebrode, Koschebrode, Kotzebrode, Kotczeberg u. s. w., von brod slaw. = Furt, wogegen sich der erste Theil desselben nicht mit Sicherheit deuten läßt[2]), weist auf sorbischen Ursprung des Ortes hin, der auch durch Urnenfunde bestätigt wird. Seit dem 12. Jahrh. war er ein bischöflich-meißnisches Gut, bis es lehensweise an die in der Umgegend mehrfach begüterte Familie von Karras kam. Im J. 1401 verkaufte es der Küchenmeister Friedemann für 1066 Schock Groschen an Markgraf Wilhelm von Meißen, der das herrschaftliche Gut nach und nach vererbte oder vertheilte, sodaß es gegenwärtig ganz verschwunden ist. In den J. 1429 und 1430 wurde Kötzschenbroda gleich einem großen Theile der dresdener Umgegend von den Hussiten verwüstet, auch im Dreißigjährigen Kriege, namentlich im J. 1637, hatte es bald durch die Schweden, bald durch die Kaiserlichen schwer zu leiden. Gegen die drohenden Verheerungen der Elbfluten, welche wiederholt beträchtliche Uferstücke wegrissen, wurde es in den J. 1785—1789 durch eine für die damalige Zeit sehr bedeutende und kostspielige Stromregulirung geschützt. Im J. 1803, wo es 715 Einwohner zählte, wurden dem Orte seine Rügen und Freiheiten bestätigt.

Die Gegend von Kötzschenbroda ist seit alter Zeit einer der Hauptsitze des sächsischen Weinbaues, dessen Gebiet sich über die ganze Sonnenseite der 38 Kilom. langen Hügelkette von Pillnitz bis unterhalb Meißen erstreckt. „An etzlichen Orten im Lande zu Meyssen", berichtet schon Albinus[3]), „sonderlich an der Elbe wechst guter Wein, da man für andere die Cotzenbroder oder wie mans jetzt ausspricht, die Kotzberger und Zutschwitzer sehr lobet, zumal wenn sie noch in Mosten sind, die da wegen ihrer lieblichkeit und tawerhafftigkeit berühmt seynd. Wiewol diejenigen, so vmb Meyssen wachsen, auch vielen anderen wol können fürgezogen werden." Das Alter dieses Weinbaues soll bis ins 11. Jahrhundert zurückreichen. Eine Urkunde von 1286[4]) erwähnt zwei Weinberge in Kotzebroda, über welche die Burggrafen Otto von Dohna und Otto von Grafenstein dem Bischofe von Meißen die von ihm empfangenen Lehen auflassen, damit dieselben dem Hospitale zu Dresden zugewiesen würden. — Im J. 1322 überweist der Priester Petrus der von ihm und seinem Bruder gegründeten Kapelle 5 Groschen von einem Weinberge zu Kötzschen-

1) Böttiger-Flathe, Geschichte Sachsens II, 181 fg.

2) G. W. Schubert, Chronik und Topographie der Parochie Kötzschenbroda, ohne Jahr. 3) Meißnische Landeschronika (1589) S. 308. 4) Codex dipl. Saxon. reg. II, 1, No. 272.

broda, welcher Planities genannt wird.[5]) Im J. 1503 schenkte Dr. Nic. Moncemester zu Dresden dem Kloster Altzelle seine beiden Weinberge zu Kötzschenbroda, der Rabenstein und der Lode genannt.[6]) Im J. 1288 galt der Eimer kötzschenbrodaer Wein = 12 Scheffel Roggen. Ein eifriger Förderer des Weinbaues war der Bischof von Meißen Konrad von Walhausen, 1370—1375; er erwarb u. a. für den bischöflichen Tisch eine vinea dicta der Schrammenberg sita in vinetis sive montibus Koczczebrode.[7]) Man suchte nun auch den inländischen Wein gegen die Concurrenz des ausländischen zu schützen. Im J. 1440 legten Kurfürst Friedrich der Sanftmüthige und sein Bruder, Herzog Wilhelm, Irrungen zwischen der Stadt Dresden und denen von Alden Dresden (jetzt Neustadt-Dresden) wegen des Ausschankes fremder Weine und Biere dahin bei, daß „die von Alden Dresden vortmehin in zcukunftigin zeiten in keiner fremde weyne vnd sunderlichen beheimsche, sunder lantwyne zcu Dresden Koczebrode uder anderswo im lande zcu Missen gewachsen ... mogen sie schencken".[8]) Was es mit den Beschädigungen der städtischen Weinberge und der Zerstörung der Einfriedigungen derselben durch die Bewohner von Kötzschenbroda, über welche sich der dresdener Rath im J. 1452 beschwert[9]), für eine Bewandtniß hat, läßt sich nicht angeben. Die Herren von Schönburg legten auf den Weinberg, den sie „zu Koezschberg" besaßen, so großen Werth, daß sie ihn in dem Tauschvertrage mit Herzog Moritz vom 21. März 1543 ausdrücklich ausnahmen und sich vorbehielten.[10]) Kurfürst August, der große Obstzüchter, nahm sich auch des Weinbaues mit großem Eifer, wenn auch nicht mit gleichem finanziellen Erfolge an; er machte hier nicht nur die ersten Versuche mit Anpflanzung rheinischer Reben, sondern schloß auch mit der Gemeinde Kötzschenbroda eine Uebereinkunft über Lieferung von jährlich 60 Fudern Dünger für die Hoflößnitzer Weinberge; „wie dann der allhier angebauten Weingebürge halber der Kreyerhoff (nach Moritzburg zu gelegen) anbracht und üm deren bessern Versorgung des Tüngers halber alle Anschaffung gethan, auch was hin und wieder in Abnehmen gerathen und gewesen, solches alles wieder also angestellet, daß hin und wieder dessen löbliche Merkzeichen annoch zu befinden".[11]) So berichtet Kurfürst Johann Georg's II. Bau- und Bergschreiber der Hoflößnitz Joh. Paul Knohll 1667 in der Vorrede zu seinem „Klein Vinicultur-Büchlein d. i. kurtzer Innhalt und Unterricht des Weinbaues nach Anleitung der Churfürstl. Sächs. Weingebürgs-Constitution" (d. h. die Weingebirgsordnung Kurfürst Christian's I. vom 23. April 1588), welches im Verein mit dem „Weinbaw-Buch" Ernst Abraham's von Dehn-Rothfelser auf Helffenberg bei Dresden den Grund zu einer rationelleren Betreibung des Weinbaues in Sachsen legte; denn wenn auch Kurfürst Christian II. schon 1616 den erfahrenen Winzer Jm. Löfler aus Stuttgart berufen hatte, welcher die Weinberge der Hoflößnitz nach fränkischer Art zu behandeln lehren sollte, so ließ doch der Schlendrian der sächsischen Winzer nach dessen Abgange die von ihm eingerichteten Gelege wieder eingehen. „Wie denn auch", fährt Knohll fort, „der pp. Churfürst Christianus secundus die erste Art des Würtembergischen Weinbaus in Dero Lande und anfangs nacher Costebaude, hiesiger Gegend gleich über, zu Dero Gebirge gepflanzet und angebauet, hernach von dem pp. Churfürsten Johann Georg dem Ersten solche fort und fort und herüber in diese Gegend gepflanzet, auch also, daß Sie keine Arbeit noch Kosten gesparet, bis Sie die schönen Fluren, die allerschönsten herumliegenden und andern Orten bequemer gelegenen Höhen zu Weingebürgen gemacht und angeleget, sowol auch Dero gnädigst ausgespendete Räume, wo solche mit Holtze und Gestrüppe vordessen bestanden und nicht alß Wildniß und Heyde gewesen, jetzo durch Dero Diener und benachbarte Inwohner viel Gebürge auff- und anbringen lassen, auch fast noch täglich bauen und anlegen, ... wie dann die Weinberge von Churf. Durchl. also geliebet worden, daß zu Dero daran habenden Lust und Ergötzlichkeit annoch ein schön und weit berühmtes Weingebürgs-Lustschloß zwart aufgerichtet aber wegen Deren .. Ableben nicht zum völligen Stande zu bringen gewesen, sondern vollends durch Ew. Churf. Durchl. (Johann Georg II.) angerichtet und durch Dero hergegebene Kosten zugeputzet und mit schönen, des ganzen heil. Röm. Reichs natürlichen Conterfeyen gezieret worden, so wie auch beedes, über gedachtes schönes Lustschloß als auch Dero Weingebürge, dermaßen noch halten, daß Sie zu dessen Pflegung, Erhaltung in gutem Gebäude, es zur Zeit, wie hier, also auch an keinem Ort ermangeln zu lassen, darauf stets bedacht seyn." Auch A. Weck[11]) bezeugt, „daß an der Elbe auf- und unterwärts die köstlichsten Weingebürge seynd, alß immermehr im Lande Meißen anzutreffen, in welchen jährlich eine große Menge an Weine, ja öfters in einem Jahrwachs nur auf den Fluren, so im Dreßdenschen Amtsbezirke gelegen und nicht des geringsten Theils denen hiesigen Einwohnern zuständig viel Tausend Eymer gesamelt worden, unter allen selbigen Weingebürgen aber werden die Kötzschenbrodischen, Lößnitzer, Züschwitzer, Coßwiger, auch Loschwitzer und Wachwitzer für die edelsten und besten gehalten." Im J. 1668 sollen die Domanialberge einen Ertrag von 6464 Faß, 1678 sogar von 9611 Faß geliefert haben. Auf die Vorstellung der Weinbergsbesitzer zu Dresden und Meißen von 1670, „daß die Bauern auf Niederungen und sonst tragbar gewesenen Feldflächen Weinberge angelegt hätten, welche zwar viel Most, aber bei mangelnder Bonität nur sauern Wein lieferten und den allgemeinen Credit des Landweins gefährdeten", untersagte das Mandat vom 10. Aug. 1684 die Anlegung von Weinbergen an zum Getreidebau tauglichen Orten. Seit 1792 wurde der Weinbau durch burgundische und ungarische Reben verbessert und im J. 1836 durch Schwartz und Pilgrim in der Niederlößnitz

5) Ibid. No. 385. 6) Berger, Altzelle S. 711. 7) Ibid. II, 2, No. 634. 8) Ibid. II, 5, No. 210. 9) Ibid. No. 248. 10) Schöttgen und Kreyßig, Diplom. Nachlese XII, 307 fg.

11) Beschreibung und Vorstellung der Churfürstl. Sächs. Residenz Dreßden (1680) S. 15.

auf Actien eine noch jetzt bestehende Fabrik moussirender Weine gegründet.[12]) Im allgemeinen ist jedoch neuerdings der sächsische Weinbau quantitativ erheblich zurückgegangen und auch in den kötzschenbrodaer Privatbergen mehr und mehr der einträglicheren Cultur der Pfirsiche, besonders aber der Erdbeere, gewichen, seitdem die Eisenbahnverbindungen die Versendung dieser Früchte nach weit entfernten Märkten, z. B. nach Berlin, möglich gemacht haben. Zur Zeit der Reife pflegt daher hier ein förmlicher Erdbeermarkt abgehalten zu werden. Im J. 1881 kamen von Kötzschenbroda mehr als 892 Centner Erdbeeren zum Versandt. *(Th. Flathe.)*

KÖTZTING, Markt im bairischen Regierungsbezirke Niederbaierns mit Magistrat 3. Klasse, am Weißen Regen und an dem westlichen Fuße des zum Böhmisch-bairischen Waldgebirg gehörenden Keitersberges gelegen, mit (1880) 1626 Einwohnern, kath. Pfarrei im Dekanate Cham, 4 Kirchen, Schule, Bezirksamt und Amtsgericht, Rentamt (die Amtsgerichte Kötzting und Neukirchen umfassend), Aerarial-Revier im Forstamte Zwiesel, 1 Notar, Postexpedition, 2 Schlössern, Districts- und Local-Krankenanstalt. Der Markt Kötzting, seit dem Erlöschen der Grafen von Bogen Hauptort des Bezirks Kötzting, bestand der Sage nach im 9. Jahrh. aus drei einzelnen Höfen; in Urkunden erscheint er jedoch zuerst 1073 als „Chostingen", das mit mehrern Gütern vom Pfalzgrafen Konrad dem Kloster Rott bei Wasserburg geschenkt wurde; 1224 kam durch Bischof Konrad von Regensburg auch die Kirche an das besagte Kloster, welches seine Besitzungen und Rechte durch Pröpste verwalten ließ und meist die Ritterleute des bairischen Waldes als Lehnsträger der Propsteiwürde aufnahm. Kaiser Ludwig der Baier bestätigte 1344 schon früher erlangte Marktrechte und verlieh den Bürgern, außer der niedern Gerichtsbarkeit, gleiche Rechte, wie die von Cham bereits besaßen. Das am südlichen Ende des Marktes gelegene Schloß, worin der herzogliche Pfleger seinen Sitz hatte, scheint gleich den Ringmauern um den Markt einstmals sehr fest gewesen zu sein, denn im Löwlerkriege zogen sich vor ihm die Scharen der aufständischen Landherren ohne Erfolg nach Cham zurück, sowie auch Pfalzgraf Otto von Neumarkt, der Bundesgenosse der Löwler, von den Mauern tapfer zurückgeschlagen wurde. Im J. 1633 und 1641 eroberten und verbrannten die Schweden den Markt, der sich seitdem zu einem recht wohlhabenden und angenehmen Orte aufgeschwungen hat. — Charakteristisch für die Bevölkerung dieser Gegend ist der Pfingstritt zu Kötzting. Am Pfingstmontage eines jeden Jahres wird von dort aus nach der Nikolauskirche in Steinbühl ein Kreuzgang gehalten, bei welchem, wunderlich genug, die sämmtlichen Theilnehmer, den Pfarrer mit der Monstranz, den Meßner, die Fahnenträger nicht ausgenommen, zu Pferde erscheinen müssen. Nach Abhaltung des Gottesdienstes wird im freien Walde Rast gehalten und gezecht, sodann aber zu Pferd wieder der Rückweg angetreten; auf einer Wiese außerhalb des Marktes wird sodann ein Kreis geschlossen, und dann in dessen Mitte ein kötztinger Bürgerssohn, der vom Magistrate und Pfarrer als der würdigste bezeichnet wurde, von letzterm mit einem kleinen Ehrenkranze beschenkt. Die Sage erzählt, daß Steinbühl in einer Zeit, da ringsum noch alles heidnisch war, bereits eine Filiale der Hauptkirche zu Chammerau gewesen sei, und wie der Pfarrer zu einem Sterbenden dahin gerufen, von berittenen Kötztingern geleitet und gegen eine andringende Heidenschar siegreich vertheidigt worden sei; zur Erinnerung daran sei dann der Pfingstritt nach Steinbühl eingesetzt worden. *(Ferdinand Moesch.)*

12) G. H. von Carlowitz, Versuch einer Culturgeschichte des Weinbaues mit besonderer Beziehung auf das Königreich Sachsen (Leipzig 1846).

KOWEL, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Volhynien, unter dem 51° 13′ nördl. Br. und 41° 22′ östl. L., 323 Kilom. im Nordwesten von Schitomir an der Kiew-Brester-Eisenbahn in einer sumpfigen Niederung gelegen, die von dem Flusse Turja und dessen Nebenflüssen durchströmt wird, hat 3 Kirchen, 1 katholische Kapelle, 1 Synagoge, 3 jüdische Gebethäuser, 19 Kaufläden, 1 Hospital, 6 Gerbereien, 1 Bierbrauerei, 3 Ziegelbrennereien und (1880) 4765 Einwohner. Der Handel der Stadt ist höchst unbedeutend. Auf sämmtlichen 10 Jahrmärkten ist der Umsatz nicht größer als 20,000 Rubel. — Die ersten historischen Nachrichten über Kowel fallen in den Anfang des 14. Jahrh., circa 1345, in welchem Jahre der litauische Fürst Gedimin Kowel seinem Enkel Fedor Sanguschko schenkte. Im J. 1518 verlieh Sigismund I. der Stadt das Magdeburger Recht und richtete Jahrmärkte ein. Im J. 1795 wurde Kowel zur Kreisstadt des Gouvernements Volhynien erhoben. *(A. von Wald.)*

KOWNO (litauisch Kaunas), ein Gouvernement im westl. Rußland, zwischen Preußen und Kurland gelegen und an einem Punkte (nahe Polangen) an die Ostsee stoßend, zählt auf 40,288 □Kilom. 1,403,071 Einwohner, zur größern Hälfte Litauer (73 Proc.) und Samogitier, außerdem sehr wenige Russen (6 Proc.), dagegen ungleich mehr Polen, Deutsche ($12\frac{1}{2}$ Proc.), Juden (17 Proc.) und Tataren. Die Bekenner der katholischen Kirche bilden 81 Proc. der gesammten Bevölkerung. Getreidefelder und herrliche Wälder nehmen einen sehr großen Theil des Areals ein. Das Klima des Gouvernements ist ein gemäßigtes infolge der vielen fließenden Gewässer. Die mittlere Jahrestemperatur ist +5° 5′ R., die des Winters — 3°, des Frühlings + 4° 5′, des Sommers + 14° 1′, des Herbstes + 6° R. Die Flüsse des Gouvernements gehören fast ausschließlich zum Bassin des Baltischen Meeres; von ihnen ergießen sich der Niemen (Memel), die Minja und Okmjana ins Kurische Haff, die Bartawa, Swenta (heilige Aa) in das Baltische Meer und die westliche Düna in den Rigaischen Meerbusen. Die Mündungen dieser Flüsse befinden sich außerhalb der Grenzen des Gouvernements. Die bedeutendsten Nebenflüsse des Niemen sind die Strawa, Wilja, Dubissa, Mitwa, Swinta und Jura. Die Hauptbeschäftigung der Einwohner ist der Ackerbau. Angebaut werden 60 Proc.

des ganzen Areals und zwar mit Roggen, Gerste, Weizen, Hafer, Buchweizen, Flachs und Kartoffeln in einer die Landesbedürfnisse bei weitem übersteigenden Menge. Weniger entwickelt ist die Viehzucht. An der preußischen Grenze sind 5 Zollämter, Jurburg, Tauroggen, Nowomjesto, Gorschdof und Krottingen, durch die jährlich für $2^1/_2$ Millionen Rubel Getreide, Flachs und Holz ausgeführt werden. Das Holz wird hauptsächlich auf dem Niemen und dessen Nebenflüssen (jährlich circa 70,000 Stämme) verflößt und gelangt so nach Tilsit. Das jetzige Territorium des Gouvernements bildete früher einen Bestandtheil Litauens und war im 13., 14., 15. und zu Anfang des 16. Jahrh. häufigen Einfällen und Verwüstungen des Deutschen Ritterordens ausgesetzt. Im J. 1569 wurde Kowno mit Polen vereint, 1795 aber kam es an Rußland, wobei aus ihm 2 Statthalterschaften, die Wilnaer und Slonimer, gebildet wurden, die im J. 1796 das eine litauische Gouvernement mit der Hauptstadt Wilna bildeten. Im J. 1842 endlich erhielt das Gouvernement Kowno seine jetzige Begrenzung und Eintheilung in die sieben Kreise: Kowno, Wilkomir, Nowialexandrow, Rossieny, Ponjewesch, Schawli und Telschi. (*A. von Wald.*)

KOWNO, Hauptstadt des europäisch-russischen Gouvernements Kowno an der St.-Petersburg-Warschauer Eisenbahn und am Zusammenflusse des Niemen und der Wilja, theils im Thale, theils auf den Uferhöhen der beiden Flüsse gelegen, hat ein schönes, alterthümliches Rathhaus, jetzt der Palast des Gouverneurs, 2 griechische, 8 katholische und 1 lutherische Kirche, 4 katholische Klöster, darunter 1 Nonnenkloster, 2 Gymnasien, von denen eins ein Mädchengymnasium, 1 lutherische Schule und 4 Volksschulen, 35 Kaufläden, 1 Civil- und 1 Militärhospital. Neben dem Rathhause steht eine gußeiserne Pyramide zum Andenken an die Befreiung Rußlands von den Franzosen 1812. Die Stadt zählt 42,227 Einwohner, darunter 15,000 Juden und viele Deutsche. Es gibt hier 18 Fabriken und industrielle Anstalten mit einer jährlichen Production von 125,000 Rubeln, darunter 1 Maschinenfabrik (77,000 Rubel), 2 Cigarrenfabriken, 1 Seifensiederei, 4 Lohgerbereien, 3 Dampfmühlen u. s. w. Man braut gutes Bier, vorzüglichen Meth und treibt lebhaften Handel mit Getreide und Leinsamen. In dem Hafen werden jährlich Waaren im Werthe von 573,000 Rubeln verladen und für 225,000 Rubel ausgeladen. — Die Gründung Kowno's fällt in den Anfang des 11. Jahrh. Vom Anfange des 14. bis zum Anfang des 15. Jahrh. hatte das Schloß in Kowno die Bedeutung eines strategischen Punktes für Litauen. Zu der Zeit war Kowno häufigen Verwüstungen von seiten der Deutschen Ordensritter ausgesetzt. Ihre militärische Bedeutung verlor die Stadt erst im J. 1400, in welchem der Großfürst Witowt aus Besorgniß, eine so wichtige Festung in den Händen der Feinde zu sehen, dieselbe in die Luft sprengen ließ. Verschiedene Privilegien, die den Einwohnern im 15. und 16. Jahrh. geschenkt waren, hoben den Wohlstand der Stadt so, daß der polnische König Heinrich Valois sie in einem Document vom J. 1574 „Die Zierde der Republik" nannte. Einen noch größern Flor erlangte die Stadt seit 1581, als sie zum Stapelplatz der nach dem Auslande bestimmten Waaren gemacht und infolge dessen hier ein Hauptzollamt eingerichtet wurde. Der Handelsumsatz Kowno's belief sich zu jener Zeit auf 3 Mill. Dukaten jährlich. Dieser blühende Zustand dauerte jedoch nur bis zur Hälfte des 17. Jahrh. Im J. 1655 wurde Kowno von den russischen Heeren eingenommen und geplündert. Im J. 1795 kam es endgültig an Rußland; 1806 zerstörte eine Feuersbrunst ein Drittel der Stadt. Am 23. bis 25. Juni 1812 ging bei Kowno Napoleon's I. Hauptarmee über den Niemen und am 14. Dec. führte Ney eine Nachhut von 200 Mann über den Strom an derselben Stelle zurück. In dem Treffen vom 26. Juli 1831 siegten die Russen unter Malinowski über die Polen. Im J. 1842 wurde Kowno zur Hauptstadt des neu eingerichteten Gouvernements Kowno erhoben, und von dieser Zeit an sind sowol die Bevölkerung als auch der Handel und Wohlstand der Stadt im steten Wachsthume begriffen. Etwa 8 Kilom. von der Stadt liegt in einem Walde und an der Wilja das prächtige Camaldulenserkloster Pozaiskij-Uspenskij oder Friedensberg, 1674 mit einem Kostenaufwande von 2 Mill. Gulden von dem litauischen Großkanzler Christoph Paz erbaut, der mit seiner Gemahlin daselbst ruht. (*A. von Wald.*)

KOWROW, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Wladimir, unter dem 56° 36′ nördl. Br. und 58° 36′ östl. L., 69 Kilom. im Nordwesten von Wladimir, am rechten steilen Ufer der Kljasma. Geradeüber der Stadt liegt auf dem linken Ufer des Flusses eine Slobodka (Vorstadt), in der vorzugsweise Kaufleute wohnen. Die Stadt hat 2 Kirchen, 154 Kaufläden, 78 Waarenmagazine, 1 Pfarrschule, 1 Hospital, 1 Maschinenfabrik mit einer Production von 800,000 Rubeln, 1 Baumwollweberei (19,000 Rubel), eine Schaffellgerberei (50,000 Rubel) und 4893 Einwohner, die bedeutenden Handel mit Getreide, Salz, Fischen und Holzwaaren treiben. Das Getreide wird aus den an der Wolga liegenden Hafenorten, das Salz aus Nischnji-Nowgorod, die Fische aus Astrachan eingeführt. Von den 2 Jahrmärkten am 25. Dec. und 28. Juli (a. St.) ist nur der erstere von Wichtigkeit. Der Umsatz auf demselben beläuft sich auf circa 100,000 Rubel. — In der ersten Hälfte des 17. Jahrh. befand sich Kowrow, das damals noch ein Dorf war, im Besitze des Spasso-Jemifowschen Klosters, dem es von dem Fürsten Iwan Kowrow geschenkt war. Im J. 1778 wurde es zur Kreisstadt erhoben, 1796 außer Etat gesetzt und 1802 wieder zur Kreisstadt gemacht. — Im kowrower Kreise, der ein Areal von 65,4 □ Meilen einnimmt, wovon die Hälfte auf die Waldungen kommt, ist ein wichtiger Erwerbszweig der Einwohner der der Ofeni, d. h. Hausirer, die mit ihrem Waarenpack auf dem Rücken ganz Rußland durchwandern. (*A. von Wald.*)

Krabben, s. Brachyura.

KRAFFT (Peter), Porträt- und Historienmaler, geb. zu Hanau am 17. Sept. 1780, gest. zu Wien den 28. Oct. 1856. Sein Vater war Emailmaler und von diesem erhielt er den ersten Unterricht in derselben Kunst, später

bildete er sich auf der Akademie seiner Vaterstadt zum Porträtmaler aus und malte nicht allein in Email, sondern auch in Oelfarben. Noch in jungen Jahren kam er nach Wien (1799), um sich auf der dortigen Akademie weiter auszubilden, wobei er die freie Zeit benutzen mußte, um durch Bildnißmalen seine Lebensbedürfnisse zu decken. Sein Sinn war aber auf Höheres gerichtet, das Porträt allein befriedigte ihn nicht, und er bildete sich im Anblicke der Kunstschätze Wiens zum Historienmaler aus. Füger, in dieser Zeit Akademiedirector, beeinflußte ihn in hohem Maße, denn Füger's Kunstweise war in Mode und die sentimentale Auffassung der Antike wurde hoch geschätzt. Auch Krafft malte verschiedene Bilder aus der antiken Mythologie, und hatte so viel erspart, daß er Paris (1801) besuchen konnte. Krafft benutzte hier die Gelegenheit, nach den ersten Meistern fleißig Studien zu machen und malte nebenbei auch eigene Compositionen. So entstand eine Sappho, Hebe u. a. In Paris scheint David auf ihn bedeutend gewirkt zu haben; sicher ist er durch diesen zu dem Entschlusse geleitet worden, wie jener die französischen Heldenthaten in seinen Gemälden verewigte, dasselbe in Bezug auf Oesterreich zu thun. Nachdem er 1807 nach Wien zurückgekehrt war, glaubte er zur Vollendung seiner Lehrzeit auch Rom besuchen zu müssen, wohin er sich das nächste Jahr begab. Doch fesselte ihn die Stadt nicht in dem Maße, wie er erwartet hatte, denn die besten transportabeln Kunstwerke waren entführt und die lebende Künstlerwelt durch die Kriegswirren in alle Welt zerstreut. Nach einigen Monaten kehrte er nach Wien zurück, wo er gleich mit seinem ersten größern Bilde sich einen Namen erwarb. Der Gegenstand des Gemäldes ist die Schlacht von Aspern auf dem Marchfelde, und zwar die Scene, wo Erzherzog Karl im Gewühle der Schlacht ein Bataillon wanken sieht, dessen Fahne ergreift und es wieder zum Vormarsch und zum Siege führt. Im J. 1814 malte er das Gegenstück dazu, die Schlacht von Leipzig. Wie bei jenem stellte er auch hier eine Episode aus der Schlacht in den Vordergrund und zwar das Finale derselben. Fürst Schwarzenberg reitet den Hügel hinan, auf dem die drei Verbündeten des Ausganges der Schlacht harren, um ihnen den Sieg zu verkündigen. Beide Gemälde befinden sich jetzt im Invalidenhause zu Wien; ersteres ist von C. Rahl, das andere von J. Scott gestochen. Der Künstler malte nochmals beide Gemälde im kleinern Maßstabe, die den Stechern zur Vorlage gedient haben. Mit diesen Bildern hat sich Krafft den Ehrennamen eines vaterländischen Malers erworben. Derselben Richtung gehört auch das Bild an, welches Rudolf von Habsburg vorstellt, der auf der Jagd dem zu einem Sterbenden gehenden Priester mit dem Sakrament begegnet und ihm sein Pferd überläßt (gestochen von F. Kolb). Der ältern Geschichte Ungarns sind die zwei Bilder entlehnt, die den Helden Zriny zum Gegenstand haben. Auf dem einen, das sich im Nationalmuseum zu Pest befindet, ist Nikolaus Zriny, der heldenmüthige Vertheidiger der Bergfeste Szigeth, in dem Augenblicke dargestellt, da er, jede weitere Vertheidigung der Feste als nutzlos aufgebend, mit kostbaren Gewändern angethan hoch zu Roß mit dem Säbel in der Hand an der Spitze seiner Getreuen sich durch das Thor auf die stürmenden Türken wirft, überall Schrecken und Verwirrung verbreitend. Das Bild wurde von J. Stöber gestochen. Das andere Gemälde, von Graf Festetits bestellt, bringt eine andere Phase des Kampfes, den Tod Zriny's, zur Darstellung.

Neben diesen historischen Bildern entstanden noch andere, darunter zwei Kirchenbilder für Tyrnau, die heil. Cäcilia die Orgel spielend und die heil. Margaretha mit dem Drachen. Außerdem griff der Künstler noch immer zu Stoffen aus der Mythologie oder der Sage zurück, ein Beweis, daß Füger's Einfluß sich nachhaltig bei ihm bewährte. Ganz im Geiste seines Lehrers ist das Bild mit Adam und Eva nach dem ersten Gewitter (nach Geßner) concipirt. Von Bildern dieser Gattung nennen wir noch: der blinde Belisar bettelnd, in Lebensgröße, Oedipus und Antigone (von John für die Aglaia gestochen), Paris und Helena, Orpheus, Theseus und Pirithous, welche um die Helena würfeln, sowie zwei Scenen zu Goethe's Hermann und Dorothea, und gleichfalls zwei Scenen zu Lord Byron's Manfred. Das eine Bild, Manfred und der Gemsjäger, ist von Rahl gestochen. — Es war ganz natürlich, daß der Künstler sich einer besondern Gunst des österreichischen Hofes erfreute, und da er ja von Anbeginn seiner künstlerischen Laufbahn Porträtmaler war, als solcher auch viel Beschäftigung fand. Den Kaiser Franz malte er wiederholt, dann die Prinzen und Prinzessinnen des kaiserlichen Hauses, ein kleines Porträt des Erzherzogs Karl, das lebensgroße Bildniß des Erzherzogs Joseph in ganzer Figur in der Tracht des Palatinus von Ungarn, nicht zu gedenken der vielen Bildnisse für andere Kreise. Sehr gelungen und wie ein Genrebild aufgefaßt ist das Porträt des Erzherzogs Johann, der als Gemsjäger von der Höhe einer steirischen Alpe in das neblige Thal herabsieht (sehr schön von Bl. Höfel gestochen). Unter allen diesen Bildern ist aber das große Repräsentationsbild der Krönung des Kaisers Franz zum König von Ungarn in Ofen am 6. Juni 1792 besonders hervorzuheben. Der Krönungsmantel und die Krone sind getreu nach der Wirklichkeit gemalt, alle Personen des Bildes sind Porträts, und die Costüme der ungarischen Magnaten mit großer Virtuosität und treu nach der Natur gegeben.

Vom J. 1833 sind drei enkaustisch gemalte Wandbilder in der kaiserlichen Hofburg: die Rückkehr des Kaisers am 27. Nov. 1809, eine spätere vom 16. Juni 1814 und die erste Ausfahrt desselben nach einer schweren Krankheit am 9. April 1826. Schließlich sei noch zweier Bilder gedacht, die nicht minder des Malers patriotische Gesinnung bekunden. Die Pendants stellen den Abschied des Landwehrmannes und dessen Rückkehr in den Kreis seiner Familie vor und erfreuten sich gleich nach ihrer Vollendung allgemeiner Anerkennung (jetzt im Belvedere). Der Künstler hat hier gleichsam die großen Ideen, die in seinen Schlachtenbildern verkörpert wurden, dem Volke näher gebracht, und er konnte sicher sein, daß ihn dieses in jenen Kriegszeiten sehr wohl verstand. Diese beiden Bilder wurden von Kovatsch und Bl. Höfel gestochen. Ueber-

haupt haben die Stecher redlich mitgewirkt, daß der Künstler schon bei seinen Lebzeiten in den weitesten Kreisen seines Vaterlandes bekannt und geschätzt wurde. Krafft war auch Professor der Akademie und bis zu seinem Tode Schloßhauptmann des Belvedere und Director der Bildergalerie. Es ist sein Verdienst, daß die österreichische Kunst nicht weiter auf den Bahnen, die ihr Füger eröffnete, im unwahren Antikisiren verflachte, und seiner Thätigkeit ist es besonders zuzuschreiben, daß sich das volksthümliche Genre auf gesunder Grundlage entwickelte.

Joseph Krafft, ein jüngerer Bruder des vorigen, war Porträtmaler. Geboren in Hanau 1787, wurde er, wie sein Bruder, zur Porträtmalerei erzogen. Zuerst in Email arbeitend, ging er später zur Oelmalerei über und siedelte, vielleicht vom Bruder dazu aufgemuntert, 1801 nach Wien über, wo er viel Beschäftigung fand. Seine Bildnisse wurden sehr geschätzt; es wird ihnen Naturwahrheit, auch eine feine Charakteristik der Persönlichkeit nachgerühmt. Er starb am 23. Juni 1828 zu Neustift bei Wien. *(J. E. Wessely.)*

KRAFT. Die Definitionen, welche die physikalischen Lehr- und Nachschlagebücher von dem Begriffe „Kraft" geben, laufen meist darauf hinaus, daß man darunter jede Bewegungsursache zu verstehen habe. So sagt Minding im „Handwörterbuche für Chemie und Physik": „Ein materieller Punkt kann seinen Bewegungszustand nicht durch sich selbst ändern (Gesetz der Trägheit); jede Aenderung dieses Zustandes fordert eine von außen wirkende Ursache, welche Kraft genannt wird"; Emsmann sagt im „Physikalischen Handwörterbuche": „Kraft bezeichnet die Ursache einer Veränderung im Zustande eines Körpers", Theodor Wand in seinen „Principien der mathematischen Physik": „Die Veränderung der Dinge nennen wir Bewegung, die Ursache der Bewegung Kraft." Weitere Anführungen sind unnöthig.

Beobachtet man irgendeinen speciellen Fall von Bewegung, z. B. das Rollen einer Billardkugel, so kann man in der Regel sehr bald die „Ursache" dieser Bewegung, also die in Betracht kommende „Kraft" angeben. Es ist dies im vorliegenden Falle der bewegte Billardstock. Als Bewegungsursache für diesen erkennt man sodann die Muskelzusammenziehung im Arme des Billardspielers; also wiederum eine Bewegung, und bei der Frage nach der Ursache dieser Bewegung kommt man als auf die letzte Bewegungsursache oder „Kraft" auf den durch den Nervenreiz auf die betreffenden Muskeln übertragenen „Willen" des Billardspielers. Hier scheint man endlich bei der hinter der Erscheinung stehenden letzten Bewegungsursache oder Kraft angekommen zu sein; hier ist aber auch die Fragstellung an der Grenze der physikalischen Beantwortbarkeit und auf dem Gebiete der psychologischen oder allgemeiner gesagt philosophischen Speculation angelangt.

Hier hat diese letztere in der That auch eingesetzt, um einen Begriff von dem Wesen einer „Kraft" zu gewinnen. So sagt John Locke in seinem „Versuch über den menschlichen Verstand" (Kirchmann's Uebersetzung, Buch II, Kap. 21, §. 4 zu Ende): „Es scheint mir hier zweckmäßig zu erwägen, ob die Seele die Vorstellung der „thätigen Kraft" nicht klarer durch Wahrnehmung ihrer eigenen Thätigkeit als durch die äußere Sinneswahrnehmung gewinnt. So viel dürfte wenigstens gewiß sein, daß man in sich eine Kraft zum Beginnen und Anhalten, zum Fortfahren und Beenden jener verschiedenen Thätigkeiten der Seele und Bewegungen des Körpers bemerkt, welche lediglich durch ein Denken oder Vorziehen der Seele, gleichsam das Vollziehen oder Nichtvollziehen von solch einer einzelnen Handlung anordnet oder befiehlt. Diese Kraft der Seele, vermöge deren sie die Betrachtung einer Vorstellung oder deren Nichtbetrachtung anordnet, oder die Bewegung der Ruhe eines Gliedes oder das Umgekehrte in jedem einzelnen Falle vorzieht, ist das, was man Willen nennt. Die wirkliche Ausübung dieser Kraft durch Bewirkung oder Unterlassung einer einzelnen Handlung ist das, was man Wollen oder Begehren nennt."

Weiter ausgeführt, ja gewissermaßen zur Grundlage seines ganzen Systems gemacht, hat diese Idee Arthur Schopenhauer. Es mögen nur die hauptsächlichsten Belegstellen für diese Behauptung angeführt werden. In „Parerga und Paralipomena", 2. Aufl., II, S. 98, sagt Schopenhauer: „Der Wille ist es, der in der erkenntnißlosen Natur sich darstellt als Naturkraft, höher hinauf als Lebenskraft, in Thier und Mensch aber den Namen Wille erhält." Und in seinem Hauptwerke „Die Welt als Wille und Vorstellung", 3. Aufl., I, S. 133, heißt es: „Bisher subsumirte man den Begriff Wille unter den Begriff Kraft. Es ist aber gerade umgekehrt jede Kraft als Wille zu denken. Die Zurückführung der Kraft auf Wille ist von größter Wichtigkeit. Denn der Begriff Wille ist der einzige, welcher seinen Ursprung nicht in der Erscheinung, nicht in bloßer anschaulicher Vorstellung hat, sondern aus dem Innern kommt, aus dem unmittelbarsten Bewußtsein eines jeden hervorgeht. Führen wir daher den Begriff der Kraft auf den des Willens zurück, so haben wir in der That ein Unbekannteres auf ein unendlich Bekannteres, ja auf das einzige uns unmittelbar und ganz Bekannte zurückgeführt und unsere Erkenntniß um ein Großes erweitert. Subsumiren wir hingegen, wie bisher geschah, den Begriff Wille unter den der Kraft, so begeben wir uns der einzigen unmittelbaren Erkenntniß, die wir vom innern Wesen der Welt haben, indem wir sie untergehen lassen in einen aus der Erscheinung abstrahirten Begriff, mit welchem wir daher nie über die Erscheinung hinauskönnen." An verschiedenen andern Stellen wird ferner noch ausgeführt, daß, weil jede Naturkraft Erscheinung des Willens und die Materie die Sichtbarkeit des Willens sei, so folge, daß keine Kraft ohne materielles Substrat auftreten, mithin auch keine Kraftäußerung ohne irgendeine materielle Veränderung vor sich gehen könne.

Dieser Auffassung gegenüber ist vor allem zu bemerken, daß Wille durchaus nichts so Einfaches ist, wie es der rohern, auf die physiologischen Grundlagen der Willensvorgänge nicht Rücksicht nehmenden Auffassung erscheinen möchte, sondern als die in strenger mechanischer Gesetzmäßigkeit sich bildende Resultirende betrachtet werden muß aus einer Reihe gleichzeitiger Ganglienreactionen

auf gleichzeitige oder nahe gleichzeitige Nervenreize. Und auch hier ist von „Wille“ überall da keine Rede, wo es sich um automatische und ohne Hinzutritt von Bewußtsein sich abwickelnde Reflexvorgänge handelt.

Auf keinen Fall eröffnet sich der Untersuchung von der Seite der subjectiven Betrachtung her ein Einblick in das Wesen der Kraft als „Bewegendes“. Ganz treffend bemerkt Richard Avenarius in seiner Abhandlung „Philosophie als Denken der Welt gemäß dem Principe des kleinsten Kraftmaßes“ (Leipzig 1876): „In dem einen Falle, wo wir Kraft wahrnehmen, nehmen wir sie nicht als Bewegendes wahr: das ist in unserer Kraftempfindung. Denn diese tritt wol als ein die Bewegung unserer Glieder begleitendes, nicht aber als ein sie bewirkendes Gefühl auf. Und selbst wenn die Begleitung ein Vorangehen und die Bewegung ein Folgen wäre, so gibt doch keine Erfahrung in der Welt den Punkt, wo die empfundene Kraft (d. h. die Kraft als bestimmt qualificirte Empfindung) auf die Muskelbewegung einwirkt. Von einem solchen Processe haben wir gar keine Vorstellung — einfach, weil wir davon keine Erfahrung haben. Die Kraftempfindung und die Muskelbewegung sind völlig heterogen, und daher kann auch nicht von der Empfindung auf die Bewegung ein Schluß stattfinden, der die mangelnde Erfahrung gültig ersetzte.“

Das, was man heutzutage in der Mechanik Kraft nennt, ist, genau betrachtet, nicht ein in oder hinter den Vorgängen Verborgenes, Bewegendes, sondern ein meßbarer thatsächlicher Bewegungsumstand.

Schon bei Galilei verdichtet sich der unbestimmte Kraftbegriff und fällt mit dem Begriffe „Moment“ zusammen, und zwar so, daß dieser letztere nicht etwa blos für bewegte Massen, sondern auch für die statischen Fälle des bloßen Druckes oder Zuges gilt. In dem 1612 erschienenen „Discorso intorno alle cose che stanno in su l'acqua etc.“ wird das Moment als jene virtù, talento, forza, efficacia, energia bezeichnet, mit welcher der Motor bewegt und das Bewegte widersteht, welche Kraft (virtù) nicht allein von der einfachen Schwere, sondern von der Geschwindigkeit der Bewegung und von den verschiedenen Neigungen der Räume abhängt, in denen die Bewegung vor sich geht. Galilei versucht es, die metaphysische Ursache (virtù, forza) mit der thatsächlichen Wirkung (efficacia, energia) zusammenzufassen, sodaß bis auf ihn die bestehende Zweiseitigkeit im Gebrauche des Wortes Kraft zurückzuführen ist, wie er auch als Vorgänger für die Benutzung des Wortes „Energie“ betrachtet werden muß, welches heute bei vielen Autoren vollständig an die Stelle des Wortes Kraft getreten ist. In der nichtdialogischen, vor den Discorsi erschienenen, die Statik kurz darstellenden Schrift „Della scienza meccanica“ gibt Galilei übrigens auch eine schulmäßige Definition des Moments, indem er dort sagt (Bd. XI, S. 90 der florentiner Ausgabe von Galilei's Werken): „Es ist also das Moment jener Andrang (impeto), herunterzugehen, der sich aus der Schwere, der Lage und Anderem zusammensetzt, wovon eine solche Neigung (propensione) verursacht werden kann.“ Galilei sieht hierbei scheinbar von der Zeitdauer ab, doch will er mit den obigen Ausdrücken sicher keine bloße Bestrebung, keinen bloßen Grund von Möglichkeiten, sondern eine elementare, kaum ohne zeitliche Ausdehnung denkbare Wirkungsgröße verstanden haben. Auch ist ja in der erstern der gegebenen Definitionen ausdrücklich der Geschwindigkeit Erwähnung gethan. Für den Fall, daß diese gleich Null ist, drückt sich Galilei so aus, daß er die einfache Schwere ohne weiteren Zusatz als Maß des Moments nimmt. Wenn dagegen eine bestimmte Geschwindigkeit thatsächlich vorliegt, bestimmt er die Verhältnisse der Momente, unter Voraussetzung gleicher Gewichte, einfach nach den bezüglichen Geschwindigkeiten, sodaß ihm ein Moment das Doppelte eines andern ist, wenn es das gleiche absolute Gewicht in doppelt geschwinder Bewegung repräsentirt.

Eine solche unmittelbar an die Geschwindigkeit anknüpfende Messung ward später der Gegenstand eines im ganzen metaphysischen Streites über das Kraftmaß zwischen Leibniz und den Cartesianern wie überhaupt den Gegnern seiner metaphysischen Vorstellungsart. Die schon bei Galilei's Messung der Momente leitend gewesene Grundidee, daß sich die Kraft aus zwei Factoren, nämlich Gewicht und Geschwindigkeit, zusammensetzt, sprach Descartes deutlich aus in einem Briefe an Mersenne (Descartes, „Lettres“, Bd. I, Paris 1663, Brief 73) und gab ihr zugleich eine innere, logische Begründung. Es sei dasselbe, meinte er, 200 Pfund einen Fuß hoch heben oder zweimal hintereinander 100 Pfund einen Fuß heben, und in der That ist es unzweifelhaft, daß die aufgewendete Kraftgröße in beiden Fällen einerlei Betrag haben muß. Ebenso leicht ergibt sich hinsichtlich der Bewegungsgröße, daß eine Bewegung doppelt so groß ist als eine andere, wenn das doppelte Gewicht durch denselben Raum, und sechsmal so groß, wenn das doppelte Gewicht durch den dreifachen Raum bewegt wird. Interessant ist es nun, wie Descartes durch die geschickt gewählte Anwendung eines ganz einfachen Falles am Flaschenzuge die Füglichkeit demonstrirt, das Kraftmaß als das Product aus den beiden Factoren Gewicht und Geschwindigkeit zu betrachten, nämlich durch den Fall, daß ein Gewicht an der Axe einer Rolle hängt, welche in einer herabhängenden, zwei parallele Seilstrecken bildenden Seilschlinge ruht, deren eines Ende an der Decke befestigt ist, während das andere oben über eine Richtungsrolle läuft. Bei einer Hebung dieses Gewichtes durch ein an dem freien, über die Richtungsrolle kommenden Seilende befestigtes zweites, aber nur halb so großes, läßt sich ja leicht zeigen, daß sich die Wege umgekehrt verhalten wie die Seilspannungen oder Gewichte. So kann man wol sagen, daß Descartes den allgemeinen Kraftbegriff im mechanischen Sinne klarer formulirte. Zugleich aber ist bei ihm auch eine erste bestimmte Fassung der Idee zu finden, daß die in der Natur vorhandene Kraftsumme unveränderlich erhalten bleibe, freilich mit einer eigenen theologischen Motivirung. Er spricht seine Ansicht über diesen Punkt aus in seinen „Principien der Philosophie“, wo er (II. Theil, §. 36 zu Anfang) von der Ursache der in der Welt vorhandenen Bewegungen sagt: „Die allgemeine Ursache kann

offenbar keine andere als Gott sein, welcher die Materie zugleich mit der Bewegung und Ruhe im Anfange erschaffen hat, und der durch seinen gewöhnlichen Beistand so viel Bewegung und Ruhe im Ganzen erhält, als er damals geschaffen hat."

Aus Anlaß dieser Behauptung veröffentlichte Leibniz 1686 in den leipziger „Acta eruditorum" eine Schrift „Kurzer Nachweis eines Irrthums bei Descartes und Anderen u. s. w.", worin er zwar zugibt, daß die Menge der bewegenden Kräfte immer dieselbe bleibe, aber in Abrede stellt, daß die Kraft gemessen werden könne durch die Bewegungsgröße oder das Moment. Er behauptet, daß dieselbe Kraft erfordert werde zur Hebung eines Gewichtes von einem Pfunde auf vier Fuß wie zu der eines Gewichtes von vier Pfund um einen Fuß, obschon die Momente sich in diesen beiden Fällen wie eins zu zwei verhielten. Hierzu bemerkte Abbé de Conti, daß die Gleichheit der Effecte noch nicht die Gleichheit der Kräfte beweise und daß der im erstern Falle in der doppelten Zeit erzielte Effect nur auf eine halb so starke Kraft schließen lasse als im zweiten Falle. Leibniz beharrte auf seiner Meinung und formulirte in der weitern Discussion in einem in den „Acta eruditorum" von 1695 enthaltenen Aufsatze „Specimen dynamicum etc." den Unterschied zwischen statischem Druck und Zug und der eigentlichen Kraftentwickelung bei der Bewegung als „vires mortuae" und „vires vivae", was allerdings nur auf neue Namengebung für schon vorhandene Sachen hinauskam. Der erstere Ausdruck, „todte Kraft", zu welchem er durch die bei Galilei vorkommende Bezeichnung „peso morto" geführt wurde, ist, weil überflüssig und dem Sprachgefühle zuwider, längst wieder aus der Sprache der Mechanik verschwunden, während die „lebendige Kraft" bisjetzt ihr Leben gefristet hat, freilich mit vollständigem Verluste ihrer ursprünglichen metaphysischen Bedeutung und rein als technischer Ausdruck für eine Rechnungsgröße, nämlich für das Product aus der Masse mit dem Quadrat der Geschwindigkeit.

Dieses neue von Leibniz vorgeschlagene Kraftmaß war eigentlich nur eine Interpretation des Cartesius'schen Satzes von der Proportionalität des Effectes mit dem Wege durch die von den Galilei'schen Fallgesetzen gegebenen Beziehungen zwischen Weg und Geschwindigkeit. In dem Descartes'schen Producte aus Gewicht und Erhebung setzte er für die letztere den Ausdruck durch die Geschwindigkeit und kam so bei der Unklarheit, die bei ihm ebenso wie bei Descartes und Galilei über den Massenbegriff herrschte, an Stelle des Descartes'schen Mv, der Bewegungsgröße, zu dem Ausdrucke Mv^2 und nannte eben diesen Betrag „lebendige Kraft". Beide sind Kraftmaße, insofern der erstere die Kraftwirkung ausdrückt, die erforderlich war, um der Masse M eine gewisse Geschwindigkeit v zu ertheilen, welche sie gleichsam in sich aufgesammelt hat, während der andere die Fähigkeit ausdrückt, welche die bewegte Masse besitzt, einen Widerstand von bestimmter Größe zu überwinden. Das letztere gilt aber eigentlich nur für den halben Werth des Ausdrucks $= \frac{1}{2}Mv^2$, daher denn auch dieser nach Coriolis' Vorgange später als „lebendige Kraft" bezeichnet worden ist; denn man erhält denselben aus dem Producte des Gewichts mit der Erhebung = Ps, wenn man für s seinen aus den Fallgesetzen folgenden Werth $\frac{1}{2}\frac{v^2}{g}$ einsetzt und den Ausdruck $\frac{P}{g}$ als Masse M betrachtet. Dann kann man auch sagen, die Bewegungsgröße Mv gibt die Größe einer Kraft an, welche die Geschwindigkeit v einer Masse M während der Zeiteinheit zu vernichten vermag (oder bei einer tmal so kleinen Kraft während t Secunden), und die lebendige Kraft $\frac{1}{2}Mv^2$ drückt die Größe einer Kraft aus, welche die Geschwindigkeit der Masse während der Zurücklegung der Wegeinheit vernichtet (bei einer smal so kleinen Kraft auf dem Wege s).

Später hat Belanger vorgeschlagen, mv^2 als lebendige Kraft zu bezeichnen, dagegen $\frac{1}{2}mv^2$ als lebendige Potenz. Coriolis hat für das Product aus Gewicht und Erhebung = Ps den Namen Arbeit verwendet. Poncelet hat diesen Gebrauch befestigt und das Kilogrammometer (oder Meterkilogramm), das ist die Druckeinheit eines Kilogrammgewichts längs der Strecke eines Meters, als Arbeitseinheit angenommen.

Bei wirklichen Messungen ist vorher festzustellen, welche Massen- und Krafteinheit dazu gewählt werden soll. Man unterscheidet je nach dieser Wahl das absolute und das terrestrische Maßsystem. Nach dem erstern nimmt man als Masseneinheit die Masse des pariser Platin-Kilogramm-Gewichtsstückes, welches nahezu der Masse eines Kubikdecimeters Wasser bei 4° C. gleichkommt. Dann ist die Kraft, mit welcher dieses Stück von der Erde angezogen wird, nicht = 1, sondern gleich der Beschleunigung g (für Paris nahe = 9,808), da das Gewicht P = Mg ist. Die Krafteinheit ist dann diejenige Kraft, welche in einer Secunde der Masse des Kilogrammstückes einen Geschwindigkeitszuwachs von 1 Meter in der Secunde ertheilt. Die Arbeitseinheit ist die Wirkung dieser Krafteinheit auf 1 Meter Wegestrecke.

Das andere Maßsystem, das sogenannte terrestrische, erhält man dadurch, daß man die Kraft, mit welcher das pariser Kilogrammstück in Paris angezogen wird, nicht gleich 9,808, sondern = 1 setzt. Dann ist, wenn P = Mg, die Masse des Kilogrammstücks nicht wie oben = 1, sondern $= \frac{1}{g}$, sodaß erst 9,808 Kilogrammstücke zusammen die Masseneinheit bilden. Für jeden andern Ort der Erde, an welchem die Beschleunigung durch die Schwere nicht g, sondern g' beträgt, würden $\frac{g}{g'}$ pariser Kilogrammstücke der Kraft eines Kilogramms entsprechen. Für ungefähre Reductionen in runder Zahl kann man bemerken, daß die Krafteinheit des terrestrischen Systems nahe 10mal so groß als jene des absoluten Systems ist und daß für die beziehentlichen Masseneinheiten das umgekehrte Verhältniß gilt.

Neben der Frage der Kraftmessung begann schon zeitig bei den Naturforschern und Philosophen auch eine andere Frage in den Vordergrund zu treten, nämlich die der sogenannten „Erhaltung der Kraft". Schon Galilei hatte sich einerseits in seiner Schrift „Della scienza

meccanica“ bemüht nachzuweisen, daß es thöricht sei, durch Benutzung von Maschinen eine Vermehrung der an ihnen angebrachten Kraft zu erwarten, andererseits habe er auch schon beim Pendel gezeigt, daß ja in der Wirkung des Emporsteigens desselben alle Kraft wieder zum Vorschein komme, welche das Pendel vorher auf der andern Seite beim Herabfallen in sich aufgespeichert habe. Huyghens stellt in seinem „Horologium oscillatorium“ bei Erörterung der berühmten Frage des Oscillations- oder Agitationscentrums als selbstverständlich die Annahme hin, daß, „wenn sich beliebige Gewichte vermöge ihrer Schwere zu bewegen anfangen, ihr gemeinsamer Schwerpunkt nicht höher steigen könne, als er sich bei dem Beginn der Bewegung befand“. Hiermit ist wol auch, frei von aller Rücksicht auf metaphysische Gesichtspunkte, die Form des Erhaltungsgesetzes bezeichnet. Huyghens geht dabei von der Grundvoraussetzung aus, daß mechanische Kraft oder Arbeit, wie man sich heute ausdrücken würde, nicht aus nichts entstehen könne, und dann ist ja die Erweiterung des Satzes selbstverständlich, daß vorhandene Kraft oder Arbeit ebenso wenig verschwinden und in nichts zurückverwandelt werden könne.

Eine sozusagen metaphysisch erweiterte Fassung dieses Satzes war es nun, die Descartes in der oben angezogenen Stelle seiner „Principien der Philosophie“ aussprach, wenn er von einer im Weltganzen sich stets gleichbleibenden Summe von Ruhe und Bewegung redete. Leibniz gab dies in der erwähnten Schrift von 1686 zu mit der Beschränkung, daß dies ewige sich Gleichbleiben von der Summe aller der von ihm sogenannten lebendigen Kraft gelte. Das Schiefe dieses Leibniz'schen Ausdrucks „lebendige Kraft“ ist schon besprochen worden, und man würde die Bezeichnung „Kraft“ hier nur brauchen können, wenn man sie im Sinne des Entdeckers des mechanischen Aequivalents der Wärme, J. R. Mayer's, brauchte, der mit Kraft das bezeichnete, was von Euler „effort“ und seit Coriolis und Poncelet allgemein „travail“ oder „Arbeit“ genannt wird.

Englische Physiker haben für die eigentlich unter lebendiger Kraft zu verstehende „Arbeitsfähigkeit“ sowol wie für die ruhenden Spannkräfte den Ausdruck „Energie“ eingeführt und unterscheiden: „Energie der Lage“ oder „potentielle Energie“ als Bezeichnung für Spannkraft und Arbeitsvorrath, und „Energie der Bewegung“ oder „kinetische Energie“ als solche für Arbeitsfähigkeit oder lebendige Kraft. Der Erhaltungssatz wird dann so formulirt: „Die Summe aller vorhandenen Energie, d. h. die Summe der verrichteten Arbeiten und der noch verbleibenden Arbeitsfähigkeiten bleibt bei allen Vorgängen in der Natur dieselbe.“ Dieser Satz pflegt gewöhnlich als die Blüte und Spitze aller mechanischen Weltanschauung betrachtet zu werden als der höchste und allgemeinste Satz der Naturwissenschaft, zu dem erst eine mehrhundertjährige Gedankenarbeit hingeführt habe, ist aber natürlich in seiner völligen Allgemeingültigkeit für das gesammte Weltall in keiner Weise, weder deductiv noch inductiv, wirklich nachweisbar und auch für kleinere geschlossene Erscheinungsgebiete ist es erst etwa seit der Mitte dieses Jahrhunderts, nach der für die Wissenschaft so unendlich folgereichen Mayer'schen Entdeckung des mechanischen Aequivalents der Wärme möglich geworden, die äquivalente Umsetzung von potentieller in kinetische Energie und umgekehrt auf den verschiedenen Erscheinungsgebieten einigermaßen zufriedenstellend verfolgen zu können.

(*H. A. Weiske.*)

KRAFT (Adam), vorzüglicher Bildhauer der Uebergangsperiode aus der alten zur neueren Kunst, geboren höchst wahrscheinlich zwischen 1450 und 1460 in Nürnberg. Historische Quellen berichten sehr wenig über seine persönlichen Verhältnisse; man weiß nicht, bei wem und wo er die Kunst erlernte, ob er Reisen machte und wann er sich in Nürnberg niederließ, wenn er nicht hier geboren sein sollte. In dieser Stadt entstanden zwischen 1490—1507 fast alle seine zahlreichen Werke und da diese beglaubigt sind, so geben sie uns ein klares Bild seiner künstlerischen Thätigkeit. Es ist bemerkenswerth, daß die Stadtobrigkeit nie in der Lage war, seine Kunst in Anspruch zu nehmen; alle seine Werke sind im Auftrage von Privaten entstanden. Man wollte früher sein Geburtsjahr bis etwa 1430 hinaufrücken, da man den Giebel des Michaelichors in der Frauenkirche, 1462 vollendet, für sein Werk nahm, aber das Steinwerk rührt nicht von ihm, sondern von Adam Merz her, auch ist es kein eigentliches Bildhauerwerk, sondern eine Steinmetzarbeit. In das J. 1490 fällt sein berühmtes umfangreiches Werk der sieben Leidensstationen Christi, die von der Stadt bis zum Begräbnißplatz St.-Johannis gehen und mit dem Calvarienberge abschließen. Kraft erscheint hier als ein Künstler, der sich bereits von den mittelalterlichen Kunstformen emancipirt und der Gegenwart, die in der Kunst nach lebens- und naturwahrem Ausdrucke strebt, Rechnung zu tragen weiß. Die Hochreliefs der sieben Leidensstationen sind mit Meisterschaft aus dem Steine herausgearbeitet, auf den Ausdruck des Charakters in den Köpfen ist aller Fleiß verwendet, besonders ist die Betonung des herben Seelenschmerzes gelungen, mit dem Maria sich über die entseelte Hülle des Gottessohnes neigt. Leider haben die Bildwerke durch Unbilden der Zeit wie auch der Menschen sehr gelitten. Der Stifter dieser Stationen war Martin Kötzel, der zweimal (1477 und 1488) nach Jerusalem gepilgert war.

Die nächste Arbeit, die Sebald Schreyer (derselbe, der auch das Sebaldusgrab durch Peter Vischer ausführen ließ) bei ihm bestellte, ist an der Außenwand der Sebalduskirche, dem Rathhause gegenüber, ausgeführt. In drei Hochreliefs sind hier die Kreuztragung, die Abnahme vom Kreuze und die Auferstehung dargestellt. Der Auftraggeber bestimmte diesen Ort zu einem Grabe. Das ausgezeichnete Bildwerk, das, noch durch ein Dach vor den Unbilden des Wetters geschützt, zu den wohlerhaltenen des Meisters gehört, trägt die Jahreszahl 1492.

Vom J. 1496—1500 arbeitete Kraft an dem Werke, das seinen Ruf besonders begründete und neben dem

Sebaldusgrabe ein Wahrzeichen Nürnbergs, ein Ziel aller Künstlerfahrten dahin geworden ist. Es ist das berühmte Sakramentshäuschen in der St.-Lorenzkirche. Gestiftet ist es als ein Sühnwerk von Hans Imhof, der dazu 770 Goldgulden gab, ein für jene Zeit hoher Betrag. Das Werk erscheint wie ein gothischer Thurm in verjüngtem Maßstabe, ist mit Pfeilern, Säulen und kleinen Thürmchen verziert und spitzt sich in die Höhe immer zu, bis das höchste Ende sich wie ein Bischofsstab krümmt. Darstellungen aus dem Leben Jesu, die einen Bezug auf das Altarsakrament haben, sind in Relief vielfach angebracht. Gestützt wird das Ganze durch drei lebensgroße Figuren, die den Meister mit seinen beiden Gesellen darstellen.

Während dieses sein berühmtestes Werk entstand, fand der Meister noch Zeit, andere kleinere, wenn auch immer belangreiche, zu vollenden. Besonders erwähnenswerth, weil dem Alltagsleben entlehnt, ist das Reliefbild über dem Thore der alten kleinen Wage. Man sieht da eine Kaufmannswage, in die ein Knecht Gewichte legt, während der Kaufherr den Wagemeister bezahlt. Der Meister that hier einen kecken Griff ins volle Menschenleben und der Wurf ist ihm ebenso gut gelungen wie dem Labenwolf das Gänsemännchen.

Im Auftrage des Paul Volkamer entstand ein Relief, das sich an der innern Wand der Sebalduskirche befindet und das Abendmahl darstellt. Alle Köpfe der dargestellten Personen sind Porträts nürnberger Senioren und Rathsherren. Von weitern Werken des Meisters sind zu erwähnen eine Maria als Himmelskönigin in der Frauenkirche, eine Krönung der Maria, ebenda, und verschiedene kleinere Sakramentshäuschen in andern Städten, namentlich in Kalkreuth, Fürth, Katzwang und in Schwabach. Dann kommen noch an verschiedenen Häusern Nürnbergs Reliefdarstellungen vor, die aus seiner Werkstatt hervorgingen.

Als seine letzte Arbeit gilt die Grablegung Christi in der Kapelle der Familie Holzschuher auf dem St.-Johannis-Begräbnißorte. Es ist eine Gruppe von 15 runden Figuren, mehr als lebensgroß und in vollendeter Technik ausgeführt. Aufgestellt wurde die Gruppe 1507. Das Werk verräth nicht die Hand eines Greises, weswegen das angebliche Geburtsjahr 1430 hinfällig wird.

Aus den vielen Bestellungen, die der Meister erhielt, können wir mit Recht schließen, daß er sich bei seinen Mitbürgern eines großen Künstlerrufs erfreute. Die Sage wollte ihm auch die Entdeckung eines besondern Materials an Stelle des Steins zur Fertigstellung seiner Kunstwerke zuschreiben. Man erzählt, er hätte es verstanden, die härtesten Steine weich zu machen und sie, wenn sie unter seiner Künstlerhand die gewünschte Form bekommen hätten, wieder zu härten. Besonders glaubte man die Anwendung dieses Geheimnisses beim Sakramentshäuschen zu vermuthen. Wahrscheinlich hat die Krümmung der Spitze zu diesem Glauben verleitet, denn neuere Untersuchungen haben bewiesen, daß Kraft sehr feinen Sandstein bearbeitet hat.

Es wird auch berichtet, wie der Meister stets bestrebt war, zu lernen; alle Feiertage soll er mit Peter Vischer und Sebastian Lindenast zusammengekommen sein, bei welchen Zusammenkünften sie sich ihre Erfahrungen mittheilten und fleißig zeichneten. Um so unbegreiflicher ist es, daß von einem Verhältnisse zu A. Dürer nichts erwähnt wird. Der Meister starb 1507 im Spital zu Schwabach. Wahrscheinlich war sein Weib vor ihm gestorben, und da er keine Kinder hatte, ist es immerhin möglich, daß er sich in das Spital einkaufte, wie es damals üblich war. Er kann aber auch der Fall angenommen werden, daß der Meister, der ja Arbeiten nach Schwabach lieferte, Geschäfte wegen sich daselbst aufhielt, plötzlich erkrankte und so im dortigen Spital starb.

Siehe: Wanderer, A. Kraft und seine Schule (Nürnberg 1869). — Lochner, Des J. Neudörfer Nachrichten u. s. w. (Wien 1875). (*J. E. Wessely.*)

KRAFT[1]) (Karl Friedrich) wurde am 28. Jan. 1786 in Nieder-Trebra, einem Pfarrdorfe bei Sulza, geboren. Seine Vorfahren hatten in langer Reihe bis auf seinen Vater herab das Pfarramt bekleidet. Den ersten Unterricht ertheilte ihm der ernste, strenge Vater; daß ihn dieser bis zur Aufnahme in Schulpforte vorbereitet habe, wie gewöhnlich angegeben wird, wäre wol möglich, ist aber nicht wahrscheinlich, weil sein Oheim Rector der Klosterschule im Donndorf war und Kraft erzählt, er habe 1799 in dessen Hause die erste Bekanntschaft des damaligen jenaischen Professors Ilgen gemacht, und von dem Oheim rühmt: mihi puero studiorum doctorum exstitit auctor sapientissimus.[2]) Es war dies seit 1798 geschehen. In Pforta wurde er am 17. April 1800 aufgenommen und beendigte den gesetzlichen sechsjährigen Cursus am 23. März 1806. In diese Zeit fällt eine wesentliche Verbesserung der äußern und innern Einrichtungen, welche, schon von frühern Rectoren geplant, hauptsächlich durch den energischen Einfluß Ilgen's unter Mitwirkung des Ober-Hofpredigers Reinhard durchgeführt wurden. Die alte Zelleneinrichtung des Alumnats wurde beseitigt, die Zahl der Schlafsäle wurde vermehrt, neue Auditorien eingerichtet und anderes, was zur Sauberkeit und Bequemlichkeit beitrug. Die Einrichtung der Collaboratoren hat sich nicht bewährt, wohl aber die verbesserte Lehrverfassung, von der man sich unter preußischem Regiment ungern trennte. Kraft hat dies alles meist entstehen sehen und daher seine genaue Kenntniß und das Bestreben, den Apologeten zu machen. Ihm trat vieles noch näher, weil er Rector-Famulus geworden und dadurch mit dem Ilgen'schen Hause näher verbunden war. Ergötzlich ist die Erzählung von der Anhänglichkeit des kleinen Konstantin Ilgen.[3]) Unter seinen Mitschülern waren Thiersch, Dissen und andere spätere Philologen, aber sie waren älter und eine nähere Verbindung scheint nicht stattgefunden zu haben. Die Lehrer verehrte er

---

1) Sein Großvater hatte sich noch Krafft geschrieben; ein Oheim hatte die andere Form angenommen. Vita Ilgenii p. 184. 2) Vita Ilgenii p. 2. 115. 3) Vita Ilgenii p. 105.

mit großer Pietät. So ging er 1806 auf die Universität Leipzig, und studirte dort Philologie, obgleich er eigentlich zum Geistlichen bestimmt war. Hermann und Beck waren besonders seine Lehrer. Während der Ferien war er regelmäßig in Ilgen's Hause eingekehrt, und es kann nicht auffällig erscheinen, daß er ohne einen regelmäßigen Abschluß der akademischen Jahre 1809 als Hauslehrer der Familie eintrat. Der väterliche Freund war nicht damit einverstanden, daß er bereits am 10. Dec. 1810 eine Lehrerstelle am Hennebergischen Gymnasium in Schleusingen annahm.[4]) Hier ist er bis 1816 unter Walch's Rectorat thätig gewesen. Ueber seine amtliche Thätigkeit in diesen Anfängen wissen wir nichts, seine schriftstellerische Betriebsamkeit müssen wir auf jene Jahre zurückführen, in denen es ihm nicht an Muße gefehlt zu haben scheint. Im J. 1814 gab er mit seinem Collegen Christian Gottlieb Schmidt auf eigene Kosten heraus: „Die Landesschule Pforte ihrer gegenwärtigen und ehemaligen Verfassung nach dargestellt." Die Verfasser haben sich nicht über die getheilte Arbeit ausgesprochen, nur ein einfaches S. auf S. 54 und K. auf S. 173 grenzt die Theile ab. Auf Kraft war danach die Darstellung der gegenwärtigen Verhältnisse gekommen, die er auch in gemüthlicher Breite gegeben hat. Jetzt hat das Schriftchen nicht einmal geschichtlichen Werth. Im J. 1815 folgte die Geschichte von Griechenland zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische, welche vier Auflagen erlebt hat, ein Zeugniß, wie beliebt derartige Hülfsbücher damals waren und wie sehr es ihm am Herzen lag, die Fertigkeit im Lateinschreiben zu erhöhen. Das war auch die Aufgabe der einzigen schleusinger Schulschrift 1816: „Observationes de quibusdam artis Latine scribendi neglectae causis", die in dem ersten Bande der kleinen Schulschriften abgedruckt ist. Trotz der geringen Einnahme der Schulstelle hatte er sich 1812 verheirathet; die Zunahme der Familie mußte ihm eine Verbesserung erwünscht erscheinen lassen und er folgte 1816 einem Rufe an das Domgymnasium in Naumburg um so lieber, als die Nähe von Pforta ihm auch das Ilgen'sche Haus wieder näher brachte. Chr. Gottlieb Wernsdorf war damals Rector; mit ihm und mit dem 1808 an das Gymnasium versetzten Rector der Rathsschule, Professor Fürstenhaupt, lebte er im freundschaftlichen Verhältnisse. Seine Muße verwendete er auf die Ausarbeitung des Deutsch-lateinischen Wörterbuches, welches der Mittelpunkt seiner wissenschaftlichen Arbeit geworden ist, dessen Veröffentlichung aber erst 1821 begann, als er das Directorat des Gymnasiums in Nordhausen übernommen hatte. Am 30. April 1821 ward er dort feierlich eingeführt. Die Stadt, welche auf Industrie und Handel angewiesen und damals noch sehr von dem Weltverkehre abgeschlossen war, that wenig für das Gymnasium, aber tüchtige Leiter, wie Strack und unser Kraft, verstanden es, dasselbe durch ihren treuen Eifer zu großer Blüte zu erheben. In solchem Streben lag auch der Grund, daß Kraft zu neuen wissenschaftlichen Plänen keine Muße fand, sondern sich begnügen mußte, das Begonnene zu vollenden. So erschien das Deutsch-lateinische Lexikon in 2 Bänden und erlebte 1824 die zweite, 1829 die dritte, 1843 die vierte Auflage. Mit Forbiger gab er 1826 das neue Deutsch-lateinische Handwörterbuch heraus. Damals glaubte man in diesem Werke einen seltenen Schatz zu besitzen und wir Schüler wälzten es sehr fleißig, ohne uns an die breiten Paraphrasen zu stoßen. Jetzt ist es anders geworden, weil man für die verschiedenen Formen der lateinischen Composition sich mehr an die Lektüre anschließt und bei freien Aufsätzen danach strebt, die Benutzung eines deutschen Wörterbuches entbehrlich zu machen. Großen Nutzen hatte Kraft auch von dem vielbegehrten Lexikon nicht, weil der Verleger nur seinen Vortheil ins Auge gefaßt hatte und den Verfasser für seine große Mühe kärglich honorirte. Nicht einmal für richtige Verbreitung hatte er sorgen können. Das Programmschreiben quälte ihn wenig. Es wurde zwar jährlich verlangt, aber er konnte sich mit einem winzigen Heftchen in Octav begnügen. So 1824, als die Schule ein Doppel-Jubiläum feierte, einmal die Erinnerung an Johann Spangenberg, der 1524 die gelehrte Schule begründet hatte, und dann das funfzigjährige Amts-Jubiläum des Collaborators Wolfram, des ersten Lehrers, der in Nordhausen ein solches Fest feierte. In Anerkennung seines segensreichen Wirkens verlieh die philosophische Facultät der Universität Halle 1827 Kraft ihre Doctorwürde honoris causa. So konnte er als Doctor dem ehrenvollen Rufe als Director des Johanneums in Hamburg folgen, als welcher er am 6. Dec. 1827 eingeführt wurde. Die Pietät des Schwiegersohnes Max Strack geht wol zu weit, wenn er behauptet, daß der große Ruf des Deutsch-lateinischen Lexikons die Aufmerksamkeit des Senats auf ihn gelenkt und zahlreiche andere Bewerber, unter denen er Matthäi, Zumpt, Meineke, Poppo nennt, zurückgestellt habe. Ich meine, daß vielmehr die Rücksicht auf den tüchtigen preußischen Gymnasialdirector bestimmend gewesen ist und die Aussicht auf die Neugestaltung des Johanneums nach Gurlitt's Tode den Ausschlag gegeben hat. Eine reformatorische Thätigkeit hatte er zunächst zu entwickeln. Opus a Gurlitto praeclare inchoatum non solum tueri, sed quoad eius fieri perficere conatus sum.[5]) Gurlitt hatte mit kräftiger Hand dem Rector wieder die gebührende Stellung verschafft, hatte eine einheitliche Schule geschaffen und die neben- und gegeneinander gehenden Lehrer zu einem Collegium geeinigt. Selbst die französischen Gewalthaber haben nicht gewagt, Hand an seine Anstalt zu legen. Kraft hatte sofort seine Entwürfe der Schuldeputation und dem Scholarchate zur Prüfung vorgelegt und die Bestätigung beider Behörden erhalten. Aber auch weiteren Kreisen wurden sie in dem Osterprogramme 1828 bekannt gemacht.[6]) In der Organisation wurde die Dreitheilung in Gelehrtenschule mit fünf Klassen und

4) Paene (?) reluctanti mihi oblata scholastici muneris conditio. Vita Ilgenii p. 106.

5) Brevis historia Joann. Hamburg. p. 27. 6) Abgedruckt Kl. Schulschr. I, S. 94—171.

achtjährigem Cursus, Realschule und Vorschule, aus der bisherigen Bürgerschule entstanden, durchgeführt. Das Klassensystem wurde angenommen und damit das bisherige Lections- oder Parallelsystem verlassen, zugleich auch die Dispensation von einzelnen Unterrichtsgegenständen beseitigt. In den Lehrplan kam mehr Einheit und innerer Zusammenhang und gewisse Lehrbücher wurden gewählt, um den Lehrern die Mühe des leidigen Dictirens und den Schülern das zeitraubende Nachschreiben zu ersparen. Erotematische Methode wird statt der akroamatischen dringend empfohlen, eine Maturitätsprüfung allgemein gefordert. Weniger wird man mit der Begünstigung von Chrestomathien einverstanden sein, auch die zur Belebung des Fleißes und Wetteifers in den untern Klassen eingeführten monatlichen Probearbeiten nicht als Certiren bezeichnen. Sehr genau ist der Abriß der Unterrichtsverfassung, zumal bei den alten Sprachen die Ausdehnung des Griechischen auf fünf Klassen und die größere Stundenzahl einer besonderen Rechtfertigung bedurfte. Diese Einrichtung hatte er vorgefunden und treu conservirt.[7]) Die modernen Culturſprachen und die Realgegenstände waren gut bedacht, nur die Physik unbeachtet gelassen, weil es dafür in der reichen Handelsstadt an einem Apparate fehlte. An einen Neubau war zunächst nicht zu denken, so wenig auch die alten dumpfen Räume in dem ehemaligen Johanniskloster genügen konnten. Am 24. Mai 1829 wurde das dreihundertjährige Jubiläum der Anstalt festlich begangen. Kraft hat in einer besondern Schrift: „Die dritte Säcularfeier des Johanneums in Hamburg", genaue Kunde von allem gegeben und auch eine Einladungsschrift: „Disputatio de Joannis Bugenhagii in res scholasticas meritis"[8]) verfaßt. Die genannte Schrift brachte ihm 1830 von der theologischen Facultät in Leipzig die Doctorwürde. Im J. 1837 wurde die Realschule vollständig von der Gelehrtenschule getrennt und ein eigener Director für dieselbe ernannt. Damit erhielten beide Anstalten Luft zu freier Entwickelung, und Kraft konnte seine Vorliebe für die altclassischen Studien ungehindert festhalten und pflegen. Der Wunsch nach einem Neubau fand erst 1840 seine Erfüllung. Wer die stattlichen Räume kennt, in denen das Gymnasium und die Bibliothek sich befinden (die Realschule hat inzwischen ein stattlicheres Schulhaus für sich erhalten) und dazu die saubern Wohnhäuser der Lehrer in der Domstraße, wird die Freude über die Errungenschaften erklärlich finden. Kraft hatte das Einladungsprogramm „De Ansgario aquilonarium gentium apostolo" geschrieben[9]) und am 7. Mai die „Oratio in novis aedibus Joannei Hamburgensis inaugurandis habita" gesprochen.[10]) Auch bei den verschiedenen Abschiedsfeierlichkeiten vom alten Hause hatte er natürlich mit zu ordnen und zu reden. Bei dem großen Brande 1842 entgingen durch eine glückliche Drehung des Windes die neuen Gebäude der Gefahr, und nach wenigen Wochen konnte mitten unter den umherliegenden Trümmern der Unterricht in dem unversehrten Hause aufgenommen und Gott für die gnädige Hülfe gedankt werden.[11]) Die Aufhebung des gymnasium academicum hatte er stets erstrebt, aber nicht erreicht. Die Blüte der Gelehrtenschule nahm bei dem überwiegenden materiellen Interesse nach und nach ab; man wendete sich der Realschule zu und machte wol Kraft deswegen Vorwürfe. Aber er ließ sich nicht irremachen in der Verbreitung der altclassischen Studien und sah seine Bemühungen durch steigende Frequenz belohnt, und jetzt hat Hamburg noch ein zweites humanistisches Gymnasium errichten müssen. An Anerkennung von seiten der Behörden, Amtsgenossen und Schüler hat es ihm deshalb auch nicht gefehlt. Am 6. Dec. 1852 feierte man sein 25jähriges Jubiläum als Director[12]); die Antigone des Sophokles wurde hauptsächlich durch Prof. Ulbrich's Mühewaltung dabei Griechisch in der Aula aufgeführt. Aeußere Verhältnisse waren daran Schuld, daß er 1855 nicht in das Präsidium der deutschen Philologen-Versammlung[13]) gewählt wurde, aber die Schulmänner übertrugen dem wackeren Veteranen den Vorsitz in der pädagogischen Section und die gesammte Versammlung wählte ihn zum Mitglied der Deputation zur Begrüßung des soeben aus Afrika zurückgekehrten Heinrich Barth, seines Schülers. Am 10. Dec. 1860 wurde sein 50jähriges Lehrerjubiläum in glänzender Weise gefeiert, weil alle ihm aussprechen wollten, welche Verdienste er in so langer Reihe von Jahren sich um die Schule und die Jugend erworben hatte. Sogar ein Fackelzug von den Schülern der obern Klassen in Verbindung mit den Commilitonen des akademischen Gymnasiums ist gestattet worden.[14])

Ich habe nur die wichtigsten Momente aus seinem Schulleben in Hamburg hervorgehoben; er war so in Anspruch genommen, daß er bei den Programmen wiederholt die Geringfügigkeit des Inhaltes durch Mangel an Muße entschuldigt. Wenn man die kleinen Schulschriften durchsieht — der erste Band 1820, eine neue Folge 1843, auch eine dritte Sammlung war beabsichtigt — so erkennt man leicht, wie bequem sie zusammengestellt und mit mancherlei Titeln ausstaffirt waren. Von den Entlassungsreden ist nur ein Theil gedruckt; eine große Mannichfaltigkeit war dabei nicht möglich. Biographische Mittheilungen über verdiente Lehrer oder Worte am Grabe eines solchen gehörten auch zu den Schularbeiten. Lateinische Gedichte verfaßte der alte pförtner Schüler mit großem Geschick, wenn es auch bisweilen Zwangsarbeiten waren.

7) Bei der göttinger Philologen-Versammlung hatte er sein Verfahren gerechtfertigt und sein College Ulbrich, sonst nicht gerade sein Freund, diesen Conservatismus gebilligt. Vgl. S. 154. 8) Auch in Kl. Schulschr. I, S. 174—202. 253—290. Später schrieb er das Programm De Joan. Bugenh. Pomerani in res ecclesiasticas meritis, abgedruckt in Kl. Schulschr. II, S. 1—31. 9) Abgedruckt Kl. Schulschr. II, S. 98—175. 10) Kl. Schulschr. II, S. 176—186. S. 300.

11) Kl. Schulschr. I, S. 312. 12) In Mützell's Zeitschr. f. G. W. 1863, S. 319 ist darüber genau berichtet, doch wol vom Schwiegersohne Strack. 13) Zur Begrüßung schrieb er im Auftrage des Lehrercollegiums die Brevis historia Joannei Hamburgensis. 14) Genaueren Bericht gibt auch hier der Schwiegersohn in Mützell's Zeitschr. f. G. W. 1861, S. 234 fg.

Freie Arbeiten bezogen sich zunächst auf die Fertigkeit im Lateinschreiben. So 1832 die Anleitung zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische und 1834 die Materialien dazu für mittlere Klassen. Gleichem Zwecke dienten „Selectae Mureti epistolae et orationes" (1826) und „Selectae Mureti variae lectiones" (1830). Weil er für die Tertia an die Stelle der Schriftsteller Chrestomathien gesetzt wünschte, hat er selbst zusammengestellt eine „Chrestom. Ciceroniana" und die ausgewählten Stücke mit Anmerkungen und einem Register versehen, 1830 und in zweiter Auflage 1844. Ebenso schon 1829 eine „Chrestom. Ovidiana". Im J. 1837 erschien „Vita Caroli Davidis Ilgenii", bei deren Abfassung die temporis angustiae und die Schwierigkeit des Stoffes die Vollendung der Form verhindert haben sollen.[15]) Biographische Data waren ihm von der Familie zuvorkommend mitgetheilt, mehr wußte er aus langer eigener Bekanntschaft, und so konnte er ein Lebensbild aufführen auf wohlbekannter Grundlage und seine Kenntniß der Pforta zu einem Gedächtnißbuche für alte Pförtner machen. In zahlreichen Excursen theilt er Altes und Neues mit und reizt dabei durch die gewandte, etwas wortreiche Darstellung. Das letzte Unternehmen war das Real-Schul-Lexikon, eine sehr zweckmäßige Arbeit, weil frühere Schriften, um Realkenntnisse in angemessener Weise der Jugend lexikalisch zu vermitteln, veraltet waren, wie Hederich und Funke, und das neue Werk von Pauly weit über die Bedürfnisse der Schule hinausgeht, zu umfangreich und zu kostbar ist. Kraft hatte sich dazu mit seinem Collegen Cornelius Möller vereinigt in der Art, daß jeder der Herausgeber bestimmte Buchstaben zur Bearbeitung übernahm und nur für diese verantwortlich war. Der erste Band, in welchem Kraft die Buchstaben B—E. F, K. gearbeitet hatte, war bereits 1847 erschienen. Infolge der politischen Unruhen der nächstfolgenden Zeit trat eine mehrjährige Unterbrechung ein, und erst 1853 konnte der zweite Band erscheinen, für welchen Kraft einen bedeutenden Theil geliefert hatte. Die Ungleichmäßigkeit der Arbeit, die zu große Ausdehnung nöthigte zu einem Preise, der zwar an sich mäßig, aber doch für Schüler zu hoch war. Da überdies Lübker mit seiner bessern Anordnung und billigerem Preise gefährliche Concurrenz machte, ist es nicht zu verwundern, daß es zu einer zweiten Auflage nicht gekommen und auch die erste Bearbeitung in Vergessenheit gerathen ist.

Kraft war frühzeitig Mitglied der Lateinischen Gesellschaft in Jena geworden, später trat er auch der Historisch-theologischen Gesellschaft in Leipzig bei, localer Vereine nicht zu gedenken. Nachdem Hamburg durch bequemere Verbindung nicht mehr als ultima Thule galt, besuchte er die Philologen-Versammlungen, wie in Berlin und Göttingen. Nach seinem Lehrerjubiläum erlangte er auch seinen ehrenvollen Abschied und er zog sich in die ländliche Stille nach Hamm bei Hamburg zurück. Dort lebte er im Kreise der Seinen[16]) und in wissenschaftlicher Thätigkeit. Zuletzt von asthmatischen Beschwerden gequält erreichte er mühsam seinen achtzigsten Geburtstag, brach aber dann zusammen und starb nach schwerem Todeskampfe am 6. Febr. 1866. In Hamm ist er neben der längstverstorbenen Gattin am 10. Febr. unter lebhafter Theilnahme Hamburgs beigesetzt. — Max Strack in der Zeitschr. für das Gymnasium-Wesen Bd. XX, S. 333; Hamburg. Schriftsteller-Lexikon IV. S. 168 fg.

(*F. A. Eckstein.*)

Kraftheim (Joh. Krato von), s. Krato.

Kraftmesser, s. Dynamometer.

KRAGSTEIN (auch Tragstein, Console, Kraftstein genannt) ist ein zum Theil in der Mauer steckender und von deren Belastung festgehaltener, zum Theil mehr oder weniger von der Mauerfläche hervorragender (vorkragender) Stein von geeigneter Form, um zur alleinigen oder theilweisen Unterstützung vorspringender Bautheile, wie Gesimse, Balkone, Erker oder selbständiger Decorationsgegenstände, wie Büsten, Statuen, Vasen u. s. w. zu dienen. Er erfüllt sowol einen constructiven wie decorativen Zweck und wird dem entsprechend entweder aus Haustein, Holz oder Metall als wirklicher Träger hergestellt oder als nur nachgeahmter Träger aus Gips, Cement, Steinpappe u. dgl. gebildet und nur an der Wandfläche befestigt. Wo die Kragsteine nur zur Unterstützung leichter Gegenstände, wie Büsten und Statuetten von Gips, Uhren, Vasen u. s. w. oder nur zur Bereicherung der Decoration dienen, werden sie aus entsprechend leichtem Material, ja selbst hohl hergestellt und künstlich befestigt.

Die Kragsteine kommen in allen Bauweisen und in den verschiedensten Formen von einfachster Bildung bis zur reichsten Ornamentirung vor. Sie stehen je nach ihrem Zwecke entweder vereinzelt oder in Reihen nebeneinander.

An den Monumenten des griechischen und römischen Stils sind sie in Sförmigem Schwunge gestaltet und mit Akanthusblatt verziert, als Träger von Verdachungsgesimsen zu beiden Seiten der Fenster und Thüren, sowie in Reihen nebeneinander angeordnet unter der Hängeplatte der Kranzgesimse korinthischer, bisweilen auch ionischer Ordnung. In letzterm Falle werden sie eigentlich Modillons genannt und sind in solchem Abstande voneinander angebracht, daß quadratische Felder in der Unteransicht der Hängeplatte entstehen, welche mit Rosetten verziert werden. Auch die Schlußsteine der römischen Monumente erhalten eine ähnliche Form und dienen nicht selten (z. B. an den Triumphbogen) zugleich als Tragsteine für daraufstehende Kriegerstatuetten. — In der spätrömischen und altchristlichen Architektur treten die Consolen als Träger von Wandsäulen, Pilastern und Bogenarchivolten, sowie als Gesimsträger am Aeußern auf, während sie im Innern als Träger für die Binderbalken des freien Dachstuhles dienen. Im romanischen

15) Recension von G. Hermann in Gersdorf's Repertorium XIV, S. 520; von Döderlein in München. Gel. Anzeigen 1839, Nr. 243. 244.

16) Strack spricht von zwei Enkeln und einer Urenkelin, nirgends von den Kindern. Ein Sohn war Pfarrer.

und gothischen Stile steigert sich die Anwendung der Kragsteine, indem diese entweder als Träger der Bogenreihen (Bogenfriese) unter den Gurt- oder Hauptgesimsen, oder als Aufstand für Wandpfeiler, Lisenen und Gewölbrippen angeordnet werden und in den verschiedensten Formen, namentlich in Gestalt von Köpfen, Menschen- und Thierfiguren, auftreten. Die Kunst der Steinmetzen legte besonders bei ihnen ihre abenteuerliche Phantasie zu Grunde. Im Burgenbau oder der Profankunst des Mittelalters finden wir sie, dem kühnen und trotzigen Charakter jener Bauten entsprechend, oft mehrfach übereinander sich schichtend und vorspringend, als Träger der Zinnen, Galerien, Erker und Pechnasen, ja selbst ganzer überragender Stockwerke selbständig oder durch Bogenreihen überspannt. Eins der schönsten derartigen Beispiele ist der kühn übergebaute Thurm des Stadthauses (Palazzo vecchio) zu Florenz. Die Renaissance endlich wandte die Kragsteine in ausgedehnter Weise an und griff hierbei wieder auf die in der Antike gegebene Form zurück, dieselbe nur noch freier und reicher ausbildend. So kommen hier und in der Spätrenaissance die Consolen nicht mehr als Träger allein vor, sondern werden als vermittelnde decorative Bautheile an Ecken, Winkeln und Uebergängen, z. B. bei den Giebeln als Ausfüllung der durch die absetzenden Stockwerke sich bildenden Dreiecke, über vorspringenden Säulen, die oberhalb in Pilaster übergehen, und als sogenannte An- oder Ausläufer, welche einen Vorsprung, Kropf, Pfeiler u. dgl. in die Mauerflucht zurückführen, angewendet. — Der Zopfstil gefiel sich besonders in häufiger und übertriebener Anordnung der Schneckenlinie an den Consolen und Ausläufern.

Häufig vorkommende technische Bezeichnungen im Französischen sind: consoles avec enroulements für oben und unten mit Schnecken verzierte Consolen; consoles renversées für verkehrt stehende Consolen, welche nicht mehr als Träger, sondern als Vermittler von Uebergängen (bei Giebeln) dienen; consoles gravées, verzierte Konsolen u. s. w. (*Alwin Gottschaldt.*)

KRAGUJEWATZ, die Hauptstadt des gleichnamigen königl. serbischen Regierungsbezirks, liegt im Gružer Kreise in hügeliger, wohlangebauter Gegend zu beiden Seiten des Flüßchens Lepenitza, welches, von dem hochgelegenen Dorfe Golo Tschelo einige Meilen westlich von der Stadt herabkommend, sich unterhalb Adžibegowatz in die Morawa ergießt. Die Stadt zählt 1404 Häuser mit 6386 Einwohnern, darunter 2225 steuerpflichtige Familienhäupter. Sie besitzt 1 königliches Residenzschloß, 1 Präfectur, 1 Kirche der orthodoxen Confession, an welcher sieben Geistliche angestellt sind, 10 Unterrichtsanstalten, darunter 1 Lehrerseminar, 1 Gymnasium und Normalschulen für beide Geschlechter, 1 Postamt und 1 Telegraphenstation, 1 Landtagsgebäude, in welchem bis 1878 die jährlichen Zusammenkünfte der Skupschtina abgehalten werden, 1 Kanonengießerei, 1 Gewehrfabrik, 1 Militärhospital mit Krankenwärterschule, endlich im Osten der Stadt, etwa 4 Kilom. von derselben entfernt, eine Munitionsfabrik mit bedeutendem Schießpulverdepot. Die Tscharschia, d. h. Marktstraße, ist sowol mit europäischen Stoffen wie auch mit Producten heimischer Industrie reichlich versehen. Die Straßen sind breit, wohlgepflastert und reinlich, die einstöckigen Häuser freundlich, das Residenzschloß, nach welchem der König während der Sitzungsperiode der Skupschtina von Belgrad sein Hoflager zu verlegen pflegte, wurde von dem Fürsten Michael Obrenowitsch in dem Stile der geringern ungarischen Edelsitze auf dem Lande angelegt. Es wird von einem geräumigen Hofe umgeben, auf welchem sich auch die als Curiosität conservirten Konaks (Palais) des Fürsten Milosch und seiner Gemahlin Ljubitza, Holzbauten, nach dem Muster der Wohnhäuser türkischer Spahis aufgeführt, vorfinden.

Der Regierungsbezirk Kragujewatz bildet die südöstliche Hälfte der Provinz Schumadia, des Waldlandes von Serbien, in welchem im J. 1804 der Aufstand wider die Türken zuerst ausbrach und seinen wirksamsten Rückhalt fand. Er besteht aus vier Kreisen (Srez), und zwar außer dem schon erwähnten Gružer noch dem Kragujewatzer, dem Lepenitzer und Jasenitzer, und enthält im ganzen 178 Ortschaften, welche zu 84 Gemeinden berufen worden sind, und in 16,145 Häusern 98,141 Einwohner mit 28 Kirchen und 44 Schulen zählen. Der vornehmste Industrie- und Exportartikel ist das Borstenvieh, welches von hier über Ungarn bis nach Deutschland und sogar nach England verfahren wird. Die Hauptfeldfrucht ist der Mais (Kukuruz); stellenweise findet sich auch reichlicher Zwetschen- und Weinbau.

Die Geschichte von Kragujewatz beginnt erst mit der serbischen Freiheit. Allerdings bezeugen künstlich verzierte Sarkophage, Cippen, Inschriftenreste und Bruchstücke von Bildsäulen und sonstigen Sculpturen, welche sich nicht selten in und um Kragujewatz finden, daß daselbst eine römische Ortschaft gewesen, in welcher sogar Kunstleben geherrscht, aber nicht einmal der Name derselben ist uns aufbewahrt worden. Auch aus der frühern serbischen und aus der türkischen Zeit knüpfen sich keine historischen Erinnerungen an den Ort; nur bezeugt eine als Ruine noch vorhandene Moschee, daß er im Paschalik von Belgrad die Geltung eines Kassaba, Marktfleckens, gehabt. Nachdem im J. 1804 der serbische Aufstand ausgebrochen, ging Kragujewatz als ganz offener, von den umliegenden Höhen beherrschter Ort ohne Kampf in die Hände der Serben über. Unter der Regierung des Karadjordje spielte es, obwol zur unmittelbaren Woiwodschaft dieses gehörend, keine Rolle; indessen muß seiner Entwickelung die vom Morawa-Thale, der großen Heerstraße Serbiens, schwer zu erreichende und demnach den Frieden verbürgende Lage zugute gekommen sein. Nachdem Milosch, noch ein türkischer Unterbeamter, der Knjäs der Serben des Paschaliks geworden, nahm er, um dem in Belgrad residirenden Pascha, seinem Chef, nicht zu nahe zu sein, in Kragujewatz als der wichtigsten Binnenortschaft seinen ständigen Wohnsitz. Daselbst wurden von da ab auch die Nationalversammlungen (Skupschtina) abgehalten, daselbst entwickelte Milosch sein großes diplomatisches Geschick, wodurch er die an-

fangs losen Fäden seiner Autorität allmählich immer fester anzog und zu einem autonomen Vasallenfürstenthume gestaltete. Ebenda bildete sich aber auch die Opposition gegen seine Regierung aus, als diese zu unerträglicher Tyrannei geworden war. In dem Gefühle, seine frühere Popularität völlig verscherzt zu haben, siedelte er zuletzt nach Belgrad über, woselbst er im J. 1839 zur Abdankung genöthigt wurde. Sein Sohn Michael, welcher ihm folgte, begann seine Regierung in Belgrad, gedachte aber, den Wünschen des Volks Rechnung tragend, seine Residenz nach Kragujewatz zurückzuverlegen, als (im J. 1842) seine Gegner sich ebenda sammelten und ihn von da aus über die Landesgrenze trieben. Seitdem hat Kragujewatz nur noch während der Skupschtina-Sitzungen vorübergehend den Landesfürsten mit der Regierung beherbergt; wie sich das Fürstenthum gestaltete, konnte nur Belgrad den Erfordernissen einer Hauptstadt genügen. Als aber während des Krimkriegs das serbische Volk zu einem krankhaften nationalen Selbstgefühle erweckt worden war und von seinem Fürsten die Befreiung der stammverwandten Bosnier vom Türkenjoche forderte, gründete Alexander Karadjordjewić in Kragujewatz die schon erwähnte Kanonengießerei, welcher später noch eine Gewehrfabrik beigefügt wurde. Das begonnene Werk wurde von den Obrenowićen fortgesetzt, und Kragujewatz wurde zum Kriegsarsenal Serbiens gemacht. Seit dem Berliner Frieden dürfte größere Ruhe eingetreten sein; Kragujewatz pflegt nur noch als Sitz der Skupschtina gelegentlich erwähnt zu werden. (*G. Rosen.*)

Krähe, s. Corvus.

KRÄHENHÜTTE, Vorrichtung zum Erlegen der Krähen. Zur Anlage einer Krähenhütte wählt man einen etwas erhabenen Ort im freien Felde, am besten zwischen zwei Feldstücken in der Nähe eines Dorfes, überhaupt da, wo Krähen und andere Raubvögel am meisten vorbeistreichen. Hier wirft man eine $2^2/_3$ Met. lange, ebenso breite und $1^2/_3$ Met. tiefe Grube aus und mauert dieselbe mit Steinen aus oder belegt die Wände mit Bohlen, welche $^1/_2$ Met. über der Erde hervorragen. Im ersten Falle wird über der Grube ein $1^1/_3$ Met. hohes, rundes Gewölbe, im andern Falle von Sparren und Latten ein $1^1/_3$ Met. hohes Dach aufgeführt. Gewölbe sowol als Dach werden durchaus mit Rasen belegt und oben im Mittelpunkte des Gewölbes oder Daches ein so großes rundes Loch gelassen, daß man eine Stange durchstecken kann, auf welche ein Uhu gestellt wird. Der Eingang zur Hütte wird schräg in die Erde gegraben, und die Thür mit Moos und Rasen benagelt. Auf der andern Seite der Hütte werden zwei Reihen Schießlöcher angebracht, welche 8 Centim. im Quadrat haben, durch den auswärtigen Erdhaufen hindurch mit Holz ausgefüttert und so eingerichtet sind, daß man sowol die auf der Erde sitzenden, als auch die im Fluge herbeikommenden, oder auf den nahen trockenen Bäumen sitzenden Raubvögel sehen und schießen kann. Die trockenen Bäume oder Hochreiser werden den Schießlöchern gegenüber in einer Entfernung von 7 Met. so gesetzt, daß man sie bequem übersehen und gut beschießen kann. Sie müssen wenig Aeste und dürfen kein Laub haben. Durch die Oeffnung im Dache der Hütte wird eine $1^2/_3$ Met. hohe, $^2/_3$ Met. über der Hütte hervorragende Stange gesteckt, und auf dieser eine mit einem Hasenbalge überzogene Scheibe angebracht, welche dem Uhu zum Sitz dient und auf welcher er jedesmal, wenn man Raubvögel schießen will, angefesselt wird. Von der Hütte aus kann man, mit mehrern Flinten versehen, in kurzer Zeit eine große Zahl Krähen und andere Raubvögel schießen; man muß aber die erlegten Krähen u. s. w. liegen lassen, bis das Schießen eingestellt wird. Werden die Krähen infolge des Schießens scheu, so hebt man die Stange, auf welcher der Uhu sitzt, in die Höhe und rüttelt denselben, worauf die Krähen zu neuen Anfällen gereizt werden. (*William Löbe.*)

KRAHN, auch KRANICH, nennt man im allgemeinen eine Hebevorrichtung, mittels deren größere Lasten auf geringere Höhen gehoben, hierauf in horizontaler Richtung bis zu einem noch innerhalb des Bereichs der Maschine liegenden Punkt bewegt und daselbst wieder herabgelassen werden können.

Die Construction besteht im wesentlichen aus einer Säule (Krahnsäule), um welche oder mit welcher der ganze Krahnbau im Kreise gedreht werden kann, sowie aus einem vorstehenden, mit der Krahnsäule auf geeignete Weise in horizontaler oder schräger Lage verbundenen Balken, dem Krahnausleger, an dessen Spitze eine feste Rolle angebracht ist, über welche das die Last tragende Seil (oder Kette) geführt ist. Die Spitze des geneigten Auslegers ist mit der Krahnsäule durch Zugstangen verbunden. Zum Heben der Lasten ist jeder Krahn mit einer am Krahnbau befestigten Seil- oder Kettenwinde versehen.

Man unterscheidet feststehende und transportable Krahne, je nachdem das Gerüst mit einem Fundament fest verbunden, oder auf besondern Gleisen beweglich eingerichtet ist. Jede dieser beiden Gruppen zeigt mit Rücksicht auf die speciellen Zwecke und Verwendungsstellen sehr mannichfaltige charakteristische Ausführungen, die sich wieder in Krahne mit Handbetrieb, Transmissions-, Dampf-, hydraulische und pneumatische Krahne eintheilen lassen.

Ihre hauptsächliche Verwendung finden die Krahne in Waarenmagazinen, technischen Werkstätten, auf Schiffswerften, Baustellen u. s. w. Je nach ihrer Bestimmung erhalten sie verschiedene Formen. Als Haupttypen unterscheidet man die Drehkrahne, welche wieder in Wandkrahne (Magazinkrahne) und freistehende Drehkrahne zerfallen; ferner die Scherenkrahne, die hydraulischen Krahne, die Rollkrahne und schließlich die Laufkrahne. Als Uebergangsglied zwischen den Aufzügen und Krahnen können diejenigen Wandkrahne bezeichnet werden, welche größtentheils als Magazinkrahne Verwendung finden. In besonderen Fällen, z. B. bei beschränktem Flächenraume und genügender Höhe, kann es sich nothwendig machen, den Krahn an der Decke derart aufzuhängen, daß der Verkehr unterhalb desselben nicht beschränkt wird. Eine

Species der Magazinkrahne sind die in Mahl- und Schrotmühlen für das Aus- und Wiedereinheben der Mühlsteine in die Mühleisen der Mahlgänge gebräuchlichen Steinkrahne.

Die Krahne mit veränderlichem Ausleger lassen sich eintheilen in solche, welche mit Beibehaltung des festen Krahngerüstes den hier horizontalen Ausleger als Bahn eines Wagens für die Förderlast benutzen, wodurch man den Typus des Gießereikrahns erhält, und in solche, deren Ausleger um einen horizontalen Bolzen am Fuße der Krahnsäule drehbar angeordnet ist und bei welchen demgemäß die Zugstangen durch Ketten ersetzt sind. Das Gerüst des Gießereikrahns besteht aus der Säule, dem Ausleger und der Strebe. Letztere zwei Gerüsttheile werden je durch zwei parallel gestellte Träger gebildet, die zwischen sich genügenden Raum lassen, um die anzuordnende Hebemaschine (Kraftrolle, Flaschen- oder Klobenzug u. s. w.) aufzunehmen. Längs des Auslegers wird durch besondere Mechanismen der Krahnwagen, die Katze genannt, bewegt, welche die Kraftrolle oder den Klobenzug trägt, wodurch die Horizontalförderung der Last bei ruhendem oder bewegtem Gerüste möglich ist. Der mit der Kraftrolle oder dem Flaschenzuge in Verbindung gebrachte Haspel resp. Windeapparat wird am Krahngerüst befestigt; durch Bewegung der letztern Hebemaschine wird die Verticalförderung der Last erreicht.

Ueberaus leichte und zweckmäßige Krahne werden von amerikanischen Constructeuren für Bauzwecke ausgeführt; die größern Baustellen amerikanischer Städte zeichnen sich daher durch ihre praktischen Krahnrüstungen aus. Die Krahne sind dort derart über die Baustelle vertheilt, daß jeder Punkt des Gerüstes von einem derselben erreichbar ist. Das ganze System einer solchen leichten Krahnrüstung wird nach Vollendung eines Stockwerkes auf der Höhe desselben wieder aufgestellt.

Freistehende Drehkrahne, auch Quai- oder Uferkrahne genannt, haben entweder eine zum Theil in einen Schacht versenkte drehbare Säule, die sich gegen Rollenlager stützt und mit ihrem Spurzapfen in einem auf der Schachtsohle angeordneten Spurlager ruht, oder die Krahnsäule steht fest und es ist dafür eine drehbare Krahnhülse angeordnet, welche die Strebe und den Ausleger aufnimmt. Die Anordnung der in einen Schacht versenkten drehbaren Säule findet man hauptsächlich bei den nach dem Erfinder benannten Fairbairn-Krahnen. Der Umstand nämlich, daß der einfache freistehende Krahn mit drehbarer Säule verhältnißmäßig viel Platz einnimmt und seine niedrige, zu schräge Lage mancherlei Unbequemlichkeiten bei der Verwendung desselben zur Folge hat, endlich auch Zugstange und Ausleger eine zwar geeignete, aber keineswegs continuirliche, feste Construction darstellen, veranlaßte im J. 1850 den englischen Ingenieur William Fairbairn, Krahne aus Eisenblech zu construiren, wobei Ausleger, Zugstange und Krahnsäule zu einem Ganzen verbunden sind und gleichsam aus Einem Stücke bestehen. Der krumme Ausleger ist hier entweder als Vollwand- oder als Gitterträger mit rechteckigem Querschnitte hergestellt.

Der zweite Typus der freistehenden Krahne ist der der Krahne mit fester, nicht drehbarer Säule. Dieselben vermeiden die Unbequemlichkeit, welche mit der Anlage des Schachtes verbunden ist, und gewähren eine leichtere Zugänglichkeit des Drehzapfens. Diese Krahne werden entweder so ausgeführt, daß die Krahnsäule kurz ist und ihre Lagerung in einer starken Fundamentplatte erhält, die durch eine Anzahl Anker mit dem Fundament in Verbindung steht, oder die Säule reicht entsprechend weit in das Fundament hinab und wird in ihm fest vermauert. In der Regel hält man die erstere Constructionsform für die zweckmäßigere. In beiden Fällen trägt die feste Säule gewöhnlich oben einen Zapfen, auf welchem mittels einer abwärts gekehrten Pfanne ein bewegliches Drehgerüst aufgehängt ist, das sich gleichzeitig in seinem erweiterten, ringförmigen Untertheil mittels Rollen gegen den cylindrischen, gut abgedrehten Theil der Säule stützt. Den Ausleger, welcher nur auf Druck in Anspruch genommen wird, bildet man entweder aus Holz oder Gußeisen und die nur auf Zerreißen beanspruchten Zugstangen aus Schmiedeeisen. Die Bewegung des Krahns um die verticale Achse geschieht entweder vom Drehgerüste aus von Hand, oder durch eine besonders hierfür aufgestellte Maschine. Für solche Krahne, welche die Hebung größerer Lasten bewirken, ist stets die Anordnung eines Gegengewichtes, welches eine zu starke einseitige Beanspruchung der Krahnsäule verhindert, von Vortheil. Bei Dampfkrahnen stellt man zweckmäßig hierfür den Dampfkessel, der stets als Verticalkessel ausgeführt wird, dem Ausleger entgegengesetzt derart auf, daß sein Gewicht für den genannten Zweck zur Wirkung kommt. In Fällen, wo die Anordnung eines Gegengewichtes durchaus geboten ist und kein Kessel dafür zur Verfügung steht, wird dasselbe durch einen entsprechend angeordneten Gewichtskasten gebildet.

Die Scherenkrahne gehören sowol bezüglich der Dimensionen ihrer Gerüsttheile als auch der Größe der Förderlasten zu den mächtigsten Hebemaschinen. Die Construction derselben ist aus der des Dreifußes oder Vierfußes hervorgegangen. Die letztgenannten, sehr primitiven Hebemaschinen werden aus drei, resp. vier hölzernen Masten gebildet, die entsprechend den Kanten einer drei- oder vierseitigen Pyramide gegeneinander festgestellt werden. Die Lastenförderung bei diesen häufig in Fabrikhöfen und auf Verladeplätzen Verwendung findenden Hebegerüsten erfolgt durch Klobenzüge, combinirt mit Handhaspeln, welch letztere entweder unabhängig vom Gerüste aufgestellt werden, oder auch ihre Lagerung am Krahngerüste selbst finden können. Ertheilt man einem derartigen Gerüste eine geeignete Beweglichkeit seiner Fußstützen, so erhält man Maschinen, welche gleichzeitig zur Vertical- und zur Horizontal-Förderung brauchbar sind. Dieselben werden auch vierbeinig oder derart construirt, daß das dritte oder Hinterbein durch eine Kette ersetzt wird, und heißen in dieser Anordnung Scherenkrahne.

Die Scherenkrahne werden speciell für Hafenplätze disponirt und zum Transport der Kessel und Maschinen,

zum Einbau derselben in Dampfschiffe, zur Ausrüstung der Schiffe, Aufstellung der Schiffsmasten u. s. w. verwendet. Die ursprüngliche Construction derselben ist derart, daß zwei der Masten des Krahns am Uferrande drehbar gelagert sind, während dem Fuße des dritten Mastes, der eine entsprechend größere Länge besitzt, eine Beweglichkeit in horizontaler Richtung ertheilt ist. Vielfach werden die Scherenkrahne auch auf eigenen Schiffen aufgestellt und so transportabel gemacht. Der Gebrauch der schwimmenden Krahne hat in letzter Zeit so bedeutend zugenommen, daß jetzt die meisten Schiffsbaugesellschaften einen oder mehrere solcher Krahne in Gebrauch haben.

Die hydraulischen Krahne werden in neuerer Zeit besonders häufig angewendet. Dieselben bilden eine wichtige Abtheilung der feststehenden Drehkrahne; ihr Betrieb erfolgt direct oder indirect mittels durch Handpumpen oder Accumulatoren gepreßten Wassers. Die Anordnung hydraulischer Krahne ist wegen der günstigen Betriebsverhältnisse bei periodischer Thätigkeit und wegen der leichten Uebertragung der Kraft namentlich dann zweckmäßig, wenn, wie in Hafenanlagen, eine größere Anzahl weit auseinanderstehender Krahne durch die gleiche Dampfmaschine in Betrieb gesetzt werden soll. Ferner finden hydraulische Krahne für Gießhallen in directer Anordnung, als Wandkrahne in indirecter Anordnung ausgedehnte Verwendung. Die Accumulatoren, welche das Druckwasser liefern, kommen als Luft-, Dampf- und Gewichts-Accumulatoren vor. Die Luft-Accumulatoren sind cylindrische oder kugelförmige Gefäße aus Eisen oder Stahlblech, deren Luftvolumen durch Einpumpen von Wasser verkleinert wird; durch diese Compression der Luft wird eine bedeutende Pressung des Druckwassers bewirkt. Dampf-Accumulatoren erzeugen die Pressung des Wassers dadurch, daß Kesseldampf direct auf dem Spiegel des im Accumulator eingeschlossenen Wasserkörpers zur Wirkung gebracht wird. Am verbreitetsten sind die Gewichts-Accumulatoren. Bei diesen erfolgt die Spannung des Kesselwassers durch Gewichte und es kann dieselbe stets von gleicher Intensität erhalten werden. Der einzige Nachtheil derselben besteht darin, daß sie, wo es sich um die Erzeugung höherer Spannungen des Kraftwassers handelt, sehr voluminös werden.

Bei den indirect wirkenden hydraulischen Krahnen wendet Armstrong kurze Preßcylinder an, in welchen anfänglich gewöhnliche Kolben nach Art der Dampfkolben sich bewegten, sodaß diese Hebecylinder als einfache Wassersäulenmaschinen aufzufassen sind. Meist bedient man sich jedoch für hydraulische Hebevorrichtungen der Plungerkolben. Das regelmäßige Spiel des Krahns wird mittels Schiebersteuerung von Hand bewirkt. Um die nachtheiligen Folgen der Wasserstöße zu vermeiden, welche beim jedesmaligen plötzlichen Absperren des Druckwassers eintreten und namentlich bei der Drehvorrichtung, wegen der verhältnißmäßig großen horizontalen Geschwindigkeit der am Krahnschnabel hängenden Last, von Bedeutung sind, werden zweckmäßig besondere Sicherheitsventile in den Verbindungsröhren zwischen dem Drehcylinder und seinem Schieberkasten angeordnet.

Auf Bahnhöfen, in Häfen und im Bauwesen braucht man Krahne, welche nach Bedarf an verschiedenen Stellen in Betrieb gesetzt werden können. In solchem Falle macht man den Krahn transportabel, indem man die Krahnsäule, statt dieselbe mit dem Steinfundament zu vereinigen, in das Plateau eines niedrigen Wagens versenkt, der auf einem Schienengleise fortgerollt werden kann. Man bezeichnet diese Maschine dann kurz als Rollkrahn. Der mit dem Wagen vereinigte Krahn ist meist ein freistehender mit fester Säule und drehbarer Hülse, oft auch mit drehbarem Ausleger. Die Rollkrahne dienen zuweilen noch zum Horizontaltransport der Lasten in der Richtung des Gleises, etwa wenn der Krahn als Mittel zur Versetzung der Maschinentheile in größeren Montirungsräumen benutzt wird. Dieselben werden als Hand- und Dampfkrahne gebaut. Bei letztern unterscheidet man die eigentlichen Dampfkrahne, bei welchen auf dem Krahnwagen eine eigene Dampfmaschine mit ihrem Kessel Platz findet, von denjenigen Krahnen, deren Bewegung durch eine Transmission von einer für anderweitige Zwecke aufgestellten Dampfmaschine aus bewirkt wird. In neuerer Zeit hat man zum Betrieb der transportabeln Krahne mit Vortheil Seiltransmission angewendet.

Die Rollkrahne erfordern neben den beiden Bewegungen zur Hebung, resp. Senkung der Last und zur Umschwenkung des Auslegers noch eine dritte Bewegung, welche das Fortrollen des Krahns auf seiner Bahn erzielt. Der Transport leichter Handkrahne erfolgt meist durch directen Zug der Arbeiter oder angespannter Pferde; bei größeren Krahnen versieht man die eine oder jede der beiden Laufachsen mit einem Zahnrad, das durch Rädervorgelege von einer Kurbelwelle aus gedreht wird. Bei Rollkrahnen auf Bahnhöfen geschieht die Versetzung des Krahns am einfachsten durch Vorspannen einer Locomotive. Bei allen Rollkrahnen müssen geeignete Mittel zur Herstellung der erforderlichen Stabilität in Anwendung gebracht werden. Das Umschlagen des Krahns unter dem Einflusse der angehängten Last verhütet man durch die Anordnung von Gegengewichten, wozu entweder wirkliche Gewichtsmassen, oder, wie bei den Dampfkrahnen, das Gewicht des Dampfkessels und der Dampfmaschine benutzt wird. Diese Gegengewichte sind mit dem drehbaren Ausleger verbunden, da sich dieselben stets der Last entgegengesetzt befinden müssen. Unter Umständen führt man den Ausleger doppelt mit doppelter Winde aus, wodurch man meist eine genügende Ausgleichung der Gewichte erreicht.

Zu den Rollkrahnen sind auch die Excavatoren zu rechnen; es sind dies eigenthümliche Hebevorrichtungen von krahnartiger Einrichtung und Wirkungsweise, die in neuerer Zeit namentlich in Amerika, aber auch schon vielfach auf dem europäischen Continent zur Anwendung kommen. Die Excavatoren dienen sowol zum Austiefen von Kanälen und Baugruben als auch zur Ausführung von Grabearbeiten beim Bau von Eisenbahnen. In letzterer Beziehung haben diese Hebemaschinen die großartigste Verwendung beim Bau der Pacificbahn gefunden.

Dieselben besitzen als wirksames Organ (ähnlich wie die Stiel-Löffelbaggermaschinen) eine mit einem Stiel versehene Grabschaufel, resp. einen Baggereimer, dem durch die Betriebsmaschine eine solche Bewegung ertheilt wird, daß bei jedem Spiele ein bestimmtes Quantum des Grundes abgestochen, hierauf gehoben und dem betreffenden Fahrzeuge überliefert wird, welches die Masse weiter zu transportiren hat. Die Thätigkeit der Maschine besteht daher nicht nur in einer Hebung der Massen, sondern zugleich in der Arbeit des Grabens oder Abschneidens, zu welchem Zweck die Grabschaufel die geeignete Form und Bewegung erhalten muß.

Die sogenannten Laufkrahne bestehen im wesentlichen aus fahrbaren Winden auf fahrbaren Hochgerüsten, die zunächst für die Verticalförderung von Lasten und im besondern zum Horizontaltransport in beiden zur Verticalen senkrechten Richtungen dienen. Diese Hebemaschinen besitzen das eigentliche Merkmal des Krahns, den Ausleger, nicht, weshalb die durch den herrschenden Sprachgebrauch allgemein gewordene Bezeichnung derselben als Laufkrahne nicht correct ist. Jeder Laufkrahn enthält eine aus hinreichend starken Trägern gebildete Brücke, welche die Schienen für die auf Rädern stehende Windevorrichtung trägt und ihrerseits gleichfalls auf einer zu ihrer Länge senkrechten Bahn fortgerollt werden kann. Nach der Höhenlage der Schienenbahn, auf welcher die Brücke läuft, kann man zwei verschiedene Laufkrahnconstructionen unterscheiden. Im Innern von Gebäuden ist es meist möglich, die Schienen in derjenigen Höhe anzubringen, bis zu welcher die Last gehoben werden soll. Es genügt dann, die Brücke aus zwei miteinander verbundenen Längsträgern zu bilden, die mit zwei entsprechenden Laufachsen zur Aufnahme von vier Laufrädern zu versehen sind. Ist dagegen ein festes Gerüst nicht anzubringen, wie bei manchen Bauten, auf Bahnhöfen u. s. w., so legt man die Laufschienen in das Niveau des Terrains und gibt der Brücke beiderseitig hohe, gerüstförmige Füße, die unten mit den Laufrädern versehen sind. Solche Krahne heißen ihrer Form wegen Bocklaufkrahne. Mittels dieser beiden Arten von Krahnen kann die Last nach jedem beliebigen Punkte der rechteckigen Grundrißfläche befördert werden, deren Länge gleich der Verschiebung des Krahns und deren Breite gleich der Verschiebung der Winde auf der Krahnbrücke ist. Die Bewegung der Krahnbrücke und der Winde sowie die Hebung der Last geschieht bei kleineren Laufkrahnen und geringen zu transportirenden Massen durch Handbetrieb; für größere Leistungen hat man in neuerer Zeit mit Vortheil den Betrieb durch Elementarkraft, entweder mittels einer direct mit der Brücke verbundenen Dampfmaschine oder mittels Seiltransmission, angewendet. Hauptsächlich sind die Laufkrahne in Eisengießereien, Maschinenwerkstätten und Montirsälen in Gebrauch sowie bei größeren Bauten, namentlich auch bei dem Bau von Pfeilern und massiven Brücken zur Versetzung der Arbeitsstücke und Materialien. *(W. H. Uhland.)*

KRAHNRECHT ist das Recht, in Häfen und an Ausladestellen einen Krahn öffentlich zu halten; außerdem das Recht des Landesherrn, die Schiffer zu zwingen, an einem bestimmten Orte ihre sämmtliche Ladung zu verzollen. *(W. H. Uhland.)*

KRAICHGAU (Kreichgau, Creichgove) war ehemals ein Gau des rheinischen Frankens und grenzte im Norden an den Elsenz- und Lobdengau, im Westen an den Rhein, im Süden an den Alb- und Pfinzgau, im Osten an den Enzgau. Er hatte seinen Namen von dem Flüßchen Kraich (Creihaha), welches in Würtemberg entspringt, den Gau durchschneidet und nach einem Laufe von 68 Kilom. in den Rhein mündet. Schon früh war der Gau in den obern und den untern Kraichgau abgetheilt. Als Untergau enthielt er den Anglach- und den Salzgau. Der Gaugraf hatte seinen Sitz in Bretten. Der Gau umfaßte einen Flächenraum von 10—15 □Meilen und zählte etwa 60,000 Bewohner. Ein Theil des Gaues gehört heute zu Würtemberg. Zum obern Kraichgau wurden 17 Orte gerechnet, zum untern 32; der untere Gau bestand zum Theil aus einer waldigen und sumpfigen Ebene, zum Theil aus fruchtbarem Hügelgelände. Davon leitet man den Namen Bruhrain (Bruchrain) für diesen Theil des Gaues ab. (Bruhrain = Bruchrain, Bruch = Sumpfebene, rain = Anhöhe.) Der badische Theil des Gaues liegt in den Kreisen Heidelberg und Karlsruhe.

Unter den Gaugrafen ist als ältester Gerold bekannt, Besitzer großer Güter in mehrern Gauen und vielleicht auch Vorsteher mehrerer Gaue. Er machte 779 größere Vergabungen an das Kloster Lorsch und zeigte sich durch Güterübergabe im Kraich- und Enzgau sehr freigebig gegen diese Abtei. Unter Ludwig dem Deutschen war Sigard im J. 853 Gaugraf. In der ersten Hälfte des 11. Jahrh. war Wolfram Gaugraf; er soll mit einer Schwester Heinrich's IV. vermählt gewesen sein. Im J. 1100 war Bruno Verwalter des Kraich-, des Elsenz- und des Enzgaues. Um 1120 verwaltete Poppo von Laufen, Bruder des Erzbischofs Bruno von Trier, das Gaugrafenamt und beschenkte das Stift Odenheim reichlich. Die Familie von Laufen war im 12. und 13. Jahrh. in dieser Gegend mächtig, und nach ihrem Aussterben hörte die gräfliche Verwaltung des Gaues auf. Einige Bestandtheile wurden 1234 von Friedrich II. dem Markgrafen Hermann von Baden verpfändet; andere kamen an die Pfalzgrafen am Rhein und an verschiedene andere Herren.

Die späteren Schicksale des Gaues im Bauernkriege, in den Kämpfen mit Ulrich von Würtemberg und im Dreißigjährigen Kriege u. s. w. sind mit dem Geschick der Hauptorte desselben verknüpft. Diese Hauptorte sind:

Bretten (Brettenheim), jetzt Amtsstadt im Kreise Karlsruhe mit 4034 Einwohnern (1880), an der Salbach und an den Bahnen Bruchsal-Mühlacker und Karlsruhe-Eppingen gelegen, war der Hauptort des Gaues. Hier ist der Reformator Melanchthon geboren. Unter Karl dem Großen war Bretten eine Villa und Mark im Creichgove. Es war schon früh sehr bevölkert, da die Gegend fruchtbar ist. Unter dem Geschlechte von Laufen blühte der Ort auf, erhielt Markt- und Münzrecht und wurde mit einer Mauer umgeben. Nach dem Erlöschen dieses Ge-

schlechtes kam Bretten an die durch Heirath mit den Laufen verwandten Grafen von Eberstein, die es später zum Eigenthum erhielten. Im J. 1335 wurde Bretten an den Markgrafen Rudolf von Baden und von diesem an Ruprecht von der Pfalz verpfändet. Dieser kaufte dem Herrn von Eberstein das Einlösungsrecht ab, und seitdem gehörte Bretten zur badischen Pfalz. Im J. 1504 wurde die Stadt von Ulrich von Würtemberg vergeblich belagert. Ebenso mußte im Bauernkrieg eine Schar Bauern unverrichteter Dinge von der Stadt abziehen. Die Pest des J. 1565 raffte in kurzer Zeit über 690 Menschen weg. Im J. 1632 wurden die Thore von Bretten durch die Oesterreicher verbrannt, die Thürme und Mauern gesprengt. Am 24. Aug. 1689 wurde die Stadt von den Franzosen bis auf die Kirche und ein Haus eingeäschert. Durch den Frieden von Lüneville kam Bretten an Baden.

Sickingen (431 Einwohner), im Bezirksamte Bretten, ist Stammort der Familie von Sickingen, aus welcher der berühmte Franz von Sickingen hervorgegangen. Das Kloster Lorsch besaß hier Güter. Unter den frühern Grafen von Sickingen war der Ort sehr wohlhabend. In der Kirche ist ein Monument der zwei ältesten Grafen von Sickingen und ihrer Gemahlinnen.

Eppingen (3621 Einwohner), Amtsstadt im Kreise Heidelberg, an der Elsenz und Station der Bahn Karlsruhe-Eppingen-Heilbronn, ist einer der wohlhabendsten Orte im Großherzogthume Baden. — Schon um das J. 630 soll der fränkische König Dagobert hier eine Kirche gebaut haben. Otto III. schenkte 985 dem Domstifte Worms alles, was in Eppingen zur königlichen Gewalt gehörte, und Bischof Konrad von Speyer erhielt von Heinrich IV. ein Gut daselbst. Eppingen war damals ein Reichsdorf, welches Friedrich II. im J. 1220 an Baden verpfändete. Unter Rudolf I. hat Eppingen Stadtrechte erlangt. Markgraf Rudolf von Baden verpfändete Eppingen im J. 1367 an den Kurfürsten Rupert von der Pfalz. Doch kam die Stadt wieder an Baden, wurde wieder verpfändet, bis durch die Schlacht von Seckenheim 1462 Eppingen definitiv an die Pfalz fiel. Im Bauernkriege plünderten die Bauern von Eppingen und andern Orten unter Anführung ihres Pfarrers Eisenhut die adeligen Schlösser der Umgegend, bis ihr Anführer ergriffen und in Bruchsal enthauptet wurde. Mit der Einführung der Reformation in der Pfalz wurde auch Eppingen evangelisch. Während des Dreißigjährigen Krieges hatte die Stadt schrecklich durch Plünderung und Seuchen zu leiden. Noch größere Noth litt Eppingen unter Mélac's barbarischer Kriegsführung. Der städtische Kriegsschaden belief sich auf 220,271 Gulden. Die Einwohnerschaft gerieth ins bitterste Elend und konnte sich nur langsam erholen. Unter badischer Herrschaft ist Eppingen in den Friedensjahren wieder in die Höhe gekommen.

Zum oberen Kraichgau gehörten auch Knittlingen (s. d.) und Maulbronn (s. d.).

Die Hauptstadt des Bruhrains war Bruchsal (s. d.), jetzt Amtsstadt im Kreise Karlsruhe, mit 11,373 Einwohnern, an den Bahnlinien Heidelberg-Karlsruhe, Bruchsal-Bretten und Bruchsal-Germersheim.

Heidelsheim, Städtchen im Amte Bruchsal (2271 Einwohner), an der Salbach gelegen, wird schon 1307 als Stadt erwähnt. Das Kloster Lorsch besaß Güter daselbst. Später war die Stadt bald den Markgrafen von Baden, bald der Pfalz verpfändet, bei welcher sie nach der Schlacht bei Seckenheim verblieb.

Jöhlingen (2374 Einwohner), im Amte Durlach, Station der Bahn Karlsruhe-Eppingen, gehörte früher zum Domkapitel Speyer und wurde 1024 zum Kraichgau geschlagen, dessen südliche Grenze es bildete.

Gochsheim, Städtchen im Amte Bretten an der Kraich (1383 Einwohner), war pfälzisches Lehen im Besitze der Grafen Eberstein. Friedrich II. gab dem Orte Marktrechte und ließ ihn mit Mauern umgeben. Im J. 1504 nahm Ulrich von Würtemberg in einer Fehde mit der Pfalz Gochsheim ein und behielt dasselbe, belehnte aber den Grafen Wilhelm von Eberstein damit, bei welchem Geschlechte Gochsheim blieb, bis es erlosch, worauf das Städtchen an Würtemberg zurückfiel. Im J. 1806 kam Gochsheim an Baden.

Odenheim an der Katzbach im Amtsbezirke Bruchsal mit 2320 Einwohnern; es wird schon zur Zeit Karl's des Großen genannt, wo das Kloster Lorsch hier Güter erhielt. Im J. 879 war Odenheim königliches Kammergut und kam an die Grafen des Kraichgaus, die Herren von Laufen, welche 1122 das Kloster Odenheim stifteten und es mit Colonisten aus dem Kloster Hirsau besetzten. Bald erhielt es bedeutende Schenkungen und begann aufzublühen. Die Grafen von Laufen waren bis zum Erlöschen des Geschlechtes Kastenvögte in Odenheim, dann bis 1330 die römischen Könige, bis 1338 die Hofwarte von Kirchheim und dann die Bischöfe von Speyer. Das Kloster wurde im 14. Jahrh. befestigt und 1695 von Papst Alexander VI. in ein weltliches Chorherrenstift umgewandelt. Im Dreißigjährigen Kriege wurde das Stift zerstört und später an der Stelle des Klosters ein Meierhof (Stifterhof) errichtet.

Eichtersheim (819 Einwohner), an dem Angelbache gelegen, zum Bezirksamt Siesheim gehörig, wurde von König Ludwig im J. 858 an das Kloster Lorsch gegeben und kam von diesem als Lehen an die Familie Landschad von Steinach. Später kam Eichtersheim in andere Hände, fiel dann an die Landschad zurück, durch welche es an das Haus Venningen fiel, das mit ersteren durch Heirath verwandt war.

Langenbrücken (1447 Einwohner), im Amte Bruchsal, Station der Bahn Heidelberg-Karlsruhe, ist durch sein Schwefelbad bekannt. Es gehörte ursprünglich den Herren von Kißlau, welche das Dorf an Speyer verkauften, worauf es 1802 an Baden fiel. Die Badeanstalt ist 1766 von dem Bischofe Franz Christoph von Speyer errichtet worden, zerfiel später und kam 1808 in Privathände.

Kißlau, altes Schloß, zur Pfarrgemeinde Mingolsheim gehörig, wurde 1252 von König Wilhelm von Holland an Speyer geschenkt, nachdem die Herren von Kißlau ausgestorben waren. Es wurde von den Bischöfen

zum Sommeraufenthalt benutzt. Nach dem Anfalle an Baden (1802) wurde es Staatsgefängniß und Invalidenhaus; später kam das Schloß in Privathände und wurde zu einer Fabrik umgestaltet. Jetzt ist es zurückgekauft und in ein polizeiliches Arbeitshaus verwandelt worden.

Der ehemalige Rittercanton Kraichgau umfaßte noch manche Orte, die außerhalb des eigentlichen Gaues lagen und den Nachbargauen, besonders dem Elsenzgau, angehörten. *(Wilh. Höchstetter.)*

KRAILSHEIM (Crailsheim), Stadt und Oberamtssitz im würtembergischen Jagstkreise mit 4642 Einwohnern (1880) an der Jagst, Knotenpunkt der Bahnen Heilbronn-Nürnberg und Mergentheim-Ulm. Die Stadt ist Sitz der Bezirksstellen, hat eine schöne steinerne Eisenbahnbrücke und eine im J. 1497 erbaute steinerne Brücke über die Jagst. Wegen des sich immer mehr steigernden Verkehrs mußte diese Brücke 1873 nach beiden Seiten hin breiter gemacht werden und hat nun einen Gehweg für Fußgänger sowie ein höheres eisernes Geländer. Die Gewerbthätigkeit der Stadt ist bedeutend gestiegen; eine Reparaturwerkstätte für Eisenbahnwagen und eine Gasfabrik sind errichtet worden. Getreide-, Breter- und Viehhandel werden eifrig betrieben. Um Lichtmeß wird in Krailsheim Taubenmarkt gehalten, auf dem oft 5—600 Stück Tauben verkauft werden.

Zum Andenken an die fünfmonatliche, jedoch vergebliche Belagerung der Stadt durch die Reichsstädte Hall, Rothenburg und Dinkelsbühl im J. 1379 wird heute noch am Mittwoch vor Estomihi ein besonderer Stadtfeiertag mit Gottesdienst gehalten. An demselben erhalten die Schulkinder mürbe Brote in Form einer Armbrust, die sogenannten „Haaraffen" (Heraffen). Vgl. Crailsheim. *(Wilh. Höchstetter.)*

KRAIN, ein Herzogthum und im Reichsrathe vertretenes Kronland der Oesterreichisch-Ungarischen Monarchie, liegt zwischen 45° 25′ 10″ und 46° 30′ 20″ nördl. Br., 31° 15′ 48″ und 32° 23′ 6″ östl. L. von Ferro und hat einen Flächeninhalt von 9988,33 □Kilom. Es wird im Norden von Kärnten und Steiermark, im Osten von Kroatien, im Süden von Istrien und im Westen von Görz und Gradiska begrenzt, ist im ganzen ein hochgelegenes Land, von dessen Oberfläche 54 Proc. auf das Gebirge, 25 Proc. auf das Hügelland und etwa 21 Proc. auf das Tiefland entfallen. Eine Linie, welche sich zusammensetzt aus dem oberen Laufe der Wippach, der Straße über Adelsberg nach Ober-Laibach, der Laibach und der Save bis zur steiermärkischen Grenze, theilt Krain in ein kleineres nordwestliches und in ein größeres südöstliches Gebiet, wovon jenes an der südöstlichen Abdachung der südlichen Kalkalpen, dieses auf dem Karstplateau liegt. Das Land senkt sich im allgemeinen von Nordwesten nach Südosten. Die bedeutendste Bodenerhebung desselben befindet sich im nordwestlichen Winkel, wo das Savethal bis gegen 870 Met. und der Triglav zu einer Höhe von 2864 Met. ansteigen. Die Mitte des Landes, die Laibacher Ebene, liegt 285 Met. über dem Meere, und in der Nähe von Möttling, an dem Zusammenflusse der Grenzflüsse Kamenica und Kulpa, liegt der tiefste Punkt des Landes mit einer Höhe von 107 Met. Den nordwestlichen Raum des Landes erfüllen die Ostjulischen Alpen, deren Kamm die Landesgrenze gegen Görz bildet, und sich im Norden bis zum Weißenfelspaß und südlich bis zur Karstgrenze erstreckt. In denselben liegt im äußersten Westen der malerische Mangart mit seinem scharfen, 2000 Met. hohen Rücken, dessen höchster Gipfel bis zu 2678 Met. aufsteigt. Südöstlich von demselben erhebt sich die Gruppe des Triglav, das höchste Gebirge von Krain, welches mit dem Mangart gleiche geologische Bildung hat. Zuunterst liegen Gailthaler Schichten; Rücken bis 1900 Met. Höhe enthalten die verschiedenen Schichten der Triasformation, die höheren Kämme und Gipfel bestehen aus Liaskalken. Die höchste Spitze dieser Gruppe ist der Triglav mit 2864 Met. Höhe, dessen drei Gipfel mit ewigen Schnee- und Eisfeldern geziert sind und ein prachtvolles Panorama gewähren. Der Triglav, von seinen drei Spitzen sogenannt, ist der Grenzstein dreier Sprachgebiete, des deutschen, italienischen und slawischen, und die Wasserscheide zweier Meeresgebiete, des adriatischen und des schwarzen. Oestlich vom Hauptstocke desselben dehnt sich das umfangreiche, meist bewaldete Plateau von Pokluka aus, auf welchem sich das höchstgelegene Pfarrdorf des Landes, Koprivnik, 974 Met. über dem Meere erhebt. Unter dem östlichen Abhange der Pokluka liegt in einer Meereshöhe von 474 Met. der reizende Veldes-See, während im obern Wocheiner-Thale in einer Meereshöhe von 522 Met. der 76 Met. tiefe Wocheiner-See zwischen den 2000 Met. hohen Gipfeln der Triglavgruppe eingebettet ist. Aus den hinter demselben sich aufthürmenden Felsen stürzt die Savica als Abfluß acht kleinerer Alpenseen nach mehrern Katarakten zuletzt in einem Falle von 66 Met. ins Thal. Südöstlich von der Wochein zwischen der Zaier und der Gradašca, einem Nebenflusse der Laibach, breiten sich die Lacker Berge aus, welche gegen Südosten mit den Billichgratzer Bergen zusammenhängen, deren äußerste Hügel bis vor Laibach reichen. Mit den Lacker und Billichgratzer Bergen hängt das Bergland von Idria mit seinen breiten und meist bewaldeten Rücken und engen tief eingeschnittenen Thälern zusammen, welches aber schon zum Theil Karstformation aufweist und so das Uebergangsgebirge zum Karstland ist. Besonders in dem südlichen Theile dieses Berglandes, dem 790 Met. hohen Birnbaumerwalde mit dem 1300 Met. hohen Nanos, tritt der Karstcharakter schon sehr ausgesprochen hervor, weshalb dieses Terrain auch von manchen dem Karstgebiete zugetheilt wird. Im Norden bilden vom Weißenfelspasse bis ostwärts zum Kankerpaß die natürliche Grenze des Landes gegen Kärnten die Karawanken, welche sich in ihrem westöstlichen Striche immer mehr erheben, und in ihrem Laufe mächtige Zweige nach Süden und Norden aussenden. Ihre Kammhöhe, welche anfänglich etwa 1200 Met. beträgt, erhebt sich in der Mitte der Gebirgskette auf 1900 Met. und sinkt vor dem Kankerpasse auf circa 1400 Met. herab. Die bedeutendsten Gipfelerhebungen sind der Vaišnik 2103 Met., Stol 2239 Met., Zelenica 2179 Met., Velikivrh 2058

Met., Košutnik Thurm 2135 Met. und Storžič 2134 Met. Ueber dieses Gebirge führt der 1071 Met. hohe Wurzener Sattel, der 1370 Met. hohe Loiblpaß und der 941 Met. hohe Seeberg- oder Kankerpaß, über welchen sich an der Kanker die Straße von Krainburg nach Kappel in Kärnten zieht. Die Karawanken sind reich an Eisenerzen, in der Kocna findet sich auch Bleiglanz und nördlich von Vigaun wurde früher auch auf Quecksilber gebaut. Ihre Fortsetzung im Osten des Kankerpasses sind die Steiner oder Sannthaler Alpen, mit welchen sie geologisch vollkommen übereinstimmen. Unmittelbar östlich von dem Kankerpasse steigt der Grintouc in wilden Rissen und Zacken zu 2559 Met. Höhe auf und östlich davon, durch einen 2000 Met. hohen Kamm verbunden, erhebt sich die Ojstritza auf 2350 Met. Weiter südöstlich senkt sich der Kamm am Kozjak auf 665 Met. und am Trojanaberge 563 Met., sodaß über erstern eine Bezirksstraße und über letztern die wiener Hauptstraße ohne Windungen geht. Im weiteren Verlaufe erhebt sich der Gebirgszug wieder auf der Velika Planina zu einer Höhe von 1206 Met. und findet seine östliche Grenze an dem Winkel, der von der Mündung der Sann in die Save gebildet wird. Das Terrain zwischen der Steiner Feistritz und der Save füllen drei mehr oder weniger parallel laufende Ketten der Egger oder Podpetscher Berge aus. Die erste zieht südlich an den Bächen Neul und Möttnig von Stein bis an die Sann. Die Wasserscheide zwischen den beiden Bächen bildet der oben genannte Sattel Kozjak. Die zweite Hügelkette ist südlich vom Radomlabache begrenzt, und die dritte wird von jenen Gebirgen gebildet, welche südlich sich von der Feistritz längs des linken Saveufers bis an die Sann hinziehen. Das wenig cultivirte, aber fruchtbare Gebiet dieser drei Gebirgszüge ist von ausgedehnten Wäldern bedeckt, deren Rücken sich bis zu 600 und deren höchste Gipfel sich bis zu 1200 Met. erheben.

Zwischen den Julischen, den Steiner Alpen und dem Karst dehnt sich die Laibacher Ebene, das bedeutendste Flachland des ganzen Landes, mit einer Erhebung von circa 300 Met. über dem Meere aus. Dasselbe wird durch die isolirten Hügel Vranšica 641 Met. und Großkahlenberg 675 Met. und die bei Laibach östlich streichenden Hügelreihen in drei ungleiche Theile getheilt, von welchen sich der größere vom Vranšica nordwärts bis über Krainburg erstreckt, während der mittlere und kleinere den Raum von den Steiner Alpen und zwar von Stein südlich bis gegen Laibach erfüllt. Der südlichste Theil dieser Ebene ist das Laibacher Moor, welches sich über einen Flächenraum von nicht weniger als 23,000 Hekt. erstreckt. Es ist ein beckenförmiges, circa 290 Met. hohes Thal, welches von Bergen und Hügeln eingeschlossen ist, von der Laibach durchflossen wird, und in welches sich 52 Bäche und Flüsse aus der Umgebung ergießen. Der Boden desselben besteht aus Torf und Moorgrund, welcher in der Tiefe von 2—6 Met. auf weißem Muschelthon ruht, der aus verwitterten kleinen Muscheln oder gelblichem Thon oder Tögel besteht. Stellenweise ragen aus der Moorfläche kleine isolirte, von secundärem Kalkstein gebildete, bis 390 Met. hohe Hügel hervor, deren Oberfläche mit Thonerde bedeckt und mit Buchen, Fichten und Eichen bewachsen ist. Bevor dieses Moorgebiet cultivirt wurde, war es mit einem 0,3—0,6 Met. hohen Moose dicht überzogen, welches auf 0,6—3 Met. mächtigen Torfschichten lag. Unter diesen befand sich eine Lage von schwarzer Moorerde von wechselnder Tiefe, unter welcher der oben erwähnte Tögel sich befindet. Für die Ueberschreitung desselben waren besonders die 6—30 Met. im Durchmesser sich erstreckenden sogenannten „Seefenster" gefährlich, welche ebenfalls mit Moos überzogen waren, unter welchem sich aber eine senkrecht aufsteigende Quelle befand, aus welcher sich der Versinkende nicht leicht retten konnte. Große Strecken desselben waren ferner mit 2 Met. Höhe nicht übersteigenden Fichten, Föhren, Eschen und Birken dicht bewachsen. Endlich gab es große schwarz gefärbte Strecken, „Moor" genannt, welche aus vom Wasser aufgelöstem Torfbrei bestanden und nur hier und da Grasbüschelchen zeigten, auf welchen der Fuß eine schwankende Stütze fand. Alle Stellen des Morastterrains aber waren vom Wasser so gesättigt, daß neben dem auftretenden Fuße überall das Wasser aufsprudelte. Die Laibach durchfließt das Moor in dessen ganzer Länge von Oberlaibach bis Laibach und beide Seitenflächen des Moores neigen sich etwas gegen den Fluß. Da das ganze Becken von Bergen umgeben ist, so hatte das Wasser keinen hinreichenden Ablauf und stagnirte. Was nicht verdunstete, floß durch die Laibach bei der Hauptstadt ab. Bei anhaltenden Regengüssen aber staute sich das abfließende Wasser bei der Hauptstadt, überschwemmte diese und bedeckte meist mehrmals des Jahres den ganzen Morast, sodaß dieser einem See glich. War auch schon für die Hauptstadt die Ueberschwemmung selbst schädlich, so breiteten sich nach dieser über Laibach noch die aus der allmählichen Austrocknung entstehenden schädlichen Dünste aus, während im Herbste, Winter und Frühjahre ein undurchdringlicher stinkender nasser Nebel die Stadt höchst gesundheitsgefährlich machte. Dieses große Moorterrain war, abgesehen von dem kleinen Ertrage, welchen die Jäger und Fischer aus demselben zogen, unproductiv und gesundheitsschädlich. Soviel wir wissen, wurde daher schon seit dem 16. Jahrh. die Trockenlegung desselben geplant, und als das Hauptmittel hierfür die Anlage eines Wasserabzugkanals vorgeschlagen. Erst unter Maria Theresia aber wurde mit der Verwirklichung des Projectes begonnen und im J. 1780 der sogenannte Gruber'sche Kanal beendet, welcher das Wasser aus dem Moraste bei Laibach hinter dem Schloßberge ableitete. Sogleich fiel auch der Wasserspiegel in der Laibach, und die Ufer dieses Flusses trockneten aus, und selbst im Innern des Morastes wurde ein Zurückweichen des Wassers bemerkbar. Der der Cultur gewonnene Boden wurde für den Wiesenbau verwendet. Da man aber im Verlaufe der Zeit die Abzugsgräben im Moraste nicht rein und offen hielt, so fing im folgenden Jahrzehnt das Wasser wieder zu steigen an, und das eben der Cultur gewonnene Terrain begann wieder zu versumpfen. Als Kaiser Franz anläßlich des Congresses im J. 1821 in Laibach

war, interessirte er sich für die Austrocknung des Sumpfes so sehr, daß sogleich eine Commission eingesetzt wurde, die Kostenüberschläge gemacht und alsbald die Arbeiten am Moraste selbst in Angriff genommen wurden. Diese wurden nun mit möglichster Energie ausgeführt, sodaß schon im J. 1829 mit dem ersten Getreide- und Früchteanbau begonnen werden konnte. Bis in die neueste Zeit wurden diese Arbeiten fortgeführt, besonders gründlich in den sechziger Jahren. Das Terrain ist nun zu zwei Dritteln der Cultur gewonnen. Die einst so gefürchteten Seefenster sind jetzt größtentheils verschlammt. Der Boden, welcher noch nicht der Cultur gewonnen ist, bietet Fasertorf als gutes Brennmaterial. Wo einst der Kahn fuhr, rollen jetzt Wagen und wo der Fischer sein Netz auswarf, arbeiten Sichel und Sense, ein Netz von Straßen durchzieht den Boden nach allen Richtungen, und mitten durch den alten Sumpf zieht sich nun der Bahnkörper der Südbahn, auf welchem die Locomotiven dampfen, wo vor einigen Jahrzehnten die Wasservögel plätscherten. Obwol auf der neugewonnenen Morastfläche außer Weizen alle Getreidegattungen und Früchte dieses Breitegrades gut gedeihen und in manchem Jahre eine reichliche Ernte geben, so steht doch der Roggenbau oben an, nach diesem folgt der Hafer, besonders der Buchweizen, endlich Kartoffeln, Hackfrüchte und Gemüse. Ausgezeichnet gedeiht der Spargel. (Vgl. F. Hochenwart, „Geschichte der Entsumpfung des Laibacher Morastes. Mit 2 Karten." In den Beiträgen zur Naturgeschichte des Herzogthums Krain, 1838, Heft III und IV.)

Wir haben bei der Darstellung der Bodenplastik Krains bisher das Alpengebiet und die Laibacher Ebene behandelt und schreiten nun zur Schilderung der Karstlandschaft. Der an der Laibacher Ebene ostwärts sich erstreckende und nördlich bis zum rechten Saveufer reichende Raum hat eine Meereserhebung von etwa 380 Met. und ist von Hügeln bedeckt, welche im allgemeinen eine östliche Streichlinie haben. Ihre der Steinkohlen- und Triasperiode angehörigen Schichten entsprechen einem Vorlande der Alpen und das Terrain vermittelt den Uebergang von den Alpen zur Karstlandschaft, indem in diesem noch offene Thäler in alpiner Lieblichkeit erscheinen, andererseits aber auch schon der Karstcharakter zum Ausdruck gelangt. Dieser Flächenraum läßt sich in 5 Partien theilen. Zur ersten gehören die Littaierberge, die sich am rechten Saveufer in zwei vielfach unterbrochenen Ketten hinziehen, in der nördlichen erhebt sich der Kum, der Rigi Unterkrains, zu 1219 Met. Südlich ist diese Kette vom Neuringthale begrenzt. Die Treffnerberge, welche sich zwischen dem Neuringthale und der Temeniz erheben, bilden mit ihren scharfen Spitzen, den kesselartigen Thälern, den Klüften, Trichtern und Grotten den Uebergang zum Karst. Die Temeniz verschwindet bereits zweimal in diesem Boden. Die Nassenfußer Hügel zwischen der Temeniz und Save bilden südlich von Nassenfuß ein bis 316 Met. hohes, eine Meile im Durchmesser langes und breites Kesselthal, an dessen äußerem Rande Warmbad Töplitz liegt. Am rechten Ufer der Gurk erhebt sich an der südöstlichen Landesgrenze über einer 130 Met. hohen Ebene das Uskoken-Gebirge auf 630—790 Met. und gewährt durch seine relative Höhe einen prächtigen Anblick. Hinter diesem erstreckt sich in rascher Abdachung von 380 Met. auf 125 Met. bis zur Gurk der Boden von Tschernembl und Möttling, der zur Kreideformation gehört und bereits streckenweise die trostlose Physiognomie des Karstes bietet.

Das soeben besprochene Terrain bildet gewissermaßen das Karstvorland; die südlich und südwestlich davon sich erstreckende Landschaft Krains aber liegt im reinen Karstgebiete, in welchem die eigenthümliche Lage und die geringe Verwitterbarkeit des Gesteins den Gewässern nur einen unvollständigen offenen Ablauf gestattet, weshalb der Boden voll Trichter, Löcher, Mulden und Grotten ist, und wie ein poröser Schwamm erscheint. Tausende von Höhlen und Grotten befinden sich in diesem Boden und nur ein kleiner Theil desselben ist erforscht. Manche Höhlen sind mit Schnee und Eis erfüllt, manche vom Wasser durchflossen, andere von diesem bereits verlassen und trocken. Die Richtung der Karstplateaux ist im allgemeinen eine südöstliche und es lassen sich unter denselben drei deutlich voneinander getrennte Züge, ein nördlicher, ein mittlerer und ein südwestlicher, unterscheiden. Der nördlichste grenzt an den Laibacher Morast, an die Gurk, im Südwesten an die Thäler von Planina, Cirknitz und Laas, und im Südosten reicht er über die Kulpa nach Kroatien hinein. In demselben überlagern Congerienschichten die älteren Flötze, woher die im Verhältnisse zu den andern zwei Karstzügen höhere Culturfähigkeit dieses Karstbodens herrühren mag. Die vorzüglichsten Plateaux dieses Terrains, welches auch den Namen Dürrenkrain führt, sind das Plateau von Loitsch mit dem Verh 685 Met., das Plateau von Cirknitz mit dem Bločak 1038 Met., das Plateau von Rakitna mit dem Krim 1105 Met., das Plateau von Reitnitz mit dem Ojstri Verh 1123 Met. und das Gutenfelder Plateau mit dem Schneeberge 1266 Met., dem höchsten Punkte Dürrenkrains. Diese Hochebenen sind im allgemeinen wohlbewaldet und haben eine Höhe von 930—945 Met., die Kessel 440—380 Met.; nur einige der engeren Thäler reichen bis zu einer Meereshöhe von 250 Met. herab. Der mittlere oder innerkrainer Karstzug dehnt sich zwischen den Thälern von Planina und Cirknitz bis zu den Flüssen Wippach und Reka aus, und erstreckt sich von dem Birnbaumerwalde über das Poiker Plateau mit dem 1270 Met. hohen Javornik und über das 470—790 Met. hohe Plateau des 1796 Met. hohen Laaser Schneeberges. An dem südlichen Karstzuge, welcher im Osten von der Wippach und Reka begrenzt wird, hat Krain nur mit einem kleinen Grenzgebiete Antheil.

Durch seine Bodengestaltung ist Krain in drei durch die auffallendste Verschiedenheit der Natur einander höchst unähnliche Landesgebiete getrennt, welche von altersher die landesüblichen Namen Oberkrain, Unterkrain und Innerkrain führen. Der 2 Meilen südlich von Laibach aufsteigende Krim ist der weithin sichtbare natürliche Grenzstein dieser drei Landesgebiete, von welchen Oberkrain das Alpenland, Innerkrain das von der Zaier und

Gurk südlich sich erstreckende Gebiet und Unterkrain den von der Save und Gurk eingeschlossenen östlichen Theil des Landes umfaßt.

Es wurde bereits oben erwähnt, daß der Karst von zahlreichen Höhlen durchzogen ist. Schmidl, welcher sich eingehend längere Zeit mit der Durchsuchung der Höhlen der Umgebung von Laas, Cirknitz und von Adelsberg Planina beschäftigt hat, theilte die Karsthöhlen in verticale Abgründe, zu welchen er die einfachen Trichter, Dolinen, die zuweilen in eine Tiefe von 150 Met. hinabsinken, und die Thalmulden rechnet, dann in horizontal verlaufende Höhlungen, von welchen er die wasserführenden „Höhlen" und die trockenen „Grotten" nannte. Außerdem gibt es aber noch Höhlungen, in welchen beide Richtungen, die verticale und die horizontale, vorkommen. Von diesen Höhlen- und Grottenbildungen, welche den Karst zu einer der merkwürdigsten Bodenformation machen, ist die bekannteste die Adelsberger Grotte, welche aus mehrern Haupttheilen, nämlich der Poikhöhle, der alten Grotte, der Kaiser-Ferdinandsgrotte, der Erzherzog-Johannesgrotte, der Kaiser-Franz-Joseph- und Elisabeth-Grotte, dem Tartarus und vielen Seitengängen besteht. Die Höhle ist besonders reich an Stalaktiten und Stalagmiten. Eine Stunde nordwestlich von Adelsberg liegt die schwarze Grotte oder Magdalenagrotte, einer der ältesten bekannten Aufenthaltsorte des Proteus anguinus; etwas nördlich davon die Piuka oder Poik-Höhle, welche, wenn sie auch nicht zu den größten Höhlen gehört, ein sehr instructives Bild von den verschiedenen Abgründen im Karste bietet. Ferner seien hier noch erwähnt die Planina-Höhle oder Kleinhäusler-Grotte und die Grotten von Lueg.

Vgl. A. Schmidl, Wegweiser in die Adelsberger Grotte und die benachbarten Höhlen des Karstes. Wien 1853. — A. Schmidl, Zur Höhlenkunde des Karstes. Auf Kosten der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. Wien 1854.

Die Gewässer Krains gehören zum Gebiet des Adriatischen und des Schwarzen Meeres. Die Wasserscheide wird gebildet von dem Hauptkamme der Ostjulischen Alpen vom Mangart südwärts bis zum Javorjev dol bei Unter-Idria, dann die Linie bis zum Jelšev-vrh bei Ober-Idria und südöstlich bis zum Mravlinski-vrh, hierauf südlich über Godovič und den Birnbaumerwald bis Präwald und dann südöstlich über St.-Peter und Schiller-Tabor gegen die Spitze des Innerkrainer Schneeberges. Die Flüsse Krains haben zum Theil einen offenen und zum Theil einen unterirdischen Lauf, die Zahl der letztern ist hier infolge der geologischen Beschaffenheit des Karstbodens eine sehr bedeutende. Der Hauptfluß des Landes ist die Save, welche sich aus zwei Quellflüssen, der Wurzener und Wocheiner Save, bildet. Erstere tritt plötzlich aus einem Sumpfe zwischen Ratschach und Wurzen zu Tage, während letztere als Savica von dem Triglav in einem 66 Met. hohen Wasserfalle herabstürzt, den Wocheiner See durchfließt und sich mit der Wurzener Save bei Radmannsdorf vereinigt. Vorher nimmt sie links die von den Hängen der Kosuta herabstürzende Neumarkter Feistritz und die aus Kärnten kommende Kanker, rechts die Zaier mit der Poljanšica oder Pöllander Zaier auf. Weiter südlich verstärkt sich die Save durch die Laibach, den interessantesten Fluß Krains. Die Hauptquellen dieses Flusses sind die Poik und der Oberch. Die Poik entspringt am westlichen Abhange des Javornik, nimmt die Janosica auf und verschwindet in der Adelsberger Grotte. Der Oberch entspringt im Schneeberg-Laaser-Thale, verschwindet bei Danne unter der Erde und fließt als Seebach in den Cirknitzer See, welchem auch die Stebesica und die Cirknitz zufließen. Dieser See fließt unterirdisch ab und ein Theil dieses Abflusses kommt als Rakek zum Vorschein, um nach kurzem Laufe unterhalb der Ruine von St.-Canzian wieder zu verschwinden. Diese zwei Flüsse, die Rakek und die Poik, verbinden sich unterirdisch mit der von Westen kommenden Logua und erscheinen an der Erdoberfläche bei Ober-Planina als Unz. Diese fließt nun in vielen Krümmungen durch das Wiesenthal von Planina, verschwindet wieder, kommt nach einem unterirdischen Laufe von $1\frac{3}{4}$ Meilen nächst Ober-Laibach als schiffbarer Fluß wieder hervor und führt von da aus den Namen Laibach. Diese erhält noch rechts im Torfmoore viele theils ober- theils unterirdische Zuflüsse, von welchen einer der bedeutenderen die von den Tümpeln des Mokriz abfließende Išca ist. Gegenüber der Laibach-Mündung fließt die Save am linken Ufer der Steiner Feistritz zu. Von nun an schlägt die Save eine östliche Richtung ein und bewegt sich meist zwischen engen, zuweilen steilen Ufern der Grenze von Steiermark zu, wendet sich hierauf als Grenzfluß dieses Landes gegen Südosten und bildet zuletzt auf eine Strecke von 5 Kilom. auch die Landesgrenze gegen Kroatien. Das mittlere Gefälle der Save von Radmannsdorf an bis unterhalb Jessenitz, wo sie auch mit dem rechten Ufer Krain verläßt, ist 2:1000. Nach der Laibach sind von den untern rechten Nebenflüssen der Save auf krainischem Gebiete die bedeutendsten die Neuring, welche in vielfachen Krümmungen das liebliche Neudegg-Nassenfußerthal durchfließt, und die Gurk, die bei Ober-Gurk plötzlich fast mit der Mächtigkeit der Laibach zu Tage tritt. Die Quellflüsse derselben sind wahrscheinlich die Kopajca, die nach ihrem Verschwinden mit dem als Račna auftauchenden Flusse identisch sein dürfte, und die Zalna, welche bei Weißenstein verschwindet. Die Temeniz unterbricht ihren oberirdischen Lauf zweimal und führt vor ihrem Austritte aus dem Karstboden den Namen Prečna, unter welchem sie sich in die Gurk ergießt. Außerhalb Krains fließt der Save die Kulpa zu, welche eine bedeutende Strecke im Südosten des Landes der Grenzfluß gegen Kroatien ist. Die intermittirenden Nebenflüsse derselben in Krain sind der Wetzenbach, der Rinnsebach, die Reifnitz, die Bistritza und der Sajovec. Dem Adriatischen Meere fließt aus Krain zu die Reka, welche bald nach ihrem Ursprunge in Istrien nach Krain übertritt, den südwestlichsten Theil des Landes durchfließt, nach ihrem Austritte aus Krain bei St.-Canzian versinkt und nach einem über 30 Kilom. langen unterirdischen Laufe bei Duino als Timavo wieder zum Vorschein kommt. Die Wippach bricht bei dem gleichnamigen Orte als starker Mühlbach

aus dem Westabhange des Birnbaumerwaldes hervor, und verläßt nach kurzem Laufe Krain, um sich in den Isonzo zu ergießen. Auch die Idrica gehört nur in ihrem obern Laufe Krain an.

In der Seebildung weist Krain eine große Mannichfaltigkeit auf, indem es constante Seen, intermittirende Seen, Sümpfe und vollständig verlassene Seebecken hat. Von den constanten sind als die bedeutendsten zu erwähnen: der Wocheiner-See am Südabhange der Triglavgruppe in einer Meereshöhe von 522 Met. mit einer größten Länge von 4270 Met., einer Breite von 812 Met. und einer größten Tiefe von 45 Met. Oestlich ist derselbe bei Althammer von einer gewaltigen Gletschermoräne abgesperrt. Das Wasser desselben ist klar und tief schwarzblau. Nordöstlich davon liegt der liebliche Veldes-See in einer Meereshöhe von 475 Met. Seine größte Länge beträgt 1957 Met., seine größte Breite 1259 Met., seine größte Tiefe beträgt im südwestlichen Becken 32 Met. und im nordöstlichen 26 Met. Am Nordabhange des Mangart in dem äußersten nordwestlichen Winkel des Landes liegen die zwei Weißenfels-Seen und der kleine Wurzener See. Zu den intermittirenden Seen gehört der Cirknitzer See (s. Czirknitzer See) mit mehrern oberirdischen und unterirdischen Zuflüssen und blos unterirdischen Abflüssen. Von den Mineralquellen des Landes sind die vorzüglichsten zu Töplitz bei Rudolfswerth mit einer Wassertemperatur von 28° R. und zu Veldes am Veldes-See. Die letztgenannten Quellen sind theils warm, theils kalt. Die bedeutendste von den warmen ist die sogenannte Luisenbadquelle, die mit Mächtigkeit nahe dem westlichen Ende des Sees aus dem Felsboden entspringt, eine Temperatur von 23° C. besitzt, und ein sehr reiner dolomitischer glaubersalzhaltiger Natronsäuerling von mildem Geschmacke und angenehmer Wirkung ist. (Vgl. W. Urbas, „Die Gewässer von Krain"; in der Zeitschrift des deutschen und österr. Alpenvereins, Jahrg. 1877, VIII, 147—163.)

Das Klima ist auf dem kleinen Raume, welchen Krain einnimmt, sehr verschieden; das höhere Oberkrain hat Alpenklima; Unterkrain hat im östlichen Theile an der Gurk und theilweise an der Kulpa eine dem Weinbau günstige Temperatur, dagegen im westlichen Theile ein rauheres Klima. Innerkrain hat im allgemeinen, besonders in der Region der Bora, sehr rauhes Klima. Das Wippachthal erfreut sich eines italienischen Klimas, bei welchem nebst Wein auch Feigen und Oliven gedeihen. Im Karstlande weht besonders im Herbste und Winter die Bora mit großer Heftigkeit, sodaß sie die rüstigsten Männer, Wagen und Pferde, selbst zuweilen Eisenbahnwaggons umzustürzen im Stande ist. Die mittlere Jahrestemperatur von Laibach ist 9,4° C. und von Rudolfswerth (Neustadl) 9,8° C. Die durchschnittliche Regenmenge steigt im Jahre auf 1,36 Met., wovon auf Frühling und Sommer 0,43, auf den Herbst 0,38, auf den Winter 0,35 Met. fallen. Von den Winden herrschen Nordost und Südwest vor.

Der Stand der Bevölkerung ist nach den Ergebnissen der Volkszählung vom J. 1880: 481,243 Einwohner, wovon 229,816 auf das männliche, 251,427 auf das weibliche Geschlecht entfallen. Der Religion nach sind 480,079 römisch-katholisch, 201 griechisch-katholisch, 1 armenisch-katholisch, 3 altkatholisch, 319 griechisch-orientalisch, 24 armenisch-orientalisch, 381 evangelisch-augsburgischer Confession, 128 evangelisch-helvetischer Confession, 3 anglikanisch, 1 unitarisch, 96 jüdisch und 7 confessionslos. Von den 477,607 Personen der einheimischen Bevölkerung sind 29,392 Deutsche, 244 Czechen 21 Polen, 447,366 Slowenen, 266 Serbo-Kroaten, 317 Italiener und 1 Rumäne. Im Durchschnitt entfallen auf 1 □Kilom. 48 Bewohner. Von Laibach abgesehen ist die Bevölkerungsdichtigkeit am größten im Bezirke Stein (mit 64), worauf die Bezirke Gurkfeld und Laibach und Umgebung mit 59 Einwohnern auf den □Kilom. kommen. Am geringsten ist die Dichte im Bezirke Radmannsdorf mit 24 Einwohnern auf den □Kilom. Die Zahl der Ortschaften des Landes ist 3263, welche in 345 Gemeinden einbezogen sind, und die Zahl der Wohnhäuser ist 79,203, wovon 3351 unbewohnt sind, und die übrigen von 98,693 Parteien bewohnt werden. Ortsgemeinden mit mehr als 5000 Einwohnern hat Krain blos fünf und zwar Laibach mit 26,284, St.-Michael Stopic mit 7356, Ober-Laibach mit 5556, Seisenberg 5241 und Gurkfeld mit 5226 Einwohnern. Von der Bewegung der Bevölkerung im J. 1880 seien hier blos die Zahlen der Trauungen mit 3259, die der männlichen lebend geborenen mit 8996, die der weiblichen lebend geborenen mit 8498, die der gestorbenen männlichen Personen mit 6829 und die der weiblichen verstorbenen mit 6452 angegeben.

So wie sich Ober-, Unter- und Innerkrain in Bodenbeschaffenheit und klimatischem Verhältnisse voneinander wesentlich unterscheiden, so sind auch die Charaktere und die Anlagen der Bevölkerung in diesen drei Landestheilen verschieden. Im allgemeinen aber können als Lichtseiten des slowenischen Volkscharakters ausdauernder Fleiß, Muth, Rechtlichkeit und Pflichttreue, Frohsinn, Vaterlandsliebe, Dienstfertigkeit und Gastfreundschaft hervorgehoben werden.

Die Verfassung des Landes beruht auf der Landes-Ordnung vom 26. Febr. 1861, wonach der Landtag aus dem Fürstbischofe von Laibach und aus 36 gewählten Abgeordneten, und zwar 10 aus den Großgrundbesitzern, 8 aus den Städten und Märkten, 2 aus der Handels- und Gewerbekammer zu Laibach und 16 Abgeordneten der Landgemeinden, zusammen aus 37 Mitgliedern besteht. Auf Grund des Gesetzes vom 2. April 1873 werden in das Haus der Abgeordneten des Reichsrathes von Krain 10 Abgeordnete, und zwar 2 vom Großgrundbesitze, 2 von den Städten, 1 von der Handels- und Gewerbekammer in Laibach und 5 von den Landgemeinden unmittelbar auf sechs Jahre gewählt.

An der Spitze der politischen Landesverwaltung steht die k. k. Landes-Regierung in Laibach, welcher zunächst der Magistrat der Stadt Laibach und die 11 k. k. Bezirks-Hauptmannschaften in Adelsberg, Gottschee, Gurkfeld, Krainburg, Laibach, Littai, Loitsch, Radmannsdorf, Rudolfswerth, Stein und Tschernembl unterstehen. Der

k. k. Landesregierung sind ferner noch der k. k. Landes-Sanitätsrath, sowie die k. k. Grundlasten-Ablösungs- und Regulirungs-Landes-Commission, die k. k. Lehen-Allodialisirungs-Commission und die k. k. Grundsteuer-Regulirungs-Landes-Commission untergeordnet. Als oberste Behörde für das Unterrichtswesen des Landes besteht in Laibach der k. k. Landes-Schulrath, welcher aus 3 Mitgliedern der politischen Landesstelle, aus 2 delegirten Landes-Ausschuß-Beisitzern, aus 2 Geistlichen und aus 3 Fachmännern im Lehramte besteht; den Vorsitz führt der jeweilige Landespräsident. Demselben sind die 12 Bezirks-Schulbehörden und zwar in Laibach (zwei für die Stadt und eine für die Umgebung) und an den übrigen Sitzen der Bezirkshauptmannschaften untergeordnet. In judicieller Hinsicht gehört Krain zum Sprengel des k. k. Oberlandesgerichtes in Graz. In Laibach besteht ein Landesgericht und in Rudolfswerth (Neustadl) ein Kreisgericht. Zum Sprengel des Landesgerichtes Laibach gehören die Bezirksgerichte Adelsberg, Egg oder Podpetsch Feistritz, Idria, Krainburg, Kronau, Laas, Lack, Littai, Loitsch, Neumarktl, Ober-Laibach, Radmannsdorf, Senosetsch, Stein und Wippach. Im Sprengel des Kreisgerichtes Rudolfswerth liegen die Amtssitze der k. k. Bezirksgerichte Gottschee, Groß-Laschitz, Gurkfeld, Landstraß, Möttling, Nassenfuß, Ratschach, Reifnitz, Seisenberg, Sittich, Treffen und Tschernembl. Für die Finanzverwaltung des Landes befindet sich als oberste Behörde in Laibach die k. k. Finanz-Direction, welcher die k. k. Finanz-Procuratur, das k. k. Haupt-Zollamt in Laibach, die k. k. Finanz-Wache, das k. k. Landes-Zahlamt, die k. k. Steuer-Local-Commission in Laibach, die Verwaltungsorgane für die directe Besteuerung bei den k. k. Bezirkshauptmannschaften, die Haupt-Steuerämter in Laibach, Rudolfswerth, die k. k. Steuerämter an den Sitzen der k. k. Bezirksgerichte und die k. k. Taback-Haupt-Fabrik in Laibach unterstehen. Von den Behörden für Handel und Verkehr besteht in Laibach eine Handels- und Gewerbekammer. Die Postämter in Krain stehen unter der k. k. Postdirection, die Telegraphenämter unter der k. k. Telegraphendirection, die Aichämter unter dem k. k. Aich-Inspectorate in Triest. Als Behörde für Landescultur und Bergwesen fungirt in Idria eine k. k. Berg-Direction. Das Berglehnwesen in Krain steht unter der k. k. Berghauptmannschaft in Klagenfurt und die Forst- und Domänenverwaltungen in Krain unterstehen der k. k. Forst- und Domänen-Direction in Görz. Die Behörde für Landesvertheidigung und zwar die Commandanten der aus Krain ergänzten Landwehr-Truppen-Körper unterstehen dem k. k. Landwehrcommando in Graz. In Laibach befindet sich ein Landes-Gendarmerie-Commando. An der Spitze der Kirchenverwaltung des in 20 Dekanate eingetheilten Landes steht ein Fürstbischof mit dem Domkapitel in Laibach.

Obwol Krain nur wenig culturunfähigen Boden, etwa blos $5\frac{1}{2}$ Proc., besitzt, so sind im ganzen die Bodenverhältnisse des Alpenhochlandes und des Karstes der Landwirthschaft nicht besonders günstig und insbesondere ist das Bodenerträgniß innerhalb der drei Hauptgebiete Krains, namentlich Oberkrains oder des Alpengebietes, Unterkrains oder des Alpenvorlandes und Innerkrains oder des reinen Karstlandes, verschieden. Die productive Bodenfläche war im J. 1875: 945,018 Hekt., wovon 136,295 auf Aecker, 9652 auf Weingärten, 1542 auf Gemüse, Obst und Ziergärten, 162,965 auf Wiesen und Gärten, 228,321 auf Weiden, 491 auf Teiche und Sümpfe mit Rohrwuchs und 405,752 auf Waldungen entfallen. Das Erträgniß der Ernte war im J. 1880: an Weizen 207,210 Hektoliter, Roggen 146,310, Gerste 187,280, Hafer 313,610, Mais 212,060, Hirse 166,750, Hülsenfrüchte 20,030, Buchweizen 203,410 Hektoliter, Stroh 1,239,680 Metr. Cent., Flachssamen 11,040 Hektoliter, Flachs (Bast) 6180 Metr. Cent., Hanf (Bast) 3120 Metr. Cent., Kartoffeln 905,160 Hektoliter, Futterrüben 243,990 Metr. Cent., Kraut 13,053,000 Stück, Kleesamen 3750 Hektoliter, Kleeheu 395,580 Metr. Cent. Wicken, Mengfutter und Grünmais 21,790 Cent., Grasheu 1,834,540 Metr. Cent., Wein 82,950 Hekt., Kastanien 6400 Metr. Cent., Obst 11,300 Ctr. Das Ernteerträgniß an Getreide ist in Krain nicht hinreichend, sodaß das Land seinen Mangel aus dem Banate, aus Kroatien und auch über Triest aus Odessa und von der afrikanischen Küste her decken muß. Die Obstcultur ist auf hoher Stufe und deckt nicht blos die Bedürfnisse des Landes, sondern bringt auch bedeutende Mengen in die andern Länder Oesterreich-Ungarns und selbst ins Ausland zur Versendung. Sie ist überwiegender in Ober- als in Unterkrain. In letzterm ist besonders das Zwetschenerträgniß namhaft. Innerkrain hat mit Ausnahme des Wippachthales wenig Obst, dieses erzeugt aber vorzügliche Quantitäten von Frühobst und zwar Kirschen, Pflaumen, Aprikosen, Pfirsiche, und es werden aus demselben jährlich Tausende von Centnern insbesondere nach Wien verführt. Von dem Gesammtflächenmaße des Landes entfällt etwa 40 Proc. auf den Wald; da aber auch auf Wiesen und Weiden Baumzucht betrieben wird, so dürfte die Holzcultur im Lande etwa die Hälfte des productiven Landes einnehmen. Der Waldstand, welcher noch immer ein bedeutendes Erträgniß abwirft, indem viel Schnitt- und Bauholz und zwar der zehnte Theil bei rationeller Abforstung außer Landes geht, ist in den jüngsten Jahren einigermaßen devastirt worden, indem die Forste überhauen wurden. Der weit überwiegende Theil der Forste befindet sich in den Händen der Kleingrundbesitzer. Bezüglich der Holzarten steht die Eiche obenan, danach kommen Fichten und Tannen, die Lärche kommt nur in Oberkrain in größerer Ausdehnung vor. Die Eichen werden sichtlich seltener. Der einzige Eichenforst von Bedeutung ist die sogenannte Krakau in den Bezirken Gurkthal und Landstraß. Die Viehzucht kann in Krain infolge des Karstbodens nicht mehr die Höhe wie in den benachbarten reinen Alpenländern erreichen. Auf hoher Stufe steht die Bienenzucht, die im Jahre 7500 Cent. Honig und 500 Cent. Wachs abwirft. Der Viehstand betrug im J. 1880: 21,975 Pferde, 156 Esel und Maulthiere, 225,144 Rinder, 67,431 Schafe, 15,636 Ziegen, 73,130 Schweine, 32,125 Bienenstöcke.

Namhaft ist der Betrieb des Bergbaues. Mit Ende des J. 1880 bestanden in Krain 642 Freischürfe, wovon 11 auf das Montanärar entfielen. Von diesen Freischürfen waren auf die Erschürfung von Braunkohle 26 Proc., von Eisenerzen 23 Proc., von Antimonerzen 19 Proc., von Bleierzen 15 Proc., von Manganerzen 6 Proc., von Steinkohlen 4 Proc., von Quecksilbererzen 3 Proc., von Zink- und Kupfererzen je 2 Proc. gerichtet. Die Anzahl der Bergbauunternehmungen ist 67, die der Hüttenunternehmungen 18 und die Zahl der beim Bergbau und Hüttenbetrieb beschäftigten Arbeiter beträgt 2297. Das erste Bergwerk des Landes ist das dem k. k. Aerar gehörige Quecksilberbergwerk zu Idria, welches im J. 1880:517 Bergarbeiter und 191 Hüttenarbeiter beschäftigte und 443,478 Metr. Cent. Quecksilbererze und an metallischem Quecksilber 3626,6 Metr. Cent. erzeugte. Außerdem werden in St.-Anna 64,9 Metr. Cent. metallisches Quecksilber gewonnen, sodaß die Gesammtproduction des Landes an metallischem Quecksilber 3691 Metr. Cent. beträgt, welches zugleich die Quecksilberproduction von ganz Oesterreich repräsentirt, da sonst nirgends in dieser Monarchie Quecksilber gewonnen wird. Von Bergbauunternehmungen auf Eisenerze, welche im J. 1880 bestanden, waren 10 im Betriebe, welche 311 Arbeiter beschäftigten und 88,243 Metr. Cent. Eisenerze im Werthe von 59,734 Fl. producirten. Größere Hohöfen sind in Sava, Jauerburg, Feistritz, Obereisnern und Oberkropp. Der Fürstlich-Auerspergische Hohofen in Hof erzeugt allein 6099 Metr. Cent. Gußroheisen. Auf Bleierze waren im J. 1880: 5 Unternehmungen im Betriebe, welche mit 110 Arbeitern 5872 Metr. Cent. Bleierze producirten. Reinblei wurde bei der Hütte in Littai sowie als Nebenproduct bei der Zinkhütte in Sagor erzeugt. An Zinkerzen wurde von 5 Unternehmungen nur 785 Metr. Cent. erzeugt. Metallisches Zink wurde 1880 nur von der Gewerkschaft zu Sagor erzeugt, während die Zinkhütte im Johannesthale außer Betrieb stand. An Braunstein wurden 57,756 Metr. Cent. erzeugt und in den krainischen Eisenwerken verhüttet. Von den Braunkohlenwerken waren im J. 1880:13 im Betriebe, welche mit 678 Arbeitern 1,089,508 Metr. Cent. zu Tage förderten. Die bedeutendsten Erzeugnisse hat das Werk Sagor mit 1,089,069 Metr. Cent. Diesem folgt der Braunkohlenwerkcomplex zu Gottschee; die übrigen Werke sind klein; die Gewerkschaft zu Sagor verführt ihre Kohlen in verschiedene österreichische Länder und selbst nach Italien. Die Erzeugung des gesammten Bergbaubetriebes in Krain hat einen Geldwerth von 929,498 Fl. und der Geldwerth der gesammten Hüttenwerksproduction 1,342,622 Fl., sodaß sich der Werth der gesammten Berg- und Hüttenwerksproduction auf 2,272,120 Fl. stellt.

Auf dem Gebiete der Industrie ist vor allem die Eisenindustrie in Oberkrain mit den Eisenschmelzhütten in Ober- und Unter-Eisnern, Sava, Jauerburg, Wocheiner-Feistritz, Ober- und Unter-Kropp, Steinbüchl, Hof und Gradaz zu erwähnen. Eisenraffineriewerke bestehen zu Laibach, Jesenouc bei Eisnern, in der Wocheiner-Feistritz und zu Gradaz. Eisenhammerwerke zu Ober- und Unter-Eisnern, Kanker, Neumarktl, Mojstrana Weißenfels, Althammer, Ober-Kropp, Posableno, Rothwein, Steinbüchl, Unter-Görjach, Unter-Kropp, Wocheiner-Feistritz und Hof; die Gußthalhütte zu Weißenfels; Stahl-Puddlings- und Stahl-Hammerwerke zu Neumarktl, Slap, Jauerburg, Mojstrana, Sava, Weißenfels, Moste und Rothwein. Für Schafwoll-Spinnerei und -Weberei bestehen Etablissements in Laibach, Bischoflack, Krainburg und Udmat; für Baumwollspinnerei und Weberei Fabriken in Laibach; größere Papierfabriken sind thätig in Görtschach bei Zwischenwässern, Josefsthal, Salloch, Kaltenbrunn und Nivic.

Von den übrigen Zweigen der Fabrikation ist in Krain von besonderer Bedeutung die Roßhaar-Industrie. Die Erzeugung von Roßhaarsieben und Krollhaar in den österreichisch-ungarischen Ländern ist am bedeutendsten in Krain und zwar in Krainburg und Umgebung. Das Rohmaterial hierzu wird fast ausschließlich von Rußland über Hamburg und Wien in unzugerichtetem Zustande bezogen. Roßhaar in zugerichtetem Zustande liefert Frankreich. Erzeugt werden Roßhaarsiebe (seit dem Bestehen dieser Industrie, jedenfalls seit dem 16. Jahrh.), Roßhaarstoffe zu Möbelüberzügen, Cravatten und Gewebe für Damenhüte.

Das Erzeugnißquantum von Roßhaarsieben, welches vor 40 Jahren durchschnittlich im Werthe auf 100,000—120,000 Fl. pro Jahr beziffert wurde, wird gegenwärtig auf circa 250,000 Fl. veranschlagt. Die Erzeugung des Krollhaares für Matratzen und Möbel wird jährlich auf einen Werth von 120,000 Fl. geschätzt. Für diesen Industriezweig sind 700 Webestühle mit ungefähr 900 erwachsenen Arbeitern und 600 Kindern thätig. Größere Etablissements für Roßhaar-Siebböden und für Krollhaar-Erzeugung bestehen in Feichting, Krainburg und Strasische mit 510 Webestühlen, 1 Krempelmaschine und 385 Arbeiterinnen.

Schwungvoll wird ferner die Spitzenindustrie um Idria betrieben, für deren Hebung die Klöppelfachschule in Idria besteht. Nebst den Bergknappenfamilien in der Stadt Idria mit circa 1000 Personen beschäftigen sich damit noch die Bewohner des Dorfes Unter-Idria und zwar im ganzen Bezirke gegen 1500 Klöpplerinnen. Der Werth der gegenwärtig im Bezirke Idria erzeugten Spitzen beträgt ungefähr 70,000 Fl. Namhaft ist ferner die Strohflechterei, welche im ganzen Bezirke Egg und im größten Theile des Bezirkes Stein betrieben wird. Die Zahl der hierbei beschäftigten Arbeiter ist 12,000 und das Erzeugungsquantum stellt sich nebst 367,000 Stück Strohhüten, welche die Fabriken in Laibach, Domschule, Mannsburg, Mitterjarsche, Stob und Stein erzeugen, auf 800,000 Stück. Von Hausindustrie-Erzeugnissen Krains verdienen noch besondere Erwähnung: die in der Umgebung von Idria erzeugten Lodentuche, die in St.-Georgen im Bezirke Krainburg unter dem Namen St.-Georgner Kotzen erzeugten ordinären Kotzen, die hauptsächlich in Naklas im Bezirke Krainburg verfertigten Laufteppiche und der sogenannte Oberkrainer Flanell aus der Umgebung von Veldes. Hauptartikel des Handels sind

die Bergwerksproducte, Holz und Holzwaaren und die Producte der obenerwähnten Industrie. Krain wird von der Südbahn durchzogen, welche Wien mit Triest verbindet, und steht nördlich durch die Kronprinz-Rudolfsbahn mit Villach in Verbindung; eine Flügelbahn der Südbahn zieht sich von St.-Peter nach Fiume.

Von Förderungsmitteln der materiellen Cultur besteht eine Gewerbeschule in Laibach, eine Modellirschule daselbst, eine Handels- Lehr- und Erziehungsanstalt, eine Hufbeschlags-Lehranstalt in Verbindung mit einem Thierspitale und thierärztlichem Unterrichte in Laibach und eine gewerbliche Fortbildungsschule in Rudolfswerth. Von Geldinstituten besteht in Laibach eine Filiale der Priv. Oesterr. Nationalbank, eine Filiale der steiermärk. Escomptebank daselbst und ein gewerblicher Aushülfskassa-Verein in Laibach, die zwei Sparkassen in Laibach und Sagor, wovon erstere zu Anfang des J. 1879 einen Stand der Einlagen von 12,613,907 Fl. und letztere von 32,169 Fl. auswies.

Für die geistige Bildung besteht in Krain eine bischöflich-theologische Lehranstalt in Laibach, eine k. k. öffentliche Studienbibliothek daselbst mit 50,793 Bänden, ein k. k. Gymnasium in Laibach mit deutscher und slowenischer Unterrichtssprache, ein Gymnasium in Rudolfswerth mit deutscher Unterrichtssprache, ein Real-Gymnasium in Krainburg mit deutscher und slowenischer Unterrichtssprache, eine Realschule mit deutscher Unterrichtssprache in Laibach, eine Lehrer- und Lehrerinnen-Bildungsanstalt in Laibach, eine Spitzenklöppelschule in Idria, gewerbliche Fortbildungsschulen in Laibach und Rudolfswerth, eine gewerbliche Zeichnenschule in Gottschee, eine Wein- und Obstbauschule (Landes-Anstalt) zu Slap und eine Musik- und Gesangsschule der Philharmonischen Gesellschaft in Laibach. Die Zahl der Volksschulen war in Krain im J. 1875:261 mit einem Lehrpersonale von 342 männlichen und 72 weiblichen, zusammen 414 Lehrkräften. Die Zahl der schulpflichtigen Kinder war 58,450, während blos 38,454 die Schule besuchten. Von Zeitschriften erschienen im J. 1878 in Krain: 5 politische Blätter, 1 Landwirthschaftliches Blatt, 2 Diöcesan-Kirchen- und Erbauungsblätter, 3 pädagogische Zeitschriften, 1 Kunstblatt, 1 belletristisches Blatt; davon waren 3 deutsch, 9 slovenisch und 1 lateinisch, deutsch und slowenisch.

Im Museum zu Laibach befindet sich eine Sammlung von Funden aus der vorhistorischen Zeit, welche den Beweis liefern, daß Krain bereits in der sogenannten Steinzeit von Menschen bewohnt wurde. Die am Laibacher Moor ausgegrabenen Gegenstände sind ähnlich den Funden, welche an den Stellen der Pfahlbauten in der Schweiz gemacht wurden. In der historischen Zeit erscheinen bereits im 4. Jahrh. v. Chr. als die Bewohner des heutigen Krains die keltischen Stämme der Taurisker, Karner, Latobiker, Kataler und Japoden, deren Unterwerfung unter die römische Herrschaft im J. 14 v. Chr. ihren Abschluß fand. Im heutigen Krain stießen die Grenzen von Italien, Noricum und Pannonien zusammen; der nördliche Theil gehörte zu Noricum, der größere südöstliche zu Pannonien, der kleinere südwestliche zu Venetien und Istrien und mit diesen zu Italien. Eine wichtige römische Colonie des Landes war Emona an der Stelle des heutigen Laibach, welche durch Straßen einerseits mit Celeja und Siscia, andererseits mit Aquileja verbunden war. Die nordwestliche Spitze Krains wurde von einer Straße durchschnitten, welche von Virunum über den Loibl herab ins Savethal und längs der Zaier ins Isonzothal nach Aquileja lief.

Nachdem Krain nach dem Sturze des weströmischen Reiches im Zeitalter der Völkerwanderung von mehrern deutschen Völkerstämmen vorübergehend in Besitz genommen worden war, ließen sich im 6. Jahrh. bleibend die Slawen nieder, welche daselbst Krajnci d. i. Grenzslawen genannt wurden und dem Lande den Namen Krain gaben. Karl der Große brachte auch diese unter seine Herrschaft und gab Carantanien, welches damals einen großen Theil von Steiermark, Krain und einen Theil Tirols umfaßte, dem Herzoge Erich von Friaul für die Dienste, welche ihm dieser gegen die Avaren geleistet hatte. Das Christenthum erhielten die krainischen Slowenen zuerst von Aquileja aus, und unter der fränkischen Herrschaft durch salzburger Glaubensboten. Als das Karolingische Geschlecht mit Ludwig dem Kinde 911 erloschen war, war Krain den Magyaren hülflos preisgegeben. Infolge des Sieges, welchen Otto I. am Lechfelde 955 über die Magyaren errungen hatte, traten in Carantanien wieder eigene Markgrafen auf, und in Krain erscheint als erster Markgraf urkundlich Poppo im J. 974. In demselben Jahre schenkte Kaiser Otto II. dem Bisthume Freising Güter in Krain, welche Verfügung insbesondere für die Cultivirung des Bodens und der Bevölkerung von großer Bedeutung ist. Zwischen 989 und 1004 erscheint urkundlich Graf Waltilo, dessen Gau an den Besitz des Pfalzgrafen Werhard zwischen Laibach und Lack grenzte. Der dritte Graf in diesen Gegenden ist Udalrich. Um 1040 wird in Urkunden als Markgraf von Krain Eberhard genannt. Diese Markgrafen von Krain herrschten nur über einen Theil des heutigen Krain, während über die andern Theile des Landes die Markgrafen von Istrien, die Herzoge von Kärnten und die Bischöfe von Freisingen geboten. Die österreichische Herrschaft wurde in Krain bereits vom Herzoge von Oesterreich Leopold VI. dem Glorreichen angebahnt, indem dieser im J. 1229 freisingische Lehen in Krain von Bischof Gerold von Freisingen durch Kauf an sich brachte. Leopold's Sohn und Nachfolger Herzog Friedrich II. der Streitbare vermehrte das Besitzthum Oesterreichs in Krain einerseits durch Käufe und Verträge, andererseits durch die Heirath mit Agnes, der Tochter Herzogs Otto von Meran und Nichte Heinrich's Markgrafen von Istrien, welche als eine bedeutende Mitgift Güter in Krain erhielt, so sehr, daß er sich im J. 1232 bereits urkundlich den Titel eines Herrn von Krain beilegen konnte. Die Belehnung Friedrich's II. des Streitbaren mit den Besitzungen der Markgrafen von Krain fand erst 1245 statt. Nach dem Tode Friedrich's II. kam Krain an Przemysl Ottokar II. von Böhmen und nachdem dieser von Rudolf von Habsburg besiegt war, fiel es als erledigtes Reichslehen an das Deutsche Reich zurück.

Auf dem Reichstage zu Augsburg am 27. Dec. 1282 belehnte König Rudolf von Habsburg mit Zustimmung der Kurfürsten seine beiden Söhne Albrecht und Rudolf mit Oesterreich, Steiermark und auch mit Krain und der Windischen Mark.

Vier Jahre später 1286 belehnte wol König Rudolf den Grafen Meinhard von Tirol mit Kärnten, aber unter der besondern Bestimmung, daß durch diese Belehnung demselben kein Recht auf Krain und die Windische Mark zustehe, und diese fortan dem Herzoge von Oesterreich und Steier und dessen Nachkommen gehören sollten. Doch sollten Meinhard und dessen Söhne jene Länder so lange pfandrechtlich besitzen, bis die dem Könige geliehene Geldsumme von 20,000 Mark zurückerstattet wäre.

Meinhard und seine Söhne übten daher seitdem in Krain und der Windischen Mark die landesherrlichen Rechte aus. Meinhard starb 1295. Nach ihm folgten seine Söhne, Otto 1295—1335 und Heinrich 1295—1335, und als im J. 1335 dieser kinderlos starb, fielen Kärnten, Krain und die Marken nach dem augsburger Schiedsspruche vom J. 1330 an die Herzoge von Oesterreich und Steier zurück. Diese zögerten nicht, von denselben Besitz zu nehmen, und suchten sich diese Länder gegen die Ansprüche des Gemahls der Margareta Maultasch, des Königs Johann von Böhmen, zu schützen. Im J. 1364 nahm Herzog Rudolf IV. der Stifter statt des bisherigen Titels Herr von Krain den Titel „Herzog von Krain" an. Die Gebiete um Wippach, Senosetsch, Prem und Adelsberg blieben noch bei Görz und wurden erst 1527 mit Krain vereinigt. Idria gehörte bis zum J. 1783 zu Görz und wurde in diesem Jahre nebst einigen andern kleineren görzischen Enclaven zu Krain geschlagen.

Krain verblieb seit dem 14. Jahrh. mit Ausnahme der kurzen Zwischenzeit von 1809—13, in welcher es infolge des Wiener Friedens an Frankreich abgetreten und den Illyrischen Provinzen zugetheilt war, stets bei Oesterreich. Seit 1816 bildete es als Gubernium einen Theil des Königreiches Illyrien, wurde durch das kaiserliche Patent vom 4. März 1849 zu einem eigenen Kronlande erhoben, und gehört seit dem J. 1867 zu den im Reichsrathe vertretenen Königreichen und Ländern Oesterreich-Ungarns. (Vgl. A. Dimitz, „Geschichte Krains von der ältesten Zeit bis 1813" Laibach 1874/6, 4 Bde.)

Vgl. ferner: J. W. Valvassor, „Ehre des Herzogthums Krain", 1689, 4 Theile. — Hoff, „Historisch-statistisch-topographisches Gemälde von Krain", Laibach 1808, 2 Bde. — J. Erben, „Krajnsko", Laibach 1866.

(Ferd. Grassauer.)

KRAINA (die) oder Krajnski Okrug, der Krainer Kreis, die nordöstliche Provinz des Königreichs Serbien, wird im Osten durch die vom Eisernen Thore ab in großen Windungen südwärts strömende Donau und den untern Lauf des sich in die Donau ergießenden Timok, im Süden durch den serbischen Kreis von Zrnajela, im Westen durch denjenigen von Požarewatz und im Norden wiederum durch die Donau begrenzt. Die letztere scheidet den Kreis nordwärts von dem östlichen Theile des Banats und ostwärts von der Kleinen Walachei, der Timok aber von dem Fürstenthume Bulgarien. Eigene Gewässer sind außer kleinen Zuflüssen der Donau und des Timok der obere Lauf des Pek und der Poretschka, ersterer sich bei Gradischtje (Kreis Požarewatz) letztere sich in der Kraina selbst bei Masna in die Donau ergießend. Die Gebirge des Kreises müssen als süddanubische Fortsetzung der Banater Alpen betrachtet werden. Das Poretschka-Thal theilt sie in zwei Ketten, im Westen die Pekska Planina und im Osten die Mirotsch Planina, welche letztere sich südwärts in der Stol-Planina fortsetzt, als solche die Pekska aufnimmt und sich sodann südwestwärts der Golubinja Planina und dem Zrni-Wrh, Theilen der an der Tritschuk-Spitze im Balkan beginnenden östlichen Wasserscheide der Morawa, zuwendet. Die Kraina ist in vier Districte (Srez) getheilt, nämlich 1) den Krainer, 2) den Poretscher und Retscher, 3) den Brsopalanker und 4) den Kljutscher; sie enthält 78 Ortschaften, welche 71 Gemeinden bilden, und zählt in 13,269 Häusern 70,293 Einwohner. Der Kreis enthält 42 Kirchen, 3 Klöster, 37 Schulen, 3 Postämter und 2 Telegraphenstationen. Unter den Städten zeichnen sich aus: Negotin, Kreishauptstadt, mit 980 Häusern, 4325 Einwohnern, 1 Präfectur, 1 Kreisgericht und 6 Schulen, im übrigen weder durch seine Lage (gegen 10 Kilom. von der Donau entfernt) noch durch Reste des Alterthums ausgezeichnet; Práowo an der Donau, nach daselbst gemachten Funden zu schließen, auf der Stätte einer unbekannten antiken Ortschaft erbaut, mit 320 Häusern und 1564 Einwohnern; Brsa Palanka, ehemals türkische Donaufestung und noch jetzt mit Moschee und Minaret versehen, jetzt nur noch 310 Häuser und 1912 Einwohner zählend, mit Kirche und Schule; Kladowo, Vorort des Kljutscher Districts, führte ehedem als türkische Donaufestung den Namen Fethi-Islâm, d. h. Sieg des Islam (nicht Hort des Glaubens, wie ein neuerer Schriftsteller über Serbien es übersetzt); es soll nach Canitz die Ortslage eines alten befestigten Castrums, Egeta, einnehmen und zählt 335 Häuser mit 1480 Einwohnern, 1 Kirche und 3 Schulen; Kladowo ist besonders merkwürdig wegen der von seinem Ufer aus über die hier von Felsen eng eingeschlossenen Donau vom Kaiser Trajan erbaute Steinbrücke, deren Pfeiler noch zum Theil erkennbar sind; Milanowatz an der Donau, nach dem früh verstorbenen ältesten Sohne des Fürsten Milosch Obrenowić benannt, mit 1207 Einwohnern, 1 Kirche und zwei Schulen, der Hafenort für die Grubenerzeugnisse des benachbarten erzreichen Pek-Gebirges. — Unter den Ausfuhrgegenständen des Landes spielen diese Bodenreichthümer eine Hauptrolle; es ist hauptsächlich Kupfer und Eisen, worauf in Meidan-Pek*) — so heißt das Gebirgsstädtchen, welches den Mittelpunkt der Bergwerke bildet — gebaut wird. Jedoch beklagt

*) So statt Madeni-Pek, wie der türkische Name richtig lauten würde. Das häufige persisch-türkische Wort Meidan ist in der serbischen Sprache mit der Bedeutung des ähnlich klingenden Ma'den, Erzgang, Bergwerk, aufgenommen worden. Meidan-Pek soll also nicht heißen der „freie Platz", sondern die „Mine Pek".

man, daß das Kupfer sich nur in unregelmäßigen Nestern finde, das sehr reichhaltige Eisenerz aber einen kleinen Zusatz von Kupfer besitze, sodaß die Hütten ein rothbrüchiges Product ergeben. Außer den Metallen ist Stein- und Braunkohle, Brenn- und Nutzholz, Taback und vor allem ein nach der Hauptstadt Negotin benannter feuriger Rothwein zu erwähnen. — Die Bewohner des Kreises sind der großen Mehrzahl nach Rumänen, fast nur in den Städten finden sich Serben. Auch das zigeunerische Element ist reich vertreten. Mit rücksichtslosem Eifer arbeitet die serbische Regierung an der Slawisirung ihrer rumänischen Unterthanen, denen weder Schule noch Rechtspflege in ihrer eigenen Sprache gegönnt wird.

Die Nachrichten bei den Alten über die Kraina sind nur dürftig, was nicht wundern darf, da die große Heerstraße von Pannonien und Illyricum nach Thrazien dem ihr von der Bodengestaltung angewiesenen Wege das Morawa-Thal hinauf folgte und also das rauhe Gebirgsland weit zur Linken ließ. Auch von der Donauseite war dasselbe wenig zugänglich wegen der Stromschnellen des Eisernen Thores, welche die Schiffahrt in enge Grenzen bannten. Wir würden vielleicht überhaupt nichts von der Gegend erfahren haben ohne den Brückenbau Trajan's, welcher nach einem Fragment des Dio Cassius aus zwanzig, sich 150 Fuß über dem Fundament erhebenden, je 170 Fuß voneinander abstehenden, in Quaderstein ausgeführten Bogen bestand und wol mit Recht von dem genannten Historiker das beiweitem herrlichste Werk des auch sonst durch großartige Bauten ausgezeichneten Kaisers genannt wird. Obwol schon Trajan's Nachfolger, Hadrian, und zwar nach Angabe desselben Dio aus Neid, die Brücke zum Theil wieder zerstörte, so läßt sich doch erkennen, wie in den folgenden Jahrhunderten das Werk sogar dem in Beziehung auf großartige Bauten verwöhnten Römer immer als ganz besonders staunenswerth erschien. Die nächste eingehendere Erwähnung findet sich bei Procopius in seinem Buche über die Bauten Justinian's. Von ihm erfahren wir, daß Trajan die Brücke durch zwei einander gegenüberliegende Castelle geschützt hatte, von denen, wie er angibt, das linksseitige Theodora und das rechtsseitige, auf dem dacischen Ufer gelegene Pontes hieß. Beide lagen im Anfange des 6. Jahrh. in Trümmern, und der Kaiser überließ das linksseitige, als den Angriffen der norddanubischen Barbaren ausgesetzt, seinem Schicksale. Das rechtsseitige aber baute er wieder auf und machte es zu einer Schutzwehr der „Illyrier" jener Gegend. Nach der frühern Provinzialeintheilung des Reiches hatte die Kraina zu Obermösien, später aber zu der Aurelianischen Dacia ripensis gehört; durch Konstantin den Großen war nachher das damalige Obermösien, das Aurelianische (süddanubische) Dacien, Nordmacedonien, Thessalien u. s. w. mit Illyrien zu der zweiten sogenannten Illyrischen Eparchie vereinigt worden; man muß dieses beherzigen, um erklärlich zu finden, daß Procop in der Kraina von einem dacischen Flußufer und illyrischen Einwohnern redet. Das eigentliche Dacien war ganz vergessen. Kladowo müßte demnach das Justinianische Pontes sein, und wenn man es mit dem in den Itinerarien des 2. Jahrh. ohne directe Beziehung auf die Brücke erwähnten Aegete (Egete) identificiren will (so Canitz), da muß man annehmen, daß dieser Ort zwei Jahrhunderte später zusammt seinem Namen verschwunden war, sodaß die Bezeichnung Pontes, welche Procop ebenso wie Theodora, vielleicht fälschlich, dem Trajan zuschreibt, auftauchen konnte. Die Schicksale der Kraina im Mittelalter sind sehr dunkel, man weiß nur, daß das Land, wahrscheinlich um der reichen Bergwerke willen, unter Bulgaren, Ungarn und Serben ein viel umstrittenes war. Ob es den Namen Kraina, Grenzland, serbischer- oder bulgarischerseits erhielt, wird sich nicht entscheiden lassen. Nach der Nationalität der Bewohner gehört es keinem der beiden Slawenvölker an; geographisch aber fällt es eher dem bulgarischen Widdin als dem durch die Omoljer Bergkette und die Morawa getrennten Serbien zu, wie es auch nach der Eroberung Widdins durch die Türken unter Bajasid I. dem Sandschak dieser Stadt beigefügt wurde. Bei dem Frieden von Passarowitz (Požarewatz) im J. 1718 fiel das metallreiche westliche Gebirgsland an Oesterreich, mußte aber schon bei dem Frieden von Belgrad 1739 wieder an die Pforte herausgegeben werden. An dem Aufstande der Serben im J. 1804 betheiligten sich die Krainer nicht, was nicht wundernehmen kann, da sie weder der serbischen Nationalität noch dem Paschalik Belgrad angehörten. Als aber Rußland, welches sich die serbische Erhebung zu Nutze machen wollte, Ende 1806 seinen längst vorbereiteten Krieg gegen die Pforte begonnen und sich mit Karadjordje in Verbindung gesetzt hatte, erfolgte dorther sofort an die Serben die Aufforderung, die Kraina zu erobern. Ja man hoffte im russischen Hauptquartier, daß die Serben weiter bis Widdin vordringen und diese starke Festung, wenn auch nicht erobern, doch in Schach halten würden. Einer der eifrigsten Anhänger der Russen unter den Serben, der Woiwode Milenko, machte sich auch im Sommer 1807 an diese Aufgabe, fand aber seitens Molla Pascha's von Widdin, des Nachfolgers Paßwan-Oghlu's, einen so energischen Widerstand, daß er, obwol die Russen ihm ein kleines Hülfscorps unter Isajeff schickten, nichts ausrichten konnte. In den russischen Waffenstillstand von 1808 war die Kraina sowie die ganze serbische Ostgrenze eingeschlossen, während den Türken die Fortsetzung des Kampfes wider ihre Rebellen, die Serben, auf der Süd- und Westgrenze verstattet blieb. Noch immer auf ein gütliches Abkommen mit den Serben hoffend, machten sie hiervon keinen Gebrauch. Nach dem Wiederausbruche des Krieges im J. 1809 aber fanden die Russen Mittel, die persönliche Abneigung Karadjordje's gegen eine Expedition nach der Kraina zu beseitigen, und im J. 1810 gelang die Eroberung den vereinten Bemühungen des serbischen Woiwoden Dobrnjatz und des russischen Generals Zuccato. Als im J. 1812 Rußland in dem Frieden von Bukarest seinen Bundesgenossen preisgegeben hatte, und die Türken sich anschickten, in Serbien einzurücken, wurde die Vertheidigung der Kraina dem Haiduken Weliko übergeben. Diese Vertheidigung war rühmlicher als diejenige der übrigen

serbischen Provinzen, aber ebenso erfolglos. Nachdem Veliko gefallen, mußten sich die Festungen des Landes ergeben, und die Kraina wurde nach zweiundeinhalbjähriger Trennung von dem Sandschak Widdin wieder mit diesem vereinigt. — Die neue serbische Autonomie, welche sich im J. 1813 nach der Flucht Karadjordje's unter Milosch Obrenowitsch bildete, bestand nur in dem Paschalik Belgrad; auf die meistens mit russischer Hülfe von andern Paschaliks gewonnenen Landestheile machte Milosch keinen Anspruch. Für Rußland aber, welches die Annection der bereits durch das sogenannte Schutzverhältniß an es geknüpften Donau-Fürstenthümer, der Moldau und Walachei, lediglich als eine Frage der Zeit betrachtete, war die Zugehörigkeit der nur durch die Donau von der Kleinen Wallachei geschiedenen Kraina zu Serbien von hohem politischem Werthe, indem es sich daselbst für seine weitern Türkenkriege einen gesicherten Stromübergang und eine neue Operationsbasis gegen die Balkanländer versprach. Um nun die Pforte zur Abtretung eines weder geographisch noch ethnographisch zu Serbien gehörenden Landes zu bewegen, wählte das St.-Petersburger Cabinet die Form, den Divan des Vertragsbruches zu beschuldigen, weil er die in dem Bukarester Tractate für die Serben des von Karadjordje im J. 1812 besessenen Gebietes stipulirte theilweise Autonomie und milde Behandlung nur im Paschalik von Belgrad zur Ausführung gebracht habe. In dem Vertrage von Akkerman vom J. 1826 wurde denn auch die Pforte vermocht, die Wiedervereinigung der das Karadjordjische Serbien completirenden Gebietstheile zuzusagen. Jedoch verschleppte sie die Angelegenheit, und mußte sogar, nachdem sie in dem Frieden von Adrianopel im J. 1829 zur Wiederholung ihrer Zusage genöthigt worden war, die Sache bis 1833 hinzuziehen, wo die Kraina zusammen mit Saitschar u. s. w. endgültig mit Serbien vereinigt wurde. Die Festung Kladowo (Fethi-Islam) blieb im türkischen Besitze bis 1862, in welchem Jahre die Pforte sie zugleich mit Semendria an der Donau und Schabatz an der Save dem Fürsten Michael Obrenowitsch übergab.

(*G. Rosen.*)

KRAINBURG, Stadt im Herzogthume Krain, liegt auf hohem Felsenufer an einer Landzunge, welche von dem Zusammenflusse der Kanker und Save gebildet wird, in einer Meereshöhe von 394 Met., 32° 2′ östlich von Ferro, 46° 14′ nördl. Br. Krainburg besitzt eine meteorologische Beobachtungsstation, welche im J. 1878 eine mittlere Jahrestemperatur von 8,9° C., ein Temperatur-Maximum von 30,5°, ein Temperatur-Minimum von —18°, eine Summe der jährlichen Niederschläge von 1758,3, ferner 131 Tage mit Niederschlägen, 18 Tage mit Schnee und 10 Tage mit Gewitter auswies. Die geographische Lage von Krainburg ist sehr günstig, indem daselbst die Straße, welche vom östlichen Kärnten über den Kankerpaß herabkommt, mit den Straßen, die aus dem mittlern und westlichen Kärnten über den Loibl, Wurzener-Paß und den Weißenfels-Uebergang sich herabziehen, zusammentreffen oder nach Süden gegen die Landeshauptstadt und gegen das Meer vorbeiziehen. Das Städtchen ist der Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, eines Staats-Realgymnasiums, einer Station der Kronprinz-Rudolfsbahn und zählt 2313 Einwohner. Die Bevölkerung betreibt theils Landbau, theils städtische Gewerbe. Die Jahr- und Wochenmärkte sind stark besucht. Die Production und der Handel mit Roßhaarsieben und ordinären Kotzen und Loden in der Stadt und Umgebung sind nicht unbedeutend. Die hervorragendsten Gebäude sind das Schloß Kieselstein und die gothische Pfarrkirche, welche um 1491 erbaut und in den Jahren 1856 und 1877 renovirt wurde. Krainburg war bereits im frühern Mittelalter der Sitz der Markgrafen. Schon Waltilo, der zweite derselben, soll um 989 in dieser Gegend residirt haben. Ueber das hohe Alter der Pfarre Krainburg gibt eine Urkunde vom J. 1226 Zeugniß, laut welcher damals zwischen dem Abte Thomas von Viktring und dem Pfarrer Petrus von Krainburg ein Vergleich über den Zehent einer Filialkirche geschlossen wurde. Im J. 1421 gestattete Herzog Ernst den Bürgern von Krainburg, daß sie ihren Stadtrichter selbst wählen durften. Das Schloß Kieselstein, welches sich in der Stadt in imponirender Höhe mit der Front gegen die Save erhebt, ist ein Bau aus dem 13. Jahrh. und war lange Zeit ein Edelsitz. Im 16. Jahrh. war derselbe Eigenthum des Hanns Khisel von Kaltenbrunn, eines bei Hofe und den Ständen sehr beliebten Hofmannes und Beamten, welcher sich 1578 von seinem Landesherrn die Gnade erbat, daß sein Edelsitz in Krainburg nach ihm den Namen Khiselstein führen dürfe und von allen Lasten befreit sein solle. Es ist deshalb die richtige Namensform dieses Schlosses Khiselstein. Bereits im 17. Jahrh. ging dieser Edelsitz in den Besitz von Francisco Bandarini und eines Paradeyser und im 18. Jahrh. in das Eigenthum Wolf's Eberhard Barbo, Grafen von Waxenstein, über.

Vgl. Richter, „Krainburg" in Hormayr's Archiv, Jahrg. XVIII, 1827, S. 561 fg. (*Ferd. Grassauer.*)

KRAIS (Friedrich Julius), ein unbedeutender lyrischer Dichter, ist am 29. Nov. 1807 zu Beilstein einem südöstlich von Heilbronn im Neckarkreise gelegenen würtembergischen Landstädtchen geboren, dem Heimatsorte des Philosophen Niethammer. Nachdem er die untern Gymnasialklassen in seiner Vaterstadt durchgemacht, kam er in das evangelisch-theologische Seminar zu Blaubeuren, wo unter andern der Dichter G. Pfizer, der Aesthetiker Vischer und David Friedrich Strauß seine Studiengenossen waren. Nachdem er als Stiftler in Tübingen sein theologisches Studium vollendet, ward er angestellt, 1833 zum Pfarrer befördert und war als solcher an verschiedenen Orten seines Heimatlandes thätig. Als Pfarrer zu Oferdingen in der Nähe Tübingens ist er am 30. Nov. 1878 gestorben, nachdem er noch 1877 (Tübingen) seine „Vaterländischen Gedichte" veröffentlicht hatte. Obwol er ziemlich viel zum Druck befördert und wahrscheinlich noch viel mehr geschrieben hat — ein Verzeichniß seiner gedruckten Dichtungen, wie Hermann Fischer berichtet, nach seinen eigenen Angaben enthält F. Brümmer's „Deutsches Dichterlexikon" (Eichstädt 1875) — so läßt sich von einem

Charakter seiner Poesie doch kaum sprechen. Wie er mit Uhland, Kerner, Pfizer befreundet war, so ist er auch als Mitglied der viele Köpfe zählenden „Schwäbischen Dichterschule" anzusehen, und soweit den so verschieden gearteten Dichtern ein einheitlicher Charakter zuzuschreiben ist, macht er sich auch bei einem so schwachen Talente, wie Krais es besaß, bemerkbar. Hermann Fischer betont die Abhängigkeit, in welcher Krais als religiöser Lyriker von Albert Knapp steht; vgl. „Lebensbilder schwäbischer Dichter" (Stuttgart 1881) und Beilage zur augsburger „Allg. Zeitung" 1881, Nr. 209, sowie die Programme von Ambrosius Mayr, „Die Häupter des schwäbischen Dichterbundes" (1881 und 1882). Neben der religiösen Lyrik nimmt ähnlich wie bei Karl Gerok die patriotische die erste Stelle bei Krais ein. „Den Kämpfen im Krieg und Sieg der deutschen Einheit 1870 und 1871" hat er eine Reihe von Gedichten zugesungen. Sie haben so wenig wie fast alle Erzeugnisse der Kriegspoesie jener Jahre mehr als die Beachtung eines Tages gefunden oder verdient. Eine von Krais geschickt zusammengestellte Anthologie „Classisches Vergißmeinnicht. Denkblätter aus deutschen Dichtern und Prosaikern auf alle Tage des Jahres" ist 1862 (Reutlingen) in 2. Auflage erschienen. Daß, wie Hermann Fischer sagt, ihm „manches fließende, gemüthlich warme und angenehme Gedicht" gelungen, ist bei seiner großen Fruchtbarkeit noch kaum ein Lob zu nennen. Auch das sich in allen möglichen Metren und Formen versuchende formale Talent, das er zeigt, kann ihm keine Bedeutung sichern. Formale Ausbildung, fließende Sprache und hier und da warme Empfindung, wie könnte das einem Epigonen der Schwäbischen Dichterschule denn mangeln? Goethe hat dies in dem Aufsatze „Für junge Dichter" schon 1831 ausgesprochen, daß „im höheren Sinne noch wenig gethan ist", wenn man sich in „Rhythmen und Reimen dem Gegenstande wie der Empfindung gemäß nach seinem Vermögen glücklich ausdrückt". Auf der durch die Ausbildung der Poesie und Sprache gegebenen Grundlage müßte sich erst das Charakteristische des Einzelnen erheben. Davon kann bei Krais wie bei so vielen andern keine Rede sein; er ist ein herzlich unbedeutender Epigone der vielen bedeutenden schwäbischen Dichter. (*Max Koch.*)

KRAJÓWA, die Hauptstadt des rumänischen Kreises Dolz, liegt in fruchtbarer Gegend in dem östlichen Flußgelände des von der Südseite der Karpaten herabkommenden Ziul (Schiul, Schyl), welcher sich der bulgarischen Stadt Rahowa gegenüber in die Donau ergießt. Die Stadt zählt gegen 23,000 Einwohner, darunter viele österreichische und deutsche Unterthanen, sodaß neben der griechisch-orthodoxen Landeskirche auch der Katholicismus, der Protestantismus und das Judenthum durch besondere Gemeinden vertreten sind. Sie ist der Sitz eines Kreispräfecten, eines Kreisgerichts, eines Appellationsgerichts, eines Districtspräfecten u. s. w. Für den Unterricht ist ausreichend gesorgt: Krajowa besitzt außer einer Anzahl von Privatpensionaten für beide Geschlechter drei Primärschulen für Knaben und zwei für Mädchen, eine Secundärschule für Mädchen, im J. 1835 von Jord. Oteteleschan, und ein Progymnasium, im J. 1841 von Lasar Oteteleschan gegründet, endlich ein Lyceum oder Hochschule. Unter den Monumentalbauten Krajowas zeichnen sich aus das Kloster Obeden, der Wohnsitz des Bischofs von Romnitza, die interessante Ruine des Klosters St.-Demeter, von den Bulgarenfürsten Peter und Johann Asen, zwei Brüdern, welche um das J. 1186 sich gegen den Kaiser Isaak Angelos empörten und von Tyrnowa aus das walachisch-bulgarische Reich stifteten, gegründet, ferner die Mutter-Gottes-Kirche, das Schulgebäude, das Hospital, die Kaserne. Zu erwähnen ist auch der städtische Lustgarten, Bibesco-Park genannt, der Erholungs- und Vergnügungsort der Einwohner.

Der Ursprung Krajowas ist unbekannt; nur bezeugt der slawische, von kraj, die Grenze, abzuleitende Name, daß der Ort als slawische Ansiedelung in die Hände der Daco-Wlachen übergegangen ist. Da vom 7. bes 11. Jahrh. unserer Zeitrechnung die Bulgaren unter der Dynastie Asparuch's auf beiden Ufern der untern Donau herrschten, so dürfte die Gründung in diese Zeit fallen, und hätte Krajowa von seiner Lage an der Nordgrenze des Reichs den Namen erhalten. Nachdem durch die Erhebung des fogarascher Herzogs Radul Negru die Rumänen zunächst in den südlichen Karpaten, dann aber auch in der norddanubischen Ebene ihre Unabhängigkeit erlangt hatten, und das Land östlich von der Aluta unter dem Namen der Großen, dasjenige im Westen des Flusses unter dem Namen der Kleinen Walachei gesonderte Territorien bildeten, wurde Krajowa Hauptstadt der letztern und Residenz ihres Bans oder Fürsten. Auch nach der definitiven Vereinigung mit der Großen Walachei wurde die bevorzugte Stellung des Orts in der Ueberlieferung aufrecht erhalten, und die Bojaren des Landes fahren noch heute fort, daselbst ihren ständigen Wohnsitz zu nehmen, was der städtischen Industrie und dem Handel zugute kommt und sich schon in einem gewissen Glanze der äußern Erscheinung verräth. Wann und in welcher Weise sich der Nationalitätenwechsel vollzog, durch welchen aus der slawischen Stadt eine rumänische wurde, gehört zu den offenen Fragen, deren die Geschichte der untern Donauländer nicht wenige bietet. — Obwol durch die Donau, die Aluta, die transsylvanischen Alpen und deren Fortsetzung bis an das Eiserne Thor mit unverrückbaren natürlichen Grenzen versehen, hat die Kleine Walachei doch nur kurze Zeit ihre nationale Unabhängigkeit behaupten können; vielmehr ist sie ein von den Nachbarländern vielumstrittener Besitz gewesen, und Krajowa, als die Hauptstadt, folgte den Geschicken des Landes. Der Pforte wurde die Große Walachei schon im J. 1391 unter dem Woiwoden Mirtscha tributpflichtig, und man muß annehmen, daß bald darauf auch die Kleine Walachei türkischem Einflusse erlag. Bei Krajowa erlitt im J. 1577 der Adel von Mehedinzi, dem westlichsten Districte der Kleinen Walachei, welcher sich gegen die Türken empört hatte, von diesen eine schwere Niederlage. An der großen Heerstraße von Kalafat, dem Aus-

fallsthore Widdins, nach Bukarest gelegen, hatte Krajowa seit dem 17. Jahrh. von den Durchzügen türkischer Truppen bei den häufigen Kriegen der Pforte mit den Tataren der Krim, den Kosaken, Polen und Russen viel zu leiden; auch war es von Zeit zu Zeit das Ziel räuberischer Ueberfälle der in den bulgarischen Donaustädten lebenden Türken. Im J. 1800 bemächtigte sich seiner der bekannte Paßwan Oglu von Widdin und hielt es im Besitze, bis der Hospodar Murusis herbeieilte und es mit türkischer Hülfe befreite. Fast noch verderblicher als die Bedrückungen der Türken waren für die Stadt während der häufigen russisch-türkischen Kriege diejenigen der Russen.*) — Neuerdings ist Krajowa zu einer Hauptstation der Eisenbahn geworden, welche, von Bukarest beginnend und bei Slatina über die Aluta setzend, die ehemalige Kleine Walachei von Osten nach Westen durchzieht, um mittels des Eisernen Thorpasses auf österreichisches Gebiet überzugehen und bei Temeswar das ungarische Staatsbahnnetz zu erreichen. Es steht zu erwarten, daß diese Verbindung der Stadt einen weiteren Aufschwung verschaffen wird. (*G. Rosen.*)

KRAKATUA, auch Krakatowa, Krakatu oder Krakatoa, auch einmal Krakatáu, heißt ein Inselberg in der zwischen Sumatra und Java gelegenen Sundastraße, welche eine Wasserfläche etwa von der Größe des Regierungsbezirkes Merseburg darstellt. Sie liegt in 6° 8′ 30″ südl. Br. und 123° 5′ 6″ östl. L. von Ferro (nach Horsburgh). Die Westküste von Java ist im nächsten Punkte etwa 32 Kilom. davon entfernt, die Südostspitze Sumatras 44 Kilom., die im Südosten gelegene Prinzeninsel 52 Kilom., der an der Nordküste von Java gelegene Ort Bantam 74 Kilom. und die Stadt Batavia 137 Kilom. Das westlichste Stück der Nordküste von Java enthält die Bantam-Bai und in derselben liegt die Insel Pulo Pandschang; westlich daneben springt als St.-Nikolaas-Hoek die Nordwestecke Javas vor. Von dieser bis zur Südwestspitze Javas, dem Javas Hoofd erster Punkt, folgt zunächst vor der Küste die Insel Pulo Merak, südlicher der im Ostnordosten von Krakatua 45 Kilom. entfernt gelegene Ort Anjer, und weiter südlich Tanara, Tscheringin (fast westlich vom Berge Karang) und andere Orte; weiterhin sind in die Küste zwei ansehnliche Baien eingeschnitten, die Pepper- und die Welcome-Bai. Diese ganze Küste ist die Nordwestseite der Residentie oder Provinz Bantam, im Lande Bantân, von den Holländern Banten genannt, dieselbe ist so groß wie der bairische Regierungsbezirk Unterfranken: 150,8 geogr. □Meilen = 6453 □Kilom., und zählt 748,912 Einwohner (darunter 321 Europäer und 1609 Chinesen). In diesem Bezirke erhebt sich 25 Kilom. von der Küste, 58 Kilom. östlich von Krakatua, der 1696 Met. hohe erloschene Vulkan Karang-Atu. Nicht weit von dem ungesunden Lagerplatze Bantam an der Nordküste, dem ersten Orte, welchen die Holländer 1596 auf der Insel in Besitz nahmen, und welcher einst der Haupthandelsplatz der Insel gewesen ist, liegt südlicher Sarang, die Hauptstadt der Residentie.

Gegenüber im Westen liegt das Südende von Sumatra, wo zwischen dem Cap Tschina nebst dem Blakke Hoek oder Cap Rata im Westen und dem Varkens Hoek im Osten ebenfalls zwei Baien eingeschnitten sind. Neben dem Blakke Hoek öffnet sich die Keisers- oder Semangka-Bai, vor deren Eingange die Insel Semangka oder Taburan liegt. Im innersten Hintergrunde der Bai finden wir das Fort und den Ort Tandschengang, und östlich von diesem erhebt sich der 7412 engl. Fuß = 2259 Met. hohe Vulkan Keisers-Pik; nordöstlich von ihm, mehr im Innern des Landes, gewahrt man die Ratteh- oder Reteh-Berge. Von letztern gerade im Süden tritt die mit Cap Kamantara (vor welchem die Inseln Lagundi und Rond-Eiland liegen) endende gebirgige Halbinsel mit den 3418 engl. Fuß = 1042 Met. hohen Kalang-Bayang- oder Kamantara-Bergen vor, welche beide Baien voneinander trennt. Im Osten daneben folgt nun die Lampong-Bai, und vor deren westlicher Küste liegen die Inseln Pokowan, Kalagian und Tagal. Am innern Ende der Bai erhebt sich der Berg Telok Betong oder Tellok Betung neben einer ebenso genannten Ortschaft. Die Bai endet im Osten mit dem südlichsten Theile der Lampongschen Berge, dem Varken's Hoek oder Cap Tua, der Südostspitze Sumatras, an dessen Ostseite sich der Kleine Archipel der Kandang-Pulo oder Zutphen-Inseln anlegt. Im Norden dieses Hoek erhebt sich der 925 Met. hohe Radscha Basa, und mitten zwischen Varkens Hoek und Anjer liegt die Insel Sangiang oder Dwars in den Weg, sowie zwischen dem Radscha Basa und Krakatua die Inseln Pulo Bessi und Sebuko zu erwähnen sind.

Beim südwestlichen Eingang zur Sundastraße liegt an der Westecke Javas, dem Java Hoefd, die größte Insel dieser Straße, die Prinzeninsel oder Pulo Panaitan, 16 Kilom. im Durchmesser haltend, wie es scheint unbewohnt. Ihr höchster Gipfel steht an der Ostseite. Zweiundfunfzig Kilom. davon entfernt im Nordosten liegt der Insel-Pik Krakatua, der, von weither sichtbar, den Schiffern als Marke zum Einhalten des Fahrwassers beim Eingang in die Straße dient.

Auch diese Insel, von Nordnordwesten nach Südsüdosten 8, von Westen nach Osten 4,8 Kilom. messend, scheint unbewohnt zu sein, aber wol nicht wegen Mangels an Wasser, da sich an der Ostseite eine Quelle guten Wassers befinden soll. Die Küste ist hoch, felsig, ohne jede Vegetation; namentlich sind die West- und Südseite steiles Felsufer; aber an der Westseite findet sich etwas ebenes Land. Zwei Kilom. von der Südspitze, etwas nach Osten, liegt in 6° 9′ 11″ südl. Br. und 123° 10′ 38″ östl. L. von F. (nach Rietveld), 1° 21′ 22″ westlich von Batavia, der 2530 par. Fuß = 822 Met. hohe vulkanische Pik, welchen schon Vogel in seiner ostindischen Reisebeschreibung 1704 und L. von Buch in seiner Beschreibung der Canarischen Inseln als Vulkan aufführen. Im Westnordwesten neben

*) „Je ne leur laisserai que les yeux à pleurer", pflegte der alte Wollüstling, General Graf Kutusoff, während des russischen Krieges von 1806 bis 1812 von den Walachen zu sagen. Siehe Zinkeisen, Geschichte des Osman. Reiches, VII, S. 712.

ihm auf der Insel steht ein zweiter, nicht ganz so hoch. Korallenriffe umgeben die Insel. — Dicht an ihre Südwestseite legt sich, durch eine wegen ihrer Korallenriffe nicht passirbare Wasserstraße davon getrennt, die kleine felsige Verlaten-Insel, vielleicht die, auf welcher der (anderwärts genannte) Vulkan Rekatu liegt. Etwas entfernter von Krakatua im Nordosten liegt Lang-Eiland; im Norden von Krakatua, eine andere kleine Insel, genannt der Polnische Hut; und 13 Kilom. im Nordnordosten von Krakatua die schon genannte Insel Pulo Bessi oder Tamarinden-Insel (neben Sebuku oder Sebuko) mit einem sehr weit sichtbaren, hohen Pik, der am Nordende der Insel, 1° 19′ westlich von Batavia, steil aufsteigt zu einem 2825 engl. Fuß = 917 Met. hohen Kegel, welcher wahrscheinlich ebenfalls ein Vulkan ist. (Vgl. Smith, „The Seamans Guide round Java“, 3. edit., London 1853.)

Ende August 1883 hat der Vulkan Krakatua nach längerer Ruhe wieder einen Ausbruch gehabt, der mit seinen begleitenden Erscheinungen von Aschenregen, Erdbeben und Flutwellen zu den verheerendsten gehört, welche Java seither betroffen. Das ganze Becken der Sundastraße ist in furchtbarer Weise mitgenommen und in seiner Gestalt zum Theil ganz verändert worden. In Batavia vernahm man zuerst am 26. Aug. das ferne Donnern im Westen und die unterirdischen Schläge, welche während der Nacht beständig an Heftigkeit zunahmen. Am Morgen des 27. war die Luft durch die Steinasche nebelartig dick und um Mittag lag Batavia in Finsterniß. Das Wasser des Meeres stieg längs der ganzen Westküste Javas in furchtbarer Weise, in wenigen Minuten um mehr als 3 Met., und schleuderte schwerbeladene Fahrzeuge weit auf das Land. Anjer und eine ganze Reihe von Küstenorten sind verschwunden, die Hafendämme und Leuchtthürme wie Schilf zerbrochen, Tausende über Tausende von Menschen ums Leben gekommen. Das ganze Land war mit einer Schicht heißer, weißer Asche überdeckt. Aehnlich hat die Küste von Sumatra gelitten; die Insel Telok Betong z. B. ist untergegangen. Dwars wurde in fünf Stücke zertheilt, und in der Nähe von Krakatua sind 16 neue Inseln aus dem Meere gestiegen. In der Provinz Bantam schätzt man die Zahl der ums Leben Gekommenen auf 10,000. Die Ernten wurden vernichtet und der Viehstand zum Verhungern verurtheilt; die ganze Bevölkerung ist in unsagliches Unglück gerathen.

(*G. A. von Klöden.*)

KRAKAU (polnisch Kraków), Hauptstadt der ehemaligen polnischen Republik, jetzt des Großherzogthums Krakau im österreichischen Königreiche Galizien, liegt 37° 36′ östl. von Ferro, 50° 4′ nördl. Br., in einer Meereshöhe von 212 Met. am linken Ufer der Weichsel und an der Mündung des Rudawabaches in diese, in einer fruchtbaren Ebene, welche im Süden von den Krzemionki- und im Westen von den Bronislawa-Hügeln beherrscht wird. Nach den meteorologischen Beobachtungen, welche an der k. k. Sternwarte in Krakau angestellt werden, war in den J. 1876—1880 die mittlere Luftwärme daselbst im Jahre 7,9° C. und die mittlere Niederschlagsmenge im Jahre 679,04 Millim., die mittlere Zahl der Tage mit Niederschlägen im Jahre 191 und die mittlere Zahl der Tage mit Gewittern 23.

Krakau ist die Endstation der Kaiser-Ferdinands-Nordbahn, an welche sich östlich die Galizische Karl-Ludwigsbahn anschließt. Sie zählt mit 6267 Militärpersonen 66,095 Einwohner, darunter über 20,000 Juden und mehrere hundert Deutsche, hat 39 Kirchen, viele Kapellen, 15 Mönchs- und 10 Nonnenklöster und 7 Synagogen. Krakau ist sehr regelmäßig gebaut, zeichnet sich durch gerade und breite Gassen aus und gewährt mit seinen vielen Kirchthürmen und Kuppeln sowie mit seinem hohen mittelalterlichen, mitten aus der Häusermasse sich erhebenden Schlosse einen imposanten Anblick.

Die Stadt ist in folgende acht besonders numerirte Stadtviertel eingetheilt: 1) die innere Stadt (mit 18,208 Einwohnern); 2) den Schloßbezirk (mit 146 Einwohnern); 3) Nowyswiat (mit 2323 Einwohnern); 4) Piasek (mit 5007 Einwohnern); 5) Kleparz (mit 6528 Einwohnern); 6) Wesola (mit 5285 Einwohnern); 7) Stradom (mit 3405 Einwohnern); 8) Kazimierz (mit 18,926 Einwohnern). Die innere Stadt mit dem großen Marktplatze, „der große Ring“, war bis zum Anfang des 19. Jahrh. mit Befestigungsmauern, 46 thurmartigen Basteien und drei größeren Rondelen umgeben. Diese Befestigungswerke wurden mit Ausnahme des interessanten „Florianstthores“, welches 1498 erbaut worden ist, demolirt und an der Stelle derselben Baumpflanzungen angelegt. Der Stadttheil Kazimierz liegt auf einer Insel, die von den beiden Armen der Weichsel gebildet wird. Um sämmtliche Stadttheile zieht sich der Verzehrungssteuer-Linienwall. Die Stadt ist mit vielen Wällen und Gräben umgeben und sowol das Schloß als auch die einzelnen Forts auf den umliegenden Höhepunkten sind systematisch befestigt.

Krakau ist der Sitz eines Delegaten des k. k. Statthalters in Lemberg, einer k. k. Bezirkshauptmannschaft, einer Polizeidirection, eines k. k. Ober-Landesgerichtes, eines Landesgerichtes, einer k. k. Finanzprocuratur, einer Finanzbezirksdirection, eines Hauptzollamtes und Gefällen-Oberamtes und einer k. k. Berghauptmannschaft. Von den Bildungsanstalten ragt hervor die Universität (die Jagiellonische oder Jagellonische genannt), welche von Kasimir dem Großen im J. 1364 gestiftet, aber erst 1401 von Jagello und Hedwig zu Stande gebracht wurde. Sie bildete seither den Mittelpunkt des wissenschaftlichen Lebens in Polen, verfiel aber allmählich. Nachdem sie reorganisirt worden war, wurde sie 1817 wieder eröffnet, erlitt jedoch seit 1833 abermals mehrfache Umgestaltungen. Eine sehr reichhaltige Sammlung von polnischen Werken enthält die k. k. Universitätsbibliothek mit über 110,000 Bänden Druckwerke und 5400 Handschriften. Die seit 1815 bestandene Gesellschaft der Wissenschaften wurde im J. 1872 in eine unter dem Protectorate des Erzherzogs Karl Ludwig stehende k. k. Akademie der Wissenschaften verwandelt. In Krakau sind ferner noch thätig ein Kunstverein, welcher 1845 gegründet wurde, und eine permanente Ausstellung bietet, ferner

ein Musikverein, die k. k. landwirthschaftliche Gesellschaft mit einer Forstsection. Ferner besitzt Krakau noch ein technisches Institut, 2 vollständige Gymnasien (zu St.-Anna und St.-Hyacinth), eine Lehrer- und eine Lehrerinnenbildungsanstalt und eine Realschule. Ein kleines Nationaltheater besteht seit dem J. 1799. Für die Interessen des Handels und der Industrie besteht in Krakau die Handels- und Gewerbekammer, ferner eine Bankfilial-Leihanstalt, eine Bankfilial-Escompte-Anstalt, dann die galizische Bank für Handel und Industrie. Größere Industrie-Unternehmungen sind: eine Brennölfabrik, eine landwirthschaftliche Maschinen- und Geräthschaften-Fabrik, eine Eisen- und Metallgießerei, eine Poudrettenfabrik, zwei Zündhölzchenfabriken und eine k. k. Cigarrenfabrik. Krakau hat zwei größere Jahrmärkte und zwar am 23. April und 29. Sept., mit je vierzehntägiger Dauer. Sämmtliche Märkte, insbesondere die Getreidemärkte, sind von hervorragender wirthschaftlicher Bedeutung und von auswärtigen Händlern stark besucht. Hauptgegenstände des Marktverkehres sind Pferde, Hornvieh, Lebensmittel und Getreide.

Von Baudenkmalen, an welchen Krakau sehr reich ist, ragt auf dem großen Ringe hervor die Archipresbyterialkirche der Jungfrau Maria, ein im gothisch-baltischen oder krakauer Stile aufgeführter Backsteinbau, der vom Bischofe Iwo Odrowąż im J. 1226 gegründet und im 15. Jahrh. vollendet wurde. Von großem Kunstwerthe ist in dieser Kirche der in der neuesten Zeit gründlich restaurirte Hochaltar, ein Flügelaltar mit schönen Holzschnitzereien, von außen das Leben Jesu in zwölf Reliefs, im Innern den Tod Maria's in Mitte der Apostel mit lebensgroßen Figuren darstellend, ein Meisterwerk des Veit Stoß aus dem J. 1489. Diese Kirche besitzt noch Glasgemälde aus dem 14. und 15. Jahrh. und schöne Grabdenkmäler aus dem 16. und 17. Jahrh. Nächst der Marienkirche erhebt sich die Barbarakirche, welche von der Königin Hedwig, der Gemahlin Wladyslaw Jagiello's, im J. 1394 gestiftet und vom Könige Stefan Bathory im J. 1583 den Jesuiten übergeben wurde, welche sie ganz umbauten, sodaß von ihrer ursprünglichen Gestalt nur noch das schöne Portal sichtbar ist. In der Mitte des Großen Ringes steht die Adalbertskirche an jener Stelle, an welcher der Sage nach der heil. Adalbert im J. 995 das Christenthum predigte. Wahrscheinlich bestand sie bereits im J. 1223 als byzantinische Rundkapelle. Der heil. Hyacinth und Johann Capistran sollen in derselben gepredigt haben. Sie wurde im J. 1864 restaurirt. Auf dem Ringe stehen ferner noch der Rathhausthurm, der Ueberrest des im J. 1820 demolirten alten Rathhauses, und die Tuchlauben (Sukiennice), ein alterthümlicher Tuchhändler-Bazar, welcher unter Boleslaw dem Schamhaften 1257 erbaut, von Kasimir dem Großen im J. 1358 umgebaut und 1557 und 1879 restaurirt wurde. In der Johannisgasse steht die kleine Kirche Johann des Täufers, welche um 1140 gestiftet wurde; die Piaristenkirche stammt aus dem vorigen Jahrhundert; die St.-Markuskirche in der Slawkower-Gasse wurde von Boleslaw dem Schamhaften 1257 gegründet. Die akademische St.-Anna-Collegial-Kirche am Eingange in die Annagasse wurde im J. 1689 an Stelle eines uralten Kirchleins gestiftet. In derselben ist besonders bemerkenswerth das Grabmal des Professors und Heiligen Johann Kantius, welcher im J. 1473 starb, und ein modernes Denkmal des Astronomen Nikolaus Kopernikus. Das schöne Universitätsgebäude aus dem 14. und 15. Jahrh., welches im Anfange unsers Jahrhunderts ziemlich verfallen war, ist restaurirt worden. Das bischöfliche Palais ist ein alter Bau, welcher im J. 1424 umgebaut, im J. 1647 in seiner jetzigen Gestalt hergestellt und 1816 restaurirt wurde. Die der bischöflichen Residenz gegenüberstehende gothische Kirche des heil. Franz, welche von Boleslaw dem Schamhaften 1237 für die Minoriten gestiftet wurde, brannte mehrmals ab und wurde, nachdem sie im J. 1850 sehr gelitten hatte, restaurirt. In derselben befindet sich das Grabmal Wladyslaw's, Fürsten von Kalisz, aus dem 13. Jahrh. Durch den Brand im J. 1850 wurde eins der schönsten Baudenkmale Krakaus, die Dreieinigkeitskirche aus der Zeit des Ueberganges des Rundbogen- in den Spitzbogenstil, bis auf vier Kapellen und das Presbyterium zerstört. Die im römischen Renaissancestile in Kreuzform aus Backsteinen aufgeführte Peterskirche wurde von 1593 bis 1636 für die Jesuiten erbaut, in deren Besitze sie bis zur Aufhebung des Ordens 1773 blieb. Das ehemalige Jesuitencollegium war zur Zeit des Freistaates Senatsgebäude; gegenwärtig befinden sich in demselben das Ober-Landes- und das Landesgericht. Die romanische St.-Andreaskirche wurde angeblich 1144 gegründet, im J. 1235 befestigt, im J. 1241 von den Tataren ohne Erfolg belagert und kam 1320 in den Besitz der Klarissinnen. Die evangelische Kirche stammt aus dem 17. Jahrh. und die gothische Aegidiuskirche soll im J. 1064 gegründet worden sein; jedenfalls gehört sie zu den ältesten Bauwerken der Stadt. Das Königsschloß auf dem Berge Wawel soll der Sage nach von Krakus gegründet worden sein; es wurde im J. 1241 von Konrad von Masovien befestigt, von Boleslaw dem Schamhaften 1265 vergrößert und von Wenzel 1300 mit Thürmen und Mauern eingefaßt. Es brannte in den J. 1306 und 1500 ab und wurde im J. 1512 von italienischen Meistern prachtvoll wieder aufgebaut. Nachdem es wieder theilweise im 16. Jahrh. abgebrannt war, wurde es von Wladyslaw IV. von neuem befestigt. Nachdem es von den Schweden im J. 1655 sehr beschädigt und im J. 1702 von Karl XII. gänzlich niedergebrannt worden war, beschloß der Reichstag zu Grodno 1726 die Restaurirung desselben, welche sich nur auf das Aeußere des Schlosses beschränkte, während das Innere desselben erst unter Stanislaus August 1787 wiederhergestellt wurde. Seit dem Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts wird dasselbe für militärische Zwecke verwendet.

Ein prachtvolles Baudenkmal ist die Kathedralkirche zum heil. Wenzel auf dem Schlosse. Die Zeit ihrer Gründung steht nicht ganz fest. Nachdem sie im J. 1306 abgebrannt war, erhielt sie ihre gegenwärtige Grundgestalt in dem Zeitraume von 1320—1359. Seitdem

wurden an dieselben viele Kapellen angebaut. Die Kirche ist außen gothisch, die Kapellen meist italienischen Stiles. Die Mitte des Schiffes nimmt das Grabmal oder die Grabkapelle des heil. Stanislaus ein, während 17 andere Kapellen an den Nebenschiffen angebaut sind. Die erste Kapelle, rechts vom Hauptportal, ist die Jagiellonische, im J. 1473 vom Könige Kasimir Jagiello gegründet, mit den Grabmälern der Könige Wladyslaw und Kasimir Jagiello aus Porphyr von Veit Stoß. Die größte Zierde der zweiten Kapelle, der Potockischen, welche mehrere Grabmäler der Potockischen Familie enthält, ist eine Christusstatue aus carrarischem Marmor von Thorwaldsen. Die dritte Kapelle, capella doctorum genannt, weil sie im J. 1523 der Universität abgetreten wurde, enthält Gedächtnißtafeln von hervorragenden Mitgliedern der krakauer Universität. Die vierte ist die Kapelle des Königshauses Wasa. Die fünfte und prachtvollste ist die Sigmundkapelle, welche vom Könige Sigmund I. im J. 1520 als Begräbnißstätte für seine Gemahlin Barbara von Zapolya bestimmt wurde und im Innern mit Marmorstatuen, Reliefs und schönen Arabesken geziert ist; sie enthält die Sarkophage Sigmund's I. und seines Sohnes Sigmund August, das Grabmal der Königin Anna, Tochter Sigmund's I., und den Lageraltar Sigmund's I. von prachtvoller Kunstarbeit. In der achten Kapelle, der des heil. Andreas gegenüber, befindet sich das schöne gothische Grabmal des Königs Kasimir des Großen aus rothem Marmor. In der elften Kapelle, die Ciborium-Kapelle oder Kapelle des Königs Bathory genannt, ist das schöne Grabmonument des Königs Stefan Bathory. Die letzte, siebzehnte Kapelle, die Kapelle der heil. Dreifaltigkeit genannt, wurde im J. 1447 von der Königin Sophie, der vierten Gemahlin des Königs Wladyslaw Jagiello, zu ihrer Begräbnißstätte errichtet. In derselben befindet sich ein gekreuzigter Heiland von Guido Reni. Unter dem Musikchore befindet sich der Eingang zur großen königlichen Gruft, der Krypta der ursprünglichen Kirche und dem ältesten erhaltenen Theile der Kirche, deren romanische Rundsäulen in das 11. oder 12. Jahrh. gehören. Sie wurde von König Stanislaus August 1783 zur Gruft Sobieski's bestimmt. Seither sind in derselben aber auch andere Sarkophage aufgestellt und einige Särge aus den engen Grüften der Sigmunds- und Wasa-Kapelle hierher übertragen worden. In der jüngsten Zeit wurde die Krypta auch mit einigen Grabgewölben vereinigt. In der alten Gruft stehen die Sarkophage des Fürsten Joseph Poniatowski, des Thaddäus Kosciuszko, der Bronzesarg der Königin Cecilia Renata, Gemahlin Wladyslaw's IV., die Sarkophage der Gemahlin Sobieski's Maria Kasimira und Johann III. Sobieski's, die Bronzesärge Wladyslaw's IV. und dessen Tochter Maria Anna, die Särge Sigmund Kasimir's, des Sohnes Wladyslaw's IV., und des Königs Michael Korybut. In der neuen Gruft sind beigesetzt: König August II., König Sigmund III. und dessen Gemahlin Constantia und deren Kinder Anna Maria und Alexander Karl. In den alten, mit den eben erwähnten jetzt verbundenen Königsgrüften ruhen König Johann Kasimir und dessen Sohn Johann Sigmund, Königin Anna, die Tochter Sigmund's I., die letzte der Jagiellonen, Barbara die Gemahlin Sigmund's I., König Sigmund August und Maria Ludovica Gonzaga, Gemahlin Wladyslaw's IV.; der Sarkophag Sigmund's I. befindet sich in einem besonderen Mausoleum. Gegen Süden, zwischen dem vormaligen Grodzker Thore und dem durch die Stadt fließenden Weichselarme, in der Vorstadt Stradom, ist Kirche und Kloster der Bernhardiner, welche Johann Capistran im J. 1453 hier einführte. Die italienisch gebaute Kirche rührt aus dem 17. Jahrh. her. In diesem Stadttheile befindet sich noch die Kirche St.-Paul's aus dem 18. Jahrh. Das theologische Seminargebäude und das Regierungsgebäude sind aus derselben Zeit. Im Stadttheile Kazimierz, welcher von Kasimir dem Großen als eine besondere Stadt gegründet wurde, ragen die Katharinenkirche, das Augustinerkloster, die Michaelskirche, das Rathhaus und die Fronleichnamskirche hervor. Die Augustinerkirche stammt aus dem 14. Jahrh. und ist durch Erdbeben im 15. und 18. Jahrh. sehr schadhaft geworden. Das Augustinerkloster besitzt in einer Kapelle des Kreuzganges einen schönen Flügelaltar aus dem 15. Jahrh. In der auf einem Felsenhügel über der Weichsel malerisch gelegenen St.-Michaelskirche wurde der heil. Stanislaus von Boleslaw dem Kühnen im J. 1079 am Altare ermordet; sie birgt die Gebeine des im J. 1480 gestorbenen Geschichtschreibers Dlugosz, wurde im Anfange des 16. Jahrh. von italienischen Baumeistern umgebaut und im vorigen Jahrhundert restaurirt. In der im 14. Jahrh. erbauten Fronleichnamskirche sind hinter dem Hochaltare noch einige interessante Ueberreste alter Glasmalerei sichtbar. In diesem von der jüdischen Bevölkerung bewohnten Stadttheile befindet sich noch das alte gothische Rathhaus und am äußersten Ende des Ghetto in dem ehemaligen Dorfe Bawol die alte Synagoge, ein romanischer Bau aus dem 13. Jahrh. mit dem Al Memar, einem zwölfeckigen eisernen Baldachin aus dem 15. Jahrh. in der Mitte. In der nördlichen Vorstadt Kleparz, welche bis 1790 eine besondere Stadt und der größte Getreidemarkt Galiziens war, ist das hervorragendste Baudenkmal die St.-Florianskirche aus dem 12. Jahrh. mit einem schönen Flügelaltare und altdeutschen Holzbildern. In der Vorstadt Kleparz befindet sich die im J. 1087 vom Könige Wladyslaw Hermann gegründete und von Wladyslaw Jagiello 1390 vollendete Kirche zur Mariä Heimsuchung mit einer Marienkapelle, in welcher Johann III. vor seinem Kriegszuge zum Entsatz Wiens im J. 1683 seine Andacht verrichtete. In der gegen Westen gelegenen Vorstadt Zwierzyniec liegt ein Kloster der Norbertinerinnen und im Osten der Stadt, in der Vorstadt Wesola, liegen die St.-Nikolauskirche, die St.-Lazaruskirche mit dem Lazarusspitale, die Universitäts-Sternwarte, die Theresienkirche mit dem Kloster der Karmeliterinnen und der Bahnhof.

Krakau soll der Sage nach um das J. 700 von Krakus, einem polnischen Fürsten, gegründet und nach diesem benannt worden sein. Nachdem Krakau im 9. Jahrh. zum großmährischen Reich gehört hatte und im 10. Jahrh.

unter deutsche Herrschaft gebracht worden war, wurde es im J. 1039 von den Böhmen erobert. Bis zum J. 1060 war die Stadt der Sitz eines Erzbischofes, dann aber eines Bischofes, der seit 1443 auch souveräner Fürst von Sewerien, eines Landstriches zwischen Krakau und Schlesien, war. Im J. 1125 äscherte eine Feuersbrunst die Stadt, welche noch größtentheils aus hölzernen Gebäuden bestand, ein. Im J. 1241 brannten sie die Mongolen nieder. Boleslaw der Schamhafte ließ sie nun nach einem bestimmten Plane aufbauen, bevölkerte sie mit vielen Deutschen und verlieh ihr 1257 das Magdeburger Stadtrecht. Im folgenden Jahre wurde sie von Konrad II., dem Herzoge von Masovien, eingeäschert. Nachdem sie sich wieder aus ihren Trümmern erhoben, erfuhr sie eine bedeutende Erweiterung im Anfange des 14. Jahrh. durch König Wenzel von Böhmen, als dieser gegen Wladyslaw Lokietek auf den polnischen Thron berufen worden war. Vom J. 1320 an war Krakau bis zum J. 1609 die Haupt- und Residenzstadt Polens, und die polnischen Könige trugen zur Verschönerung derselben von nun an sehr viel bei. So baute bereits Kasimir der Große die Tuchhalle auf dem Ringplatze und das bisher nur aus Holz erbaute Schloß um und verbesserte die Befestigungen der Stadt. Im J. 1364 gründete er die Universität in dem Dorfe Bawol der gegenwärtigen Vorstadt Kazimierz und legte die zwei neuen Städte Kleparz und Kazimierz an. Industrie und Handel hatten unter ihm in Krakau bereits eine hohe Stufe erreicht und hoben sich immer mehr unter der Regierung der Jagiellonen. Nach dem großen Brande im J. 1528 fand in Krakau der italienische Baustil Eingang, der noch jetzt in vielen Baudenkmalen erhalten ist. Mit dem Erlöschen der Jagiellonischen Dynastie begann der Stern Krakaus zu erbleichen. König Sigmund III. verlegte seine Residenz nach Warschau, und Krakau hörte nun auf, die Haupt- und Residenzstadt Polens zu sein, wenn sie auch die Krönungsstadt des Reiches blieb. Dazu kamen noch die Folgen des unglücklichen Krieges mit den Schweden. Alle Vorstädte und ein Theil der Stadt wurden bei dem Einfalle Karl Gustav's I. im J. 1655 verbrannt. Krakau mußte 160,000 Thaler Lösegeld zahlen und durch zwei Jahre an die schwedische Besatzung monatlich 6000 Reichsthaler abführen. Im Kampfe zwischen den Gegenkönigen Stanislaus Leszczyński und August II. wurde die Stadt abwechselnd von den Schweden, Russen und Sachsen besetzt. Die Schweden waren in die Stadt in den J. 1702, 1704 und 1705 eingedrungen und hatten bedeutende Kriegskosten von derselben erhoben. In den Kriegswirren, welche der ersten Theilung Polens vorangingen, wurde sie im J. 1768 von den Russen mit Sturm genommen. Der Wohlstand Krakaus nahm so sehr ab, daß die Stadt, welche im 15. Jahrh. 80,000 Einwohner zählte, im J. 1775 blos 16,000 besaß. In den Unruhen vom J. 1794—1796 war Krakau von preußischen Truppen besetzt. Im J. 1795 kam die Stadt infolge der letzten Theilung Polens an Oesterreich. Sie wurde hierauf die Hauptstadt Westgaliziens, der Sitz der Landesbehörden und einer bedeutenden Garnison und blühte seitdem allmählich wieder auf. Durch den Wiener Frieden 1809 wurde sie Oesterreich wieder entrissen und bildete bis zum J. 1815 einen Theil des von Napoleon errichteten Herzogthums Warschau. Nach dem Sturze Napoleon's aber wurde sie im Wiener Congresse als eine „freie und unabhängige Stadt mit ihrem Gebiete" erklärt und unter das Protectorat Oesterreichs, Rußlands und Preußens gestellt. Als Republik Krakau (1815—46) umfaßte sie ein am Nordufer der Weichsel gelegenes Gebiet von 1220 □ Kilom. mit etwa 140,000 Einwohnern, das die Hauptstadt Krakau, einen Marktflecken und 71 Dörfer und Weiler, enthielt. (Ueber die Geschichte dieser Republik siehe oben den Artikel Crakau in den Nachträgen zu C.) Krakau war besonders seit den dreißiger Jahren der Herd der polnischen Revolutionsversuche und der Zufluchtsort der polnischen Flüchtlinge. Schon im J. 1830 wurde daher die Stadt durch russische und 1836 wieder von österreichischen, russischen und preußischen Truppen besetzt. Als endlich im Februar 1846 die polnische Insurrection Krakau zu ihrem Hauptwaffenplatze machen wollte, um von hier aus namentlich in Galizien vorzubringen, kam nach den Berliner Conferenzen der Schutzmächte am 6. Nov. 1846 zu Wien eine definitive Uebereinkunft zu Stande, wonach die in Betreff Krakaus festgesetzten Verträge von 1815 widerrufen und die Republik an Oesterreich übergeben wurde. Trotz der Proteste Englands und Frankreichs erließ Oesterreich am 11. Nov. das Patent über die Besitznahme. Seitdem ist Krakau mit seinem Gebiete bei Oesterreich und seit dem J. 1849 mit dem Titel eines Großherzogthums dem Kronland Galizien einverleibt.

Einen großen Verlust an materiellen sowie an Kunstschätzen erlitt die Stadt im J. 1850 durch die Feuersbrünste am 18. und 26. Juli, welche 162 Häuser 3 Kirchen und viele historische Denkmäler vernichteten.

Vgl. H. O. Miltner, Der Führer durch Krakau und Umgegend. Dritte revidirte Ausgabe (Krakau (1882).

(*Ferd. Grassauer.*)

KRAKOW, Stadt im Wendischen Kreise des Großherzogthums Mecklenburg-Schwerin, am gleichnamigen 9 Kilom. langen See, 20 Kilom. von Güstrow, Post- und Telegraphenamt, Amtsgericht. Die Zahl der Bewohner, die 1875: 2022 betragen hatte, belief sich 1880 auf 2025, war sich also ungefähr gleichgeblieben. Darunter befanden sich 1935 Evangelische, 5 Katholiken und 85 Juden. Haupterwerbszweige sind Fischerei, Spiritusfabrikation, Holzhandel und Landwirthschaft. In der Spiritusfabrikation sind 12 Arbeiter beschäftigt, eine Sägemühle wird mit 10 Arbeitern betrieben. Der Handelsverkehr wird durch vier Märkte belebt. Der größtentheils leichte Boden der Umgebung ist für die Landwirthschaft nicht sehr günstig.

Die Stadt Krakow ist wendischen Ursprunges und entstanden aus dem ehemaligen Dorfe Oldendorf, d. h. Alt-Krakow, welches zwischen der Stadt und den Gütern Sammit und Tessin an dem kleinen See lag, der noch

der Oldendorfer genannt wird. Die Feldmark von Oldendorf ist zum größeren Theil zur Krakower Stadtfeldmark, zum kleineren zu Sammit gelegt. Als Stadt kommt Krakow zum ersten mal im J. 1298 vor. Man nimmt an, daß sie vom Fürsten Nikolaus I. von Werle 1237 gegründet worden, wenn dies nicht schon in der letzten Zeit der Borwine geschehen ist. Sichere Nachrichten darüber hat man nicht, da alle städtischen Urkunden vor dem J. 1365 bei einer Eroberung der Stadt ein Raub der Flammen geworden sind. *(A. Schroot.)*

KRALOWITZ (Kralovice), Stadt im westlichen Böhmen, 4 Meilen nördlich von Pilsen, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichtes, zählte im J. 1880: 2029 czechische und 1 (!) deutschen Einwohner, die sich zumeist von der Landwirthschaft ernähren. Zu der schon im 14. Jahrh. bestandenen Pfarrei sind 15 Dörfer eingepfarrt. Die fünfklassige czechische Volksschule zählte 1884: 485 Kinder. Als Dorf wird Kralowitz schon zum J. 1183 genannt, in welchem es von Herzog Friedrich dem benachbarten Cistercienserkloster Plaß geschenkt wurde. Im J. 1518 verpfändete Abt Andreas I. die Hälfte von Kralowitz, das inzwischen ein Marktflecken geworden war, an Albert von Guttenstein. Im J. 1539 besaß das Pfandgut Wilhelm Podmosky von Prostiborsch, der es im genannten Jahre an den aus Tirol stammenden Herrn Florian Griesbeck von Griesbach abtrat. Derselbe stand in Diensten Kaiser Karl's V., Ferdinand's I. und Maximilian's II. und erwarb sich in Böhmen ansehnliche Güter. Obwol Katholik, begünstigte er die Utraquisten auf seinen Herrschaften und beließ den utraquistischen Pfarrer in Kralowitz. Für diesen Ort erwarb er von Ferdinand I. städtische Gerechtsame und das Recht, mit rothem Wachse zu siegeln. Nach seinem Tode (1588) theilte sich seine Familie in mehrere Linien. Bei einer derselben verblieb Kralowitz bis zur Schlacht auf dem Weißen Berge. Die Griesbecke waren eifrige Protestanten geworden und hatten den Aufstand vom J. 1618 begünstigt. Infolge dessen wurde der größte Theil ihrer Güter confiscirt. Die verarmte Familie spielte keine Rolle mehr. Einzelne wanderten aus, die im Lande Zurückgebliebenen wurden katholisch. Der letzte männliche Sproß, Joachim Griesbeck, starb im J. 1678 in bescheidenen Verhältnissen. Die Erzählung von dem „letzten Familienschmaus" der Griesbecke, bei welchem sich alle Familienmitglieder nach der Schlacht auf dem Weißen Berge vergiftet hätten, gehört in das Gebiet der Erfindung. — Kralowitz gelangte im J. 1623 wieder in den Besitz des Klosters Plaß. Als dasselbe durch Kaiser Joseph II. aufgehoben wurde, ging die Klosterherrschaft in das Eigenthum des Religionsfonds über. Im J. 1826 kaufte sie im Wege der öffentlichen Versteigerung der Staatskanzler Clemens Wenzl Lothar von Metternich-Winneburg, von welchem sie sich auf seine Nachkommen vererbte.

Die Pfarrkirche St.-Peter und Paul in Kralowitz wurde im J. 1581 durch Florian Griesbeck restaurirt und bei derselben in einem Anbau die Familiengruft der Griesbecke gestiftet. Diese trotz ihrer Vernachlässigung immer noch interessante Gruft besteht aus einer Kapelle im Niveau der Kirche und der unterirdischen Begräbnißstätte. In der Kapelle befindet sich das im J. 1593 errichtete Denkmal des Florian Griesbeck, ein Holzschnitzwerk, angefertigt von dem Tischler Christoph Hartwig aus Wernigerode. Die Malereien in der Kapelle stammen von Hans Buläus aus Regensburg und dessen Schwager Samuel Braun aus Kaaden. Von der Kapelle führt eine Treppe in das von zwei Fenstern erleuchtete Begräbnißgewölbe. In demselben liegen gegenwärtig in elf offenen Särgen zwölf wohlerhaltene Leichname. Die zinnernen Schlußsärge wurden im J. 1668 zur Herstellung einer Orgel verwendet. Unter den alten Särgen trägt der besterhaltene die Inschrift des Nikolaus von Griesbeck mit der Jahreszahl 1618. *(L. Schlesinger.)*

KRALUP am linken Ufer der Moldau, 3 Meilen nördlich von Prag im Bezirke Welwarn, Bezirkshauptmannschaft Schlan, noch im J. 1845 ein kleines Dorf mit 173 Einwohnern, ist jetzt ein aufblühender Industrieort, der im J. 1880: 1693 vorwiegend czechische Einwohner zählte (mit Lobetsch 2968). Es ist Station der Oesterreichischen Staatsbahn und Knotenpunkt der Buschtiehrader und der Turnau-Kraluper Eisenbahn und wird durch eine Lokalbahn mit Welwarn verbunden. Die Turnauer Bahn wird in der Nähe des Ortes mittels einer Schiffkornschen Brücke über die Moldau geführt. Die günstigen Verkehrsverhältnisse veranlaßten die Entstehung größerer Industrieunternehmungen. Nebst den bedeutenden Eisenbahnwerkstätten hat Kralup eine chemische Productenfabrik, zwei Zuckerfabriken, eine Dampfmühle und eine Brauerei. Von den Handelsunternehmungen sind besonders eine größere Holzhandlung hervorzuheben. Die czechische fünfklassige Volksschule hat 485 Kinder (1884). Eine deutsche, von der israelitischen Cultusgemeinde erhaltene Privatschule zählt 30 Schüler. Eingepfarrt ist Kralup nach Minitz auf der Herrschaft Mühlhausen. Nicht zu verwechseln ist Kralup an der Moldau mit dem im Kaadner Bezirke liegenden Städtchen Deutsch-Kralup. *(L. Schlesinger.)*

KRAMER, auch Krämer, nannte man in Deutschland ursprünglich jeden Kaufmann, welcher einer kaufmännischen Gilde (**Kramerinnung**) angehörte. In solche Gilden oder Innungen waren, gleich den Handwerkern, die Kaufleute vereinigt, und der Beitritt dazu wurde nur denen gestattet, welche die vorschriftsmäßige lange Lehrzeit bei einem Kaufmanne durchgemacht und eine gewisse Reihe von Jahren als Gehülfen (Commis) gedient hatten. Durch den Beitritt zur Innung ward das ausschließende Recht erlangt, mit bestimmten Waaren Kleinhandel zu treiben. Die Innungsvorsteher hießen **Kramermeister** und hatten einen angesehenen Rang. Die statutarischen Bestimmungen der Innungen bildeten das sogenannte **Kramerrecht**. Alles, was gegen die Handwerkerzünfte gesagt werden muß, trifft auch die Kramerinnungen, diese sogar in verstärktem Maße, denn ihre Berechtigungen gaben, weil sie sich weniger bestimmt als diejenigen der Handwerkerzünfte abgrenzen ließen, noch häufiger als diese letztern zu Streitigkeiten zwischen den Klein-

händlern und den Großhändlern und zwischen den erstern und den Handwerkern Anlaß. In der neuesten Zeit haben allmählich die meisten Kramerinnungen zu bestehen aufgehört, und die noch existirenden sind zur Bedeutungslosigkeit herabgesunken. Im Handwerke sucht man seit einigen Jahren die Innungen trotz allen Widerspruches der Freunde der vollen Gewerbefreiheit wieder zu beleben, schwerlich mit Erfolg. Seit dem fast allseitigen Erlöschen der Kramerinnungen ist speciell der Name Krämer (für Kleinhändler) auf eine untergeordnete Klasse von Handeltreibenden eingeschränkt worden, indem man ihn demjenigen gibt, welcher ausschließlich in ganz kleinen Mengen an die Consumenten verkauft und seine Waaren an seinem Wohnplatze oder in dessen unmittelbarer Nähe kauft, daher einen sehr kleinen Wirkungskreis hat. Der Krämer in diesem Sinne gehört zu der Kategorie der von Thöl als „Kleinkaufleute" oder „Minderkaufleute" bezeichneten Gewerbtreibenden, der „Handelsleute von geringerm Gewerbebetriebe" des Deutschen Handelsrechtes — welches sich weiter auf Höker, Trödler, Hausirer u. dgl. erstreckt —, im Gegensatze der von Goldschmidt und Thöl „Vollkaufleute" genannten Handeltreibenden. Auf die erstere Kategorie sollen nach dem Deutschen Handelsgesetzbuche (Art. 10) die Rechtssätze über Firmen, Handlungsbücher und Procura nicht angewandt werden, sodaß sie von den wichtigsten Instituten des kaufmännischen Standesrechtes, zunächst von der Eintragung in das Handelsregister und demnach auch von den wichtigern Klassen der Handelsgesellschaften, ausgeschlossen ist. In Hamburg heißt der mit den gewöhnlichen Ladenwaaren handelnde Kleinhändler „Krautkrämer"; in der elberfelder Gegend nennt man denselben „Winkeliner" (der Kaufladen heißt vulgär „Winkel" nach dem Holländischen). Kramhandel wird wol der Absatz im offenen Laden genannt. (*F. Noback.*)

KRAMERIA, eine von Loefling aufgestellte, von Linné anerkannte Pflanzengattung, welche in dem neuesten systematischen Werke von Bentham und Hooker wieder zu den Polygaleen gestellt wird, wie dies früher allgemein geschah, obgleich das Abweichende der hierher gehörigen Arten im Habitus und besonders im Blütenbau längst bekannt ist. Der Kelch ist nämlich 4—5blätterig, 4 Blätter stehen im Kreuz, sodaß die beiden größeren nach oben und unten, die beiden kleineren rechts und links stehen; sind 5 vorhanden, so findet sich das 5. kleinste neben dem obersten, das größte Kelchblatt ist also immer nach unten gerichtet und deckt die folgenden. Alle Kelchblätter sind mehr oder weniger blumenblattartig gefärbt, namentlich auf der Innenseite. Blumenblätter finden sich meist 5, von denen 3 oben, 2 unten stehen; die 3 obern sind stets in Gestalt und Consistenz von den untern verschieden, dünn, spatelförmig, weit kleiner als die Kelchblätter, unter sich verwachsen oder frei, bisweilen fehlt das mittelste; die beiden untern sind mehr oder weniger rund, fleischig, drüsenartig. Von den Staubgefäßen ist das fünfte, unterste stets unterdrückt, die 4 übrigen sind nahe aneinandergerückt, alterniren mit den 3 obern Blumenblättern und sind häufig in der Art didynamisch, daß die beiden innern die kürzeren sind, nicht selten fehlt auch eins der beiden innern; die Antheren sind einfächerig und springen an der Spitze in Löchern auf. Mit Ausnahme dieses letzten Merkmals weicht alles von den Polygaleen bedeutend ab und es konnte daher nicht wundernehmen, daß Kunth aus dieser Familie eine eigene Familie, Krameriaceen, bildete, welcher Ansicht sich später Berg anschloß. Dabei entging letzterm die nahe Verwandtschaft dieser Gattung mit den Cäsalpinieen, auf welche zuerst Asa Gray und Grisebach aufmerksam machten, durchaus nicht, doch glaubte er aus dem Fehlen der Nebenblätter, der hypogynischen Insection der Blumenblätter und Staubgefäße und der Stellung der Eichen bei Krameria gewichtige Gründe gegen diese Anreihung zu finden, ohne jedoch zu berücksichtigen, daß bei den Cäsalpinieen ganz analoge Verhältnisse vorkommen. So zeigt die Gattung Amherstia eine Umbildung der beiden vordern Blumenblätter wie Krameria, die geringe Anzahl der Staubgefäße ist bei Ceratonia sehr charakteristisch, Fruchtknoten und Frucht, selbst die widerhakigen Borsten der letztern trifft man bei Zuccagnia, einer chilenischen Cäsalpinieen-Gattung, an. Das Aufspringen der Antheren in Löchern findet bei Cassia gleichfalls statt und die für die Cäsalpiniaceen so charakteristische Stellung und Deckung von Kelch und Blumenkrone ist bei Krameria in derselben Weise vorhanden. Auch habituell fehlt die Aehnlichkeit zwischen beiden nicht, und zwei Arten Krameria cytisoides *Cavanilles* und Krameria cinerea *Schauer*, besitzen sogar dreizählige Blätter wie viele Leguminosen.

Die Anzahl der aus dieser Gattung bekannt gewordenen Arten, welche sämmtlich in Amerika, namentlich in Südamerika einheimisch sind, ist seit Linné sehr gestiegen. Während Loefling und Linné nämlich nur Eine Art (Krameria Ixine) kannten, werden jetzt 20 Arten unterschieden, welche nach der Zahl der Kelchblätter, Blumenblätter und Staubgefäße in folgende Gruppen zerfallen.

I. Kelch- und Blumenblätter 5, Staubgefäße 4.

A. Die 3 obern Blumenblätter und Staubgefäße frei oder nur am Grunde verwachsen.

1. Blätter dreizählig; Deckblätter einfach, blattartig.

1) Krameria cinerea *Schauer*. Stengel strauchartig, nebst den Blättern und Knospen dicht seidenhaarig-filzig; Blätter gestielt, dreizählig, Blättchen verkehrt-eiförmig oder verkehrt-eiförmig-länglich, stumpf oder ausgerandet, sehr kurz bespitzt; Blütenstielchen mit dem Deckblatte fast von gleicher Länge; Kelchblätter lanzettlich; die 3 obern Blumenblätter am Grunde zusammenhängend, benagelt, zurückgekrümmt, etwa halb so lang als die Staubfäden mit kleiner, elliptischer Platte; Staubgefäße didynamisch, die beiden innern bis zur Hälfte verwachsen; Frucht groß, filzig, mit sehr dünnen Widerhaken besetzt. In Mexico einheimisch.

2) Krameria cytisoides *Cavanilles*. Stengel strauchartig, ästig, filzig; Blätter gestielt, dreizählig, Blättchen oval-länglich, spitz, kürzer als der Blattstiel; Blütentrauben lang, Blütenstielchen länger als das Deckblatt; Kelchblätter lanzettlich; die 3 obern Blumenblätter

sind fadenförmig, gekrümmt und haben mit den Staubfäden fast gleiche Länge, die beiden seitlichen sind etwas kürzer, an der Spitze breiter.

Die Heimat dieser Art ist Mexico.

2. Blätter einfach, Deckblätter den Blättern ähnlich.

3) Krameria cistoides *Hooker*. Stengel strauchartig, sehr ästig, oberwärts nebst den Blättern und Knospen dicht wollig-seidenhaarig; Blätter sitzend, oval oder oval-länglich, bespitzt; Blütentrauben kurz, Blütenstiele länger als das Deckblatt; Kelchblätter ungleich; die 3 obern Blumenblätter spatelförmig, frei; Staubgefäße zweimächtig, frei.

In Chile einheimisch.

4) Krameria grandiflora *St.-Hilaire*. Stengel halbstrauchig, niedergestreckt, fast einfach, oberwärts behaart; Blätter fast sitzend, lanzettlich, sehr spitz und mit einer Stachelspitze versehen, die untern kahl, die obern behaart; Aehren aus großen, nach einer Seite stehenden Blüten gebildet; Kelchblätter ungleich; die drei obern Blumenblätter benagelt, am Grunde verwachsen.

In Brasilien und zwar in der Provinz Minas Geraës einheimisch.

B. Die drei obern Blumenblätter fast bis zur Spitze verwachsen; die 4 Staubgefäße am Grunde oder bis zur Mitte unter sich und mit den Blumenblättern vereinigt.

5) Krameria revoluta *Berg*. Stengel halbstrauchig, aufsteigend, ästig, oberwärts nebst den obern Blättern und Knospen angedrückt-silberweiß-wollig; Blätter sitzend, lanzettlich-linealisch, spitz, am Rande umgerollt, einnervig; Blütentrauben wenigblütig; Blütenstiele kürzer als das Deckblatt; Kelch am Grunde etwas höckerig mit 5 ungleich langen, linealischen Blättern; die 3 obern Blumenblätter zu einer linealischen, an der Spitze stumpf-dreilappigen Platte verwachsen; Staubgefäße nur am untersten Grunde verwachsen; Fruchtknoten warzig, fast kahl.

Das Vaterland dieser Art ist Mexico.

6) Krameria pauciflora *De Candolle*. Stengel halbstrauchig, niederliegend, sehr ästig, oberwärts nebst den Blättern und Knospen wollig; Blätter sitzend, linealisch-pfriemlich, bespitzt; Blütentrauben groß-, aber wenigblütig; Blütenstiele etwa so lang als das Deckblatt; Kelch am Grunde höckerig; die 3 obern Blumenblätter zu einer linealischen, an der Spitze dreilappigen Platte verwachsen, mit verkehrt-eiförmigen, stumpfen, sitzenden Lappen; Staubgefäße fast gleichlang, bis zur Mitte unter sich und mit den obern Blumenblättern verwachsen.

In Mexico einheimisch.

7) Krameria pentapetala *Ruiz* und *Pavon*. Stengel halbstrauchig, niederliegend, sehr ästig, oberwärts wollig; Blätter sitzend, linealisch, zugespitzt; Blütentrauben wenigblütig, einseitswendig; Blütenstiele dreimal länger als das Deckblatt; Kelch höckerig, fünfblätterig; die 3 obern Blumenblätter bis zur linealischen, an der Spitze dreilappigen Platte verwachsen, die Lappen benagelt, fast rund; die 4 Staubgefäße ganz am Grunde verwachsen; die Frucht behaart. Hierher gehört auch Krameria linearis *Poiret*.

In Peru und Mexico einheimisch.

8) Krameria secundiflora *De Candolle*. Die Pflanze ist ausdauernd; Stengel dünn, krautartig, nebst den Blättern und Knospen wollig-seidenhaarig; Blätter sitzend, linealisch, stachelspitzig; Blütentrauben verlängert, einseitswendig, vielblütig; Blütenstiele länger als das Deckblatt, Blütenstielchen dreimal kürzer als das Deckblättchen; Kelch am Grunde höckerig, fünfblätterig; die drei obern Blumenblätter bis zur linealischen, an der Spitze dreilappigen Spitze verwachsen, Lappen abgerundet, ausgefressen, kurz benagelt; die 4 Staubgefäße fast gleichlang, bis zur Mitte verwachsen; Frucht wollig, igelstachelig, Stacheln wenige, stark, stumpf, an der Spitze rückwärts rauh.

Hierzu gehören Krameria Beyrichii *Sporleder* und Krameria lanceolata *Torrey*.

Diese Art wurde in Mexico, Texas und Arkansas gefunden.

II. Kelchblätter 4, Blumenblätter 5, die 3 obern lang benagelt, die untern am Grunde unter sich und mit den Staubgefäßen verwachsen; Staubgefäße 4.

9) Krameria spartioides *Klotzsch*. Stengel strauchartig, sehr ästig, oberwärts nebst den Blättern und Knospen seidenhaarig; Blätter linealisch oder lanzettlich-linealisch, an beiden Enden verschmälert, am Grunde in den Stiel verlaufend, am obern Ende bespitzt; Blütentraube klein- und vielblütig; Blütenstiele kürzer als das Deckblatt; die 3 obern Blumenblätter spatelförmig, am Grunde unter sich und mit den Staubgefäßen verwachsen; Staubgefäße zweimächtig; Frucht filzig, meist mit wenigen, aber starken Widerhaken besetzt. — Hiervon ist Krameria arida *Berg* wol kaum verschieden.

In Neu-Granada und im englischen Guiana einheimisch.

10) Krameria cuspidata *Presl*. Stengel strauchig, ästig, oberwärts nebst den Blättern und Knospen weichhaarig; Blätter langgestielt, lanzettlich oder linealisch-lanzettlich, dreinervig, stachelspitzig; Blütentrauben wenigblütig; Blütenstiele mit dem Deckblatte gleichlang; die 3 obern Blumenblätter bis zur Mitte verwachsen; Staubgefäße zweimächtig, am Grunde verwachsen; Staubbeutel an der Spitze in ein krugförmiges Röhrchen verlängert; Frucht mit zahlreichen Widerhaken besetzt.

Die Heimat dieser Art ist Mexico.

11) Krameria Ixine *Linné*. Stengel strauchig, ästig, oberwärts nebst den Blättern und Knospen weichhaarig; Blätter gestielt, länglich oder länglich-lanzettlich, stachelspitzig, dreinervig; Blütentrauben vielblütig; Deckblätter den Blättern ähnlich, allmählich kleiner werdend; Blütenstiele mit dem Blattstiele ziemlich gleichlang; die 3 obern Blumenblätter spatelförmig, am Grunde unter sich und mit den zweimächtigen Staubgefäßen verwachsen; Frucht fast unbehaart, aber mit zahlreichen Widerhaken besetzt.

In Venezuela und auf den Antillen einheimisch.

12) Krameria tomentosa *St.-Hilaire.* Stengel halbstrauchig, aufrecht, mit seidenhaarigen Aesten, Aestchen, Blättern und Knospen; Blätter gestielt, eiförmig-länglich, an beiden Enden verschmälert, an der Spitze dornig; Aehren kurz und wenigblütig; Blütenstiel kürzer als das lanzettliche, sitzende Deckblatt; die 3 obern Blumenblätter spatelig, am Grunde verwachsen; Staubgefäße zweimächtig; Frucht mit starken Widerhaken besetzt. Hierher gehört Krameria ovata *Berg* und höchst wahrscheinlich auch Krameria grandifolia *Berg.*

In Brasilien und zwar in der Provinz Minas Geraës einheimisch.

13) Krameria argentea *Martius.* Stengel strauchig, glänzend, kahl, sehr ästig; Aeste, jüngere Blätter und Knospen filzig; Blätter langgestielt, eiförmig-länglich, bespitzt, dreinervig; Aehren vielblütig; Deckblätter und Deckblättchen pfriemlich, stachelspitzig; Blütenstiele sehr kurz; die 3 obern Blumenblätter spatelig, lang benagelt, ganz am Grunde unter sich und mit den Staubgefäßen verwachsen; Staubgefäße didynamisch; Frucht kugelig, weichhaarig und mit zahlreichen, starken Stacheln besetzt.

In Brasilien einheimisch.

14) Krameria ruscifolia *St.-Hilaire.* Stengel halbstrauchig, ausgebreitet, niederliegend, ästig, oberwärts nebst den Blättern und Knospen wollig; Blätter kurzgestielt, rundlich-eiförmig, stachelspitzig; Blütentrauben einseitswendig, vielblütig; Deckblätter eiförmig, sitzend, Deckblättchen pfriemlich; Blütenstielchen sehr kurz; die 3 obern Blumenblätter lang benagelt, spatelförmig; Staubgefäße zweimächtig; Frucht filzig, mit wenigen starken Stacheln besetzt. Hierher gehört auch Krameria latifolia *Moricand.*

In Brasilien einheimisch.

III. Kelch- und Blumenblätter 4.

A. Staubgefäße 4.

15) Krameria longipes *Berg.* Stengel halbstrauchig, ästig, oberwärts nebst den Blättern und Knospen weichhaarig; Blätter langgestielt, länglich oder eiförmig-länglich, stachelspitzig; Aehre vielblütig; Deckblätter und Deckblättchen lanzettlich, stachelspitzig; die beiden obern Blumenblätter lang benagelt, bis zur Mitte verwachsen; Staubgefäße zweimächtig, die beiden äußern länger, ganz am Grunde unter sich und mit den Blumenblättern verwachsen.

Das Vaterland dieser Art ist Brasilien.

16) Krameria lanceolata *Berg.* Stengel halbstrauchig, ästig, oberwärts nebst den Blättern und Knospen seidenhaarig; Blätter gestielt, lanzettlich oder lanzettlich-linealisch, stachelspitzig; Blütentrauben vielblütig; Blütenstielchen ebenso lang als der gemeinschaftliche Blütenstiel; die beiden obern Blumenblätter spatelig, bis zur Mitte verwachsen; Staubgefäße zweimächtig, die beiden innern der Länge nach verwachsen.

In Venezuela einheimisch.

17) Krameria linifolia *Willdenow.* Stengel halbstrauchig, oberwärts nebst den Blättern und Knospen weichhaarig; Blätter langgestielt, lanzettlich-linealisch, stachelspitzig; Blütentraube endständig, vielblütig, Deckblättchen der Blüte genähert; die beiden obern Blumenblätter spatelig, ganz am Grunde verwachsen; Staubgefäße zweimächtig, frei.

Diese Art wurde in der Nähe von Angostura gesammelt.

B. Staubgefäße 3.

18) Krameria canescens *Willdenow.* Stengel strauchig, kahl; Aeste und Zweigspitzen grauwollig; Blätter sitzend, linealisch-lanzettlich, bespitzt; Blütentrauben wenigblütig; Blütenstiele mit dem Deckblatte von fast gleicher Länge; Deckblättchen der Blüte genähert, linealisch-lanzettlich, spitz; die beiden obern Blumenblätter spatelig.

Diese Art wurde bei Huancabamba in Peru aufgefunden.

19) Krameria triandra *Ruiz* und *Pavon.* Stengel strauchig, weichhaarig; Aeste, Blätter und Knospen dicht seidenhaarig-wollig; Blätter sitzend, verkehrt-länglich, bespitzt; Blütentrauben wenigblütig; Blütenstiel länger als das Deckblatt; Deckblättchen von der Blüte entfernt; die beiden obern Blumenblätter spatelförmig.

An unfruchtbaren Abhängen der brasilianischen und besonders peruanischen Cordilleren einheimisch. Von dieser Art stammt die officinelle Radix Ratanhiae.

Eine wenig bekannte Art ist

20) Krameria parvifolia *Bentham.* Die Pflanze ist strauchartig und angedrückt-weichhaarig; Blätter linealisch, stumpf oder kaum spitz; Blütenstiele in der Mitte mit 2 Deckblättchen, länger als das Deckblatt; Frucht herzförmig-kugelig, fast zweiknöpfig, kurz zugespitzt, mit dünnen Stacheln besetzt.

In Californien einheimisch. (*A. Garcke.*)

KRAMMER (das), ein breiter Strom zwischen Seeland, Südholland und Nordbrabant, geht von St.-Philippsland bis zum Südostpunkt von Overflakee. Durch dieses Wasser sind die Grevelingen, die Zype und das Slaak mit dem Volkerak verbunden.

(*Th. Wenzelburger.*)

Krammetsvogel, s. Turdus.

KRAMPF (spasmus) bezeichnet im allgemeinen eine krankhafte Muskelzusammenziehung. Jede Muskelcontraction ist die Folge eines Reizes, welcher die Muskelröhren trifft. Im gesunden Zustande gibt es dreierlei Ursprünge für solche Reize. Die erste Gruppe umfaßt die Willensimpulse, welche von den Ganglienzellen der grauen Rinde des Großhirns ausgehen und sich durch die Nervenfasern der weißen Markmasse auf die Bewegungscentren des Hirnstammes und weiter auf die der Grauen Substanz des Rückenmarkes fortpflanzen, von wo der Bewegungsreiz durch die peripherischen Bewegungsnerven auf die Muskeln übertragen wird. Die auf diesem Wege erzeugten Bewegungen nennen wir willkürliche; sie erfolgen ausschließlich mittels quergestreifter Muskelfasern.

Eine zweite Quelle solcher Reize bilden Gefühls- (Sinnes-) Wahrnehmungen, die durch die Gefühls- (Sinnes-) Nerven zu den Stellen im Rückenmark und Gehirn fortgeleitet werden, wo Verbindungen zwischen

den sensibeln und motorischen Leitungsbahnen bestehen. Hier werden sie auf die letztern übertragen und den Muskeln zugeführt. Die auf solche Weise ausgelösten Bewegungen heißen Reflexbewegungen; sie finden vorzugsweise an glatten Muskelfasern statt. Den dritten Anlaß für Muskelzusammenziehungen geben Reize, welche direct auf die Bewegungsnerven oder deren Endigungen im Muskel wirken, z. B. mechanische Reize, der elektrische Strom u. dgl. Man bezeichnet diese Bewegungen als automatische.

Das Gemeinsame und Charakteristische aller dieser Bewegungen im gesunden Zustande ist, daß ihre Größe und Dauer genau dem veranlassenden Reize entspricht. Nur dadurch wird es ermöglicht nicht blos, daß eine gewollte Bewegung vollkommen den beabsichtigten Zweck erreicht, daß wir z. B. mit der Hand die feinsten und schwierigsten Bewegungen auszuführen, mit den Stimmbändern die gewünschte Tonhöhe zu treffen im Stande sind, sondern daß auch die Reflexbewegungen sich auf das genaueste den erforderlichen Zwecken anpassen, daß der Accommodationsmuskel des Auges alsbald auf die ins Auge gefaßte Entfernung sich einstellt, die Pupille sich der Lichtstärke entsprechend verengt oder erweitert.

Krämpfe entstehen dagegen zunächst, wenn durch krankhafte Vorgänge die Erregbarkeit an gewissen Punkten des geschilderten Weges so erhöht wird, daß die ausgelöste Bewegung nach Umfang, Dauer und Ausbreitung nicht mehr dem veranlassenden Reize entspricht. Wächst z. B. krankhafterweise die Erregbarkeit der Stellen im Gehirn und Rückenmark, an welchen Willensimpulse in Bewegung umgesetzt werden, dann bringt ein solcher nicht mehr die beabsichtigte Bewegung hervor, sondern die ausgelöste Bewegung schießt entweder über das Ziel hinaus oder wird ganz zweckwidrig, indem sich andere benachbarte Muskeln und Muskelgruppen an derselben betheiligen. Auf diese Weise entstehen z. B. bei Chorea (Veitstanz) die bekannten unsichern, zwecklosen und selbst wilden Bewegungen, sobald die Kranken eine Bewegung ausführen wollen. Die Erregbarkeit kann aber auch an den Stellen gesteigert sein, wo die Verbindung zwischen den empfindungs- und bewegungsleitenden Bahnen besteht, sei es, daß hier ein pathologischer Reizzustand besteht oder daß die vom Gehirn ausgehenden hemmenden Einflüsse, welche im gesunden Körper das Auftreten von Reflexen beschränken, geschwächt oder aufgehoben sind. In solchen Fällen ruft ein Empfindungs- (Sinnes-) Reiz nicht nur abnorm heftige Reflexbewegungen hervor, sondern dieselben breiten sich häufig auch über große Muskelgebiete, selbst über den ganzen Körper aus.

Eine derartige aus dem einen oder dem andern Grunde oder aus beiden zugleich erhöhte Reflexerregbarkeit kann angeboren sein, wie bei manchen Fällen von Epilepsie und Hysterie, oder durch Erkrankung erworben werden — so bei manchen Rückenmarkskrankheiten, bei Tetanus u. a. m. — endlich gibt es auch Gifte, welche dieselbe hervorrufen. Zu diesen gehören unter andern Strychnin, Pikrotoxin, Alkohol.

Reflexkrämpfe können ferner durch krankhafte Reizzustände in den Gefühls- (Sinnes-)nerven und deren Endorganen selbst ausgelöst werden. Meist treten dann die Krämpfe in den dem Ursprunge des Reizes benachbarten Muskeln auf. So entstehen nicht selten krampfhafte Zuckungen der Augenlider bei Augenkrankheiten, solche in den Wangenmuskeln bei Zahnleiden. Bekannt ist ferner das Vorkommen von Magenkrämpfen beim Vorhandensein von Magengeschwüren. Die Krämpfe können aber auch in Muskelgebieten sich zeigen, die vom Orte des Reizes weit entfernt sind, und selbst allgemein werden. Beispielsweise mögen die Gesichtskrämpfe kleiner Kinder bei Reizzuständen im Darmkanale und das Auftreten von epileptischen Krämpfen infolge von Reizung eines Nervenstammes durch Narbenzerrung oder sonstigen Schädlichkeiten erwähnt werden.

Endlich werden Krämpfe auch hervorgerufen durch pathologische Reize, die an irgendeiner Stelle direct auf die motorischen Bahnen einwirken. Es ist durch neuere experimental-physiologische und pathologische Beobachtungen festgestellt, daß gewisse Bezirke der Rinde des Großhirns umschriebene Centren für die willkürliche Bewegung bestimmter Muskelgruppen enthalten. Werden diese Stellen durch den Druck von Geschwülsten, durch entzündliche Vorgänge, Knochensplitter und dergleichen gereizt, so treten Krämpfe in den von hier aus bewegten Muskelgruppen, bei stärkerem Reize in der ganzen entgegengesetzten Körperhälfte, unter Umständen sogar im ganzen Körper auf (Rindenepilepsie, Jackson's Epilepsie). Außer in der Hirnrinde gibt es auch im Hirnstamme Punkte, deren Reizung Krämpfe und zwar allgemeine auslöst. Eine Reizung derselben wird namentlich durch eine abnorme Beschaffenheit des Blutes bewirkt, sei es, daß der Sauerstoffgehalt des Blutes unter eine gewisse Grenze gesunken, oder daß die Kohlensäure desselben abnorm vermehrt ist, oder daß ungewöhnliche Stoffwechselproducte oder Gifte im Blute circuliren. In diese Gruppe gehören die Krämpfe bei Verblutung, bei Erstickung, ferner manche Fälle von epileptischen, eklamptischen und urämischen Krämpfen. Auch bei krankhaften Veränderungen in den motorischen Bahnen des Rückenmarkes (Vorder- und Seitenstränge) kommt es zu krampfhafter Starre in den Muskeln, deren Bewegungsnerven von dort aus entspringen (spastische Spinalparalyse).

Krämpfe werden endlich auch durch pathologische Vorgänge in den peripherischen Bewegungsnerven und deren Endigung hervorgerufen. In diese Kategorie ist ein Theil der durch gewisse Beschäftigungen bedingten Krämpfe zu rechnen. Es sei an den Schreibkrampf, Krampf der Klavierspieler, Geiger und Näherinnen, sowie an die Wadenkrämpfe nach anhaltendem Tanzen, Schwimmen und Bergsteigen erinnert.

Als ein Krampf ist schließlich noch das Zittern zu betrachten; es entsteht, wenn durch krankhafte Vorgänge oder durch Einwirkung von Giften (z. B. Alkohol, Morphium) der Einfluß des Willens auf den Bewegungsapparat herabgesetzt ist und zugleich in den Bewegungsnerven oder ihren Muskelenden ein Reizzustand besteht, sodaß die unbedeutenden Reize des Blutlaufes, der Er-

nährungsvorgänge im Nerv und Muskel genügen, um kleine Bewegungen auszulösen.

Nach Dauer und Verlauf der Muskelcontraction unterscheidet man drei Arten von Krämpfen. Erstens tonische (Starr-) Krämpfe, bei denen die befallenen Muskeln während der ganzen Dauer des Krampfes im Zustande der Zusammenziehung verharren. Das ausgeprägteste Beispiel allgemeiner tonischer Krämpfe bietet der Starrkrampf im engeren Sinne (Tetanus) dar. Bei diesem befinden sich in schweren Fällen fast sämmtliche Muskeln des Körpers in stärkster Zusammenziehung, sodaß — weil in der Regel die Streckmuskeln an Masse die Beuger überwiegen — sämmtliche Glieder in gestreckter Haltung festgestellt sind, der Rumpf dagegen bogenförmig hintenübergebeugt wird. Unter den örtlichen tonischen Krämpfen ist der Wadenkrampf allgemein bekannt. Tonische Krämpfe, die sich wie bei manchen Gehirn- und Rückenmarkskrankheiten über längere Zeiträume erstrecken, bezeichnet man als Contracturen.

Die zweite Form bilden die klonischen (Wechsel-) Krämpfe, bei denen sich Zusammenziehung und Erschlaffung des Muskels in rascher Aufeinanderfolge ablösen. Ein charakteristisches Beispiel dieser Art von Krämpfen gibt der Gesichtskrampf (tic convulsif) mit seinen rasch sich wiederholenden Contractionen einzelner Gesichtsmuskeln. Von allgemeinen Krämpfen treten epileptische, eklamptische, urämische und hysterische in der Regel als klonische Krämpfe auf.

Als Zittern endlich bezeichnet man die krampfhafte Muskelbewegung, bei welcher die Zusammenziehung nur einzelne Punkte eines Muskels auf einmal ergreift und, während diese rasch wieder erschlaffen, auf andere übergeht, sodaß niemals der ganze Muskel zusammengezogen ist.

Die Einwirkung von Krämpfen auf das körperliche Befinden hängt von der Ausbreitung, Heftigkeit und Dauer derselben ab. Krämpfe, die sich auf wenige Muskeln oder Muskelgruppen beschränken, werden in der Regel lange Zeit ohne erhebliche Nachtheile ertragen; sie veranlassen nur Schmerz in den ergriffenen Muskeln, der meist bald wieder schwindet. Nur isolirte Krämpfe des Zwergfelles, als Schluckkrämpfe, und solche der Stimmbänder, als Stimmritzenkrampf, können das Leben gefährden. Allgemeine Krämpfe vermögen bei großer Heftigkeit zunächst durch Zerreißung von Muskelbündeln, Sehnen, selbst Erzeugung von Knochenbrüchen zu schaden; außerdem können sie durch Unterbrechung des Athmens oder der Herzthätigkeit unmittelbar den Tod herbeiführen. Endlich kommt es infolge der Steigerung des Blutdruckes während der Krämpfe nicht selten zu Blutungen in Lunge, Gehirn u. s. w., welche Lähmungen, Lungenentzündungen und nicht selten den Tod zur Folge haben. Aber auch wenn der einzelne Anfall nur zu allgemeiner Abspannung mit Erschöpfung führt, bedingt die mit den Krämpfen einhergehende Kreislaufsstörung im Gehirn, die sich meist durch Bewußtlosigkeit äußert, bei häufiger Wiederholung der Anfälle Gefahren für die geistige Gesundheit und die Intelligenz der Kranken.

Die Vorhersage in Bezug auf die Heilbarkeit der Krämpfe hängt von den zu Grunde liegenden Krankheitszuständen ab. Sie ist günstig, wenn es sich um eine Erkrankung peripherischer Gefühls- oder Bewegungsnerven handelt, von wo aus die Krämpfe direct oder reflectorisch ausgelöst werden. Ungünstig ist die Prognose, wenn ein organisches Gehirn- oder Rückenmarksleiden die Ursache der Krämpfe bildet, ebenso wenn sie infolge einer Vergiftung auftreten. Zweifelhaft ist sie bei den Krämpfen, die auf eine angeborene oder erworbene Störung in den Gebieten des Centralnervensystems zurückzuführen sind, in welchen Willensimpulse oder Gefühls- (Sinnes-) Eindrücke in Bewegung umgesetzt werden.

Die Behandlung muß im ersten Falle danach streben, die ursächlichen Krankheitszustände zu beseitigen. Es gelingt dies in einer Reihe von Fällen durch Anwendung der Elektricität, besonders in Form des constanten Stromes, in andern durch Massage. In einzelnen Fällen hat sich die Dehnung oder die Durchschneidung des erkrankten Nerven erfolgreich erwiesen. Bei den Fällen der zweiten Kategorie vermögen geeignete Badecuren, Jodpräparate, beruhigende Medicamente bisweilen Nutzen zu erzielen. Wo es sich um Vergiftungen handelt, sind Gegenmittel anzuwenden; bei Verblutung würde die Bluttransfusion in Frage kommen.

Bei der dritten Gruppe von Krämpfen sind in normalen Fällen hydriatische Curen, von Medicamenten: Eisenpräparate, gewisse Metallsalze, die Bromverbindungen der Alkalien sowie einzelne Pflanzenalkaloide mit Vortheil anzuwenden. Eine Hauptindication ist die Vermeidung von Anstrengung und Aufregung, eine streng geregelte Lebensweise und Aufenthalt in reiner, erfrischender Luft. (*Ad. Knecht.*)

KRAMPFADER (Varix, Phlebectasis) nennt man die chronische Erweiterung einer Blutader (Vena), wobei letztere nicht blos dem Volumen, sondern auch der Länge nach zunimmt, und schließlich als ein dicker, gewundener Strang durch die Haut hindurch scheint. Diese Venenerweiterung ist in den meisten Fällen ein secundärer Zustand, welcher durch andere Veränderungen im Blutgefäße selbst oder in andern Organen herbeigeführt wird. Die Ursachen, welche zur Krampfaderbildung führen, beruhen entweder auf Schwächung der Widerstandsfähigkeit der Gefäßwandungen, oder auf Behinderung des Blutrückflusses aus den Venen, oder endlich darauf, daß die Wandungen der letztern durch Zerrung voneinander entfernt werden, und können liegen 1) in der Beschaffenheit der Venen selbst, ihrer ursprünglichen Disposition, in vorausgegangenen Krankheitsprocessen; 2) zwischen dem Stück, das erweitert wird, und dem Kreislaufcentrum, sowie in den Athmungsorganen; 3) in den die Venen umgebenden Geweben; 4) in den Organen, aus denen die Vene entspringt. Durch alle diese Verhältnisse wird der Rückfluß des Blutes erschwert oder behindert, es entsteht Blutstockung in den betreffenden Gefäßen, deren Wandungen schließlich ihre normale Elasticität einbüßen, und sich nach erfolgter Entleerung nicht mehr auf ihren frühern normalen Umfang zu-

sammenziehen können. Die Krampfader besteht daher entweder in einer einfachen, mehr oder weniger gleichmäßigen Erweiterung des Gefäßes, wobei dessen Verlauf geschlängelt, seine Wandungen etwas verdickt sind, oder in einer einfachen localen Ausbuchtung, oder endlich in mehr oder weniger zahlreichen kropfartigen Ausbuchtungen des im ganzen erweiterten Gefäßes. Bei oberflächlich gelegenen Krampfadern sieht man daher strotzende, oft fingerdicke, geschlängelte Stränge, weiche, weißliche, violette oder bläuliche Knäuel, Geschwülste, Knoten, aus denen sich der Inhalt für den Augenblick zwar wegdrücken läßt, die sich aber unmittelbar darauf wieder anfüllen. In der Nähe der größeren Erweiterungen gewahrt man oft viele einzelne, kleine, ganz oberflächliche Hautgefäße stark entwickelt, bald inselförmig gruppirt, bald netzförmig verästelt mit ihrer blaurothen Farbe durch die Oberhaut hindurchschimmernd.

Als secundäre Folgen des Krampfaderleidens bemerkt man 1) Hemmungen im Blutkreislaufe und dadurch bedingte ödematöse Schwellungen; 2) chronische Blutüberfüllung in den Organen, von denen die betreffende Blutader entspringt, was zu Zellgewebsverhärtung, Geschwürsbildungen, Blutungen (Hämorrhoidalfluß) führen kann; 3) kann die Krampfader selbst Sitz eines Entzündungsprocesses werden, der entweder mit Verödung (Obliteration) des Gefäßes, oder mit activer Durchbohrung seiner Wandung und consecutivem Bluterguß nach außen abschließt. Dehnen sich die Erweiterungen immer mehr in der Richtung gegen das Herz aus, so kann schließlich dessen rechte Hälfte (beim Bauchvenensystem die Leber) in Mitleidenschaft gezogen werden.

Die Krampfadern finden sich am häufigsten an den Beinen bei Leuten, die viel stehen, bei Frauen, welche schwanger waren und wo die Gebärmutter durch Druck auf die Bauchgefäße während der Schwangerschaft den Blutlauf in den Beinen beeinträchtigt hat. Als besondere Abarten der Krampfadern sind die Hämorrhoidalknoten, der Krampfaderbruch (Varicocele, Cirsocele) sowie die Kupferrose zu bezeichnen.

Was die Behandlung der Krampfadern anlangt, so genügt bei mäßiger und erst seit kurzem bestehender Venenerweiterung die Entfernung der Ursachen oft allein zur Zurückführung auf den Normalzustand; so verschwinden z. B. die während der Schwangerschaft entstandenen Krampfadern häufig — wenn auch nicht immer — bald nach der Geburt wieder, obwol auch dann eine gewisse Disposition zu Rückfällen bei Wiedereinwirkung gleicher oder ähnlicher Ursachen zurückbleibt. Wo die Ursachen nicht zu beseitigen sind, vermag oft Ruhe, zweckmäßige Lagerung des kranken Körpertheils, mäßige Wärme — durch Bäder — palliativ zu helfen, zumal wenn gleichzeitig durch zweckmäßigen Verband — Bandagiren, Kleisterverband, Gummistrümpfe, Schnürstrümpfe — ein Druck auf die erweiterten Venen ausgeübt wird. Früher hat man wol auch vielfach durch Blutentziehung, sowol örtliche wie allgemeine, die Venenerweiterungen vom Blutdruck entlasten zu müssen geglaubt, doch ist man neuerdings mehr und mehr von diesem für das Allgemeinbefinden immerhin nicht unbedenklichen Verfahren zurückgekommen. Dagegen haben sich in neuester Zeit zwei Methoden durch die guten damit erzielten Resultate bei den Praktikern Sympathie zu erringen gewußt: 1) die elektrische Geiselung durch mäßig starken faradischen Strom 5—10 Minuten lang in der Richtung vom Fuße nach dem Knie hinauf ausgeführt, und 2) der Versuch, eine Verödung — Obliteration — der Vene durch directe Injection von blutgerinnenmachenden Mitteln — Jod 1, Tannin 16, Wasser 500, im Wasserbade auf 60 eingedampft — in das betreffende Gefäß zu bewirken. Die Methoden zur Radicalheilung lange bestandener Krampfaderleiden sind vornehmlich chirurgischer Art: Compression, Cauterisation, Ligatur, Exstirpation. Beim Krampfaderbruch, einer varikösen Ausdehnung der Samenstranggefäße, empfiehlt sich zur Erzielung eines dauernden Druckes das Anlegen eines gutpassenden Bruchbandes; macht sich ein operatives Eingreifen nöthig, so bedient man sich dazu der Aetzklammer oder der subcutanen Drahtschlinge. Bei varikösen Beingeschwüren, welche meist sehr schwer heilen, empfiehlt sich vor allem horizontale Lagerung des Beines, Beförderung der Eiterung durch Aufweichen der alten Krusten, feuchtwarme Umschläge Tag und Nacht, Reizung derselben mittels Aetzmitteln und adstringirenden Mitteln, während man zum gewöhnlichen Verband neuerdings vorzugsweise Carbolsäure sowie das flüssige Extract der Kermesbeere (Phytolacca decandra) empfohlen hat. Doch ist auch hier vor allem ein gutschließender, fester und dabei antiseptischer Verband nöthig, welcher am besten mittels Kautschuktaffets erreicht wird.

Die **Kupferrose** (Acne rosacea), deren Wesen ja auch auf einer Venenerweiterung beruht, und die sich vorzugsweise in der Gesichtshaut, namentlich der Nase localisirt, ist bei Säufern, Leuten, die viel am Feuer arbeiten, bei Frauen, die an Menstruationsstörungen leiden oder sich in der sogenannten klimakterischen Periode (Ausbleiben der Regeln) befinden, eine ebenso oft vorkommende als ungern gesehene Erscheinung, deren äußeres Ansehen der durch Erfrieren bedingten rothen Nase ähnelt, die aber auf wesentlich andern Ursachen beruht — weshalb auch die neuerdings aufgetauchte Meinung, daß enragirte Kaltwasserschwärmer sich leicht diese Krankheit (Gutta rosea hydropotatorum) zuziehen, als hinfällig zu bezeichnen ist. Bei den Maßnahmen zu ihrer Beseitigung ist von der Anwendung innerer Mittel ebenfalls nur wenig zu erwarten, höchstens von solchen, welche etwaige Verstopfung oder Menstruationsstörungen zu beseitigen geeignet sind. Der Haupterfolg kann auch hier nur in der örtlichen Behandlung liegen, und hat auch hier der Schwefel stets eine hervorragende Rolle gespielt (Kummerfeld'sches Waschwasser). Neuerdings hat man in dem Collodium, womit man die Nase bestreicht und solches dann eintrocknen läßt, ein ebenso unschädliches, als unter Umständen prompt wirkendes Mittel gefunden, während manche Praktiker sich auch noch der Quecksilbermittel (Ung. Rochardi), der Jod- und Bleipräparate bedienen.

Die im Rachen bisweilen sichtbaren Krampfadern endlich, welche sich oft bis in die tieferen Luftwege erstrecken und Blutspucken veranlassen, behandelt man da, wo sie zugänglich sind, durch Bepinselungen mit adstringirenden Mitteln, wo dies nicht der Fall, mit Einathmen von zerstäubten Lösungen derselben.

(*Alfr. Krug.*)

KRANER (Friedrich), hervorragender Schulmann und Philolog, wurde als Sohn des Lehrers Chr. F. Kraner am 15. Oct. 1812 zu Eibenstock im sächsischen Erzgebirge geboren. Die erste Unterweisung erhielt er vom Vater, dann von M. Leiter, studirte hierauf am Lyceum zu Schneeberg unter dem „trefflichen" Rector Voigtländer und kam, in den philologischen Fächern gründlich unterrichtet, etwas über siebzehn Jahre alt an die Universität Leipzig, an der ihn begreiflicherweise vor allen Gottfried Hermann gewann und wo er Collegen wie Sauppe, Jacobitz, Seiler, Th. Bergk und Hartenstein fand. Er war auch damals schon literarisch thätig; eine spätere Frucht dieser Bemühungen bildete die Ausgabe von Plutarch's Phocion (Leipzig 1840) und eine Zusammenstellung der Geschichte Griechenlands aus griechischen Schriftstellern unter dem Titel „Hellenica" (1842). Im J. 1835 wurde Kraner siebenter Lehrer am Gymnasium in Annaberg, wo er bis 1838 verblieb und sich sofort als geborenen Pädagogen erwies; trotz des Mangels an wissenschaftlicher Beihülfe arbeitete er dort an seinen „Observationes criticae in quosdam Plutarchi locos" (1838 in den Actis societatis graecae erschienen). Im J. 1838 kam Kraner als Lehrer an die Landesschule Meißen, an welcher er unter der Direction von Baumgarten-Crusius in segensreicher Weise (bis 1857) wirkte. Im J. 1843 ließ er als Jubelprogramm der Anstalt die Abhandlung „Narratio de humanitatis studiorum quinto et sexto decimo saeculo in Germania indole et origine" erscheinen, 1844 begründete er seinen Hausstand, nahm sodann an den Verhandlungen über Gymnasialreform lebhaften Antheil, wobei er Aeußerungen that, die noch heute sehr beherzigenswerth sind (vgl. Palm, „Friedrich Kraner. Eine Auswahl aus seinen Schulreden" 56, 57 fg.). Pädagogisch wie wissenschaftlich war er vornehmlich in den Jahren 1850—1857 thätig, 1852 begann er sein Hauptwerk, seine Cäsar-Ausgaben, die seinen Namen populär gemacht haben. Aber der tüchtige Schulmann sollte nun auch die Leitung eines Gymnasiums übernehmen; er ward Director des Gymnasiums in Zwickau von 1857—1862. Als solcher hatte er reichliche Gelegenheit, seinen Grundsatz, das Gymnasium sei nicht blos eine Lehr- sondern ganz wesentlich Erziehungsanstalt, praktisch in wirksamer Weise zur Geltung zu bringen. Als echte Bildung galt ihm „mit Recht" nur die, welche den Willen reinigt und heiligt und ihn im letzten Ziele hinführt zu der Wahrheit, die aus Gott ist. Wie an allen Orten, an denen er lehrte, wirkte er auch hier nicht blos durch seine treffliche Lehrgabe, sondern weit mehr noch durch seinen Charakter, und wie Palm sagt dadurch, „daß er selbst seinen Schülern in allem ein Beispiel gab, durch Aufmerksamkeit auf sich selbst, durch strenge Ordnung und Gewissenhaftigkeit, durch lautere Wahrhaftigkeit und vor allem durch ungefärbte Liebe". Doch diese Tugenden sollten noch größeren Kreisen zugute kommen. Im J. 1862 ward er als Director an die altberühmte Thomasschule, an die Stelle, die einst Männer wie Trotzendorf, Ernesti und J. M. Gesner innehatten, berufen. Aufopfernd war hier seine Thätigkeit, leider ward er der Anstalt, den Freunden und der Familie durch ein rasches Ende am 17. Jan. 1863 entrissen. Mit ihm starb ein edler Mensch; fromm, gemüthvoll, pflichtgetreu, tapfer in Leiden und Schicksalsschlägen, von unzerstörbarer Harmonie gehörte Kraner zu jener in Deutschland gottlob zahlreichen Klasse von Schulmännern, deren Vorhandensein die Erfolge der Nation begreiflich macht.

Kraner's publicirte Arbeiten tragen alle das Gepräge seiner Persönlichkeit: nie rastender Fleiß, Besonnenheit, Bescheidenheit und gewissenhaft erwogenes Urtheil. Seine Ausgaben Cäsar's (commentirte Ausgabe in mehreren Auflagen 1853, 1856 u. s. w. in der Weidmann'schen Sammlung, Textausgabe Leipzig 1851, Tauchnitz) zeugen von seinem kritischen Sinne und gründlicher Beherrschung der Realien — wahrhaft goldene Worte aber enthalten seine allen Lehrern zu empfehlenden Schulreden. Eine große edle Lebensauffassung durchdringt sie, ein frommer, nach dem Höchsten gerichteter Sinn spricht sich in ihnen aus, der echte deutsche Idealismus in seiner liebenswürdigsten Erscheinung ist Ausgangspunkt und Ziel ihrer Erörterungen. So lange es deutsche Universitäten und Gymnasien gibt, wird die Dreiheit der religiösen, nationalen und classischen Erziehung, die Kraner wünschte, erstrebt werden müssen, so lange wird aber auch sein Name geehrt sein.

Vgl. vor allem: Friedrich Kraner. Eine Auswahl aus seinen Schulreden nebst Nachrichten über sein Leben und Wirken, herausgegeben von Friedrich Palm (Leipzig 1864; E. A. Diller, Xenia (Dresden 1843), S. 104 und Programm der Thomasschule in Leipzig 1864. — Pädagogisches Archiv 1866, S. 496. — Eingehende Recension von Plutarch vita Phocionis von K. Keil, in Neue Jahrbücher für Phil. und Pädag. 1840 und Zeitschrift für Alterthumswissenschaft 1841 (von Sintenis).

(*A. Horawitz.*)

KRANICH (Grus *Möhring*, Ardea *Linné*), eine Gattung der Watvögel, welche früher mit den Reihern und Störchen in nähere Verbindung gebracht, jetzt als Vertreter einer selbständigen Familie mit denen der Schnepfen, Regenpfeifer, Rallen u. a. die enger gefaßte Ordnung der Grallae bildet. Während Linné die Reiher, Störche und Kraniche in die einzige Gattung, Ardea, vereinigte, sonderten spätere Forscher schärfer. Schon Cuvier vereinigte näher verwandte Formen, nämlich den Trompetenvogel (Psophia), die Kraniche (Grus), die Wasserrallen (Aramus), und den Sonnenreiher (Eurypyga) in der Familie der Messerschnäbler (Cultrirostores), welche er aber doch als Familie neben die Reiher und Störche setzte. Blasius und Graf Keyserling brachten zuerst die Kraniche mit den Regenpfeifern,

Rallen und Schnepfenformen in engere Verbindung den Reiherformen (eigentlichen Reihern und Störchen) gegenüber, und Huxley wies die Natürlichkeit dieser Anordnung durch Untersuchung der Schädelbildung nach. Er zeigte, daß bei den Kranichen und den genannten Familien das Pflugscharbein, vorn spitz endend, hinten die Spitze des Keilbeingrundstückes seitlich umfaßt und die Gaumenfortsätze der Oberkiefer sich weder mit dem Pflugscharbein noch untereinander in der Mittellinie verbinden; er nennt diese Bildungsweise schizognath. Störche und Reiher sind dagegen desmognath, d. h. die Gaumenfortsätze der Oberkiefer sind in der Mittellinie direct oder durch eine in der Nasenscheidewand auftretende Ossification miteinander verbunden, während das Pflugscharbein rudimentär wird. Ferner ist der Schnabel der Kraniche im Gegensatze zu dem der Reiher und Störche nur an der Spitze mit einer harten Hornkuppe bedeckt, an der Basis dagegen weich. Der sehr lange Lauf ist mit queren Schilden bedeckt. Die Flügel sind lang, die Flügeldecken verlängert, zuweilen kraus oder zerschlissen; zuweilen befinden sich besondere Schmuckfedern an Kopf, Hals und Vorderbrust. Die hierher gehörigen drei Gattungen weichen wesentlich durch verschiedene Entwickelung der letztern voneinander ab. Grus *Linné* hat einen theilweise nackten Kopf, Schnabel länger als der Kopf, verlängerte und krause Flügeldecken; hierher gehören der graue oder gemeine Kranich (G. cinerea), der Schneekranich (G. leucogeranos), der Antigonekranich (G. antigone) u. a. Anthropoides *Vieillot* hat einen ganz befiederten Kopf, Schnabel von Kopflänge, am Hinterkopfe jederseits einen Federschopf und verlängerte Flügeldecken; hierher gehört der Jungfernkranich, A. virgo. Die Gattung Balearica *Brisson* hat einen befiederten Kopf, Schnabel kürzer als der Kopf, nackte Wangen, Schnabelgrund und Kehle mit Fleischlappen, Federn des Scheitels einen kurzen sammetartigen Busch bildend, die des Hinterkopfes aufrecht, borstenartig, verlängert, Federn an Hals und Vorderbrust verlängert, die langen Flügeldecken zerschlissen; hierher gehört der Pfauenkranich, B. pavonina. Während alle hier nach dem grauen Kranich genannten Arten gelegentlich von Afrika oder Mittelasien aus nach Europa gelangen, ist der erste von Mittelsibirien und China an auch in Mittel- und Südeuropa heimisch und wandert zur Winterszeit nach Afrika und Südasien. Er zieht in streng eingehaltener Keilordnung, sich nur zu kurzen Aesungszeiten auf die Erde niederlassend, in beträchtlicher Höhe. Die Größe erreicht bis gegen $1^1/_2$ Met., die Breite gegen $2^1/_2$, Fittichlänge 65 Centim., Schwanzlänge 21 Centim. Der Kranich ist ein durch seine Vorsicht, Verständigkeit und Gelehrigkeit ausgezeichneter Vogel, welcher sich schnell an fremde Oertlichkeiten und Verhältnisse anpaßt, daher äußerst schwer zu beschleichen, aber leicht zu zähmen ist. Er übernimmt auf Höfen bald die Aufsicht über die andern Thiere, bewacht und führt Viehheerden und hält auf Ordnung. Er ist wesentlich Pflanzen-, namentlich Körnerfresser, nimmt aber gelegentlich auch kleine Wirbelthiere und gewöhnt sich gezähmt an zuweilen gereichtes Fleisch. Das Gelege besteht aus zwei trübeinfarbigen (grau bis grünlich), glanzlosen, mit rothen bis dunkelbraunen Flecken gezeichneten Eiern. Die wegen ihrer Intelligenz und ihres vermeintlichen Ahnungsvermögens besonders beachteten Kraniche sind in den Kreis der alten Thiersage eingetreten. Auf ihrem Winterzuge nach Aegypten gekommen, sollen sie dort mit den Pygmäen gekämpft haben, welche in ihrem Kampfe gegen die Kraniche auf Rebhühnern ritten. Im classischen Alterthume wurden sie zu Kämpfen miteinander abgerichtet. Im Mittelalter finden sie sich bis zu Karl dem Großen im Salischen Gesetze unter dem Hofgeflügel aufgeführt. Jetzt wird der Kranich als Schmuckvogel gehalten, das Fleisch des jungen wird gegessen, von den alten die Schmuckfedern benutzt.

(*J. Victor Carus.*)

KRANICHFELD, ehemalige thüringische Herrschaft im Saalgebiete, größtentheils an der Ilm gelegen, gehörte im frühen Mittelalter zu den südthüringischen Gauen Langewiesen und Ilm. Den Mittelpunkt dieser Herrschaft, von der sie auch den Namen führte, bildeten die beiden sich an der Ilm gegenüberliegenden Schlösser, das Oberschloß- und das Niederschloß-Kranichfeld, von denen ersteres im 12. Jahrh. der Sitz einer Dynastie, eines Herrengeschlechtes, wurde, das sich „Herren von Kranichfeld" nannte und ein Zweig der reichbegüterten Familie der Grafen von Käfernburg war. Zum ersten mal werden die Herren von Kranichfeld in einer Urkunde des Klosters Georgenthal vom J. 1152 erwähnt, wo unter den Zeugen zwei Brüder, Siegfried und Wolfher von Kranichfeld, mit aufgeführt werden. Ende des 12. Jahrh. theilten sie sich in die beiden Linien Kranichfeld und Kirchheim, oder nach späterer Benennung in Ober- und Unter- oder Nieder-Kranichfeld, doch blieben eine Anzahl Güter und Lehen in gemeinschaftlichem Besitze beider Linien. Die Kirchheim-Kranichfelder Linie starb bereits im J. 1310 aus, nachdem ein Haupttheil ihrer Herrschaft im J. 1233 an die Grafen von Schwarzburg verpfändet und schließlich das ganze Gebiet seit 1240 ein Lehn des mainzer Erzstiftes geworden war. Die Hauptlinie Kranichfeld, die mit Hermann IV. Ende des 14. Jahrh. ausstarb, besaß ihre Güter bis zuletzt fast ganz unverpfändet. Hermann hinterließ nur drei Töchter, von denen die jüngste, Margarethe, mit dem Burggrafen Albrecht von Kirchberg vermählt war, an den nunmehr der Besitz der freien Oberherrschaft Kranichfeld fiel. Albrecht, aus einem altthüringischen Dynastengeschlechte entsprossen, auf dem Hausberge bei Jena residirend, nannte sich seit 1392 Burggraf von Kirchberg und Herr von Kranichfeld. Sein Streben ging dahin, die Niederherrschaft wieder mit der Oberherrschaft zu vereinigen, und so gelang es ihm auch im J. 1412, durch Rückkauf die an Schwarzburg verpfändete Niederherrschaft um 800 Mark löthigen Silbers zu gewinnen und bald darauf von Kurmainz als Oberlehnsherr mit derselben belehnt zu werden. Nach Albrecht's Tode 1427 kam unter dessen beiden Söhnen Dietrich und Hartmann die Niederherrschaft theils durch Verkauf, theils durch Verpfändung an verschiedene adelige Familien, zuletzt an die Grafen von Gleichen-Blankenhain, und auch die

Oberherrschaft wurde von Dietrich, der sie als väterliches Erbland allein überkommen hatte, nothgedrungen in den Jahren 1451 und 1453 an das demselben verschwägerte Haus Reuß-Plauen verkauft. Dadurch daß die Burggrafen von Kirchberg die Niederherrschaft zu einem Afterlehn der Oberherrschaft gemacht hatten, war der Keim zu vielfachen Irrungen zwischen den Besitzern der beiden Herrschaften gelegt worden. So wollten die Grafen von Reuß-Plauen, als die gräflich Gleichen-Blankenhain'sche Linie im J. 1633 ausstarb, Besitz von Nieder-Kranichfeld ergreifen, allein Graf Georg von Mörsburg, der Schwiegersohn Walrad's, des letzten Grafen von Gleichen-Blankenhain, bemächtigte sich der streitigen Herrschaft und im J. 1648 wurde nicht nur Mörsburg von Kurmainz mit Nieder-Kranichfeld belehnt, sondern bei dieser Belehnung wurde sogar dem Grafen von Hatzfeld, der bereits 1639 mit den Gleichen'schen Gütern belehnt worden war, die Anwartschaft auf die Niederherrschaft eingeräumt. Im Besitze der Grafen, später Fürsten von Hatzfeld, blieb fortan auch die Niederherrschaft, trotz aller Bemühungen der Grafen von Reuß, sie an sich zu bringen, bis zum Aussterben der fürstlichen Hauptlinie, d. h. bis zum J. 1794, wo sie an Kurmainz heimfiel und dann 1815 von Preußen an Weimar abgetreten wurde. — Die Oberherrschaft Kranichfeld wurde, nachdem sie 1570 durch die Herrschaft Schauenforst vergrößert worden war, von den Grafen von Reuß-Plauen zuerst und zwar wiederkäuflich an Georg von Mandelsloh und hierauf nach längern Verhandlungen im J. 1615 an Weimar, welches schon lange nach ihrem Besitze getrachtet hatte, für 83,000 Gulden verkauft, wobei Reuß sich die Wiedereinlösung von sechs zu sechs Jahren vorbehielt, was indessen nie geschah. Schon nach fünf Jahren (1620) sah sich jedoch Weimar gezwungen, die Oberherrschaft an Schwarzburg ebenfalls für 83,000 Gulden wiederkäuflich zu verkaufen, trat aber das Wiederkaufsrecht 1657 an Gotha ab, welches sie auch durch Herzog Ernst den Frommen im J. 1663 für 63,000 Gulden zurückkaufte. Im J. 1695 kam zwischen dem Herzoge Friedrich von Gotha und den Grafen Reuß ein Vertrag zu Stande, zufolge dessen dem Herzoge Friedrich das Erb- und Eigenthumsrecht an die Oberherrschaft für 16,000 Gulden Nachschuß zu den 63,000 Gulden überlassen wurde. Im J. 1704 überließ Herzog Friedrich dem Herzoge Wilhelm Ernst zu Weimar die Oberherrschaft auf Lebenszeit, behielt aber dabei durch einen besondern Nebenvertrag den Mitbesitz. Nach dem Tode des Herzogs Wilhelm Ernst im J. 1728 fiel sie wieder an Gotha zurück, verblieb bei diesem bis 1826 und kam dann an Meiningen.

Vgl. Sagittarius, Geschichte der thüringischen Herrschaften Ober- und Niederkranichfeld, in Sammlung vermischter Nachrichten zur sächsischen Geschichte, Bd. 8; ferner: Brückner, Landeskunde des Herzogthums Meiningen (2 Bde., Meiningen 1851—1853). (*B. Stübel.*)

KRANICHFELD, Städtchen in freundlicher Lage zu beiden Seiten der Ilm, über die zwei steinerne Brücken führen, 21 Kilom. von Weimar, 25 von Rudolstadt, gehört zur größeren Hälfte (972 Einwohner gegen 952 im J. 1875) zum Kreis Saalfeld des Herzogthums Sachsen-Meiningen, zur kleineren (826 Einwohner gegen 790 im J. 1875) zum Justizamt Blankenhain des Verwaltungsbezirks Weimar, Großherzogthum Sachsen-Weimar-Eisenach. Gesammtzahl der Einwohner 1798 sämmtlich evangelischer Confession. Haupterwerbszweig ist Landwirthschaft, jedoch mit wenig ergiebigem Ertrage, da der größte Theil des Bodens mager ist. Daneben wird betrieben: Korbflechterei von etwa 50 Personen, eine Dampfschneidemühle, verbunden mit Zimmerei, mit 50 Arbeitern, Töpferei mit 30 Arbeitern; außerdem in kleinerm Maßstabe Handschuhmacherei und Puppenbalgfabrikation; auch ist eine bedeutende Dampfbrauerei in Betrieb. Drei Märkte, wovon zwei Schafmärkte, dienen zur Belebung des Verkehrs. Der meiningische Theil ist Sitz eines Amtsgerichts, im weimarischen Theile befindet sich das Postamt mit Telegraphenstation. Die Stadtkirche zu St.-Michael steht im meiningischen Theile; sie war ursprünglich eine Kapelle, vor 1300 im romanischen Stile erbaut, 1496—1499 durch Beiträge, welche der Erzbischof Berthold von Mainz durch ganz Thüringen hatte collectiren lassen, im gothischen Uebergangsstile erweitert. Beide Theile der Stadt bilden eine politische Gemeinde, deren Stadtrath aus gleichen Theilen von beiden Seiten bestehen soll, doch geht die Leitung nach altem Herkommen und Recht vom meininger Theile aus. Auf der meininger Seite liegt auch das Oberschloß, die hohe alte Stammburg der Dynasten von Kranichfeld, auf dem dicht über der Stadt steil ansteigenden Schloßberge, jetzt Sitz der Behörden. Von dem ursprünglichen, im 11. oder 12. Jahrh. im byzantinischen Stile errichteten Bau ist nur noch wenig erhalten, unter andern die Schloßkapelle. Ringsum zieht sich der Hain, ein von Spazierwegen durchkreuztes Wäldchen, an dessen nordwestlichem Ende ein kleines Häuschen mit Kegelbahn, von wo man die schönste Aussicht auf die Stadt und das Ilmthal genießt. Von dem Unterschlosse auf weimarischer Seite, von den Herren von Kranichfeld um 1170 erbaut, stehen nur noch Reste. Der 100 Ellen tiefe Schloßbrunnen ist noch in Gebrauch. In der Umgebung von Kranichfeld finden sich außerdem noch die zum Theil erkennbaren Stätten von drei andern Burgen: Schleußenburg, Weißenburg und Kaffenburg. Von der Schleußenburg weiß man, daß sie, zum Theil schon im Bruderkriege zerstört, im Dreißigjährigen Kriege gänzlich zu Grunde gegangen ist. Unfern von der Stätte der Schleußenburg liegt das sogenannte Neue Mahl, ein kegelförmiger, von einem Graben eingeschlossener Hügel, wo früher ein steinerner Tisch und ringsumher steinerne Bänke standen und wo Rügengericht gehalten und dabei auf Gemeindekosten gezecht wurde. Auf dem rechten Ilmufer ist der unter einem Hause hervorquellende sogenannte Kalte Stubenborn, eine der stärksten Quellen in Thüringen.

Kranichfeld, 1143 Cranechfeld, 1147 Cranchfeld, Chranchuelt, Crunichveld, Kranichisfeld u. s. w. hatte in alter Zeit durch die in seiner Nähe erbauten fünf Burgen (Oberschloß, Niederschloß, Schleußenburg, Weißenburg und Kaffenburg) zwar eine sehr geschützte Lage,

weshalb es auch nie mit Mauern umgeben war; es wurde aber auch ebendadurch wieder vielfach in Kampf und Fehde hineingezogen. So wurde ein Theil des Ortes im J. 1336 in der Fehde zwischen Landgraf Friedrich dem Ernsthaften und den Erfurtern von den letztern eingeäschert, wobei 60 Menschen das Leben verloren. Als die Burgen aufhörten, Sitze besonderer Dynasten zu sein, und das Ländchen an die Burggrafen von Kirchberg und 1451 an Reuß kam, hatte Kranichfeld sich zwar schon zu einem Flecken entwickelt, konnte sich jedoch über kümmerliche Verhältnisse nicht erheben. Aus dem Elende, in das der Dreißigjährige Krieg den Ort gestürzt, fand er Rettung durch die verwitwete Gräfin Anna Sophia von Schwarzburg, indem dieselbe sowol augenblickliche Hülfe spendete, als auch ihm Stiftungen angedeihen ließ, die noch in Kraft stehen, und endlich auch in das bürgerliche und kirchliche Leben wieder feste Ordnung brachte, indem sie ihm 1651 städtische Rechte verlieh u. s. w. Im J. 1764 erlitt der Ort eine große Feuersbrunst. Die Kriegsjahre 1806 und 1813 brachten der Stadt neue, lange nachwirkende Schädigungen bei. Im J. 1813 befand sich hier das russische Hauptquartier. Kranichfeld war auch eine Zeit lang Aufenthaltsort der Schwärmerin Freifrau von Krüdener. (*A. Schroot.*)

Kranichschnabel, s. Pelargonium.

KRANIDI (Kranidion) heißt ein unbedeutender Flecken, der Hauptort in der ausgezackten südöstlichen Halbinsel der argolischen Akte, im Norden der aus Kalk bestehenden Insel Spetsä. Die Bewohner dieses Ortes sollen an der Küste einige Schiffe besitzen und im Rufe großer Arbeitsamkeit stehen. Hier tagte im J. 1823 der neue griechische Senat. Nach Curtius liegt auf der nach Kranidi zu nennenden Halbinsel 3 Stunden östlich von Kranidi das Dorf Kastri an der Stelle der alten Stadt Hermion oder Hermione. Nach Bursian sind am Gestade zwei Punkte topographisch wichtig: Port Chéli an der Südspitze, Spetsä gegenüber, und Port Kiladiá an der Nordwestecke der Halbinsel, beide mit vortrefflichen Häfen und mit deutlichen Spuren hellenischer Niederlassungen. (*G. A. von Klöden.*)

KRANKENBETT. Wie die Hygieine der Neuzeit auf dem Gebiete der Krankenpflege im allgemeinen wesentliche Fortschritte zu verzeichnen hat, so speciell auch bezüglich der Einrichtung und Beschaffenheit der Lagerstätte des Kranken, des Krankenbettes. Man hat erkannt, daß dasselbe in seiner frühern Beschaffenheit oft genug die Brutstätte wurde für neue Krankheitskeime, und es ist deshalb eine Wandlung eingetreten sowol bezüglich des Materials, aus welchem, als auch der Art und Weise, wie es zur Lagerung des Kranken vorgerichtet wird.

Als Material zur Herstellung der Bettstellen wird, wenigstens in Krankenhäusern, jetzt wol fast ausschließlich das Eisen benutzt, während in der Privatpflege die hölzerne Bettstelle noch die Hauptrolle spielt; letztere sollte aber dann mindestens nur aus hartem Holze construirt oder doch mit Hartholz-Fournieren an der Außen- und Innenfläche belegt sein, während aus Weichholz gefertigte Bettstellen durch einen ihre Holzporen, Spalten und Risse luftdicht abschließenden Firnislack-Ueberzug vor der allmählichen Durchfeuchtung und Durchseuchung mit infectiösen Exhalationsstoffen des Kranken möglichst geschützt werden müssen. Das Füllungsmaterial der Bettstelle bildet bei einem großen Procentsatze der Bevölkerung, namentlich bei dem sogenannten kleinen Manne, das Bettstroh oder der Strohsack, während bei den besser situirten Ständen die Roßhaar- oder Sprungfeder-Matratze sich wol allgemein eingebürgert hat. Wo die Verhältnisse nur das erstere gestatten, muß aber wenigstens für einen möglichst häufigen Wechsel des Strohs, bei infectiösen Krankheiten für Vernichtung des gebrauchten durch Verbrennung gesorgt werden, während bei den Matratzen ein öfteres Reinigen durch Ausklopfen und Lüften, eventuell durch Besprengung mit desinficirenden Stoffen (Carbolsäure, Thymol u. a.) in der Mehrzahl der Fälle genügen wird. Zur Bedeckung des im Bette liegenden Kranken dienen entweder Federbetten (welche vielfach auch noch als Unterlage benutzt werden) oder Woll-, resp. Wattdecken. In Beziehung hierauf ist zu bemerken, daß bei fieberhaften Kranken die kühlere Bedeckung mittels Decken jedenfalls das Richtigere ist, wie ja auch, z. B. in Krankenhäusern, die Federbetten gänzlich außer Gebrauch gekommen sind; bei chronischen Kranken, namentlich auch bei alten Leuten, mögen letztere durch Entwickelung eines wohlthuenden Wärmegefühls am Platze sein, doch ist dann auch hier öfteres Ausstieben und Ausklopfen, unter Umständen Reinigung durch die Federreinigungs-Maschine, erforderlich, um die Bildung, resp. Anhäufung von Infectionsstoffen zu verhüten. Was die Bettwäsche anlangt, so ist solche, wenn es die Verhältnisse irgend gestatten, möglichst oft zu wechseln und zu erneuern, auch die gebrauchte durch Dampfwäsche oder längeres Auskochen thunlichst zu desinficiren; um deren Beschmuzung, resp. Durchnässung durch Ausleerungsstoffe thunlichst zu verhüten, sind aus wasserdichten Stoffen — Guttapercha, Wachstuch u. a. — gefertigte Betteinlagen dem Kranken unterzulegen, welche nach jeder Beschmuzung sofort mit frischen zu vertauschen sind. — Bei gewissen speciellen Erkrankungen, namentlich chirurgischer Natur, kann es nöthig werden, an Krankenbetten noch gewisse Apparate, wie z. B. Zugriemen, Flaschenzüge, Extensionsapparate u. a. anzubringen, während die neuere Technik auch in der Herstellung von Krankenbetten, die vermöge gewisser stellbarer mechanischer Vorrichtungen in Ruhestühle und Chaises longues umgewandelt werden können, ohne daß der Kranke das Bett zu verlassen nöthig hat, geradezu Hervorragendes geleistet hat. (*Alfr. Krug.*)

KRANKENDIÄTETIK. Wenn die Diätetik im allgemeinen als die Lehre von der gesundheitsgemäßen Lebens- und Ernährungsweise zu bezeichnen ist, so befaßt sich die Krankendiätetik im wesentlichen mit den Modificationen und Einschränkungen, welchen die dort gültigen Regeln beim Auftreten von Erkrankungen zu unterwerfen sind. Daß diese Modificationen je nach der Art der Erkrankung, je nach Alter und Geschlecht des Erkrankten sehr verschiedenartige sein müssen, ist wol selbstverständlich.

Wir müssen jedoch hier auf das Eingehen von Specialitäten verzichten, uns vielmehr darauf beschränken, allgemeine Regeln und Gesichtspunkte für Begründung einer normalen, den dabei in Frage kommenden physiologischen wie ätiologischen Momenten Rechnung tragenden Krankendiätetik aufzustellen.

Bei der Diätetik für Kranke ist in erster Linie die Art der Erkrankung maßgebend, und zwar zunächst im allgemeinen die Frage zu berücksichtigen: ist die Erkrankung eine acute (fieberhafte, entzündliche, zymotische u. s. w.) eines bisher gesunden Menschen, oder eine chronische (längeres Siechthum, durch organische Fehler, durch dauernde Functionsstörungen für den Lebensproceß wichtiger Organe, Herz, Lunge, Leber u. s. w. bedingt), durch welche der Betreffende bereits mehr oder weniger an Kraft und Widerstandsfähigkeit verloren hat? Während im erstern Falle ein temporäres Entziehen der Nährstoffe oder doch Einschränken auf das zulässig geringste Maß derselben angezeigt ist, wird im andern Falle eine vermehrte Zufuhr von Nahrungsmitteln, deren Quantität sowol als Qualität sich nach Art und Ort der Erkrankung zu richten hat, in der Mehrzahl der Fälle sich nothwendig machen.

Die sogenannte Fieberdiät soll eine möglichst einfache, wenig reizende, den Verdauungsproceß nur mäßig in Anspruch nehmende sein, und wird daher in der Mehrzahl der Fälle nur aus flüssigen Nahrungs- oder Erfrischungsmitteln — Suppen, Theeaufgüssen, Milch, Limonaden, einfachem oder kohlensäurehaltigem Wasser u. a. — bestehen, wenn auch im Einzelfalle durch die Höhe und lange Dauer des Fiebers — wie z. B. bei den zymotischen Krankheiten — die Darreichung von Reizmitteln, wie Wein, Champagner, Kraftbrühen, Nährklystieren, indicirt sein kann. Ist der Fieberturnus abgelaufen und hat er keine wesentlichen Allgemeinstörungen zurückgelassen, so wird dann bald der Zeitpunkt gekommen sein, wo eine kräftigere Diät — geschabtes Fleisch, Eier, Gemüse u. a. — nothwendig wird, um den durch den Fieberproceß geschwächten Organismus in seiner Reconvalescenz zu unterstützen, bis dann allmählich zu der gewohnten Lebensweise wieder zurückgegriffen werden kann.

Wesentlich anders liegen die Verhältnisse bei chronischen Kranken, von denen die Mehrzahl zwar fieberfrei, aber durch die lange Dauer ihres Leidens in ihrem Ernährungs- und Kräftezustande wesentlich zurückgegangen ist, zumal wenn letzteres, wie bei Magen- und Leberleidenden, durch Erkrankung derjenigen Organe bedingt ist, welche im gesunden Zustande den Verdauungs- und Ernährungsproceß vermitteln. Hier ist es Sache der Krankendiätetik, stärkend und kräftigend einzugreifen, hier gilt es aber auch, in der Wahl der zu verabreichenden Nährmittel streng zu individualisiren, und hat das alte Sprichwort: „Eines schickt sich nicht für Alle", bei den verschiedenen chronisch Erkrankten seine vollste Berechtigung. Die ärztliche Wissenschaft und Literatur hat sich daher auch von jeher vorwiegend mit der speciellen Erforschung der Ursachen und des Wesens der chronischen Krankheiten sowie deren diätetischer wie medicamentöser Behandlung befaßt, und wenn auch hierdurch theilweise das Unkraut des Specialistenthums auf dem Felde der Therapie mit großgezogen worden ist, so ist doch andererseits anzuerkennen, daß diese Bestrebungen zu einer klareren Erkenntniß der Ursachen der chronischen Krankheiten sowie zu einer rationelleren Behandlung derselben, namentlich auch auf diätetischem Wege, geführt haben, und verweisen wir nach dieser Richtung beispielsweise auf Dr. Wiel, Tisch für Magenkranke (diätetische Behandlung der Krankheiten des Magens), 6. Aufl., Freiburg 1886).

Aber auch Alter und Geschlecht spielen bei der Frage der Krankendiätetik eine bedeutsame Rolle. Daß Kinder, namentlich kleinere, auch in gesundem Zustande eine andere diätetische Verpflegung verlangen, wenn sie gesund bleiben sollen, als Erwachsene, liegt ja auf der Hand, um wie viel mehr wird eine solche Rücksicht nothwendig bei Erkrankungen derselben, welche ja, abgesehen von den speciell als Kinderkrankheiten bezeichneten Exanthemen, meist in Ernährungs- und Verdauungsstörungen ihren Grund haben. Die Frage der Kinderernährung hat daher auch, namentlich in neuerer Zeit, Chemiker und Aerzte in hervorragender Weise beschäftigt, und die Zahl der Kindernährmittel, namentlich solcher, die als Ersatzmittel für die Muttermilch dienen sollen, ist in einer Weise gestiegen, daß es dem Laien in der That im Einzelfalle manchmal schwer fällt, das Richtige zu treffen. Er wird gewiß nur gut thun, wenn er die Wahl seinem Arzte überläßt, was um so nothwendiger sein dürfte, als auch nach dieser Richtung viel Schwindel getrieben und Fabrikate in den Handel gebracht werden, welche nur auf Täuschung und Ausbeutung des Publikums berechnet sind. Wer sich theoretisch näher in dieser Frage orientiren will, den verweisen wir auf die Schriften von Schreber, Hennig, Krug u. a. — Das Geschlecht fällt in Erkrankungsfällen bezüglich der diätetisch einzuschlagenden Maßregeln insofern ins Gewicht, als bei den Frauen gewisse periodisch wiederkehrende physiologische Acte unter Umständen sehr wesentlich auf den Verlauf von Krankheiten alterirend einwirken, daß aber auch diese Acte selbst (Menstruation, Schwangerschaft, Wochenbett) in nicht seltenen Fällen ganz bestimmte diätetische Vorsichtsmaßregeln verlangen, wenn sie ohne wesentlichen Nachtheil für die Betroffene — eventuell für den zu erwartenden Sprößling — zu einem günstigen, normalen Abschlusse gebracht werden sollen.

Die Frage der Krankendiätetik ist aber mit der Sorge für die Diät der Kranken noch keineswegs abgeschlossen, im Gegentheil bildet letztere nur einen kleinen, wenn auch immerhin wichtigen Theil derselben, während noch zahlreiche andere, hauptsächlich in dem Felde der Hygieine wurzelnde Momente eine gleiche Wichtigkeit beanspruchen. Dazu gehört vor allem die Beschaffenheit des Krankenzimmers, des Krankenbettes (s. d.), der Krankenpflege, die Sorge für Beschaffung guter Luft — unter Umständen des für den Kranken passenden Klimas —, Ueberwachung des geistigen und Gemüthszustandes desselben (Fernhalten jeder Aufregung, jeder Störung der Ruhe durch Waffenlärm, Kinderlärm, häusliche Sorgen,

häuslichen Unfrieden u. s. w.), sowie nach glücklich abgelaufener Krankheit Schaffung der nöthigen Erholung, Erquickung und Stärkung des noch angegriffenen Körpers und Geistes zu neuer Leistungs- und Widerstandsfähigkeit. Wo diese Seite der Krankendiätetik vernachlässigt oder aus dem Auge gelassen wird, treten häufig — namentlich nach acuten Erkrankungen — Rückfälle oder secundäre Nachkrankheiten ein, welche nur zu leicht zu chronischem Siechthume führen, was auch durch die beste und opulenteste Diät nicht mehr ausgeglichen werden kann und schließlich zu frühem Tode führt.

(*Alfr. Krug.*)

KRANKENEXAMEN. Während noch vor circa funfzig Jahren das Krankenexamen sich auf ein Ausfragen des Kranken über dessen subjective Krankheitsempfindungen beschränkte, von den objectiven aber höchstens die Beschaffenheit des Pulses, der Zunge, der Stuhl- und Urinausleerungen, oder, wenn eine äußerliche Erkrankung vorlag, das Betasten der schmerzhaften, geschwollenen oder irgendwie verletzten Stelle vom Arzte zur Stellung seiner Diagnose für ausreichend erachtet wurde, ist, namentlich seit den epochemachenden Entdeckungen des Franzosen Laënnec und des Deutsch-Oesterreichers Skoda, eine eminente Wandlung in der Technik des Krankenexamens eingetreten, und folgerichtig die Stellung einer exacteren, weil auf physikalischer Grundlage basirten Diagnose ermöglicht worden. Auge und Ohr, nicht minder aber auch Gefühls-, Geschmacks- und Geruchssinn reichen sich gegenwärtig die Hand zu gemeinschaftlichem Wirken bei der Untersuchung jedes einzelnen Krankheitsfalles, und nur das Resultat eines solchen Krankenexamens, welches auf physikalisch-technische Untersuchung der einzelnen — nicht blos der erkrankten — Körpertheile gegründet ist, kann Anspruch erheben auf das Prädicat einer wissenschaftlich-sicher festgestellten Diagnose. Vor allem sind es Gehör- und Gesichtssinn, welche mit Hülfe der verschiedenartigsten Instrumente — wo Auge und Ohr selbst nicht genügen — zur Untersuchung der einzelnen Organtheile des Körpers in Anspruch genommen werden, und mit deren Hülfe es gelingt, die Beschaffenheit auch sämmtlicher Körperhöhlen und der in ihnen verborgenen, dem äußern Auge und Ohr nicht zugänglichen Organe kennen zu lernen. Solche Instrumente sind für das Auge das Ophthalmoskop, Endoskop, Laryngoskop, Rhinoskop, mittels deren unter Zuhülfenahme der geeigneten Beleuchtungsapparate das Innere einer jeden, überhaupt der Untersuchung zugänglichen Körperhöhle genau übersehen, jede Abweichung vom Normalzustande derselben (Fremdkörper, Polypen, Geschwüre, Geschwülste u. s. w.) mit Sicherheit erkannt werden kann. Für das Ohr dient zu analogem Zwecke vor allem das Hörrohr (Stethoskop), sowie Klopfhammer und Klopfscheibe (Plessimeter); während man mit ersterm vor allem die Herzgeräusche nach deren Reinheit, Rhythmus und der Zahl der Herzschläge — was beim Pulsschlag noch durch den Sphygmometer ergänzt wird — zu prüfen im Stande ist, nächstdem aber auch die Lungencapacität, d. h. das Quantum und die Reinheit der durch die Inspiration in die Lungen aufgenommenen und der durch die Exspiration von ihnen ausgeschiedenen Luft, feststellen, somit aber auch von der Durchgängigkeit des Lungengewebes für letztere sich überzeugen kann, dient die Klopfmethode (Percussion) dazu, sich über den Inhalt der einzelnen Körperhöhlen — ob Luft oder Flüssigkeiten —, sowie über die Consistenz der von ihnen eingeschlossenen Organe — ob lufthaltiges (Lungen) oder derbes, festes Gewebe (Leber, Milz, Nieren) enthaltend — Gewißheit zu verschaffen. Das Princip der letztern Untersuchungsmethode, der Percussion, beruht darauf, daß solide Körpertheile, wie z. B. Herz, Leber, Milz, beim Beklopfen der über ihr liegenden Körperhöhlenwandung einen dumpfen, leeren Schall geben, während lufthaltige, wie Lungen, Därme, einen hellen, vollen, bei letztern sogar tympanitischen Schall ergeben, man also durch das Beklopfen genau Größe und Umfang jedes einzelnen Organs (Schallgrenze, Dämpfungsgrenze), aber auch jede Abweichung von der normalen Consistenz (verdichtetes Lungengewebe), sowie das etwaige Vorhandensein eines abnormen Luft- oder Flüssigkeitsaustritts in sonst leere Körperhöhlen (Exsudate, Tympanitis) constatiren kann. — Als wesentliche Beihülfe beim Krankenexamen, namentlich in Fällen der letztern Art, dient die Untersuchung) mittels Betastung (Palpation, Digitaluntersuchung welche namentlich beim Vorhandensein innerer Tumoren (Gebärmutter-, Eierstocksgeschwülste) oder krankhafter Schwellung, Vergrößerung und Verhärtung von Organen des Unterleibes (Leber, Milz, Gekrösdrüsen) die percutorische Untersuchung wesentlich unterstützt, aber auch zur Constatirung der Qualität äußerer Schäden, sowie der subjectiven Schmerzempfindungen des Patienten unerlaßlich ist. — Was endlich Geruch und Geschmack behufs Verwerthung beim Krankenexamen anlangt, so kann ersterer in einzelnen Fällen, namentlich bei Erkrankungen der Athmungs- und Verdauungsorgane, wol diagnostisch mit in Betracht kommen; in der Hauptsache aber werden beide Sinnesorgane am häufigsten und auch am nutzbringendsten bei der zur Feststellung einer bestimmten Diagnose oft nöthig werdenden chemisch-pathologischen Untersuchung gewisser Krankheitsstoffe (Auswurf, Urin, Fäcalmassen, Mageninhalt u. a.) zu verwerthen sein.

Zu einem exacten Krankenexamen genügt es aber nicht, durch die eben geschilderte physikalische Untersuchung den gegenwärtigen Thatbestand der vorliegenden Erkrankung festzustellen, es kommen da, zumal bei chronischen Erkrankungen, sowie namentlich bei Geisteskrankheiten, noch andere Momente in Frage, welche, vielleicht schon seit langer Zeit bestehend, und in den häuslichen, socialen oder geschäftlichen Verhältnissen des Erkrankten wurzelnd, gründlich erforscht und in ihrem Einflusse auf den augenblicklichen Gesundheitszustand des Erkrankten verwerthet sein wollen. Namentlich spielen hier Erblichkeit, früher überstandene Erkrankungen (zumal solche syphilitischer Natur), aber auch die Art der Beschäftigung, die der Kranke gehabt, die Beschaffenheit der Wohnung, in der er sich aufhält, die Lebensweise, welche er bis dahin ge-

führt, die Gesellschaft, in welcher er verkehrt hat, eine nicht unwichtige Rolle. Auch auf diese Momente muß der gewissenhafte Arzt seine Nachforschungen beim Krankenexamen ausdehnen, eine Pflicht, deren Erfüllung freilich nur dann von einem befriedigenden Resultate begleitet sein wird, wenn er als Hausarzt, resp. Freund der Familie, eines offenen und wahrheitsgemäßen Bekenntnisses sicher sein kann. Werden alle diese Bedingungen bei Anstellung eines Krankenexamens erfüllt, so ist die möglichste Sicherheit einer richtigen Diagnose der vorliegenden Erkrankung gegeben, wenn auch trotz alledem Irrungen oder Schwankungen in derselben der Natur der Sache nach nie ganz ausgeschlossen sein werden. (*Alfr. Krug.*)

KRANKENHÄUSER (Hospitäler, Lazarethe) sind Gebäude, welche zur Verpflegung und Behandlung solcher Kranken dienen, die entweder nach der Art ihrer Krankheit besondere Einrichtungen nöthig machen, oder deren häusliche Verhältnisse eine genügende Behandlung ihrer Leiden nicht gestatten. Man unterscheidet daher die dem letztern Zwecke dienenden allgemeinen Krankenhäuser, die alle Kranken ohne Rücksicht auf die Art ihrer Krankheit aufnehmen, von den besondern Zwecken dienenden Krankenhäusern, den Irrenanstalten, Siechenhäusern, Entbindungs-, Taubstummen-, Blindeninstituten, Pockenlazarethen u. s. f. Der wichtigste und allgemeinste Zweck aller Krankenhäuser ist die Heilung der Kranken; diesem Gesichtspunkte hat sich daher die specielle Gestaltung der einzelnen Einrichtungen anzupassen. Die ursprünglichste Form der Krankenhäuser waren große geschlossene Gebäude nach Art größerer Wohnhäuser; meist lagen hier die einzelnen Räume an der Seite eines dieselben verbindenden Corridors, daher der Name **Corridorsystem**. Die genauere Erkenntniß der Wichtigkeit gewisser allgemeiner hygieinischer Erfordernisse hat in den letzten Decennien zum Verlassen jener Art der Anlage geführt und an seine Stelle eine Anzahl verschiedener Systeme gesetzt, die sämmtlich von dem gemeinsamen Princip ausgehen, dem Kranken nach Möglichkeit Licht und vor allem Luft zuzuführen, da man in dem mangelhaften Luftwechsel eine begünstigende Ursache für die Ausbreitung und Fortentwickelung der Ansteckungsstoffe kennen lernte. Es entstand somit zunächst die Forderung einer nach allen Seiten möglichst freien Lage auf gesundem trockenem Boden, sodann eine größere räumliche Ausbreitung der ganzen Anlage, um die ungehinderte Circulation und rasche Erneuerung der Luft zu ermöglichen. Diese Principien wurden zuerst in dem großartigen Hôpital de la Riboisière in Paris zur Ausführung gebracht, welches als Muster des sogenannten **Pavillonsystems** gelten darf. Hier gruppiren sich eine Anzahl von selbständigen Gebäuden (Pavillons) um den im Centrum gelegenen Verwaltungsbau herum. Dadurch werden die zahlreichen Unzuträglichkeiten, welche der Zusammenhang von Verwaltungsräumen, Waschküche, Küche, Vorrathskammern u. s. f. mit den Krankensälen bedingt, glücklich vermieden. An die Stelle der Pavillons setzte man in England bisweilen ganz kleine hüttenartige, nur wenige Betten enthaltende Gebäude (**Cottagesystem**), die allerdings ihrem Zwecke recht gut entsprachen, aber namentlich den ärztlichen Dienst und auch die Verwaltung sehr erschwerten und deshalb zu kostspielig wurden. Dagegen brachten die Erfahrungen, die man vorzüglich im amerikanischen Secessionskriege gemacht hatte, eine neue Gestaltung der Krankenhäuser in Form des sogenannten **Barackensystems** in Aufnahme. Schon vorher hatte man vielfach Versuche mit der Behandlung namentlich chirurgischer und ansteckender Krankheiten in leichten Zelten oder gänzlich im Freien angestellt und dadurch überraschend günstige Resultate erzielt. Allein diese Einrichtungen waren naturgemäß nur in der warmen Jahreszeit in Anwendung zu bringen, und so griff man denn zur Baracke, die gewissermaßen ein Mittelding zwischen einem Zelte und einem massiven Gebäude darstellt. Baracken sind leichtgebaute, auf Pfählen in einer gewissen Höhe über dem Erdboden ruhende einstöckige Bauten mit großen hohen Fenstern und hohen luftigen Räumen. In den Wänden befinden sich mit einem Schieber verschließbare, direct in die freie Luft führende Oeffnungen, denen im Dache große, durch Klappen auf- und zustellbare, vor dem Eindringen des Regens geschützte Lücken entsprechen, sodaß eine beständige, ausgiebige Erneuerung der Luft stattfinden kann. Der Erdboden unter der Baracke ist, wie das bei jedem Krankenhause der Fall sein soll, gehörig drainirt. In der Baracke finden sich somit die Haupterfordernisse eines guten Krankenhauses vereinigt. Bei andern Systemen muß man sich auf andere Weise zu helfen suchen. Die Ventilation kann hier, wenn die natürliche Lufterneuerung nicht genügt, durch besondere Einrichtungen (Ventilatoren) unterstützt werden, indem man entweder die verbrauchte Luft aus den Räumen aufsaugen und entfernen läßt (durch Aspiratoren) oder frische, erwärmte Luft in dieselben hineintreibt (Propulsivventilatoren). Die Größe eines Krankenhauses soll wegen der Schwierigkeit der Verwaltung im allgemeinen nicht viel über 500 Betten betragen, von denen sich in einem Gebäude nicht mehr als 50—100 befinden dürfen, wenn der Gesundheitszustand nicht leiden soll. Die Unterbringung geschieht der bessern Uebersicht wegen am vortheilhaftesten in großen Sälen, doch ist auch das Vorhandensein kleinerer Säle und einzelner Zimmer für zahlreiche Fälle durchaus nöthig. Der Luftraum für einen Kranken muß durchschnittlich 40 Kubikmeter betragen, sodaß auf ihn für die Stunde 80 Kubikmeter Luft kommen. Der Fußboden muß undurchlässig, am besten feuerfest, die Decke und Wände mit häufig zu erneuerndem Anstriche versehen, die Fenster müssen groß und zahlreich sein. Die Bettstellen sind von Eisen, mit Drahtmatratze, leichter Roßhaarmatratze, Keilkissen und wollener, überzogener Decke zu wählen; unreine Kranke erhalten getheilte Matratzen. Von der allergrößten Wichtigkeit ist die Aufrechterhaltung einer minutiösen Reinlichkeit, häufiger Wechsel der Wäsche, gründliche Reinigung und Lüftung der Krankenräume, regelmäßige Bäder der Kranken und sofortige, sorgfältige Entfernung aller Abfallsstoffe. Die Badeeinrichtungen müssen leichtzugänglich, bequem und leistungsfähig

sein, die Abtritte und Pissoirs sollen womöglich mit Wasserspülung unschädlich erhalten werden; die für sehr schwache Kranke nothwendigen Nachtstühle und Steckbecken erheischen rasche und gründliche Desinfection. Zur Beleuchtung wird am besten Gas verwendet. Die Heizung erfolgt entweder durch einzelne Oefen oder weniger umständlich und einfacher von einem Centralpunkte aus durch Röhrenleitungen mit erwärmter Luft oder Dampf. Die Temperatur der Krankensäle muß im Winter und Sommer auf etwa 15° R. erhalten werden. Die Kleider der eintretenden Kranken bedürfen häufig einer nachhaltigen Desinfection, die am wirksamsten in geschlossenen, durch Dampf erhitzten Cylindern vorgenommen wird. Ein sehr wichtiger Punkt für die Leistungsfähigkeit eines Krankenhauses ist die Verpflegung. Dieselbe muß reichlich, nahrhaft und schmackhaft sein und namentlich eine genaue Anpassung an die verschiedenartigen Krankheitsfälle gestatten; am besten wird sie in eigener Regie hergestellt. Ferner muß die Möglichkeit einer Bewegung im Freien durch schattige Gartenanlagen gegeben sein; auch eine gut gewählte Bibliothek vermag vieles zur Erleichterung der Lage der Kranken beizutragen. Das Personal des Krankenhauses besteht aus den Aerzten, den Verwaltungsbeamten und dem Wartepersonal. Das Wartepersonal muß gut geschult, mit allen den kleineren und größeren Verrichtungen der Krankenpflege vertraut und von humanem Geiste beseelt sein. In gewöhnlichen Krankenhäusern genügt eine Wärterin für etwa 16 Kranke, in Irrenanstalten und auch sonst bei schwerem Dienste stellt sich das Verhältniß weit höher. Die Leitung des Krankenhauses muß sich in den Händen eines ärztlichen Directors befinden, dem einerseits das übrige ärztliche Personal, andererseits die Verwaltungsbeamten, welche den technischen Betrieb im einzelnen, die Einkäufe, Rechnungsaufstellungen u. s. w., zu besorgen haben, untergeordnet sind. In größeren Krankenhäusern pflegen die einzelnen, meist nach der Art der Kranken gebildeten Abtheilungen unter der Leitung älterer Aerzte zu stehen, denen jüngere zur Beihülfe beigegeben sind. Jedes Krankenhaus muß mit den Hülfsmitteln zur eingehenden wissenschaftlichen Untersuchung und zur Behandlung der Kranken ausgestattet sein. Diesen Zwecken dienen an Räumlichkeiten die Apotheke, dann in größeren Krankenhäusern der Operationssaal, die ärztlichen Untersuchungszimmer, endlich auch bisweilen das Leichenhaus, insofern in demselben Leichenöffnungen vorgenommen werden.

Vgl. Esse, Die Krankenhäuser, ihre Einrichtung und Verwaltung (2. Aufl., Berlin 1868); Virchow, Ueber Lazarethe und Baracken (Berlin 1871); Waring, Hüttenhospitäler (deutsch von Ulecke, Berlin 1872); Oppert, Hospitäler und Wohlthätigkeitsanstalten (4. Aufl., Hamburg 1872). (*E. Kraepelin.*)

Krankenheilbad, s. unter Tölz.

KRANKENPFLEGE. Unter Krankenpflege versteht man alle jene Hülfs- und Dienstleistungen, welche sich bei Kranken jeder Art, seien dies nun körperlich oder geistig, acut oder chronisch Erkrankte, nothwendig machen. Zu einer guten Krankenpflege ist in erster Linie zweierlei erforderlich: gute Pfleger und gute Pflegräume; nach dieser zweifachen Richtung hin werden wir uns daher hier über Krankenpflege auszusprechen haben.

Was das erste Erforderniß, gute Pfleger, anlangt, so ist ja wol unter gewöhnlichen Verhältnissen die Sorge für die Erkrankten meist in die Hände ihrer Angehörigen gelegt: die Mutter pflegt das erkrankte Kind, die Gattin ihren leidenden Gatten u. s. w., und was diesen Personen vielleicht an Geschick und Verständniß für eine zweckmäßige Krankenpflege abgeht, suchen sie reichlich durch Liebe und Aufopferungsfähigkeit zu ersetzen, wenn auch leider gerade hier durch unverständige Liebe vielfach gesündigt wird. Ebenso ist wol vom idealen Standpunkte aus als beste und einzig richtige Pflegstätte das eigene Heim zu betrachten, in welchem der Erkrankte sein durch lange Gewohnheit ihm lieb und werth gewordenes Bett und Schlafzimmer hat und von durch langen Besitz ihm unentbehrlich gewordenen Räumen und Gegenständen umgeben ist; allein wie vielen, und wol den der Pflege am meisten Bedürftigen ist diese Wohlthat des eigenen Heims versagt, wie viele erkranken auch fern von letzterm, und die Art oder der Ort ihrer Erkrankung schließt die Möglichkeit aus, sie in dieses Heim überführen zu können! Da ist es denn Sache der werkthätigen Nächstenliebe und Barmherzigkeit, solchen Unglücklichen beizuspringen und ihnen das zu gewähren, was ihnen das eigene Heim nicht zu bieten vermag. Und in der That geht schon durch die Perioden der vorchristlichen Zeit jener Zug des Mitleids gegenüber fremdem Elend, der sich später zu einer selbst- und zielbewußten Thätigkeit entwickelt und in der Neuzeit zu einer Höhe der Vollendung aufgeschwungen hat, wie sie wol kaum auf einem andern Felde der Humanitätsbestrebungen selbstloser Nächstenliebe gefunden werden dürfte, jener Zug, der in dem Worte des Heilands gipfelt: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst!“

Wir werden später einen historischen Ueberblick des Krankenpflege-Wesens in dessen verschiedenen Entwickelungsphasen geben, während wir jetzt zunächst die praktische Seite desselben etwas eingehender zu beleuchten die Absicht haben.

Was zunächst den Zweck der Krankenpflege anlangt, so ist derselbe schon in dem Worte selbst gekennzeichnet „Pflege der Kranken“. Allein wie allgemein verständlich dieser Begriff an sich ist, so gehen doch die Ansichten, wie und auf welche Weise dieser Zweck zu erreichen, oft wesentlich auseinander, und dürfte es sich daher wohl empfehlen, hierüber zunächst einige andeutende, erläuternde und berichtigende Winke zu geben.

Der Kranke, in dieses Wortes weitester Bedeutung, ist ein Individuum, welches infolge seines — körperlichen oder geistigen — Zustandes vorübergehend oder dauernd unfähig ist, für sich selbst zu sorgen, und für welchen daher andere diese Sorge, resp. dessen Pflege übernehmen müssen. Dieselbe hat sich zunächst zu befassen mit dessen leiblichen Bedürfnissen, also zweckmäßiger Unterkunft, bequemer Lagerung, der seinem Zustande entsprechenden Beköstigung, den nöthigen Handreichungen

bei gewissen täglich wiederkehrenden Bedürfnissen, dem Fernhalten aller von außen an ihn herantretenden schädlichen Einflüsse und Aufregungen, vor allem aber strenger Beobachtung und Ausführung aller vom behandelnden Arzte getroffenen Anordnungen. Während für gewissenhafte Erfüllung der erstern der hier genannten Anforderungen wol meist guter Wille und ein gewisser Grad von Verständniß seiner übernommenen Verpflichtungen für den Pfleger ausreichend sein dürften, ist für den letzten Punkt — Ausführung der ärztlichen Verordnungen — eine gewisse Schulung und Vorübung erforderlich, wie solche theils in Lazarethen und Krankenhäusern — wenn auch nur Einzelnen — schon seit längerer Zeit geboten war, neuerdings aber durch die von Esmarch zuerst angeregten Samariterschulen eine sehr dankenswerthe und bereits segensreich bewährte Verallgemeinerung erfahren hat. Etwas dem Analoges bietet die in der Neuzeit von seiten der Regierungen angeordnete Ausbildung von Heildienern, resp. Heilgehülfen, welche, neben einer allgemeinen Ausbildung für den Krankenpflegerdienst in dazu bestimmten Hospitälern, in der sogenannten niedern Chirurgie, d. h. in der ersten Hülfsleistung bei Unglücksfällen, in Anlegung von Verbänden u. s. w. unterrichtet werden. Diese Regierungsmaßregel hat auch in Privatkreisen, namentlich in größeren, durch die Art ihres Betriebs leicht zu Unglücksfällen Veranlassung gebenden Fabriken Nachahmung gefunden, sowie auch rühmend hervorzuheben ist, daß gegenwärtig ein großer Theil unserer Polizei- und Schutzmannschaften durch geeigneten Unterricht und durch Vorübung in den Stand gesetzt worden ist, bei in ihrem Bezirke zu ihrer Kenntniß kommenden plötzlichen Unglücksfällen persönlich die erste Hülfe zu leisten.

Die Krankenpflege als solche kann sich aber naturgemäß nicht auf diese erste Hülfeleistung beschränken, sondern hat ein weiteres, edleres, aber auch verantwortungsreicheres Ziel, indem sie sich dauernd dem Verletzten, resp. Erkrankten zu widmen und wochen-, vielleicht monatelang Tag und Nacht dessen Pflege zu übernehmen hat. Dazu gehört aber nicht blos Charakter und Ausdauer, sondern vor allem auch ein warm fühlendes, theilnehmendes Herz, und da solches erfahrungsgemäß beim weiblichen Geschlecht, schon durch dessen ganze Lebensstellung, zu finden ist, so ist auch zu allen Zeiten die Krankenpflege in bevorzugter Weise den Frauen anvertraut gewesen und vom Publikum mit Vorliebe gesucht worden. Beweis dafür sind die Congregationen der Diakonissinnen (von P. Fliedner in Kaiserswerth 1836 ins Leben gerufen), die Grauen Schwestern, die Barmherzigen Schwestern, der Albertsverein mit seinen Albertinerinnen (1867 von der Königin Carola von Sachsen gegründet), sowie die großartigen Leistungen einer Miß Florence Nightingale, Marie Simon u. a. auf dem Gebiete der Kriegs-Krankenpflege. Auf diesem letztern Felde hat allerdings auch das männliche Geschlecht von den ältesten Zeiten an in hervorragender Weise sich ausgezeichnet, und es geben namentlich die Kriege des 19. Jahrh., vor allem die von 1864—1866 und der von 1870—1871, ein leuchtendes Beispiel von Opferwilligkeit und Leistungsfähigkeit der verschiedensten Hülfsvereine — vor allem der unter dem Symbol des Rothen Kreuzes stehende — auf dem Gebiete der Krankenpflege.

Zu einer guten Krankenpflege gehört aber nicht blos ein geeignetes, dazu befähigtes und dafür begeistertes Personal, sondern es müssen auch die dazu nöthigen Pflegräume vorhanden und so beschaffen, so ausgestattet sein, daß sie den Anforderungen einer rationellen Hygieine nach jeder Richtung hin entsprechen. Dies ist der zweite wichtige Kernpunkt bei der Krankenpflege, und zwar ist derselbe nicht minder wichtig bei der Privatpflege als bei der öffentlichen Krankenpflege, ja bei ersterer um deswillen vielleicht noch wichtiger, weil dort nicht immer die Verhältnisse so sind oder selbst sein können, wie sie eine rationelle Krankenpflege verlangt und verlangen muß, während im andern Falle, in öffentlichen Krankenanstalten, bei gutem Willen und hinreichendem Verständnisse seitens der Behörden, allemal die Mittel vorhanden sein und gewährt werden müssen, um etwas Praktisches und Zweckentsprechendes zu schaffen. Während wir es uns versagen müssen, hier auf diesen letztern Punkt näher einzugehen, vielmehr auf den Artikel Krankenhäuser verweisen müssen, gestatten wir uns über zweckmäßige Einrichtung von Privat-Krankenzimmern an dieser Stelle noch einige kurze Winke zu geben.

Leider hat der in allen Kreisen der menschlichen Gesellschaft verkehrende praktische Arzt nur zu oft Gelegenheit, hier nach dieser Richtung hin recht traurige Erfahrungen zu machen. Nicht nur daß er in den Hütten der Armuth seinen Patienten oft genug in einem Raume aufsuchen muß, der als menschenwürdig absolut nicht zu bezeichnen ist, so werden auch bei wohlhabenden Familien die kleinsten, engsten, dumpfigsten Nebenzimmer als Krankenzimmer benutzt, während Salon und Empfangszimmer leer stehen, und höchstens, wenn der Patient gestorben ist, als Parentationshalle für den mit reichem Blumenschmucke gezierten Sarg benutzt werden.

Ein den Anforderungen einer rationellen Krankenpflege entsprechendes Krankenzimmer soll circa 5 Met. im Quadrat Raum haben, nach Osten zu, jedoch womöglich nicht an einer geräuschvollen Straße, liegen, hell, jedoch mit den nöthigen Verdunkelungsapparaten versehen sein, weder im Souterrain noch unter dem Dache sich befinden, die Luft in demselben staub- und rauchfrei, auf einer Mitteltemperatur von 15° R. (20° C.) erhalten werden; der Ofen muß gut brennen ohne zu rauchen, die Lampe gut leuchten ohne zu qualmen. Das Krankenbett bestehe aus einem eisernen Gestell, einem Strohsacke oder Matratze ohne Federunterbett, den nöthigen Unterlagen von Kautschuk oder Fries, leinenem Bettzeug, einem Federkopfkissen und einer oder zwei wattirten, resp. aus Fries bestehenden Zudecken (Federdecke nur bei chronischen Kranken oder alten Leuten); neben dem Bette stehe ein Bettschränkchen, welches alle für Aufnahme von Auswurfsstoffen des Kranken bestimmten Geräthschaften (Nachtgeschirr, Unterschieber, Spucknapf) in sich verschließt,

während auf dessen Deckplatte Trink- und Eßgeschirr, Medicamente, Apparate Platz finden. Das Bett werde so gestellt, daß die Augen des Patienten nicht direct von dem einfallenden Lichte getroffen werden, daß derselbe aber doch, wenn dies sein Zustand erlaubt, ohne die Augen anzustrengen, etwas lesen oder sonstwie sich beschäftigen kann; in diesem Falle wird auch neben dem Bette ein bequemer, womöglich stellbarer, auf Rollen sich bewegender Lehnstuhl zu postiren sein, und sei es hier nebenbei bemerkt, daß man neuerdings Krankenbetten construirt hat, welche durch eine sehr einfache Mechanik sich in Lehnstühle umwandeln lassen, sodaß der Patient, um eine andere Körperstellung anzunehmen, sein Bett gar nicht zu verlassen braucht. Handelt es sich um chirurgische Kranke, so können über oder neben dem Bette Apparate (Schwebe-, Rollapparate u. s. w.) angebracht werden, welche auch solchen Kranken die Möglichkeit einer passiven Bewegung gestatten.

Alle im Krankenzimmer zur Verwendung kommenden Geschirre, namentlich aber die, welche zur Aufnahme von Auswurfsstoffen und Fäcalien dienen, sind mehrmals des Tages einer gründlichen Reinigung und Desinfection zu unterziehen, das Zimmer selbst mindestens einmal täglich zu lüften, zu säubern, die Bettwäsche mehrmals per Woche und mindestens jedesmal, wenn solche durch Ausleerungsstoffe verunreinigt wurde, zu wechseln. In dem Krankenzimmer hat außer dem Kranken und seinem Pfleger niemand dauernd zu verkehren, namentlich nicht in demselben zu schlafen; leidet ersterer an einer infectiösen Krankheit oder übelriechenden Ausflüssen und Absonderungen, so sind Wände, Meubles, Tapeten und Vorhänge täglich einer gründlichen Desinfection mittels Carbolsprays zu unterziehen, ebenso die Bekleidungsstücke, sowol des Kranken als seines Pflegers, bevor sie wieder von diesen selbst oder von deren Angehörigen benutzt werden, durch Schwefelung, starke Hitze oder Dampfkocherei von etwaigen Infectionsstoffen zu reinigen; gebrauchte Verbandstücke sind sofort aus dem Zimmer zu entfernen und entweder zu vernichten oder doch erst nach gründlicher Reinigung und längerem Aufhängen in frischer Luft wieder zu benutzen.

Bei acuten, fieberhaften oder entzündlichen Erkrankungen hat der Pfleger mindestens zweimal täglich die Körpertemperatur des Kranken — Morgen- und Abendtemperatur — mittels eines in die Achselhöhle oder in den After eingelegten Krankenthermometers, zu messen, bei etwa eingetretenem kritischen Schweiße jedes absichtliche oder unabsichtliche Entblößen des Körpers seitens des Kranken zu verhüten, den Temperatur- und Feuchtigkeitsgrad etwa verordneter Umschläge oder Einpackungen zu controliren, die Zeiten des Einnehmens, Einpinselns oder Einreibens von seiten des Arztes verordneter Medicamente genau innezuhalten, und ebenso betreffs der Darreichung von Genuß- oder Nährmitteln sich nicht nach etwaigen Wünschen des Kranken, sondern ausschließlich nach den Instructionen des Arztes zu richten, überhaupt in der Befolgung und Ausführung letzterer mit peinlichster Gewissenhaftigkeit zu verfahren. Bei Wund- und chirurgischen Kranken hat der Pfleger außerdem die Bewegungen derselben zu beaufsichtigen, falsche Lagerung der kranken Gliedmaßen zu verhüten, den Kranken beim Aufsuchen einer bequemen Bettlage zu unterstützen, eventuell dessen Körper vorsichtig zu heben und wieder niederzulassen; er hat ferner die Verbände auf ihre Haltbarkeit und Festigkeit zu prüfen, etwaige Lockerungen derselben möglichst schonend wieder auszugleichen, offene Wunden auf Qualität und Quantität ihrer Absonderungen zu untersuchen und eventuell die durch letztere durchseuchten Deckstücke durch frische zu ersetzen, vor allem auch bei frisch Operirten die Möglichkeit des Reißens von angelegten Nähten oder des Eintretens von spontanen Nachblutungen nie aus dem Auge zu lassen u. s. w.

Stehen die Kranken noch im Kindesalter, so steigern sich die Ansprüche der Krankenpflege an die Pflegenden noch in erheblicher Weise, denn beim Kind mangeln noch Verstand und Urtheil, oft genug auch der gute Wille, und da vermag es meist nur das selbstlose, liebende Mutterherz auszuhalten, Tag und Nacht unverdrossen am Bettchen seines Lieblings zu sitzen, jeden Athemzug, jede Veränderung des Gesichtsausdrucks, des Hustentones, des Schmerzenschreies sofort zu bemerken, und auch nur das Mutterauge ist hierzu ganz und voll befähigt, da ihm allein das Kind unter normalen Verhältnissen bekannt war, es also die abnormen um so schneller, leichter und sicherer herausfinden wird. In den Kreisen der Armuth freilich, wo die Mutter nicht bei ihrem kranken Kinde bleiben kann, sondern, um das zum Leben Nothwendigste zu verdienen, ihrer Arbeit nachgehen muß, wird es selbstverständlich um die Krankenpflege traurig bestellt sein, und in dem Mangel derselben dürfte wol mit ein Hauptgrund der leider enormen Kindersterblichkeit zu suchen sein. Unter normalen Verhältnissen darf sich aber immerhin die Krankenpflege nicht auf das erkrankte Kind beschränken, sondern muß auch auf die noch gesund gebliebenen Geschwister ausgedehnt werden, namentlich bei den speciell als Kinderkrankheiten bezeichneten Masern, Scharlach, Diphtheritis, Keuchhusten u. a., welche bei ihrem infectiösen Charakter die strengste Abschließung der Gesunden und die energischsten Desinfectionsmaßregeln erfordern, wenn es gelingen soll, ihre epidemische Weiterverbreitung zu verhüten.

Und nun noch einiges über die Krankenpflege im Kriege. Hier gilt vor allem, schnell und energisch einzugreifen, und eine stricte Organisation und tüchtige Schulung der zu den nöthigen Hülfeleistungen den Truppen beigegebenen Sanitätscorps allein kann es ermöglichen, die nach einer Schlacht oft nach Tausenden zählenden Verwundeten innerhalb verhältnißmäßig kurzer Zeit zu verbinden, um ihnen dann die weitere Krankenpflege in Lazarethen angedeihen zu lassen. In der Regel wird hierbei in der Weise vorgegangen, daß nach beendeter Schlacht, oder wenn die Colonnen weiter nach vorn gerückt sind, das von diesen verlassene Schlachtfeld von den Sanitätstruppen abgesucht, die Todten von den Ver-

wundeten gesondert, letztern zunächst ein Nothverband angelegt, die Leichtverwundeten in primitiven Feldlazarethen untergebracht, die Schwerverwundeten in Tragbahren oder Transportwagen nach rückwärts evacuirt und zu weiterer Verpflegung den in den nächstliegenden Garnisonsorten errichteten Lazarethen übergeben werden. Gerade hierbei hat sich nun aber die freiwillige Krankenpflege in den Kriegen der Neuzeit in einer so eminent hervorragenden und segensreichen Weise thätig gezeigt und bewährt, daß Deutschland mit Stolz auf seinen Johanniterorden, auf die Männer und Frauen vom Rothen Kreuz u. a. hinblicken darf. Dieselben haben neben den officiellen Sanitätscorps nicht blos auf den Verbandplätzen theils durch Lieferung von Verbandmaterial, theils durch persönliches Eingreifen bei dem Verbandgeschäfte sich nützlich gemacht, sondern namentlich auch die Leitung der Krankentransporte, die Ueberführung der Verwundeten in die verschiedenen Spitäler, sowie deren weitere Verpflegung in letztern mit einer so selbstverleugnenden Aufopferung und mit einem so eminenten Aufwande an Kraft, Zeit und Geld in die Hand genommen, daß es wol nicht zu viel gesagt ist, wenn wir behaupten, daß die deutsche Armee es hauptsächlich dieser freiwilligen Krankenpflege zu danken hat, wenn sie nach Beendigung des Krieges einen verhältnißmäßig nur mäßigen Procentverlust an Todten und Dienstuntauglichen zu constatiren hatte.

Und nun schließlich noch einen kurzen historischen Ueberblick, wie und in welcher Ausdehnung sich die Krankenpflege im Laufe der Zeiten und Jahrhunderte allmählich entwickelt und auf den gegenwärtigen Höhepunkt emporgeschwungen hat.

Aus den vorchristlichen Zeiten ist über Krankenpflege, namentlich über damit sich beschäftigende Körperschaften oder dazu bestimmte öffentliche Anstalten etwas Näheres nicht bekannt; dieselbe mag sich wol hauptsächlich auf Privatpflege, von den Angehörigen oder von Sklaven ausgeübt, beschränkt haben, während weder die Xenodochien der Griechen, noch die Valetudinarien der Römer als eigentliche Hospitäler, sondern mehr als Herbergen für Fremde, allerdings auch dann, wenn solche erkrankt waren, gegolten haben. Erst mit dem Christenthume entwickelte sich, hauptsächlich wol als Folge der schweren Verfolgungen und Bedrückungen, denen die Christen in den ersten Jahrhunderten ausgesetzt waren, der Sinn für enges Zusammenhalten, für aufopfernde gegenseitige Unterstützung. Deshalb lag auch die Leitung dieser Unterstützung lange Zeit hindurch hauptsächlich in den Händen der Kirche, besonders der Bischöfe. Neben diesen hatten auch die Diakonen die Aufgabe, die kirchliche Armen- und Krankenpflege auszuüben, und schon in den apostolischen Zeiten standen diesen auch Frauen zur Seite, welche später den Namen Diakonissen erhielten. Auch in den Klöstern fand man schon in frühester Zeit besondere zur Aufnahme von Fremden und Hülfsbedürftigen bestimmte Räume, und es waren namentlich die Benedictiner, welche eigene domus hospitales (Hospitäler) für diese Zwecke bauten, während auch verschiedene Kaiser, so namentlich Constantin der Große, Justinian und Alexius I., durch Erbauung großartiger Hospitäler sich unsterblich gemacht haben. Im Abendlande finden sich mildthätige Stiftungen ähnlicher Art erst später als im Orient, bis durch wiederholt auftretende Seuchen und Epidemien (Aussatz, Pest, Schwarzer Tod u. a.) sowol die Gründung zahlreicher Krankenhäuser, als auch die Bildung verschiedener der Krankenpflege sich widmender Orden sich vollzog, in denen auch Frauen der edelsten Geschlechter (heilige Elisabeth) sich in aufopfernbster Weise der Bedrängten annahmen. Einer der ältesten dieser Orden war der Lazarusorden (daher die Bezeichnung Lazareth); ihm folgte der Mauritiusorden und der Johanniterorden, von welchem letztern unter den deutschen Comthureien die Ballei Sonnenburg und das Heermeisterthum Brandenburg die bedeutendsten waren. Letzteres wurde im J. 1812 vom Könige Friedrich Wilhelm III. als ausschließlich protestantischer königlicher Johanniterorden neu organisirt und mit besondern Privilegien und Dotationen ausgestattet, und hat seitdem in den verschiedensten Ländern, namentlich auch in Spanien und England, Zweigorden begründet, sodaß dessen Gesammt-Mitgliederzahl im J. 1881 die Summe von 2012 erreicht hat. Außer ihm ist noch der Deutsche Orden (Deutsche Ritter, Deutsche Herren) zu erwähnen, welcher, um das J. 1128 in Jerusalem gegründet, später in Venedig, seit 1309 in Marienburg seinen Sitz hatte, bis nach dem Preßburger Frieden 1805 der Kaiser von Oesterreich dessen Ordensmeister wurde, welche Würde seitdem bei dem Hause Oesterreich verblieben ist. Im J. 1840 wurde mit dem Orden das Institut der Deutschen Ordensschwestern verbunden, und 1871 entwickelte sich aus ihm das Institut der „Marianer", bestehend aus Personen männlichen und weiblichen Geschlechts, welche sich ausschließlich dem Felddienste zu widmen hatten.

Neben diesen Ritterorden bestanden aber auch schon seit dem Mittelalter einige bürgerliche Pflegegenossenschaften und zwar die Beguinen (Seelschwestern), die Begharden und die Kalands-Brüderschaften, von denen die beiden ersten in Deutschland und den Niederlanden, letztere in Norddeutschland, Holland, der Schweiz, Frankreich und Ungarn bis zum Anfang des 14. Jahrh. thätig waren.

Von den geistlichen Pflegegenossenschaften, welche sich lediglich der Krankenpflege widmen, sind zu nennen: der Orden der Barmherzigen Brüder, 1540 in Sevilla von Juan di Dios gestiftet, dann die Alexianer, die Frères infirmiers, die Lazaristen, die Bons Fieux, die Confraternità della perseveranza, die Arcifraternità della morte u. a. Unter den frommen Schwesterschaften haben sich die Elisabethinerinnen und die Barmherzigen Schwestern in der Krankenpflege, namentlich zu Kriegszeiten, besonders hervorgethan, während auch die Ursulinerinnen, Salesianerinnen, Franciscanerinnen und die Filles hospitalières de St.-Thomas de Villeneuve u. a. als solche zu nennen sind.

Von den weltlichen Krankenpflege-Schwesterschaften

ist in erster Linie das — wie schon oben erwähnt — durch Pastor Fliedner zu Kaiserswerth am Rhein 1836 ins Leben gerufene Institut der Diakonissen zu nennen, dessen Verbreitung nach allen Weltgegenden hin seit der verhältnißmäßig kurzen Zeit seines Bestehens eine so außerordentliche geworden ist, daß man schon 1875 im ganzen 51 Mutterhäuser (davon 33 in Deutschland neben 625 Stationen mit zusammen 2558 Schwestern) zählte. Aehnliche Schwesterschaften bildeten sich anlaßlich des Krimkrieges in England (durch Miß Nightingale) und in Rußland (Schwestern der Kreuzeserhöhung, Genossenschaft der mitleidigen Witwen), und nach Ausbruch des Nordamerikanischen Krieges trat auch in Neuyork 1861 ein Central-Frauenhülfsverein (Women's Central-Association of Relief) zusammen, welcher in der Kriegskrankenpflege Hervorragendes geleistet hat.

Von den deutschen Vereinen, welche sowol die Kriegskrankenpflege ausüben, als auch die Ausbildung eines tüchtigen Pflegepersonals als ihre Friedensaufgabe betrachten, ist der 1859 von der Großherzogin Luise von Baden ins Leben gerufene Badische Frauenverein der älteste, während ihm im Jahre 1867 der sächsische, von der Königin Carola von Sachsen gegründete Albert-Verein nachfolgte, welcher bereits 1880 über 62 durch ihn ausgebildete Pflegerinnen — Albertinerinnen — verfügte, und außerdem durch die von derselben hohen Frau gestiftete Deutsche Heilstätte zu Loschwitz bei Dresden und durch das Carolahaus in Dresden fortwährend Gelegenheit zur weitern Ausbildung von Pflegerinnen und zur Verpflegung Erkrankter — auch im Frieden — bietet. Aehnliche Vereine bestehen auch in Weimar, Hamburg, Bremen, Würtemberg und Baiern, welche sich nebst noch mehrern kleineren zu dem unter dem Symbol des Rothen Kreuzes stehenden Verbande der deutschen Frauenvereine zusammengethan haben; diesem gehören jetzt 28 Institute zur Ausbildung von Krankenpflegerinnen an, und die Zahl der von ihm angestellten Pflegerinnen beträgt bereits über 300.

Für die Ausbildung männlicher Krankenpfleger haben bisher hauptsächlich die unter der Centralleitung des würtembergischen Wohlthätigkeitsvereins befindliche Diakonenanstalt Karlshöhe bei Ludwigsburg, die in der berliner Charité errichtete Krankenwart-Schule, das städtische allgemeine Krankenhaus zu Berlin, die Krankenhäuser zu Elberfeld, Krefeld, Braunschweig u. s. w. gesorgt. Seitdem aber Prof. Esmarch in Kiel die Idee der Samariterschulen angeregt, hat sich dieselbe mit zündender Schnelligkeit nach allen Richtungen hin verbreitet und überall Boden gefaßt, sodaß es gegenwärtig wol wenig größere Krankenhäuser geben dürfte, in denen nicht geschulte Krankenpfleger, Heildiener und Heilgehülfen ausgebildet werden.

Daneben hat aber auch die internationale Kriegskrankenpflege neuerdings immer allgemeineren Boden gewonnen, und es sind hier namentlich die Genfer Convention zur Verbesserung des Loses der im Felde verwundeten Krieger (gegründet 1864), das internationale Comité vom Rothen Kreuz, welches gegenwärtig 25 Staaten (sogar die Türkei als 26. unter dem Zeichen des Rothen Halbmondes) umfaßt, die nicht blos während des Krieges, sondern auch nach demselben in der weitgehendsten Weise (Sorge für Beschaffung von künstlichen Gliedmaßen, Verpflegung der Kriegsgefangenen u. s. w.) thätig gewesen sind. — Aber auch die freiwillige Kriegskrankenpflege hat durch Bildung von Vereinen, wie z. B. des durch die Prinzessin Wilhelm von Preußen gegründeten Frauenvereins zum Wohl des Vaterlandes, der Kronprinzstiftung, der Prinzeß Maria-Anna-Stiftung, des König Wilhelm-Vereins, denen sich ähnliche Vereinigungen in Baiern, Würtemberg, Sachsen und andern deutschen Staaten anschlossen, eine überaus segensreiche Thätigkeit entwickelt, welche auch in Friedenszeiten nicht müde wird, die durch den Krieg geschlagenen — körperlichen und socialen — Wunden zu heilen.

Es würde zu weit führen, wollten wir uns hier noch ausführlicher mit den Leistungen der genannten und vieler anderer nicht genannter Vereine beschäftigen. Wir haben nur ein geschichtliches Gesammtbild geben wollen, wie Humanität, Opferwilligkeit und Leistungsfähigkeit Hand in Hand unverdrossen bemüht und bestrebt sind, menschliches Elend, namentlich unverschuldetes, zu lindern, und wie diese Bestrebungen immer weitere Anerkennung, immer größere Theilnahme und immer großartigere Erfolge zu verzeichnen haben.

(*Alfr. Krug.*)

KRANKHEIT (morbus, in Zusammensetzungen nosos, pathos) heißt im allgemeinen jede erheblichere Störung der normalen Lebensfunctionen, sei dieselbe durch Veränderungen in der Form und dem innern Bau der einzelnen Organe, oder sei sie durch Abweichungen in der Mischung und Zusammensetzung ihrer Bestandtheile bedingt. Das Kranksein steht dem Gesundsein gegenüber, doch sind beide Begriffe nicht etwa scharfe Gegensätze, sondern conventionelle Abgrenzungen, die eine große Uebergangsbreite zwischen sich schließen, sodaß häufig genug im Einzelfalle eine genaue Unterscheidung zwischen beiden unmöglich ist. Das „Normale" ist ja nur ein Durchschnittstypus, von dem der Einzelne nach verschiedenen Richtungen hin kleinere Abweichungen darbieten kann, ohne darum schon aus der „Breite der Gesundheit" herauszutreten. Gleichbedeutend mit Krankheit sind die Ausdrücke Leiden, Affection; geringere Grade derselben werden als Unwohlsein, Unpäßlichkeit bezeichnet. Von den alten Aerzten ist die Krankheit zunächst als ein selbständiges, von außen in den Körper eindringendes Wesen aufgefaßt worden, welches einen Kampf mit den normalen Lebenskräften, „der Natur", führe und dessen Entfernung aus dem Organismus die Aufgabe des Arztes sei. Diese (ontologische) Anschauung, die noch heute in populären Kreisen vielfach verbreitet ist, wurde unter dem Einflusse naturwissenschaftlicher Fortschritte durch die zwei Richtungen verdrängt, die man als Humoralpathologie und als Solidarpathologie bezeichnet. Die erstere sah als Ausgangspunkt und Verbreitungsmittel der Krankheit die Säfte (Humores) des Organismus an, während die letztere vielmehr die festen Theile als den Herd derselben betrachten zu müssen glaubte. Eine besondere

Entwickelungsform der Solidarpathologie ist die durch Virchow begründete Cellularpathologie, welche die Krankheitserscheinungen auf die Lebensvorgänge der organisirten Elementarbestandtheile des Körpers, der Zellen, zurückführte. Dem genannten Forscher gelang der Nachweis, daß die Krankheitsprocesse nach ihrem innersten Wesen nicht durchaus von den physiologischen Vorgängen verschieden sind, sondern daß sie nur durch ihr Auftreten zu abnormen Zeiten (Heterochronie) oder an abnormen Stellen des Körpers (Heterotopie) ihren bestimmten pathologischen Charakter erhalten.

Die Ursachen der Krankheit, mit deren Studium sich die Aetiologie beschäftigt, zerfallen ganz allgemein in zwei große Gruppen, je nachdem sie nämlich in dem erkrankten Organismus selber gelegen sind (innere Ursachen) oder von außen an denselben herantreten (äußere Ursachen); meist wirken beide Arten von Ursachen zusammen. Unter den innern Ursachen spielen namentlich die Erblichkeit, angeborene Bildungsfehler, Schwäche der Constitution eine große Rolle; von den äußern sind die wichtigsten klimatische Verhältnisse, schlechte Wohnung und Nahrung, ungesunde Beschäftigung (hygieinische Verhältnisse), ferner die Schmarotzer und Parasiten, endlich die erst in neuester Zeit in ihrer wahren Bedeutung erkannten Ansteckungsstoffe (Contagien und Miasmen). Nach der Art ihres Zusammenwirkens unterscheidet man auch solche Ursachen, welche die günstigen Bedingungen für die Entwickelung einer Krankheit hervorbringen (prädisponirende Ursachen) und solche, die nur den letzten Anstoß zum Ausbruch einer bereits in der Anlage vorhandenen Krankheit geben (accidentelle Ursachen). Die Krankheiten selbst zerfallen nach ihren Ursachen in verschiedene Gruppen, vor allem in angeborene und erworbene. Krankheiten, die durch äußere Gewalt entstanden sind, nennt man traumatische, solche, deren Ursachen in der Beschäftigung des Erkrankten liegen, Gewerbekrankheiten, solche, welche durch Parasiten hervorgerufen werden, parasitäre Krankheiten, solche, die sich auf Vergiftungen zurückführen lassen, Intoxicationskrankheiten u. s. f. Eine sehr wichtige ätiologische Gruppe von Krankheiten sind die sogenannten Infectionskrankheiten, die durch das Eindringen eines krankmachenden Stoffes in den Körper entstehen. Die eigentlichen, allerdings bisher nur zum Theil näher bekannten Träger des Krankheitsstoffes sind hier höchst wahrscheinlich regelmäßig kleinste Organismen, die durch ihre Einwanderung und rasche Vermehrung, sowie ihre sonstigen Lebenserscheinungen die krankhaften Störungen erzeugen. Diese Krankheitskeime können nun entweder direct von einem erkrankten Organismus sich auf andere verbreiten, oder aber sie entstehen nur an bestimmten Oertlichkeiten und befallen nur die dorthin gelangenden Organismen, ohne von diesen letztern auf andere übertragbar zu sein. Im erstern Falle nennt man die Krankheitsursache ein Contagium, die Krankheit selbst contagiös, ansteckend. Hierher gehören Masern, Scharlach, Pocken, Syphilis, Flecktyphus, Tuberkulose u. a. Im zweiten Falle dagegen spricht man von einem Miasma und einer miasmatischen Krankheit, wie beim Wechselfieber. Zwischen diesen beiden Formen von Krankheiten stehen die sogenannten miasmatisch-contagiösen Krankheiten, bei denen, wie bei der Cholera, das Krankheitsgift, wie es aus dem erkrankten Organismus ausgeschieden wird, erst eine gewisse Entwickelung erfährt, bevor es weiterhin ansteckend zu wirken vermag. Die letztgenannten wie die contagiösen Krankheiten treten wegen ihrer Uebertragbarkeit häufig in größerer Zahl gleichzeitig auf, indem sie sich von dem ursprünglichen Krankheitsherde weiter verbreiten; eine solche Häufung (Cumulirung) der Krankheitsfälle nennt man Epidemie und jene Krankheiten daher auch epidemische. Die miasmatischen Krankheiten dagegen sind an den Ort ihrer Entstehung gebunden; sie können nur eine örtlich begrenzte Zahl von Erkrankungen, eine Endemie, hervorrufen und heißen deshalb auch endemische Krankheiten. Wirklich bekannt sind die Krankheitserreger bisher erst vom Milzbrand (Bacillus anthracis), vom Rückfalltyphus (Recurrenzspirillen), vom Aussatze (Bacillus Leprae) und seit allerneuester Zeit auch von der Tuberkulose (Bacillus tuberculosis); es erscheint indessen zweifellos, daß weitere Untersuchungen auch bei den übrigen Infectionskrankheiten uns allmählich die verursachenden Organismen kennen lehren werden. Einzelne dieser Krankheitserreger wirken sehr intensiv und bedürfen kaum einer besondern Prädisposition, wie namentlich die Masern; andere dagegen, z. B. die Tuberkulose, scheinen fast nur auf besonders disponirtem Boden ihre verderbliche Thätigkeit entfalten zu können. Die meisten Contagien pflegen einen Organismus im Leben oder doch in einem größeren Zeitraume nur einmal zu befallen, indem sie denselben „durchseuchen", z. B. Scharlach, Pocken, Typhus. Auf dieser Erfahrung beruht die Idee der Schutzimpfung, der künstlichen Durchseuchung durch Erzeugung eines sehr geringen Grades der betreffenden Krankheit, wie sie gegen die Pocken mit bestem Erfolge schon lange geübt wird. Einzelne Contagien und namentlich Miasmen zeigen jedoch die aufgeführte Eigenschaft nicht; an der Diphtheritis und am Wechselfieber kann man oftmals wiederholt erkranken. Je nach dem Angriffspunkte des Leidens unterscheidet man äußere und innere, ferner örtliche und allgemeine, endlich Krankheiten der einzelnen Organe des Körpers. Die äußern und ebenso diejenigen innern Krankheiten, welche vorzugsweise einer chirurgischen Behandlung (mechanische Hülfsmittel, operative Eingriffe) bedürfen, faßt man auch wol unter dem Namen der chirurgischen Krankheiten zusammen. Ist eine Krankheit auf eine bestimmte Stelle des Körpers oder ein einzelnes Organ desselben beschränkt, so heißt sie örtliche oder Organerkrankung. Die Krankheiten der verschiedenen Organe haben zur Ausbildung vieler Specialwissenschaften Veranlassung gegeben, der Lehre von den Hautkrankheiten (Dermatologie), von den Frauenkrankheiten (Gynäkologie) und Nervenkrankheiten (Neuropathologie), zur Entwickelung der Augenheilkunde (Ophthalmologie), der Ohrenheilkunde (Otiatrie), der Seelenheilkunde (Psychiatrie) u. s. f. Auch die innere Medicin unterscheidet noch zwischen den Krankheiten der einzelnen Organe, der Athmungs-, Kreislaufs-, Verdauungs-, Harn- und Geschlechtsorgane u. s. f. Krankheiten, welche den ganzen Körper befallen, nennt man allgemeine oder

constitutionelle. Sind bei ihnen tiefere Störungen in der Blutmischung vorhanden, so nennt man sie Dyskrasien.

Durch die Zahl und Art der Organe, welche von der Krankheit befallen sind, werden die Erscheinungen (Symptome) dieser letztern bedingt. Ein sehr allgemeines, aber nichts weniger als untrügliches Symptom ist das Krankheitsgefühl, das zumeist durch das Vorhandensein von Schmerzen, großer Schwäche oder vom Fieber hervorgerufen wird. Das Krankheitsgefühl, die Schmerzen und die sonstigen nur dem Erkrankten wahrnehmbaren Krankheitserscheinungen stellt man als subjective Symptome den objectiven Symptomen gegenüber, die sich vom Arzte durch irgendwelche Hülfsmittel nachweisen lassen. Dieser Zweig der ärztlichen Wissenschaft heißt Diagnostik, insofern er die Natur der Krankheit erkennen lehrt. Das wichtigste Symptom, über welches zuerst entschieden werden muß, ist das Fieber, nach dessen Vorhandensein man die Krankheiten in fieberhafte (febrile) und fieberlose (afebrile) eintheilt. Weiter sind von allgemeinen, den Gesammtorganismus des Kranken betreffenden Erscheinungen noch wichtig der Stand seiner Ernährung und seiner Kräfte. In zweiter Linie kommen dann die örtlichen (localen) Symptome in Betracht, deren Verhalten im einzelnen durch eine Reihe verschiedener Untersuchungsmethoden geprüft wird. Dahin gehört die einfache oder mit besondern Hülfsmitteln (Augenspiegel, Ohrenspiegel, Nasen-, Kehlkopf-, Mutterspiegel, Endoskop, Mikroskop) ausgeführte Besichtigung (Inspection) der einzelnen Theile, Höhlen oder Ausscheidungen des Körpers, dann die Betastung (Palpation), die namentlich für chirurgische Krankheiten von großer Wichtigkeit ist, die Beklopfung (Percussion), welche über die physikalische Beschaffenheit der untersuchten Organe Aufschluß gibt, die Behorchung (Auscultation), ferner die Messung (Mensuration), die Untersuchung des Pulses (Sphygmoskopie), die elektrische Untersuchung der Nerven und Muskeln, die chemische Untersuchung der Ausscheidungen u. s. w. Die Gesammtheit der so gewonnenen Resultate gibt ein Bild von dem augenblicklichen Zustande (status praesens) des Kranken, der im Beginn der ärztlichen Behandlung festgestellt und dann in seinen ferneren Veränderungen verfolgt wird. Die Krankheitserscheinungen im einzelnen, wie die Zusammensetzung derselben zu einem Krankheitsbilde können außerordentlich wechseln je nach den Organen, welche, und der Art, wie dieselben in Mitleidenschaft gezogen werden. Chirurgische Krankheiten pflegen sich als Zusammenhangstrennungen, Quetschungen, Zermalmungen. Eiterungen, Geschwülste u. dgl. darzustellen, Infectionskrankheiten häufig durch Fieber und Allgemeinerscheinungen neben einzelnen örtlichen Symptomen, Dyskrasien durch Störungen der gesammten Ernährung. Erkrankungen eines Organsystems geben sich meistens zunächst in Functionsstörungen dieses letztern kund, z. B. Lungenkrankheiten in Erschwerung der Athmung, Nierenkrankheiten in Veränderungen der Harnausscheidung nach Menge und Beschaffenheit, Herzkrankheiten in Kreislaufstörungen. Bei längerer Dauer indessen gewinnt in der Regel auch eine ursprünglich örtliche Erkrankung durch die von ihr herbeigeführten Folgezustände Bedeutung für andere Organsysteme und schließlich für den ganzen Organismus, um so leichter, je wichtiger das zuerst befallene Organ für die Functionen der übrigen und somit für das Wohlergehen des gesammten Individuums war. Die Zurückführung der einzelnen Symptome auf ihre letzten Ursachen ist daher bisweilen sehr schwierig; solche Symptome, die mit Sicherheit auf das Vorhandensein einer bestimmten Krankheit schließen lassen, nennt man pathognomonische. Die erfahrungsgemäße Verknüpfung von Krankheitssymptomen, sowie den innern Zusammenhang derselben untereinander und mit den Krankheitsursachen zu untersuchen, ist die Aufgabe der speciellen Pathologie; unterstützt wird sie dabei von der allgemeinen Pathologie, welche die Lehre vom Kranksein im allgemeinen behandelt, ferner von der experimentellen Pathologie, welche jene Verhältnisse durch das Experiment zu studiren bestrebt ist, sowie von der pathologischen Anatomie und Chemie, welche uns die gröberen und feineren Veränderungen in Bau und Zusammensetzung der Organe des Körpers kennen lehren, wie sie sich unter dem Einflusse der krankhaften Störung vollziehen.

An die Aufnahme des status praesens, dessen Verständniß durch die Angaben über die Anfänge und die bisherige Entwickelung der Krankheiten (Anamnese) wesentlich erleichtert wird, schließt sich die Beobachtung des Verlaufes der Krankheit. Man unterscheidet vor allem einen acuten, nur wenige Tage oder Wochen dauernden, und einen chronischen, über längere Zeit sich hinerstreckenden Verlauf. Acute Krankheiten sind meist mit Fieber verbunden, chronische seltener. Im einzelnen nennt man mit Rücksicht auf den Verlauf typische Krankheiten solche, die eine gewisse Regelmäßigkeit in der Aufeinanderfolge und Dauer ihrer einzelnen Perioden erkennen lassen, wie z. B. Typhus, Pocken, Scharlach, Lungenentzündung; atypisch dagegen diejenigen, bei denen der Verlauf ein unregelmäßiger, schwankender ist und keine bestimmt charakterisirten, abgegrenzten Stadien darbietet (namentlich Rheumatismen). Eine besondere Form des typischen Verlaufes zeigen die periodischen Krankheiten, bei denen sich in regelmäßiger Aufeinanderfolge dieselbe Gruppe von Krankheitserscheinungen wiederholt. Liegt zwischen den einzelnen Perioden ein Zeitraum, in dem gar keine krankhaften Symptome nachweisbar sind, so ist die Krankheit eine intermittirende; jede Periode stellt dann einen Anfall, Paroxysmus, dar (Wechselfieber, Krämpfe, gewisse Geisteskrankheiten). Eine Verschlimmerung im Laufe einer Krankheit nennt man eine Steigerung (Exacerbation) oder, wenn sie durch das Weitergreifen des krankhaften Processes auf gesunde Theile bedingt war, einen Nachschub. War die Genesung beim Auftreten der Verschlimmerung schon bis zu einem gewissen Grade fortgeschritten, so spricht man von einem Rückfalle oder Recidiv, wie er besonders beim Gelenkrheumatismus außerordentlich häufig vorkommt. Ein Nachlaß der Krankheitserscheinungen heißt Remission; den häufigen Wechsel zwischen Remissionen und Exacerbationen bezeichnet man als remittirenden Verlauf.

Den Ausgang der Krankheit bildet im günstigsten

Falle die Genesung, die Rückkehr zur Gesundheit, die sich, namentlich nach schwereren Krankheiten, durch das Zwischenstadium der sogenannten Reconvalescenz zu vollziehen pflegt, einer Periode, in der die wesentlichsten Krankheitserscheinungen zwar verschwunden sind, in der aber doch noch eine gewisse Schwäche und geringe Widerstandsfähigkeit gegen äußere Einflüsse besteht. Der Eintritt in die Reconvalescenz kann sich rasch und plötzlich, binnen wenigen Stunden (durch eine Krisis) vollziehen, wie bei der Lungenentzündung, oder aber, weit häufiger, ganz langsam und allmählich (durch Lysis). Sind die durch eine Krankheit herbeigeführten Störungen keiner vollkommenen Rückbildung fähig, so ist die Genesung trotz des Aufhörens der ursprünglichen Krankheit eine unvollständige, wie z. B. nach Gelenkrheumatismus häufig Herzfehler zurückbleiben. Ferner kann eine Krankheit anderweitige Leiden (Nachkrankheiten) in ihrem Gefolge haben, wie die Lungenentzündung bisweilen die Schwindsucht nach sich zieht. Endlich kann auch bei völligem Verschwinden aller Krankheitserscheinungen eine starke Disposition zu ferneren Erkrankungen zur Ausbildung gelangt sein. Die letzte Art des Ausganges, welchen eine Krankheit nehmen kann, ist der Tod. Der Tod tritt entweder plötzlich ein oder nach einem kürzere oder längere Zeit dauernden Todeskampfe (Agonie). Sehr wichtig ist die Unterscheidung des Todes vom Scheintode, einem Zustande vorübergehenden tiefsten Daniederliegens aller Lebensfunctionen. Die sichersten Zeichen des wirklichen Todes sind die Todtenstarre und die Fäulnißerscheinungen. Ursachen des Todes sind entweder allgemeine Entkräftung, außerordentlich hohe oder niedere Temperaturen oder Functionsstörungen einzelner Organe, die zuletzt stets die Hirnthätigkeit unmöglich machen müssen, da von ihr die Erhaltung des Bewußtseins und damit des individuellen Lebens abhängig ist. So können Lungenkrankheiten durch Kohlensäurevergiftung, Nierenkrankheiten durch Harnstoffvergiftung des Gehirns, Herzkrankheiten durch Circulationsstörungen in demselben tödten u. s. f. Der Tod bietet dem Arzte Gelegenheit, den Sitz und die Art der Krankheit durch die Leichenöffnung (Autopsie, Section) genau festzustellen und dadurch seine während des Lebens gewonnene Ansicht zu controliren. Den Ausgang einer Krankheit vorauszubestimmen ist die Aufgabe der Prognose.

Die Behandlung (Therapie) der Krankheit richtet sich entweder gegen die Ursache des ganzen Leidens und sucht dieselbe zu beseitigen (causale Therapie) oder sie beschäftigt sich mit der Bekämpfung einzelner Erscheinungen (symptomatische Therapie) oder endlich sie bemüht sich nur, alle weiteren Schädlichkeiten von dem Erkrankten abzuhalten, indem sie den eigentlichen Verlauf der Krankheit sich selbst überläßt (exspectative Therapie). Diejenige Wissenschaft, welche nicht die Heilung der Krankheit zu erreichen, sondern schon das Entstehen derselben von vornherein zu verhüten sucht, heißt Prophylaxis. Ihr steht die Hygieine zur Seite, welche sich mit dem Studium und der Beseitigung aller jener Schädlichkeiten des täglichen Lebens befaßt, die als Entstehungsursachen von Krankheiten angesehen werden müssen. Die Hülfsmittel der Therapie sind im allgemeinen äußere und innere; sie bedient sich derselben je nach dem besondern Bedürfnisse (Indication), welches sich aus dem vorliegenden Krankheitsbilde ergibt. Die operativen Heilmethoden und die mechanischen Hülfsmittel sind hauptsächlich in der Chirurgie und den ihr verwandten Zweigen der Medicin im Gebrauch, während die Behandlung der innern Krankheiten vorzugsweise durch Medicamente geschieht. Außerdem aber gibt es einzelne nichtmedicamentöse sehr wirksame Heilmittel, die zum Theil für bestimmte Organsysteme in Verwendung kommen, wie die Einathmungen (Inhalationen) für die Athmungsorgane, die Elektricität für das Nervensystem, zum Theil aber den gesammten Körperzustand günstig beeinflussen. In letzterer Beziehung ist namentlich die Regelung der Ernährung (Diät) von besonderer Wichtigkeit, ferner Bäder aller Art, gymnastische Proceduren, Luftcuren u. s. f. Die Auswahl der im Einzelfalle zu treffenden Maßregeln wird sich jeweils nach der Art und dem Stadium der vorliegenden Krankheit und nach der besondern Eigenthümlichkeit des Erkrankten zu richten haben.

Vgl. Virchow, Vier Reden über Leben und Kranksein (Berlin 1862); Derselbe, Die Cellularpathologie in ihrer Begründung auf physiol. und pathol. Gewebelehre (Berlin 1858; 4. Aufl. 1872); Uhle und Wagner, Handbuch der allgemeinen Pathologie (7. Aufl., Leipzig 1876). *(E. Kraepelin.)*

KRANZ (auch Kranzkuhren), ein Gutsbezirk und Ostseebad in der Provinz Ostpreußen, Regierungsbezirk Königsberg, Kreis Fischhausen. Kranz liegt 28 Kilom. von Königsberg am südlichen Anfange der Kurischen Nehrung, hat Post- und Telegraphenamt, Düneninspection, eine Station für Rettung Schiffbrüchiger, Fischerei, Dampfschiffahrt nach Memel, und ist ein sehr besuchter Badeort. Der Ort hatte 1880: 1096 Einwohner und das Bad wird jährlich von über 4000 Badegästen besucht. Westlicher liegt, 15 Kilom. östlich von Brüsterort, das Seebad Neukuhren. Der Gutsbezirk Warnicken, 7 Kilom. östlich von Brüsterort, mit der Wolfsschlucht, ist der schönste und malerischste Punkt an der Nordküste von Samland. *(G. A. von Klöden.)*

KRAPIWNA, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Tula, unter dem 53° 57′ nördl. Br. und 54° 50′ östl. L., 52 Kilom. im Südwesten von Tula, auf dem steilen, unebenen Ufer der Plawa, unweit vom Einflusse derselben in die Upa. Der Name Krapiwna kommt schon im Testament Dimitrij Donskoj's vor (1371), der die Stadt mit den umliegenden Dorfschaften seiner Gemahlin vermachte. Unter Johann dem Grausamen (1571) war Krapiwna mit einer hölzernen Mauer, hohem Erdwalle und tiefem Graben umgeben. Im J. 1587 wurde Krapiwna von den Tataren zerstört, 1607 von dem Heere Schuiskoj's eingenommen. Im J. 1708 wurde die Stadt dem Gouvernement Moskau zugezählt, 1719 kam sie an die tulaer Statthalterschaft, 1777 wurde sie Kreisstadt derselben, 1796 außer Etat gesetzt und 1802 wieder zur Kreisstadt des Gouvernements Tula erhoben. Krapiwna hat 5 Kirchen, 1 Bank, 1 Kreis- und 1 Pfarrschule, 1 Hospital, 1 Papierfabrik, 4 Oelmühlen, 2 Talg-

schmelzereien, 1 Gerberei und 2446 Einwohner. Die Kaufleute handeln mit Hanföl und Leinsamen nach Tula, Moskau und Kaluga hin. Die sechs Jahrmärkte werden schwach besucht und unterscheiden sich nur wenig von den gewöhnlichen Wochenmärkten. (*A. von Wald.*)

KRAPP (Färberröthe) ist die gemahlene Wurzel verschiedener, zur Gruppe der Rubiaceen gehörender Pflanzen, von denen namentlich wichtig ist Rubia tinctorum, wild in Kleinasien, Griechenland, am Kaukasus und im südlichen Europa, aber auch cultivirt im Elsaß, in Schlesien, Ungarn, Holland, Thüringen und der Provence (Avignon). Außerdem kennt man noch folgende Arten der Gattung Rubia: Rubia peregrina, in Persien, Piemont und auf Minorca; Rubia lucida und angustifolia auf Majorca; Rubia cordifolia auf Minorca, in China, Japan und Sibirien, und Rubia mungista oder Mungeet (Munjeha) in Ostindien.

Schon Dioskorides und Plinius gedenken einer zum Rothfärben dienenden Pflanze, welche den Griechen und Römern unter dem Namen Erythrodanon (*ἐρυθρόδανον* oder *ἐρευθέδανον*) und Rubia bekannt war. Im Mittelalter wurde der Krapp verantia oder varantia genannt, woher sich die französische Bezeichnung „garance" ableitet. Die Cultur des Krapps ging von der Levante aus und fand Eingang im 16. Jahrh. zuerst in Italien, namentlich in Toscana, dann in Frankreich, Schlesien und Holland. Karl V. führte den Krappbau im Elsaß ein, Colbert 1766 in der Gegend von Avignon im südlichen Frankreich. Da man mit Krapp schöne und echte, mit Hülfe verschiedener Beizen gleichzeitig auch verschiedene Farben hervorbringen kann, so ist dieses Farbmaterial noch bis vor wenig Jahren eins der wichtigsten im Baumwollendruck und in der Färberei der Baumwolle und Wolle gewesen. Im Departement Vaucluse, dem Hauptmittelpunkt der Krappindustrie, wurden bis etwa zum J. 1870 jährlich in 30 Fabriken 40 Millionen Kilogr. Wurzeln auf 33 Millionen Kilogr. Krapppulver verarbeitet. Die Entdeckung des künstlichen Alizarins ist jedoch verhängnißvoll für die Krappcultur geworden, welche dadurch auf ein geringes Maß beschränkt ist.

Die ausdauernde, 60—120 Centimeter hohe Krapppflanze besitzt einen krautartigen Stengel, lanzettförmige, gegen- oder quirlständige Blätter, gestielte, kleine, gelbgrüne Blüten, eine anfangs röthliche, dann schwarze, fleischige Frucht, 10—25 Centimeter lange, federkieldicke, wenig ästige Wurzeln, welche bei brauner Oberfläche innerlich von gelbrother Farbe sind. Die Krappwurzel ist geruchlos, von süßlichem, zugleich bitterem und adstringirendem Geschmacke; sie färbt den Speichel roth.

Während in der Levante nur 5—6 jährige Wurzeln geerntet werden, geschieht dies in Europa schon mit 2—3-jährigen. Man reinigt das Erntegut von Erde, sortirt sorgfältig nach der Größe und trocknet in besondern Räumen bei 50° so lange, bis beim Biegen ein glatter Bruch entsteht. Im Rhônedepartement erfolgt das Trocknen in einem Darrofen, welcher 3 Siebe enthält zur Aufnahme der Krappwurzeln in 20 Centimetern hohen Lagen. Unzerkleinerte Wurzeln, wie sie direct der Trockenofen liefert, kommen nur noch selten als Levantischer oder Türkischer Krapp, Lizari oder Alizari in den Handel; meist verkauft man die gemahlene Waare. Nachdem die getrockneten Wurzeln leicht gedroschen oder auf einer kleinen Mühle von Holz oder Stein grob zerkleinert sind, kommt das erhaltene Product in Siebmaschinen, die mit Drahtgaze von verschiedener Stärke überspannt sind. Während die eine Hälfte ziemlich feine Gaze enthält und nur Erde hindurchfallen läßt, ist die andere mit gröberem Gewebe versehen, welches die Epidermis und die Wurzelfäserchen passiren, nicht dagegen die Krappwurzeln. Der Abgang beträgt 2—4 Proc. erdige Theile und 2—3 Proc. Epidermis, man bezeichnet denselben mit „Mullkrapp" (billon, garance mulle). Die präparirten Wurzeln werden in Walzenmühlen nach nochmaligem vorhergehendem Trocknen entweder im ganzen gemahlen (Unberaubter Krapp, garance non robée) oder in halbzermahlenem Zustande abermals einem Siebprocesse unterworfen, wodurch die Schale der Rinde vollständig entfernt wird, und dann erst fein gemahlen. Es resultirt hierbei der Beraubte Krapp (garance robée), welcher in Tonnen von 1000—1100 Kilogr. verpackt, während der bei der „Beraubung" erhaltene Abfall in den Garancinfabriken verwendet wird. Vor Feuchtigkeit gut geschützt, hält sich das Krapppulver mehrere Jahre unverändert, für gewisse Zwecke ziehen sogar die Färber ein Material vor, welches 1—2 Jahre gelagert hat, da während dieser Zeit schon ein gewisser Theil der Glukoside durch das Erythrozym Spaltung erfährt, wodurch die Ausgiebigkeit für directes Färben erhöht wird. 100 Kilogr. lufttrockene Wurzeln liefern 80—83 Kilogr. Pulver. Nach dem Orte der Gewinnung des Krapps unterscheidet man im Handel folgende Sorten:

1) Holländischer oder Zeeländischer Krapp stellt ein gelbes bis bräunlichgelbes, grobes, fettig anzufühlendes Pulver dar, welches an der Luft feucht wird, sich rothbraun färbt (arbeitet), einen widerlichen Geruch annimmt und sich zusammenballt, infolge von eintretender Zersetzung sein Volumen vergrößert (wächst) und schließlich zu einer dunkler gefärbten Masse zusammenbackt (Traubenkrapp). Bei dieser erst nach drei Jahren beendeten Zersetzung (Gärung) der den Farbstoff enthaltenden Verbindung findet eine Anreicherung von Farbstoff statt, weshalb man nie frischen, sondern mindestens ein, am besten drei Jahre alten, aber auch wiederum nicht älteren Krapp, der durch Zersetzung an Farbstoff Einbuße erlitten hat, verwendet. Der Holländische Krapp kommt als Mullkrapp (Korte), Gemeiner Krapp (gemeene Krap), Beraubter Krapp (beroofter Krap) und Unberaubter Krapp (onberoofter Krap) vor, welche Sorten vielfach gemischt werden. Er wird in Zeeland, auf den Inseln Schouwen, Walcheren und Zuid-Beveland, sowie in Südholland durch Ableger, welche Nebensprosse von guten einjährigen Pflanzen sind, vermehrt. Man erntet die 2—3 jährigen Wurzeln, kann aber an derselben Stelle nur alle zehn Jahre Krapp anbauen, da derselbe den Boden zu sehr erschöpft.

2) Elsässer oder Pfälzer Krapp wird nur aus beraubten Krappwurzeln dargestellt und ist dem Holländer

Krapp sehr ähnlich, von hellgelber bis dunkelbrauner Färbung. An der Luft Wasser anziehend, nimmt er dunkelrothe Farbe an und erreicht den höchsten Grad seiner Güte schon nach zwei Jahren, verdirbt darüber hinaus aber sehr schnell. Man gewinnt die Krapppflanzen durch Aussaat oder durch Setzlinge auf einem thonhaltigen, kalkfreien Boden. Der Güte nach ist beim Elsässer Krapp zu unterscheiden Mull (O), dann, je nachdem der gemahlenen inneren Wurzel mehr oder weniger Rinde beigemengt ist, Mittelfein (M. F.), Feinfein (F. F.), Superfein (S. F.) und Superfeinfein (S. F. F.).

3) Französischer oder Avignon-Krapp bildet ein rosenrothes bis blutrothes, feines und trocken anzufühlendes Pulver, welches weniger schnell Wasser anzieht als die beschriebenen Sorten. Er wird in großer Menge in der Provence, in Vaudrissin und Avignon, den Departements Vaucluse, Bouches du Rhône aus Samen gebaut, in vorzüglicher Qualität namentlich in den ausgetrockneten Sümpfen, welche bei Isle à Entraigues beginnen, sich die Sorgue entlang erstrecken und unter dem Namen Paluds bekannt sind. Auf diesem an Calciumcarbonat sehr reichen Boden wachsen nur rothe Wurzeln, während die übrigen Landstriche nur rosenrothe Wurzeln erzeugen. Man unterscheidet hiernach Palud-Krapp, Garance palud oder Paludalizari von tiefrothem Aussehen (besonders nach einigem Lagern) und rosenrothen Krapp von lichterer Färbung. Beide Krappsorten werden im Handel häufig gemischt. Als Bezeichnungen der Güte gelten P. für Palud-Krapp, R. für rosenrothen Krapp, F. für fein u. s. w.

4) Schlesischer Krapp, hinsichtlich seiner Güte dem Elsässer Krapp nachstehend, wird namentlich in der Nähe von Breslau, Liegnitz und Neumark angebaut. Man unterscheidet zwei Arten desselben, die Sommerröthe, welche Anfang Sommers, und die Herbströthe, welche im Herbste geerntet wird.

5) Oesterreichischer und Ungarischer Krapp, von geringerer Qualität als die beschriebenen Sorten, wird meistens im Lande verwendet.

Die Bestandtheile des Krapps, namentlich aber die Krappfarbstoffe, sind vielfach Gegenstand der Untersuchungen der Chemiker gewesen, die Resultate jedoch, zu denen man gelangt ist, entbehren vielfach der Uebereinstimmung, und erst die neuesten Arbeiten verschiedener Forscher haben vollständigere Aufklärung über dieselben gebracht. Nach Köchlin enthält frische Krappwurzel 22 Proc. Trockensubstanz und 78 Proc. Wasser. Von ersterer kommen 17 Proc. auf die fleischigen und 5 Proc. auf die inneren holzigen Theile der Wurzel. Von 100 Theilen trockener Handelswaare löšten sich in kaltem Wasser 55, in kochendem 3, in Alkohol 1,5 Theile, nicht aufgenommen wurden demnach von diesen Lösungsmitteln 40,5 Theile. Der wässerige Auszug enthält wesentlich Glukose oder eine derselben sehr nahe stehende Zuckerart, die in der frischen Wurzel zum Theil sicher schon fertig gebildet ist, während sie in älterem Krapp zum Theil durch Spaltung der darin enthaltenen Glukoside entsteht, ferner Rohrzucker (nach W. Stein bis zu 8 Proc.), Gummi und schleimartige Substanzen (pectinsaures Kalium), durch Wärme coagulirbares Eiweiß, eine durch Alkohol fällbare stickstoffhaltige Substanz, welche befähigt ist, die farbegebenden Glukoside zu spalten und Pectin in Pectinsäure überzuführen (Erythrozym), ferner eine eigenthümliche, von Schunk Chlorogenin, von Rochleder Rubichlorsäure genannte Substanz, die beim Kochen mit verdünnten Mineralsäuren ein unlösliches, dunkelgrünes Pulver liefert, weinsaure, apfelsaure, citronensaure, schwefelsaure, salzsaure und phosphorsaure Alkalisalze, die farbegebenden Glukoside und unbestimmte Extractivstoffe. In kochendem Wasser und in Alkohol lösen sich hauptsächlich die Farbstoffe, welche durch Spaltung der Glukoside frei gemacht sind, und die Harze, während der in Alkohol und Wasser unlösliche Theil des Krapps sich aus Cellulose, freier Pectinsäure, pectinsaurem Calcium, Pectose, schwerlöslichen Salzen, Kieselsäure, Thonerde und Eisenoxyd zusammensetzt. Die Asche des Krapps, deren Untersuchung für die Erkennung von Verfälschungen mit fremden mineralischen Substanzen von Wichtigkeit ist, besteht aus den mineralischen Stoffen, welche die Pflanze aus dem Boden aufgenommen hat, und aus den kohlensauren Salzen, welche durch Zersetzung der organischsauren Salze entstanden sind, also hauptsächlich aus Kaliumcarbonat und einer geringeren Menge von Calciumcarbonat. Menge und Zusammensetzung der Asche hängt sehr von der Beschaffenheit des Bodens ab, auf welchem die Wurzeln gewachsen sind, erstere schwankt von 6,05—10,72 Proc., sie beträgt im Mittel 8,5 Proc. vom Gewichte des Krapps. Von Aschenanalysen seien angeführt:

	Elsässer Krappasche von kalkreichem Boden	Elsässer Krappasche von kalkarmem Boden	Zeeländische Krappasche	Asche von Krapp der Districte Cuba und Derbent an der Westküste des Kaspischen Meeres	
Kali	29,68	27,47	3,42	34,47	39,20
Natron	11,90	0,09	25,76	4,47	2,34
Kalk	34,92	30,16	16,29	11,70	32,78
Magnesia . . .	3,76	3,79	3,17	20,42	4,86
Chlornatrium .	7,85	22,52	12,58	7,45	4,25
Phosphorsäure	5,32	4,76	16,84	11,49	8,15
Schwefelsäure .	3,72	2,21	2,86	1,70	2,17
Eisenoxyd . . .	1,19	3,47	2,67	3,49	0,95
Kieselsäure . .	1,66	5,53	16,41	5,11	5,30

Von größter Wichtigkeit für die Güte und Verwendung des Krapps zum Färben sind die farbegebenden Glukoside. Die frische Krappwurzel enthält die Farbstoffe in anderer Form, als sie zum Theil in getrocknetem, gemahlenen und längere Zeit aufbewahrten Krapp vorhanden sind, nämlich als in Wasser lösliche Verbindungen, welche zur Klasse der Glukoside gehören. Wird der wässerige Krappauszug oder auch feuchtes Krapppulver der Luft ausgesetzt, so beginnt unter dem Einflusse des obenerwähnten löslichen Ferments, des Erythrozyms, eine Spaltung der Chromogene in schwerlösliche Pigmente und Glukose einzutreten. Aus diesem Grunde enthält käuflicher Krapp immer mehr oder weniger freien Farbstoff, je nachdem mehr oder weniger Zeit seit dem Mahlen desselben ver-

flossen ist oder die Wurzeln längere oder kürzere Zeit in der Erde gewesen sind. Wie oben erwähnt, nimmt aber nach einer gewissen Zeit die Färbekraft des Krapps ab und zwar ist diese Zeit für verschiedene Krappsorten eine ungleiche. Von den Arbeiten, welche die farbstoffgebenden Glukoside des Krapps darzustellen bezweckten, sind als erste über diesen Gegenstand zu nennen diejenigen von Ed. Köchlin[1]), Descaine[2]), Watt[3]), Robiquet und Colin[4]), Kuhlmann[5]), Higgin[6]) und Runge.[7]) Nachdem bereits Kuhlmann im J. 1823 auf das Vorhandensein eines krystallisirbaren Farbstoffes im Krapp aufmerksam gemacht hatte, gelang es Robiquet und Colin 1826, eine röthlichgelbe, krystallinische Substanz abzuscheiden, die sie Alizarin nannten und welche ein Jahr später auch von Kuhlmann auf einem andern Wege erhalten wurde. Kuhlmann fand dabei auch noch einen zweiten gelben Farbstoff, das Xanthin. Runge gelangte im J. 1835 bei seinen Untersuchungen zu nicht weniger als fünf Farbstoffen: Krapppurpur, Krapproth, Krapporange, Krappgelb und Krappbraun; er sah das von Robiquet und Colin entdeckte Alizarin für reines Krapproth, Kuhlmann's Xanthin für ein Gemenge von Krapppurpur, Krapproth und Krapporange an. Reinere Präparate erhielten Rochleder und Schunk[8]) bei ihren Arbeiten. Der letztere Chemiker stellte 1847 das schon bekannte Alizarin und einen neuen Krappfarbstoff, das amorphe Rubian, und zwei Harze dar und beschrieb als Rubianderivate eine ganze Reihe neuer Körper, nämlich die Farbstoffe: Rubianin, Rubialin, Rubiagin, Rubiacin, Rubiadin, Rubiacinsäure, ferner die Harze: Verantin und Rubiretin. Alle diese Körper sind vermuthlich nicht reine chemische Verbindungen, sondern Gemische gewesen, wenigstens hat das Schunk von seinem Hauptkörper, dem Rubian, später zugegeben. Glücklicher war Rochleder[9]), welcher 1851 den Krapp untersuchte und zu wieder anderen Resultaten als seine Vorarbeiter gelangte, indem er außer dem Alizarin und dem Purpurin, einem farbegebenden Glukosid, welches Wolff und Strecker[10]) 1850 aus dem Krapp neben gelben Farbstoffen dargestellt hatten, eine eigenthümliche krystallinische Verbindung, von ihm Ruberythrinsäure genannt, isolirte, welche bei Einwirkung verdünnter Säuren und wässeriger Alkalien in Zucker und Alizarin zerfiel. Er gab ihr die Formel $C_{26}H_{28}O_{14}$. Die Spaltung des Glukosids erfolgt dann nach der Formel:

$$\underset{\text{Ruberythrinsäure}}{C_{26}H_{28}O_{14}}+2H_2O=\underset{\text{Alizarin}}{C_{14}H_8O_4}+\underset{\text{Zucker}}{2C_6H_{12}O_6}$$

Die Ruberythrinsäure, identisch mit Morindin aus Morinda citrifolia, bildet gelbe seidenglänzende Prismen, die wenig in kaltem, leicht in heißem Wasser, in Alkohol und Aether löslich sind. Die obige Zersetzung der Ruberythrinsäure findet zum Theil im Krapp bei längerem Liegen an der Luft statt unter der Einwirkung eines löslichen Ferments, des Erythrozyms. Die spaltende Wirkung des letztern kann nach E. Kopp[11]) dadurch aufgehoben werden, daß man den Krapp statt mit reinem Wasser mit sehr verdünnter wässeriger schwefliger Säure auszieht; das Purpuringlukosid, welches gleichzeitig mit in Lösung geht, ist weit unbeständiger als die Ruberythrinsäure, da es schon bei 50—60° von der verdünnten schwefligen Säure zersetzt wird, was bei dem andern Krappglukosid erst bei 100° der Fall ist.

Mehr Erfolg als mit Abscheidung der Krappglukoside haben die Chemiker mit der Isolirung und dem Reindarstellen der Krappfarbstoffe gehabt. Mit der Untersuchung dieser Körper waren vor allen beschäftigt: Wolff und Strecker[12]), Schützenberger und Plessy[13]), Schützenberger und Schiffert[14]), Schunk und Römer[15]), Plath[16]), endlich Rosenstiehl.[17]) Der letztgenannte Forscher namentlich hat durch eine große Anzahl von Arbeiten die Kenntniß der Krappfarbstoffe sowol modificirt als ergänzt. Er fand, daß Krapp drei Glukoside enthält, welche das Pseudopurpurin, das Alizarin und das Mungistin oder Krapporange liefern. Nach diesen neueren Untersuchungen kann man ferner mit Sicherheit vier rothe und zwei gelbe Krappfarbstoffe, die sämmtlich krystallinisch und wohlcharakterisirt erhalten wurden und die aller Wahrscheinlichkeit nach als secundäre Zersetzungsproducte von Krappglukosiden zu betrachten sind, nennen. Diese sind:

1) **Alizarin**, Dioxanthrachinon, Lizarinsäure, Krapproth $C_{14}H_8O_4=C_6H_4\left\{\begin{matrix}CO\\CO\end{matrix}\right\}C_6H_2(OH)_2$. Schöne, orangerothe Nadeln oder, aus wässerigem Aether sowie verdünntem Alkohol krystallisirt erhalten, goldgelbe Schuppen, welche 3 Mol. H_2O enthalten, das bei 100° C. unter Rothfärbung der Krystalle fortgeht. In kaltem Wasser ist Alizarin fast unlöslich, um ein Geringes mehr in heißem, leicht in Alkohol, Aether, Holzgeist, Benzol, Steinöl, Glycerin und Eisessig, besonders beim Erwärmen. Die Lösungen sind von gelber Farbe und zeigen ein charakteristisches Absorptionsspectrum.[18]) Alizarin schmilzt bei 215° C. und sublimirt bei derselben Temperatur in orangefarbenen, bei größerer Dicke in orangerothen Nadeln.

Alizarin löst sich in concentrirter Schwefelsäure mit dunkelrother Farbe und scheidet sich selbst aus der erhitzten Lösung auf Zusatz von Wasser wieder aus. Mit Oxydationsmitteln, wie kochender Salpetersäure, gibt es Phtalsäure[19]), mit salpetriger Säure Antrachinon[20]), mit Zinkstaub erhitzt Anthracen.[21]) Beim Schmelzen mit Kali-

1) Bull. soc. ind. Mulhouse 1, 182 (1828). 2) Journ. pharm. 24, 224. 3) Ann. chim. phys. 4, 104. 4) Ann. chim. phys. [2] 34, 225 (1826). 5) Ibid. [2] 24, 225; Journ. Pharm. 14, 354. 6) Phil. Mag. 33, 282. 7) Journ. pr. Chem. 5, 362 (1835). 8) Annal. Chem. Pharm. 66, 174; 81, 336; 87, 344. 9) Wiener akad. Ber. 6, 433; 7, 804; Ann. Chem. Pharm. 80, 321; 82, 205. 10) Ann. Chem. Pharm. 75, 1.

11) Bull. soc. ind. Mulhouse 31, 145; Dingler, Journ. 160. 173. 12) Bull. soc. ind. Mulhouse 27, 395. 13) Ibid. 30, 70. 14) Deutsche chem. Ges. 10, 172; 175, 790; 11, 431; Chem. News 38, 270. 15) Deutsche chem. Ges. 9, 1204; 10, 614. 16) Ibid. 10, 1618. 17) Compt. rend. 79, 680; 83, 827; 84, 559, 1029; Ann. chim. phys. 13, 248; Bull. soc. ind. Mulhouse 1879, 409. 18) Chem. Soc. Journ. 12, 198; Zeitschr. Chem. Pharm. 1860, 166; Jahresber. der Chemie 1859, 522. 19) Ann. Chem. Pharm. 66, 167 und 81, 347; Jahresber. der Chemie 1847—48, 768; Ann. Chem. Pharm. 75, 1; Jahresber. der Chemie 1850, 522. 20) Deutsche chem. Ges. 8, 774. 21) Ann. Chem. Pharm. 7. Suppl. 257; Jahresber. 1868, 479.

hydrat werden Benzoësäure und Protocatechusäure gebildet.[22]) Läßt man auf in Wasser vertheiltes Alizarin Chlorgas einwirken, so löst es sich nach Entfernung des überschüssigen Chlors in Kalilauge mit hochrother Farbe wie das Purpurin.[23]) In Ammoniakgas färbt sich Alizarin violett, in wässerigem Ammoniak löst es sich und gibt nach längerem Erhitzen auf 100° auf Zusatz einer Säure violette Flocken von Alizarinamid.

Alizarin verhält sich Basen gegenüber ähnlich den substituirten Phenolen wie eine schwache Säure, es bildet daher Salze[24]), welche der allgemeinen Formel $C_{14}H_6(O_2)(OM)_2$ entsprechen; ferner Aether[25]) nach eben diesem Typus. Die Alkalisalze und das Ammoniumsalz sind in Wasser, und zwar mit schön violetter Farbe, löslich, nicht dagegen die Verbindungen des Alizarins mit den alkalischen Erden und den Metallen. Diese bilden violett, rosa, roth oder schwarz gefärbte Niederschläge und entstehen durch directe Vereinigung des Alizarins mit den betreffenden Basen oder durch Fällung seines Ammoniumsalzes mit Metallsalzen: $CaC_{14}H_6O_4+H_2O$, purpurfarbiger Niederschlag; $BaC_{14}H_6O_4+H_2O$, blauer Niederschlag; $Pb.C_{14}H_6O_4$, violettbrauner Niederschlag; Thonerde und Zinnalizarat, rosenroth bis tiefpurpurroth gefärbte Verbindungen, von denen die erstere fabrikmäßig als sogenannter Krapplack erzeugt wird; die Eisenverbindungen sind violett oder schwarz gefärbt. Das Verhalten des Alizarins zu Metallsalzen wird in ausgiebigster Weise in der Kattundruckerei benutzt, um diese gefärbten Lacke auf der Faser des Gewebes selbst entstehen zu lassen.

Wie bemerkt, wurde Alizarin im J. 1826 von Robiquet und Colin aus Krapp zuerst dargestellt und von Rochleder im J. 1851 als Spaltungsproduct des von ihm aufgefundenen Glukosids, der Ruberythrinsäure, erkannt, aus welcher es durch Kochen mit Säuren oder Alkalien oder durch Gärung entsteht. Es findet sich auch noch natürlich in der Wurzelrinde von Morinda citrifolia.[26]) Nachdem Strecker bereits einen Zusammenhang zwischen dem Kohlenwasserstoffe Anthracen $C_{14}H_{10}$ und dem natürlichen Alizarin vermuthet hatte, gelang es im J. 1868 Gräbe und Liebermann, Alizarin künstlich aus Anthracen zu erzeugen. Sie führten das letztere durch oxydirende Agentien (Erhitzen mit Chromsäure oder Salpetersäure) in Anthrachinon $C_{14}H_8O_2$ über, erhielten aus diesem durch Behandlung mit Brom Dibromanthrachinon $C_{14}H_6Br_2O_2$, welches durch Erhitzen mit Aetzkali bei einer Temperatur von 180—200° C. Alizarinkalium bildete, das man mit Salzsäure zersetzte:

1) $C_{14}H_6Br_2O_2+4KOH$
Dibromanthrachinon Kali
$=C_{14}H_6K_2O_4+2BrK+2H_2O$;
Alizarinkalium Bromkalium Wasser

2) $C_{14}H_6K_2O_4+2HCl=C_{14}H_8O_4+2KCl$.
Alizarinkalium Salzsäure Alizarin Chlorkalium.

Dieses Verfahren ließen sich die Entdecker patentiren; da es sich aber zur fabrikmäßigen Gewinnung größerer Mengen von Alizarin nur in geringem Maße eignete, so wurde ihnen später das Patent entzogen. Spätere Versuche führten Gräbe und Liebermann zu einer einfacheren Darstellungsmethode, nach welcher durch directe Behandlung des Anthracens mit Brom Dibromanthracen und aus diesem durch weitere Behandlung mit Brom höher bromirte Substitutionsproducte erhalten wurden, die mit Kaliumhydroxyd, wie oben behandelt, Alizarin lieferten. In der badischen Anilin- und Sodafabrik arbeitete man anfangs nach diesem Verfahren, ließ aber dasselbe fallen, als im Juni 1869 Gräbe, Liebermann und Caro, einen Tag später auch Perkin, ein englisches Patent auf eine einfachere Gewinnungsmethode des Alizarins erhalten hatten. Nach dieser, welche gegenwärtig wol am meisten im Großen Anwendung findet, wird 1 Theil Anthrachinon mit 4—5 Theilen concentrirter Schwefelsäure (1,84 spec. Gew.) bei einer Temperatur von 270—290° C. zunächst in ein Gemenge von Anthrachinonmono- und -disulfosäure übergeführt. Erstere entsteht hauptsächlich dann, wenn man eine schwächere Säure bei niedrigerer Temperatur und kurzer Einwirkung anwendet; sie liefert später das Alizarin für Violett. Letztere unter entgegengesetzten Umständen; sie bildet das Material für das an Isopurpurin reiche Alizarinroth. Man neutralisirt die Sulfosäuren mit Calciumcarbonat, filtrirt vom Gips ab und fällt das Filtrat mit Soda. Die vom ausgeschiedenem Kalke abgezogene klare Flüssigkeit wird zur Trockne verdampft und die erhaltene Salzmasse durch Erhitzen mit Aetznatron auf 250—270° C. in Alizarinnatrium übergeführt, welches man mit Salzsäure zersetzt. Die Processe lassen sich durch folgende Formeln interpretiren:

1ª. $C_{14}H_8O_2+SO_2(OH)_2$
Anthrachinon Schwefelsäure
$=C_{14}H_7.O_2,SO_2(OH)+H_2O$
Anthrachinonmonosulfosäure

1ᵇ. $C_{14}H_8O_2+2SO_2(OH)_2$
Anthrachinon Schwefelsäure
$=C_{14}H_6.O_2(SO_2OH)_2+2H_2O$
Anthrachinondisulfosäure

2. $C_{14}H_7O_2.SO_2.ONa+3NaOH+O$
Anthrachinonmonosulfosaures Natrium Aetznatron
$=C_{14}H_6O_2(ONa)_2+SO_2.O.Na_2+2H_2O$
Alizarinnatrium Natriumsulfit

3ª. $C_{14}H_6.O_2(SO_2ONa)_2+2NaOH$
Anthrachinondisulfosaures Natrium Aetznatron
$=C_{14}H_6O_2(ONa)_2+2SO_2ONa_2$
Alizarinnatrium Natriumsulfit

3ᵇ. $C_{14}H_6O_2(SO_2ONa)_2+5NaOH+O$
Anthrachinondisulfosaures Natrium Aetznatron
$=C_{14}H_5O_2(ONa)_3+SO_2(ONa)_2+3H_2O$
Trioxyanthrachinon- oder Isopurpurinnatrium Natriumsulfat

Endlich ist auch noch ein im J. 1869 von Perkin und von Gräbe und Liebermann aufgefundenes Verfahren, bei dem die Bildung von Anthrachinon umgangen wird, zu erwähnen. Durch Behandlung von Anthracen mit concentrirter Schwefelsäure bei einer bis auf 150° C. ge-

---

22) Deutsche chem. Ges. 12, 1293. 23) Ann. Chem. Pharm. 75, 1. 24) Ann. Chem. Pharm. 66, 187; 75, 8. 25) Ibid. 7. Suppl. 257; Jahresber. der Chemie 1868, 479 und 1869. 26) Jahresber. der Chemie 1847—48, 749; 1864, 543.

steigerten Temperatur verwandeln sie dasselbe in Anthracendisulfosäure und führen letztere durch oxydirende Agentien in Anthrachinondisulfosäure über.

Während früher die Ausbeute an Alizarin in fabrikmäßigem Großbetriebe zwischen 50 und 60 Proc. des angewendeten Anthracens schwankte, ist dieselbe neuerdings auf fast die theoretische Menge gebracht. Das Product bildet eine je nach seiner Reinheit gelbe oder bräunliche, ziemlich dünnflüssige Paste, welche neben reinem Alizarin wechselnde Mengen von Isopurpurin und Flavopurpurin enthält. Es wird im Handel Blaustich und Gelbstich unterschieden; der erstere enthält vorwiegend Alizarin und dient hauptsächlich zur Erzeugung violetter Farben, der letztere wenig oder gar kein Alizarin, dagegen ein Gemenge von Isopurpurin und Flavopurpurin, welche Farbstoffe mit Thonerdebeize ein Purpurroth, bezw. ein feuriges Gelbroth geben. Der Gehalt der Alizarinpaste beträgt durchschnittlich 10—15 Proc. Farbstoffe; sie besitzt die zehn- bis zwölffache Färbekraft der Garancine.

Die Production an künstlichem Alizarin ist von Jahr zu Jahr im Steigen begriffen, während andererseits die Krapppreise und der Krappbau fortwährend zurückgehen. Gegenwärtig wird jährlich mehr künstliches Alizarin dargestellt, als früher in einer Jahresernte Krapp enthalten war.

Von andern Alizarinfarben haben eine gewisse Bedeutung erlangt: Alizarincarmin (Salze der Sulfosäuren des Alizarins und Purpurins); Alizarinblau, $C_{17}H_{19}NO_4$, erhalten durch Behandlung von Nitroalizarin mit Glycerin und Schwefelsäure, gibt mit Eisenbeizen Nuancen, die denen des Indigo ähnlich sind; Alizarinorange (Nitroalizarin), $C_{14}H_7(NO_2)O_4$, welches mit Thonerdebeizen orangefarbene Töne erzeugt, und Alizarinbraun.

2) **Pseudopurpurin** (Purpurincarbonsäure), $C_{15}H_8O_7 = C_6H_4\left\{\begin{matrix}CO\\CO\end{matrix}\right\}C_6(OH)_3COOH$, bildet den Hauptbestandtheil des käuflichen Purpurins. Kleine rothe Blättchen, fast unlöslich in Alkohol und Wasser, löslich in siedendem Benzol und Chloroform. Schmelzpunkt 218—220° C. Da Pseudopurpurin die Carbonate der Erden zerlegt und mit denselben bei Siedetemperatur des Wassers beständige, unlösliche Salze bildet, so färbt es nicht gebeizte Zeuge in Gegenwart von Kalksalzen (Unterschied vom Purpurin). Wurde von Schützenberger und Schiffert entdeckt.

3) **Purpurin** (Trioxyanthrachinon), $C_{14}H_3O_5 = C_6H_4\left\{\begin{matrix}CO\\CO\end{matrix}\right\}C_6H(OH)_3$, ist wahrscheinlich, wie erwähnt, in der Krappwurzel als Glukosid. Lange, orangefarbene Nadeln mit 1 Mol. Wasser, aus absolutem Alkohol wasserfrei in tiefrothen Prismen. Löslich in heißem Wasser, Alkohol, Aether und in Alkalien mit hochrother, in siedender Alaunlösung mit gelbrother Farbe (Trennung von Alizarin). Kalk- und Barytwasser geben purpurrothe Niederschläge.

4) **Purpurinhydrat**, $C_{14}H_{22}O_5 = C_{14}H_8O_3.2H_2O$, von Rosenstiehl durch Fällung einer Lösung von Purpurin in reinem Alkali- oder Alaunwasser mit einer Säure erhalten. Verhält sich gegen kalkhaltiges Wasser wie Purpurin.

5) **Munjistin** (Krapporange), Xanthopurpurincarbonsäure, $C_{15}H_8O_6 = C_6H_4\left\{\begin{matrix}CO\\CO\end{matrix}\right\}C_6H(OH)2COOH$, findet sich wahrscheinlich als Glukosid im indischen Krapp (von Rubia munjista) und im künstlichen Purpurin. Goldglänzende Blättchen oder Nadeln, wenig in kaltem, leichter in siedendem Wasser, in Aether, Chloroform, Benzol, kochendem Eisessig und wasserhaltigem Alkohol löslich. Wenig über ihrem Schmelzpunkte (231°) zerfällt die Verbindung in Kohlensäure und Purpuroxanthin. Löslich in Alkalien mit rother Farbe und in kochender Alaunlösung.

6) **Purpuroxanthin** (Dioxyanthrachinon), $C_{14}H_8O_4 = C_6H_4\left\{\begin{matrix}CO\\CO\end{matrix}\right\}C_6H_2(OH)_2$, demnach isomer dem Alizarin. Gelbe, glänzende, sublimirt gelbrothe Nadeln vom Schmelzpunkte 262—263° C. Leichtlöslich in Alkohol, Benzol und Essigsäure und in siedender Alaunlösung, Calcium- und Baryumsalze in Wasser mit orangegelber Farbe schwerlöslich.

Diese sechs Krappfarbstoffe stehen zueinander in engster Beziehung; alle sind hydroxylirte Derivate des Anthrachinons, zwei von ihnen enthalten noch eine Carboxylgruppe. Pseudopurpurin bildet mit dem Alizarin den größeren Theil des im Krapp enthaltenen Farbstoffes; kochender absoluter Alkohol, ebenso kochendes destillirtes Wasser führt es in wenigen Stunden in ein Gemenge von Purpurin und Purpurinhydrat über, wobei Kohlensäure, oder in Munjistin, wobei Sauerstoff abgespalten wird. Aus diesem Grunde findet sich Pseudopurpurin niemals in den für den Handel bestimmten Erzeugnissen des Krapp, dem Garancin, dem Garanceux und den verschiedenen Krappextracten, wohl aber in dem nach E. Kopp's Verfahren dargestellten künstlichen Purpurin, welches außer diesem Hauptbestandtheile noch Purpurin und dessen Hydrat, Munjistin und Purpuroxanthin, enthält. Durch Oxydationsmittel gelang es zwar, Alizarin in Purpurin überzuführen, nicht aber ersteres aus einem der fünf übrigen zu erhalten. Das künstliche, durch Oxydation des Alizarins erhaltene Purpurin gibt bei der Reduction nicht Alizarin, sondern dessen Isomeres, das Purpuroxanthin. Das Krapppurpurin, welches bisher synthetisch nur aus dem Alizarin erhalten wurde, ist nicht identisch mit dem aus Anthracen erhaltenen Purpurin. Es enthält die drei Hydroxylgruppen an einen der beiden Benzolkerne angelagert, während die beiden isomeren Verbindungen Anthrapurpurin oder Isopurpurin und Flavopurpurin, welche durch Schmelzen von anthrachinondisulfosaurem Natrium mit Kali entstehen, die Wasserreste OH auf beide Benzolkerne vertheilt besitzen. Diese beiden Körper finden mit Alizarin gemengt Anwendung in der Baumwollfärberei, um ein echteres und schöneres Roth zu erzeugen, als es mit Hülfe des Krapppurpurins möglich ist. Nur in der Wollfärberei ist man bisjetzt immer noch bei der Verwendung der Krapppräparate geblieben, da die künstlichen Trioxy-Anthrachinonfarbstoffe letztere nicht ganz haben ersetzen können.

Pseudopurpurin färbt nur in destillirtem Wasser,

bei Gegenwart von Kalk entstehen unlösliche gefärbte Verbindungen (Lacke), mit Thonerdesalzen dagegen sehr wenig haltbare rothe Farben. Da ferner das Munjistin und das Xanthopurpurin mit Thonerden und Eisenbeizen ganz unechte orangegelbe, gelbe und graue Farben erzeugt, so darf man nach Rosenstiehl nur das Alizarin, das Purpurin und dessen Hydrat als die wesentlichen, werthvollen Krappfarbstoffe betrachten. Die Krapppigmente können nicht direct die Faser eines Gewebes färben, es ist vielmehr hierzu die Beihülfe von Beizmitteln (Mordants) nothwendig; letztere stellen meistens Metalloxyde, hauptsächlich Aluminiumhydroxyd, Eisenhydroxyd oder Chromhydroxyd dar. Nachdem durch geeignete Operationen das Metalloxyd unlöslich in den Poren der Faser niedergeschlagen ist, wird das so vorbereitete Zeug in das Farbstoffbad gebracht und es bildet sich nun eine unlösliche Verbindung des Farbstoffs mit dem Metalloxyd, welcher Lack genannt wird. Die Farbe desselben ist je nach der angewendeten Beize, dem Krappfarbstoff und den gegebenen Verhältnissen: roth, rosa, violett, schwarz und braun. Schwarz ist nur ein sehr dunkles Violett, hervorgerufen durch concentrirte Eisenbeize. Braun erhält man als Mischung von Rosa und Violett durch eine Combination von Thonerde- und Eisenbeize. Rosa ist ein schwächeres Roth mit bläulichem Stich. Sonach sind die Hauptfarben Roth und Violett, ersteres entsteht durch Thonerde-, letzteres durch Eisenbeize. Für violette Farben ist hinsichtlich der Farbstoffe das Alizarin von größerer Wichtigkeit als das Purpurin, dagegen sind schöne rothe und rosenrothe Farbentöne nur durch eine Zusammenwirkung von Alizarin und Purpurin zu erzielen; sind diese Farbstoffe im richtigen Verhältnisse gemischt, so lassen sich nach Rosenstiehl's umfassenden Färbeversuchen alle Nuancen erreichen, welche man beim Färben mit Krapp und dessen industriellen Abkömmlingen erhält. Das Verhältniß des reinen Alizarins zum Purpurin im Meissonier'schen Krappextract wird auf 45 : 55 und in Kopp's Alizarin auf 70 : 30 angegeben. Soll das Alizarin die Beizen vollständig sättigen, soll namentlich das Violett mit der richtigen Nuance ausgefärbt werden, so ist, eine Beobachtung, die schon längst empirisch gemacht war, ein bestimmter Zusatz von Calciumcarbonat zum destillirten Wasser der Farbflotte nicht zu entbehren. Es hat sich herausgestellt, daß man am besten so viel Bicarbonatlösung in Wasser hinzufügt, daß sich Monocalciumalizarat bilden kann. Ein weiterer Zusatz von Kalk wirkt unvortheilhaft. Die Asche eines guten Roth enthält Calcium und Aluminium im Atomverhältnisse Al_4Ca_3. Bisweilen bringt man mit der Metallbeize einen modificirten fetten Körper hinzu, um dem Lacke größeren Glanz und größere Echtheit zu ertheilen. Dieses Verfahren wird bei der Türkischroth-Färberei angewendet.

Krapppräparate. Der Uebelstand einerseits, daß beim Färben mit Krapp nicht nur Alizarin und Purpurin, sondern auch den Ton der Farbe beeinträchtigende gelbe und graue Farbstoffe sich niederschlagen und so die beabsichtigte Wirkung stören, andererseits, daß nur ein gewisser Theil des in der Wurzel enthaltenen werthvollen Farbstoffs beim Färben fixirt wird, indem nahezu die Hälfte desselben mit den Calciumsalzen und dem holzigen Theile verbunden ist und dadurch gehindert, in der Farbflotte sich aufzulösen, hat schon im Anfange dieses Jahrhunderts zu der Idee geführt, den Krapp von allen schädlichen und unbrauchbaren Stoffen zu befreien und den Farbstoff in concentrirterer Form darzustellen. Aber erst im J. 1866 gelang es, ein festes Product, welches obigen Bedingungen völlig entsprach, auf den Markt zu bringen, das Rochlederin, und kurze Zeit nachher wurde auch ein flüssiger Extract von Pernod in Avignon geboten. Beide Präparate sind fast reines Alizarin. Die Methoden, deren man sich bedient, derartige Präparate darzustellen, bestehen theils darin, daß die fremden, in Wasser löslichen Substanzen, sowie diejenigen Verbindungen, welche durch geeignete, den Farbstoff nicht modificirende Mittel löslich gemacht werden können, entfernt werden, theils in einer Lösung der Farbstoffe in solchen Reagentien, welche nur diese aufnehmen, theils in rein mechanischen Operationen oder endlich in solchen, die sich die Flüchtigkeit der Farbstoffe zu Nutze machen. Die hauptsächlichsten Krapppräparate sind folgende:

1) **Krappblumen** (Fleures de garance), von Julian und Roquer 1851 zu Sorgues (Vaucluse) zuerst dargestellt, werden erhalten durch Maceration von Krapp bei gewöhnlicher Temperatur mit seinem 8—10fachen Gewichte Wasser, welches hinreichend mit Schwefelsäure angesäuert ist, um das kohlensaure Calcium im Krapppulver zu zersetzen. Auf 100 Kilogr. Krapppulver gebraucht man 1—2 Kilogr. Säure. Die Mischung bleibt in Filtrirkufen 1—6 Tage sich selbst überlassen, je nachdem eine geistige Gärung entstehen soll oder nicht; hierauf wird dieselbe auf ein wollenes Filter gebracht und der Rückstand in leinenen Säcken dem Drucke hydraulischer Pressen ausgesetzt. Den zerbröckelten Preßkuchen trocknet man bei 50—70° C., mahlt die Krappblumen auf Mühlen und bringt das fertige Präparat in Tonnen von 700—800 Kilogr. Inhalt. Durch die Maceration des Krapps mit Wasser wird eine Gärung eingeleitet, welche eine Menge von schleimigen Substanzen und Zucker entfernt. Die vom Auswaschen des Krapps herrührenden Wasser dienen zur Fabrikation von **Krappspiritus**. 100 Kilogr. Krapp liefern 55—60 Kilogr. Krappblumen und 7—10 Liter Alkohol von 87° Tr., welcher letztere seines unangenehmen Geruchs und Geschmacks wegen (herrührend von der Anwesenheit homologer Alkohole und eines eigenthümlichen Kampfers, des Krappkampfers) gewöhnlich zur Darstellung von Aether und Firniß Verwendung findet. Die Krappblumen geben ein echtes und schönes Violett, Roth und Rosenroth und liefern mit Thonerde- und Eisenmordants dunklere Farben als roher Krapp. Da beim Färben mit Krappblumen der weiße Grund reiner bleibt, so können die Seifenbäder vermindert werden. Vor der Darstellung des künstlichen Alizarins wurden in Avignon jährlich 4 Millionen Kilogr. Krapp auf Blumen verarbeitet.

2) **Garancin** (Krappblumen von Lagier). Dieses Robiquet und Colin 1828 patentirte Präparat ist ein mit stärkerer, warmer Schwefelsäure behandelter und ausgewaschener Krapp. Nach der ursprünglich gegebenen Vorschrift wurde avignoner Krapp mit dem gleichen oder noch größerem Gewichte an concentrirter Schwefelsäure bis gegen 70° erhitzt, wobei nach dem Auswaschen mit Wasser und völligem Entfernen der Säure ein zum Färben taugliches Product, Krappkohle (Charbon sulfurique de garance) resultirte. Gegenwärtig digerirt man Krapppulver mit der 8—10fachen Menge Wasser, das mit Schwefelsäure oder Salzsäure schwach angesäuert ist (pro 100 Kilogr. Krapppulver 1—2 Kilogr. Säure), in analoger Weise, wie bei der Fabrikation der Krappblumen angegeben ist. Die Waschwasser werden zur Alkoholfabrikation benutzt. Der bei der Filtration rückständige Teig erhält, nachdem er mit Wasser zu einem dicken Brei verarbeitet ist, einen Zusatz von concentrirter Schwefelsäure oder Salzsäure, und wird nun durch Einleiten von Dampf mehrere Stunden in der Siedehitze erhalten, darauf in ein mit kaltem Wasser halbgefülltes Bassin einlaufen gelassen und der Rückstand auf Wollfiltern so lange mit Wasser ausgewaschen, bis das Filtrat eine hellweinrothe Farbe angenommen hat. Die abgetropfte und abgepreßte Masse wird getrocknet und pulverisirt. 100 Kilogr. Krapppulver liefern 34—37 Kilogr. Garancin. Da 100 Theile Garancin mindestens 400 und höchstens 500 Theilen Krapp an Färbekraft entsprechen, so kann man durchschnittlich auf einen Gewinn an letzterer von 70—80 Proc. rechnen. Durch die Wirkung der warmen Schwefelsäure findet theils eine Zerlegung der Krappglukoside und der Farbstoffverbindungen mit Kalk und Magnesia, ferner eine Ueberführung von Pseudopurpurin in unlösliches Purpurin, somit eine Erhöhung des Farbstoffgehalts statt, theils werden holzige Bestandtheile, welche mechanisch Farbstoff umschließen und so der Ausnutzung sich entziehen, ebenso die unlöslichen pectinsauren Salze und schleimige, stickstoffhaltige Verbindung zerstört und in Lösung übergeführt. In der richtigen Concentration der angewendeten Schwefelsäure liegt ein Haupterforderniß zur Gewinnung eines guten Garancins. Zweckmäßig wendet man auf 100 Kilogr. Krapppulver 30 Kilogr. Schwefelsäure von 66° Bé oder 40 Kilogr. Chlorwasserstoffsäure an. Da die Garancinfarben, namentlich Violett, weniger echt und nicht so haltbar als die des Krapps sind, so ist der Gebrauch des Garancins in vieler Hinsicht beschränkt. Ein großer Vorzug des Präparats liegt in dem Umstande, daß der Farbstoff im Garancin frei von gelben Pigmenten ist, daß man somit beim Färben weiße Stellen bedeutend reiner erhält als bei Benutzung des Krapps und der Krappblumen, daß endlich das Aviviren zum Theil unterlassen werden kann, was besonders da von großem Vortheil ist, wo gleichzeitig andere empfindliche Farben, welche die Seifenbäder schlecht vertragen, auf das Gewebe mitaufgedruckt sind. Verbesserungen in der Garancinbereitung stammen von Higgin, ferner von Verdeil und Michel. Beide Verfahren sind 1859 für England patentirt.[27]) Im Departement Vaucluse wurden früher jährlich 9—10 Millionen Krapp auf Garancin verarbeitet. Eine besondere Varietät des Garancins ist das Pinkoffin (Alizarine commerciale), welches von Pinkoff, Schunk und Comp. seit dem J. 1854 in den Handel gebracht ist. Man erhält das Präparat durch Erhitzen von gutem neutralen Garancin auf 200° C., wozu überhitzter Wasserdampf oder ein Oelbad benutzt werden kann, als feines chokoladenbraunes Pulver. Es ist ausgezeichnet durch den Glanz und die Schönheit der durch dasselbe erhaltenen violetten Farben. Da bei der Darstellung des Pinkoffins ein Theil des Purpurins zerstört wird, so resultirt ein Product von geringerer Färbekraft als das Garancin. Vier Theile Garancin entsprechen ungefähr fünf Theilen Pinkoffin.

3) **Garanceux** (Garancée) ist das durch Behandlung der beim Färben mit Krapp oder Krappblumen in der Farbflotte zurückbleibenden Absätze erhaltene Präparat. Zu seiner Darstellung behandelt man den Inhalt der benutzten Färbebäder zuerst mit einer verdünnten Schwefelsäure von $1{,}_{05}$, wodurch das Eintreten der Gärung verhindert und der gelöste Farbstoff niedergeschlagen wird, filtrirt, preßt den Rückstand scharf aus, vermischt den zertheilten Preßkuchen mit $^1/_5$ seines Gewichts an concentrirter Schwefelsäure und erhitzt einige Stunden das Gemisch durch eingeleiteten Dampf. Es resultirt ein braunschwarzes Product, welches sorgfältig durch anhaltendes Waschen mit Wasser von Säure befreit, ausgepreßt, getrocknet und gemahlen wird. Garanceux wurde zuerst von Steiner und Schwarz 1843 erhalten, es entspricht ungefähr $^1/_5$ bis $^1/_4$ seines Gewichts gutem Garancin und dient, da man mit ihm nur wenig schöne und echte Farben erzeugen kann, hauptsächlich nur zum Färben grober Kattunstoffe.

4) Auf mechanischem Wege stellt Pernod[28]) ein Krapppräparat durch Ausschlämmen des Farbstoffs aus den Pflanzenzellen dar, indem er grobgemahlenen Krapp, auf einem Siebe von Metallgaze ausgebreitet, einem kräftigen Wasserstrahl, welcher das in den gerissenen Pflanzenzellen lose eingeschlossene Pigment herausspült, aussetzt. Man erhält ein braunes Pulver, welches ein ebenso großes Färbevermögen wie das sieben- bis achtfache Gewicht Krappblumen besitzt.

5) **Krappextracte** sind die mit gewissen Lösungsmitteln für Krappfarbstoffe gewonnenen Auszüge, sie enthalten die Pigmente in mehr oder weniger concentrirter und von Pflanzenfaser freier Form und sind theils mit dem zur Darstellung angewendeten Lösungsmittel, theils mit dem Namen des Erfinders bezeichnet. Zur Extraction sind benutzt worden: Alkohol, Holzgeist, Schwefelkohlenstoff, Glycerin, Schieferöle; Lösungen von Natriumcarbonat, Natriumphosphat, Natriumpyrophosphat, Natriumhydroxyd, von borsauren, kieselsauren und ölsauren Alkalien. Da mit Hülfe dieser Lösungsmittel

27) Muspratt, Chemie, 3. Auflage, II, 1137. 28) Dingler, Journ. 179, 483; Polyt. Centralblatt 1866, 681.

sich nur der freie, nicht der gebundene Theil des Farbstoffs ausziehen läßt und auch die mit dem Holze verbundene Menge des letztern im Rückstande bleibt, so nimmt man zweckmäßig gleichzeitig die Behandlung des Krapps mit einer Mineralsäure vor, welche die unlösliche Form der Pigmente zersetzt. Die Einwirkung der Säure kann sowol vor jedweder andern Behandlung stattfinden, als auch dann, wenn bereits ein Theil des Farbstoffs entfernt ist. Robiquet und Colin erhalten ein an Färbekraft sehr reiches Product, unter dem Namen Colorin in den Handel gebracht, indem sie den weingeistigen, kalten Auszug der sogenannten schwefelsauren Krappkohle mit Wasser fällen. Kuhlmann kocht den Krapp mit Alkohol aus und wäscht das eingedampfte Extract zur Entfernung löslicher Stoffe mit Wasser. Nach einer andern Vorschrift soll man Krapp, welcher mehrere Tage mit verdünnter Schwefelsäure (1 : 8) digerirt und hierauf mit Wasser ausgewaschen ist, mit 85 procentigem Alkohol erschöpfen. Häufiger wird dem Krapp oder dem Garancin mit kochenden und angesäuerten Alaunlösungen der Farbstoff entzogen, welcher sich aus der erkalteten Flüssigkeit niederschlägt; auch kochende Essigsäure von 8° Bé dient demselben Zweck. Von allen auf diese Weise gewonnenen Extracten hat keins eine größere Bedeutung für die Technik erlangt; wichtiger für dieselbe wurden die nach dem Verfahren von Rochleder, Pernod und Kopp dargestellten Krapppräparate. Wenn man in Erwägung zieht, daß der wirkliche Färbewerth im Krapp circa 1 Proc., in den Krappblumen 2 Proc., im Garancin 6—7 Proc. des Gewichts beträgt, daß mithin in den bisher angewendeten Krapppräparaten eine Menge fremder Stoffe, die zum großen Theil einen ungünstigen Einfluß auf die Reinheit der Nuancen beim Färben äußern, als unnützer Ballast vom Productions- zum Fabrikationsort oft viele hundert Meilen weit transportirt werden, so mußte ein von diesen Uebelständen freies, reines Product, wie es 1866 Rochleder in Prag darzustellen gelang, in der Technik schnell günstige Aufnahme finden. Die Rochleder'sche Erfindung ging an die Leitenberger'sche Fabrik in Cosmanos bei Prag über, welche ein Präparat, das Rochlederin, in Gestalt eines gelben Pulvers (fast reines, mit Hinterlassung von sehr wenig Kohle in orangerothen Krystallen sublimirbares Alizarin) in den Handel brachte, das, beim directen Farbendruck verwendet, ausgezeichnete Resultate lieferte. In den großen Krappdistricten in Frankreich wurde kurze Zeit nachher ebenfalls von Pernod in Avignon ein ähnliches Extract in Form eines zehnprocentigen Teigs dargestellt, welches auch fast reines Alizarin als wirksamen Bestandtheil enthielt. Pernod zieht Krapp oder Garancin mit heißem schwefelsäurehaltigem Wasser (auf 1 Liter Wasser 5g Säure) aus. Durch das Abkühlen der gesammelten Auszüge bildet sich ein orangefarbener Niederschlag, der auf einem Filter gesammelt und mit Wasser bis zum Verschwinden der sauren Reaction ausgewaschen wird. Rochleder digerirte Krapp mit Wasser von 55° C. zur Extraction des Purpurins und erschöpfte den Rückstand mit siedendem Holzgeist, welcher, in Wasser gegossen, das Alizarin ausfallen ließ. Auch Meissonier in Rouen stellte um 1867 einen Krappextract her, welcher an Güte dem Pernod'schen Fabrikate mindestens an die Seite zu stellen ist. Neuerdings ist von E. Kopp[29]) ein ausführliches Verfahren zur Gewinnung dieser Extracte, wie der Krappfarbstoffe überhaupt, gegeben worden. Nachdem der Krapp mit dem $3\frac{1}{2}$ bis 4fachen seines Gewichts starker Schwefligsäurelösung, der man $\frac{1}{4}$ Proc. Schwefelsäure hinzugesetzt hat, 12—18 Stunden behandelt ist, wodurch Zucker, Gummi und gelbe Extractivstoffe in Lösung gehen, läßt man in Flanellsäcken abtropfen, preßt die rückständige Masse unter hydraulischen Pressen heftig aus und unterwirft dieselbe in einer Reihe von Kufen einem methodischen Auslaugeprocesse mit dem 4—5fachen Gewichte schwachem und lauem Schwefelsäurewasser. Die Extractionsflüssigkeit wird von einer Kufe in die andere gepumpt, und die Temperatur in den aufeinanderfolgenden Kufen um je 10° gesteigert, sodaß concentrirte, heiße, stark mit Farbstoff beladene Flüssigkeiten resultiren. Sind dieselben auf 35°—40° erkaltet, so erhalten sie einen Zusatz von $3\frac{1}{2}$—4 Proc. Schwefelsäure, worauf Purpurin sich abscheidet. Nachdem das letztere sich abgesetzt hat, wird die überstehende Flüssigkeit abgezogen und zum Sieden erhitzt, um das „grüne Alizarin" zu fällen. Dieses grüne Alizarin (Alizarine verte) gibt an Weingeist einen beigemengten harzigen Stoff, Chlorogen, ab, und es bleiben ungefähr 25 Proc. Gelbes Alizarin (Alizarine jaune) rückständig. Die in den Macerirbottichen zurückbleibenden Krapprückstände behandelt man mit der zum Sieden erhitzten Mutterlauge des Alizarins und erhält nach Filtration, Abpressen und Trocknen Garancin und aus dem sauren Filtrat nach einigem Stehen noch etwas **Braunes Alizarin**, welches als concentrirter Extract in den Handel gelangt. 100 Kilogr. Krapp liefern $\frac{2}{3}$ Kilogr. schön orangerothes Purpurin, $2\frac{1}{2}$ Kilogr. grünes und 0,1—0,15 braunes Alizarin, außerdem 30—32 Kilogr. Garancin. Dieses Kopp'sche Purpurin besteht wesentlich aus Pseudopurpurin, daneben aus Purpurin, Purpuroxanthin und Munjistin, es ist zum Färben von Artikeln mit weißem Grunde und bunten Mustern sehr geeignet, erzeugt auf gebeizten Stoffen weinrothe, rosenrothe und schwarze, nicht violette Nuancen und besitzt ein zehnmal größeres Färbevermögen als der Krapp. Das grüne Alizarin färbt in einem Bade von hoher Temperatur mit einer schwächeren Beize Rosa, Türkischroth, Violett, Braun und Schwarz sehr gut und echt, sein Färbevermögen ist 32—36mal größer als das des Krapps. Es gelangt in Teigform in den Handel. Man hat auch versucht, Alizarin direct durch Sublimation aus dem Krapp zu erhalten und zwar mit Hülfe eines Stroms überhitzten Wasserdampfs. Apparate für diesen Zweck haben Köchlin und Kopp angegeben, von welchen aber nur der des letztern für die fabrikmäßige Gewinnung sich eignet. Die Temperatur des Dampfes wird während

29) Bull. soc. ind. Mulhouse 1867, 437; Dingler, Journ. 187, 329, 409.

der Operation von 200° C., wo die Sublimation des Alizarins beginnt, nach und nach auf 240° C. gesteigert.

Krapplacke heißen die unlöslichen, gefärbten Verbindungen, welche die rothen Krappfarbstoffe mit Metalloxyden bilden. Nur die Thonerdelacke sind im Gebrauche, sie werden auf folgende Weise gewonnen. Man kocht nach Persoz ausgewaschenen Krapp 20 Minuten lang mit der 10fachen Menge Alaunlösung (10%), filtrirt und läßt es auf 40° C. erkalten. Hierauf werden auf 100 Theile Alaun 78 Theile essigsaures Blei hinzugefügt, es fällt Bleisulfat aus, welches man abfiltrirt. Das rothe Filtrat gibt, zum Sieden erhitzt, einen Niederschlag, welcher wesentlich aus Pseudopurpurinthonerde besteht, gut ausgewaschen und getrocknet wird. Die Krapplacke besitzen eine mehr oder weniger dunkle Rosafarbe mit bläulichem Reflex; da sie ebenso echt wie die Krappfarben sind, so werden sie vielfach in der Oel- und Aquarellmalerei und zum Färben künstlicher Blumen, in Essigsäure gelöst auch in der Dampfdruckfärberei verwendet.

Krappfärberei. Wie bereits erwähnt, erfordert das Befestigen der Krappfarben auf der Faser die Beihülfe von Beizen (Mordants) und findet mit oder ohne Mitwirkung von Oel statt. Im letztern Falle, bei der gewöhnlichen Krappfärberei auf Kattun, mittels welcher man rothe, rosa, lila, violette und schwarze Farben theils einzeln, theils gleichzeitig erzeugen kann, sind folgende Operationen nothwendig:

1) Möglichst vollständiges Bleichen des Kattuns.
2) Aufdrucken der Beizen.
3) Befestigung der Beizen in den Poren der Faser.
4) Das Ausfärben oder Krappen.
5) Das Schönen, Aviviren oder Reinigen der Farben.

Zu Beizen werden meist die essigsauren Salze der Basen benutzt, welche mit den Krappfarbstoffen einen Lack von der gewünschten Nuance geben, also eine schwache Thonerdebeize für Rosa, eine stärkere für Roth, eine schwache Eisenbeize für Violett, eine stärkere für Schwarz, eine gemischte Eisen- und Thonerdebeize für Braun. Auch Beizen mit Zinn-, beziehungsweise Chromsalzen werden zur Erzielung rother, beziehungsweise brauner Farbentöne benutzt. Da man es in seiner Gewalt hat, die eine Stelle des Stoffs mit dieser, die andere Stelle mit jener stärkeren oder schwächeren Beize zu behandeln, so ist es möglich, in einer einzigen Operation eine ganze Reihe von Farben auf einmal im Kessel zu erzeugen und der Krappdruck wird daher überall in der größten Ausdehnung betrieben. Die Befestigung der Mordants, welche, mit Stärke oder Gummi verdickt, auf die Stoffe aufgedruckt sind, erfolgt durch Hängen und Behandlung in einem Bade von Kreide, alsdann in einem solchen von Kuhkoth. Während durch das Hängen die Essigsäure der Beizen vertrieben, durch das Kreidebad die letzten Spuren derselben beseitigt werden sollen, hat das Kuhkothbad den Zweck, Thonerde- und Eisenoxyd besonders an den Contouren der aufgedruckten Zeichnung völlig niederzuschlagen, wodurch ein Auslaufen der Farben bei der nachfolgenden Behandlung der Stoffe in dem siedendheißen Krappbade vermieden wird. Es folgt nun die Operation des Ausfärbens. Da infolge der Gegenwart brauner Pigmente in der Farbflotte namentlich die rothen Krappfarben meist unschön beim Ausfärben ausfallen, so läßt man die fertiggefärbte Waare noch ein Chlor- oder Seifenbad passiren, was man mit Aviviren bezeichnet. Hierdurch werden die störenden fremden Farbstoffe beseitigt, bei bedruckten Zeugen auch der weiße Grund gereinigt und die Farben treten nun in aller Schönheit hervor. Je nachdem man mit Krapp und Krappblumen oder mit Garancin und künstlichem Alizarin arbeitet, hat man beim Ausfärben einige Vorsichtsmaßregeln zu beobachten. Im erstern Falle darf die Temperatur des Bades im Anfange 40°—60° nicht überschreiten, da die Farbstoffe größtentheils noch als Glukoside vorhanden sind, welche erst durch die Wirkung des Erythrozyms gespalten werden müssen. Später vollendet man das Ausfärben bei etwa 95°. Bei Anwendung von Garancin oder künstlichem Alizarin ist das Färben einfacher und geht schneller von statten. Die Farbflotte muß stets eine hinreichende Menge von Kalk als Calciumbicarbonat, wie oben bereits erwähnt wurde, enthalten; für das Färben mit künstlichem Alizarin genügt ein Gehalt von 50 Milligr. Kalk im Liter. Bei Benutzung reiner Krappfarbstoffe, auch bei Anwendung von Garancin, kann das Aviviren sehr beschränkt werden. Weniger umständlich als der eben beschriebene Kattundruck ist das Rothfärben der Wolle mit Krapp oder künstlichem Alizarin. Dasselbe zerfällt in zwei Operationen: in das Ansieden und das Aussieden im Krappbade. Man wählt ein möglichst kalkfreies, reines Wasser, siedet in einer Lösung von Alaun und Weinstein an und färbt im Krappbade, dessen Gehalt an Krapp wenigstens die Hälfte vom Gewichte der Wolle beträgt, zuerst lauwarm, dann, bis zum Siedepunkt fortschreitend, aus. Nach dem Ansieden wird die Wolle sorgfältig gewaschen, um alle holzigen Theile des Krapps zu entfernen. Das erzielte Roth ist zwar weniger schön als das Cochenilleroth, aber sehr echt. Ueber specielle Vorschriften zum Färben mit Krapp und Krapppräparaten siehe: Schützenberger, Farbstoffe, deutsche Ausgabe von Schröder, II. Bd. S. 185—269; Muspratt, Chemie, 3. Aufl. II. Bd. 1175—1253.

Türkischroth-Färberei. Schon vor mehrern Jahrhunderten ist dieser Zweig der Baumwollfärberei zuerst in Indien entstanden und von dort über Persien, Armenien, Syrien nach Griechenland gelangt. Im Jahre 1747 brachten Ferquet, Gondard und d'Haristoy griechische Färber nach Frankreich und es entstanden zwei Etablissements, das eine bei Darneal in der Nähe von Rouen, das andere bei Aubenas in Languedoc. Mit Hülfe türkischer Färber wurden kurze Zeit darauf weitere Fabriken bei Lyon gegründet und, als im Auftrage der französischen Regierung im J. 1765 die bis dahin geheim gehaltene Methode dieses Industriezweigs an die Oeffentlichkeit gelangte (durch die Abhandlung: Mémoire sur le procédé de peinture rouge incarnat d'Adrianople sur le coton filé), verbreitete sich die Türkischroth-Färberei schnell über ganz Frankreich, obwol der Hauptsitz

immer in der Nähe von Rouen blieb, und von dort nach dem Elsaß, der Schweiz, einigen Gegenden Deutschlands (namentlich Elberfeld und Barmen), endlich nach England und Schottland. Erst seit dem J. 1870 färbt man Gewebe, vorher nur Garne. Das Eigenthümliche der Türkischroth-Färberei (auch wol Adrianopel- oder Indischroth-Färberei genannt) liegt in einer Behandlung der Gewebe oder Gespinste mit einem modificirten Oele vor der Beize. Die Wirkungsweise, welche das Oel bei dem Färbeprocesse äußert, ist nicht ganz klar, jedenfalls aber erhält man auf diesem Wege ein viel feurigeres und dabei echteres Roth als bei der gewöhnlichen Krappfärberei. Das allgemeine Verfahren des Türkischroth-Färbens zerfällt in folgende Hauptoperationen:

1) Behandlung der gereinigten und entschlichteten Baumwollwaare mit einer Beize von fetten Oelen in dem sogenannten Weißbade.

2) Das Galliren (Schmacken, Sumachen) und Beizen (Alaunen).

3) Das Ausfärben.

4) Das Aviviren.

5) Das Rosiren.

Die auf die gewöhnliche Weise gebleichten und durch Behandlung mit warmer, verdünnter Alkalilösung entschlichteten Gewebe werden in einer Emulsion von Baumöl (Tournantöl), Kuh- oder Schafmist und Pottaschelösung, dem Weißbade, bearbeitet. Man benutzt Oele, welche die Eigenschaft besitzen, leicht ranzig zu werden und die daher sehr emulsionsfähig sind, neuerdings auch wol Palmöl. Die im Weißbade imprägnirten Zeuge oder Garne passiren Walzen (Klotzmaschine), welche das Ueberflüssige des Bades abpressen, werden bei gutem Wetter an der Sonne, in regnerischer Jahreszeit in geheizten Räumen getrocknet, wieder in das Weißbad gebracht und diese Operationen sechs- bis siebenmal wiederholt. Während derselben findet eine langsame Oxydation der Fette und ein Befestigen ihrer noch unbekannten wirksamen Bestandtheile auf der Faser statt. Den auf letzterer nicht haftenden Theil des Oels entfernt man durch 12—18-stündige Behandlung mit einer schwachen, auf 50° erwärmten Sodalösung (Entfetten oder Klarziehen), wobei die später zur Herstellung des Weißbades wieder zu verwendende Weißbrühe gewonnen wird. Es folgt nun das Galliren, wobei die Zeuge längere Zeit in einer warmen Abkochung von Galläpfeln und Sumach hin- und herbewegt werden, dann das Beizen oder Alauniren, durch welche Operation die Thonerde des zur Verwendung kommenden Alauns oder Aluminiumacetats auf der Faser niedergeschlagen wird. Galliren, welches die Beständigkeit der Farbe erhöhen soll, und Alauniren nimmt man auch wol gleichzeitig vor. Nach diesen Vorbereitungen ist das Zeug zum Ausfärben fertig; dasselbe geschieht mit Krapp, Krapppräparaten oder Alizarin, neuerdings wol meistens mit künstlichem Alizarin, bei einer Temperatur, welche zuletzt bis zur Siedehitze gesteigert wird. Häufig, namentlich nach dem französischen Verfahren, nimmt man diese Operation in mehrern Abschnitten vor und zwar so, daß zwischen den einzelnen Farbebädern nochmals gallirt und alaunirt wird. Ed. Schwartz hat vorgeschlagen, dem Krappbade eine geringe Menge Ammoniumoxalat zuzusetzen; es soll dadurch der an Calciumsalze im Krapp gebundene Farbstoff in Freiheit gesetzt werden. Das Aviviren erfolgt im geschlossenen Kessel unter Druck mit Seifenlösung, welche etwas Pottasche enthält. Die letzte Operation endlich, das Rosiren, ertheilt dem Zeuge die volle Schönheit der Farbe. Man bedient sich zum Rosiren einer Seifenlösung, welche auf 2,5—3 Kilogr. Seife 500 Gramm Zinnsalz enthält und kocht mehrere Stunden unter einem Drucke von zwei Atmosphären. Durch diese Behandlung geht der braune Ton des Farbstoffs in ein feuriges Hochroth über, indem wahrscheinlich ein Theil des auf der Faser niedergeschlagenen Thonerdelacks durch Zinn ersetzt wird. Vortheilhaft setzt man die fertig gefärbte Waare einige Tage der Sonne aus, wodurch die Schönheit der Farbe noch erhöht wird. In der Schweiz und in Elberfeld wird nach einem etwas abgekürzten Verfahren gearbeitet, durch welches bei bedeutender Herabsetzung des Verbrauchs an Oel und Krapp Producte von außerordentlicher Güte bei verhältnißmäßig geringem Preise erzielt werden. An Stelle des Weißbades wendet man seit dem J. 1878 vielfach das in Wasser lösliche „Türkischrothöl"[30]) an, wodurch die nach dem alten Verfahren sonst nothwendig oft wiederholten Weißbäder auf eine einzige Operation beschränkt werden und man im Stande ist, in wenigen Tagen türkischroth zu färben, wozu sonst ebenso viele Wochen gehörten. Dasselbe besteht aus einer Mischung von ricinölschwefelsaurem und pyroterebinschwefelsaurem Natrium und wird dargestellt durch allmähliches Eintragen von concentrirter Schwefelsäure in Ricinusöl unter Abkühlung, Zusatz von Wasser und Neutralisiren mit Soda oder Ammoniak. Trotz der Abkürzung der Operationen in der Türkischroth-Färberei durch Anwendung des Türkischrothöls wird das alte Verfahren noch an vielen Orten ausgeübt.

Es hat nicht an Versuchen gefehlt, den Grund der eigenthümlichen Wirkung des Weißbades zu erforschen. Während man früher annahm, daß durch die Einwirkung des Kothes das Zeug eine Art von Animalisation erleidet, wodurch gewissermaßen die vegetabilische Faser mit einer Schicht thierischer Substanz überzogen wird und dadurch die Eigenschaft erhält, schönere und glänzendere Farben anzunehmen, als wenn nur mit Mineralstoffen gebeizt worden wäre, neigt man auf Grund neuerer Untersuchungen zu der Ansicht, daß die Zersetzungsproducte des Oels die Hauptrolle in der Türkischroth-Färberei spielen. Weißberger fand, daß geölte Gewebe an Terpentinöl oder Aceton eine eigenthümliche Substanz abgeben, und daß dieselben in dem Verhältnisse, als man ihnen diesen Stoff entzieht, die Eigenschaft im Krappbade roth gefärbt zu werden, verlieren. Der abgesonderte Körper, eine schmierige Flüssigkeit von fettähnlichem Aeußern, gab beim Verseifen kein Glycerin,

30) Ber. deutsch-chem. Ges. 1878, 1471; Dingler, Journ. 229, 544.

was nur durch die Annahme erklärt werden kann, daß dasselbe durch eine Oxydation an der Luft oder eine Vergärung unter dem Einflusse der stickstoffhaltigen organischen Substanzen der Excremente in eine Form übergeführt worden ist, welche ein vollständiges Verschwinden des Glycerins ermöglichte. Er ertheilte ferner Geweben, welche mit ihm applicirt waren, die Fähigkeit, durch Behandlung mit Krapp schöne und echte Farben anzunehmen. Diese Beobachtung ist durch Chevreul bestätigt, welcher in mehrern Sorten türkischrothgefärbter Zeuge bei der Analyse nur geringe Spuren von Thonerde fand, was zu dem Schlusse führt, daß die Thonerde wahrscheinlich nur provisorisch die Fixirung des Farbstoffs vermittelt und später größtentheils beim Rosiren durch Zinnverbindungen ersetzt wird. Nach Wartha ist das Feuer des Türkischroths der Bildung einer eigenthümlichen Fettsäure-Alizarinverbindung zuzuschreiben. (*Paul Bässler.*)

KRAPPITZ ist ein preußisches Städtchen in der Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Oppeln, Kreis Oppeln, am Einflusse der Hotzenplotz in die Oder, 24 Kilom. von Oppeln, mit 2715 Einwohnern. Zur Stadt gehören 1001 Hekt. Land, wovon 689 Hekt. Acker sind. Krappitz ist seit dem J. 1294 Stadt; es hat eine evangelische und eine katholische Kirche, ein Postamt und ein Schloß; die Bewohner treiben Schiffahrt, bearbeiten großartige Kalksteinbrüche, betreiben Kalkbrennerei, fertigen auch Wagen, gewebte Stoffe, Heidegrütze u. s. w. Das Gut Krappitz sowie die Dörfer Stradnna, Zuzella und Rogan mit einem Schlosse gehören dem Grafen von Haugwitz; letzteres ist wichtig durch Einführung der Merinoschafe in Schlesien (1803). (*G. A. von Klöden.*)

KRASICKI (Ignaz), polnischer Dichter und Schriftsteller, wurde am 3. Febr. 1734 in Dubiecko im Galizischen geboren. Auf seinen Bildungsgang hatte großen Einfluß sein Onkel, der Bischof Kunicki; auf dessen Rath ging Krasicki in jungen Jahren nach Rom, um Theologie zu studiren und dem geistlichen Stande sich zu widmen, der seinen Neigungen wenig entsprach. Rom und Italien machten auf ihn einen „unauslöschlichen" Eindruck. Von Rom kehrte er erst nach vielen Jahren, gegen das Ende der Regierung August's III., auf einem Umwege durch die Rheingegenden und Deutschland nach der Heimat zurück; er wurde bald Kanonikus von Przemyśl, von Lemberg, Coadjutor des bekannten Jos. Andr. Zaluski als Abt von Wąchock. Rasch stieg er in seiner Laufbahn in die Höhe. Während des Interregnums nach dem Tode August's III. (1763) ging er nach Warschau und wurde bald zum Liebling des Publikums wegen seiner Kenntnisse, seiner Kanzelberedsamkeit und seiner gewinnenden Formen. Als er seine Predigten zur Publication vorbereitete, ernannte ihn das Kapitel zu Lemberg zu seinem Delegirten zum Tribunalsgericht; als solcher wurde er in seinem 30. Lebensjahre zum Präsidenten des Tribunalsgerichtes zu Lublin gewählt. Der König Poniatowski, der ebenso wie Ludwig XIV. sich angelegen sein ließ, Männer des Talents und der Wissenschaft an sich heranzuziehen, förderte Krasicki, dessen seltene Gaben er zu schätzen wußte, und sorgte dafür, daß derselbe Coadjutor des altersschwachen Fürstbischofs von Ermland, Grabowski, wurde, und das Glück, welches dem jungen Prälaten den Weg selbst zu ebnen schien, ließ ihn nicht lange auf die Bischofswürde warten; nach dem Tode Grabowski's (1766) wurde Krasicki Bischof von Ermland mit dem Fürstentitel und mit dem wahrhaft fürstlichen Einkommen von 400,000 poln. Gulden. Vom J. 1768 an nahm er seinen Wohnsitz in Warschau, sammelte in seinem Palais allwöchentlich die Elite der warschauer Gelehrtenwelt zu abendlichen Assembléen, bei denen auch der König erschien, und betheiligte sich an dem literarischen Leben in Warschau; so ließ er in dem „Monitor", der einzigen Zeitschrift, welche in Warschau herauskam und von den bedeutendsten polnischen Schriftstellern unterstützt wurde, von Zeit zu Zeit seine Satiren, Fabeln und kritischen Artikel erscheinen, welche gewöhnlich durch die Buchstaben X. B. W. (Ksiądz biskup Warmiński) bezeichnet wurden. Im J. 1772 wurde Krasicki nach der ersten Theilung Polens Vasall Friedrich's II., der sein Talent, seinen Witz und seine gesellschaftlichen Eigenschaften schätzte und ihn oft in Berlin oder Sanssouci sah. Im J. 1794 wurde Krasicki Erzbischof von Gnesen, trat im nächstfolgenden Jahre, nach der letzten Theilung, wieder in den Staatsverband Preußens und starb in Berlin am 14. März 1801. Seine Gebeine, welche in der St.-Hedwigskirche beigesetzt wurden, sind später in die Kathedralkirche zu Gnesen übergeführt worden.

Krasicki ist der hervorragendste Repräsentant des Zeitalters der Aufklärung in Polen und durch seine Schriften im wahren Sinne des Wortes der Lehrer seines Volkes. Erfüllt von Achtung vor dem menschlichen Verstande und dessen Einflusse auf die Erziehung der Menschen, predigte er in seinen Schriften, poetischen wie prosaischen, die Vernunft, geiselte den Unverstand, verspottete die Erbschaft langeingewurzelter Trägheit, die Unwissenheit, und pries als einziges Mittel gegen alles Uebel das Wissen und die Einsicht. Seine Schriften zerfallen in poetische und prosaische. Jene, welche hart an der Grenze der Prosa liegen und dem Geiste des Aufklärungszeitalters gemäß nicht so sehr Ideale des Lebens hinstellen als vielmehr zeigen, wie weit die Wirklichkeit von den Idealen entfernt ist, bewegen sich vornehmlich auf den Gebieten, auf denen das Wort ernüchternd, mahnend und belehrend wirkt: es sind Satiren, Fabeln, poetische Episteln, komische Dichtungen; sie zeichnen sich durch Gedankenfülle, durch Wahrheit der Bilder, durch Schärfe und Gediegenheit der Sprache, sowie durch eine vollendete Form aus; das einzige Gedicht, welches der erziehenden Tendenz des Dichters fern liegt und eine Epopöe sein soll, „Wojna Chocimska", ist ein mislungenes rhetorisches Werk.

Zuerst erschien „Myszeis" in 10 Gesängen in achtzeiliger Strophe 1775. Der Dichter, welcher an Kadlubek's Erzählung von dem Ende Popiel's anknüpft, welchen für seine Verbrechen die Mäuse gefressen haben sollen, spinnt dieses Märchen zu einer längeren phantastischen Geschichte aus, nach welcher Popiel für die Bevorzugung der Katzen von den zurückgesetzten Mäusen, welche die Mäuse vom Mäusethurme am Rhein zu Hülfe rufen, mit dem Tode bestraft wird, wobei drollig erdachte Episoden

und Einfälle die Hauptsache durchflechten und den Leser stets erheitern. Das Treiben der Mäuse, deren Eldorado Gnesen ist, wird mit Ironie, ebenso wie die Schlacht, in welcher Katzen und Mäuse fliehen, mit Humor geschildert; der Tod des Filus, eines Schoskätzchens der Tochter Popiel's, wird zum weitern Motiv der Feindseligkeiten; der eine der Mäusekönige, Gryzomir, welcher die zerstreuten Flüchtlinge sammelt, nimmt zum Angriffsobject die gefüllte Scheune eines Geizhalses, der andere, Gryzander, kriecht in die Laterne einer Hexe und wird von ihr nach verschiedenen Abenteuern an den Rhein getragen, wo er die Rheinmäuse haranguirt und schließlich zum Marsch nach Kruschwiza bewegt; im Entscheidungskampfe fällt der König der Katzen, und der von allen verlassene Popiel, dem auch der Trost des Weinbechers nicht mehr als einen bösen Traum bringt, in dem er seine dem Trunke ergebenen Nachkommen sieht, sucht zu fliehen, er fällt ins Wasser und wird von den nachschwimmenden Mäusen gefressen. Die Mauseade ist den Kritikern seit jeher räthselhaft erschienen: man wollte in ihr eine politische Allegorie sehen, nach einigen mit der satirischen Spitze gegen Poniatowski, nach andern gegen August III. Thatsache ist, daß schon die ältesten Kritiker, Dmochowski und Potocki, welche beide dem Dichter näher standen, einen Schlüssel zum Verständniß des Gedichtes nicht hatten. Die Vermuthung, daß die „Myszeis" nach dem Vorbilde der Batrachomyomachia geschrieben sei, ist willkürlich und kann durch die Erwähnung dieses Gedichtes durch Krasicki nicht gestützt werden, der Verfasser hatte vielmehr ganz andere Vorbilder im Sinne, nämlich Ariost's episches Gedicht Orlando, das er auch zum Behuf eines Vergleiches selbst nennt, aus dem er den Traum Popiel's von den Nachfolgern als poetisches Motiv nahm, und welches er auch in der Wahl eines sagenhaften Stoffes, in der Luftreise und andern phantastischen Momenten, in der Vorliebe zu allgemeinen Sentenzen, in den Zaubereien und in der Wahl der Sestine nachahmte; ferner schwebte Krasicki als Vorbild vor Gresset's „Vertvert", welches ebenso wie „Myszeis" ein Scherzgedicht von ganz eigenem Zuschnitte, ein Scherz im heroischen Gewande ist (badinage supérieur et originale nach Laharpe). Krasicki selbst nannte seine „Myszeis" ein Scherzgedicht (poema krotofilne), aber er benutzte den bequemen Rahmen und die anekdotenhafte Erzählung zu ironischen und satirischen Ausfällen gegen seine Zeitgenossen. Die Schilderung der Berathungen mit hochklingendem Worte ohne die That, die Abwälzung der Verantwortlichkeit auf den König, die hervorragende Rolle, welche Weiber spielen, die Hexe und Duchna, gegenüber den der Initiative ermangelnden Männern, das träge Sichergeben in das Schicksal, das Lob der Eloquenz und vieles andere ist mit unvergleichlich feiner Ironie durchgeführt. Nicht ohne Anspielung ist die Episode von der Hexe und nicht ohne zeitgemäße Ironie ist die Mäusegeschichte erzählt. Der Glaube an dieselbe stand, wie alles, was gedruckt zu lesen war, unerschütterlich fest, während Naruszewicz in der Geschichte des polnischen Volkes gerade damals so manche Ueberlieferung aus alter Zeit als Fabel aufdeckte. Der Dichter stellt sich auf den Standpunkt der Menge und führt ironisch die weiter ausgesponnene Erzählung Kadlubek's unter hineingedichteter Mitwirkung der anthropophagen Mäuse vom Rhein ad absurdum, um schließlich auszurufen: „Lassen wir der Menge den Glauben, wir aber lächeln uns etwas ins Fäustchen." Der Mäusekrieg Krasicki's war mit allen seinen Eigenthümlichkeiten: mit dem leichten Sujet, mit dem vom Dichter angeschlagenen Tone und mit der spielenden Diction, ein novum in der polnischen Poesie, zugleich die wirksamste Kritik der bis dahin herrschenden rhetorischen und bombastischen Darstellungsweise.

Auf den Mäusekrieg folgte der Mönchskrieg, „Monachomachia", in sechs Gesängen (1778), deutsch von Winklewski (Berlin 1870), wo der Kampf der Dominikaner und der Karmeliter in einer polnischen Provinzialstadt mit jovialem Humor erzählt wird (als Vorbild scheint Tassoni's Gedicht vom entwendeten Eimer und Boileau's „Lutrin" vorgeschwebt zu haben). Höllenfürsten beneiden die glückliche Sorglosigkeit der Dominicaner und treiben sie zum Kampf gegen die Karmeliter, diese schicken eine Herausforderung zur Disputation aus, welche ebenso komisch aufgenommen wie verkündet wird, worauf beide Theile die vergessenen Bücher aus dem Staube hervorholen und studiren. Die Disputation, durch hochstrebende Ansprachen eingeleitet, artet bald in einen Faustkampf aus, der dann durch das Erscheinen eines mächtigen Bechers beendigt wird; alles spricht dem Becher zu, auf dessen Grunde Einsicht, Friede und Eintracht ruht. Nach der Ueberlieferung soll Krasicki die „Monachomachie" in Sanssouci geschrieben haben, wo Friedrich II. ihm dieselben Zimmer anwies, in welchen Voltaire gewohnt hatte, mit den Worten: er solle etwas in Voltaire's Geiste schreiben. Der Mönchskrieg ist auch im Geiste Voltaire's und der Aufklärung des 18. Jahrh. geschrieben, welche die Aufhebung der Klöster verlangte, weil sie sich überlebt hätten und ihrem ursprünglichen Berufe untreu und zu Asylen des Müßigganges und zum Sitz der Unwissenheit geworden seien. Dem allgemeinen Verlangen, welches vornehmlich in Frankreich und in Oesterreich zu Joseph's II. Zeiten sich geltend machte, folgte auch die öffentliche Meinung eines Theiles der Polen, der hierin der am Hofe herrschenden Ansicht folgte (Berichte des päpstlichen Nuntius Durini von 1770, in Theiner's „Geschichte des Papstes Clemens XIV." I, 433 fg.). Krasicki griff in seinem Vorgehen gegen die „veralteten Eßanstalten der Müßiggänger" zu der wirksamsten Waffe, nämlich zur lachenden Satire und führte in einigen mit ungezwungenem Humor gezeichneten Mönchsfiguren echt polnische, allbekannte Typen von „frommen Müßiggängern mit gutem Appetit" vor — ohne locale und persönliche Beziehungen. Das Gedicht wurde von einer Seite mit Jubel aufgenommen, wie Aeußerungen älterer Kritiker beweisen, von anderer Seite mit Mismuth und Groll, da man einen solchen frivolen Spott gegen Mönche von seiten eines Bischofs nicht erwartet hatte. Krasicki selbst sah sich zu einer Erklärung veranlaßt in der „Antimonachomachia", in der er aber seine Kritiker mehr bespöttelte als beschwichtigte, noch mehr aber in seinem bedeutendsten prosaischen Werke „Pan

Podstoli" II, 2, §. 11 fg., wo die gegen die Klöster erhobenen Vorwürfe sehr eingehend widerlegt werden.

Die „Antimonachomachia" (in 6 Gesängen) ist gleichsam der Commentar zu der „Monachomachia". Der Dichter schildert die verschiedenen Stimmungen, in welche dieses Gedicht das lesende Publikum versetzt hat: viele priesen es, weil es in ihrem Geiste geschrieben war, andere schmähten den Autor, weil sie sich getroffen fühlten, weil sie über den frivolen Spott des Heiligen (des Rosenkranzes) sich entrüsteten, noch andere setzten das Gedicht herab, weil es nur ein Spiel des eiteln Wortes und Scherzes sei, noch andere nannten die glatte Form, die gleisnerische Hülle Unwahrheit und Heuchelei. Der Dichter gibt zu, daß sein Gedicht weder zu den Höhen der staatlichen noch der wirthschaftlichen Interessen sich erhebe, er gesteht, daß es eitel Scherz und Fabel und des dichtenden Witzes Trugbild sei, und bekennt reuig, daß er von der Frömmigkeit der Mönche überzeugt sei. Indeß ist dies Ironie ebenso wie das Gewährenlassen derjenigen, welche das „eitle Spiel des kurzweiligen Wortes" mit wegwerfender Kritik, mit Verdächtigung, mit Hinweis auf Häresie und Jansenismus verfolgen und welche das klösterliche Leben mit dem Glauben verwechseln; eine feine Satire liegt darin, daß der durch den Mund der „Wahrheit" sprechende Dichter schließlich diejenigen preist, welche so gescheit waren, die veritas im Weine suchen und finden zu lassen.

Diese „Entschuldigung", welche einer Apologie nicht unähnlich aussieht, schließt die kurze Epoche der spielenden, scherzenden Poesie Krasicki's ab. Er wandte sich dem ernsteren und offenen Worte zu: im J. 1778 erschienen seine Satiren, eingeleitet durch eine dem Könige gewidmete „Königliche Satire", in welcher Krasicki mit der ihm eigenen Ironie im Sinne des verstockten Theiles des Publikums dem Könige Poniatowski die „Sünden" vorhält, daß er König, nicht Königssohn, daß er jung, nach der Mode klug sei und nach der Zeiten Bedürfniß sein Volk leite. Diesem Panegyrikus auf den vom Volke schief beurtheilten König folgt eine scharfe Satire auf die Sittenverderbniß und den Unverstand des Volkes; darauf folgen 10 Satiren (zu denen später weitere 10 hinzukamen), Trunksucht, Ehestand, die modische Frau, Lob der Schweigsamkeit, Lob des Jahrhunderts, Warnung des Jünglings, der Klügling u. a., welche den zwei einleitenden Satiren und den bisherigen Gedichten wenig entsprechen: man findet zunächst Typen von Narren, Thoren und Schurken, wie sie in allen Satiren des 18. Jahrh. auftreten; man vermißt den scharfen, freien Ton, der in der zweiten Satire angeschlagen ist, und man vermißt vor allem die liberale Anschauungsweise, welche in „Myszeis" und „Monachomachia" herrscht; hier preist der Dichter die vergangene Zeit, spottet über die „Schweizer Weisheit" und geiselt die Schlechtigkeit der Zeitgenossen, die entweder tückische Bethörer oder dumme Bethörte sind. Charakteristisch ist in dieser Beziehung die Satire „Lob des Zeitalters", wo als Facit des Neuen verflachende Vielwisserei, Auflehnung gegen anerkannte Wahrheiten und Unglaube bezeichnet wird. So wendet sich der Dichter von der Caricatur des Fortschrittes zu der Tugend und dem Glauben, die ewig sind — doch nicht mit Entschiedenheit, wie selbst der Schluß der letztgenannten Satire zeigt und wie der Charakter der andern Satiren beweist. Krasicki ist in den Satiren nicht der zürnende und energische Ton der vollen Ueberzeugung eigen, es schwebt vielmehr über den vortrefflichen Bildern ein ironischer, sarkastischer oder jovialer Ton, der das Absurde belächelt, aber nicht ganz enthüllt (satyra nie wszystko powie); er läßt am häufigsten einen zum Komischen neigenden Humor walten, der das Uebel dem heitern Spotte preisgibt, ohne zu verletzen und ohne zu erschüttern, die Besinnung soll von selbst kommen. Dieser Humor mit vortrefflicher Darstellungsgabe, gerichtet auf allgemeine menschliche Schwächen, machte die Satiren Krasicki's allgemein beliebt: die älteren waren vergessen, die gleichzeitigen Satiren von Naruszewicz, welcher sich selbst der Härte anklagt, wurden wenig beachtet, dagegen nahm das lesende Publikum Krasicki's Satiren wegen des dem polnischen Genius zusagenden Humors jubelnd in Besitz; die Anerkennung verdienten sie auch wegen ihrer vollendeten Form in vollem Maße.

Im J. 1780 erschienen „Bajki i Przypowieści" (Fabeln und Parabeln) in vier Theilen (106 an der Zahl), später (nach 1790) „Bajki i Przypowieści nowe" (neue Serie); jene, meist 4—8 Zeilen lang, unterscheiden sich von diesen durch ihre kernige Sprache, besonders in dem Schlusse, wo der Hauptgedanke epigrammatisch zugespitzt ist, während diese durch eine freiere Behandlung des Stoffes sich auszeichnen; jene zeigen auch mehr einen allgemeinen Charakter, während diese localen Hintergrund und nationale Färbung haben; die ersten sind bei kühlerem Tone in artistischer Beziehung vortrefflich, die andern sind sympathischer und auch mehr abgerundet. Der Dichter nahm zu seinen Fabeln nur die Motive aus älteren (Ehrenberg, „O bajkach Krasickiego" 1871), im übrigen behandelte er den Stoff frei mit neuen Wendungen und mit besonderer Sorgfalt für die Form; in dieser Beziehung schuf er, besonders in den älteren Fabeln, einen gedrängten, kernigen Stil, das wirksamste Gegenmittel gegen den hohlen, breitspurigen rhetorischen Stil des vorigen Jahrhunderts, welchen Krasicki in seinen komischen Gedichten oft verspottet hat.

Während Krasicki die polnische Poesie mit mustergültigen komischen Gedichten, mit Fabeln und Satiren bereicherte, ist seine heroische Epopöe „Wojna Chocimska" mislungen. Das Gedicht, welches in 12 Gesängen und in der von Krasicki in den erzählenden Gedichten stets vorgezogenen Sestine geschrieben ist und den Sieg der Polen über die Türken bei Choczim 1621 behandelt, ist weder historisch noch episch gehalten, denn aus der Geschichte hat der Dichter nur die wichtigsten Namen genommen, das Factum selbst aber in unepischer Weise behandelt, namentlich bei den fünf Schlachten und Treffen, die alle sich gleichen und in denen kein Schuß fällt, sodaß, wenn nicht zur Begrüßung des Feldherrn Chodkiewicz von der Festung Kamieniez Salven abgefeuert würden, man glauben könnte, der Choczimer Krieg falle in die Epoche der Kreuz-

züge, wie „Gierusalemme liberata“, mit welchem Gedichte der „Krieg bei Choczim“ nur eine sehr oberflächliche Aehnlichkeit hat, näher steht er Voltaire's „Henriade“, besonders in Bezug auf die rhetorische Darstellungsweise. Krasicki gibt in seinen Briefen (aus denen Kraszewski im „Leben Krasicki's“ 1879 S. 199 Auszüge mittheilt) zu verstehen, daß „Wojna Chocimska“ eine ihm aufgedrungene poetische Arbeit war; erschienen ist das Gedicht zu einer Zeit, in welcher das sogenannte griechische Project Katharina's II., Aufhebung der Türkenherrschaft in Europa, von Voltaire gepriesen, von Joseph II. gutgeheißen und in der europäischen öffentlichen Meinung sehr populär war; in dieser Zeit suchte auch die polnische Regierung mit Rußland auf gutem Fuße zu stehen. So suchte Krasicki sein Gedicht von dem Kampfe gegen die Ungläubigen ebenso in den Chor der öffentlichen Meinung harmonisch einzufügen, wie er seine „Monachomachie“ mit der allgemeinen liberalen Ansicht von der Ueberflüssigkeit der Klöster in Einklang zu bringen suchte. Die Kritik hat in „Wojna Chocimska“ stets nur den Versuch gesehen, die polnische Poesie mit einer zeitgemäßen Epopöe nach dem pseudoclassischen Geschmacke zu bereichern.

So stellte sich der hervorragende polnische Dichter aus der Zeit der Herrschaft des französischen Classicismus, den er seinem Volke meisterhaft anzupassen wußte, in den ersten Jahren seines dichterischen Schaffens auf einen allgemeinen, europäischen Boden; durch seine „Myszeis“ brach er der neuen modernen Poesie Bahn; in seinem gegen die Mönche gerichteten Gedichte stellte er sich auf den Standpunkt Joseph's II., der Pombal, der Struensee u. a.; in seinen älteren Fabeln behandelt er bekannte Themata und Motive in allgemein verständlicher Weise, selbst in seinen Satiren schildert er, trotz seiner Entrüstung gegen den Mangel an Patriotismus, allgemeinverständliche Typen, die durch den echt polnischen Humor dem Publikum nahe gebracht wurden; und in „Wojna Chocimska“ ist nur das Gerippe der nationalen Geschichte entnommen, Ausfüllung und Form sind conventionell. In späterer Zeit, in den „Wiersze różne“ (verschiedene Gedichte) von 1784 und in den späteren Fabeln streift Krasicki den universellen Charakter ab; ohne den kategorischen Imperativ der Reform und des Fortschrittes und ohne hochgegriffene und dabei kühle Ideale, verständnißvoll für die nächsten Bedürfnisse und nachsichtsvoll gegen die Schwächen seiner Mitbürger, sucht er die nächstliegenden Aufgaben und spricht in herzlichen Worten Belehrung, Liebe und Trost aus. Freilich wird seine Poesie dadurch aus großem Gedankenschatze zu kleiner Münze. Charakteristisch für die spätere Epoche ist ein kleines Gedicht an Michael („Do Michała“), in welchem der Dichter den Gedanken ausspricht, daß das Dasein zwar schwer, aber doch zu tragen sei, daß man mit allen sich vertragen müsse, denn niemand sei ohne Schwächen.

Während Krasicki durch seine Gedichte auf die Anschauungen, Stimmungen und auf die Geschmacksrichtung seiner Zeitgenossen einen bedeutenden Einfluß ausübte, wirkte er auf die Hebung und Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse und auf die Erziehung des polnischen Volkes durch seine prosaischen Schriften in nachhaltiger Weise. Indem er sein reiches Wissen in leicht faßbarer und gewinnender Weise in encyklopädischen Werken oder in zwanglosen Erzählungen den Bedürfnissen des polnischen Publikums nutzbar machte, brachte er das Wissenswürdige und Zweckentsprechende seinem Volke in besserer Weise zum Bewußtsein, als es die Schule vermochte. Vornehmlich verdienen folgende Werke Erwähnung und Anerkennung: 1) „Mikołaja Doświadczyńskiego przypadki“ Warschau 1776, eine wunderliche Geschichte von einem Manne, der zufolge verkehrter Bildung und Erziehung ein abenteuerliches Leben führt und erst nach harten Prüfungen zu Verstande kommt; 2) „Pan Podstoli“, eine Erzählung in zwei Theilen (unvollendet) 1778 und 1784; 3) „Historya etc.“ 1779, Denkwürdigkeiten eines stets sich verjüngenden Mannes, der als Augenzeuge und Mitwirker bei den wichtigsten historischen Weltereignissen dieselben anders darstellt als die Geschichtschreiber von Beruf, nicht ohne die Absicht der Verspottung der Leichtgläubigkeit derselben; 4) „Zbiór potrzebniejszych wiadomości“ zwei Bände 1781. In der Ausgabe der gesammten Schriften Krasicki's, besorgt von Dmochowski nach des Dichters Tode 1803 in Warschau in zehn Bänden, finden sich auch noch andere prosaische Schriften, darunter 5) „O rymotwórstwie i rymotwórcach“; 6) „Rozmowy zmarłych z Lucyana i oryginalne“ u. a. Andere Gesammtausgaben: Breslau bei Korn 1824; Paris bei Barbezat, 10 Bände 1830; Warschau bei Glücksberg in 18 Bänden 1832; Leipzig bei Bobrowicz 1834.

Während Krasicki in der „Geschichte“ die kritischen Gesichtspunkte hervortreten läßt und mehr an die bevorzugten Geister sich wendet, ebenso wie in den „Gesprächen der Todten“, die über Probleme des Lebens handeln, wendet er sich in der Encyklopädie („Zbiór wiadomości“) und „Rymotwórstwo“, noch mehr in „Pan Podstoli“ an das gesammte gebildete Publikum. In dem ersten Werke stellt er in weiser Beschränkung auf die Bedürfnisse der Mitbürger das Wissenswürdige aus der Geschichte, Geographie und den Naturwissenschaften zusammen; in der zweiten Schrift, welche eine Theorie der poetischen Formen und eine allgemeine Literaturgeschichte in Form von Biographien enthält, führt er das Publikum in die Schätze der poetischen Erzeugnisse ein, überall an das Bekannte und Nächstliegende anknüpfend oder bei fernliegenden Gegenständen Proben in möglichst treuer und gelungener Uebersetzung darbietend; neben den besten Dichtern und poetischen Erzeugnissen des europäischen Westens spricht er über die besten und interessantesten Erzeugnisse der polnischen Literatur, der erste Versuch einer polnischen Literaturgeschichte in allgemeinen Umrissen; Krasicki ist der erste, der auf Kochanowski, Górnicki u. a. Schriftsteller der besten Zeit wieder aufmerksam machte. Von hervorragendem Werthe und großem Einflusse auf die polnische Gesellschaft, ist „Pan Podstoli“, neben Pan Tadeusz von Mickiewicz, das nationalste Werk der

polnischen Literatur, eine (unvollendete) Erzählung von einem polnischen Edelmanne, der ungeachtet seiner Achtung vor dem Hergebrachten ein offenes Auge und Herz hat für das Neue, sofern es in der Heimat nutzbar gemacht werden kann; der Verfasser benutzt jede Gelegenheit, um in anziehendem Gesprächstone durch Aeußerungen der Hauptpersonen das Leben und das Thun und Treiben eines Landedelmannes zu schildern, wie er es für das beste hält. Die durchaus heimatliche Atmosphäre, in welche uns der Verfasser versetzt, brachte es mit sich, daß die Gespräche und die Discurse von lateinischen Lehnwörtern erfüllt sind, weil dies noch zu den Eigenthümlichkeiten der Umgangssprache der älteren Polen gehörte. Krasicki ist, was weniger bekannt ist, auch dramatischer Dichter. Seine Komödien (alle in Prosa) erschienen unter dem Namen seines Secretärs Mowiński um das J. 1780, später erst in Glücksberg's Gesammtausgabe (Bd. 17 und 18) unter die Werke Krasicki's aufgenommen („Mędrzec", „Statysta", „Łgarz", „Solenizant", „Frant", „Krosienka"); es waren Zeitbilder, in denen Caricaturen der älteren polnischen Gesellschaft oder Typen misverstandener moderner Reformbestrebungen geschildert wurden. Die beste Komödie ist „Krosienka", in welcher die gedankenlose Nachäffung des großstädtischen Treibens beschämt, die Arbeitsamkeit belohnt wird. (*W. Nehring.*)

KRASIŃSKI, polnisches Adelsgeschlecht. Das Krasińskische Geschlecht des Wappens Slepowron, mit dem Zunamen Korwin, von dem Stammgute Krasne in Masovien Krasiński benannt, gehört zu den angesehensten Adelsgeschlechtern in Polen. Als Stammvater dieses Geschlechtes wird Wawrzęta Slepowron, Kriegshauptmann Konrad's von Masovien, angesehen, in Wirklichkeit aber läßt sich der Stammbaum bis zu Sławko von Krasne hinauf verfolgen, welcher 1412 Landrichter von Ciechanów und Rożany war. Von dessen Enkel Johann, Truchseß von Ciechanów, stammen mehrere Linien dieses Geschlechtes ab. Dieser hatte nämlich 9 Kinder, darunter fünf Söhne, von denen der älteste, Franz, der berühmteste war.

Franz Krasiński, geboren 1522 in Krasne, studirte in Wittenberg, später auf Veranlassung seines Onkels Dzierzgowski, des nachherigen Erzbischofs von Gnesen, in Krakau, wo er zum doctor utriusque iuris promovirt wurde. Nachdem er sich dem geistlichen Stande gewidmet hatte und zum Priester geweiht worden war, stieg er rasch auf der Stufenleiter der kirchlichen Würden, wurde 1555 Kanonikus in Krakau und ging als solcher zweimal nach Rom, um dem Papste Paul IV. die von den polnischen Bischöfen gegen die Dissidenten vorzunehmenden Maßregeln zur Genehmigung vorzutragen. Infolge seiner reichen Kenntnisse, seines Scharfsinnes und der Beherrschung mehrerer Sprachen betraute ihn der König Sigismund August mit schwierigen Aufträgen an den Kaiser Maximilian II., die auf die ungarischen Angelegenheiten, auf die Freilassung Stephan Báthori's, auf Grenzregulirung zwischen Schlesien und Polen u. s. w. sich bezogen. Krasiński wußte sich das Vertrauen des Kaisers in dem Maße zu erwerben, daß dieser ihn der Gunst Sigismund August's empfahl. Auf diese Empfehlung hin machte der polnische König Krasiński zum Bischof von Płock und ernannte ihn zu gleicher Zeit 1568 zum Unterkanzler um so bereitwilliger, weil er durch diese Wahl Maximilian über seine eigenen Absichten in Bezug auf die polnische Thronfolge leichter zu täuschen und sich geneigter zu machen glaubte; des Königs Politik war vornehmlich auf die Union zwischen Polen und Litauen gerichtet, und zu diesem Zwecke suchte er das beste Einvernehmen mit dem Kaiser zu erhalten, von dessen Schwester Katharina er sich getrennt hatte und den er durch die trügerische Aussicht auf eine persönliche Zusammenkunft beschwichtigte. Mehr noch als in dieser Angelegenheit zeigte Krasiński seine Geschicklichkeit und Geschäftskenntniß in der Unionsangelegenheit: er setzte die Beschlüsse des Unionsreichstages zu Lublin 1569 auf, selbst der Entwurf der Unionsacte ist aus seiner Feder geflossen. Diese Schriften sowie die zahlreichen Briefe, Instructionen an Gesandte und diplomatische Agenten und deren Berichte in auswärtigen Angelegenheiten, welche zum Ressort des Unterkanzleramtes gehörten, sammelte Krasiński in der Zeit seiner Amtsthätigkeit sorgfältig und hinterließ eine reichhaltige Sammlung von officiellen Schriftstücken, welche in vier Bänden unter dem Titel „Akta Podkanclerskie Fr. Krasińskiego" von Wl. Graf Krasiński und Dr. Janicki herausgegeben wurden in Bd. II, III, V, VI der „Biblioteka Ordynacyi Krasińskich", 1869—1872. Im J. 1572 wurde Krasiński zum Bischof von Krakau ernannt. Auf dieses ehrenvolle Ereigniß folgte in seinem Leben eine schwere Zeit: bei der in dem genannten Jahre ausgebrochenen Seuche begleitete er den König, der sich nach seinem Schlosse Knyszyn zurückgezogen hatte, und hatte die Betrübniß zu sehen, wie unwürdige Personen sich des kranken Königs bemächtigten, ihm Schenkungen und Aemter entlockten, ohne daß er etwas dagegen thun konnte; selbst Verdächtigungen, daß er dabei nicht ohne Schuld gewesen, wurden ihm nicht erspart (Zakrzewski, Po ucieczce Henryka 1878, S. 37). Indeß wurden die Verdächtigungen nicht in officieller Weise laut, die Aeußerung Solikowski's aber, der im Namen der Secretäre und Hofbeamten des verstorbenen Königs über das Gebaren der unwürdigen Umgebung desselben auf dem Reichstage referirte, daß die elenden Creaturen „beide Kanzlerämter lahmlegten" (mit Umgehung des Kanzlersiegels durch Misbrauch des königlichen Siegelringes, der Ausdruck in der polnischen Uebersetzung Orzelski's mniejsza pieczęć ist nicht richtig), wendet jeden Verdacht von Krasiński ab; dieser erwies vielmehr in den letzten Lebensstunden des Königs diesem die größte Fürsorge, und er hinterließ kein Vermögen. In der Zeit des ersten Interregnums besorgte er die dringendsten auswärtigen Angelegenheiten, zusammen mit einigen Senatoren schickte er Gesandte nach Moskau und an den Khan Dowlet Girei. In der bewegten Zeit der ersten zwei Interregna suchte Krasiński eine vermittelnde Stellung einzunehmen, indem er 1573, der einzige unter allen Bischöfen, die von den Dissidenten ins Werk gesetzte

Confföderationsacte mit einem Artikel, der alle religiösen Gemeinschaften, dissidentes de religione, zum Frieden und zur gegenseitigen Toleranz verpflichtete, unterzeichnete propter libertatem religionis, wie er in seiner Apologie dem Krakauer Kapitel gegenüber versicherte (Łętowski, Katalog biskupów Krak. II, 137). In dem zweiten Interregnum gehörte er zu denjenigen der kaiserlichen Partei, welche um jeden Preis eine zwiespältige Wahl vermeiden wollten, und suchte noch im letzten Augenblicke vor dem Wahlacte, in Warschau 1576, mit Mielecki, Wojewoden von Podolien, die nationale Partei, welche anfangs für einen Piasten, später für Sigismund war, zur Eintracht und zu gemeinsamem Vorgehen mit den Maximilianisten zu bewegen. Im „Kreise der Ritterschaft" sprach er, anfänglich in turbulenter Weise begrüßt, warme Worte der Versöhnung und Warnung (Orzelski's Uebers. II, 296), doch vergebens; bald darauf wurde von der einen Partei der Kaiser Maximilian, von der andern Sigismund Wasa gewählt. Als Fürst von Siewierz, welches den Bischöfen von Krakau gehörte, ertheilte er dem Adel große Privilegien, stellte ihn nach der Union von Lublin mit dem übrigen Adel des polnischen Reiches gleich. Seine ansehnlichen Einkünfte verwendete er theils auf eine glanzvolle Hofhaltung, theils auf Stiftungen; so gründete er auf dem Stammgute Krasne ein Spital und eine Schule, baute eine neue Kirche an Stelle der alten hölzernen und vermehrte die Einkünfte des Beneficiums reichlich. Auch für die Bedürfnisse des Staates hatte er eine offene Hand: er stellte Truppen auf eigene Kosten ins Feld, einmal gegen die Tataren, ein anderes mal gegen die aufständische Stadt Danzig 1577. In demselben Jahre starb er in Bodzentyn, wo er auch begraben worden ist.

Stanislaus, ein jüngerer Bruder des Bischofs, der vierte Sohn des Truchseß Johann, war königlicher Secretär, Archidiakonus von Krakau und Propst in Warschau, starb 1598, nachdem er zweimal als Delegirter von Provinzialsynoden nach Rom gereist war. Er stiftete ein Stipendium für 12 arme Studirende in der Jerusalemer Burse in Krakau, und schrieb ein Werk „De Controversiis", welches nach Juszyński (Dykcyonarz poetów I, 212) eine Reisebeschreibung in polnischen Versen ohne Werth ist, das unter dem Titel „Dyaryusz podróży do Niemiec, Francyi, Anglii i Hollandyi" s. l. e. a. herauskam und dann von der Familie wieder aus dem Buchhandel gezogen wurde (nach Załuski Bibliotheca poetarum etc. 53 aber ist der Verfasser Stanislaus Krasiński, Kastellan von Płock).

Von Andreas, dem fünften Sohne des Truchseß Johann, der Landrichter von Ciechanów war, und dessen Gemahlin Katharina Czernicka stammte Johann, Kanonikus von Krakau und Stanislaus, Wojewode von Płock. Dieser Johann, geboren 1550 in Szczuki, studirte in Krakau, sodann in Wien und Rom unter Ribeira, wohin er von seinem Oheim, dem Unterstaatskanzler Krasiński, geschickt worden war, zuletzt in Bologna unter Sigonius, der ihn nach der Wahl Heinrich's von Anjou zum König von Polen veranlaßte, ein Buch über Polen, Litauen und andere zu Polen gehörige Länder zu schreiben. Dieses Buch, erschienen in Bologna unter dem Titel „Joannis Crasinii Polonia ad Potentissimum Henricum Poloniae regem" 1574, und bestimmt für den neugewählten König, für dessen Umgebung und für das Ausland, bestand aus zwei Theilen, von denen der erste Polen in Hinsicht der politischen Einrichtungen, der Sitten, Trachten, der Lebensweise u. s. w., das andere Litauen und andere zu Polen gehörige Länder schildert. Obgleich von geringem Werthe, wurde es von Thuanus, der vieles daraus excerpirte, Krasiński aberkannt und Sigonius zugeschrieben, auf eine Mittheilung des letztern an de Thou selbst hin (ab eo tandem expressit Thuanus, so erzählt dieser, Kölner Ausg. 1630, V, et libros de Senatu Romano sub Joannis Zamoscii nomine editos et Poloniam Petri — soll heißen Joannis — Crasinii a se scriptam esse). Dem französischen Geschichtschreiber folgten andere, wie Grävius, in Polen aber wurde die Autorschaft Krasiński's zu keiner Zeit angezweifelt, wie denn Mitzler a Koloff die genannte Schrift in „Historiarum Poloniae .... collectio magna" I, 1755 unter dem Titel „Polonia Crasinii" wieder abdruckte; die erste Ausgabe, welche jetzt zur großen Seltenheit geworden ist, wurde auf diese Weise ersetzt. Die Frage nach der Autorschaft ist in letzter Zeit von Stan. Budziński in der Vorrede zu der polnischen Uebersetzung der „Polonia" (Warschau 1852) zu Gunsten Krasiński's entschieden worden. Krasiński, welcher schon in seiner Studienzeit mehrfacher Kanonikus war, wurde nach seiner Rückkehr in die Heimat königlicher Secretär, Kanonikus zu Krakau, später zu Gnesen, ohne sich von dem politischen Leben fern zu halten; er wurde öfter mit Aufträgen betraut, selbst nach Franken und Brandenburg als politischer Geschäftsträger gesandt, wozu ihn die Kenntniß der deutschen Sprache befähigte. Von seinen reichen Bücherschätzen, die er der Kirche zu Krasne schenkte, wurde in neuerer Zeit ein Theil der Krasiński'schen Bibliothek in Warschau einverleibt. Er starb in Krakau 1612. Außer der Schrift „Polonia" verfaßte er im J. 1572 ein lateinisches Gedicht auf den Tod Sigismund August's; im J. 1573 schrieb er „Oratio ad Senatum et Equites Polonos" für Heinrich von Anjou (herausg. in Bologna in Q.); handschriftlich hinterließ er „Vitae et elogia archiepiscoporum Gnesnensium", und nach Janozki (Von den raren poln. Büchern) einen „Commentarius belli Livonici et ducis Moscorum contra Livones".

Sein Bruder Stanislaus, zuerst Kastellan von Sierp 1590, sodann von Podlachien 1593, von Płock 1596, zuletzt Wojewode von Płock, seit 1600 und 1601, hinterließ nach der Genealogie des Krasińskischen Geschlechtes von 1722 (Niesiecki, Herbarz V, 363) 10 Söhne, von denen Franz, Johann Kasimir, Ludwig und Stanislaus nach einander Kastellane von Ciechanów waren, Gabriel war Kastellan von Płock. Ueber Alexander s. unten.

Johann Kasimir wurde, nachdem er 1637 Kastellan von Ciechanów, 1643 von Płock gewesen, im J. 1648 Wojewode von Płock, zuletzt Kronschatzmeister 1658—

1668. Im J. 1656 schloß er als Beauftragter der Regierung einen Waffenstillstand mit Alexei, Großfürsten von Moskau, in Niewieża bei Wilna. Sein Sohn Johann Bonaventura, Kronreferendar 1668 und seit 1689 Wojewode von Plock (starb 1697) vermehrte den Besitzstand seiner Familie bedeutend, noch mehr dessen Sohn, Stanislaus Bonifaz, Kastellan von Plock, durch die Heirath mit der Tochter des Schatzmeisters von Litauen Ogiński. Der letzte dieser Linie war deren Sohn Johann Blasius, Starost von Szumsk und Prasnysz. Die bedeutenden Güter gingen nach seinem Tode auf die andern Linien über.

Der sechste Sohn des Wojewoden Stanislaus von Plock, Gabriel, Kastellan von Plock (gest. 1673), ist der Urgroßvater des Stanislaus Krasiński, Starosten von Nowokorczyn, der mit Angelika Humiecka, Tochter des Wojewoden von Podolien, verheirathet, Franziska, Gemahlin Karl's von Kurland, erzeugte.

Franziska Krasińska heirathete Karl, Sohn August's III., im geheimen, doch mit Vorwissen ihrer Familie, welche sich Hoffnungen auf eine eventuelle Thronbesteigung in Polen von seiten Karl's machte; indeß zum König von Polen wurde der von Katharina II. begünstigte Stanislaus Poniatowski gewählt; Karl's Heirath wurde vom Kurfürsten von Sachsen nicht anerkannt und Franziska büßte ihren Ehrgeiz (der Sage nach soll sie ihr Herz anfänglich dem jungen Kasimir Pulawski geschenkt haben) durch vielen Kummer und sogar durch viele Entbehrungen, da ihr leichtsinniger Gemahl sie verließ und sie, nach dem Tode ihrer Aeltern ohne regelmäßige Einkünfte, die Gastfreundschaft ihrer Schwester Swidzińska und der Nonnenklöster zu Warschau und Krakau in Anspruch nehmen mußte, sich auch zeitweilig verlassen in Oppeln aufhielt. Erst 1776 erkannte die polnische Republik ihre Heirath als rechtmäßig an und versorgte sie mit auskömmlichen Jahrgeldern. Sie starb in Dresden am 30. April 1796. Ihre Tochter Marie, die im 14. Jahre ihrer ehelichen Verbindung geboren wurde, heirathete den Herzog von Savoyen, Karl von Carignan, und ist die Großmutter des Königs Victor Emanuel von Italien.

Johann Kasimir's jüngerer Bruder Ludwig, welcher 1643 Kastellan von Ciechanów wurde, ist der Stammvater einer langen Reihe, von denen zunächst zwei Söhne, Woyciech und Dominik, nacheinander Kastellane von Ciechanów waren (der erste seit 1663 Wojewode von Masovien), nach dem letzten dessen Sohn Jakob seit 1680. (Anders die Genealogie bei Niesiecki.) Von Ludwig stammte Johann Krasiński, Kastellan von Makagoszcz, gest. 1764 (nach Niesiecki VIII, 459), Vater des in der Conföderation von Bar berühmt gewordenen Miturhebers derselben Adam, Bischof von Kamieniez und Michael, Unterkämmerer von Rożany. Adam Krasiński, geb. 1714, wurde Bischof von Kamieniez 1759. Als Gegner der Czartoryski'schen Partei war er gegen die Wahl Poniatowski's und für die Erhaltung des polnischen Thrones bei dem sächsischen Hause thätig, welches durch die Heirath Karl's von Kurland mit Franziska Krasińska in verwandtschaftliche Verbindung mit den Krasiński getreten war. Er huldigte zwar Poniatowski, trachtete aber bald danach, seiner Regierung Schwierigkeiten zu bereiten, verband sich mit seinen Gegnern, und nachdem er Polen und seine Diöcese verlassen hatte, suchte er durch Verbindungen mit fremden Höfen eine Action zur Befreiung des Vaterlandes von der russischen Vormundschaft (Garantie) in größerem Maßstabe vorzubereiten. Der Ausbruch der Conföderation von Bar, deren voreilige Bildung er misbilligte, kam seinen Plänen zuvor; er schloß sich ihr aber an und förderte sie durch seine Beziehungen und durch Aufrufe an die Nation und andere, ausländische Nationen. Nach dem baldigen Mislingen der einzelnen Waffenerhebungen wegen mangelnder Organisation verband er sich mit dem Kronschatzmeister Wessel, um die Conföderation von Bar, in welcher sein Bruder Michael Marschall war, wieder ins Leben zu rufen, konnte aber nicht verhindern, daß Wessel eine neue Organisation schuf, die auch Erfolg hatte, während Michael in der Türkei weilte. Der Bischof verlor aber nicht den Gedanken einer Einfügung der neuen Bewegung in den Rahmen der Barer Conföderation, was denn auch in der Folge gelungen ist. Ohne ein Amt in der Generalität zu bekleiden, diente er der Conföderation eifrig durch seine Verbindungen, doch ohne Erfolg wegen der Streitigkeiten zwischen den Häuptern der Bewegung, an denen auch er theilnahm. Nach der ersten Theilung Polens fiel ein Theil seiner bischöflichen Besitzungen an Oesterreich, nach der zweiten Theilung ging der von den Russen besetzte Theil der Diöcese für ihn verloren. Nachdem er lange Jahre an der Wassersucht krank gewesen, starb er 1800 in Krasne. — Michael Krasiński, Unterkämmerer von Rożany und Marschall von Ciechanów, gehörte zu den Stiftern der Conföderation von Bar 1768 und wurde als Verwandter des sächsischen kurfürstlichen Hauses zum Marschall derselben gewählt. So wie sein Bruder suchte er die Pforte für die Sache der Conföderation zu gewinnen. Er besetzte die Grenzfestung Mohilów, welche als Waffendepot dienen und die Verbindung mit der Türkei sichern sollte, bald aber mußte er selbst Sicherheit in der Türkei suchen, welche zwar mit Rußland einen Krieg begann, diesen aber unglücklich führte und sowol Krasiński als auch Potocki, den Kriegshauptmann der Conföderation (Generalregimentarius), lange Zeit zurückhielt. — Sein Sohn Johann, Starost von Opinogóra, Rittmeister der National-Cavalerie, Reichstagsabgeordneter im J. 1788, war der Vater des Generals Vincenz Krasiński. Dieser, geboren 1783, war im Dienste Napoleon's, dem er auch nach Spanien folgte, Oberst der polnischen Chevaux légers. Im J. 1811 wurde er Brigade- und 1813 Divisionsgeneral. Nach dem Falle Napoleon's führte er auf Befehl des Kaisers Alexander I. den Rest der polnischen Truppen nach der Heimat zurück. In dem 1815 entstandenen Königreiche Polen wurde er Divisionsgeneral der Garde, stationirte in Warschau, die Güter von Opinogóra machte er zu einer Majoratsherrschaft. Vor 1830 war sein Haus in Warschau der Mittelpunkt des literarischen Lebens; er selbst war als Schriftsteller thätig.

denn er schrieb: Rzut oka na wieszczów Prowancyi zwanych Trubadurami 1818; Aperçu sur les Juifs de Pologne 1818; Odpowiedź na uwagi pewnego oficera nad uznaną potrzebą urządzenia Żydów w Polsce 1818, und ließ mehrere Reden, die er gehalten, drucken. In den J. 1855—56 versah er die Stelle des Statthalters von Polen, zwei Jahre später starb er in Warschau. Ueber seinen Sohn Napoleon Sigismund, den berühmten polnischen Dichter, s. unten.

Nach einer Nachricht gehörte dieser Linie der Krasiński auch Joseph Laurenz an. Geboren 1793 war er Adjutant des Generals Kniaziewicz, später Senator des Königreichs Polen und ein eifriger Förderer der Literatur; er schrieb oder übersetzte viele beliebte Theaterstücke (Lis w obrotach 1822, Leśniczy eine Operette 1822, Kochany Dziadunio 1824, Pani Mecenasowa aus dem Deutschen 1834 und andere); er legte 1815 eine Druckerei an und gab in den J. 1829—34 eine technologische Zeitschrift „Piast czyli Pamiętnik technologiczny" heraus, welche viel gelesen wurde (im ganzen 24 Bändchen); er schrieb „Przewodnik dla podrożujących w Polsce i Rzeczyposp. Krakowskiéj", Warschau 1821, auch in französischer Uebersetzung, ferner „Upominek podręczny alfabetyczny dla wygody i użytku mieszkańców wiejskich, chcących urządzić gospodarstwa rólnicze i domowe", Krakau 1845. Im Manuscript hinterließ er seine Memoiren. Er starb in Krakau 1848.

Außer den Genannten haben sich noch hervorgethan: Isidor Krasiński, Oberst eines polnischen Regiments unter Napoleon, in der Schlacht bei Leipzig in die Gefangenschaft der Verbündeten gerathen, in dem Königreiche Polen Divisionsgeneral und 1818 Kriegsminister; ferner Hilarius Krasiński, Oberst in der Armee des Herzogthums Warschau, zeichnete sich aus bei der Einnahme von Zamość 1809.

Der fünfte Sohn des im J. 1601 gestorbenen Wojewoden Stanislaus, Alexander, war nach der Genealogie der Krasiński (Niesiecki V, 368) in Smolensk ansässig; von ihm stammte wol Heinrich Krasiński, polnischer Schriftsteller, der in Laskowicze bei Minsk circa 1804 geboren wurde. Er diente im J. 1830 in der polnischen Armee als Hauptmann, nahm nach dem Falle der Revolution seinen Wohnsitz in Frankreich und schrieb in französischer und englischer Sprache historische Werke: „Le célèbre Vitold Grand Duc de Lithuanie", Paris 1834; „The Cosacks of the Ukraine: Chmielnicki, Stenko Razin, Mazeppa, Sawa" etc., London 1838; übersetzte den historischen Roman Bronikowski's über Johann Sobieski: „The Poles in the Seventeenth Century", London 1843; schrieb selbständig einen historischen Roman „Bataille de Kirchholm ou l'amour d'une Anglaise" in 2 Bdn. 1836, ein historisches Schauspiel „Gonta an historical drama in five acts", 1848 u. a.

Ein Zweig des Krasiński'schen Geschlechtes siedelte sich in Weißrußland an und nahm das Calvinische Glaubensbekenntniß an. Diesem Zweige gehörte ein Krasiński an (der Vorname ist nicht bekannt), welcher im Anfange der Regierung des Stan. Poniatowski eifrig für die Gleichberechtigung der Dissidenten thätig war, im J. 1766 bei Katharina II. ihre Sache betrieb und in demselben Jahre dem Grafen Panin ein Memorial zu Gunsten der polnischen Dissidenten überreichte. — Demselben Zweige soll auch angehört haben Walerian Krasiński, polnischer Schriftsteller. Geboren 1795, besuchte er um 1820 die Universität Wilna, ging 1822 nach Warschau und erhielt eine Stellung im Ministerium des Cultus. Seinen Bemühungen ist es gelungen, der Rabbinerschule zur Blüte zu verhelfen. Er entwickelte eine große Thätigkeit auf dem Gebiete der Literatur; im J. 1826 legte er eine Stereotypdruckerei an, gab Karpiński's Psalmenübersetzung und eine große Anzahl von Walter Scott's Romanen in sorgfältiger polnischer Uebersetzung und sorgfältiger Ausstattung heraus; der Plan, den er mit Odyniec faßte, ein großes Conversations-Lexikon in polnischer Sprache herauszugeben, wurde durch die Ereignisse des J. 1830 vereitelt; in diesem Jahre ging er nach England, um dort der Sache der Revolution auf publicistischem Gebiete zu dienen. Hier entwickelte er als Publicist und Schriftsteller eine ungewöhnliche Energie. Nachdem er sich durch die Uebersetzung eines historischen Romans Bronikowski's („Das Zeitalter Sigismund August's") bekannt gemacht hatte, machte er mit seinem Werke „Historical sketch of the rise, progress and decline, of the reformation of Poland" (2 Bde., London 1839—1840) Aufsehen, eine deutsche Uebersetzung von A. Lindau folgte bald und wurde 1841 in Leipzig herausgegeben. Der preußische Gesandte Bunsen wirkte dem Verfasser bei seiner Regierung die goldene Verdienstmedaille aus. Die Tendenz des Werkes war zu zeigen, wie nahe Polen im 16. Jahrh. war, protestantisch zu werden und wie sein Misgeschick dem Umstande zuzuschreiben sei, daß dies nicht geschehen. Allgemeine Aufmerksamkeit lenkte Krasiński auf sich durch die Schrift „Panslavism and Germanism" 1848 (auch deutsch von A. Lindau 1848), in welcher die Einheitsbestrebungen der Deutschen als eitel und vergeblich dargestellt wurden. Seine späteren Werke: „Lectures on the religious history of Slavonic nations" (London 1850, zum zweiten mal 1851, auch französisch 1853), ferner „Poland, its history, constitutions, litterature, manners etc.", über welchem er starb, waren mehr Compilationen aus bekannten Werken polnischer und anderer slawischer Gelehrten. Im J. 1854 trat er wieder als Publicist auf und suchte während des Krimkrieges die Engländer über die wirkliche Macht und Schwäche des russischen Reiches aufzuklären. Die Tendenz der meisten Werke Krasiński's ging dahin, sein Vaterland zu verherrlichen und das protestantische Princip hochzuhalten. Talentvoll, beredt, von vornehmen und gewinnenden Umgangsformen, war er allgemein beliebt. Er verlebte seine letzten Lebensjahre in Edinburgh und starb hier am 22. Dec. 1855.

(*W. Nehring.*)

KRASIŃSKI (Napoleon Sigismund), einer der hervorragendsten polnischen Dichter der Neuzeit, gehörte dem alten angesehenen Geschlechte Krasiński des Zeichens Slepowron mit dem Beinamen Korwin an (s. Krasiński, Geschlecht), aus welchem der bekannte polnische Historiker

des 16. Jahrh., Johann, der Bischof von Kamieniec, Adam Stanislaus Krasiński, der Leiter der Conföderation von Bar, und dessen Bruder, Michael Hieronymus, Unterkämmerer von Rożany, hervorgegangen sind. Der Vater Sigismund's, Sohn des letztgenannten Michael, war Graf Vincenz Krasiński, der im J. 1806 in den Dienst Napoleon's I. trat, von ihm zunächst zum Adjutanten, bald darauf zum Oberst der Garde-Chevauxlegers, im J. 1811 zum Brigadegeneral, 1813 zum Divisionsgeneral ernannt wurde und an allen Kämpfen der Napoleon'schen Armee mit Auszeichnung theilnahm. Nach dem Falle Napoleon's erhielt er von Alexander I. den Befehl, die polnischen Truppen in die Heimat zurückzuführen, und bekam nach Errichtung des Königreichs Polen von Alexander I. das Commando der ersten Brigade der Gardetruppen; in den J. 1855 und 1856 versah er das Amt des Statthalters von Polen. Die ihm geschenkte Starostei Opinogóra machte er zur Majoratsherrschaft (ordynacya); mit seiner Gemahlin, der Fürstin Maria Radziwill, erhielt er angesehene Güter um Knyszyn. Sigismund wurde am 19. Febr. 1812 in Paris geboren, wo seine Aeltern sich aufhielten, bald aber, 1814, nach Warschau gebracht, erhielt er in dem väterlichen Hause unter der Leitung von ausgezeichneten Lehrern, zu denen zeitweilig auch der bekannte Schriftsteller Korzeniowski gehörte, eine sorgfältige Erziehung und Vorbildung. Trotz seiner zarten Gesundheit entwickelten sich seine geistigen Anlagen frühzeitig und rasch, sodaß er schon als Knabe von 12 Jahren durch seine Kenntnisse Bewunderung erregte, zwei Jahre später einen Roman schrieb und im geheimen, um seinem Vater eine Ueberraschung zu bereiten, drucken ließ. Das große Interesse für wissenschaftliche und literarische Fragen in dem Hause des Generals, welcher alle Notabilitäten Warschaus um sich versammelte, trug wesentlich zur raschen und günstigen Entfaltung des jungen Gemüths bei und gab ihm auch die erste Anregung zu literarischer Beschäftigung. Im J. 1826 wurde er in die sechste (oberste) Klasse der Lycealschule zu Warschau aufgenommen, die er im nächsten Jahre beendigte, um als 16 jähriger Jüngling die Universität in Warschau als Student der Rechtswissenschaft zu beziehen. Der frühreife Jüngling trat auch schon 1828 als Autor in die Oeffentlichkeit, indem er seinen nach dem Vorbilde der Walter Scott'schen damals in Warschau in polnischen Uebersetzungen vielgelesenen geschichtlichen Romane geschriebenen historischen Roman „Das Grab derer von Reichsthal" (Grób rodziny Reichstalów) in dem literarischen Beiblatte der „Gazeta Korespondenta Warszawskiego" (anonym) drucken ließ; bald darauf (1829) schrieb er ebenfalls nach dem Vorbilde W. Scott's einen historischen Roman: „Wladislaus Hermann und sein Hof" (Władysław Herman i dwór jego); gleichzeitig bearbeitete er in französischer Uebersetzung einen Theil einer rechtswissenschaftlichen Abhandlung Lelewel's. Unter seinen Commilitonen hatte er wegen seiner stolzen Haltung und seiner aristokratischen Neigungen, wie er später schrieb, wenig Sympathie und wenige Freunde, darunter K. Gaszyński, Dominicus Magnuszewski, beide später namhafte Dichter, und K. Danielewicz, der später auf ihn den größten Einfluß ausüben sollte. Das Jahr 1829 brachte in dem bis dahin ruhig dahinfließenden und nur von körperlichen Leiden zeitweilig getrübten Leben eine verhängnißvolle Wendung. Der Vater Sigismund's setzte sich in dem gegen die polnischen Patrioten verhängten Processe in Gegensatz gegen alle Stimmen in dem als Gericht constituirten Landtage, und Sigismund ging, der Weisung des Vaters gehorchend, an dem Tage des Begräbnisses des Senators Bieliński, Präsidenten des genannten Gerichts, statt zur Bestattungsfeierlichkeit in die Vorlesung, er allein unter allen Studenten. Dafür wurde ihm eine Beschimpfung zutheil, die den von der öffentlichen Meinung streng verurtheilten Vater veranlaßte, Sigismund ins Ausland zu schicken. Dieser ging nach Genf und machte hier die Bekanntschaft mit Mickiewicz, Odyniec, Bonstetten, Sismondi u. a., machte mit den beiden erstern Ausflüge in die Alpen, die seine empfängliche, schwärmerische Seele mit großartigen Eindrücken und unvergeßlichen Bildern erfüllten. Dabei war er literarisch unermüdlich thätig, schrieb eine vortreffliche historisch gehaltene Skizze „Familia Wilczkow" eine Novelle „Teodoro, król borów" nach der Erzählung eines corsicanischen Offiziers, beides in polnischer Sprache, und auf die Anregung von Bonstetten hin einen Aufsatz über die polnische Literatur, welche Bonstetten in der „Révue universelle" drucken ließ; ein historischer Roman „Zawisza Czarny" ging auf dem Wege von Genf nach Warschau verloren. Das J. 1830 brachte für das Leben Krasiński's die schon lange vorbereitete Entscheidung: mit der Nachricht von der Revolution in Warschau kam zugleich die Kunde von der öffentlichen Beschimpfung des Vaters durch die warschauer Straßenpatrioten; diese Kunde erfüllte ihn mit Wehmuth, zog ihm eine lange Krankheit zu und ließ in ihm den Gedanken reifen, auf eine einflußreiche Stellung zu verzichten, Gutes im stillen zu wirken, seinem Volke schriftstellerisch zu dienen, ohne seinen Namen zu nennen. Der Aufenthalt in Rom, in Genf, in München, die Berührung mit vielen hervorragenden Personen brachte Wechsel, nicht aber innere Ruhe, und das Augenübel, welches schon seit früher Zeit ihn plagte, wurde im Sommer 1832 besonders heftig. Nur weniges konnte er schreiben, das Umfangreichste ist der Roman „Agaj-Han" (erst 1834 in Breslau herausgegeben), worin in glühenden Farben die Liebe eines Tartaren zu der Zarin Maria Mniszchowna, des Falschen Dimitri verwitweten Frau, und deren letzte Lebensschicksale geschildert werden. In dem genannten J. 1832 ging Krasiński zum Winter auf das Geheiß des Kaisers und auf die Weisung des Vaters nach St.-Petersburg. Dem Entgegenkommen des Kaisers Nikolaus, der ihn zu gewinnen suchte und seine Gunst durchblicken ließ, stellte der durch das Elend seines hartgeprüften Volkes und durch seine Leiden erregte Dichter die Bitte um einen Paß ins Ausland entgegen; indeß erlangte er den Paß erst, nachdem der Arzt bei längerem Verbleiben im rauhen Norden mit der gänzlichen Erblindung gedroht hatte. Das Andenken dieser peinlichen Lage und Stimmung brachte der Dichter später in der

„Versuchung“ zum Ausdruck. Im Frühlinge des J. 1833 ging Krasiński in Begleitung seines Freundes Const. Danielewicz zunächst nach Gräfenberg, um seine Gesundheit herzustellen, dann nach Wien, wo er den Herbst und den darauffolgenden Winter verlebte. Hier schrieb er eines seiner Hauptwerke, die „Ungöttliche Komödie“ in phantastisch-dramatischer Form, wie sich später zeigte ein Fragment einer auf breiter Grundlage angelegten Dichtung, welche die Geschichte der Menschheit umfassen sollte; die „Ungöttliche Komödie“ (Nieboska Komedya) stellt das erst in Zukunft erfolgende Ende der zweiten Epoche dar. Im J. 1836 hielt sich Krasiński in Rom auf und schrieb hier, ebenfalls in dramatischer Form „Iridion“, ein Bild des in staatlicher und sittlicher Auflösung untergehenden kaiserlichen Roms, gegen welches der haßerfüllte Grieche Iridion kämpft. Dem exaltirten, auf außerordentliche Weltstürme und Läuterungskatastrophen der Menschheit vergeblich wartenden und durch seine nervösen Leiden sowol als auch durch das Verlangen nach mächtigen Eindrücken erregten Gemüth des Dichters brachte der Verkehr mit hervorragenden Männern, besonders seinem Jugendfreunde Cieszkowski, mit vorgezogenen weiblichen Schönheiten, von denen er eine als seine Beatrice feierte, sodann der wechselnde Aufenthalt in Warschau, in den Bädern, in Italien, ferner Wanderungen durch Schönheiten der Natur, vorübergehende Beschwichtigung seiner Sehnsucht nach unfaßbaren Idealen, aber sie führten ihn auch auf Irrwege des Zweifels und der Trostlosigkeit. Diesen Seelenzustand spiegelten drei wehmüthige Träumereien, von dem Dichter unter dem Titel „Trzy myśli Ligenzy“ (Drei Gedanken des Ligenza) veröffentlicht, in denen er der pantheistischen Weltanschauung huldigte, seinem am alten Glauben festhaltenden Volke den Untergang verkündete und nur in weiter Ferne in dem Kommen eines neuen Zeitalters, des der Johanneischen Liebe, das Heil erwartet. Doch kehrte er bald zu den von Anfang an festgehaltenen Idealen zurück und gab ihnen Ausdruck in dem Gedichte „Morgendämmerung“ (Przedświt) 1843, dem ersten Gedichte in Versen, das er schrieb und dessen Gedanken er als das Eigenthum seines Geistes und, wol mit Unrecht, als das der als Beatrice gefeierten Frau bezeichnet, mit welcher ihn ein zartes Band der Herzen mehrere Jahre verband. Im J. 1843 heirathete er Elisabeth Comtesse Branicka, die er als Mädchen schon 1832 in St.-Petersburg kennen gelernt hatte und die ihm der Vater als Gattin bestimmte. Er fand auch — allmählich löste sich das Band, das ihn mit „Beatrice“ verband, — in der Ehe mit dieser „ihm von Gott auserkorenen Schwester“ ein glückliches Leben, das durch die Geburt von vier Kindern noch verschönert wurde. Zunächst blieb er in Warschau und auf seinen Gütern, mußte aber wegen seines Augenübels wieder ins Ausland gehen und suchte 1844 Heidelberg, sodann den Süden auf. Auf die unheilvollen revolutionären Umtriebe aufmerksam geworden und von trüben Ahnungen gepeinigt, schrieb er „Psalmen der Zukunft“ (Psalmy Przyszłości), in denen er vor demokratischen Revolutionen warnte und auf die Auferstehung durch Heiligung des Willens hinwies. Verhöhnt von Słowacki in einer meisterhaft geschriebenen poetischen Apostrophe, schrieb er als Antwort, nachdem die galizischen Massacres ihm recht gegeben hatten, noch zwei weitere Psalmen, welche er zusammen mit den drei Psalmen des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe 1846 noch einmal herausgab. Die Ereignisse des J. 1848 erschütterten ihn bis ins Innerste und führten ihn im Gegensatze zu Mickiewicz, der sie zur Verwirklichung seiner messianischen Träume benutzen wollte, dem unbedingten positiven Glauben und den religiösen Uebungen zu; in dieser Gemüthsverfassung kehrte er zur Fortsetzung seiner großen historiosophischen Dichtung zurück, die aber nicht zur Vollendung gebracht wurde. Vorübergehend, und nur höheren Weisungen folgend, hielt er sich in Warschau auf, gewöhnlich verweilte er im Winter im Süden, im Sommer in Bädern und Heilanstalten, wo er, meist vergebens, Linderung seiner nervösen Schmerzen und seines mit Erblindung drohenden Augenübels suchte. Vergebens sah er auch besseren Zeiten entgegen, nur die Thronbesteigung Napoleon's III. erschien ihm providentiell, und die von Alexander II. befohlene Vicestatthalterschaft des Vaters, welche sympathisch begrüßt wurde und sich bewährte, verschaffte ihm Befriedigung und Freude. Aber diese Freude dauerte nur kurze Zeit. Bald starb der General und noch vorher starb das jüngste Kind des Dichters, Elisabeth; auch der Ruin des Hauses Thurneisen brachte ihm empfindliche Verluste und bittere Enttäuschung des unbedachten Vertrauens. Er überlebte diese Schicksalsschläge nicht lange: am 13. Febr. des J. 1857 starb er in Paris, seiner Geburtsstadt.

In der frühesten Jugend schon zeigte Krasiński schriftstellerische Neigungen; die ersten Proben des frühreifen Jünglings, von denen eine größere Anzahl gedruckt wurde, ließen einen bedeutenden Schriftsteller nicht erwarten; sie sind alle in Prosa und zeigen eine große Unfertigkeit in der Ausführung, einige sind rasch hingeworfen, wie Erzählungen, zu denen der junge Schriftsteller den Stoff aus Mittheilungen anderer nahm, z. B. „Familia Wilczków“, geschrieben nach der Erzählung eines mit der alten Sage des Schlosses Wilczki im Haliczer Lande bekannten Mannes, oder „Teodoro“ nach der Schilderung eines Offiziers aus Corsica; ebenso die Erzählung Gastold, welche er infolge einer Wette mit Mickiewicz geschrieben haben soll, er wolle in 24 Stunden einen Roman schreiben; kurz und flüchtig genug ist auch diese „Legende“. Andere Schriften Krasiński's aus der Jugendzeit sind Schilderungen großartiger Naturschönheiten, eine darunter, 16 Seiten stark, gedruckt in Warschau 1830 unter dem Titel „Ułomek z słowiańskiego rękopisu“, gibt dem Glauben an das zukünftige Wiedersehen und den zukünftigen Verkehr der Seelen den Ausdruck; geschrieben wurde dieses Bild des Seelenlebens im Jenseits in schwermüthiger Sehnsucht nach der von ihm in Genf verehrten Engländerin Miß Harry, welche durch ihre Abreise von Genf den jungen Grafen in untröstlicher Stimmung gelassen haben soll; ihr widmete er auch ein Gedicht, das erste in Versen, welches er geschrieben hat. Diese Erstlingsproben, mit Aus-

schluß des Gedichtes, sind vor kurzem erschienen in „Utwory Krasińskiego nie objęte Lwowskiem wydaniem“, herausgegeben von B. T. (Posen 1880).

Die ersten Proben Krasiński's zeigen ein Gemüth, welches unruhig und ungewöhnlicher Eindrücke begierig und fähig war, und diese Vorliebe für ungewöhnliche Situationen, Menschen und Charaktere zeigen auch die historischen Romane, unter denen „Agaj-Han“ der bekannteste und beste ist, wenn er auch noch das Uebermaß des Feuers in der Schilderung der Leidenschaften zum Schaden der Darstellung und der Charakterschilderung zu grell hervortreten läßt. In diesem Punkte entfernte sich „Agaj-Han“ merklich von dem Vorbilde der Walter Scott'schen historischen Romane, die in den zwanziger Jahren in Warschau nicht blos in Uebersetzungen bekannt waren, sondern dem Publikum auch näher gebracht wurden durch gelungene Nachahmungen von Bernatowicz, Niemcewicz und andern; der Zusammenhang des „Agaj-Han“ mit dieser Reihe von bekannten Romanen in W. Scott's Manier ist indeß in der Wahl des Stoffes, dessen Quelle in der Vorrede angegeben wird, und der Schilderung einiger Situationen gegeben, nicht aber in dem Aufbau des Romans und der Entwickelung der Charaktere, die uns vielmehr als gegebene entgegentreten.

Mit dem J. 1833 ändert sich der Charakter der schriftstellerischen Thätigkeit Krasiński's. Er wählt die höchsten Lebensfragen der Menschheit zur Aufgabe und schildert in einigen phantastischen Dichtwerken das Leben der Menschheit vom historiosophischen Standpunkte Schelling's, dessen Vorlesungen in München er um das J. 1830 hörte und gemäß den Ideen seines Jugendfreundes, des Philosophen Cieszkowski, wie dieser sie in seinen Prolegomena zur Historiosophie 1838 und später in einem polnisch geschriebenen Werke „Ojcze Nasz“ (Vater Unser) 1848 entwickelt hat. Nach dieser Ansicht hat die Menschheit in ihrer Entwickelung erst zwei Epochen durchlebt, deren Grenzstein Christus ist; was vor ihm war, weist auf ihn hin, was nach ihm kam, geht von ihm aus und entfernt sich auch von ihm; die vorchristliche Zeit erzeugte ein sinnliches, auf das Object gerichtetes Leben, suchte aber die Seele aus dem Joche der Sinnlichkeit zu befreien; die nachchristliche Zeit erzeugte ein innerliches, auf das Ewige, Uebersinnliche gerichtetes Leben, suchte aber allmählich den Leib von der ausschließlichen Herrschaft der Seele zu befreien; die Menschheit hat nach der These und Antithese, nach dem Leben der Position und dem der Negation eine dritte Lebensepoche, die der Synthese, die des Geistes, der Harmonie von Leib und Seele zu erwarten. So wie die zweite Epoche durch den Zusammensturz des römischen Reiches und durch gewaltige Umwälzungen sich eingeführt hat, so wird auch die dritte Epoche über gewaltige Stürme und Ruinen einkehren. Ihr Kommen steht in nicht allzu ferner Zukunft bevor, die Menschen können das Kommen dieses Reiches Gottes auf Erden beschleunigen, wenn sie ihren Willen heiligen und Liebe bethätigen, denn das dritte Reich wird das Reich der liebevollen That sein. So wie das Individuum wiedergeboren werde nur durch Hinsterben nach Mühen und Leiden, — für viele Menschen gebe es keine Wiedergeburt, erst nach Millionen von Jahren will der Dichter, der jedoch das Wort Seelenwanderung nicht ausspricht, ihnen ein Wiedererwachen zum Bewußtsein zuerkennen — so sei es auch mit der Menschheit, auch sie müsse leiden, um wiedergeboren zu werden; unter den Völkern habe das polnische den Vorzug, weil es gelitten, seinen Willen geläutert habe und weil es nach heiligen Zielen der Vervollkommnung strebe. Die drei Dichtungen, welchen diese Gedanken zu Grunde liegen, sind: „Unvollendetes Gedicht“ (Niedokończony Poemat), nach dem vorausgesetzten Plane zu schließen, ein Bruchstück des beabsichtigten Bildes der Vergangenheit und der Gegenwart; die „Ungöttliche Komödie“ (Nieboska Komedya), das Bild des Endes der Epoche, in welcher die Menschheit lebt; und „Iridion“, das Bild der Auflösung des alten römischen Reiches und der antiken Weltordnung. Sie sind alle in Prosa, in dramatischer Form geschrieben und phantastisch gehalten, indem Gestalten und Stimmen aus der überirdischen Welt in die Handlung eingreifen. Das früheste dieser Gedichte ist die „Ungöttliche Komödie“, geschrieben nach dem ersten St.-Petersburger Aufenthalte in Wien (beendigt vor dem 11. Nov. des J. 1833, wie aus einem Briefe des Dichters an K. Gaszyński zu ersehen ist). Das Ganze zerfällt in 4 Theile, deren jedem ein hochpoetisch gehaltenes Vorwort ouverturenartig vorangeht, mit der Charakteristik der Hauptperson oder der Hauptsituation. Der Dichter führt einen Grafen vor, den er mąż (Mann) nennt und der mit den Nachbildungen des Faust den Trieb nach Wissen und Genuß gemein hat, durch die Macht der Verhältnisse zur That getrieben wird, der aber eigenartig ist, indem er von Eigenliebe, Eigendünkel, Selbstgefälligkeit und Ruhmsucht beherrscht wird. Seine reichen Geistesgaben, die der Dichter als poetische bezeichnet, tragen keine Früchte, weil er auf der ewigen Jagd nach Idealen außer Stande ist, sein Leben harmonisch zu gestalten; von der wahren Poesie, der Bildnerin des Lebens, ist er durch die „Kluft der Phrase“ geschieden. Die Vorsehung hat ihm alles gegeben: angesehene Geburt, körperliche Kraft und Schönheit, einen reichen Geist, irdische Reichthümer, eine liebende Frau und einen Sohn, aber unbekümmert um diese Güter verstand er weder Gatte noch Vater zu sein; sein Sinn war auf die Erforschung der letzten Ziele und Aufgaben der Natur und der Menschheit gerichtet, doch der Mangel an festem Wollen verkümmerte ihm sein Erkennen. Trübe Ahnungen peinigten ihn und wurden zur traurigen Wahrheit durch den Ausbruch des längst vorhergesehenen Kampfes zwischen der historisch gewordenen Ordnung und der Doctrin der unbedingten Freiheit und Gleichheit. Die Macht der Verhältnisse trieb ihn in den Kampf, in dem er ohne innere Ueberzeugung — denn er war in religiöser und socialpolitischer Beziehung ein liberaler Doctrinär — gegen die Kämpen der absoluten Demokratie und gegen die in ihrem Gefolge stehenden hungernden Massen auftrat. Das Haupt des Pöbels, Pankraz, war ebenso, wie der Graf, ein Doctrinär und Phrasenheld ohne den innern Trieb der Ueberzeugung; und so gehen

sie beide zögernd und zaudernd ans Werk (die Vorrede zu dem vierten Theile benutzt diese Schwebe vor der Entscheidung zu der gelungenen Zeichnung der Hauptpersonen und der entscheidenden Situationen, wie z. B. des Lagers des Pankraz, der Begegnung zwischen diesem und dem Grafen), und so siegt zwar Pankraz und seine Partei, weil sie mit elementarer Macht auf den Feind sich stürzt, aber der Sieg ist ohne Frucht; der eigentliche Sieger ist Christus, der mit dem Kreuze vom Himmel herabsteigt, und welchem Pankraz sterbend zuruft: Galilee vicisti. Christus soll nach dem Gedanken des Dichters seine Kirche, das göttliche Reich auf den Trümmern der zweiten Epoche aufbauen. — Der Dichter charakterisirte sein Gedicht in einem Briefe an K. Gaszyński als einen Kampf der aristokratischen und demokratischen Welt, an dem er geistig den regsten Antheil nahm; die nächste Anregung zur Darstellung einer historischen Katastrophe, die mit dem Ausgange der zweiten Epoche der Geschichte der Menschheit zusammenfallen sollte, gaben die um das J. 1830 sich breit machenden St.-Simonistischen und Fourier'schen Doctrinen; der Proceß der St.-Simonisten im J. 1831, die im theatralischen Aufzuge vor den Richterstuhl zogen, lenkte die Augen aller auf die Gefahr hin, welche von seiten der socialen Umtriebe drohten; der Dichter erinnert auch in einigen Zügen an wirkliche Begebenheiten. Aber er verallgemeinert die Bedeutung der socialistischen Bewegungen und stellt diese als den letzten Angriff der revolutionären Elemente gegen die historisch gewordene Lebensordnung dar, als einen Kampf der Hungerigen gegen die Besitzenden, als die letzte Auflehnung der sinnlichen Triebe gegen die Herrschaft des ordnenden Verstandes, und deshalb rückt er seinen historiosophischen Ueberzeugungen gemäß den erwähnten Kampf an das Ende der zweiten Epoche. Sein Hauptbestreben dabei war zu zeigen, daß diese letzte geschichtliche Phase nur in sich zerfallene Charaktere erzeugen werde, die, einer schöpferischen That unfähig, das Feld räumen würden. Freilich sind diese Gedanken nur zu ahnen und zu erschließen aus der Reihe der Bilder, welche der Dichter vorführt, um die Zerklüftung, die Zerfahrenheit, das Elend der Menschheit zu zeigen, und fast wörtlich lassen sich die Worte der Fausterklärer auch von der „Ungöttlichen Komödie" wiederholen, daß der Dichter „dunkle Vorstellungen mit dunkeln Worten umsponnen und umwoben hat".

Ein Licht auf die Grundidee der „Ungöttlichen Komödie" fällt aus einer Reihe von Fragmenten, welche 1860, drei Jahre nach dem Tode des Dichters, in der Gesammtausgabe der Gedichte Krasiński's in Paris unter dem Titel „Unvollendetes Gedicht" (Niedokończony Poemat) erschienen sind; davon ist ein Theil unter dem Titel „Traumgesicht" (Sen) schon bei Lebzeiten des Dichters, 1852, in Lissa erschienen. Aus Aeußerungen der Freunde Krasiński's und aus den Briefen des Dichters selbst geht hervor, daß dieser wiederholt zu der Composition einer „Trilogie" von Gedichten zurückkehrte, deren Anlage nur im allgemeinen errathen werden kann, deren Grundidee die Entwickelung der Geschichte der Menschheit, Darstellung des Ueberganges von der Gebundenheit zur Freiheit des nach Ueberwindung des Dualismus sich mit sich selbst und mit Gott Eins fühlenden Geistes sein sollte. Das „Unvollendete Gedicht" enthält Fragmente der Vergangenheit und der Gegenwart. Es besteht aus sechs Fragmenten: das erste zeigt einen mit körperlicher Schönheit und Kraft ausgestatteten Jüngling unter der schützenden Leitung eines älteren Freundes, der den bedeutsamen Namen Alighieri trägt (so benennt der Dichter seinen älteren Freund und Mentor, den Dante-Verehrer Danielewicz, dessen geistiger Führung er sich gern hingab); diesen hatte der Jüngling schon „auf der Schulbank" kennen und lieben gelernt, weil er ihn gegen die Beschimpfung seiner Commilitonen in Schutz genommen hatte, später schätzte er ihn wegen seiner geistigen und Charaktereigenschaften hoch. Während der Jüngling der Jagdlust folgend die Alpenhöhen erklimmt, bleibt Alighieri am Fuße der Höhe einsam mit seinen Gedanken an den Jüngling, den er von den Versuchungen des Lebens zu schützen sich zur Aufgabe gemacht hat und den er Gott empfiehlt; in diesen einsamen Gebeten erbat er sich auch die Gnade und die Macht, in einem Traumbilde dem Jünglinge die Häßlichkeit der Welt und das Elend und die Qualen des Lebens zu zeigen. In dem zweiten Theile verfällt der Jüngling unter dem Zauber Alighieri's mitten in wegeloser, von Nebeln eingehüllter Einöde in einer Kapelle in einen Schlaf, und der Schattengestalt Dante's folgend (in dem er seinen Mentor erkennt) macht er eine Wanderung durch die Welt: besucht Kasernen, Brutstätten der Spionage, sieht das Elend in den Werkstätten, das feige Gebaren der unterirdischen Verschwörungen gegen die bestehende Ordnung seitens der heuchlerischen Demagogen, sieht die Erniedrigung der Frauen, die Niedertracht der Börse und anderes Elend; überall sieht er die von der Materie gefesselten Seelen ohne freies Selbstbewußtsein und überall sieht er die Hölle auf der Welt; dann erblickt er das Fegfeuer, die Leiden des gekreuzigten polnischen Volkes; den Himmel, den er sehen wollte, sah er nicht, denn noch ist der Himmel, das Reich Gottes, auf Erden nicht erschienen, aber der Geist des Herrn und des Himmels Abglanz seien schon seit Jahrhunderten in dem Innern der Menschen und würde „das Dritte" durch die Heiligung des Willens und durch die Liebe sich verwirklichen. In dem dritten Fragment erblickt der Jüngling in Venedig mitten im Carnevalsgewühle eine ungewöhnlich schöne Dame, eine Polin, am Arme ihres Gemahls, der Chef der österreichischen Spione sein soll, und brennt vor Begierde, diesem Weibe sich zu nähern, wird aber in dem folgenden Bruchstücke von Alighieri gewarnt, dieser irdischen Schönheit sich hinzugeben statt der ewigen, unvergänglichen und veredelnden, die irdische Liebe würde sein Herz vorzeitig welk machen. Die Freunde trennen sich, ohne daß das Fragment uns errathen läßt, ob der jugendliche Faust in die Lockungen und Netze der irdischen Liebe verfallen wird. Das ist um so mehr zu bedauern, als die venetianische Schönheit vermuthlich dieselbe Frau ist, die der Dichter im zweiten Fragment mit großem

Mitgefühle als einen gefallenen Engel, als eine Frau schildert, die ihren Mann wegen seiner Apostasie verachtet und einen andern wegen seiner Schönheit, Güte und geistigen Hoheit geliebt hat, und weil darin sich Erinnerungen des Dichters an eine geistvolle und schöne Frau widerspiegelten, die trotz des kurzen Verhältnisses mit Krasiński ihn ihr Lebenlang verehrt hat. — Allighieri wollte die Versuchungen von seinem Schützlinge abwenden und versprach, ihn nach drei Tagen in die venetianischen Souterrains zu führen, um ihn in die Geheimnisse der sich für die nächste Zukunft vorbereitenden Weltereignisse einzuweihen. Das vierte Fragment ist ein Traumgesicht im Wachen, in dem der Dichter zeigt, wie die Menschheit allmählich aus dem träumenden Zustande zur Erkenntniß und zur theilweisen Freiheit erwache; wie sie sich zu immer höheren Aufgaben aufschwinge; daß sie aber durch Elend und verfehlte Mühsale nach langem Irren durch gerechten und geheiligten Willen sich zur Einheit mit Gott erheben solle. In dem letzten Fragment erblickt der Jüngling in den Führern verschiedener Völker die Träger der bald kommenden Ereignisse, in denen die Menschen und Völker durch wahrhaft christlichen Geist, durch Liebe und Bethätigung des geläuterten und geheiligten Willens sich zum Empfang des verheißenen Heil. Geistes vorbereiten und des Reiches Gottes auf Erden theilhaftig werden sollen. Dem polnischen Volke, das durch Leiden geprüft und mehr geläutert ist, ist in den venetianischen Katakomben eine bevorzugte Stellung unter den Völkern zugewiesen; aber der Führer der demokratischen Partei unter den Polen, Pankraz, protestirt gegen die Vergöttlichung der Menschheit und verkündet das Heil durch Vernichtung der conservativen Elemente. Mit dem über ihn verhängten Fluche schließt das letzte Fragment. — Der Zusammenhang der Fragmente mit der „Ungöttlichen Komödie" ist unzweifelhaft, sie sind die Vorstufen sowol zu dem letzten Kampfe in der „Ungöttlichen Komödie" als auch eine Erklärung des Verhaltens und des Charakters des Grafen Heinrich, der trotz der Führung Dante's doch zum selbstsüchtigen Idealisten geworden ist, weil, wie es scheint, das Zeitalter der zerfallenden zweiten Epoche Männer der Liebe und Aufopferung noch nicht zu erzeugen vermag. Noch mehr sieht man den Zusammenhang der Fragmente mit der „Ungöttlichen Komödie" darin, daß Pankraz in beiden auftritt, ebenso ist der treue Diener Jakob in beiden Gedichten der Begleiter des Grafen; das letzte Bild in den Fragmenten scheint in dem Plane des Dichters unmittelbaren Anschluß an die „Ungöttliche Komödie" zu haben. Aus den Fragmenten erhellt auch, daß der Dichter den Titel „Ungöttliche (infernale) Komödie" für die ganze Dichtung bestimmt hat, denn hier wird die Hölle geschildert. Hier ist auch an einer Stelle auf Goethe's Faust in einer Weise Bezug genommen, daß wir in den Menschheitsgedichten Krasiński's einen Versuch der Weiterspinnung der Faustidee erblicken können. In dem entscheidenden Augenblicke, wo der Beschützer und Lehrer des Jünglings, Dante, ihm verkündet, wie er seinen Geist entwickeln und bilden wolle, um ihn zum Vorbild für andere zu machen, sagt er: „Wenn schon ein Augenblick des Lebens so schön sein kann, daß du ihn festhalten und ihm zurufen möchtest: verweile, du bist so schön! wie viel mehr muß eine vollkommene Seele ein solches Wunder sein, daß jedermann rufe: du bist schön! So schenke du deinen Brüdern ein solches Glück und werde ein solches Meisterwerk." Im Verfolg des Gedichtes wird gezeigt, daß eine solche Vollkommenheit erzielt werden könne nur durch Leiden, Liebe und Heiligung des Willens.

Mit den genannten zwei Gedichten steht ein drittes unter dem Titel „Iridion" im Zusammenhange. Das Gedicht, ebenso wie jene, ein phantastisches Drama, gibt ein Bild des in Zersetzung und Auflösung begriffenen cäsarischen Römerreiches. Iridion, Sohn des gegen Rom haßerfüllten Amphilochos aus dem Geschlechte des Philopömen, und der Chriemhilde, Priesterin Odin's, soll nach dem Willen des Vaters die Macht des verhaßten Rom zur Knechtung Griechenlands vernichten; von dem sterbenden Amphilochos zum Haß gegen Rom verpflichtet und dem dämonischen Masinissa zur Leitung übergeben, sucht Iridion Bundesgenossen in den zu Gladiatoren und Sklaven degradirten patricischen Geschlechtern; in den germanischen Söldlingen, mit denen ihn seine germanische Abkunft von mütterlicher Seite verbindet; in zahllosen Orientalen, welche auf den Straßen von Rom herumlungern; in den Christen in den Katakomben, unter denen er die edle Cornelia Metella auf den dämonischen Rath Masinissa's mit seiner Liebe umstrickt und für den Glauben fanatisirt, daß er der von Gott gesandte Retter der Christen sei. Dem Gedanken an Rache opfert er seine Schwester Elsinoe, welche er Heliogabal als Gattin preisgibt, damit sie diesen ewig beunruhige und ihm Iridion als den einzigen Retter nenne. Er gelangt auf diese Weise zu Ansehen, erhält den Siegelring des Kaisers mit dem Genius von Roma darauf, und als Alexander Severus an der Spitze der empörten Legionen gegen den verweichlichten Sohn des Orients zieht, wiegt er ihn in den Traum ein, er könne die Legionen durch Söldlinge vernichten, Rom, den Hort der republikanischen Erinnerungen, dem Erdboden gleichmachen und dann den Cäsarensitz nach Asien verlegen. So scheiden sich die Rom erhaltenden und Rom hassenden und untergrabenden Elemente und treten auf zum entscheidenden Kampf, in dem Iridion alle gegen das cäsarische Rom kämpfenden Kräfte um sich schart; aber die Christen, fanatisirt durch Cornelia und durch eine Partei der That, stellen sich, rechtzeitig von ihrem Bischofe zurückgehalten, nicht zum Kampf, Iridion unterliegt nach einem verzweifelten Ringen und will am Grabdenkmale seines Vaters sich erstechen. Aber Masinissa entrückt ihn den Augen der Häscher und gewinnt die durch das Geschehene niedergebeugte Seele noch einmal durch die Aussicht, ihm, wenn er aus langem Schlaf nach vielen Jahrhunderten erwacht sein würde, die Ruinen und das Elend Roms zu zeigen. Dies zeigt der Dichter in einem Epilog, betitelt „Der Schluß". Unter der Führung Masinissa's sieht Iridion den gänzlichen Verfall des christlichen Roms, den Ruin der Kirche, und doch zieht ihn das in der Mitte des Colosseums aufgepflanzte Kreuz, das seine

Arme im Mondscheinglanz ausstreckt, mächtig an, und am Fuße desselben entsteht noch ein Kampf um den Besitz seiner Seele zwischen Masinissa und dem von Gott gesandten Engel, aber Cornelia's Geist rettet ihn, weil er „Griechenland geliebt hat". Jetzt befiehlt ihm eine göttliche Stimme, nach dem Norden zu gehen, um im Dienste eines leidenden Volkes einer heiligenden Prüfung sich zu unterziehen, dort solle er unermüdlich handeln — bis zur Auferstehung.

„Iridion" ist im J. 1836 in Wien entstanden, doch ist der Plan zu diesem Gedichte viel früher gefaßt worden. Der Dichter erinnert seinen Vater in einem Briefe vom November 1833, er habe sich mit dem Plane eines Gedichtes, dessen Vorwurf das ehemalige Rom und dessen Held Iridion sein sollte, schon in St.-Petersburg (1832) getragen, er habe dem Vater den Plan mitgetheilt und dieser habe die Idee schön gefunden; in St.-Petersburg habe er einen großen Theil geschrieben, den andern in Warschau, dann aber das Manuscript vernichtet, später sei ihm in Rom eine solche Gestalt, wie Iridion, auf Schritt und Tritt vor den Geist getreten. Krasiński mochte wol schon viel früher den Gedanken eines den Fall oder Verfall Roms schildernden Gedichtes gefaßt haben. Nach einer Mittheilung von Odyniec hat dieser 1829 in Lausanne in dem einst von Gibbon bewohnten Hause Krasiński und Mickiewicz — sie wohnten alle drei dort — den Inhalt des einst in Lausanne geschriebenen Werkes von Gibbon „History of the decline and fall of the Roman empire" (1776—1788) ausführlich mitgetheilt, und die drei Freunde hatten mit einem so warmen Interesse über den Inhalt des Buches gesprochen, daß Krasiński versicherte, er werde den Inhalt der Gespräche nie vergessen. Die Lektüre Gibbon's ist in den Anmerkungen zu „Iridion" sichtbar, ebenso die von Montesquieu's Schrift „Considérations sur les causes de la grandeur et décadence de l'empire des Romains", überhaupt sind eingehende culturhistorische Studien in der Behandlung und Beurtheilung des historischen Stoffes nicht zu verkennen. Unter den Schriften, welche Krasiński vor der Abfassung des „Iridion" las, war auch höchst wahrscheinlich die (auch als Buch erschienene) Abhandlung Baur's „Apollonius von Tyana und Christus", 1832, woraus der Dichter viele Einzelheiten über Heliogabal, über gleichzeitige philosophische Systeme und Richtungen schöpfte, und bei dessen Lektüre er sich in die geistige Athmosphäre zur Zeit des beginnenden dritten Jahrhunderts hineindachte; daß Iridion nicht stirbt, sondern durch eine wunderbare Macht der Erde entrückt wird und fortlebt, steht im Einklange mit den Ansichten der Neoplatoniker und Neopythagoräer, nach denen Apollonius im entscheidenden Augenblicke, in welchem Verurtheilung und Tod seiner harrten, verschwand. Wenn auch Iridion mit Apollonius nichts gemein hat, so steht ihm doch Masinissa zur Seite, einer der wunderthätigen Männer, wie Apollonius von Tyana oder Alexander von Abonoteichos.

Indeß ist Iridion kein geschichtlicher Charakter, denn die Geschichte kennt keine Rächer des durch Rom gedemüthigten Griechenlands; auch in einer andern Beziehung entspricht das Bild, welches Krasiński von Rom entwirft, nicht der Wirklichkeit: der Haß gegen die Christen entsprang nicht, wie der Dichter anzunehmen scheint, aus dem Widerwillen gegen die dem antiken Bewußtsein widerstrebende Verehrung einer Frau, denn der Mariencultus war im 3. Jahrhundert noch nicht entwickelt, sondern weil man die Christen für eine jüdische Sekte hielt und weil die Juden als „odium generis humani" galten; auch ist das Zeichen des Kreuzes, welches in dem Gedichte wiederholt als Wahrzeichen in den Katakomben erscheint, welches z. B. von Simeon in die Höhe gehalten wird, um die Christen von der Hülfsleistung für Iridion zurückzuhalten, ein mit der Geschichte nicht übereinstimmendes poetisches Motiv, denn das Zeichen des Kreuzes tritt in dem Leben der Christen verhältnißmäßig spät auf, in der Symbolik der Malereien in den Katakomben findet es sich bekanntlich nicht.

Indeß lag die Absicht einer historisch treuen Schilderung dem Dichter des „Iridion" wol fern; auch die Schilderung der zweiten Epoche des in der Menschheit sich auslebenden Wortes Christi lag dem Dichter fern, da in dem Epiloge Masinissa dem aus dem Schlafe geweckten Iridion das verfallene und gedemüthigte Rom zeigt; der Dichter hat vielmehr angesichts des racheerfüllten Geistes des Helden eine warnende Stimme erheben wollen. Nach der Niederwerfung der polnischen Revolution vom J. 1830 waren mehrere polnische Gedichte mit patriotischer Tendenz erschienen, deren Helden das Vorbild sein sollten, wie man dem Vaterlande dienen soll: Garczyński's „Wacława Dzieje" 1833, Słowacki's „Kordyan" 1834 und Mickiewicz' „Pan Tadeusz" 1834; die in ihnen auftretenden Helden kämpfen mit mehr oder weniger Haß gegen den Feind. Der Grundgedanke des „Iridion" ist aber, zu zeigen, daß der Haß allein nichts schafft, nichts erzielt, daß er vielmehr die Wachsamkeit und Energie des Feindes weckt und steigert, neuen Haß und neue Kraft im Gegner erzeugt. Der Dichter verurtheilt zwar nicht Iridion, er rechtfertigt ihn in sittlicher Hinsicht darum, weil er Griechenland geliebt hat, aber Griechenland ist mit seinem Kampfe und mit seiner Aufopferung nicht gedient; die Vaterlandsliebe Iridion's, die unterdessen durch die Liebe zum Kreuz gerechtfertigt ist, soll im Norden, im polnischen Volke, durch eine neue Probe geläutert und geheiligt werden, bis nach unsaglicher Pein und Qual der Erfolg sie belohnt.

Die historiosophischen Gedanken, die Krasiński in den drei genannten prosaischen Dichtungen in dramatische Form eingekleidet hat, erfüllen eine Reihe von lyrischen Gedichten in Versen, welche in den vierziger Jahren entstanden sind und welche die Hoffnungen, Ueberzeugungen und Verheißungen des Dichters viel bestimmter und schärfer hervortreten lassen als jene; diese sind: Das „Morgengrauen" (Przedświt), geschrieben schon im J. 1841, erschienen 1843; „Psalmen der Zukunft" (Psalmy Przyszłości), zunächst drei Psalmen des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe, erschienen 1845, dann um zwei Psalmen („Psalm der Trauer und Psalm des guten Willens") vermehrt 1848: „Der heutige Tag" (Dzień dzi-

siejszy), „Der Letzte“ (Ostatni) und „Resurrecturis“, von denen die beiden ersten 1846 entstanden sind, das letztere später. — In „Przedświt“ will der Dichter das Herz seines Volkes aufrichten, indem er die hohe Bestimmung desselben im Leben der Menschheit verkündet. An der Seite seiner Beatrice sieht er aus den Gräbern Geister polnischer Heroen erstehen, welche die Leiden und den Fall des polnischen Volkes als gnadenvolle Fügung der Vorsehung preisen und ihm Auferstehung und die Stellung eines auserwählten Volkes verheißen, weil es verschmäht hatte, ein Krämervolk zu sein wie andere; er sieht dann ferner die Geister der Vorfahren im Gefolge der heiligen Gestalt der Muttergottes im Morgengrauen gen Osten dahinziehen, um die Macht des Erzfeindes der Menschen zu vernichten; dann solle die Glorie des dritten Tages anbrechen. Durch diese Erscheinungen hellsehend geworden, erschaut der Dichter das zukünftige, auferstehende, verklärte Polen, welches ihm nicht mehr das Land, der Inbegriff der nationalen Sitten, der staatlichen Einrichtungen, sondern das göttliche Gesetz und Gottes-Gedanke ist und welches in heiliger Glorie den Reigen führen wird unter den zukünftigen aus Gottes Schose erstandenen Völkern, ihnen voranfliegend und den Weg weisend zu Gott. — Diese mystischen Visionen und Entzückungen, welche sich in mehrern, wol zu verschiedenen Zeiten gezeichneten Bildern verkörpern und deshalb mehr eine Reihe von prophetischen Schilderungen als von zusammenhängenden Gedanken darstellen, sind durch eine prosaisch geschriebene Vorrede erläutert, welche gleichsam die Grundlage der poetischen Verheißungen bilden sollte: an die Spitze ist eine Vergleichung des revolutionären und Napoleonischen Zeitalters mit dem Cäsar's und Christi vorausgeschickt, jene sei ebenfalls ein Wendepunkt in der Geschichte der Menschheit und die Ankündigung einer neuen Zeit, der dritten Epoche des Geistes, deren Kommen begründet wird durch den Gang der Geschichte und durch die Verchristlichung der internationalen Verhältnisse, durch Gerechtigkeit für Polen und durch Sühne für dessen Leiden. Die Schlußaccorde des Gedichtes: „das Lied möge verstummen und die That möge erstehen“, bringen den Gedankenkreis des „Przedświt“ wieder deutlich mit des Dichters allgemeiner Weltansicht und mit dem Grundgedanken der Prolegomena von Cieszkowski in Verbindung, welcher für die dritte Epoche als Wahrspruch auch hinstellte: „Am Ende wird die That“. Indeß sollte es anders kommen.

Der Dichter wurde im Namen der versailler Polnischen Centralisation zur Theilnahme an einer Verschwörung auf demokratischer Grundlage aufgefordert, welche die Beseitigung des polnischen Adels auf ihre Fahne schreiben wollte. Krasiński versagte jede Mitwirkung, suchte noch seine warnende Stimme zu erheben und schrieb den „Psalm der Liebe“. Er weist auf die Liebe als die schaffende und verwandelnde Macht hin; nur der polnische Adel, als Seele, zusammen mit dem Volke, als Leib, vereint zu Einem Geist, zu Einem Willen, Einem Leben, Einer Nation, könne das Vaterland retten. Wer das weiße Gewand Polens beflecken will, dem ist der Gang der Weltgeschichte nicht bekannt; wahre Genien und Wohlthäter der Menschheit verachten das Messer und den Terrorismus, nur niedrige Seelen greifen zum Messer. Stets habe der Adel gehandelt, Opfer gebracht, gelitten, und seine Sünden habe er durch Leiden und Opfer gesühnt; er habe das Volk geführt, welches für sich allein eine leblose Masse sei; er habe das Leben, die Tradition, die Continuität treu bewahrt und er allein vermöge das Volk zu heben nach göttlichem Gesetze, wonach alles in die Höhe strebe; Rückfall in die Barbarei wäre, das Höhere herabsetzen. Man möge die Seelen nicht verwirren, denn nichts sei schmerzlicher, als des Volkes Geist vergiftet zu sehen. Der Dichter verkündet dem Vaterlande den Sieg in dieser letzten Krise, verheißt Auferstehung und ewige Glorie, denn Völker warten auf einen erlösenden Gedanken oder auf einen Erlöser, und Polen allein könne diese Erlösung bringen; es möge die verkrüppelte Menschheit aufrichten, Sünden ausrotten, die Herrschaft des Leibes verschmähen, Mitleid üben, Liebe säen, des Herrn Odem weitertragen, und möge zum Vorbild anderer Völker werden. Dem „Psalm der Liebe“ fügte Krasiński noch den „Psalm des Glaubens“ und den „Psalm der Hoffnung“ hinzu. In jenem sagt der Dichter, daß Leib und Seele vergehen, der Geist unsterblich sei und in stets vollkommenerer Wiedergeburt in immer höhere Lebenssphären wandere, durch der Qualen Hölle und des Verdienstes Fegfeuer, bis er immer mehr veredelt in das andere Leben, zu Gott in den Himmel eingehe. Doch Schule und Prüfung der Geister seien die Schicksale der Menschheit und unsers Planeten, und den Einzelnen geleiten die Völker, die von Gott eingesetzt und auserkoren seien, den Gottesbegriff stets höher zu gestalten, Liebe und Verbrüderung heimischer zu machen. Ein solches auserkorene Volk sei das polnische, weil es durch die Märtyrerkrone geehrt sei. Christus lebe sich in der Menschheit aus, und sowie er verklärt wurde, so werde auch die Menschheit verklärt werden durch geistige Anschauung (duchowe poznanie) und unendliche Liebe. In dem „Psalm der Hoffnung“ wird das nahe Kommen des verheißenen Tröstérs, des heiligen Geistes, des letzten Zeitalters verkündet, wo die Menschen nach wiederholten Vervollkommnungen wie Götter sein werden. „Glaubet und hoffet“, ruft der Dichter, „achtet nicht auf Qualen, auf Versuchungen.“

Die drei Psalmen erschienen zuerst 1845. Słowacki machte sich zum Dolmetscher der durch die Arbeiten der Centralisation für eine demokratische Bewegung gewonnenen öffentlichen Meinung und antwortete anonym in einer meisterhaft geschriebenen poetischen Epistel „Do autora trzech psalmów“ (An den Autor der drei Psalmen), worin die Befürchtungen eines Blutbades als Traumbilder der durch Furcht erregten Phantasie verhöhnt werden, der Adel seiner beanspruchten Führung für verlustig erklärt, der in klärenden Stürmen bald erwartete rettende Geist als der „ewige Revolutionist“ gefeiert wird. Dem mit Bewunderung aufgenommenen und allgemein gelesenen Gedichte, welches zuerst als Manuscript lange cursirte, ehe es 1846 herausgegeben

wurde, folgten bald die Bauernunruhen in Galizien, gegen den Adel gerichtet und von Mord und Brand begleitet. Krasiński war weit entfernt, Befriedigung darin zu suchen, daß seinen Befürchtungen die Ereignisse recht gegeben haben, vielmehr untergruben die trüben Ahnungen und die Ereignisse des J. 1846 seine Gesundheit für immer. Doch sein Geist thronte immer auf gleicher Höhe. Im J. 1848 schrieb er noch zwei Psalmen: einen „Psalm der Trauer“, in dem nach einem prosaisch geschriebenen einleitenden Hinweis auf den Inhalt des Gedichtes von Słowacki diesem Dichter vorgehalten wird, daß ihm der Triumph der Keckheit gern zugestanden werden könnte, hätte er nur recht gehabt, daß er aber den Geist der kommenden Zeit nicht verstanden und daß er das Volk vergöttere, ehe es zur Heiligkeit gelangt sei; wenn er gesagt, man könne nicht wissen, was der Geist der Zukunft wählen würde, ob Kampf bis aufs Messer oder die heiligende Hebung der Massen, so gezieme ein solches Nichtwissen einem „Seher“ nicht; sodann wiederholt der Dichter die öfter entwickelten Ideen, daß bald das Ende der Zeit kommen solle, wo Leib und Seele nach langem Kampfe miteinander harmonisch zum Leben des Geistes sich gestalten, wo der heilige Geist kommen werde, um Gericht zu halten über das mit Irrthum beladene Zeitalter und um ein neues Leben zu bilden; dann werde Polen die Völker zum himmlischen Reich aufrufen und geleiten! In demselben J. 1848 ist auch der fünfte „Psalm des guten Willens“ (Psalm dobréj woli) entstanden, in welchem die verzückten und prophetischen Gedanken Krasiński's den Höhepunkt erreicht haben; auch formell ist dies Gedicht das schönste, das Krasiński geschrieben, zugleich seine letzte dichterische Gabe. Es ist ein in tiefster Demuth und Zuversicht gesprochenes Gebet. Gott der Weltherrscher, der den Polen „alles gegeben“: ein tausendjähriges Wirken in „übereuropäischer“ Tugend, ein Leben der Gnade, das am Kreuze geendigt habe, ein geheiligtes Leben über das Grab hinaus, der aber ohne Zuthun des hartgeprüften Volkes es nicht erlösen könne, möge ihm in der kommenden Stunde in der Schwebe zwischen dem Morgenroth der Erlösung und dem schäumenden Abgrunde des ewigen Bösen und des ewigen Todes, auf Fürbitte der Jungfrau Maria, in der es unter allen Völkern zuerst die Herrschaft Christi auf Erden erkannt habe, ein reines Herz und den guten Willen schenken!

In dem kurzen Gedichte „Resurrecturis“ verkündet der Dichter dem polnischen Volke die Lebensweisheit, die zum Heil führen soll. Er predigt das Dulden in Ergebung und im heiligen Schweigen, in Hingebung für Mitleidende und stolzer Zurückhaltung gegen den Feind; er gibt den Rathschlag „Hölle der Liebe“ zu sein, das Martyrium aber nicht zu suchen, erst wenn die „Stunde der Ereignisse“ schlägt, beim Eintreten der neuen Aera, solle man freudig den Märtyrertod suchen und durch ihn das neue Leben gewinnen.

Die Verwirklichung seiner politischen Zukunftsträume stellt Krasiński in zwei Gedichten dar: „Dzień dzisiejszy“ (Der heutige Tag) und „Ostatni“ (Der Letzte), sich selbst in ihnen als den vereinsamten oder verlassenen. In „Ostatni“ finden wir den Dichter, der heilige Worte des Duldens und der Verheißung seinem durch Krämergeist oder durch falsche Propheten bethörten Volke gepredigt und für dasselbe gelitten hat, in einer sibirischen Festung, gemartert durch seine hoffnungslose Lage, mehr noch durch Betrachtung seines einstigen vergeblichen Strebens. Da geht ihm durch höhere Eingebung eine Ahnung und ein Licht auf, daß die von ihm verkündete Zeit der Erlösung seines Volkes und der Menschheit gekommen und daß er noch selbst ihr Glück schauen werde. Schon hört er das Nahen der bewaffneten Schar der Edlen, welche die politischen Gefangenen bis nach Sibirien aufsuchen und befreien; schon hört er ihre Stimmen, — aber irregeführt durch unrichtige Aussagen des unkundigen Landvolkes kehren sie zurück und überlassen den Unglücklichen rettungslos seinem Schicksale.

In dem Gedichte „Dzień dzisiejszy“ stellt der Dichter sich auf dem Sterbebette dar, umgeben von den Repräsentanten verschiedener politischer Parteien; seinen letzten Worten von der rettenden Liebe, die Macht und Streit bezwinge, stellt der Satan die Theorie von dem aus dem Tode sich stets neu entwickelnden Leben entgegen: jener habe Polen unwiederbringlich ereilt und neues Leben sei in dem mächtigen Kaiserreiche erblüht; mit Thatsachen müsse gerechnet werden. Ein Streit politischer Meinungen erhebt sich um den Sterbenden, die in der Demokratie, im Panslawismus, in dem Communismus u. a. das Heil erblicken. In diesem öden und trostlosen Augenblicke erscheint auf des Sterbenden Flehen von oben in des Engels Gestalt seine geistige Schwester und verkündet wiederholt das baldige Erstehen Polens durch Gottes Hülfe; der Streit verstummt, die Gemüther, erlöst von der Bethörung durch ihre Theorien, bekehren sich zu des Dichters Glauben.

Eine Disharmonie in den poetischen Gedanken Krasiński's sind: „Die drei Gedanken Ligenza's“ (Trzy myśli Ligenzy), mit einer meisterhaft geschriebenen Vorrede über die angebliche Entdeckung des nachgelassenen Manuscripts bei Palermo. Von diesen drei „Gedanken“ enthält „Syn cieniów“ (Der Sohn der Schatten), in Versen, in dunkeln Wendungen eine poetische Darstellung des Pantheismus, des Entwickelungsganges des menschlichen Bewußtseins von der Befangenheit des Naturzustandes bis zur geistigen Freiheit und bis zum Eingang in Gott; die „Legende“, in Prosa, gibt eine Vision von dem Tode und dem Untergange der polnischen Nation zusammen mit dem Untergange der katholischen Kirche als historischer Nothwendigkeit und Vorstufe zu höherem geschichtlichen Leben; „Sen Cezary“ (Der Traum des Cesara), in Prosa, bietet ein schauerliches Bild der nationalen Vernichtung Polens, worauf in überirdischen, luftartigen Bildern gehaltene dunkle Verheißungen folgen, welche mit der „Legende“ in keinen directen Zusammenhang zu bringen sind.

Zwei poetische Erzählungen in Prosa, geschrieben um 1840: „Sommernacht“ (Noc letnia) und „Versuchung“ (Pokusa), beide politische Allegorien, schildern

die Tragik und das Unheil, welche durch gezwungene Verbindung von Personen verschiedener Nationalitäten herbeigeführt werden. In der „Sommernacht" hat ein Magnat seine einzige Tochter einem Jünglinge aus fremdem Volke aus politischen Motiven angelobt und zur Frau gegeben, weil er seinen Brudersſohn als Empörer gegen die legitime Macht haßt, und weil der Fremde den Namen des Magnaten anzunehmen und sein Geschlecht fortzusetzen versprochen hatte. Die tragischen Folgen bleiben nicht aus: während der auf die Trauung folgenden Nacht, welche der Bräutigam mit seinen Jugendfreunden verbringt, dringt der Verwandte, Führer der Söhne der Freiheit, zu seiner Geliebten, der Braut, in das Schloß und nach einer letzten Unterredung tödtet er sie und sich selbst, weil er nicht Richter sein will über seinen Oheim. Der stolze Vater verfällt in Wahnsinn und nimmt sich das Leben, nachdem er seinem Schwiegersohne zugerufen hatte: Gott hat mich gestraft, weil ich mich vor deinem Könige gebeugt habe. — Die „Versuchung" stellt in rasch aufeinanderfolgenden Bildern in biblisch-apokalyptischer Sprache einen jungen Patrioten dar, der von seinem älteren Mentor vor des Herrschers Versuchungen gewarnt, in des Lebens heilige Pflichten eingeweiht, den Lockungen des Herrschers in der mächtigen Stadt nicht widersteht und, geblendet von dessen Macht und der Herrlichkeit des Lebens, jenem im Angesichte der Aschenurne seiner Mutter Treue gelobt. Die furchtbaren Gewissensbisse, die ihn als Verräther peinigen, lassen ihn nicht ruhen: in der Flucht vor dem Glanze des Lebens begegnet er seinem „älteren Beschützer", der ihn niedersticht, um ihn vor Schande zu bewahren. Die sehr durchsichtige Allegorie läßt uns ohne Mühe erkennen, wer die „Mutter", wer der Herrscher und wo die mächtige Stadt zu suchen sei; es ist auch wahrscheinlich, daß der Dichter ein Bild seiner eigenen Stimmung darstellte, in welcher er sich angesichts der Unpopularität seines Vaters befand. Um einen Schleier über diese schmerzliche Erinnerung zu werfen, vertauschte er die Rollen, indem er den jungen Mann der Versuchung unterliegen ließ, den älteren aber als den Schutzengel jenes darstellte. Nicht unwahrscheinlich ist wol die Annahme, daß die „Versuchung" eine Antwort des Dichters ist auf die Vorstellungen des Vaters, er möge in die Heimat zurückkehren und eine ihm gebührende Stellung einnehmen.

Krasiński hatte den heimatlichen Boden schon in der Jugend verlassen, kehrte nur vorübergehend in die Heimat zurück, verlebte vielmehr seine Jugendzeit und sein Mannesalter in der Fremde, den Aufenthalt nach Neigung und Anordnung der Aerzte wechselnd. Der Heimat und ihrem Leben auf diese Weise entrückt und fremd geworden, unfähig, sich den gegebenen Verhältnissen oder diese seinen geistigen Bedürfnissen anzupassen, stets auf einen engen Kreis von Freunden und Bekannten beschränkt, oft körperlich leidend, nahm er an den Erscheinungen des Lebens nur als nachdenkender Beobachter theil. Den wiederholten Bitten und Vorstellungen seines Vaters, nach der Heimat zurückzukehren und eine seiner Geburt und seinen Kenntnissen entsprechende gesellschaftliche Stellung einzunehmen, stellte er passiven Widerstand entgegen, theils weil er den in der „Versuchung" geschilderten Lockungen entgehen und durch sein patriotisches Verhalten dem Vater nicht misfallen wollte, theils weil er sich zu jeder regelmäßigen, praktischen Thätigkeit für unfähig hielt.

Das Leben bot dem in sich verschlossenen Dichter wenig Befriedigung: in der Heimat drängte praktische Thätigkeit und das Streben nach Besitz, Geld und Wohlleben jede ideale Regung zurück; in Frankreich, Italien und zum Theil im südlichen und westlichen Deutschland, wo Krasiński gewöhnlich weilte, wurde der Materialismus nur durch socialistische Umtriebe und Verschwörungen überboten. Beides that dem Herzen des Dichters weh: was in seiner Heimat geschah, rief seine Entrüstung hervor, was unter seinen Augen im Auslande vorging, ließ in ihm die ernstesten Befürchtungen für die Zukunft entstehen. In dieser Stimmung construirte er sich die Zukunft und schuf sich selbst eine Welt.

Nach seiner Ansicht über das Leben der Menschheit, die er aus Schelling's Vorträgen (um 1830) und aus dem geistigen Verkehr mit Cieszkowski gewann, neigte sich die zweite Epoche dieses Lebens dem Ende zu: die brutale Macht mußte nach seiner Erwartung bald der ewigen Gerechtigkeit, und der Kampf der entfesselten Kräfte des bethörten Volkes um gleiches Recht auf Glücksgüter und Genuß mit einem Siege der ewigen Wahrheit enden, — und mit Spannung hoffte der Dichter auf baldige entscheidende Ereignisse und verkündigte sie in seinen Gedichten. Da sie nicht kamen, wurde er traurig, nichtsdestoweniger blieb er seinen Idealen und Träumen treu, entfernte sich aber von dem realen Leben immer mehr in die Sphäre der abstracten Ideen und stieg in immer höhere Regionen des prophetischen Seherthums.

Diese abstracte, prophetische Poesie, die in vollem Gegensatze steht zu den ersten literarischen Erzeugnissen Krasiński's, beginnt mit „Nieboska Komedya" 1833 und erreicht ihren edelsten, weil an einen realen Hintergrund sich anlehnenden Ausdruck in den „Psalmen" 1843—46. Sie ist die Poesie der Zukunft: die Vergangenheit, welche der Dichter vornehmlich in dem „Unvollendeten Gedichte" vorzaubert, ist nur in großen Zügen ein Extract der Geschichte und eine Prämisse für die Ideen der Zukunft, welche gewöhnlich (der Dichter bleibt sich nicht gleich) die in ihrer Nichtigkeit zerfallende Welt zeigt, auf deren Ruinen ein neues Leben erblühen soll; die unter den Völkern auserkorene polnische Nation solle das Erstehen dieses Lebens mitbewirken und beschleunigen: sie habe am meisten gelitten, Gott habe ihre Geschicke anders geleitet als die der andern Völker, im Kampfe, in Mühe und Leiden, damit sie nicht in Geldgier und Materialismus versinke; sie sei am meisten fähig, das Leben durch Heiligung des Willens zu verchristlichen. In manchem Gedichte zeigt der Dichter in der neuen Epoche ein engelgleiches Dasein.

Als Mittel und Weg zum Heil verkündet der Dichter duldendes Ausharren, Entsagung jedem Hasse und allen Rachegedanken, Liebe gegen alle; in dem Augenblicke der

Entscheidung verlangt er ein freudiges Martyrium und verspricht die Wiedergeburt des Vaterlandes und des Volkes als eines Retters, Beglückers und Vorbildes der Menschheit in ferner Zukunft. — So mystisch seine Worte von der Gnade Gottes und dem Heile der Zukunft klangen und so abstract die fast unerreichbaren Ideale waren, so wirkte der Gedanke der Verchristlichung des Lebens, die Begeisterung des Dichters, die helle Glut seiner in farbigen Phantomen sich spiegelnden Zukunftsgedanken, tröstend und berauschend auf das polnische Volk, was sich in den warschauer Unruhen 1861 zeigte, wie man dies (dem damals nicht mehr lebenden) Dichter nachsagte. Die folgenden Ereignisse brachten Ernüchterung und Abkühlung gegen die Ideale Krasiński's; diese Stimmung hatte sich schon früher im stillen in des Dichters Brust selbst geregt in einem Gedichte von 1856, wo der Dichter alles, was er geglaubt, gehofft, geträumt, für eitel erklärt, seine Frau allein als das verwirklichte Ideal preist.

So hochfliegend und ausschweifend diese Ideale waren, so regellos ist auch ihre poetische Form. Krasiński gebrauchte lange Zeit (in der Ungöttlichen Komödie, in Iridion, in dem Unvollendeten Gedichte, in Versuchung, Sommernacht) die prosaische Form, die indeß sowol in den darstellenden Bildern als auch in den dramatischen Dialogen eine phantastische ist, weil beide der Motivirung entbehren und ungewöhnliche, oft unmögliche in die Geisterwelt hineinspielende Situationen darstellen. — Den Vers, welchen Krasiński erst gegen 1840 anwandte, gebrauchte er zwar mit Meisterschaft, aber mit weitgehender Freiheit, ohne sich an Strophenbildung und an bestimmte Normen zu binden: die Strophen in dem „Psalm der Hoffnung" und im Anfange von „Der heutige Tag" zeigen nur im allgemeinen gleichen Bau. — Ebenso frei ist die Sprache des Dichters: weil die gewöhnliche Sprache zum Ausdruck der Ideen Krasiński's und der ungewöhnlichen Spannung der Gefühle nicht ausreichte, so schuf der Dichter mit kühner Hand zahlreiche neue Worte, welche sein Eigenthum geblieben sind: wyanielić, schrześcijanić, przebóstwić, przepostacić, rezgrzmio się, lwić się, nieznacznieć; światłokrąg, dnienie Tagesanbruch, wszechpogoda, wszechprzekleństwo; strunny jęk, przewodowo; Ausdrücke und Wendungen wie: pieśń wszechgrzmiąca, wszechjedyna oder Znów po wszem-lazurze Stworzenny wiew (Psalm des Schmerzes) u. a. sind nicht selten. (*W. Nehring.*)

KRASIS. Unter κρᾶσις (Mischung) verstanden die griechischen Grammatiker die Verschmelzung eines wortauslautenden und eines wortanlautenden Vocals zu einem langen Vocale oder Diphthongen, z. B. τἀγαθά = τὰ ἀγαθά, τοὔνομα = τὸ ὄνομα, τἀσχρά = τὰ αἰσχρά. Als Zeichen der Krasis dient der spiritus lenis, der in diesem Falle κορωνίς genannt wird; doch bleibt diese Bezeichnung der Krasis weg, wenn sie mit dem spiritus asper zusammentreffen würde, z. B. ἀνήρ = ὁ ἀνήρ, αὑτή = ἡ αὐτή. Im allgemeinen gelten für die bei der Krasis stattfindenden Vocalcontractionen dieselben Gesetze wie für die Vocalzusammenziehungen im Wortinnern, z. B. τοὔνομα wie μισθοῦμεν = μισθόομεν, τοὔπος = τὸ ἔπος wie μισθοῦτε = μισθόετε. Indessen kommen auch, namentlich im Attischen, Abweichungen von den für das Wortinnere geltenden Contractionsregeln vor, die sich alle aus dem Bestreben erklären, die Qualität des dem wichtigeren Worte angehörenden Vocals ungetrübt zu lassen. Während z. B. ὁ ἀνήρ im Ionischen regelrecht (vgl. αἰδῶ für αἰδόα) zu ὠνήρ wird, entsteht im Attischen ἁνήρ. Von der Krasis ist der Sache nach nicht verschieden die sogenannte Aphäresis oder elisio inversa, d. h. die Abwerfung eines wortanlautenden Vocals nach einem mit langem Vocal oder Diphthongen endigenden Worte, die durch den Apostroph bezeichnet wird, z. B. ἐμοῦ 'πάκουσον; auch hier liegt thatsächlich eine Vocalcontraction vor (vgl. die Schrift von H. L. Ahrens, „De crasi et aphaeresi" (Stolberg 1845). Die mit κρᾶσις und ἀφαίρεσις bezeichneten Erscheinungen kommen, wie die Lautphysiologie lehrt, dadurch zu Stande, daß bei der Aufeinanderfolge der Wörter der anlautende Vocal vom auslautenden nicht durch einen festen Kehlkopfverschluß getrennt wird, daß für den anlautenden Vocal kein neuer Exspirationshub stattfindet, infolge wovon nun die beiden Vocale, von denen zuerst jeder der Träger eines Silbenaccents war, nur eine Silbe ausmachen. Nach Aufhebung des Kehlkopfverschlusses wirken dann die sich berührenden Vocale qualitativ ebenso aufeinander ein, wie zwei im Wortinnern aufeinanderstoßende Vocale, vgl. τοὔπος mit μισθοῦτε.

Die Erscheinung der Krasis ist nicht auf das Griechische beschränkt, sondern findet sich wol in allen Sprachen alter und neuer Zeit, z. B. gehört aus dem Lateinischen hierher die Verschleifung wortschließender mit wortbeginnenden Vocalen, die im Verse fast stehende Regel ist, vgl. z. B. den Hexameteranfang múlta‿intér sesé. Daß die Römer auch in der gewöhnlichen Umgangssprache zwischen syntaktisch zusammengehörigen Wörtern die Krasis anwandten, ergibt sich theils daraus, daß in den Dichtungsgattungen, deren Sprache der Alltagssprache näher liegt, im Drama (Plautus, Terentius) und in der Satire (Horatius), die Krasis viel häufiger ist als in den andern, theils durch ausdrückliche Zeugnisse der Schriftsteller, wie Cicero Or. 44, 150 (vgl. W. Corssen, „Ueber Aussprache, Vocalismus und Betonung der lateinischen Sprache", II, S. 770 fg. der 2. Auflage, und R. Kühner, „Ausführliche Grammatik der lateinischen Sprache", I, 96 fg.). Im Altindischen wird nach den für das classische Sanskrit von den indischen Grammatikern aufgestellten Sprachgesetzen der Hiatus zwischen den Wörtern eines Satzes fast durchgängig durch Contraction der Vocale getilgt, z. B. uktvâ apagacchati (nachdem er gesprochen hat, geht er weg) wird zu uktvâpagacchati, tava udbhavah (deine Geburt) zu tavodbhavah. In den Texten des älteren, vedischen Dialekts, die uns nach den Wohllautsgesetzen der späteren Sprache geschrieben vorliegen, sind, wie die metrische Form deutlich zeigt, diese Vocalzusammenziehungen zwischen den einzelnen Wörtern sehr oft nicht vorhanden gewesen, sodaß z. B. statt tashteva auch noch tashtâ

iva (wie ein Zimmermann) gesprochen wurde, und wir dürfen annehmen, daß die nach der Vorschrift der Grammatiker constant durchgeführten Krasen auch in der späteren Zeit in der gewöhnlichen Umgangssprache oft vernachlässigt wurden. Daß im Leben der modernen Sprachen die Krasis eine ganz gewöhnliche Erscheinung ist, kann jeder an seinem eigenen Sprechen beobachten. Man spricht z. B. in Deutschland viel häufiger mit Aufhebung des Kehlkopfverschlusses (z. B. „wo͡er ging" statt „wo ́er ging") als mit Beibehaltung, und bei rascherem Sprechen verliert dann gewöhnlich der eine der beiden Vocale seinen Werth als Sonant, d. h. als silbebildender Laut, sodaß z. B. „wo͡er, da͡ich, thu͡es" einsilbig gesprochen werden. (*K. Brugman.*)

KRASNOJE-SELO, Kronsdorf im zarskoselskischen Kreise des Gouvernements St.-Petersburg, 26 Kilom. südlich von St.-Petersburg, an dem Flüßchen Ligowka und an einer Zweigbahn der Peterhofschen Eisenbahn, auf den Dunderhof'schen Hügeln gelegen, ist eine der Sommerresidenzen der kaiserlichen Familie und hat eine schöne Kirche, die Trinitätskirche, erbaut unter der Regierung Katharina's II., ein kaiserliches Schloß, in dem besonders der große Empfangssaal bemerkenswerth ist, dessen Wände ganz mit Bernstein ausgelegt sind. Das Schloß liegt in einem großen, nach englischer Manier eingerichteten Parke, der im Sommer der petersburger vornehmen Welt als Spazierort dient. Das Dorf hat seiner schönen steinernen Gebäude wegen ganz das Aussehen einer kleinen Stadt. Es besteht aus den drei Vorstädten (Sloboden), Kolomenska, Bratschinska und Pawlowska, und verdankt seinen Wohlstand dem Umstande, daß hier das Gardecorps in den Sommermonaten campirt. Die Einwohner, deren Zahl sich auf 3526 beläuft, beschäftigen sich außer dem Ackerbau mit dem Gemüse- und Obstbau, der ihnen, der Nähe St.-Petersburgs wegen, einen reichlichen Gewinn bringt. (*A. von Wald.*)

KRASNOJARSK, Gouvernementsstadt im sibirischen Gouvernement Jenisseisk unter dem 56° 1' nördl. Br. und 110° 24' östl. L., am linken Ufer des Jenissei und am Einflusse des Flüßchens Katscha in denselben, auf einer Hochebene, die im Norden von dem Berge Afontow begrenzt wird. Der Boden der ganzen Umgegend der Stadt besteht aus rothem Mergel, woher dieselbe auch ihren Namen erhalten hat. Krasnojarsk liegt an der großen Straße von Tobolsk nach Irkutsk, ist der Sitz eines Gouverneurs und Bischofs, hat 6 griechische Kirchen, 3 Kapellen, 1 katholische und 1 protestantische Kirche, 1 Synagoge, 1 Lehrerseminar, 1 Gymnasium, 3 Schulen, verschiedene Fabriken (darunter 8 Lederfabriken und 3 Equipagefabriken) und 19,159 Einwohner, von denen ein bedeutender Theil in jedem Sommer sich als Arbeiter in den jenisseiskischen Goldwäschereien vermiethet. Der Wohlstand Krasnojarsks hat sich seit der Eröffnung der letztern bedeutend gehoben. Der Handel der Stadt ist wenig entwickelt. Hauptgegenstände des Handels sind Thee und Manufacturwaaren. Jahrmärkte gibt es nicht. Die Oertlichkeit, auf welcher Krasnojarsk jetzt steht, gehörte früher den Katschinskischen Tataren und der Wojewode Dubenski erbaute das Fort Krasnij-Jar oberhalb der Mündung der Katscha, unweit der Stelle, wo die jetzige Stadt liegt. Bald darauf wurde das Fort von den Chorinzen und Katschinzen, im J. 1671 von den Kirgisen und Kalmücken belagert. Im J. 1797 wurde Krasnojarsk zur Kreisstadt des Gouvernements Tobolsk und 1804, als von diesem das Tomskische Gouvernement abgetrennt wurde, zur Kreisstadt des letztern erhoben. Im J. 1822 endlich wurde Krasnojarsk bei der Einrichtung des Gouvernements Jenisseisk zur Hauptstadt des letztern gemacht.

Der Krasnojarsker Kreis, der kleinste im Gouvernement Jenisseisk (375 □Meilen), ist gebirgig, enthält aber nur wenige Mineralien. Bis zur Ankunft der Russen, d. h. bis zum Anfang des 17. Jahrh. war der Kreis von den Katschinzen und Arinzen bewohnt, die am Anfange des 18. Jahrh. in den Kreis Minussinsk übersiedelten, wo sie auch jetzt noch leben. Die Hauptbeschäftigung der Einwohner besteht in Ackerbau und Viehzucht. Wenig entwickelt ist die industrielle Thätigkeit, da es im ganzen Kreise nur drei Fabriken gibt: eine Papierfabrik, eine Glashütte und eine Töpferwerkstatt. Fast der vierte Theil der ganzen Bevölkerung, die aus circa 70,000 Seelen besteht, ist an den zwei Hauptstraßen des Kreises angesiedelt, an der Moskau-Sibirischen Poststraße und an dem Wege von Krasnojarsk nach Jenisseisk. (*A. von Wald.*)

KRASNOKUTSK (nicht Krasnokulsk), Stadt im europäisch-russischen Gouvernement Charkow, 83 Kilom. im Westnordwesten von Charkow, am rechten Ufer der Merla und am Flüßchen Mertschik in einer reizenden Gegend gelegen, woher auch die Stadt ihren Namen hat (krasnoi schön, kut = Winkel). Gegründet wurde Krasnokutsk im J. 1651 von Auswanderern aus Korsun, und 1666 mit Festungswerken umgeben, die sich noch bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Im J. 1709 wurde im Nordischen Kriege eine Heeresabtheilung Karl's XII. bei Krasnokutsk geschlagen, worauf die Schweden aus Rache die Stadt plünderten. Im J. 1780 wurde Krasnokutsk zur Kreisstadt erhoben, 1789 aber schon außer Etat gesetzt. Gegenwärtig (1880) hat Krasnokutsk 935 Häuser, 4 Kirchen, 10 Kaufläden, 4 Jahrmärkte und 5678 Einwohner, von denen ein Theil sich mit dem Ackerbau, der andere mit Handarbeit im Lande der Donischen Kosaken beschäftigt. Fabriken gibt es nicht in der Stadt, doch werden hier vortreffliche Telegen (vierräderige Bauerwagen) verfertigt (jährlich für circa 16,000 Rubel), die in Charkow, Poltawa und im Taurischen Gouvernement verkauft werden. (*A. von Wald.*)

KRASNOSLOBODSK, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Pensa, unter dem 54° 25' nördl. Br. und 61° 28' östl. L., 224 Kilom. im Nordwesten von Pensa, auf dem linken, steilen Ufer der Mokscha und der Bahn Tambow-Saratow, hat 6 Kirchen, 1 Kreis- und 1 Pfarrschule, 1 Mädchenschule, 1 Hospital, 2 Pottaschefabriken, 1 Taufabrik und 7196 Einwohner. In der Nähe der Stadt liegt das Uspenskische Nonnenkloster. Die zwei Jahrmärkte im Mai und Juli sind von keiner Bedeutung. Aus dem Hafen werden jährlich Waaren im

Werthe von 120,000 Rubeln verladen, besonders Spiritus und Getreide. Der größte Theil der Kaufleute beschäftigt sich mit dem Ankaufe verschiedener Landesproducte und mit deren Verkauf an Großhändler, welche dieselben auf der Oka und Mokscha bis zum morschanskischen Hafen expediren. Krasnoslobodsk war zu Anfange des 17. Jahrh. ein Fort, welches zur Abwehr der Tataren diente. Im J. 1708 wurde die Stadt dem Asowschen Gouvernement zugezählt, 1801 zur Kreisstadt des Gouvernements Pensa erhoben.

In dem **Krasnoslobodsker Kreise**, der ein Areal von 83,49 □Meilen einnimmt und sehr reich an Wäldern ist, leben viele Tataren und Mordwinen, von denen letztere sich vorzugsweise mit der Bienenzucht beschäftigen. *(A. von Wald.)*

KRASNOSTAW, Kreisstadt im europäisch-russischen (polnischen) Gouvernement Lublin, an dem Wjeprz, 53 Kilom. von Lublin gelegen, ist am Ende des 14. Jahrh. von dem polnischen Könige Wladislaus Jagello gegründet, oder vielmehr das früher hier gelegene Dorf Tschekarzew in eine Stadt umgewandelt, die früher ein befestigtes Schloß enthielt, in welchem im J. 1588 der österreichische Erzherzog Maximilian von dem Kronshetman Jan Zamojski in Gefangenschaft gehalten wurde. Seit 1824 ist das Schloß geschleift. Krasnostaw hat 1 griechisch-orthodoxe und 2 katholische Kirchen, 1 Synagoge, 5 Elementarschulen, 1 Bierbrauerei, 6 Jahrmärkte und 5710 Einwohner, die sich hauptsächlich mit dem Ackerbau beschäftigen. Auf dem Flusse Wjeprz wird jährlich Holz im Werthe von circa 12,000 Silber-Rubeln nach Preußen geflößt. *(A. von Wald.)*

KRASNO-UFIMSK, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Perm, unter dem 56° 40′ nördl. Br. und 74° 59′ östl. L., 210 Kilom. im Südosten von Perm gelegen, am rechten Ufer der Ufa, hat 1 Kirche, 1 Hospital, 1 Pfarrschule, 9 Gerbereien, 1 Wachsbleicherei, 1 Siegellackfabrik und 3682 Einwohner. Der Handel der Stadt ist unbedeutend. Hauptgegenstände desselben sind Getreide, Leder, Kattunwaaren u. s. w. Die meisten Kaufleute treiben Handel außerhalb der Stadt im Krasno-ufimsker Kreise. Außer den Sonntagsmärkten finden jährlich zwei Jahrmärkte, am 9. Mai und 6. Dec. (a. St.) statt. Krasno-Ufimsk ist im J. 1735 unter dem Namen der Krasnoufimskischen Festung gegründet worden, um die Gegend vor den Einfällen der Baschkiren zu schützen. Anfangs war die Festung die Residenz des Wojewoden und gehörte zur Ufimskischen Provinz des Gouvernements Orenburg. Im J. 1791 wurde Krasno-Ufimsk zur Kreisstadt der permschen Statthalterschaft und im J. 1796 des Gouvernements Perm erhoben. Im **Krasno-ufimskischen Kreise**, in dem außer den Russen noch viele Baschkiren, Metscherjaken, Tscheremissen und Tataren leben, gibt es 23 Eisenbergwerke, aus denen jährlich circa 2 Millionen Pud Eisen gewonnen werden. *(A. von Wald.)*

KRASNOWODSK, Hauptort des 1874 gebildeten Transkaspischen Gebietes im russischen Centralasien, an der Ostküste des Kaspischen Meeres, auf der spitzen Krasnowodskischen Landzunge, an der Balkanbai, in welche ehemals der Amu mündete, wurde 1868 von den Russen gegründet, ist Sitz des Militärgouverneurs und hat 1 Fort, 2 Kirchen, 1 Moschee und einige Volksschulen. Krasnowodsk hebt sich dank seiner günstigen Lage am Kaspischen Meere immer mehr zum wichtigsten Punkt der neuen russischen Besitzungen im westlichen Turkestan. Ein Fort in starkem Vertheidigungszustande ist am Meere erbaut worden. Die russische Regierung bemüht sich, einen wichtigen strategischen Punkt daraus zu machen und es zum Mittelpunkt des Handels für alle umliegenden Bezirke und für Khiwa selbst zu erheben. Es ist 94 Meilen von Khiwa entfernt, während die Entfernung von letzterm nach Orenburg zweimal so weit ist. Seit 1875 ist die russische Flottenstation von Aschurade hierher verlegt und eine regelmäßige Nomadenpost mit Khiwa und der Provinz Amu-Darja eingerichtet. *(A. von Wald.)*

KRASNYI, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Smolensk, 51 Kilom. im Südwesten von Smolensk an der Vereinigung der Flüsse Swinja und Mereja, hat 4 Kirchen, 1 Pfarrschule, 1 Hospital, 2 Lohgerbereien, 6 Oelmühlen und 3493 Einwohner, die sich vornehmlich mit dem Ackerbau beschäftigen. Die Kaufleute kaufen in der Provinz Hanf, Getreide und verschiedene Landesproducte auf und verkaufen dieselben in Porjetschje. Die drei Jahrmärkte, zu Pfingsten, 29. Juni und 15. Aug., sind von keiner Bedeutung, da der Umsatz auf denselben kaum die Summe von 5000 Rubeln erreicht. Krasnyi ist eine sehr alte Stadt, die schon im J. 1155 in den Chroniken erwähnt wird, in welchem Jahre der smolenskische Fürst Rostislaw Mstislawitsch bei seiner Erwählung zum Großfürsten von Kiew die Stadt seinem Neffen Roman übergab. Von der Zeit an bis zu ihrer Einverleibung in Litauen hatte die Stadt ihre eigenen Theilfürsten. Im 17. Jahrh. gerieth Krasnyi zu wiederholten malen bald in den Besitz der Polen, bald in den der Russen, bis es 1654 auf immer an Rußland kam. Im J. 1802 wurde Krasnyi zur Kreisstadt des Gouvernements Smolensk erhoben. Im J. 1812 fand hier eine berühmte Schlacht der Russen unter Kutusow und der Franzosen unter Davoust und Ney statt, die mit der Niederlage der Franzosen endete, welche 26,000 Gefangene und 116 Kanonen in den Händen der Russen ließen. Zur Erinnerung daran ist in der Stadt ein Denkmal in Form einer ehernen Säule errichtet. Die Einwohner des Krasnyier Kreises gehören zum Stamm der Weißrussen und beschäftigen sich ausschließlich mit Ackerbau. *(A. von Wald.)*

KRASNYI-JAR, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Astrachan, unter dem 46° 32′ nördl. Br. und 60° 7′ östl. L., an der Busana, einem Nebenflusse der Wolga, auf einem Sandhügel in der Nähe des Kaspischen Meeres, 38 Kilom. nordöstlich von Astrachan gelegen. Ihren Namen hat die Stadt von dem rothen Sande, aus dem der Hügel besteht. Krasnyi-Jar wurde in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. gegründet,

einerseits zum Schutz gegen die Einfälle der Kalmücken und Kirgisen, andererseits um die Schiffahrt auf dem Kaspischen Meere vor den räuberischen Donischen Kosaken sicherzustellen, die mit ihren kleinen Kaperschiffen das Kaspische Meer unsicher machten. Zur Zeit der Empörung Rasin's wurde Krasnyi-Jar von den aufrührerischen Kosaken geplündert. Gmelin, der die Stadt im J. 1770 besuchte, fand hier nur 237 Häuser, 1 Kirche und 1160 Einwohner, die sich hauptsächlich mit Gemüsebau, Viehzucht und Fischfang beschäftigten. Im J. 1785 wurde Krasnyi-Jar zur Kreisstadt des Gouvernements Astrachan erhoben und hat jetzt 2 Kirchen, 1 Pfarrschule und (1880) 8246 Einwohner, die Fisch- und Seehundsfang auf dem Kaspischen Meere treiben. Der Handel der Stadt ist ganz unbedeutend und der zu Weihnachten stattfindende Jahrmarkt wenig besucht. — Der Krasnyi-jarer Kreis, der ein Areal von 646,83 □Meilen enthält und zwischen dem linken Wolgaufer und dem Kaspischen Meere liegt, ist eine niedrige, öde Steppe, die stellenweise mit Flugsand bedeckt ist und aller Vegetation, mit Ausnahme von Salzgewächsen (Halophyten), entbehrt. Die ganze Meeresküste ist von kleinen Buchten (Ilmen) durchschnitten und mit dichtem Schilfrohre bedeckt, welches von den Bewohnern als Brennmaterial benutzt wird. Stellenweise treten Erhöhungen, in Form von Inseln, auf, die aus Lehm und Sand bestehen und mit Salpeter getränkt sind. Am Meeresufer liegen einige Seen, die Kochsalz enthalten, sowie der Bittersalzsee Kordnanskoje. *(A. von Wald.)*

KRASSO- oder KRASSOVA-SZÖRÉNY (lies: Kraschο-Szörrenj) ist ein ungarisches Comitat im südöstlichen Winkel des eigentlichen Ungarns. Es besteht aus dem ehemaligen Comitat Krasso und aus den im J. 1873 provinzialisirten Landstrichen der sogenannten serbisch-banater und walachisch-banater Militärgrenze. Von dem serbisch-banater Grenzregiment wurden dem krassoer Comitat ursprünglich nur vier Compagniebezirke einverleibt, aus den übrigen Compagniebezirken dieses Regiments und aus dem Gebiete des walachisch-banater Regiments wurde ein eigenes Comitat, nämlich Szörény gebildet, so wie es vor der Errichtung der Militärgrenze bestanden hatte. Im J. 1881 wurde dieses Comitat, weil es die erforderlichen Bedingungen einer autonomen Verwaltung nicht besaß, mit dem krassoer vereinigt. Das vereinigte Krasso-Szörényer Comitat ist eins der größten ungarischen Comitate, das Areal desselben beträgt 9751,3 □Kilom. Es bildet ein längliches Viereck, welches im Norden von dem Maroschflusse, im Süden von der Donau begrenzt wird, im Osten stößt es an das siebenbürgische Comitat Hunyad und an Rumänien, im Westen an das ungarische Comitat Temes. Der größte Theil desselben ist sehr gebirgig, nur im Nordwesten erweitern sich die Thäler der Bega und Temes zu größeren Ebenen. Die höchsten Bergzüge schließen sich unmittelbar an das große südliche Grenzgebirge Siebenbürgens an. Das Thal der Temes, welches sich in weitem Bogen von Südosten nach Nordwesten dahinzieht, und das Thal der Biela- und Cserna-Reka, welches südlich zur Donau geht, sind am tiefsten in die Gebirgsmassive eingeschnitten, eine verhältnißmäßig niedrige Scheide, der sogenannte Teregovaer Schlüssel, verbindet die genannten Thäler miteinander, man konnte dort mit leichter Mühe eine Eisenbahn von Temesvár über Lugos und Karánsebes nach Orsova zur Donau führen. Die höchsten Gebirge erheben sich im Osten des Oberlaufs der Temes und im Süden der Bistra, eines östlichen Zuflusses der letztern. Wir unterscheiden dort drei Hauptzüge: die Ketten des Domoglet, des Godjan-Szárkó und des Plessuva-Szemenik. Die erstere Kette streicht an der Landesgrenze von Norden nach Süden und endet mit dem schön abgerundeten Allionberge unmittelbar an der Donau. Der höchste Gipfel derselben ist der Domoglet, der mit wildzerrissenen Kalkmauern den östlichen Hang des Csernathals bildet; die malerischsten Felspartien erheben sich über den berühmten Badeort Mehadia (Herkulesbad). Das Csernathal, in welchem dieser Badeort liegt, gehört zu den romantischsten Gegenden des Landes. Massiger und höher ist die zweite Kette, welche vom Bistrathale südlich bis zur Vereinigung der Cserna und Biela-Reka sich hinzieht. Sie bildet das Godjan-Szárkó-Gebirge, die Hauptmasse der Banater Alpen. Diese zeichnen sich durch ihre massigen Formen und durch die Höhe und Größe der Vorberge aus, auf welche sie sich stützen. Die Gipfel sind meistens abgestumpfte Kegel, welche manchmal in schauerliche Tiefen abstürzende oder in fast unersteigliche Grate und Schluchten übergehende Felsenrücken miteinander verknüpfen. Oft finden wir aber auch sich weithin erstreckende, sanft abfallende breite Bergrücken, deren Ausdehnung so groß ist, daß man zuweilen stundenlang in einer absoluten Höhe von 1700—1890 Met. im Wagen fahren könnte. Diese Gebirgsrücken tragen zerstreute Quarz- und Granitfelsen, oft gehen sie in grasige Lehnen über, die sich unter einem Winkel von 45—60 Grad gegen die obere Grenze der Fichtenwaldungen senken. Die Hauptgipfel dieses Gebirgszuges sind: der Godjan, Murariu, Gugu, Nevoj, Vervu Pietri, Pojana-Nedjei, Munthe Mik und Szárkó. Sie haben eine Höhe von 1800—2192 Met. Viel kleiner und niedriger ist die dritte Kette, der Gebirgszug Szemenik-Plessuva, welcher westlich vom obern Temesthale in nordsüdlicher Richtung streicht. Der Gipfel des Szemenik hat nur noch eine Höhe von 1449 Met. An diesen Gebirgszug lehnt sich das eigentliche Banater Erzgebirge an, welches sich bis zur großen Ebene erstreckt. Den südlichsten Theil des Comitats nehmen die Gebirgsgruppen Lokva, Kraku-Almás und Szretinye ein, welche sich zwischen der Nera, Mehadika, Cserna und Donau erstrecken. Alle diese Gebirge sind noch mit großen und schönen Eichen- und Buchenwaldungen bekleidet, in den höheren Regionen herrschen die Nadelhölzer vor. Das vorherrschende Gestein der höheren Gebirgsmassen bilden krystallinische Schiefer, Gneis, Glimmerschiefer und Granit. Das Gebirge hat offenbar durch Faltung seine jetzige Gestalt erhalten. In schmalen Zügen ist darin Dyas und Lias vom Urgneis eingeschlossen, Serpentin, Porphyr und andere Eruptivgesteine haben die Massen-

gesteine an verschiedenen Stellen durchbrochen. Westwärts schließt sich dem Lias jüngeres Tertiär an, dazwischen ist diluvialer Schotter in den Mulden gelagert. — Aehnliche Gebilde setzen auch das Pojana-Rußka-Gebirge zusammen, welches im Nordwesten des Bistrathales sich erhebt und nördlich bis zum Maroschfluß reicht. Die höchsten Gipfel desselben sind die Pojana-Rußka mit 1371 Met. und der Badjes mit 1403 Met.; der letztere Berg liegt östlich von der Stadt Lugos, welche nur eine Meereshöhe von 103 Met. hat.

Von Temesvár geht eine Eisenbahn in der dem Gebirge vorgelagerten Ebene südlich nach Baziás zur Donau, eine andere Bahn führt über Lugos und Karánsebes nach Orsova ebenfalls zur Donau. Die Thäler der Bega, Temes, Biſztra, Poganis, Berzava, Karas oder Krassova und Nera führen aus der westlichen Ebene in das Innere des Gebirges; über den Sattel von Facset, östlich von Lugos und über den Eisernen Thorpaß (Vaskapu) führen Straßen östlich nach Siebenbürgen. Schon die Römer benutzten die letztere Straße, indem sie von Orsova aus in Siebenbürgen eindrangen.

Das Krassó-Szörényer Comitat ist reich an schönen Landschaften und allerlei Naturproducten. In den nordwestlichen Landstrichen, in dem eigentlichen Krassóer Comitat, gedeihen alle Feldfrüchte, auch der Obstbau ist bedeutend, in dem gebirgigen Szörényer Antheile ist zwar der Ackerbau von geringem Belange, um so reichere Schätze birgt der Boden im Innern. In Lagern und Gängen findet man daselbst die verschiedensten Erze. Bei Oravicza, Szászka, Dognácska findet man Silber, Kupfer, Bleierze und Zink, namentlich aber mächtige Eisenerzlager, bei Reschitza und Moravitza gibt es vorzüglichen Brauneisenstein und Magneteisen, Svinicza an der Donau liefert Eisenoolithen, südwestlich von Orsova sind mächtige Lager von Chromeisenstein. Von großer Wichtigkeit sind die Steinkohlenlager der Juraformation (Lias) bei Steierdorf, Oravicza und Reschitza, und die von Drenkova; bei Szakul zwischen Lugos und Karánsebes und an andern Orten gibt es treffliche Kohlen, die wahrscheinlich der Steinkohlenformation gehören. Aus dem bituminösen Schieferthone zu Steierdorf wird auch Steinöl gewonnen.

Nach Vertreibung der Türken entstanden seit dem J. 1716 die Bergbau-Ansiedelungen Oravicza, Szászka, Moldova, Dognácska, Resicza und Bogsán. Der Grund und Boden, auf welchem diese Colonien entstanden, gehörte zu den Aerarial-Domänen; das Aerar (die königl. Kammer) überließ bestimmte Grundflächen: Hutweiden, Wälder, Weingärten, Obst- und Gemüsegärten, den Bergleuten, jedoch mit Vorbehalt des Eigenthumsrechts. Die Haus- und Gartengründe wurden zwar im J. 1838 den Insassen der Bergorte gerichtlich als vererbliches Eigenthum zugesprochen, die Gesuche der Ortschaften um Gewährung einer autonomen Verwaltung wurden jedoch abgewiesen, und auch die Landtagsbeschlüsse von 1792 und 1828 hatten in dieser Beziehung keinen Erfolg. Im J. 1851 erließ der damalige österreichische Minister für Ackerbau und Bergwesen eine Verordnung, wonach die Bergortschaften im Banate mit allen ihren Filialen und mit den zugehörigen Waldungen, Intravillangründen, Hutweiden und Wiesen, besondere montan-ärariale Steuergemeinden bilden sollen, als Eigenthümer der einzelnen Parzellen sei die Grundherrschaft einzutragen, welche die Besiedelung bewerkstelligte, da dieselben nicht das Eigenthum der Hausbesitzer sind. Im J. 1853 erfolgte ein Erlaß der k. k. Statthalterei, welcher die banater Bergorte als solche bezeichnete, die auf allodialem Grunde contractmäßig angesiedelt wurden, folglich nicht als Urbarialgemeinden die Enthebung von den grundherrlichen Verpflichtungen zu beanspruchen berechtigt sind. Infolge dieser Verordnungen sank der Werth der Häuser und jeglichen auf den Liegenschaften befindlichen Privatbesitzes. Zugleich verminderte sich der Bergbau, der schon durch die Ereignisse von 1848 und 1849 bedeutend abgenommen hatte. Die Bergbaugesellschaften der Kupfergruben von Oravicza, Dognácska, Szászka und Moldova waren schon im J. 1852 und 1853 gezwungen, ihre Grubenantheile gegen eine unbedeutende Entschädigung an das Aerar abzutreten. Die österreichische Regierung verkaufte nun im J. 1855 alle banater Metall- und Kohlenminen und die damit verbundenen Hütten, Werkstätten, nebst den grundherrlichen Rechten der französischen Actiengesellschaft, welche die Firma der österreichischen Staatsbahn-Gesellschaft angenommen hatte. Mit den Minen zugleich gelangte die Gesellschaft auch in den Besitz von beiläufig 90,126 Hekt. herrschaftlicher Grundstücke. Der Ankaufspreis war 11 Millionen Gulden. Die Gesellschaft stützte sich den Berggemeinden gegenüber auf die Ministerialverordnung von 1851, gab aber endlich nach und entsagte im J. 1859 ihren grundherrlichen Ansprüchen auf die Grundstücke, welche innerhalb der Gemarkung der Berggemeinden liegen.

Die Ausbeute an Kupfer, Blei und Silber betrug in dem fünfjährigen Durchschnitte von 1844—1849 in Oravicza 1715,56 wiener Centn. Kupfer, 4,20 Centn. Blei, 367 Mark 9 Loth Silber; in Szászka 1541,85 Centn. Kupfer, 233,15 Centn. Blei, 68 Mark 4 Loth Silber; in Dognácska 520,41 Centn. Kupfer, 1620,95 Centn. Blei, 1644 Mark 3 Loth Silber; in Moldova 2296,12 Centn. Kupfer, 10,14 Centn. Blei, 17 Mark 14 Loth Silber; zusammen 6073,87 Centn. Kupfer, 1868,44 Centn. Blei und 2097 Mark 10 Loth Silber. Im Durchschnitte des darauffolgenden Lustrums (1849—1853) betrug die Gesammtausbeute an Kupfer 2827,93, an Blei 426,56 Centn., an Silber 1053 Mark 4 Loth. Auch in den folgenden Jahren verminderte sich die Ausbeute. Im J. 1856 betrug sie an Kupfer 3707,99, an Blei 553,61 Centn., an Silber 508,1 Mark. Im J. 1858 wurden erzeugt: Gold 61 Mark, Silber 593 Mark, Kupfer 2201 Centn., Kupferglätte 516 Centn., Blei 14 Centn. Die Ausbeute an edeln Metallen hat sich auch nachher nicht gesteigert, so wurden im J. 1880 an Gold blos 2,353 Kilogr. im Werthe von 3281 Gulden und Silber 278,7 Kilogr. im Werthe von 25,083 Gulden gewonnen; die Kupferproduction betrug 482,69 Met. Centn. im Werthe von 56,738 Gulden. Desto mehr hat sich die Eisen- und Kohlenproduction gesteigert, die banater Eisenwerke

der Staatsbahn-Gesellschaft gehören zu den großartigsten Etablissements. Resicza ist jetzt eine echte Industriestadt. Auch in Steierdorf, Anina und an andern Orten besitzt die Gesellschaft großartige Werke; das von ihr investirte Kapital beläuft sich auf mehr als 20 Millionen Gulden. Im J. 1883 wurden erzeugt: Roheisen 494,326 Met.-Centn. im Werthe von 1,818,835,57 Gulden, Gußeisen 16,204 Met.-Centn. im Werthe von 142,490,5 Gulden, Steinkohlen 3,677,291 Met.-Centn. im Werthe von 2,198,832,25 Gulden, Braunkohlen 33,020 Met.-Centn. im Werthe von 19,577 Gulden. Im J. 1885 wurden erzeugt: 329,000 Tonnen Kohlen, 48,996 Tonnen Roheisen, 35,753 Tonnen Gußstahl.

Die Einwohnerzahl der vereinigten Comitate Krassó-Szörény beträgt (1880) 381,304, davon sind 191,676 männlichen, 189,628 weiblichen Geschlechts. Zur römisch-katholischen Kirche gehören 62,080, zur griechisch-katholischen 16,590, zur griechisch-orthodoxen 295,820. Die letztern sind also bei weitem vorherrschend. Protestanten gibt es nur wenige, nämlich im ganzen blos 3551. Die Israeliten zählen 3243. Was die Nationalität anbelangt, so entfällt der größte Antheil auf die Walachen oder Rumänen, die rumänische ist nämlich die Muttersprache von 289,849 Seelen, zur serbischen Nationalität gehören 18,686, zur deutschen 37,833, zur magyarischen 7201, zur slowakischen 6247. Die Anzahl der Kinder, die noch nicht reden können, beträgt 12,371. Des Lesens und Schreibens kundig sind 52,421 Männer und 25,050 Weiber. In dieser Beziehung steht das Comitat auf der niedrigsten Stufe. In administrativer Beziehung ist es in 15 Stuhlbezirke eingetheilt, nämlich in den Begaer Bezirk mit 29 Gemeinden, in den Bogschaner mit 21, in den Bozovicser mit 18, in den Facseter mit 44, in den Jamer mit 28, in den Karánsebeser mit 37, in den Krassovaer mit 18, in den Lugoser mit 14, in den Maroser mit 25, in den Moldovaer mit 18, in den Oraviczaer mit 12, in den Orsovaer mit 29, in den Resiczaer mit 17, in den Temeser mit 29 und in den Tercgovaer Bezirk mit 22 Gemeinden. Außerdem gibt es nur eine Stadt mit geregeltem Magistrate, nämlich Karánsebes. Auch diese Stadt zählt nur 4764 Einwohner. Der bevölkertste Ort und Hauptstadt des Comitats ist Lugos, welches jedoch zwei gesonderte Gemeinden bildet, die nur der Temesfluß trennt, nämlich Deutsch-Lugos mit 3476 und Walachisch-Lugos mit 7811 Einwohnern. Nächst Lugos folgen Steierdorf mit 9230 und Resiczabánya mit 7915 Einwohnern. Mehr als 2000 Einwohner zählen noch folgende Ortschaften: Deutsch-Bogsán 2803, Walachisch-Bogsán 2496, Furlug 2101, Raffna 2426, Bania 2366, Bozovics 3599, Dalbovecz 2113, Ruderia 2651, Illadia 2303, Najdás 2408, Rakasdia 3062, Szászka 2811, Ruszkabánya 2486, Krassova 3486, Kusics 2364, Neu-Moldova 3158, Csiklobánya 2118, Walachisch-Csiklova 3025, Oravicza 4250, Walachisch-Oravicza 2252, Mehadia 2097, Orsova 3381, Tirnova 2737, Groß-Zorlencz 2441, Örményes 2133, Mehadika 2022, Teregova 2937.

Schließlich erwähnen wir noch, daß außer dem weitberühmten und vielbesuchten Herculesbade bei Mehadia mit warmen Quellen in jüngster Zeit in der Nähe von Oravicza ein neuer Badeort entstand, Marilla genannt, welcher in einem wunderschönen Waldthale liegt. (*J. Hunfalvy.*)

KRASSOW, ein altes Geschlecht der Insel Rügen, dessen Stammhaus der gleichnamige Hof (Crassowen) in der Vogtei Gingst zu sein scheint. Urkundlich werden zuerst Godeschalk, Thonys und Mathies Crassowe in dem großen Bundesbriefe des rügenschen Adels vom J. 1316 genannt. Das Geschlecht zerfiel frühzeitig in zwei Hauptstämme, die einzeln zu behandeln sein werden. — Der eine, auf Varsnevitz, Pansevitz, Dambahn, Veikevitz u. s. w. gesessen, leitet seine Abstammung von Tönnies Krassow (1365—1407) ab, dessen jüngster Sohn Claus die 1565 erloschene Dambahner Linie gründete, während Hans Krassow, sein Enkel (von dem ältern Sohne Heinrich, herzoglich pommerscher Rath 1425—65), durch seine zwei Söhne, durch Hans die Varsnevitzer, durch Tönnies die Pansevitzer Linie stiftete. Erstere, früh erloschen, wurde von dem Pansevitzer Stamme beerbt. Diesen spaltete Heinrich Krassow (1540—93), beigenannt „der Lange", ein Urenkel des erwähnten Tönnies, wiederum durch zwei Söhne in zwei Hauptäste. Der ältere Sohn Daniel erhielt in der Theilung Veikevitz, welches Lehnsgut von seiner Nachkommenschaft durch fernere fünf Generationen gehalten wurde, bis diese selbst gegen Ende des 18. Jahrh. erlosch. Dem jüngern Sohne, Hans Krassow (gest. am 15. März 1627), waren Varsnevitz und Pansevitz zugefallen. In geringerer Ausdehnung, wodurch eine Güterzersplitterung vermieden wurde, lebte seine Posterität auf dem Stammerbe, zeitweise auch im Dienste ihrer damaligen Landesherren, der Könige von Schweden. Des Hans Enkel, Ernst Detlof von Krassow auf Pansevitz, erhielt als schwedischer Generalmajor unter dem 21. März 1707 den schwedischen Freiherrnstand und starb im J. 1714 als schwedischer Generallieutenant in dem Rufe eines tapfern und erfahrenen Feldherrn. Da er nur einen Sohn Karl Wilhelm hinterließ, der im J. 1720 die Einführung in das schwedische Ritterhaus erlangte, aber schon am 15. Febr. 1735 als kaiserlicher General-Feldwachtmeister unvermählt zu Wien verstarb, so erlosch mit ihm dieser freiherrliche Zweig. Eine zweite freiherrliche Linie von längerer Lebensdauer hatte des Freiherrn Ernst Detlof von Krassow Bruder, Adam Philipp (geb. 1664, gest. 1736), Herr auf Falkenhagen und seit dem J. 1735 auch im Besitze von Pansevitz, königlich schwedischer Generallieutenant, begründet, nachdem ihm am 14. Juni 1731 der schwedische Freiherrnstand verliehen worden war, welche Verleihung durch die wirkliche Einführung in das Ritterhaus erst seinen Erben im J. 1800 zu statten kam. Sein Urenkel Heinrich Freiherr von Krassow, königlich schwedischer Kammerherr und Besitzer des von ihm erst 1841 gestifteten, aus den Gütern Divitz, Frauendorf, Wobbelkow, Spoldershagen, Götkenhagen und Martenshagen bestehenden Fideicommisses, wurde am 15. Oct. 1840 in den nach dem Rechte der Erstgeburt mit dem

Besitz von Diwitz vererbenden Grafenstand unter dem Namen von Krassow-Diwitz erhoben, den er fortzupflanzen nicht berufen scheint, da die Hoffnung seines Stammes zur Zeit auf den Augen seines Sohnes, des 1812 geborenen Grafen Karl Reinhold, beruht, dem aus seiner Ehe Söhne nicht erblühten.

Der zweite, in genealogischen Zusammenhang mit dem ersten nicht zu bringende Hauptstamm der Krassow zu Schwechowitz, Salckow und Sigermon nennt Anton Krassow zu Schwechewitz (1362—83) seinen ältesten Ahnen. Sein Ur-Urenkel Hans Krassow zu Schwechowitz, Salckow und Sigermon (1507—58) begründete durch drei Söhne die gleiche Anzahl Linien, von denen diejenige des Joachim zu Schweikvitz schon 1705 erlosch. Der älteste Sohn Melchior hatte Salkow erhalten und seine Descendenz blühte noch im Anfange dieses Jahrhunderts im J. 1819 in zwei Brüdern, welche Nachfolge, wie es scheint in Schweden, hinterlassen haben sollen, ohne daß solche der Familie bekannt geworden wäre. Die dritte Linie endlich, von Christoph auf Schweikvitz, der circa 1600 starb, abstammend, blühte auf dem Stammsitze, bis Karl Gottlieb Georg, der letzte seines Zweiges, Schweikvitz 1821 kurz vor seinem am 3. Aug. 1825 erfolgten Absterben in fremde Hände übergehen ließ. So ist der alte Stamm gewaltig zusammengeschmolzen, und droht sein völliges Erlöschen, wenn die auf die beiden Brüder aus dem Salkower Hause sich gründenden Hoffnungen sich nicht inzwischen realisirt haben sollten. — Das Wappen des Geschlechts ist gespalten; vorn in Silber ein halber schwarzer Ochsenkopf aus dem Spalte wachsend, hinten in Schwarz ein goldener Balken, begleitet von achtzehn (je neun, in drei Reihen gestellten) goldenen Kleeblättern. Auf dem gekrönten Turnierhelme erscheint in einem goldenen Schafte ein natürlicher Pfauenwedel zwischen zwei einander zugewendeten blauen Sicheln an goldenen Griffen, jeder der Sichelrücken kreisförmig mit je sechs einzelnen Pfauenfedern besteckt. Die Helmdecken sind rechts schwarz-silber, links schwarz-golden. Gelegentlich der Freiung wurde das Wappen der schwedischen Sitte gemäß bedeutend vermehrt und mit einem zweiten Helme geziert. Dem gräflichen Wappen trat nur ein dritter Helm hinzu.

(*H. von Borwitz und Harttenstein.*)

KRASZNA (nämlich voda, d. h. das schöne Wasser) ist ein bei den Slawen oft vorkommender Flußname; in Ungarn wird einer der größeren Zuflüsse des Szamos so genannt. Er entspringt in den nordwestlichen Gebirgen Siebenbürgens und fließt im ganzen in nordwestlicher Richtung, in einem von niedrigen Bergen eingesäumten breiten Thale, welches bald in die weite ungarische Tiefebene übergeht. In dieser Ebene bildet die Kraszna einen großen Sumpf, das Ecseder Moor (Ecsedi láp), welches im Szatmárer Comitat liegt und einen Flächenraum von circa 200 □Kilom. einnimmt. Durch Kanalisirung hat man einen Theil desselben bereits trocken gelegt. Der untere Lauf der Kraszna ist ebenfalls kanalisirt. Die Länge ihres Flußlaufes beträgt 170 Kilom.

(*J. Hunfalvy.*)

KRATER (griechisch Becher, Mischkessel) heißt die trichter-, kessel- oder tellerförmig erweiterte Mündung des Kanals der Vulkane (s. d.). Je nach der Beschaffenheit des Materials, aus dem der Vulkan aufgebaut ist, sind die Wände des Kraters mehr oder weniger steil geneigt und unterliegen mannichfachen Veränderungen. Am Krater hat man die Kraterwände, den Kraterboden und den Kraterrand zu unterscheiden. Die absolute wie relative Größe und Tiefe der Krater wechselt sehr und wechselt sogar bei ein und demselben Vulkane zu verschiedenen Zeiten. Der Krater des Aetna hat circa 700 Met., der des Vesuv 620, der des Kilauea auf Hawaii circa 5400 Met. im Durchmesser. Durch Lava oder durch Regengüsse oder auch durch die erodirende Thätigkeit des Meeres wird oft der regelmäßige Kraterrand an einer oder mehrern Stellen zerstört und es entstehen hufeisen- oder halbmondförmige Kraterränder, z. B. an den Vulkanen der Auvergne, bei der Insel Santorin. Innerhalb eines solchen zerstörten Kraters kann sich ein neuer Kegel aufbauen, der dann von einem hufeisenförmigen Einsturzkrater umgeben ist, wie es beim Vesuv der Fall ist, wo der Monte-Somma den alten halbzerstörten Kraterrand darstellt. Der Lage nach unterscheidet man an einem Vulkan den Hauptkrater, der sich gewöhnlich auf der Spitze des Berges befindet, und Seiten- oder Nebenkrater. Manche Vulkane haben nur einen Krater, andere mehrere Nebenkrater, zum Theil in sehr großer Anzahl, z. B. der Aetna 700, der Vesuv 30. Kesselkrater oder Maare heißen die kraterförmigen Einsenkungen in vulkanischen Gebieten, die ohne oder mit einem nur sehr geringen Schuttwall von vulkanischem Material, Bomben und Sanden, umgeben sind. Sie besitzen kreisrunde oder ovale Umrisse und sind häufig mit Wasser erfüllt als abflußlose Seen, z. B. der Laacher-See. Sie werden als durch Explosionen unterirdischer Gase und Dämpfe entstanden angesehen. Man findet sie häufig in der Eifel, der Albano-See gehört dazu, sehr reich ist auch Java daran. In der großartigsten Weise sind sie auf dem Monde ausgebildet.

(*E. Geinitz.*)

KRATEROS, Alexander's Sohn, einer der namhaftesten Heerführer im Stabe Alexander's des Großen von Macedonien, war ein Mann vornehmer Abkunft aus Orestis, dem macedonischen Oberlande, und Bruder des Admirals Amphoteros (*Arrian.* I, 25, 9. *Curt.* II. 11). Sein junger kriegerischer König, der diesen tüchtigen Menschen als Freund wie als Offizier gleich werth hielt, hat ihn während des großen persischen Krieges, in dessen Verlaufe Krateros uns überhaupt zuerst begegnet, zunächst als Regimentscommandeur, nämlich als Befehlshaber einer der „Taxen" oder Phalangen der schwerbewaffneten Pezetären, also des Linienfußvolks, verwendet. In dieser Stellung focht Krateros in den verschiedenen Hauptschlachten Alexander's gegen die Perser; bei Issos und Gaugamela führte er zugleich den Oberbefehl über das gesammte Fußvolk des linken Flügels. Auch bei der Belagerung von Tyros war er mit Auszeichnung thätig und hat sogar einmal vor dieser Stadt (332) einen Theil der königlichen Flotte leiten müssen.

Eine besondere Begabung aber zeigte Krateros für den schwierigen Gebirgskrieg; daher hat Alexander ihn nach dieser Seite wiederholt mit Erfolg verwendet; so namentlich gegen Ende des J. 331 v. Chr. auf dem Marsche von Susa nach Persis im Kriege mit den Uxiern, und im Januar 330 v. Chr. bei der Erstürmung der Gebirgsstellungen vor Persepolis, welche der tapfere Ariobarzanes hütete; ganz besonders wieder im Sommer 330, wo Krateros Tapurien eroberte, und zu Anfang des J. 327, wo Krateros die Reste der baktrischen und sogdischen Empörer in dem hochasiatischen Parätekene überwältigen mußte. Krateros war nicht nur seinem Könige werth und theuer; auch die macedonische Armee verehrte leidenschaftlich den tüchtigen Mann, der trotz seines Ruhmes und seiner hohen Stellung, anders als die stolze Ritterschaft des Heerlagers, kräftig zu seiner Infanterie hielt und deren Interesse gegenüber den vornehmen Corps vertrat. Dazu kam, daß Krateros von den Reichthümern und Genüssen des eroberten Asiens nur einen bescheidenen Gebrauch machte; nichts Schlimmeres wird ihm nachgesagt als eine erstaunlich großartige Benutzung von Transportmitteln zum Zweck seiner gymnastischen Uebungen. Dagegen gehörte er zu jenen vornehmen Macedoniern, die zur Freude der Truppen auf die orientalisirende Richtung Alexander's nicht eingingen. Krateros hielt streng an den Sitten und Bräuchen der Heimat fest. Weil er aber taktvoll und besonnen genug war, um diese Art der Opposition nur in maßvoller Weise geltend zu machen, so wurde dadurch das gute Verhältniß zu dem Könige nicht getrübt. Vielmehr liebte es Alexander, durch Krateros mit den Macedoniern und Griechen zu verkehren, während der persönlichste Freund des Königs, Hephästion, der ganz auf Alexander's Anschauungen eingegangen war, dessen Verkehr mit den Asiaten zu vermitteln hatte. Ueberschätzt freilich darf die Biederkeit und das würdevolle Auftreten des Krateros von uns nicht werden; auch Krateros hatte reichlich Antheil an den wilden und furchtbaren Leidenschaften, die später die Geschichte der Diadochen Alexander's so blutig gestaltet haben. Nicht nur daß die Eifersucht auf ihre Stellung zum König zwischen ihm und Hephästion wiederholt bittern Hader erzeugte: der Haß, den Krateros gegen Parmenion's Sohn Philotas, den mächtigen Führer der Ritterschaft, nährte, führte ihn zu recht unwürdigen Dingen. Namentlich bei Gelegenheit des furchtbaren und abscheulichen Blutprocesses zu Prophthasia gegen Philotas (im Herbst des J. 330) zeigte Krateros nicht nur die wüthendste Gehässigkeit, sondern entfaltete persönlich auch eine ganz rohe Grausamkeit gegen seinen unglücklichen Gegner.

Dagegen erwarb sich Krateros, der jetzt immer häufiger als selbständiger Corpsführer verwendet wurde, erhebliche Verdienste in den schwierigen und furchtbar gefährlichen Kämpfen gegen die nationale Erhebung in Sogdiana und Baktrien, 329—327. Namentlich im J. 328 wurde sein Sieg über Spitamenes, wie zu Anfang des J. 327 die Unterwerfung des Gebirgslandes Parätekene sehr wichtig. Während des Indischen Feldzugs endlich gab Krateros sein Commando eines Regiments in der Phalanx auf; dafür erscheint er jetzt gewöhnlich an der Spitze einer größern Truppenabtheilung, und ist speciell Chef eines der großen Reiterregimenter (Hipparchien), in welche der König damals die Ritterschaft zerlegt hatte. Mit Alexander führte er bis zum Frühling 326 den schwierigen Krieg in den Hochlandschaften auf der Nordseite des Kabulflusses; mit Alexander erfocht er 326 den hartbestrittenen Sieg über Poros am Hydaspes; dann führte er bei dem Zuge vom mittlern Hydaspes nach dem untern Industhale die Colonne, welche auf der westlichen Uferseite Alexander's Stromfahrt zu decken hatte. Vom untern Indus aus führte er dann im Juli 325 einen Haupttheil (30,000 Mann) der gesammten Armee durch den Bolanpaß nach dem südlichen Arachosien und weiter nach Karmanien, wo er mit Alexander (nach dessen unheilvollem Marsche durch Gedrosien) zu Anfang des Decembers 325 wieder zusammentraf.

Nach Abschluß aller dieser Kämpfe und mühevollen Züge vermählte Alexander bei dem glanzvollen Siegesfeste zu Susa (im Frühjahre 324) den Krateros mit des persischen Fürsten Oxathres Tochter Amastrine, und betraute nachher im Juli desselben Jahres zu Ogis am Tigris den bewährten Freund, dessen Gesundheit zur Zeit den asiatischen Strapazen nicht mehr gewachsen war, mit der Aufgabe, die 10,000 zu ehrenvoller Pensionirung bestimmten Veteranen des Heeres nach Hause zu führen, und in Pella den alten Antipater (der frische Truppen nach Asien führen sollte) als Reichsverweser für Macedonien und Griechenland abzulösen.

Der unerwartet frühe Tod Alexander's aber zu Anfang Juni des J. 323 vor Chr. gab auch den Schicksalen des Krateros eine ganz neue Wendung. Während er mit seinen alten Kriegern in langsamen Märschen sich von Kilikien her dem Hellespont näherte, ernannte ihn der Rath der Armee in Babylon zum „Prostates" des Königthums, womit namentlich auch finanzielle Rechte verbunden waren. Dabei sollte er sich mit dem als selbstherrlicher Stratege in Macedonien und Griechenland anerkannten Antipater über die gemeinschaftliche Ausübung ihrer Stellung in Europa auseinandersetzen. Gebrauch aber von dieser Würde hat er nicht lange zu machen vermocht, denn bald sah er sich überall von neuen Kriegen umgeben. Bei seiner Ankunft (Mai oder Juni 322) in Macedonien fand er den Aufstand der Griechen (als „Lamischer Krieg" bekannt) in voller Glut und den alten Antipater, der ihn schon in Asien zu möglichst schnellem Weitermarsche hatte auffordern lassen, in wenig bequemer Lage. Nun aber führte er seinem alten Freunde, dem er den Oberbefehl beließ, 10,000 Veteranen, 1000 Schleuderer und 1500 Reiter zu. Mit deren Hülfe wurde am 7. Aug. 322 der halbe Sieg über die Griechen bei dem thessalischen Krannon gewonnen, der dann dank der Schlaffheit der Griechen wie der schlauen Diplomatie Antipater's sehr bald zu vollständiger politischer Niederlage der Hellenenwelt, namentlich der Athener, führte. Als im Herbst 322 auch Athens Macht völlig gebrochen war, schüttelte Krateros seine persische Ge-

mahlin Amastrine ab (die nachher die Gattin des Fürsten Dionysios von Heraklea am Pontus wurde), und heirathete des Antipater edle und hochbegabte Tochter Phila. Dann galt es, die noch immer im Aufstande beharrenden Aetolier zu bekämpfen. Mit der bestimmten Absicht, das tapfere Volk zu vernichten und die Reste nach Asien zu verpflanzen, führten Krateros und Antipater zu Ende des J. 322 ein Heer von 30,000 Mann und 2500 Reitern gegen Aetolien. Die alte Gewandtheit des Krateros im Gebirgskriege und ein harter Winter ließen bereits den Untergang des tapfern Volkes als unzweifelhaft erscheinen. Da rettete dieses zu Anfang des J. 321 die Nachricht, daß in Asien zwischen dem Reichsverweser Perdikkas und dessen Gegnern ein gewaltiger Krieg ausgebrochen war, in welchem Antipater und Krateros gegen Perdikkas Partei zu ergreifen beschlossen und daher den Aetoliern einen günstigen Frieden gewährten.

Bereits im Frühlinge 321 erschien Krateros mit der macedonischen Armee am Hellespont, um Kleinasien zu erobern, wo zur Zeit des Perdikkas Freund Eumenes dessen Sache verfocht. Dieser wich anfangs mit seinen asiatischen Scharen vor seines in der Armee überall hochgeehrten Gegners Kerntruppen nach seiner kappadocischen Satrapie zurück. Als er aber mit seinen kappadocischen Reitern den verrätherischen armenischen Statthalter Neoptolemos aufs Haupt geschlagen hatte, da gewann er auch den Muth, es mit Krateros aufzunehmen. In Kappadocien stieß er mit den 20,000 Mann und 2000 Reitern des alten Feldherrn zusammen, verhinderte mit vieler Gewandtheit, daß seine eigenen Truppen erfuhren, daß ihnen der alte Krateros gegenüberstand, und nahm dann die Schlacht an, die ihm der letztere bot. Dank seiner ausgezeichneten Leitung und der Ueberzahl seiner trefflichen Reiterei trug Eumenes damals den Sieg davon. Krateros selbst fiel an der Spitze der Reiter seines rechten Flügels, durch einen Thraker schwer verwundet, in die Hände seines Gegners, und starb in den Armen des über diesen Ausgang tief bekümmerten Eumenes, der ihm eine pomphafte Leichenfeier halten ließ und die Asche zur Bestattung an Phila schickte. (Eine Monographie über Krateros ist uns nicht bekannt geworden; das Beste über ihn findet sich in Droysen's großem Werke über Alexander den Großen und dessen Diadochen, 2. Aufl., Gotha 1877). *(G. Hertzberg.)*

KRATES, Sohn des Askondas, aus Theben, kynischer Philosoph. Auch sein Bild ist uns wie das so vieler Philosophen des Alterthums nicht in geschichtlicher Treue, sondern nur in der die Züge vergröbernden oder entstellenden Uebermalung einer anekdotensüchtigen, theils bewundernden, theils verkleinernden Nachwelt erhalten. Was wir so über sein Leben und seine Persönlichkeit erfahren [1]), ist im wesentlichen Folgendes (vgl. besonders *Diogen. Laert.* VI, 85—93).

Einer angesehenen Familie entsprossen und im Besitze eines bedeutenden Vermögens in behaglichen Verhältnissen lebend, gab Krates — nach einem Berichte (*Antisthenes* bei *Diog.* VI, 87) infolge des mächtigen Eindrucks, den der bettelnde Telephus in dem Euripideischen Stücke gleichen Namens bei einer Vorstellung auf ihn gemacht hatte — seinen ganzen Reichthum hinweg (das Wie? wird verschieden angegeben) und entschloß sich, um ein wahrhaft freier Mensch zu werden (*Simplic.* in Epictet. manual. p. 64c), fortan das ärmliche Wanderleben eines bedürfnißlosen Kynikers zu führen. Sein Vorbild hierin und philosophischer Lehrer war nach der gewöhnlichen Ueberlieferung der bekannte Diogenes von Sinope, nach Hippobotus (bei *Diog.* VI, 85) dagegen der Achäer Bryson. Von dem mächtigen Zauber, den seine witzige Rede und sein liebenswürdiges, gewinnendes Wesen auf jeden ausübte, zeugt deutlicher als alles andere, wie der Beiname θυρεπανοίκτης (*Plutarch.* Quaest. conviv. II, 1, 6) u. dgl., die Thatsache, daß Hipparchia, die Tochter eines vornehmen Hauses aus Maronea in Thrakien, ungeachtet alles Abredens ihrer reichen Verwandten und des Krates selbst diesen trotz seiner Häßlichkeit und seiner verwachsenen Gestalt allen Bewerbern um ihre Hand vorzog und die treue Gefährtin seines Lebens wurde, und daß ihr Bruder Metrokles sich gleichfalls ihm anschloß. Die von Krates überlieferten Anekdoten und Aussprüche malen die Bedürfnißlosigkeit (z. B. *Diog.* VI, 90), die unverwüstliche heitere Laune (*Plutarch.* De tranquill. animi c. 4, p. 466 W. p. 565 Dbn.), die witzige Zunge unsers Philosophen (*Diog.* VI, 90. *Stob.* Flor. 15, 10) und namentlich eine jeglichen Anstand misachtende Behandlung geschlechtlicher Verhältnisse (z. B. *Sext. Emp.* hypot. I, 153) mit den stärksten Farben. Er soll ein hohes Alter erreicht haben und in seiner Heimat Böotien begraben sein. Seine Blütezeit setzt Diogenes Laertius in die 113. Olympiade (328—324 v. Chr.); in den über ihn umlaufenden Geschichten tritt er als Zeitgenosse des Megarikers Stilpon, welchen er (*Diog.* II, 118 = fr. 12) verspottet, des Eretriers Menedemus (*Diog.* II, 126 = fr. 13), des Peripatetikers Theophrast (*Diog.* VI, 90 = fr. 24) auf und trifft mit dem (um 307 v. Chr.) als Verbannter in Theben weilenden Demetrius von Phaleron zusammen (*Plutarch.* De adulatore c. 28, p. 69 W., p. 83 Dbn.). Von seinen Schülern war unstreitig Zenon von Kition, der Begründer des Stoicismus, welcher auch Denkwürdigkeiten aus dem Leben seines Lehrers (ἀπομνημονεύματα Κράτητος, *Diog.* VII, 4) niedergeschrieben hatte, der bedeutendste.

Von Schriften des Krates erwähnt Diogenes (VI, 98) ein Buch Briefe, in denen er „vortrefflich philosophirte" und in der Darstellung zuweilen dem Platon nahe kam, und Tragödien, die in erhabenem philosophischem Stile geschrieben waren. Aus einer der letztern führt Diogenes a. a. O. drei das Weltbürgerthum des Kynikers verherrlichende Trimeter an. [2]) Die unter dem Namen des

1) Eine Biographie des Plutarch über ihn, welche wir nicht mehr besitzen, erwähnt Kaiser Julian (orat. VI, p. 220[b]).

2) F. Dümmler (Antisthenica, Halle 1882, p. 88) betrachtet die von Plutarch De exsilio c. 5 (p. 601 W.., p. 725 Dbn.) als Worte des Herakles angeführten zwei Trimeter, welche sich im

Krates überlieferten, uns erhaltenen Briefe [3]) sind unzweifelhaft untergeschoben; sie verarbeiten den anderweitig bekannten Anekdotenstoff in Briefform und haben von Plato's Stile nicht das Geringste.

Unter den sonstigen spärlichen Bruchstücken befinden sich namentlich mehrere Parodien. So wird die Schilderung Kretas bei Homer (τ 172) witzig umgeändert in ein Lob des Ranzens (*πήρη*), der nebst dem Stab und Doppelmantel den echten Kyniker überallhin begleitete (*Diog.* VI, 85 = fr. 2 Mullach); derselbe wird noch in einigen andern Versen unsers Philosophen (*Stob.* Floril. 97, 31) neben einem Maß Wolfsbohnen und der Sorgenlosigkeit als werthvoller Besitz gepriesen. Solon's Gebet an die Musen (*Stob.* Floril. 9, 25), in welchem er ehrlich erworbenen Reichthum, guten Namen und andern Segen (*ὄλβος*) von den Göttern erfleht, dichtet Krates so um, daß ausreichende Kost, Freiheit, Gerechtigkeit und Tugend als höchste Güter erbeten werden (*Julian.* Orat. VI, p. 199 d und VII, p. 213 b). Der oft erwähnten angeblichen Grabschrift des Sardanapal (*Plutarch.* De se ipsum citra invidiam laudando c. 17, p. 546 W., p. 660 Dbn.): *ταῦτ᾽ ἔχω ὅσσ᾽ ἔφαγον καὶ ἐφύβρισα καὶ μετ᾽ ἔρωτος τέρπν᾽ ἔπαθον· τὰ δὲ πολλὰ καὶ ὄλβια πάντα λέλυνται* stellt Krates folgende Verse entgegen: *ταῦτ᾽ ἔχω ὅσσ᾽ ἔμαθον καὶ ἐφρόντισα καὶ μετὰ Μουσῶν σέμν᾽ ἐδάην· τὰ δὲ πολλὰ καὶ ὄλβια τῦφος* (kynisches Schlagwort!) *ἔμαρψε* (*Diog.* VI, 86 = fr. 5). In einem besondern Hymnus besingt er die *Εὐτελίη* als Tochter der *Σωφροσύνη* und Wonne aller guten Menschen (*Julian.* Orat. VI, p. 199 = fr. 4) wie er anderswo als bestes Mittel gegen Armuth und Unfrieden im Haus- und Staatswesen die Bedürfnißlosigkeit und Frugalität empfiehlt (*Stob.* Floril. 5, 63 = fr. 45. *Athen.* IV, 158 b = fr. 42. *Stob.* Flor. 97, 31 = fr. 48). Als Heilmittel gegen die verderbliche Gewalt der Liebesleidenschaft nennen einige in abweichender Fassung mehrfach (bei *Diog.* VI, 86. *Suid.* s. v. *Κράτης*. *Julian.* Orat. VI, p. 198 d = fr. 1) überlieferte Trimeter zunächst den Hunger, dann die Zeit und endlich im Nothfalle den Strick. In ernsterer Fassung heißt es in einem andern Bruchstücke in Hexametern (*Clem. Alex.* Strom. II, p. 492 P., 177 S. = fr. 10), von Gold und Liebe wolle man sich nicht beherrschen lassen. Allgemeiner bewies Krates den Satz, daß die Glückseligkeit des Menschenlebens nicht in der Fülle der Lust, die dasselbe darbietet, bestehen könne, treffend durch Schilderung des normalen Lebenslaufes eines Griechen seiner Zeit, welcher von der Geburt bis zum Tode eine nie endende Kette von Mühen und Anstrengungen darstellt, also, wenn wirklich die Lust unser sittliches Ziel wäre, seinen Zweck gänzlich verfehlen müßte (*Stob.* Floril. 118, 72 = fr. 50). Nur der von der Lust nicht geknechtete und ungebeugte Weise ist wahrhaft frei zu nennen (*Clem. Alex.* Strom. II, 492 P., 177 S. = fr. 10). Um die oft so sinnlose Verwendung des Geldes zu geiseln, machte Krates in seinem damals vielgenannten politischen Tagebuche (*ἐφημερίς*) folgende Ansätze: man solle für den Koch 10 Minen (etwa 75 Mark), für den Arzt 1 Drachme (0,80 Mark), für den Schmeichler [4]) 5 Talente (25,000 Mark), für den Rathgeber gar nichts (*καπνόν*) [5]), für die Maitresse 1 Talent (5000 Mark), für den Philosophen 1 Triobolon (0,40 Mark) verausgaben. Selbst im Angesichte des Todes soll Krates seine heitere Laune nicht verloren, sondern sich mit einer scherzhaften Aeußerung über seinen durch den Höcker entstellten und vom Alter gebeugten Rücken, mit dem er nun in den Hades hinab müsse, vom Leben verabschiedet haben (*Diog.* VI, 92 = fr. 8). [6])

Eine Umbildung oder Weiterbildung der kynischen Philosophie, wie sie von Antisthenes und Diogenes vertreten wurde, durch Krates ist nicht nachzuweisen; er fesselte durch seine Persönlichkeit und die witzige Form seiner Rede, neue Gedanken und eine Förderung der Wissenschaft weiß die Geschichte der Philosophie von ihm nicht zu berichten.

Literatur. Postumus, De Cratete Cynico (Groningen 1823). — Mullach, Fragmenta philosoph. Graecor. II, p. 331—341 (De Cratete Cynico; Cratetis fragmenta). — Cratetis Thebani carmina in Anthologia Graeca I, p. 118—120 ed. Jacobs. — [Cratetis] epistolae ed. Boissonade, Paris. 1827 (s. o.), ed. Hercher (in Epistolograph. Graec. p. 208—217), Paris. 1873. — Ferner vergleiche man Zeller, Die Philosophie der Griechen II a, S. 245 fg.

(*E. Wellmann.*)

KRATES (von Mallos) war ein angesehener Grammatiker, der in Pergamon lehrte und blühte zur Zeit, als der ägyptische König Ptolemäos Philometor regierte, Ol. 149—158 (184—148 v. Chr.), sodaß er ein Zeitgenosse des berühmten alexandrinischen Grammatikers Aristarch (212—140) war. Von seinem Leben ist am sichersten beglaubigt, daß er in Athen die Stoiker gehört hatte, und daß dieses philosophische Studium für immer seiner philologischen Richtung zum Schaden seiner Wissenschaftlichkeit den Stempel aufgedrückt hat, der zweifellos auch von seiner ganzen Schule beibehalten wurde. Sueton (De gramm. c. 2) erwähnt seine Gesandtschaft nach Rom, die Attalus II. veranlaßt hatte, und infolge deren die griechische Grammatik nach Rom importirt wurde. Krates soll damals in Rom in eine Kloake gefallen sein und den Schenkel gebrochen haben, wodurch spätere Witze über die Entstehung der Grammatik

Inhalte mit den bei Diogenes mitgetheilten allerdings nahe berühren, als derselben Quelle, nämlich einer Tragödie des Krates, die den Titel „Herakles" führte, angehörig.

3) Vgl. Westermann, De epistolar. scriptor. Graec. commentatio IV, nr. 52, p. 10 (Leipzig 1853). — Boissonade, Notices et extraits des mss. de la bibl. du roi. XII, 2, p. 16 seq. — Epistolographi Graeci ed. Hercher (Paris 1873, p. 208—217).

4) Von dem traurigen Schicksale des von Schmeichlern Bethörten ist auch *Diog.* VI, 92 = fr. 29 und *Stob.* Flor. 14, 20 = fr. 33 die Rede. 5) Wenn die Lesart richtig ist, was Menagius bezweifelt. 6) Vgl. (über die Fassung der Verse) A. Meineke, Krates des Cynikers Schwanengesang, Philolog. XII (1857), S. 369.

aus der Kloake möglich waren. Indessen ist die Veranlassung dieser Gesandtschaft nach Rom unbekannt. Das Wichtigste aus dem Leben des Krates ist sein Streit und seine Rivalität mit Aristarch, der selbst nach dem Tode der beiden Schulhäupter von ihren Schülern mit derselben Leidenschaft fortgesetzt wurde, deren sich Krates jedenfalls schuldig gemacht hatte. Auf Seiten Aristarch's standen Dionysios Thrax und Parmeniskos, auf Seiten des Krates Zenodot, der Krateteer, und Demetrios Ixion (der ursprünglich Aristarcheer gewesen und zu Krates übergegangen war). Zur Schule oder zur Richtung des Krates wird auch Herodikos aus Babylon gehört haben, der jenes beißende Epigramm gegen die Aristarcheer geschrieben hat (*Athen.* V, 222 A.), wahrscheinlich auch Telephos, der Kritiker des pergamenischen Museums genannt wird (*Aelian.* Hist. an. X, 42). Sein bedeutendster philosophischer Schüler war Panätios, dessen Bücher über die Pflichten Cicero bei seiner Schrift über denselben Gegenstand zu Grunde gelegt hat (*Strabo* XIV, 676 C.). Außerdem wird auch ein unbekannter Krateteer Tauriskos genannt (*Sextus Empir.* adv. math. I, 248). Der Principienstreit zwischen Aristarcheern und Krateteern ergab sich aus der verschiedenen Behandlung der Dichter, indem Aristarch mehr auf nüchterne Erklärung der Worte und der Etymologie, auf Prosodie u. s. w. sah, während Krates zuerst die historische Deutung einführte, d. h. prüfen wollte, was an einer Fabel historisch sei, was nicht, dann die ästhetisch-dialektische, nach welcher er die einzelnen Schriftsteller unterschied, und endlich die rein grammatische. Zu dieser verschiedenen Behandlung der zu erklärenden Dichter kam nun eine zweite ebenso bemerkenswerthe Differenz hinzu, die von den Alten kurz bezeichnet wird, der Streit über Anomalie — welche Krates vertrat — und über Analogie — die von Aristarch vertheidigt wurde. Diese Analogielehre der Alexandriner wird von Charisius 93 P. so zusammengefaßt: „primo ut ejusdem sint generis de quibus quaeritur, dein casus, tum exitus, quartum numeri syllabarum, item soni", worüber zu vergleichen Wachsmuth, „De Cratete M." 11 fg. Gegen diese Analogie hatte schon Chrysipp Widerspruch erhoben, und auf seine Schrift „Περὶ ἀνωμαλίας" stützte sich Krates. Ueber diesen Streit, der später auch nach Rom übertragen wurde und z. B. in Cäsar einen Vertreter der Analogie erhielt, handelte Gellius (II, 25) und Varro (X, 74). Völlig verschieden aber war die Textesdeutung und Erklärung, welche Krates und Aristarch besonders dem Homer angedeihen ließen. Hier bewegte sich nun Krates ganz in den Zügellosigkeiten der Stoischen Philosophie, die sich zunächst auf die geographischen Schilderungen bezog, unter welchen die Annahme eines Weltmeeres bei Homer im Vordergrunde steht (Lehrs, „De Aristarchi stud. hom." [3] 244; Lübbert, „Rhein. Mus." XI, 434 fg.). Außerdem aber kam er auch zu seltsamen Resultaten, z. B. daß Homer Astronom gewesen sei u. a. Besonders zog Krates für die Erklärung der Gedichte die Allegorie heran, wie sie von Chrysipp und Zeno in Umlauf gesetzt worden war. So waren ihm die Hauptgötter natürliche Erscheinungen: Apollo die Sonne, Juno die Luft, Zeus der Himmel. Auch die Mythen fanden bei ihm nur eine physikalische Deutung, die er, abgesehen von Homer, namentlich bei der Hesiodeischen Theogonie, in reichem Maße verwenden konnte. In allen diesen Fällen verwarf Aristarch die allegorische Erklärung des Krates und führte den Grundsatz durch, daß Homer nur aus Homer erklärt werden dürfe, während die Stoiker ihre Dogmen so in den Homer übertrugen, als wenn Homer ein Stoiker gewesen wäre. Endlich unterschieden sich auch beide Gelehrte in der Datirung des Homer, indem ihn Aristarch 100 Jahre nach der ionischen Wanderung setzte, Krates 60 Jahre nach der Zerstörung Trojas. Vgl. Sengebusch, „Dissert." II, 32 fg. 57 fg. — Was die Schriften des Krates anbetrifft, so erwähnt Hesychios Milesios (bei Suidas und Eudokia) allein die Textkritik der Ilias und Odyssee (διόρθωσις Ἰλιάδος καὶ Ὀδυσσείας) in 9 Büchern, fügt aber hinzu, daß er noch anderes geschrieben habe. Allein die in den Homerscholien vorkommenden Erwähnungen jenes Werkes zeigen, daß auch ein Commentar zum Homer darin enthalten war. Außerdem gab es von ihm auch eine Ausgabe des Homer (*Schol.* Il. XXIV, 253; Lehrs, „De Aristarch." [3] 26). In derselben Weise hatte er wol auch Hesiod, Euripides, Aratos, einen Lieblingsdichter der Stoiker, wahrscheinlich auch Aristophanes, commentirt. Mehr als wahrscheinlich ist, daß er als Sammler und Ordner der besonders unter Eumenes so angewachsenen Bibliothek auch die pergamenischen πίνακες nach dem Beispiele der alexandrinischen herausgegeben hatte, wie sie zuerst Kallimachos und sein Schüler Hermippos angefertigt hatten (Περγαμηνοὶ πίνακες bei *Dion. Hal.* V, 661 Reiske). Ferner wird er als Verfasser einer Schrift „Περὶ Ἀττικῆς διαλέκτου" oder „Περὶ Ἀττικῆς λέξεως" genannt, die mehr als fünf Bücher gehabt haben muß (*Athen.* XIV, 640 C.). — Wohl zu unterscheiden von dem pergamener Krates ist der gleichnamige mit ihm öfters verwechselte athener, der älter ist als Philochoros (geboren Ol. 115) und „Περὶ τῶν Ἀθήνησι θυσιῶν" geschrieben hat. — Vereinzeltes über Krates bei Wolf, „Proleg." CCLXXVII; G. Hermann, Op. III, 272; Wegener, „De aul. Attal." 132 fg. u. a.; von Lynden, „De Panaetio Rhodio" (1802); Lehrs, „De Aristarch." [3] 104, 222, 237, 244 fg., 324, 326; zusammenhängend Lübbert, „Zur Charakteristik des Krates von Mallos" im „Rhein. Mus." XI, 438 fg. — Bahnbrechende und erschöpfende Abhandlung von C. Wachsmuth, „De Cratete Mallota" (Leipzig 1860), mit vollständiger Sammlung der Fragmente (Leipzig 1860). (*H. Flach.*)

KRATINOS ist neben Aristophanes der bedeutendste und bahnbrechendste Dichter der attischen Komödie und speciell der alten attischen Komödie. Als Vater von ihm wird ein Athener Kallimedes bezeichnet, der zur öneischen Phyle gehörte. Da wir wissen, daß er 97 Jahre alt geworden ist (*Lucian.* Macrob. 25) und ungefähr 423 gestorben sein muß, so fällt sein Geburtsjahr etwa in das J. 520. Erst spät scheint Kratinos sich der Composition von Komödien zugewandt zu haben, wenn wir einer Notiz beim *Anon.* De com. XXIX. trauen

dürfen, daß er erst im 80. Lebensjahre seinen ersten Sieg davongetragen habe. Doch ist diese Stelle von Meineke so corrigirt, daß sie sich auf das 60. Lebensjahr des Dichters beziehen muß. Daß Kratinos Taxiarch gewesen sei, berichtet Suidas v. *'Επειοῦ δειλότερος*; daß er sich durch Feigheit ausgezeichnet habe, wird auf einen Witz des Aristophanes zurückzuführen sein. Vermuthlich aus einem ganz berüchtigten Autor (Aristipp; vgl. meine „Geschichte der griechischen Lyrik" II, Vorr. VI) stammt die Nachricht, daß er Säufer gewesen und die Knabenliebe gepflegt habe. Und deshalb ist nur thörichtes Geschwätz, was Acron zu *Horat.* Epist. I, 19, 1 bemerkt, daß er sein Schlafzimmer mit Spiegeln ausgestattet hatte. Möglich ist es allerdings, daß er gern dem Weine zusprach, wenn wir *Aristoph.* Pac. 703, Equ. 400, 531 und dem Epigramme bei Brunck, „Analecta" I, 417 trauen dürfen. In jedem Falle müssen derartige Nachrichten über Lebensverhältnisse des Kratinos mit großer Vorsicht aufgenommen werden, da alle in den Entstellungen und den Witzen der Komiker, besonders des Aristophanes, ihren Ursprung haben. — Erwähnt werden von Hesychios Milesios (bei Suidas) 21 Komödien und 9 Siege. Sein erster Schauspieler hieß Krates (*Schol. Ar.* Equ. 534). Commentatoren seiner Komödien waren Kallistratos und Asklepiades Myrleanos (*Athen.* XI, 495 A und 501 E). Epochemachend war Kratinos für die Geschichte der attischen Komödie dadurch, daß er den früher ausschließlich angestrebten Zweck, Scherze und Gelächter durch den Stoff zu erregen, dahin abänderte, daß er eine Tendenz hineinbrachte, indem er Fehler, Laster und Untugenden mit hartem Spotte verfolgte. Freilich war er da nicht ganz gerecht, da er Kimon lobte und Perikles über Gebühr tadelte. Die Zahl der Hauptschauspieler fixirte er auf drei, während sie vorher schwankend gewesen war. Aber auch seine Sprache war gewiß im Gegensatze zu seinen Vorgängern eine hochpoetische, sodaß er gerade ihretwegen mit Aeschylos verglichen wird. Sein Witz war sprühend, seine Kühnheit Erstaunen erregend, seine Erfindungsgabe hervorragend. Deshalb fand er schon bei seinen Zeitgenossen großes Ansehen und ebenso die Dichter, die seinen Spuren folgten, besonders Eupolis, Krates, Telekleides u. a. Wie epochemachend Kratinos für die attische Komödie war, zeigt die Reichhaltigkeit der Genres, die er gepflegt hat. Er hat die mythologische Travestie erfunden in der Komödie „*'Οδυσσῆς*" (vgl. Wilamowitz im *Hermes* IX, 330; Kock, „Fr. com." I, 55), in welcher Odysseus eingeführt wurde, auf dem ganzen Erdballe nach Genüssen, Vergnügungen, Essen und Trinken suchend. Mythologisch waren ferner die Dramen „Throphonios" und „Cheirones". Die literarhistorische Komödie war vertreten durch die beiden Stücke „*'Αρχίλοχοι*" und „*Κλεοβουλῖναι*", in deren erstem er den Jambiker Archilochos, im zweiten die Räthsel dichtende Kleobuline, die Tochter des Kleobulos, in der geistreichsten Weise verhöhnt hatte. Außerdem aber hatte er seinen Komödien zuerst den großartigen politischen Hintergrund und Gehalt gegeben, den die ältere Komödie im wesentlichen beibehielt. Den glücklichsten Griff aber hatte er mit seiner Komödie „*Πυτίνη*" (die Flasche) gethan, in welcher er besonders die Darstellung eines abgelebten Greises zurückwies, die Aristophanes in den Rittern von ihm gemacht hatte (*Schol.* Equ. 528). Es war die letzte Arbeit vor seinem Tode (aufgeführt Ol. 891 = 424 v. Chr.), und sie brachte ihm den ersten Preis ein, wogegen Aristophanes mit den „Wolken" den dritten erhielt. In überaus witziger Weise treten hier die „Komödie" und die „Trunkenheit" als handelnde Personen auf, die erstere als Gattin des Dichters, die sich von ihm trennen will und sich bei den Freunden desselben beklagt, daß er sich zu sehr dem Weine und der Trunkenheit ergebe (*Schol.* Equ. 399). Die Freunde bitten das Weib, nicht unvorsichtig zu handeln, und Kratinos erklärt, daß überhaupt kein Dichter möglich sei, der nicht Wein trinke (Meineke I, 48). Bevor der Friede zwischen dem Dichter und der Komödie hergestellt ist, gibt einer seiner Freunde den Rath, ihm alle Flaschen und Gefäße zu zerbrechen (Fr. 187 Kock). In einer andern Scene hatte die Komödie dem Dichter die Flasche fortgenommen, und da er sich beklagte, ihn getröstet, daß sie zum Ausbessern gegeben sei (Fr. 189 Kock). Endlich fand sie der Dichter doch, aber leer (Fr. 190). Kratinos war 96 Jahre alt, als er dieses Meisterstück schuf. — Vgl. einzelnes bei Kock, „Wolken" Einl. 24 und 33; zu „Ritter" v. 526 u. a.; zusammenhängend Meineke, „Fragm. com." I, 43 fg. — Vollständige Sammlung von Fragmenten bei Kock I, 11 fg. (erhalten sind 462 Fragmente, die meisten von geringem Umfange).

Verschieden von ihm ist der jüngere Kratinos, ein Dichter der neuern attischen Komödie, der bis etwa 224 v. Chr. gelebt hat. Von den acht Stücken, welche ihm zugeschrieben werden, sind einige zweifelhaft. (Vgl. Meineke I, 435 fg.). (*H. Flach.*)

KRATO (Johann), einer angesehenen Familie Krafft zu Breslau angehörig, wurde daselbst 1519 geboren, studirte anfänglich in Wittenberg Philosophie und Theologie unter Melanchthon und Luther, mit welch letzterm er in ein sehr enges Verhältniß trat. Er wandte sich jedoch später der Medicin zu, deren Studium er in Leipzig und Padua betrieb, prakticirte, nachdem er an letzterer Universität den Doctortitel erworben hatte, einige Zeit in Augsburg, wurde später Leibarzt bei den Kaisern Ferdinand I., Maximilian II. — welcher ihn unter dem Namen **Krato von Krafftheim** in den Adelstand erhob —, Rudolf II. und starb 1583 zu Breslau. Er blieb stets ein großer Verehrer von Luther und stand mit den gelehrtesten Männern seiner Zeit, namentlich Joach. Camerarius, in lebhaftem Verkehr. Seine äußerst zahlreichen Schriften über medicinische und naturwissenschaftliche Gegenstände sind nur von historischem Interesse. (*A. Winter.*)

KRATYLOS (der Herakliteer), Plato's Lehrer. Dieser Philosoph ist viel bekannter als Hauptfigur eines nach ihm betitelten Platonischen Dialogs als durch das Wenige, was uns über ihn als geschichtliche Person überliefert ist. Zuverlässige Nachrichten dieser Art finden sich nur bei Aristoteles; denn allen übrigen Mittheilungen

späterer Schriftsteller (*Diog. Laert.* III, 6; *Olympiodor.* vit. Plat. p. 2, 49 Westerm.; *Anonym.* vit. Plat. p. 7, 40 Westerm.) sieht man es deutlich an, daß sie nur auf Plato's Gespräch als Quelle zurückgehen und somit keinen selbständigen Werth beanspruchen dürfen. Zweimal kommt der Stagirite in der Metaphysik auf den Kratylos zu reden. An der einen Stelle, wo von den Quellen der Philosophie Plato's die Rede ist [1]), lesen wir, dieser sei schon vor seiner Bekanntschaft mit Sokrates in früher Jugend durch Kratylos mit den Herakliteischen Ansichten, daß alle sinnlich wahrnehmbaren Dinge sich in stetem Flusse befinden und daß daher ein Wissen (*ἐπιστήμη*) von denselben unmöglich sei, vertraut geworden. Demnach lebte Kratylos als ein älterer Zeitgenosse Plato's um das J. 410 v. Chr. in Athen — denn nach *Diog. Laert.* III, 6 hörte dieser von seinem 20. Lebensjahre (d. h. 409—407) an den Sokrates —, und es ist ein Irrthum, wenn *Diog. L.* a. a. O. ihn erst nach Sokrates' Tode mit Kratylos (und dem neben diesem in dem Dialog als Unterredner auftretenden Hermogenes) bekannt werden läßt. Zum zweiten mal erwähnt Aristoteles [2]) den Kratylos da, wo er den Satz vom Widerspruch erörtert, als einen Anhänger der Philosophie Heraklit's, der seinen Meister noch zu überbieten suchte. Hatte dieser gesagt, man könne nicht zweimal in denselben Fluß steigen, weil wir nämlich beim zweiten Hineinsteigen an der gleichen Stelle seines Bettes bereits ganz andere Wasser fließend antreffen als das erste mal, so behauptete Kratylos, man könne es nicht einmal; denn schon während unsers Hineinsteigens bleibe ja der Fluß nicht mehr derselbe, da jeden Augenblick neue Wellen unsern Körper benetzen. Aus dieser Ansicht von der unbedingten, keinen Augenblick ruhenden Veränderlichkeit der Sinnenwelt ergab sich dann unserm Herakliteer, wie Aristoteles hier ebenfalls berichtet, die Folgerung, man dürfe überhaupt keine feste Behauptung über irgendein Ding aussprechen (sei es doch, während wir von ihm reden, mittlerweile bereits ein anderes geworden), und so gelangte er denn schließlich dahin, blos noch mit dem Finger auf einen Gegenstand hinzuweisen, ohne über denselben zu sprechen. Auf diese drastische Art, sich zu äußern, darf wol auch die durch ihre Kürze räthselhafte Nachricht im dritten Buche der Aristotelischen „Rhetorik" bezogen werden, Aeschines — ich denke, der Sokratiker in einem seiner Dialoge — berichte von Kratylos, daß er gezischt und mit den Händen herumgearbeitet habe [3]), vermuthlich um dadurch die mündliche Rede entweder zu ersetzen oder eindringlicher zu gestalten. — Wir haben also hiernach im Kratylos einen jener spätern Vertreter der Schule des Heraklit vor uns, wie sie in Plato's Jugend nicht blos in Athen, sondern auch in der Gegend von Ephesus noch zu finden waren und von ihm im Theätet (p. 179 d etc.) gezeichnet werden als Leute, die zu einer fruchtbringenden wissenschaftlichen Untersuchung nicht im Stande waren, weil ihnen mit den Dingen auch die Begriffe sammt der auf diesen sich erbauenden Wissenschaft zerflossen und sie hinter einer ihrem Meister nachgeahmten räthselhaften Sprache ein ungeschultes Denken geschickt zu verstecken wußten.

In dem gleichnamigen Gespräche des Plato tritt Kratylos gleich anfangs (p. 383 a) mit der Behauptung auf, jedes Ding habe von Natur (*φύσει*) eine für alle Menschen, Hellenen und Barbaren, gleiche, richtige Benennung, und vertritt weiterhin (p. 429 b) die Ansicht, alle übrigen Worte, die in Beziehung auf einen Gegenstand gebraucht werden, seien nicht etwa blos falsche Benennungen, sondern gar keine, da sie dem Gegenstande nicht zukommen, ihn gar nicht treffen; endlich führt unser Herakliteer (p. 438 b) die ursprünglichen, seiner Ansicht nach stets richtigen, wenn auch später oft verunstalteten Namen der Dinge auf übermenschlichen Ursprung zurück. Von diesen drei Behauptungen kann man die erste und die letzte als Weiterbildungen von Sätzen des Ephesiers begreifen, sofern sie sich auf die Stellung, welche Heraklit der allwaltenden göttlichen Vernunft, dem *ξυνὸς λόγος* (*Stob.* Flor. III, 84; *Sext. Emp.* adv. math. VII, 133 = fr. 91. 92 Byw.), anwies, zurückführen lassen, und die zweite mit der von dem historischen Kratylos behaupteten Unmöglichkeit des Wissens leicht in Zusammenhang bringen; man kann auch die etymologischen Künste, welche Plato im Kratylos so übermüthig übt, als eine übertreibende Darstellung von Worterklärungen auffassen, die Kratylos wirklich vorgebracht hatte; allein ebenso möglich ist es doch, daß hier unter der Maske des Kratylos ein Protagoras oder Antisthenes getroffen werden sollte, wie neuere Ausleger annehmen; jedenfalls erwächst ein Zuwachs sicherer Kenntniß des geschichtlichen Kratylos aus Plato's Darstellung nicht, nur das Eine ergibt sich beiläufig aus p. 429 e als höchst wahrscheinlich, daß der Vater des Kratylos Smikrion hieß, wogegen es schon eher blos künstlerische Fiction sein kann, wenn dem bejahrten Sokrates Kratylos (p. 429 d) als junger Mann in den besten Jahren gegenübergestellt wird (p. 440 d).

Literatur. Außer den Einleitungen und Erläuterungsschriften zu Plato's Kratylos vgl. man Zeller, Die Philosophie der Griechen I. (4. Aufl.), S. 658, 675 fg. *(E. Wellmann.)*

KRATZAU (Craczavia, Kracawa), Stadt im nördlichen Böhmen, in einem Thale nördlich vom Jeschkengebirge an der Zittau-Reichenberger Eisenbahn. Es ist Sitz eines Bezirksgerichtes, hat eine starkbesetzte Volksschule (1700 Kinder, die Ortschaften Ober- und Unterkratzau sind eingeschult), ein Armenhaus und ein entwickeltes Vereins-

1) I, 6, p. 987^a, 32 fg.: *ἐκ νέου τε γὰρ συνήθης γενόμενος πρῶτον Κρατύλῳ καὶ ταῖς Ἡρακλειτείοις δόξαις ὡς ἁπάντων τῶν αἰσθητῶν ἀεὶ ῥεόντων καὶ ἐπιστήμης περὶ αὐτῶν οὐκ οὔσης ταῦτα μὲν καὶ ὕστερον οὕτως ὑπέλαβεν· Σωκράτους δὲ κτλ.*. 2) Met. III, 5, p. 1010^a, 10: *ἐκ γὰρ ταύτης τῆς ὑπολήψεως ἐξήνθησεν ἡ ἀκροτάτη δόξα τῶν εἰρημένων ἢ τῶν φασκόντων ἡρακλειτίζειν καὶ οἵαν Κρατύλος εἶχεν, ὃς τὸ τελευταῖον οὐθὲν ᾤετο δεῖν λέγειν, ἀλλὰ τὸν δάκτυλον ἐκίνει μόνον καὶ Ἡρακλείτῳ ἐπετίμα εἰπόντι ὅτι δὶς τῷ αὐτῷ ποταμῷ οὐκ ἔστιν ἐμβῆναι· αὐτος γὰρ ᾤετο οὐδ᾽ ἅπαξ.* 3) *Arist.* (?) rhetor. III, 16, p. 1417^b, 1: *καὶ ὡς περὶ Κρατύλου Αἰσχίνης ὅτι διασίζων καὶ τοῖν χεροῖν διασείων.*

wesen. Die Bewohner, nach der Zählung von 1880: 3118 an der Zahl, beschäftigen sich zum größten Theil mit der Tuchweberei. Fabrikmäßig wird die Schafwollspinnerei (6 Fabriken), die Baumwollspinnerei (1 Fabrik) und Baumwollweberei (1 Fabrik) betrieben. Die Ansiedelung von Kratzau ist eine verhältnißmäßig alte und scheint von Zittau ausgegangen zu sein. Die im 14. Jahrh. nachweisbare Pfarrkirche zum heil. Laurentius, deren Umbau die Burggrafen von Dohna als Besitzer von Kratzau im 15. Jahrh. durchführten, gehörte zum zittauer Dekanat. In ältern Zeiten wird Kratzau eine Bergstadt genannt, doch läßt sich über den hier und bei Engelsberg betriebenen Bergbau nichts Genaueres feststellen. Im Wappen (von Rudolf II. 1581 ertheilt) führt die Stadt eine Mauer von Quadersteinen mit einem geöffneten Thore, in welchem sich übereinander Schlägel und Eisen befinden; oberhalb des Thores steht ein Schwan mit goldener Krone auf dem Kopfe und einem goldenen Pfeile durch den Hals. Im Hussitenkriege wurde die Stadt gänzlich zerstört. Am 11. Nov. 1428 schlugen die Sechsstädte die Hussiten in einem blutigen Gefechte zwischen Kratzau und Machendorf. Kratzau soll erst im J. 1512 durch Nikolaus von Dohna wieder aufgebaut worden sein. Viel Unglück erfuhr die Stadt im Dreißigjährigen Kriege (1621, 1642, 1645). Die Gegenreformation wurde erst im J. 1651 beendigt, in welchem 149 Protestanten zur Auswanderung gezwungen wurden. Auch die Schlesischen Kriege und der Truppendurchzug im Jahre 1813 und neuestens im J. 1866 nahmen die Einwohner hart mit. — Unter den aus Kratzau stammenden, in weiteren Kreisen bekannt gewordenen Persönlichkeiten verdient der Maler Joseph von Führich (gest. 1876) hervorgehoben zu werden. (*L. Schlesinger.*)

Kratzdistel, s. Cirsium.

KRÄTZE (Scabies, Psora) ist eine vielgestaltete, unter Bildung von Knötchen, Wasser- und Eiterbläschen verlaufende Entzündung der Haut (Dermatitis), welche durch die Krätzmilbe (Acarus Scabiei, auch Sarcoptes hominis), einen thierischen Parasiten, in der menschlichen Oberhaut hervorgerufen wird. Dieser, schon dem unbewaffneten Auge erkennbare, $^1/_3$ Millimet. lange und $^1/_2$ Millimet. breite Parasit erscheint als ein kleines, rundliches, weißes Körperchen, welches bei ausreichender Vergrößerung annähernd die Gestalt einer Schildkröte hat, deren gewölbter Rücken parallele, bogenförmige Querstreifen zeigt und mit kürzern oder längern Dornen besetzt ist. Die erwachsene Milbe hat acht gegliederte, konische Füße, von denen die vordern Paare mit Haftscheiben versehen sind, die hintern in langen Borsten endigen, die junge Milbe hat nur sechs Füße, zwei Paar Vorderfüße und ein Paar Hinterfüße. Zwischen erstern tritt der an seiner untern Fläche mit zwei hornigen, durch einen Spalt getrennten Kiefern versehene Kopf hervor. Das befruchtete Weibchen, etwas größer als das weit seltenere Männchen, gräbt sich zwischen die Schichten der Oberhaut ein und bildet Gänge, welche mehrere Linien bis über einen Zoll lang werden, und setzt hier seine Eier ab, während das kleinere Männchen nur kürzere Gänge bohrt, in denen es schwärzliche Kothmassen und die beim Häutungsproceß abgeworfenen Hüllen absetzt. Die Eier reifen in 8—10 Tagen, die aus den gesprengten Eischalen ausschlüpfenden Milben verlassen den mütterichen Milbengang, graben ihre eigenen Gänge, häutn sich und werden nun selbst zeugungsfähig, nachdem zu den ursprünglichen sechs Beinen noch zwei hinzugewachsen sind. Die Begattung scheint vorzugsweise während der Nacht, wo die Haut durch das Bett erwärmt ist, zu erfolgen; gelangt nun ein befruchtetes Weibchen von der Haut eines Individuums auf die eines andern, so wird letzteres inficirt, daher das Schlafen mit einem Krätzkranken in gemeinschaftlichem Bette besonders gefährlich ist, ebenso das Benutzen seiner Kleider sowie überhaupt jeder intime Verkehr mit demselben; schon der Händedruck eines Krätzigen kann die Krankheit übertragen, und zwar um so leichter, da die Milben besonders gern in Hautfalten — zwischen den Fingern, in der Nähe der Geschlechtstheile — sich aufhalten. Die Milbengänge haben das Ansehen eines leichten Nadelrisses; verfolgt man den Gang mit einer Nadel, so spießt man die Milbe auf und kann sie schon bei schwacher Vergrößerung unter dem Mikroskop erkennen; dies ist auch der einzig richtige diagnostische Nachweis für wirkliches Vorhandensein der Krätze.

Unter den Symptomen, durch welche man zunächst auf letzteres hingelenkt wird, ist das peinliche Jucken, welches namentlich in der Bettwärme an den oben genannten von der Milbe bevorzugten Stellen gefühlt wird, ein nie fehlendes; dasselbe wird wahrscheinlich nicht blos durch den Biß der Milbe, sondern auch durch einen hierbei abgesonderten Saft derselben bedingt. Objectiv machen sich dann bald Knötchen, Bläschen und Pusteln an der Oberhaut bemerkbar als Folgen der durch den Milbenbiß bedingten Hautentzündung, welche, durch das unvermeidliche Kratzen gesteigert, zur Eiterung und Pustelbildung — fette Krätze — führen kann. Charakteristisch sind daneben die bei einiger Aufmerksamkeit und Uebung leicht auffindbaren Milbengänge, welche sich als punktirte, geschlängelte oder gezackte Striche, dem Ansehen nach geheilten Nadelritzen ähnlich, darstellen, an deren Anfange man ein Bläschen oder eine Pustel, an deren Ende einen etwas größeren schwärzlichen oder weißen Punkt — als die Stelle, bis zu welcher die Milbe vorgedrungen — sieht. Solche Gänge findet man am häufigsten zwischen den Fingern, an der innern Handgelenkfläche, an den Vorderarmen und den Geschlechtstheilen. Will man eine Milbe fangen, so dringt man mit einer Nadel in den Anfang des Ganges ein und schiebt sie vorsichtig bis zu dessen Ende, indem man dabei die Decke des Ganges trennt. Der kleine, weiße, bei scharfem Hinsehen langsam seine Stelle wechselnde Punkt, den man dann auf der Nadelspitze gewöhnlich vorfindet, ist die Milbe. Bei excessiver Vermehrung der letztern kann die Hautentzündung sich bis zur diffusen ekzematösen Borkenbildung steigern, unter welchen Borken es dann von Legionen von Milben wimmelt — Norwegische Krätze, Borkenkrätze.

Was die Behandlung der Krätze anlangt, so ist dieselbe, seitdem sich die Ansichten über deren Ursachen und Entstehungsweise geklärt haben und deren epizootischer Charakter zur allgemeinsten Geltung und Anerkennung gelangt ist, wesentlich vereinfacht worden und beschränkt sich in der Hauptsache auf Tödtung der Krätzmilben, Elimination derselben aus den von ihnen bewohnten Hautpartien und Beseitigung der durch ihren Aufenthalt daselbst bedingt gewesenen und hervorgerufenen krankhaften Hautreizungen. Während man früher von einer Krätzdyskrasie sprach, deren Beseitigung in erster Linie durch innere Mittel und zwar unter Umständen mit Hinzuziehung des ganzen antiphlogistischen Apparats zu erstreben sei, wozu die verschiedensten „Volksmittel" von Afterärzten und alten Weibern angepriesen wurden und im Laienpublikum willige Abnehmer fanden, ist seit Wichmann, Frank und namentlich seit den bahnbrechenden Studien und Versuchen Hebra's die locale Behandlung der Krätze als die allein richtige, schnell, leicht und dauernd heilende Methode anerkannt und sowol in den Krankenhäusern wie in der Privatpraxis allgemein eingeführt worden.

Der gegen Krätze empfohlenen Salben gibt es eine Legion, und Autoren wie Spitalärzte haben gewetteifert in der Empfehlung neuer solcher antipsorischer Salben, ohne daß man bisjetzt Ursache gefunden hätte, eine der andern vorzuziehen. Die bekanntesten derselben sind die von Helmerich, Jasser, Vézin, Mayssl, Wilkinson, Bourguignon u. a. componirten Salben, deren wesentlicher Bestandtheil Schwefelblumen, mit verschiedenen Fetten und Oelen oder mit Seife — Schmierseife, Schwefelseife, Schwefelsandseife — verrieben, sind; nächstdem werden aber auch spirituöse, aromatische Waschmittel von Leonardi, Cazenave, Vlemingkx u. s. w., Kalischwefelleberlösung, sowie Application der Mittel in Gasform — Schwefelräucherungen — empfohlen, während einzelne Autoren, namentlich Hardy und Fronmüller sogenannte „Schnellkuren" eingeführt und sowol in der Spital- wie in der Privatpraxis bemerkenswerthe Erfolge zu verzeichnen gehabt haben.

Zum Zweck einer solchen Schnellcur wird der Kranke in ein wohlgeheiztes Badezimmer gebracht, vollständig entkleidet und eine halbe Stunde lang der ganze Körper, mit Ausnahme der Geschlechtstheile und des Gesichts, mit Schmierseife eingerieben, und zwar mit besonderm Nachdrucke an den bevorzugten Acaruslagern: an der Dorsal- und Außenseite der Fingerzwischenräume, an den Faustgelenken, Vorderarmen, am Bauche, an den Ober- und Unterschenkeln, am Fußrücken. Hierauf begibt sich der Kranke in ein lauwarmes Bad, worin er sich von der Seife reinigt und eine Stunde darin verweilt; dann verläßt er das Bad, stellt sich in die Nähe des Ofens und reibt sich, wie vorher mit der Schmierseife, so jetzt eine halbe Stunde mit der Helmerich'schen Salbe — 2 Theile reiner Schwefel, 1 Theil unterkohlensaures Kali und acht Theile Fett — ein. Damit ist die ganze Kur beendet, und der Kranke wird nur veranlaßt, noch einige Bäder zu nehmen.

Neuerdings hat man auch von der localen Anwendung verschiedener balsamischer Mittel, namentlich des Perubalsams, Tolubalsams, Copaivbalsams, des flüssigen Storax, sowie vom Petroleum, Benzin und Thymol sehr günstige Erfahrungen bezüglich der Schnelligkeit nnd Sicherheit der Wirkung dieser Mittel bei Krätze und gewissen ihr nahestehenden und verwandten Hautkrankheiten (Psoriasis) gemacht, und empfiehlt sich namentlich der Storax auch seiner Billigkeit halber für die Spital- und Armenpraxis.

Endlich darf nicht unerwähnt bleiben, daß es nothwendig ist, auch die in den Kleidungsstücken sitzenden Milben und Eier zu zerstören, was am sichersten geschieht, wenn man die Kleidungsstücke einer Temperatur aussetzt, bei welcher das Eiweiß gerinnt. Die Wäsche muß daher ausgekocht, die Tuchkleider müssen in einen sogenannten Krätzofen gebracht oder einer Bettfederreinigungs-Anstalt zum „Kesseln" übergeben werden.

(Alfr. Krug.)

KRAUS (Christian Jakob), philosophischer und staatswissenschaftlicher Schriftsteller, war am 27. Juli 1753 zu Osterode in Ostpreußen als der jüngere Sohn eines Wundarztes Johann Kraus (der sich, wie die spätern Nachkommen wieder, Krause schrieb) geboren, welcher in preußischen und österreichischen Diensten gestanden und an den Feldzügen unter dem Prinzen Eugen in den Niederlanden, Italien und Ungarn theilgenommen hatte. Chr. J. Kraus genoß die Vorbildung auf der Schule zu Osterode und bezog 1770 die Universität Königsberg. Unter mannichfachen Entbehrungen, anfänglich von seinem Oheim, dem Kirchenrathe Buchholtz unterstützt, später auf den kargen Erwerb von Privatstunden angewiesen, ergab er sich mit reicher Begabung und glühendem Eifer der wissenschaftlichen Arbeit und umfangreichen humanistischen, philosophischen und mathematisch-physikalischen Studien. Es war damals die Glanzzeit von Kant's akademischer Wirksamkeit, und der begeisterte Schüler durfte dem verehrten Lehrer auch persönlich nahe treten — ein Verhältniß, das sich später zu einer treuen Freundschaft zwischen beiden Männern gestaltete. Durch Kant's Vermittelung kam Kraus nicht nur in Verkehr mit Hamann, Hippel und andern Vertretern des damals so regen geistigen Lebens in Königsberg, sondern auch, nachdem sich der Plan, ihn durch die Regierung an das dessauer Philanthropin senden zu lassen, zerschlagen hatte, als Hofmeister in das Haus des Reichsgrafen von Keyserling, dessen Neffen er ein Jahr lang in seinen Studien leitete. Nachdem er sodann zwei Jahre lang theils in Berlin, theils in Göttingen der Vervollkommnung seiner Studien gelebt hatte, kehrte er 1780 nach Königsberg zurück, um die ihm übertragene Professur der praktischen Philosophie anzutreten, die er bis an sein Lebensende am 25. Aug. 1807 bekleidet hat.

Sein kolossales Wissen kam nicht schriftstellerischer Geschäftigkeit, sondern seinem ausgedehnten Umgange und seiner akademischen Lehrthätigkeit zugute, welche sich auch auf die Kameralwissenschaften erstreckte. Schon als Stu-

dent hatte er „Arthur Young's politische Arithmetik aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet" (Königsberg 1777) herausgegeben, und auf seiner Reise übersetzte er in Berlin eine freimaurerische Schrift „Der flammende Stern" aus dem Französischen (2 Bde., Berlin 1772), deren er später ungern gedachte. Außerdem erschien während seines Lebens, von Recensionen*) abgesehen, nur noch seine Inauguraldissertation „De paradoxo: Edi interdum ab homine actiones voluntarias, ipso non invito solum, verum adeo reluctante (2 Thle. Königsberg 1781, wiederabgedruckt in den „Nachgelassenen philosophischen Schriften" S. 489 fg.). Aus seinem reichen handschriftlichen Nachlasse aber gab sein langjähriger Freund Hans von Auerswald, Landhofmeister und Oberpräsident von Preußen, heraus: „Staatswirthschaft" 4 Bde. und als fünften Theil „Angewandte Staatswirthschaft" (Königsberg 1808—11), „Vermischte Schriften über staatswirthschaftliche, philosophische und andere wissenschaftliche Gegenstände" (6 Bde., Königsberg 1808—9), endlich noch besonders die „Nachgelassenen philosophischen Schriften" (Königsberg 1812), mit einem Vorworte von Herbart, worin derselbe nur seine gegensätzliche Meinung zu verfechten sucht, und einer am Schlusse angefügten Abhandlung desselben: „Ueber die Ursachen, welche das Einverständniß über die ersten Gründe der praktischen Philosophie erschweren" (vgl. Herbart's Ges. Werke, Bd. IX, S. 1 fg.).

Die Bedeutung von Kraus besteht einerseits in der energischen Vertretung, mit welcher er die Principien von Adam Smith's Nationalökonomie durch seine Vorlesungen und seine nachgelassenen Hefte eingebürgert hat, wenn ihm auch die Entwickelung dieser Wissenschaft nicht wesentliche Förderung verdankt, andererseits aber zeigt seine „Moralphilosophie" („Nachgelassene Schriften" S. 51—414) eine sinnige und eigenthümliche Verarbeitung Kant'scher und Smith'scher Principien, in der die interessante Beziehung zwischen dem kategorischen Imperativ des einen und den Begriffen der „Sympathie" und des „Gewissens" bei dem andern deutlich hervortritt, zugleich aber auch eine solche Verschlingung ethischer und psychologischer Betrachtungen, eine solche Verquickung kritischer und psychologistischer Methode sich ergibt, daß keine scharfe und markige Erscheinung herauskommt.

Ueber Kraus vgl. Joh. Voigt, „Leben des Professors Ch. J. Kraus, aus den Mittheilungen seiner Freunde und seinen Briefen dargestellt" (Königsberg 1819), neuerdings aus Familienpapieren ergänzt durch Gottl. Krause, „Beiträge zum Leben von Ch. J. Kraus" (Königsberg 1881). *(W. Windelband.)*

KRAUSE (Karl Christian Friedrich), deutscher Philosoph, war am 6. Mai 1781 zu Eisenberg (Sachsen-Altenburg) als Sohn eines Pfarrers geboren und bezog, nachdem er das Gymnasium in Altenburg absolvirt hatte, 1797 die Universität Jena, wo er Fichte und Schelling hörte, Kant's und Reinhold's Schriften sowie des letztern Hefte studirte und sich auch mit den Naturwissenschaften, speciell der Botanik, sowie mit Mathematik beschäftigte. Die letztere suchte er, angeregt durch Thorild's „Archimetria" (1799) und wie es scheint durch Kepler, in die Philosophie als die allgemeine Wissenschaft von der Weltharmonie hineinzuziehen. Er legte diese schon damals ziemlich phantastischen Gedanken und seine allgemeinen Principien in der Schrift: „De philosophiae et matheseos notione et earum intima coniunctione" nieder, mit welcher er sich 1802 in Jena habilitirte. Er hat später noch viel über Mathematik und ihre philosophische Behandlung sowie über die von ihm viel gepflegte Musik geschrieben[1]), z. B. „Grundlage eines philosophischen Systems der Mathematik" (Jena und Leipzig 1804), aber immer in seiner neuernden und dabei doch weder Philosophie noch Mathematik fördernden Weise. In die jenenser Zeit fällt außerdem eine Reihe programmatischer Schriften, in denen Krause seine Philosophie im Umrisse verkündete: „Grundlage des Naturrechts oder philosophischer Grundriß des Ideals des Rechts" (Jena 1803), „Grundriß der historischen Logik für Vorlesungen" (Jena 1803), „Entwurf des Systems der Philosophie. Erste Abtheilung, enthaltend die allgemeine Philosophie, nebst einer Anleitung zur Naturphilosophie" (Jena und Leipzig 1804).

Im J. 1804 gab Krause seine Stellung in Jena auf und ließ sich nach einem kurzen Aufenthalte in Rudolstadt, 1805 in Dresden nieder, wo er, hauptsächlich mit ästhetischen Studien beschäftigt, bis 1813 blieb. In diesen Jahren lehnte er sich in der Hoffnung, eine Basis für die Realisirung seiner Ideale zu finden, an den Freimaurerbund an, trat jedoch auch in diesem sogleich mit reformatorischen Bestrebungen auf, die ihm heftige Gegnerschaften eintrugen. Er schrieb damals „Höhere Vergeistigung der echt überlieferten Grundsymbole der Freimaurerei" (Freiberg 1810, 3. Aufl. Dresden 1820), als „Logenvorträge", ferner „Die drei ältesten Kunsturkunden der Freimaurerbrüderschaft" (Dresden 1810—1813, 2. Aufl. 1819—1821). Von philosophischen Arbeiten erschienen während dieser Zeit sein „System der Sittenlehre" (1. Bd. Leipzig 1810) und eine mehr populär gehaltene Darstellung „Urbild der Menschheit" (Dresden 1811, 2. Aufl. Göttingen 1851). Gleichzeitig brachte das „Tageblatt des Menschheitslebens" zahlreiche Aufsätze von ihm über die verschiedensten Gegenstände. Einen neuen Versuch, im akademischen Leben Fuß zu fassen, machte Krause 1814, indem er sich in Berlin habilitirte, gab denselben jedoch, da er auf mannichfache Hemmnisse stieß, schon im folgenden Jahre wieder auf, um sich abermals für längere Zeit nach Dresden zurück-

*) Kraus trat mit seinen Recensionen in der Jenaischen Literaturzeitung für die Kant'sche Philosophie ein. Die wichtigste darunter ist die über J. A. H. Ulrich's Eleutheriologie (Jen. Allgem. Lit. Zeit. vom 25. April 1788; Kraus, Nachgel. Schriften S. 417 fg.), in welche ein Entwurf von Kant übergegangen ist; vgl. H. Vaihinger, Ein bisher unbekannter Aufsatz von Kant über die Freiheit (Philos. Monatshefte 1880, XVI, S. 193 fg.).

1) Vgl. besonders seine „Darstellungen aus der Geschichte der Musik, nebst vorbereitenden Lehren aus der Theorie der Musik" (Göttingen 1827).

zuziehen. In Berlin hatte er eine „Gesellschaft für deutsche Sprache" gestiftet, deren Aufgabe eine nationale und rationale Purification und Neubildung der deutschen Sprache sein sollte. Aus seinen darin gehaltenen Vorträgen erwuchs die Schrift „Von der Würde der deutschen Sprache und von der höheren Ausbildung derselben überhaupt und als Wissenschaftssprache insbesondere" (Dresden 1816). Krause hat diese Tendenz durch sein ganzes Leben mit Eifer verfolgt; aber sein löbliches Bestreben, der Philosophie eine rein deutsche Terminologie zu schaffen, hat den denkbar unglücklichsten Erfolg gehabt. Denn da er an dies Werk ohne ausreichende historisch-philologische Kenntniß heranging, so wurde es ein solches der rein individuellen Phantasie — und indem er sich immer mehr in eine willkürliche Schöpfung von Stammsilben und in eine wunderliche Ausdrucksweise verrannte, die er das Unglück hatte, für rein deutsch zu halten, so schrieb er für Deutsche unverständlich und verdarb damit selbst den Erfolg seiner Bücher und seiner Lehre.

Von neuem habilitirte sich Krause 1823 und zwar in Göttingen mit den „Theses philosophicae XXV" (Göttingen 1824, deutsch in der Zeitschrift „Isis" 1832, Heft 10), Sätzen aus einer im Jahre vorher verfaßten Schrift „Systematis philosophiae organici fundamenta; ad huius orbis philosophos". Doch hatte er auch hier kein Glück; theils vermochte er aus vielfachen Gründen nicht das rechte Verhältniß zu der Universität zu gewinnen, obwol sich hier um ihn ein Kreis begeisterter Schüler scharte, theils zog ihm sein Verhältniß zu den Freimaurern im Zusammenhange mit seinen Reformbestrebungen allerlei Verfolgungen zu. Schließlich verließ er auch Göttingen und ging nach München in der Hoffnung, sich daselbst habilitiren zu können. Dort ist er am 27. Sept. 1832 gestorben. Aus der göttinger Zeit stammen seine reiferen Werke: „Abriß des Systems der Philosophie. Erste Abtheilung: Analytische Philosophie" (Göttingen 1825, neue Ausg. Leipzig 1886), „Abriß der Logik als philosophischer Wissenschaft" (Göttingen 1828), „Abriß des Systems der Philosophie des Rechts oder des Naturrechts. Nebst einer kurzen Darstellung der geschichtlichen Entwickelung der Begriffe des Rechts und des Staats in den bekanntesten Systemen der Philosophie" (Göttingen 1828), „Vorlesungen über das System der Philosophie"[2]) (Göttingen 1828, 2. Aufl. in 2 Bdn. Prag 1868—1869), „Vorlesungen über die Grundwahrheiten der Wissenschaft (Göttingen 1829, 2. Aufl., 2 Thle., Prag 1868—1869). Nach seinem Tode gaben seine Schüler, an der Spitze Leonardi, seinen „Handschriftlichen Nachlaß" (Göttingen 1836—1848) heraus, worunter namentlich die „Lebenlehre" und der „Geist der Geschichte der Menschheit" hervorzuheben sind. In neuerer Zeit haben aus dem, wie es scheint, ganz außerordentlich umfangreichen Nachlasse des Philosophen P. Hohlfeld und A. Wünsche eine stattliche Anzahl von Bänden herausgegeben: „System der Aesthetik oder der Philosophie des Schönen und der schönen Kunst" (Leipzig 1882); „Vorlesungen über Aesthetik" (ebend. 1882), dazu kleinere Schriften über die dresdener Galerie, Reisekunststudien, über Landverschönerungskunst, „Ueber die Methode des akademischen Studiums" (ebend. 1884); „Einleitung in die Wissenschaftslehre" (ebend.); „Vorlesungen über synthetische Logik nach den Principien des Systems der Philosophie" (ebend.); „Der analytische inductive Theil des Systems der Philosophie" (ebend. 1885); „Vorlesungen über angewandte Philosophie der Geschichte" (ebend.); „Reine allgemeine Vernunftwissenschaft" (Leipzig 1886).

Krause war eine durchweg edle, begeisterte und begeisternde, von dem Ideal der philosophischen Erkenntniß und von dem Glauben an ihre Kraft und Bestimmung, das Leben zu gestalten, tief durchdrungene Natur; dieser Idealismus hat ihn über die erbärmlichste Alltagsnoth und die traurigsten Verhältnisse, mit denen er zeitlebens zu ringen hatte, siegreich hinweggetragen. Dabei war er von hervorragender speculativer Begabung, die sich oft, bald als tiefsinnige Grübelkraft, bald als blitzende Geistesschärfe der Kritik, in seinen Schriften geltend macht, zugleich aber von einer kindlichen Unfähigkeit, den Thatsachen der „rauhen Wirklichkeit" Rechnung zu tragen und — was schlimmer war — von einer gefühlsseligen Verschwommenheit, welche im Verein mit seiner Neigung, sich in seine Gedanken- und Ausdrucksformen einzuspinnen, ihn selbst an einer begrifflich klaren und eindrucksvollen Formulirung seiner reichen Ideenwelt gehindert hat. Keins von den großen Systemen der deutschen Philosophie — und dazu zählt doch schließlich das seinige — gehört so nach Wolkenkukuksheim wie dasjenige von Krause.

Er hatte die großen Gedanken der deutschen Philosophie — Kant's transscendentale Aesthetik, Kategoriensystem und Freiheitslehre, Fichte's intellectuale Anschauung des Welt-Ichs und Schelling's Identitätsphilosophie mit ihrer Auszweigung in die teleologische Naturphilosophie und ihrer religions-philosophischen Tendenz — selbständig in sich verarbeitet und stellte sich die Aufgabe, alle diese Errungenschaften zu einer harmonischen und systematisch in sich gegliederten Welterkenntniß und zu einem sicher aus Einem Grundprincip zu deducirenden „Gliedbau" der Gesammtwissenschaft zusammenzufügen. Aber zur Lösung dieser Aufgabe fehlte ihm sowol die Fülle des thatsächlichen Wissens als auch die Strenge des begrifflichen Denkens, womit sein genialer College als jenenser Privatdocent, Hegel, eine gewaltige Periode des philosophirenden Denkens zum Abschluß brachte. Immerhin hat Krause das Verdienst, um diese Palme treu und redlich gerungen zu haben.

Als methodisches Organisationsprincip erfaßte er den ihm durch Reinhold nahe gelegten Gedanken Descartes': er gliederte seine Philosophie in einen aufsteigenden, analytischen und in einen absteigenden, synthetischen, objectiven Theil; der erstere sollte subjectiv durch eine immanente Kritik des Erkenntnißprocesses zu dem nur intuitiv zu erfassenden, aber damit doch wissenschaftlich begründeten Grundprincip der Selbstanschauung des Ichs führen, in welcher zugleich die Anschauung des „Wesens" (Gottes) als der absoluten Identität von Vernunft, Geist

2) Vgl. die interessante Recension dieses Buches von Herbart in dessen Ges. Werken Bd. XII, S. 641 fg.

und Natur, als des den Einzeldingen zugleich immanenten und doch als Persönlichkeit transscendenten Urwesens gefunden werden sollte. Er nannte diese metaphysische Grundanschauung Panentheismus. Und von dem so festgestellten Princip aus sollte nun (meist nach dem dreigliederigen Fichte-Hegel'schen Schema von Thesis, Antithesis und Synthesis) die ganze Fülle der einzelnen Gestaltungen deducirt werden, in denen „Wesen" sich auslebt. Dabei fiel das Hauptinteresse und die relative Originalität Krause's auf die Entwickelungen des menschlichen Gesellschaftslebens, und seine der atomistischen Gesellschaftstheorie schroff gegenüberstehende sociale Ethik und Geschichtsphilosophie werden trotz ihres phantastischen Zuschnitts, der die „Erdenmenschheit" in den Dienst der „Sonnenmenschheit" u. s. w. stellt, der zukünftigen Gestaltung dieser Disciplinen unverloren bleiben. Die Zusammenfassung der Grundgedanken der deutschen Philosophie, welche Krause in seiner Weise versuchte, ist aus den angeführten Gründen in Deutschland fast wirkungslos gewesen. Einen Erfolg hat sie nur im Auslande gehabt, wo sich bei der Uebersetzung in die fremde, zumal die französische Sprache die Begriffe schärfer zuspitzten und die allgemeinen Grundgedanken, welche Kant, Fichte und Schelling gehören, ihres Eindrucks sicher waren. In dieser Hinsicht sind namentlich Ahrens „Cours de philos.", Paris 1836—38; „Cours de philos. de l'histoire" (Brüssel 1840); „Cours de droit naturel" (Paris 1838); Tiberghien „Exposition du système philosophique de Krause" (Brüssel 1844); „Esquisse de philosophie morale" (Brüssel 1854) und in Spanien J. S. del Rio durch Uebersetzungen Krause'scher Werke thätig gewesen. In Deutschland ist Krause, abgesehen von seinen nächsten Anhängern, ziemlich unbekannt und unbeachtet geblieben. Eine Zeit lang machte seine Schule, theils durch Begründung des „Philosophencongresses" (in Frankfurt und Prag), theils durch die Zeitschrift „Die neue Zeit" (11 Hefte, Prag 1869—75) für ihn Propaganda, an welcher sich Leonardi, Röder, Schliephake u. s. w. betheiligten. Literarisch haben ihn fast nur seine Schüler und Anhänger behandelt: G. Lindemann, „Uebersichtliche Darstellung des Lebens und der Wissenschaftslehre K. Fr. Chr. Krause's und dessen Standpunktes zur Freimaurerbrüderschaft" (München 1839); P. Hohlfeld, „Die Krausische Philosophie in ihrem geschichtlichen Zusammenhange und in ihrer Bedeutung für das Geistesleben der Gegenwart" (Jena 1879); A. Procksch, „K. F. Ch. Krause. Ein Lebensbild nach seinen Briefen dargestellt" (Leipzig 1880); Br. Martin, „K. F. Ch. Krause's Leben, Lehre und Bedeutung, mit dem Bildnisse Krause's" (Leipzig 1881). Von liebenswürdiger Milde getragen ist die Gedächtnißrede zu Krause's Säcularfeier von R. Eucken, „Zur Erinnerung an K. F. Ch. Krause" (Leipzig 1881). Eine auf vollständige Benutzung der Quellen gegründete und mit historischer Kritik bearbeitete Würdigung Krause's ist sehr wünschenswerth, steht aber bisher noch aus. Die competenteste Darstellung ist noch immer diejenige von J. E. Erdmann in seinem „Versuch einer wissenschaftlichen Darstellung der Geschichte der neueren Philosophie" (III, 2, Leipzig 1853, §. 45). (*W. Windelband.*)

KRAUSE (Wilh. August), Marinemaler, geboren zu Dessau am 27. Febr. 1803, gestorben zu Berlin den 8. Jan. 1864. In den Anfangsgründen der Kunst von Karl W. Kolbe in Dessau unterrichtet, ging er 1821 nach Dresden, um sich hier in der Malerei weiter auszubilden, und im October 1824 zur Fortsetzung seiner Studien nach Berlin. Es glückte ihm, im Atelier von Gropius Aufnahme und Beschäftigung zu bekommen. Die Decorationsmalerei, die hier im großen Maßstabe betrieben wurde, blieb nicht ohne günstigen Einfluß auf Krause's spätere Kunstentwickelung. Wahrscheinlich durch die Aufnahmen, die Gropius in Griechenland und Italien für sein Diorama gemacht hatte, angeregt, malte Krause für den Verein der Kunstfreunde in Preußen eine Landschaft in griechischem Charakter und eine zweite in italienischem. Im J. 1827 nahm ihn Wilh. Wach in sein Atelier auf und hier fing er an, Seelandschaften zu malen, ohne je die See gesehen zu haben. Der Erfolg war ihm günstig; einen solchen Versuch vom J. 1828 „Pommersche Küste" besitzt das Nationalmuseum in Berlin. Um auf diesem Gebiete nach der Natur unmittelbar Studien zu machen, besuchte er 1830 und 1831 die Insel Rügen und Norwegen. Der erste Anblick des Meeres überzeugte ihn, daß er hier sein Element gefunden, den Schauplatz, auf dem er etwas Großes zu leisten sich getraue. Schon die ersten zwei Bilder, eine Frucht dieses Ausfluges: „Arkona auf Rügen" und „Strand von Rügen", erregten auf der Berliner Ausstellung 1830 großes Aufsehen. Für seine zweite Reise nach Norwegen im nächsten Jahre erhielt er vom Könige von Preußen die Mittel; die Frucht derselben war ein Kapitalstück „Sturm im Bömmel-Fjord"; einen „Seesturm" aus demselben Jahre besitzt die Nationalgalerie in Berlin. Um das Meer mit seinem bunten Leben auch in andern Ländern kennen zu lernen, besuchte er 1834 Holland; sein Gesichtskreis wurde mit dieser Reise wesentlich erweitert, denn da fand er zugleich, was er suchte, für den Strand die reichste Staffage. So entstand das vorzügliche Bild des „Strandes von Scheveningen", der von vielen Personen belebt wird (im Besitze des Königs von Preußen). Im J. 1836 besuchte er Belgien, Paris und die Normandie. Letztere bot ihm insbesondere reichen Stoff, der seinem Kunstcharakter entsprach. Krause stand nun im Zenith seines Künstlerruhmes. Eine „Seine-Mündung", die er infolge der letzten Reise malte, erwarb der Kaiser von Rußland. Ueberhaupt wurden seine Bilder sehr gesucht. Der Künstler wurde Mitglied der k. Akademie, später Professor und ist als Begründer der Berliner Marinemalerschule zu betrachten. Er ist ein vollendeter Meister in der Behandlung des Lichtes und der Luft, die er in schönste Harmonie zu der Beleuchtung des Meeres und seiner Wellen zu setzen versteht. Die Wellenbewegung weiß er unvergleichlich naturwahr darzustellen. Auf die Staffage verwendete er stets eine besondere Sorgfalt, nicht allein, damit sie zu dem

Raume, den sie belebt, passe, sondern auch, daß sie correct gezeichnet sei (vgl. Rosenberg, Berliner Malerschule). *(J. E. Wessely.)*

Krauseminze, s. Mentha.

KRAUSENECK (Wilhelm Johann von), preußischer General der Infanterie bürgerlicher Herkunft, geboren am 13. Oct. 1775 in Baireuth als Sohn eines Proceßraths, trat 1791 in das ansbachsche Militär, wurde 1792 von Preußen als Ingenieur-Geograph übernommen und sowol 1794 in dem Feldzuge der Rheinarmee als auch später in Südpreußen mit topographischen Arbeiten beschäftigt. Im J. 1800 als Premierlieutenant bei der ostpreußischen Füsilierbrigade angestellt, widmete er sich eifrig dem Studium der Kriegskunst, wurde 1803 Stabskapitän und 1806 Compagniechef im Füsilierbataillon Stutterheim, welches beim Ausbruch des Krieges mit Frankreich in Ostpreußen zurückblieb; Krauseneck gelangte erst am Schlachttage von Preußisch-Eylau (8. Febr. 1807) zur Action und erwarb sich in dem Gefechte bei Wackern den Orden pour le mérite. Im J. 1809 übernahm Krauseneck als Major das neuerrichtete Garde-füsilier-Bataillon und Mitte März 1811 auch die Ausbildung der leichten Truppen der brandenburgischen Brigade für das zerstreute Gefecht.

Nachdem Krauseneck noch in demselben Jahre der Commission angehört hatte, welche unter Scharnhorst's Vorsitze die Exercierreglements der drei Waffen redigirt hatte, wurde er 1812 zu dem Vertrauensposten eines Commandanten von Graudenz berufen; in dieser Stellung lehnte er die Aufforderung York's, sich ihm anzuschließen, ab und erklärte sich gegen Betheiligung der Bürgerschaft an dem von Stein berufenen Landtage; in gleicher Weise behauptete Krauseneck die volle Integrität der ihm anvertrauten Festung gegen die Franzosen und Russen.

Im März 1813 wurde Krauseneck in den Generalstab Blücher's versetzt, bei Großgörschen (2. Mai 1813) leicht verwundet und mit dem Eisernen Kreuz II. und dem russischen Annenorden III. decorirt. Nach der Schlacht bei Bautzen (20. Mai 1813), an welcher Krauseneck noch theilgenommen und die Disposition für den Rückmarsch entworfen hatte, wurde er behufs Organisation des Landsturms nach Waldenburg gesandt, aber nach kurzer Zeit wieder abberufen und mit der Commandantur von Schweidnitz betraut. Noch ehe die Armirungsarbeiten vollendet waren, erhielt Krauseneck die Führung eines Reservecorps, welches die Operationen der Schlesischen Armee unterstützte, trat Anfang October in den Stab des Kleist'schen Corps und übernahm Ende des Monats eine zur Einschließung von Wittenberg bestimmte Brigade unter Tauentzien. Während der Belagerung rückte Krauseneck zum Obersten vor, erkrankte indessen und nahm an dem Sturme auf die Festung nicht theil. Im Februar 1814 zum Kleist'schen Corps berufen, fand er die ihm bestimmte Brigade fast aufgerieben vor und wurde, nachdem er die Schlacht bei Laon (9. März 1814) ohne Commando im Stabe des commandirenden Generals mitgemacht hatte, in den Generalstab Blücher's versetzt. Von Gneisenau zur russischen Cavaleriedivision Korff delegirt, erhielt Krauseneck für das Gefecht von La Fère Champenoise (24. März 1814), welches mit der Gefangennahme der Division Pacthod endigte, das Eiserne Kreuz I. und den russischen Annenorden II. Mit der Meldung der errungenen Vortheile zum Fürsten Schwarzenberg gesandt, brachte Krauseneck von dort an Blücher den Befehl zum Vorrücken auf Paris und beschloß mit der Theilnahme an der Schlacht vor den Thoren der Hauptstadt (30. März 1814) seine kriegerische Thätigkeit in diesem Feldzuge. In Paris empfing Krauseneck Anfang April den Befehl, eine Etappenlinie am Rhein einzurichten und die Festungen Jülich und Wesel von den Franzosen zu übernehmen. Im Mai dieses Jahres ernannte ihn der König zum Commandanten von Mainz und im April 1815 zum Generalmajor. Krauseneck's Theilnahme an dem Feldzuge von 1815 beschränkte sich auf die von ihm geleitete Blokade von Landau, welche am 7. Juli begann und am 14. Aug. dadurch ihren Abschluß fand, daß sich die Besatzung für Ludwig XVIII. erklärte.

Während der Friedensjahre rückte Krauseneck seiner Anciennetät gemäß zum Divisionscommandeur auf, wurde 1828 Generallieutenant und nach Wien gesandt, um die in der mainzer Besatzungsfrage mit der österreichischen Regierung entstandenen Differenzen beizulegen.

Seit 1829 Chef des Generalstabes der Armee, trat Krauseneck 1837 in den Staatsrath, rückte 1838 zum General der Infanterie auf, wurde 1840 unter Verleihung des Schwarzen Adlerordens nobilitirt und 1842 zum Chef des 4. Infanterieregiments ernannt. Im J. 1847 bestimmte der König, um die Verdienste und den Antheil, welchen Krauseneck an der Befestigung von Königsberg hatte, in dauerndem Andenken zu erhalten, daß gewisse Theile der Befestigung die Namen: „Die von Krauseneck-schen Fronten" und „Bastion von Krauseneck" führen sollten. Im April 1848 lehnte Krauseneck die Aufforderung, „das ehrenvolle Joch eines Kriegsministers wenigstens auf einige Zeit zu tragen", unter Hinweis auf sein Alter ab und erneuerte sein Gesuch um Entlassung aus dem Staatsdienste. Am 9. Mai 1848 schied Krauseneck aus der Armee, erkrankte bald darauf an einem Gehirnleiden und starb am 2. Nov. 1850.

In militärischer Beziehung culminirt sein Leben in den Kriegsereignissen von 1813—14, obwol er auch in jener Zeit nicht zu den hervorragenden Heerführern zu zählen ist. Während der Friedensperiode erhält Krauseneck seine Bedeutung dadurch, daß er bei allen Fragen des deutschen Bundes- und Kriegswesens für die Unabhängigkeit Preußens von Oesterreich eintrat und bemüht war, den großen im Zollvereine wirksamen Gedanken auf die deutsche Heeresverfassung zu übertragen. Mit Unrecht wird er dagegen als Vorfechter für eine kürzere Militärdienstzeit aufgestellt; er hat allerdings 1832 für die zweijährige Dienstzeit bei der Infanterie gestimmt, aber offenbar nur, um das noch schlechtere Institut der sogenannten „Landwehr-Rekruten" zu beseitigen. Im Staatsrathe vertrat Krauseneck die liberale Richtung und

erklärte sich für eine constitutionelle Monarchie; scherzweise wurde er mit Boyen und Grolman das Triumvirat genannt. Am 19. März 1848 stimmte er für die Zurückziehung der Truppen aus dem Straßenkampfe, war aber später über die Pöbelherrschaft sehr entrüstet. In allgemein menschlicher Beziehung war Krauseneck ein sittlich reiner Charakter, eine fröhliche, einheitlich geschlossene Natur, zu antiker Weltanschauung hinneigend.

Quellen: Beiheft zum Militär-Wochenblatt, 1852, I. — B. Poten, Handwörterbuch der gesammten Militärwissenschaften (Bielefeld und Leipzig 1878).

(*E. L. Ulbrich.*)

KRAUSS (Philipp, Freiherr von), österreichischer Staatsmann, geboren zu Lemberg am 28. März 1792, gestorben zu Wien am 26. Juni 1861, begann seine Studien in Lemberg und trat daselbst bei dem Fiscalamte in den Staatsdienst, woselbst er sehr rasch emporstieg, im Februar 1823 schon Gubernialrath und 1826 zur allgemeinen Hofkammer nach Wien berufen wurde. Vom 24. Dec. 1840 bis zum 6. Juli 1847 war Krauß Referent im Staatsrathe, dann Präsident des galizischen Guberniums, bis er am 2. April 1848 als Finanzminister nach Wien berufen wurde, in welcher Eigenschaft er bis zu Weihnachten 1851 wirkte. Als Mitglied des neugeschaffenen Reichsrathes unter Kübeck blieb er bis 1860, um diese Stelle mit der eines Präsidenten der obersten Rechnungs-Controlbehörde zu vertauschen. Am 18. April 1861 wurde er zum lebenslänglichen Mitglied des Herrenhauses und Vicepräsidenten desselben ernannt. Krauß war ein hervorragender Fachmann auf dem Gebiete des Steuerwesens und der Finanzadministration wie der Zölle und Monopole. Von ihm datiren die ersten Robotaufhebungen in Galizien noch vor der durch den Reichstag beschlossenen Aufhebung des Unterthänigkeitsverbandes in den übrigen Ländern, ferner die gänzliche Aufhebung der Zwischenzolllinie zwischen Ungarn und Oesterreich, die Einführung des Grundsteuerkatasters wie der Einkommensteuer in Ungarn, sowie auch die Einführung des Tabacksmonopols daselbst, die Organisation der Finanzbehörden in der ganzen Monarchie und die ersten Veröffentlichungen der Staatsfinanzausweise im J. 1848. Gleichwol gab er mit seiner allzu bureaukratischen Auffassung nur zu viele Gelegenheit zur Verurtheilung seines Systems und er zog sich 1851 von der Staatsverwaltung zurück, nachdem er auf allen Seiten nur Gegnerschaft gefunden hatte.

Sein Bruder Karl, Freiherr von Krauß, Justizmann, geboren zu Lemberg am 13. Sept. 1789, machte seine juristischen Studien an der lemberger Universität und widmete sich hierauf dem Richterstande, trat 1809 in die Richteramtspraxis und war schon 1833 Präsident des lemberger Landrechtes. Zwei Jahre später erfolgte in Anerkennung seiner außerordentlichen Verdienste seine Erhebung in den erblichen Ritterstand; 1843 wurde er zum Geheimen Rath ernannt und 1846 als Vicepräsident der obersten Justizstelle nach Wien berufen. Am 23. Jan. 1851 trat er als Justizminister in das Cabinet, welchem er sechs Jahre angehörte. In dieser Eigenschaft hatte er einen außerordentlichen Einfluß auf die Entwickelung der österreichischen Justiz. Die Einführung der modernen Justizorganisation, die Erlassung einer ganzen Reihe wichtiger und einschneidender Justizgesetze fällt in die Zeit seiner Wirksamkeit, in welcher zudem in den Ländern der ungarischen Krone der Justizdienst von Grund aus reorganisirt und die Gerechtigkeitspflege auf europäische, moderne Grundlage aufgebaut werden mußte. Für Ungarn bildete die Einführung des bürgerlichen Gesetzbuches, des geregelten Civil- und Strafverfahrens und des Grundbuchpatents einen wahren Segen. Nach dem Rücktritte von der Leitung des Justizministeriums (18. Mai 1857) wurde er Präsident des Obersten Gerichtshofes, welche Stelle er 12 Jahre hindurch einnahm, bis er 1865 in den Ruhestand trat. Von 1869 wirkte er mehr als 11 Jahre als Präsident des Reichsgerichts, welches die Entscheidung bei Competenzconflicten und in Streitigkeiten des öffentlichen Rechts, namentlich aber über Beschwerden wegen Verletzung politischer Rechte, unabhängig zu entscheiden hat. Krauß, ein „Josephiner" nach Erziehung und Gesinnung, war ein treuer Anhänger der Verfassungspartei und gab seiner Gesinnung stets auch unverfälschten Ausdruck in den Berathungen des Herrenhauses des österreichischen Reichsraths, dem er seit dem 18. April 1861 als lebenslängliches Mitglied 20 Jahre hindurch angehörte. Am 5. April 1879 feierte Krauß sein 70jähriges Dienstjubiläum in der Richteramtspraxis, doch trat er erst im 92. Lebensjahre von seiner Stelle als Präsident des Reichsgerichts zurück und wurde bei dieser Gelegenheit durch ein kaiserliches Handschreiben von ganz außergewöhnlicher Art ausgezeichnet, in welchem seiner Verdienste um Thron und Staat, seiner dreien Kaisern geleisteten Dienste rühmlichste Erwähnung geschah; auch wurden ihm bei dieser Gelegenheit die in Brillanten gefaßten Insignien des St.-Stephansordens, dessen Großkreuz er bereits seit 1859 besaß, verliehen. Krauß war der einzige Oesterreicher, welcher diese Auszeichnung besaß (vgl. Kaiserliches Handschreiben vom 20. Jan. 1881). Am 5. März 1881 starb er im 92. Jahre zu Wien. Er war gleichzeitig Kanzler des Ordens vom Goldenen Vließ, Ritter des Ordens der Eisernen Krone 1. Klasse, Ehrenbürger von Wien.

(*H. M. Richter.*)

Kraut, Kohlkopf, s. unter Brassica.

KRAUT (Wilhelm Theodor), hervorragender Germanist, geboren zu Lüneburg am 15. März 1800, widmete sich in Göttingen und Berlin unter Hugo, Savigny, Eichhorn dem Studium der Jurisprudenz und habilitirte sich schon 1822 an der Universität Göttingen, der er bis zu seinem Tode getreu blieb, als Privatdocent. Im J. 1825 wurde er Beisitzer des Spruchcollegiums, 1828 außerordentlicher, 1836 ordentlicher Professor der Rechte. Der angedrohten Entlassung der sieben göttinger Professoren suchte er durch eine in Gemeinschaft mit fünf andern Professoren veröffentlichte Erklärung vorzubeugen, worin er die Handlungsweise der Sieben in jeder Beziehung billigte. Von 1850—53 war er als Abgeordneter der Universität Mitglied der hannoverschen Ständeversammlung; er starb am 1. Jan.

1873. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: „De codicibus Luneburgensibus, quibus libri juris Germanici medio aevo scripti continentur“ (Göttingen 1830); „Grundriß zu Vorlesungen über das deutsche Privatrecht“ (Göttingen 1830 und seitdem in zahlreichen Auflagen); „Die Vormundschaft nach den Grundsätzen des deutschen Rechts“ (3 Bde., Göttingen 1835—59); „Das alte Stadtrecht von Lüneburg“ (Göttingen 1846). Auch gab er „Wiese's Handbuch des Kirchenrechts“ (Göttingen 1826, 5. Auflage) heraus.

(Albrecht Just.)

KRAWINKEL (Crawinkel), Dorf im Herzogthume Sachsen-Gotha, 7 Kilom. von der Eisenbahnstation Ohrdruf, mit Post- und Telegraphenamt und 1458 evang. Einwohnern im J. 1880 gegen 1369 im J. 1875. Hauptnahrungszweig ist Landwirthschaft, doch wird bedeutende Zimmerei, Maurerei, Tüncherei und Mühlsteinbruch betrieben. Die Brüche liegen in dem 5 Kilom. entfernten Lütschegrunde und werden seit undenklichen Zeiten ausgebeutet. Das Gestein ist ein graulich-weißer, stark quarzhaltiger Porphyr. Hauptabsatzquellen sind Süddeutschland und die Schweiz. Außerdem besteht noch Kienrußfabrikation, Stellmacherei, Holzhandel. Der Ort besitzt eine im J. 1878 mit dem Nachbarorte Gossel gemeinschaftlich erbaute Wasserleitung, die in sämmtliche Wohnhäuser geleitet ist.

Der Ursprung des Ortes ist auf eine Gründung (Zelle oder Kapelle) der Grafen von Käfernburg zurückzuführen. Im J. 1290 wird er von diesen an die Abtei Hersfeld verpfändet. In einer Urkunde des Landgrafen Friedrich von Thüringen wird Krawinkel eine Stadt genannt; der freie Platz vor der Gemeindeschenke führt noch jetzt den Namen Markt. Am 4. Mai 1624 vernichtete eine Feuersbrunst fast das ganze Dorf; 113 Häuser und 116 Nebengebäude wurden in Asche gelegt. Auch im Dreißigjährigen Kriege wurde der Ort schwer heimgesucht. Im J. 1640 gab es 52 bewohnte, aber 148 wüste Häuser und Hofstätten. In der Kipper- und Wipperzeit war hier eine Münzstätte. *(A. Schroot.)*

KREATIN, Methylguanidinessigsäure, Methylglycocyamin, $C_4H_9N_3O_2+H_2O$ ist nach Strecker [1]) und Erlenmeyer [2]) als Methylguanidin aufzufassen, in welchem 1 Atom H durch den Essigsäurerest CH_2COOH substituirt:

$$\begin{matrix}N\,(CH_3)\,CH_2COOH\\ |\\ CHN\\ |\\ NH_2\end{matrix}\quad,$$

nach Kolbe [3]) als Harnstoff, worin eins der beiden typischen Wasserstoffatome durch das Radical der Methylamidoessigsäure (Sarkosin) vertreten ist.

1) Strecker, Lehrbuch der organ. Chem. 5. Aufl. 588. 2) Ann. Chem. Pharm. 146, 258. 3) Journ. pr. Chem. [2] 1, 305.

Kolbe schreibt demgemäß die rationelle Formel:

$$\left.\begin{matrix}CONH_2\\ C\left\{\begin{matrix}H_2\\ H\\ CH_3\end{matrix}\right\}N\left\{\begin{matrix}CO\\ H\end{matrix}\right.\end{matrix}\right\}N$$

Das Kreatin wurde von Chevreul [4]) im J. 1835 in der Fleischbrühe entdeckt, 1847 von Liebig [5]) näher untersucht, 1868 von Volhard [6]) auf künstlichem Wege erhalten.

Als constanter Normalbestandtheil tritt das Kreatin im Safte der gestreiften und glatten Muskeln der Säugethiere, Vögel, Amphibien und Fische auf und wurde außerdem nachgewiesen im Blute [7]), im Gehirn [8]), in der Amniosflüssigkeit, im Harne (wahrscheinlich durch Zersetzung des Kreatinins entstanden) und in verschiedenen Transsudaten. Nach Schützenberger [9]) soll es auch in den Producten der spontanen Zersetzung der Hefe an der Luft vorkommen. Der Gehalt der Muskeln an Kreatin ist ein sehr verschiedener. Liebig fand im Pferdefleische 0,07 Proc., Neubauer im Rindfleische 0,17—0,23, im Schweinefleische 0,13—0,21, im Hammelfleische 0,18—0,19, im Kalbfleische 0,18 Proc. Kreatin. Reichlicher findet es sich im Hühnerfleische (0,3—0,35 Proc.) und im Froschmuskel (0,22—0,39 Proc.), dagegen in geringerer Menge im Fleische der Fische (0,06—0,17 Proc.). Hungerzustand soll nach Demant [10]) den Kreatingehalt des Fleisches der betreffenden Thiere bis auf das Dreifache des Normalgehaltes erhöhen. Herzmuskeln enthalten etwas weniger Kreatin als die willkürlich bewegten; Muskeln gejagter oder tetanisirter Thiere nicht mehr als die in Ruhe gemästeten.

Zur Darstellung des Kreatins knetet man nach Liebig fein gehacktes, von Fett möglichst befreites Muskelfleisch der Säugethiere oder Vögel mit dem gleichen Gewichte Wasser gut durch, preßt in einem Sacke von groben Leinen stark aus, wiederholt die Behandlung des Preßrückstandes mit Wasser und erhitzt die vereinigten, durch ein Tuch geseihten, röthlich gefärbten Auszüge zur Abscheidung der Eiweißkörper einige Zeit zum Sieden, filtrirt, versetzt das Filtrat zur Ausfällung der Phosphorsäure mit Barytwasser, schlägt überschüssigen Baryt mit Kohlensäure nieder und dampft die von neuem filtrirte Lösung auf ein kleines Volumen ein. Aus dem dicklichen Rückstande krystallisirt nach einigen Tagen das Kreatin zum größten Theil aus, welches durch Abpressen von Mutterlauge befreit, mit Weingeist gewaschen und durch Umkrystallisiren aus siedendem Wasser, nöthigenfalls unter Hinzugabe von Thierkohle, rein erhalten wird. Nädeler [11]) zerrührt das gehackte oder mit Hülfe von grobem Glaspulver zerriebene Fleisch mit seinem $1\frac{1}{2}$ fachen Gewichte Weingeist, erwärmt, preßt aus, destillirt den Weingeist

4) Journ. Pharm. 21, 234. 5) Ann. Pharm. 62, 282. 6) Sitzungsber. Münch. Akad. 1868; 2, 472. 7) Ann. Chem. Pharm. 127, 135. 8) Journ. pr. Chem. 72, 256; Ann. Chem. Pharm. 103, 131. 9) Ber. der deutsch. chem. Ges. 6, 1477; 7, 192. 10) Zeitschr. physiol. Chem. 3, 387. 11) Ann. Chem. Pharm. 116, 102.

ab, fällt mit nicht überschüssigem Bleiessig, befreit das Filtrat durch Schwefelwasserstoff von Blei und verdunstet zum Sirup. Eine Methode zur quantitativen Bestimmung des Kreatins ist von Neubauer angegeben: 200 Gr. gehacktes Fleisch werden mit gleichviel Wasser gemengt und 10 Minuten unter Umrühren auf 60° C. erwärmt. Man colirt, preßt ab, zerrührt den Rückstand mit 80 Kub.-Cent. Wasser, preßt wieder aus, erhitzt die Auszüge zum Sieden und fällt das Filtrat wie oben mit Bleiessig. Die entbleite farblose Flüssigkeit wird auf 5 Kub.-Cent. eingeengt, wobei starke und lange dauernde Einwirkung der Wärme möglichst vermieden werden muß. Das ausgeschiedene Kreatin wird auf einem gewogenen Filter gesammelt und mit Weingeist von 88 Proc. gewaschen. Auch durch Erhitzen von Sarkosin, Cyanamid und Alkohol auf 100° C.,[12]) oder, wenn man eine schwach ammoniakalische Lösung von Sarkosin mit überschüssigem Cyanamid einige Stunden im Wasserbade erwärmt und hierauf sich selbst überläßt[13]), kann auf künstlichem Wege Kreatin erhalten werden.

Kreatin bildet wasserhelle, monokline Prismen, welche bei 100° C. undurchsichtig werden und ihr Wasser verlieren, sich in 74,4 Theilen Wasser von 18° C., viel leichter in kochendem, und in 94,10 Theilen kaltem absoluten Alkohol lösen. In verdünntem Weingeiste ist Kreatin ebenfalls löslich. Die wässerige Lösung zeigt neutrale Reaction, schmeckt schwach bitterlich und zersetzt sich sehr bald unter Schimmelbildung. Kreatin bildet mit Säuren leicht lösliche, sauer reagirende, sehr unbeständige Verbindungen[14]): schwefelsaures Kreatin $C_4H_9N_3O_2 \cdot H_2SO_4$, salzsaures Kreatin $C_4H_9N_3O_2 \cdot HCl$, salpetersaures Kreatin $C_4H_9N_3O_2 \cdot HNO_3$. Alle diese Salze krystallisiren in Prismen und werden durch Verdunsten von Kreatinlösungen mit den betreffenden Säuren bei 30° C. erhalten. Kreatin vereinigt sich auch mit einigen Salzen[15]): Chlorzinkkreatin $C_4H_9N_3O_2 \cdot ZnCl_2$ wird aus der concentrirten wässerigen Kreatinlösung durch Chlorzink als warzige, harte Krystalle allmählich, besonders nach Hinzugabe von Alkohol, abgeschieden, welche beim Lösen in heißem Wasser in Kreatin und Chlorzink zerfallen; Chlorkadmiumkreatin $C_4H_9N_3O_2 \cdot CdCl_2 + 2H_2O$, große Krystalle, in heißem Wasser in ihre Bestandtheile sich zersetzend. Kreatin-Quecksilber[16]) $C_4H_7N_3O_2 \cdot Hg$ entsteht als krystallinischer weißer Niederschlag, wenn eine abgekühlte Lösung von Kreatin in verdünnter Kalilauge mit einer ebenfalls gekühlten Sublimatlösung versetzt wird; mit Wasser erwärmt leicht unter Abscheidung von Quecksilber zersetzbar.

Kreatin geht beim Erwärmen mit Mineralsäuren unter Abspaltung von Wasser in Kreatinin über, dieselbe Umwandlung erfährt es beim mehrtägigen Erhitzen auf 100° C. mit Wasser im zugeschmolzenen Glasrohre; mit Barytwasser gekocht, liefert es Harnstoff und Sarkosin, wobei gleichzeitig unter Entbindung von Ammoniak Methylhydantoïn gebildet wird:[17])

$$\underset{\text{Kreatin}}{\begin{array}{l} N(CH_3)\cdot CH_2\cdot COOH \\ | \\ CHN \\ | \\ NH_2 \end{array}} + H_2O = \underset{\text{Harnstoff}}{CO\begin{cases} NH_2 \\ NH_2 \end{cases}} + \underset{\text{Sarkosin}}{\begin{array}{l} NH(CH_3) \\ | \\ CH_2\cdot COOH \end{array}}$$

Beim Kochen mit Quecksilberoxyd und Wasser zerfällt es in Methylguanidin, Oxalsäure und Kohlensäure[18]), ebenso beim Erwärmen mit Bleisuperoxyd und Schwefelsäure; mit salpetriger Säure behandelt, wird es unter Gasentwickelung zersetzt, wobei $1^1/_2$ Atom Stickstoff frei werden.[19]) Kreatin schmilzt beim Erhitzen unter Bildung von Ammoniak und Blausäure und schließlich bleibt poröse, schwer verbrennliche Kohle rückständig.

Kreatin steht zum Stoffwechsel des Muskelgewebes in nächster Beziehung, wie aus seinem constanten Auftreten im Muskelsafte und im Safte der contractilen Fasern überhaupt, sowie andererseits aus seinem Fehlen in andern drüsigen Organen, mit Ausnahme des Gehirns, geschlossen werden muß. Es wird nach dem Genusse von Fleischnahrung durch den Harn neben Kreatinin in stärkerem Maße abgeschieden wie bei gemischter Kost. Bei reiner Fleischnahrung beträgt diese Steigerung beim Menschen 16 Proc.[20]) Pflanzenfresser sondern sehr geringe Mengen Kreatin im Harne ab.[21]) Die Bildung des Kreatins selbst aus der Muskelfaser ist noch unaufgeklärt.

Mit der Nahrung in den Organismus eingeführtes Kreatin erscheint zum größten Theil im Harne wieder als Kreatinin; diese Umsetzung scheint sich weniger im Blute als vielmehr in der Niere zu vollziehen[22]); nach Schiffer[23]) geht es dabei auch zum Theil in Methylamin und Methylharnstoff über. *(Paul Bässler.)*

KREATININ, Methylglycocyamidin $C_4H_7N_3O = NH\cdot C\begin{cases} N(CH_3)CH_2 \\ \quad\quad | \\ NH - CO \end{cases}$

Wurde im J. 1844 von Heintz[1]) und Pettenkofer im Menschenharne entdeckt, aber erst von Liebig[2]) 1847 aus seiner Chlorzinkverbindung rein dargestellt. Kreatinin ist ein constanter und normaler Bestandtheil des Harns vom Menschen, Hunde, Pferde und Kalbe.[3]) Nach Neubauer beträgt die bei gemischter Nahrung von erwachsenen Per-

12) Zeitschr. für Chem. 1869, 318. 13) Jahresber. Fortschr. der Chem. 1868, 686. 14) Compt. rend. 38, 839; 41, 1258; Jahresber. der Chem. 1854, 681; 1855, 730. 15) Ann. Chem. Pharm. 137, 300. 16) Ber. der deutsch. chem. Ges. 8, 546.

17) Ann. Chem. Pharm. 137, 294. 18) Jahresber. der Chem. 1854, 681; 1855, 730. 19) Sachse, Phytochem. Unters. (Leipzig 1880), 107. 20) Voit, Sitzungsber. der Münch. Akad. 1867, 2. März; Zeitschr. für Biologie IV, 77; K. B. Hofmann, Arch. für path. Anat. 48, 1. 21) Meißner, Zeitschr. für rat. Med. 3. R. 24, 1865, 100; 26, 1866, 225; 31, 185, 283. 22) Zantl, Ueber die Ausscheidung von Kreatin und Kreatinin durch den Harn bei verschiedener Nahrung. Dissertat. (München 1868). 23) Zeitschr. für phys. Chem. 4, 237.

1) Pogg. Ann. 62, 602; 73, 595; 74, 125. 2) Ann. Pharm. 62, 298 und 324. 3) Ibid. 78, 243; 80, 114.

sonen innerhalb 24 Stunden im Harne abgesonderte Menge Kreatinin durchschnittlich 1,166 Gramm, körperliche Bewegung ist nach Hofmann ohne Einfluß auf die Kreatininausscheidung, dieselbe wird aber erheblich vermehrt nach reichlicher Fleischkost. Hundeharn enthielt nach Versuchen Voit's am Tage 0,5 Gramm, bei Genuß von 500 Gramm Fleisch 1,5 Gramm und von 1500 Gramm Fleisch 4,9 Gramm. Kreatinin kommt im Muskelfleische nicht vor, wie durch die exacten Versuche von Nawrocki [4]) und Neubauer bewiesen ist.

Um Kreatinin aus Harn darzustellen, dampft man denselben rasch auf $^1/_{10}$ Volumen ein, fällt mit Aetzkalk und Chorkalcium, um phosphorsaure Salze abzuscheiden, filtrirt nach 24 Stunden und verdunstet bei gelinder Wärme bis zur Salzhaut. Die Mutterlauge wird mit $^1/_{30}$ Volumen sehr concentrirter, säurefreier Chlorzinklösung versetzt, nach einigen Wochen die in Warzen angeschossene Zinkverbindung abfiltrirt und dieselbe durch Digestion mit Bleioxydhydrat zerlegt. Die vom Zinkoxyd und basischem salzsaurem Blei abfiltrirte Flüssigkeit hinterläßt nach dem Verdunsten ein Gemenge von Kreatin und Kreatinin, welchem durch kochenden Alkohol das letztere entzogen werden kann (Neubauer). [5]) Nach einer Vorschrift von Maly [6]) werden 8—10 Liter Harn auf $^1/_4$ eingedampft, mit Bleizucker gefällt, das entbleite Filtrat mit Sodalösung neutralisirt und mit concentrirter Sublimatlösung versetzt. Den entstandenen Niederschlag vertheilt man in Wasser, zerlegt ihn durch Schwefelwasserstoff, filtrirt und dampft nach Entfärbung mit Thierkohle das Filtrat ein. Durch Umkrystallisiren des Rückstandes aus heißem Alkohol wird reines salzsaures Kreatinin gewonnen. Aus Kreatin kann nach Liebig leicht reines Kreatinin erhalten werden, wenn man die Lösung von 1 Theil Kreatin in 1 Theil Vitriolöl und 3 Theilen Wasser auf dem Wasserbade verdunstet, den Rückstand von schwefelsaurem Kreatinin mit Wasser und reinem kohlensaurem Baryt bis zur alkalischen Reaction kocht und hierauf filtrirt. Das auf ein geringes Volumen eingeengte Filtrat liefert Krystalle von Kreatinin. Seine quantitative Bestimmung im Harne wird am besten nach der Angabe von Neubauer [7]) ausgeführt.

Kreatinin bildet farblose, glänzende, monokline Säulen, löslich in 11,5 Theilen Wasser von 16° C., viel leichter in heißem Wasser, in 102 Theilen absolutem Alkohol von 16° C. Die wässerige Lösung reagirt alkalisch und besitzt in concentrirtem Zustande ammoniakalischen Geschmack. Zur Erkennung des Kreatinins dienen folgende Reactionen: gibt man zu einer Kreatininlösung einige Tropfen sehr verdünnte Nitroprussidnatriumlösung und dann etwas Natronlauge, so tritt eine rubinrothe Färbung ein, die bald wieder verschwindet, aber noch sehr geringe Mengen von Kreatinin erkennen läßt. [8]) Phosphormolybdänsäure erzeugt in Lösungen von reinem Kreatinin nach dem Ansäuern mit verdünnter Salpetersäure bei 1000facher Verdünnung sogleich, bei fünf- bis zehntausendfacher erst nach einiger Zeit einen gelben krystallinischen Niederschlag, welcher in heißer Salpetersäure sich löst und nach dem Erkalten sich schön krystallinisch wieder abscheidet [9]); aus einer verdünnten wässerigen Kreatininlösung, welche mit Soda übersättigt ist, scheiden sich nach Hinzugabe von Seignettesalz und wenig Kupfervitriol nach dem Erwärmen auf 50—60° C. beim Erkalten weiße Flocken von Kreatininkupferoxydul ab. [10]) Kreatinin ist eine starke Base, welche Ammoniak aus seinen Salzen austreibt und mit Säuren wohl krystallisirende Salze [11]) von neutraler Reaction bildet: Chlorwasserstoffkreatinin $C_4H_7N_3O \cdot HCl$, in Wasser leicht, in kaltem Alkohol schwer lösliche Prismen; Chlorwasserstoffkreatinin-Goldchlorid $C_4H_7N_3O \cdot HCl + AuCl_3$, krystallinischer gelber Niederschlag, leicht in Alkohol und heißem Wasser löslich, durch Fällung einer Kreatininlösung mit Salzsäure und Goldchlorid zu erhalten; Jodwasserstoffkreatinin $C_4H_7N_3O \cdot HJ$; schwefelsaures Kreatinin $(C_4H_7N_3O)_2H_2SO_4$, wasserhelle quadratische Tafeln, in heißem Weingeiste löslich. Auch mit einigen Salzen bildet Kreatinin Verbindungen [12]), namentlich sind erwähnenswerth: Kreatinin-Zinkchlorid $(C_4H_7N_3O)_2 \cdot ZnCl_2$, durch Fällung einer concentrirten wässerigen oder alkoholischen Kreatininlösung mit einer säurefreien sirupdicken Chlorzinklösung, körnig krystallinischer Niederschlag, welcher sich in 53 Theilen kaltem und 27 Theilen kochendem Wasser löst, in Weingeist aber schwer löslich ist; Kreatinin-Cadmiumchlorid $(C_4H_7N_3O)_2CdCl_2$; Kreatininsilbernitrat $C_4H_7N_3O \cdot AgNO_3$, feine Krystallnadeln; Kreatininquecksilberchlorid $(C_4H_7N_3O)_2HgCl_2$, in verdünnten Kreatininlösungen bei Hinzugabe von neutralem Quecksilberchlorid entstehender krystallinischer Niederschlag.

Bei längerem Stehen geht Kreatinin in wässeriger Lösung, namentlich bei Gegenwart von Ammoniak oder von Kalk, in Kreatin über [13]); dieser Uebergang, wobei 1 Mol. Wasser aufgenommen wird, findet auch bei der Zerlegung des Kreatinin-Zinkchlorids durch Schwefelammonium statt. Mit Barytwasser gekocht, liefert es Methylhydantoïn und Ammoniak [13]):

$$NH \cdot C < \begin{array}{l} NH - CO \\ \quad\quad\quad | \\ N(CH_3) - CH_2 \end{array} + H_2O = CO < \begin{array}{l} NH - CO \\ \quad\quad\quad | \\ N(CH_3) - CH_2 \end{array} + NH_3 \cdot$$

Beim Kochen mit Quecksilberoxyd und Wasser gibt es, wie Kreatin, Methylguanidin und Oxalsäure, ebenso wirkt die Behandlung mit Chamäleonlösung. [15])

Erhitzt man Kreatinin mit alkoholischem Aethyliodid, so entsteht Jodwasserstoff-Aethylkreatinin

$$C_4H_6(C_2H_5)N_3O \cdot HJ,$$

welches durch Silberoxyd in Aethylkreatinin übergeführt

4) Zeitschr. für anal. Chem. IV, 169. 5) Ann. Pharm. 119, 127; Journ. pr. Chem. 82, 170. 6) Ann. Chem. Pharm. 159, 279. 7) Ibid. 119, 35. 8) Ber. der deutsch. chem. Ges. 11, 2175; Zeitschr. für physiol. Chem. 4, 133.

9) Neubauer und Vogel, Harnanalyse, 7. Aufl. 19. 10) Zeitschr. für anal. Chem. 17, 134. 11) Ann. Chem. Pharm. 62, 308; 119, 42; 120, 262; Jahresber. der Chem. 1847—48, 883; 1861, 788. 12) Ibid. 1854, 681; 1855, 730; Ann. Pharm. 108, 354. 13) Ibid. 137, 294. 14) Ann. Chem. Pharm. 119, 27. 15) Ibid. 119, 50; 120, 257.

wird: $C_4H_6(C_2H_5)N_3O + H_2O$, in Wasser und Alkohol, nicht in Aether lösliche Nadeln. Aethylkreatinin ist eine starke Base, fällt Eisenoxyd- und Thonerdesalze, zerlegt Ammoniumsalze und vereinigt sich mit Säuren zu krystallisirenden Salzen.[16])

Von Isomeren des Kreatins und Kreatinins sind bekannt: α-Alakreatin, Isokreatin, α-Guanidopropionsäure $C_4H_9N_3O_2$. Entsteht, wenn concentrirte wässerige Lösungen von Cyanamid und α-Alanin (dem Sarkosin isomer, Amidopropionsäure), mit wenig Ammoniak versetzt, sich selbst überlassen werden. Durch Erhitzen auf 170° C. oder durch Einwirkung starker Mineralsäuren geht diese Verbindung in α-Alakreatinin[17]) $C_4H_7N_3O + H_2O$ über. Isomere Verbindungen entstehen in analoger Weise bei Anwendung von β-Alanin: β-Alakreatin, β-Guanidopropionsäure und β-Alakreatinin.[18])

(Paul Bässler.)

KREBS, ein Sternbild des nördlichen Himmels zwischen $7^h\,45^m$ und $9^h\,15^m$ Rectascension, 8° und 34° nördlicher Declination, hat nach Heis 92 dem bloßen Auge sichtbare Sterne, von denen aber keiner heller als 4. Größe ist. Mehrere derselben sind Doppelsterne und einer, ξ Cancri, von besonderm Interesse als dreifaches, vielleicht noch zusammengesetzteres System. Den einen Begleiter entdeckte bereits Mayer, den andern W. Herschel. Dieser letztere ist nur in kräftigen Fernröhren zu beobachten; die Umlaufszeit beträgt nach Winnecke 58,94, nach O. Struve 62,4 Jahre. Die Beobachtungen des entferntern Gliedes haben auffallende Unregelmäßigkeiten in der Bewegung ergeben, sodaß man der Annahme zuneigt, daß sich in seiner Nähe ein bisjetzt noch nicht entdeckter Begleiter befindet. Zwei veränderliche Sterne verdienen Erwähnung, nämlich 1) R Cancri, von Schwerd 1829 als veränderlich erkannt. Im Maximum gleicht er einem Sterne 6. Größe, im Minimum ist er nur in starken Fernröhren als Stern unter 12. Größe kenntlich, seine Periode dauert etwa 364 Tage, ist aber starken Schwankungen unterworfen. 2) S Cancri, niemals dem bloßen Auge sichtbar, schwankt zwischen der 8. und beinahe 10. Größe. Er wurde 1848 von Hind als veränderlich entdeckt und seine Periode dauert 9 Tage 11,6 Stunden; während $8^1/_2$ Stunden nimmt er an Helligkeit ab, während 13 Stunden zu, in der übrigen Zeit bleibt er constant. — Dem bloßen Auge als Nebel auffallend ist eine der schönsten Sterngruppen, die Krippe oder Praesepe genannt. Schon ein sehr mäßiges Fernrohr trennt die zahlreichen Sterne voneinander, Galilei z. B. unterschied 36 Sterne. Mehrfach hat man die Stellungen der hellern Sterne in dieser Gruppe zu bestimmen versucht, bei der großen Menge der zu ihr gehörigen und mit starken Fernröhren sichtbaren Sterne ist die vollständige Durchbeobachtung jedoch sehr schwierig.

Krebs ist das vierte Zeichen des Thierkreises von 90°—120° Länge und wird durch ♋ dargestellt.

(W. Valentiner.)

16) Ann. Chem. 167, 83; Ber. der deutsch. chem. Ges. 6, 535; 6, 1372. 17) Ibid. 6, 1371. 18) Ibid. 8, 1266; 9, 1905.

KREBS (cancer, carcinoma) nennt man eine bösartige, in fast allen Geweben und Organen des Körpers beobachtete, durch abnorme Wucherung zelliger Elemente entstehende Neubildung, welche in ihrem Verlaufe regelmäßig den Untergang des befallenen Organtheiles und schließlich des gesammten Organismus herbeiführt. Der Bau des Krebses ist ein sehr verschiedener; man unterscheidet nach demselben zwei Hauptformen, den Epithelkrebs und den Bindegewebskrebs; zwischen beiden steht der Endothelkrebs. Der Epithelkrebs enthält in den Maschen (Alveolen) eines faserigen (bindegewebigen) Grundgerüstes (Stroma) Zellen (Krebszellen), welche den Epithelzellen der äußern Haut, der Schleimhäute, der Drüsen gleichen und auch thatsächlich aus ihnen hervorgegangen sind. Je nach der Form und dem Ursprunge dieser Zellen bezeichnet man den Krebs als Pflasterzellenkrebs (Cancroid, Epitheliom), als Cylinderzellenkrebs oder als Drüsenzellenkrebs. Der Bindegewebskrebs dagegen besteht aus runden oder rundlichen, meist kleinern, aus bindegewebigen Elementen hervorgegangenen Zellen. Ist das Gewebe desselben fest, so nennt man ihn Faserkrebs oder Scirrhus; ist es weich, ähnlich der Gehirnsubstanz, so heißt er Markschwamm, Medullarkrebs, Encephaloid. Diese verschiedene Festigkeit des Krebses hängt hauptsächlich von der Menge des in ihm enthaltenen Krebssaftes ab, einer milchigen, die Krebszellen umgebenden und beim Streifen einer Schnittfläche des Krebses mit denselben austretenden Flüssigkeit. Weitere Arten des Krebses sind noch der Pigmentkrebs (Carcinoma melanodes), der sich durch seine dunkle Färbung auszeichnet und fast nur an Stellen vorkommt, an denen sich schon vorher Pigmentansammlungen befanden, ferner der Schleimgerüstkrebs (Carcinoma myxomatodes), bei dem das Grundgerüst aus Schleimgewebe besteht. Wo das Gerüst des Krebses verknöchert, entsteht der Osteoidkrebs, der gewöhnlich von der Knochenhaut ausgeht, während der Blutschwamm (Fungus haematodes) seinen Namen von dem großen Blutreichthume, der Zottenkrebs (Carcinoma villosum) von der zottigen Beschaffenheit seiner Oberfläche hat. Der Gallertkrebs endlich (Colloïdkrebs) stellt das letzte Stadium einer bisweilen sich vollziehenden Umwandlung des Krebses vor, bei welcher die Zellen desselben sich allmählich in eine schleimige oder gallertähnliche, grauweiße Substanz verwandeln. Der Krebs tritt entweder in Form einer umschriebenen, von dem umgebenden Gewebe mehr oder weniger scharf abgegrenzten Geschwulst auf (Krebstumor, Krebsknoten, circumscripter Krebs), oder aber er durchsetzt das befallene Organ in gleichmäßiger nicht abgrenzbarer Weise (infiltrirter oder diffuser Krebs), indem er dabei die Farbe, den Bau, die Consistenz der Gewebe in verschiedenem Grade verändert. Die Größe des Krebsknotens variirt vom eben wahrnehmbaren (miliarer Krebs) bis zu derjenigen eines Mannskopfes und darüber, ebenso kann seine Gestalt eine außerordentlich verschiedene sein. Die Zahl der vorhandenen Knoten ist meist eine beschränkte, bisweilen jedoch ganz außerordentlich große. Die Abgrenzung des Krebsknotens von dem um-

liegenden Gewebe ist zumeist nur für die gröbere Betrachtung scharf; bei feinerer Untersuchung zeigt sich fast immer eine mehr oder weniger deutlich ausgesprochene Fortsetzung des krankhaften Processes auf die Umgebung. Die Häufigkeit, mit welcher die einzelnen Organe und Gewebe des Körpers vom Krebse befallen werden, ist sehr verschieden; am häufigsten wird er beobachtet an Lymphdrüsen, an der weiblichen Brustdrüse, an der Gebärmutter mit Scheide, Unterlippe, Leber, Magen, Speiseröhre, Brust- und Bauchfell, seltener an den Lungen, der äußern Haut, Darmkanal, Blutadern und Lymphgefäßen, Knochen, Gehirn und Hirnhäuten, Augapfel, Nieren, Hoden, Zunge, am seltensten an der Harnblase, den Eierstöcken, Muskeln, Luftwegen, Speicheldrüsen, Rückenmark und Milz. Auch in den einzelnen Organen zeigt der Krebs wieder eine gewisse Vorliebe für bestimmte Stellen derselben, z. B. den Scheidentheil der Gebärmutter, Pförtnertheil des Magens, Grenze zwischen Haut und Schleimhaut, unteres Ende des Dünndarmes, Blinddarm, Mastdarm u. s. w. Gewöhnlich tritt der Krebs zuerst nur an einer kleinern beschränkten Stelle auf (primärer Krebs), kann sich aber später von dort, höchst wahrscheinlich durch directe Fortführung einzelner losgerissener Elemente mittels des Blut- oder Lymphstromes, auf andere Organe übertragen (secundärer, metastatischer Krebs). Der secundäre Krebs findet sich hauptsächlich in den Lymphdrüsen und dem Bindegewebe, welche dem primären Krebs nahe liegen, ferner in Brust- und Bauchfell, Leber und Lungen, während der primäre Krebs mehr die oben zuerst genannten Organe und Gewebe bevorzugt. Ueber die Ursachen des Krebses ist äußerst wenig bekannt. Die Erblichkeit spielt als prädisponirende Ursache eine gewisse Rolle, ebenso das höhere Alter, namentlich für einzelne Formen des Krebses (Epithelialkrebs), ferner übermäßige geistige und körperliche Anstrengungen, deprimirende Affecte, schlechte Ernährungsverhältnisse. Als Gelegenheitsursachen scheinen mechanische und chemische Reize bisweilen von Einfluß zu sein; directe Uebertragung des Krebses durch Ansteckung kommt niemals vor. Der Verlauf des Krebses ist fast regelmäßig ein langsamer, sich über eine Reihe von Jahren hin erstreckender; selten tritt im Anschlusse an einen schon länger bestehenden Krebs eine rapid verlaufende krebsige Erkrankung vieler Organe auf; noch seltener kommt ein derartiges acutes Leiden primär zur Entwickelung. Dagegen kann die Krebserkrankung in ihrem Verlaufe auf verschiedene Weise sehr rasch Ereignisse herbeiführen, welche den schleunigen Untergang des Organismus zur Folge haben. Dahin gehören namentlich heftige, unstillbare Blutungen, Durchbohrung von Organwandungen in Brust- und Bauchhöhle, Druck auf das Gehirn, Blutvergiftung, Verschluß des Darmes oder der Luftröhre u. dgl. Aber selbst dann, wenn keine lebenswichtigen Organe in ihrer Function beeinträchtigt werden, hat der Krebs bei längerem Bestande eine tiefgreifende allgemeine Ernährungsstörung zur Folge (Krebskachexie), die entweder einen günstigen Boden für die Entstehung anderweitiger, tödlicher Krankheiten abgibt oder an sich selbst unter zunehmender Entkräftung und Erschöpfung den Tod herbeiführt. Die Erscheinungen, welche der Krebs in seinem Verlaufe macht, hängen natürlich ganz von seinem Sitze ab; im Anfange pflegen dieselben gering zu sein; später sind außer den besondern Organstörungen namentlich bohrende, heftige Schmerzen charakteristisch. Der Krebs selber erleidet bei langem Bestande in der Regel gewisse Veränderungen. Die Zellen desselben können verfetten, verschleimen, vereitern oder verkalken und es kommt dann häufig, namentlich auf der Haut oder den Schleimhäuten, zum Zerfall der Oberfläche und zur Entstehung eines vielfach zerklüfteten, verschieden gefärbten, eine dünne, bisweilen äußerst übelriechende Flüssigkeit (Krebsjauche) absondernden Geschwürs (Krebsgeschwür), welches Neigung zu Wucherungen und zu rascher Vergrößerung zu zeigen pflegt. Der Krebs ist an sich unheilbar. Alle gegen denselben in Anwendung gebrachten medicamentösen Mittel haben sich als gänzlich erfolglos erwiesen. Die einzige Möglichkeit einer Heilung liegt in sehr frühzeitigem und energischem Ausschneiden der ergriffenen Theile; indessen kehrt auch dann das Leiden häufig mit großer Hartnäckigkeit wieder, da es sehr schwierig ist, die ganze Ausdehnung der Gewebserkrankung zu bestimmen und da vielfach schon innere, den chirurgischen Eingriffen unzugängliche Organe (tiefliegende Lymphbahnen) mit ergriffen sind. Vgl. Thiersch „Der Epithelialkrebs, namentlich der Haut" (Leipzig 1865), ferner Uhle und Wagner, „Handbuch der allgemeinen Pathologie", 6. Auflage (Leipzig 1874), S. 606 fg.

(E. Kraepelin.)

KREBS (Johann Ludwig), bedeutender Organist, Pianist und Componist für Orgel und Klavier, geb. am 10. Oct. 1713 als Sohn des Cantors Joh. Tob. Krebs zu Buttelstädt in Thüringen, als Thomaner ein Lieblingsschüler Joh. Seb. Bach's, 1737 Organist in Zwickau, später Schloßorganist in Zeitz und endlich 1756 Hoforganist in Altenburg, gest. kurz nach 1780. Seine vortrefflichen Orgelstücke werden noch heute von tüchtigen Organisten hochgeschätzt. Von Krebs' beiden Söhnen Ehrenfried Christian Traugott und Johann Gottfried, welche gleichfalls Organisten waren, erreichte keiner die Berühmtheit des Vaters. *(A. Tottmann.)*

KREBS (Johann Tobias), Schulmann und Philolog, der Bruder des Musikers Joh. Ludwig, war geboren zu Buttelstädt im Weimarischen am 16. (Andere behaupten am 6. Dec.) 1718 als Sohn des dortigen Cantors. Seit 1729 besuchte er die Thomasschule zu Leipzig, studirte sodann seit 1738 daselbst Theologie und Philologie, wurde 1743 Magister, hielt Vorlesungen über das Neue Testament; 1746 ist er Conrector zu Chemnitz, 1752 dritter College an der Fürstenschule zu Grimma, wo er auch Conrector und 1763 Rector wurde. Am 16. März (Kämmel nennt den 6. April) 1782 starb er daselbst. Krebs gehört zu den in Deutschland glücklicherweise nicht seltenen Schulmännern, die bei aller Pünktlichkeit und gewissenhafter Strenge im Amte die wissenschaftliche Fortbildung nicht versäumen und selbst literarisch thätig sind. Nach diesen zwei Seiten theilt sich sein

Wesen. Als Schulmann war er bei aller Akribie, die auf den Grund der Dinge drang, nichts Unverstandenes aufkommen ließ und nur das lehrte, was sich gut verdauen ließ, voll von Wohlwollen und humanem, für seine Schüler treu besorgtem Wesen (vgl. Dinter's Selbstbiographie 39 fg., 52 fg.). Charakteristisch ist da sein Wort: „Wenn ich meinen Primanern zu viele Arbeiten aufgebe, so ziehe ich faule Studenten." Er that auch viel für das Selbststudium derselben, wobei er ein wenig einseitig nur Bücher empfahl, die mit Rom und Hellas in Verbindung standen, aber er überzeugte sich stets, ob die Bücher auch gelesen wurden. Als einer der ersten Schüler Ernesti's trat er für dessen Schulordnung vom J. 1773 ein; obwol vor allem tüchtiger Lateiner, that er doch auch sehr viel für die Verbreitung der griechischen Studien in Sachsen. Es war beinahe natürlich, daß dieser Schulmann gegen den Philanthropinismus Basedow's auftrat; es geschah dies in der sackgroben Schrift „Vannus critica" 1776. Krebs versuchte sich schon 1740 literarisch mit seiner Dissertation. „De Ephetis Atheniensium judicibus" (Lips.), in welcher er unter andern seine unwandelbare Ergebenheit gegen die Thomasschule ausspricht, dann folgte eine Reihe von Schriften, die sich mit dem Neuen Testament befaßten (vgl. Sax, Onomasticon VII, 18), eine Ausgabe des Hesiod mit Uebersetzung und Noten, Leipzig 1745, verschiedene archäologische Untersuchungen, wie z. B. „De dactyliothecis veterum" 1780 und über Rechtsalterthümer der Griechen und Römer, die ebenso wie pädagogische Aufsätze in den „Opuscula academica et scholastica denuo recognita" (Lips. 1778) enthalten sind. Alle seine Werke zeichnet großer Fleiß und Lust am Citiren aus, sie zeugen jedenfalls für den Eifer des als Schulmann hingebend thätigen Mannes, dem u. a. sein Schüler Dinter ein ehrenvolles Gedächtniß gewidmet. Vgl. J. A. Mücke, Elogium Krebsii (Lips. 1786); Lorenz, Series praeceptorum illustris (1850). *(Adalbert Horawitz.)*

KREBS (Karl August), beliebter Liedercomponist. Als Sohn des Schauspielerpaares August und Charlotte Miedcke am 16. Jan. 1804 zu Nürnberg geboren, erhielt derselbe nach dem früh erfolgten Tode der Mutter mit Bewilligung des Vaters den Namen seines Pflegevaters, des Hofsängers Joh. Bapt. Krebs in Stuttgart, der auch zugleich sein Lehrer wurde. Außerdem studirte Krebs noch bei Seyfried in Wien und versuchte sich schon in seinem siebenten Lebensjahre mit einer Oper „Feodor", Text von Kotzebue. Gleich bedeutend als Pianist wie als Dirigent, wurde er im J. 1826 als Musikdirector an der Hofoper angestellt und schon im folgenden Jahre in gleicher Eigenschaft nach Hamburg an die Oper berufen. Unter seiner Direction nahm die hamburger Oper einen bedeutenden Aufschwung, sodaß Krebs 1850 eine weitere Berufung als Hofkapellmeister nach Dresden erhielt, wo er am 16. Mai 1880 starb. Seine Opern „Silva" (1830), „Agnes" (1834), seine Messen sowie sein Tedeum gelangten mit großem Erfolge zur Aufführung, besonders aber wurden ihres gefälligen melodischen Wesens und ihrer Sangbarkeit wegen seine Lieder („An Adelheid", „Die Heimat" u. s. w.) populär. Was Krebs übrigens noch als Lehrer leistete, das hat er an seiner aus der Ehe mit der berühmten Sängerin Michalesi-Krebs stammenden Tochter Mary bewiesen, welche zu den bedeutendsten Pianistinnen der Gegenwart zählt. *(A. Tottmann.)*

KREBSAUGEN oder KREBSSTEINE (Lapides sive oculi cancrorum) nennt man naturgemäße Concremente, welche, zur Zeit des Schalenwechsels zu beiden Seiten im Magen des Flußkrebses (Astacus fluviatilis) sich bildend, fast ausschließlich aus kohlensaurem Kalk mit Beimischung von etwas Gallerte bestehen. Zu feinem Pulver verrieben fand das gegenwärtig fast ganz veraltete Mittel früher vielfache therapeutische Verwendung, so als Absorbens gegen freie Magensäure, namentlich bei Kindern, bei gewissen Kachexien, Dyskrasien oder mit Säurebildung verbundenen fehlerhaften Absonderungen (Rhachitis, Gicht, Steinkrankheit, Weißem Fluß), ferner allein oder als Zusatz zu andern krampfstillenden Mitteln bei Krämpfen der kleinen Kinder. Endlich galten die Krebssteine als zuverlässiges, schnell zersetzendes Gegengift bei Vergiftungen mit Sauerkleesalz oder reiner Kleesäure. Aeußerlich benutzte man das Mittel als Streupulver bei Wundsein der Kinder (Intertrigo), bei leichtem Erysipel (Rothlauf) und oberflächlichen Verbrennungen. *(Alfred Krug.)*

Krebse oder Zehnfüßler, s. Decapoda.

KREBSWURZ. Mit diesem Namen werden zwei ganz verschiedene Pflanzen bezeichnet. In einigen Gegenden versteht man darunter eine Knöterichart, Polygonum Bistorta, in andern Aronicum, insbesondere Ar. Clusii und scorpioides, für welche jedoch auch die Namen Gamswurz und Gamsblümli existiren. Die Gattung Aronicum gehört zu der Familie der Compositae und zwar zur Abtheilung der Corymbiferae und ist sowol mit Arnica als mit Doronicum nahe verwandt, sodaß einige Arten derselben theils zu dieser, theils zu jener Gattung gezogen worden sind. Als wesentliche Gattungsmerkmale sind folgende zu erwähnen: Blütenköpfe vielblütig, verschiedenehig mit strahlenförmigen, einreihigen, weiblichen Randblüten und zweigeschlechtigen, röhrigen, 5zähnigen Scheibenblüten. Der Blütenboden ist etwas gewölbt, ohne Deckblättchen. Die linealischen, zugespitzten, fast gleichgroßen Blättchen des Hüllkelches stehen in wenigen Reihen. Die Griffelschenkel der Scheibenblüten sind abgestutzt und nur an der Spitze pinselförmig behaart, die der Strahlblüten kurz und stumpf. Die Achenen sind schnabellos, ungeflügelt, länglich-kreiselförmig, gefurcht und sämmtlich mit einem Federkelche versehen. Durch dieses letztere Merkmal unterscheidet sich die Gattung Aronicum namentlich von Doronicum, bei welchem die Achenen der Strahlblüten keinen Federkelch (pappus) besitzen, weshalb die Vereinigung dieser Gattung mit Doronicum ungeachtet der habituellen Uebereinstimmung nicht gerechtfertigt erscheint. Von Arnica unterscheidet sich Aronicum besonders durch die wechselständigen Blätter.

Die wenigen hierher gehörigen Arten wachsen auf

höhern Gebirgen in Mitteleuropa und Centralasien; folgende sind unterschieden:

1) Ar. Clusii *Koch.* Wurzelstock wagerecht; Stengel hohl, leicht biegsam; Blätter krautig-weich, eiförmig oder länglich, entfernt gezähnt oder ganzrandig, die untern gestielt, die stengelständigen halbstengelumfassend; Strahlblüten bei Nacht oberwärts zusammenneigend. Hierzu gehören als Synonyme Ar. Doronicum *Reichenbach*, Doronicum Clusii *Tausch*, Arnica Clusii *Allione* und Grammarthron biligulatum *Cassini.*

Auf feuchten Plätzen der höchsten Alpen und Pyrenäen.

Aendert mit eingeschnitten-buchtig-gezähnten Blättern ab, welche nebst dem Stengel sehr rauhhaarig sind (Ar. Bauhini *Reichenbach*), so in den Tiroler Alpen.

2) Ar. glaciale *Reichenbach.* Wurzelstock schief; Stengel starr, mit Mark gefüllt, nur unter dem Blütenkopfe hohl; Blätter starr, ziemlich dick, fast brüchig, eiförmig oder länglich, gezähnt oder ganzrandig, die untern gestielt, die stengelständigen stengelumfassend; Strahlblüten auch bei Nacht ausgebreitet, nicht zusammenneigend. Hierher gehört Arnica glacialis *Wulfen.*

Auf feuchten Plätzen der höchsten Alpen in der Nähe von Gletschern.

3) Ar. scorpioides *Koch.* Wurzelstock dick, wagerecht, blaß, mit dachziegelig sich deckenden Schuppen bedeckt; Stengel hohl, meist einfach; Blätter groß, buchtig-gezähnt, nebst dem Stengel drüsig-rauhhaarig oder selten kahl, untere eiförmig oder herzeiförmig mit kurzem, breit geflügeltem, stengelumfassendem Stiele, die übrigen eilänglich oder eilanzettförmig, mit herzförmigem Grunde stengelumfassend; Hüllschuppen linealisch-lanzettlich, zugespitzt. Linné rechnete diese Art zur Gattung Arnica.

Einheimisch in den Pyrenäen, Alpen, Karpaten und in den Gebirgen von Corsica und Griechenland.

4) Ar. altaicum *De Candolle.* Die ganze Pflanze ist fast kahl; Stengel einfach, 1- (sehr selten 2-) köpfig; Blätter breit eiförmig oder verkehrt-eiförmig-elliptisch, gesägt-gezähnt, die grundständigen und untersten Stengelblätter zu Schuppen reducirt, die obern stengelumfassend, die der unfruchtbaren Büschel in den Blattstiel verschmälert. Hierher gehören Arnica altaica *Turczaninow* und Doronicum altaicum *Pallas.*

Im Altai einheimisch.

5) Ar. corsicum *De Candolle.* Stengel aufrecht, röhrig, ästig; Blätter weich, länglich-lanzettlich, gezähnelt, am Grunde verschmälert und geöhrelt; Blütenköpfe einzeln an der Spitze des Stengels und der Aeste, eine Doldentraube bildend; Blütenstiele kurz, an der Spitze nicht verdickt, mit Drüsenhaaren bedeckt; Hüllkelch drüsig, mit lanzettlichen, gewimperten Schuppen.

Diese Art wächst auf den Gebirgen Corsicas.

(A. Garcke.)

KREFELD (Crefeld), bedeutende Fabrikstadt der preußischen Rheinprovinz, Regierungsbezirk Düsseldorf, bildet einen eigenen Stadtkreis von 20,74 □Kilom. mit 1885: 90,241 Einwohnern (1880: 73,872 Einwohner, also Zunahme von 22,16 Proc.; 1840 nur 25,897 Einwohner). Die Stadt liegt in einer weiten fruchtbaren Ebene in 35,86 Met. Seehöhe, 20 Kilom. von Düsseldorf entfernt, 7 Kilom. westlich vom Rhein, nach welchem ein Abzugskanal für Schmutzwasser führt und der Rhein-Maaskanal projectirt ist; an den Linien Neuß-Kleve-Zevenaar, Krefeld-Rheydt, Krefeld-Hochfeld, München-Gladbach-Ruhrort der preußischen Staatsbahnen und an der Krefeld-Kreis Krempener Industrie-Eisenbahn, durch Straßen- und Localbahnen mit der gewerbereichen Umgebung verbunden. Die Stadt wird zuerst 1166 unter Kaiser Friedrich I. Barbarossa als Herrlichkeit und Kirchdorf im Gebiete der Grafen Mörs, von kurkölnischem Besitze umschlossen, erwähnt: Graf Friedrich von Mörs ertheilte einem gefangenen polnischen Edelmanne die Erlaubniß, hier ein Schloß, Cracow, zu erbauen, um welches sich allmählich ein Dorf ansiedelte, welches 1226 von der Grafschaft Mörs als erledigtes Lehn eingezogen wurde. Im J. 1361 wurde die Ortschaft durch Kaiser Karl IV. mit Marktgerechtigkeit ausgestattet, 1376 endlich zur Stadt erhoben. Nach dem Aussterben der Grafen von Mörs kam der Ort 1597 an das Haus Nassau-Oranien und nach dessen Erlöschen 1702 durch Erbvertrag an Brandenburg. Schon früh befestigt, hatte die Stadt durch Kriege vielfach zu leiden, so besonders 1585—92 im sogenannten Truchsessenkriege und im Dreißigjährigen Kriege durch den kaiserlichen General Lamboy, welcher die Stadt schwer brandschatzte, aber am 17. Jan. 1642 in der Nähe geschlagen wurde. Im J. 1677 endlich wurde das feste Schloß geschleift. In der Zeit des Dreißigjährigen Krieges legte die Stadt den Grund zu ihrer spätern Bedeutung und Blüte, da infolge der religiösen Verfolgungen in den Nachbarländern, besonders Jülich und Berg, Reformirte und Mennoniten sich hier ansiedelten und die Seiden- und Sammetindustrie begründeten. Noch ist aus der Zeit des Siebenjährigen Krieges die Schlacht auf der Krefelder Heide (23. Juni) 1758 zu erwähnen, in welcher Herzog Ferdinand von Braunschweig mit 34,000 Verbündeten ein französisches Heer von 66,000 Mann unter Graf von Clermont besiegte; eine gothische Säule beim Dorfe Fischeln erinnert an diese Ruhmesthat. Infolge der Französischen Revolution fiel die Stadt 1794 vorübergehend an Frankreich, bis sie 1814 wieder mit Preußen vereinigt und dem Verbande der Rheinprovinz zugewiesen wurde.

Die heutige, in steter Zunahme begriffene Stadt ist nach Beseitigung der früheren Festungsgräben und Wälle und deren Umwandlung in Promenaden durchaus modern, mit breiten, rechtwinkelig sich kreuzenden und vielfach mit Baumalleen geschmückten Straßen und mehrern schönen öffentlichen Plätzen, unter denen besonders der Friedrichsplatz mit dem Siegesdenkmale der Germania zur Erinnerung an die Gefallenen aus den Jahren 1870—71 erwähnenswerth ist. An andern öffentlichen Denkmälern sind zu nennen das des Componisten der „Wacht am Rhein", K. Wilhelm, und des Rentiers Cornelius de Greiff. Unter den öffentlichen Gebäuden ragt am meisten hervor das Rathhaus, dessen Festsaal von P. Janssen, Director der Akademie zu Düsseldorf, mit einem Cyklus von vier großen und mehrern kleinen Wandgemälden

geschmückt ist, auf denen die Befreiung Germaniens von den Römern durch Armin verherrlicht ist. An Kirchen zählt die Stadt drei katholische, zwei protestantische, eine mennonitische und eine jüdische Synagoge. Unterrichtsanstalten sind vorhanden: ein Gymnasium, ein Realgymnasium, Realschule, höhere Bürgerschule, höhere Töchterschule, königliche Webschule, Provinzial-Gewerbeschule, Handwerker-Bildungsschule; für Verbreitung von Bildung und Geselligkeit sorgen ferner ein kaufmännischer Verein und ein Handwerker-Fortbildungsverein. Vorzüglich wirken für Krankenpflege und Wohlthätigkeit das städtische Verpflegungshaus, die Krankenpflege-Anstalt der Alexianer, das Krankenhaus und die Handwerker-Krankenanstalt nebst andern Wohlthätigkeitsanstalten, denen 1863 durch Vermächtniß des Rentiers C. de Greiff ein Kapital von 1,374,000 Mark zufloß. An sonstigen öffentlichen Anstalten des Staates und der Stadt sind vorhanden: das Landrathsamt des Stadt- und Landkreises Krefeld, Hauptsteueramt, Amts-, Handels- und Gewerbegericht, Handelskammer, eine Reichsbankstelle (mit jährlichem Umsatze von circa 350 Mill. Mark), Post- und Telegraphenamt, Maschinenwerkstatt der Bergisch-Märkischen Eisenbahn (mit gegen 380 Arbeitern), städtische Gasanstalt und Wasserleitung, Sparbank; ferner ist Krefeld Sitz der Direction der Krefelder-Kreis Kempener Industrie-Eisenbahn.

Als Industriestadt nimmt Krefeld in Deutschland den ersten Platz ein für Seiden- und Sammetfabrikation, an welcher die ganze Umgebung lebhaft betheiligt ist. Für 168 Fabriken arbeiten circa 35,000 Webstühle, 41 Grossisten beschäftigen sich mit dem Vertriebe der fertigen Waaren, 52 mit dem Umsatz von Rohseide, Chappe und Baumwolle. Die Seidentrocknungs- (Konditionier-) Anstalt prüft jährlich circa 420,000 Kilogr. Seide, wovon in der Stadt allein über 75 Proc. verarbeitet werden, nebst 180,652 Kilogr. Chappe und 464,730 Kilogr. Baumwolle. Der Gesammtumsatz in Sammet- und Seidenfabrikaten, unter denen besonders Sammetbänder geschätzt sind, beläuft sich jährlich auf circa 80—85 Mill. Mark, wovon nahezu 25 Proc. auf Deutschland kommen. Dieser Hauptindustrie dienen die übrigen Nebenzweige, darunter besonders Farbenfabriken, Färbereien, Appretur- und Scheranstalten, sowie Fabriken von Seidenwaaren. Auch arbeiten neben vielen andern Industriezweigen besonders Eisengießereien und Maschinenfabriken mit Erfolg, unterstützt durch nahe Steinkohlengruben und bequeme Herbeischaffung des Rohmaterials.

Der Landkreis Krefeld mit 165,21 □Kilom. und 1885: 33,804 Einwohnern (1880: 31,747 Einwohner, Zunahme 6,47 Proc.) ist durchweg eben und sehr fruchtbar, meist Acker- und Wiesenland, nur auf 6 Proc. mit Waldung bestanden.

Vgl. Keussen, Die Stadt und Herrlichkeit Krefeld (Krefeld 1859). *(E. Kaufmann.)*

KREGLINGEN (Creglingen), Stadt im würtembergischen Jagstkreise, Oberamt Mergentheim, mit 1311 Einwohnern (1880), an der Tauber. Die Stadt war früher fest, doch sind in neuerer Zeit die meisten Festungswerke gefallen, und Kreglingen hat viel von seinem frühern alterthümlichen Aussehen verloren. Ueber die Tauber führt jetzt eine schöne steinerne Bogenbrücke, vollendet 1873. Dieselbe hat 4 Stichbogen und einen Halbkreisbogen für den Mühlbach. Das Schulhaus wurde im J. 1875 neu erbaut auf Grund des frühern herrschaftlichen Fruchtkastens, dessen aus dem J. 1563 stammendes steinernes Erdgeschoß dabei benutzt wurde. Das Rathhaus ist ein stattlicher, nun auch nach außen schön hergerichteter Bau, das „Freihaus", welches schönen Holzbau hatte, ist jetzt modernisirt. (Ueber das Geschichtliche vgl. Creglingen.) *(Wilh. Höchstetter.)*

KREIDE ist ein weicher, erdiger und milder, abfärbender Kalkstein von feinerdigem Bruche, im reinsten Zustande ganz weiß, bei eintretendem Gehalte an Thon grau oder durch Eisenoxyd gelblich, durch Kieselsäure härter werdend. Sie besteht der Hauptsache nach aus winzigen Kügelchen und Scheibchen von scheinbar amorphem kohlensaurem Kalke, den sogenannten Coccolithen, Discolithen u. s. w. und aus Schalen von Foraminiferen. Dadurch hat sie eine große Aehnlichkeit mit manchem recenten Tiefseeschlamme, wenn auch die organischen Reste in beiden Ablagerungen specifisch nicht völlig identisch sind. Sie gilt demnach gleichfalls für eine Ablagerungsmasse aus tiefer See (vgl. Zittel, „Die Kreide", Berlin 1876). In ihr finden sich oft noch andere, zahlreiche Versteinerungen. Die Kreide kommt in England, Frankreich, Spanien, Dänemark und dem nördlichen Deutschland vor; da, wo sie die Meeresufer bildet, zeigt sie schroffe Felspartien, z. B. auf den Inseln Wight, Rügen, Möen. Man gebraucht sie zum Schreiben, Poliren von Silber und andern Metallen, als Farbe, zum Kalkbrennen für Mörtel, als Düngemittel, zur Verfertigung des Spiegelglases, des Réaumur'schen Porzellans, von Schmelztiegeln, als Grundlage auf Holz für Vergoldungen u. s. w. — Zuweilen enthält sie als zufälligen Bestandtheil Glaukonit. Sehr häufig finden sich in ihr Feuersteinknollen und -Bänder. Die Kreide findet sich als oberstes Glied der sogenannten Kreideformation. In der Kreideformation treten die verschiedensten Gesteinsarten auf: Quadersandstein, Conglomerate, Grünsandstein, mergelige Kalksteine (sogenannte Pläner), Mergel, reine Kalksteine, Kreide, Kreidetuff (ein aus Bruchstücken von Foraminiferen, Bryozoen, Mollusken u. a. bestehendes, lockeres Kalkgebilde, besonders bei Mastricht), Thone, auch Kohlen (sogenannte Wälderkohle) und Eisenerze. Die Kreideformation bildet die letzte der mesozoischen Formationen und ist dadurch ausgezeichnet, daß in ihren obern Abtheilungen die ersten angiospermen Dikotyledonen, also die ersten eigentlichen Laubhölzer erscheinen, welche an der heutigen Flora den Hauptantheil haben. Von den Thieren haben hauptsächlich die folgenden Abtheilungen besondere Wichtigkeit: Foraminiferen, Seeschwämme, Korallen und Bryozoen, Echiniden oder Seeigel, ferner die Brachiopoden, von den Muscheln insbesondere die eigenartigen Hippuriten; die Ammoniten und Belemniten, erstere mit ihren sogenannten Krüppelformen, sind noch außerordentlich häufig und sterben in der Kreide aus; von den Wirbelthieren sind außer vielen Fischen besonders Vögel mit

Zähnen und Fischwirbeln beachtenswerth, die Reptilien sind nicht mehr so häufig wie in der Juraformation. Die Kreideformation wird nach d'Orbigny in fünf Unterabtheilungen eingetheilt, die von unten nach oben sind: Neocom mit Wälderformation, Gault, Cenoman, Turon und Senon. Zu letzterm gehört als oberes Glied die Schreibkreide. Die Verbreitung der Kreideformation ist in ihren verschiedenen Localausbildungen oder Facies eine sehr allgemeine; ihre Schichten zeigen meistens keine sehr großen Störungen. *(E. Geinitz.)*

KREIENSEN, Kirchdorf im braunschweigischen Kreise und Amtsgerichtsbezirke Gandersheim an der Gande gelegen, welche daselbst in die Leine einmündet, besitzt ein Postamt und zählt 1029 Einwohner. Kreiensen ist in neuerer Zeit bekannt geworden als Kreuzungspunkt der hannoverschen Staatsbahn (Hannover-Kassel-Bebra) und der braunschweigischen Südbahn (Börssum-Holzminden und weiter nach Köln), welche letztere, stark ansteigend in scharfer Curve, die hannoversche Bahn überschreitet. Die an der braunschweigischen Bahn liegende und vom Bahnhofe Kreiensen aus sichtbare Burgruine ist die des alten Hauses Greene (der gleichnamige braunschweigische Flecken liegt darunter). Die Burg, welche schon unter Kaiser Otto II. erwähnt wird, kam später mit der ganzen Umgegend in den Besitz der Dynasten von Homburg, und mit deren Aussterben 1409 an die Herzoge von Braunschweig. Sie verfiel seit dem Dreißigjährigen Kriege. *(Ed. Steinacker.)*

KREIL (Karl), Physiker, Meteorolog und Astronom. Derselbe wurde am 4. Nov. 1798 zu Ried im Innviertel (Oesterreich ob der Enns) geboren, besuchte das Gymnasium zu Kremsmünster und widmete sich nach Absolvirung desselben zu Wien dem Studium der Rechte, doch folgte er bald seiner Neigung und gab sich hauptsächlich dem Studium der Mathematik, Physik und Astronomie hin. Im J. 1826 erhielt er eine Assistentenstelle an der wiener Sternwarte, kam 1830 als Adjunct an die Sternwarte zu Mailand und 1838 als solcher an die Sternwarte zu Prag. Im J. 1845 wurde er zum Director derselben ernannt. Als in Wien im J. 1851 eine Centralanstalt für Meteorologie und Erdmagnetismus errichtet werden sollte, übertrug man ihm die Organisation dieser Anstalt und die Direction derselben, welche Stellung er bis zu seinem Tode am 21. Dec. 1862 innehatte. Von seinen Arbeiten und Publikationen sind zu erwähnen: „Sammlung der nothwendigsten mathematischen Formeln aus der Alg., Trigon., Geometrie, Astronomie und Mathematik" (Wien 1831); „Osservazioni sulla librazione della luna" (aus den Effemerid. astr.), Milano 1836, „Osservazioni sull' intensità e sulla direzione della forza magnetica istitute 1836—38" (Ebend. 1839); „Magnetische und meteorologische Beobachtungen zu Prag von 1839—48". „Versuch, den Einfluß des Mondes auf den atmosphärischen Zustand unserer Erde aus einjährigen Beobachtungen zu erkennen" (Prag 1841); „Ueber die Natur und die Bewegung der Kometen", Ebend. 1843, aus den Schriften der K. Böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften); „Astro-meteorologisches Jahrbuch für Prag", 4 Jahrgänge, 1842—45; „Magnetische und geographische Ortsbestimmungen im österreichischen Kaiserstaate" (mit K. Fritsch), 5 Jahrgänge, 1846—51; „Ueber den Einfluß des Mondes auf die magnetische Declination (Denkschriften der Wiener Akademie III, 1852); „Ueber den Einfluß des Mondes auf die horizontale Componente der magnetischen Erdkraft" (Ebend. V, 1853); „Ueber den Gebrauch des Aequatoreals" (Annalen der Wiener Sternwarte, X, 1830); „Ueber den Einfluß der Alpen auf die Aeußerung der magnetischen Erdkraft" (Sitzungsberichte der Wiener Akademie II, 1849); „Beschreibung meteorologischer Autographeninstrumente" (Ebend. III, 1849); „Ueber magnetische Variationsinstrumente" (Ebend. IV, 1850); „Ueber das Inductionsinclinatorium der Prager Sternwarte und ein autographisches Thermometer aus Zinkstangen" (Ebend. V, 1850); „Berichte über die Centralanstalt für Meteorologie und Erdmagnetismus" (Ebend. VIII und IX 1852); „Ueber ein neues Reisebarometer" (Ebend. XIV 1854). Außerdem noch eine Anzahl kleinerer Aufsätze in Poggendorff's Annalen. *(H. A. Weiske.)*

KREIS (κύκλος, circulus), ist in der Geometrie der Ort aller der Punkte in einer Ebene, die von einem gegebenen Punkte derselben Ebene gleichweit entfernt sind. Die wesentlichsten Eigenschaften dieser nächst der Geraden einfachsten Linie in der Ebene wurden bereits in der Geometrie der Alten ausführlich untersucht und finden sich insbesondere in dem 3., 4., 6., 12. und 13. Buche der Elemente des Euklid systematisch entwickelt. Indem ich im Folgenden eine kurze historische Uebersicht über die Geometrie des Kreises zu geben versuche, benutze ich außer den Literaturnachweisungen in Klügel's „Mathematischem Wörterbuche" die geschichtlichen Untersuchungen von Chasles „Aperçu historique", 2. éd.; Baltzer, „Elemente der Mathematik" (5. Auflage 1878); Cantor, „Vorlesungen über Geschichte der Mathematik" (Bd. 1, 1880).

Die elementaren Eigenschaften des Kreises hinsichtlich des Centrums, der Durchmesser, der Sehnen, endlich der Centri- und Peripheriewinkel sind bei Euklid gegeben. Der Satz, daß die Summe der gegenüberliegenden Winkel im Sehnenvierecke gleich ist, wurde von Carnot („Géom. de position") für beliebige Polygone erweitert, während der analoge Satz für das sphärische Viereck von Lexell („Acta Petrop." 1782, I) bewiesen, Anlaß gab, denselben auch für das ebene dem Kreise einbeschriebene Viereck, dessen Seiten Bogen von beliebigen Kreisen sind, auszusprechen (Baltzer, „Planim." §. 4, 4). Die Relation zwischen Peripherie- und Centriwinkel erweiterte der Araber Alhazen (Ibn Alhaitam, gest. 1038), dessen Optik Vitello mitgetheilt hat. Derselbe hat auch die für die Katoptrik wichtige Aufgabe behandelt, auf einer Kreisperipherie den Punkt zu bestimmen, in welchem der zugehörige Radius gleiche Winkel bildet mit den Geraden, die von diesem Punkte nach zwei gegebenen Punkten in der Ebene führen, eine Aufgabe, welche die Lösung einer Gleichung vierten Grades erfordert, und

die später von Huyghens vermittelst Schnitt des Kreises mit einer Hyperbel und Kästner („Nov. Comm. Soc.“, Göttingen 1776, T. VII.) weiter untersucht wurde. Die Construction der Tangente am Kreise, deren allgemeine Definition für beliebige Curven erst im 17. Jahrh. Fermat, Roberval u. a. aufstellten, ist gleichfalls schon bei Euklid gegeben, desgleichen die Sätze über die dem Dreiecke ein- und umgeschriebenen Kreise, welche den Ausgangspunkt bilden für die Theorie der „merkwürdigen Punkte“ im Dreiecke, deren Lage von Feuerbach („Das geradlinige Dreieck“ 1822) am ausführlichsten studirt wurde (Baltzer, „Planim.“ §. 12, 8). Relationen zwischen dem Radius des umgeschriebenen Kreises und dem Flächeninhalte des Dreieckes finden sich bei Heron von Alexandrien (circa 100 v. Chr.) und Brahmagupta (geboren 589).

Die von den Babyloniern überkommene, auf der Eintheilung des Jahres in 360 Tagen beruhende Sexagesimaltheilung des Kreises (Sayce, „The astronomy and astrology of the Babylonians, Transact. of the soc. of biblical Archaeol.“ Vol. II, P. I, 1874) — die Chinesen theilten aus dem gleichen Grunde den Kreis in $365\frac{1}{4}$ Grade — hat Euklid noch nicht; der erste griechische Geometer, welcher sie anwandte, ist Hypsikles circa 180 v. Chr. („Buch von den Aufgängen der Gestirne“), dagegen ist die Theorie der regelmäßigen, dem Kreise ein- oder umgeschriebenen Polygone in dem vierten Buche des Euklid ausführlich enthalten. Es finden sich jedoch hier nur die sogenannten Polygone der ersten Art; die Pythagoräer hatten außerdem noch das Sternfünfeck (*πένταλφα*) behandelt, während die übrigen Sternpolygone erst im Mittelalter, nachweislich zuerst von Campanus im 13. Jahrh., später von Charles de Bouvelles (1470—1542), Ramus, Girard, Brescius und Kepler, in neuerer Zeit aber von Meister (1724—1788, „Nov. Comm. Soc.“, Göttingen T. I), Poinsot, („Journ. de l'école polyt.“ Cah. 10), und Wiener, („Ueber Vielecke und Vielfläche“ 1864) untersucht wurden. (Vgl. Günther, „Vermischte Untersuchungen zur Geschichte der mathematischen Wissenschaft“ Kap. 1). Die Construction der regulären Polygone und die damit zusammenhängende Theilung des Kreises in gleiche Theile führte Euklid mit Hülfe des Lineals und Zirkels für das 3, 4, 5, 6, 10 und 15-Eck und für das 2, 4, 8fache u. s. w. derselben aus. Der Goldene Schnitt, auf dem die 10- und 5-Theilung beruht, ist wahrscheinlich schon von Eudoxus (circa 408—355) gefunden worden. Ein großer Fortschritt war es, als Gauß im J. 1796 („Disq. arithm.“) nachwies, daß die Theilung des Kreises in n gleiche Theile, wenn n eine Primzahl ist, dann und nur dann durch elementare Construction (d. h. mit Hülfe einer endlichen Anzahl von Kreisen und Geraden, oder anders ausgedrückt mit Hülfe von Zirkel und Lineal, ausführbar ist), sobald n—1 eine Potenz von 2 ist; z. B. für die Primzahlen 3, 5, 17, 257 u. s. w. Geometrische Constructionen des 17-Eckes siehe: Legendre, „Elém. de trigon.“; Grunert, Klügel's „Mathematisches Wörterbuch“ Bd. 5; von Staudt, „Journal für Mathematik“ Bd. 34; des regulären 257-Eckes Richelot, „Journ. für Mathematik“ Bd. 9; ferner Bachmann, „Die Lehre von der Kreistheilung“ 1872. Grundzüge einer allgemeinen Theorie der mit Zirkel und Lineal constructiv ausführbaren Aufgaben gab Steiner in seiner Schrift: „Die geometrischen Constructionen ausgeführt mittels der geraden Linie und eines festen Kreises“, ein noch einfacher gestelltes Problem, welches zufolge einer Bemerkung im VIII. Buche des Pappus schon von den Griechen behandelt war (*τὰ ἐνὶ διαστήματι γραφόμενα*), während Mascheroni in seinem Buche „Vom Gebrauche des Zirkels“ (deutsch von Gruson 1825) geometrische Aufgaben vermittels des Zirkels allein zu lösen suchte, wobei jede Gerade nur durch zwei ihrer Punkte vertreten ist.

Von der Transversalentheorie enthalten die Bücher des Euklid noch verhältnißmäßig wenig, jedoch finden sich hier die Fundamentalsätze vom constanten Producte der Abschnitte auf allen durch einen Punkt gelegten Secanten, von Steiner („Journ. für Mathematik“ Bd. 1) die Potenz des Punktes in Bezug auf den Kreis genannt. Die Linie gleicher Potenzen in Bezug auf zwei Kreise von Plücker („Analytisch-geometrische Entwickelungen“) die Chordale, von Gaultier („Journ. de l'école polyt.“ Cah. 16) die Radicalaxe genannt, führte zu einer neuen Behandlung der Berührungsprobleme des Apollonius, von welchem uns Pappus berichtet hat, und die in der Aufgabe gipfeln, einen Kreis zu construiren, der drei gegebene Kreise berührt. Die erste Auflösung gab Vieta (Apollonius Gallus 1600), später beschäftigten sich noch Descartes, Newton, Lambert und Euler („Nov. Act. Petropol.“ T. VI) mit derselben, in neuerer Zeit sind einfache geometrische Lösungen von Steiner, analytische von Hesse gegeben worden. Mit denselben Principien löste und verallgemeinerte Steiner („Journal“, Bd. 1) die sogenannte Malfatti'sche Aufgabe: in ein gegebenes Dreieck drei Kreise zu beschreiben, die einander und je zwei Seiten des Dreieckes berühren (siehe auch Schröter, „Journal für Mathematik“ Bd. 77). In den Schriften des Apollonius, Claudius Ptolemäus (*μεγάλη σύνταξις*, Almagest) und Pappus gewinnt die Transversalentheorie an Bedeutung. Apollonius hat im zweiten Buche der „Ebenen Oerter“ den analytisch leicht nachweisbaren, aber geometrisch sehr allgemeinen Satz, daß O auf einem bestimmten Kreise liegt, wenn A B C ... gegebene Punkte, $\alpha\ \beta\ \gamma \ldots$ gegebene Zahlen sind, und die Summe $\alpha\overline{OA}^2 + \beta\overline{OB}^2 + \gamma\overline{OC}^2 \ldots$ einen gegebenen Werth hat. Daß das Centrum des Kreises der Schwerpunkt der Punkte αA, βB, γC.. ist, hat Fermat (Opp. p. 151) hinzugefügt. Desgleichen rühren von Apollonius die ersten Sätze über harmonische Theilung her. Der Almagest von Ptolemäus enthält den Satz, daß für 4 Punkte auf einem Kreise das Product $AB \cdot CD + AC \cdot DB + AD \cdot BC = 0$ ist, wie ihn schließlich Möbius in seiner „Kreisverwandtschaft“ allgemein aussprach; auf denselben gründet sich die Berechnung der Sehnen zu gegebenen Winkeln; er wurde von Carnot („Géom. de position“) erweitert. Die Lehre von den Aehnlichkeitspunkten zweier Kreise, den Durchschnittspunkten gemeinsamer Tangenten, ist von

Pappus begonnen worden. Der Name wurde von Euler („Nov. Act. Petropol." T. 9) eingeführt. Diese Sätze, sowie dann später der Satz von Pascal über die Lage der Durchschnitte gegenüberliegender Seiten eines dem Kreise eingeschriebenen Sechseckes („Essai pour les coniques" 1640) und der dazu duale von Brianchon („Journ. de l'école polyt." Cah. 13), wurden die Grundlage der neueren (synthetischen oder projectiven) Geometrie. Die Beziehung des „Poles einer Geraden" (Servais 1811) und der „Polare eines Punktes" (Gergonne 1813), von Apollonius bereits erkannt, begründete das Princip der Dualität bei Poncelet, Gergonne, Plücker (Gergonne, „Annal". 1826). Eine systematische Theorie der Kreissysteme hat Möbius durch seine Arbeit über Kreisverwandtschaft geschaffen.

Die Ausmessung der Kreisperipherie (Cyklometrie) ist ein Problem, dessen genaue Lösung sich durch Jahrtausende hinzieht. Man hatte frühzeitig erkannt, daß die Peripherie dem Durchmesser proportional ist, und es handelte sich darum, diese Verhältnißzahl zu bestimmen. Auf einem ägyptischen Papyrus („Papyrus Rhind" des Britischen Museums, übersetzt von Eisenlohr 1877), der aus den Jahren 2000—1700 v. Chr. datirt wird, findet sich die Verhältnißzahl $\pi = (^{16}/_{9})^2$ angegeben; in den Rechnungen der Babylonier scheint $\pi = 3$ gesetzt worden zu sein, was auch in den jüdischen Schriften (I Kön. 7, 23 und II Chron. 4, 2) beim Bericht über den Tempelbau Salomo's (1014—1007) geschieht. Dieselbe Zahl wird bei den Chinesen in den älteren Schriften (Tcheou pei, ed. par Biot, „Journ. Asiatique" 1841) angewandt, später vielleicht durch indische Vermittelung werden die Zahlen $^{22}/_{7}$ und $^{157}/_{50}$ benutzt. Die erste correcte Methode zur Bestimmung der Zahl gab Archimedes. Indem er für den Umfang U^1 des umgeschriebenen regulären 96-Eckes im Verhältnisse zum Durchmesser die Proportion

$$U^1_{96} : d < 14688 : 4673^1/_2,$$

für den Umfang des eingeschriebenen 96-Eckes die Proportion:

$$U_{96} : d > 6336 : 2017^1/_4$$

berechnete, und diese Verhältnißzahlen durch kleinere Werthe ersetzte, erhielt er die sehr brauchbare und einfache Grenzbestimmung

$$^{22}/_7 > \pi > {}^{223}/_{71}.$$

Diese Archimedische Berechnung, zumal die einfache obere Grenze, blieb dann auch bei den römischen Mathematikern im Gebrauch; bemerkenswerth ist nur in den Büchern des Almagest die Anwendung der genaueren Zahl $^{377}/_{120}$. In den indischen Schriften, deren Alter aber schwer zu datiren ist, treten verschiedene Werthe auf. In den ältesten (Çulvasûtras) sowol die Annäherung $\pi = 3$, als auch die genauere $^{49}/_{16}$ sogar mit einer Correctur, später (Angabhatta) vielleicht unter alexandrinischem Einflusse die Zahl $\pi = 3{,}1416$, während bei Brahmagupta der nicht näher aufgeklärte Werth $\sqrt{10}$ sich findet. In den Schriften der Araber werden die Archimedische Zahl sowol als auch die indischen benutzt. Auf dem von Archimedes eingeschlagenen Wege, sich dem Kreise durch eingeschriebene Vielecke zu nähern, gingen die Mathematiker der neueren Zeit weiter. Zuerst Vieta (1579), der π auf 10 Decimalstellen berechnete vermittels des ein- und des umgeschriebenen Vieleckes von 6. 2^{16} Seiten; sodann Ludolf van Ceulen aus Hildesheim (1596), nach welchem π die Ludolf'sche Zahl genannt wird, auf 32 Stellen. Relationen für die Flächen der regulären dem Kreise ein- oder umgeschriebenen n Ecke, 2n Ecke und 4n Ecke, durch welche Grenzbestimmungen der Zahl π sehr erleichtert wurden, entwickelte Snellius (1620), Huyhgens (1654) und Jakob Gregory (1667) (siehe Baltzer, „Planimetrie" §. 13). Die analytische Darstellung wurde vorbereitet durch die Productformel von Wallis (1656), die Kettenbruchformel von Brouncker, vollendet nach Ausbildung der Infinitesimalrechnung durch Newton (1669), Gregory (1670), Leibniz (1673). Vermittels der durch die beiden letztgenannten aufgestellten Formel, durch welche die Länge des Bogens in Function der Länge der zugehörigen Tangente ausgedrückt wird, haben Machin (1706) 100 Stellen, Lagny (1719) 127, Vega (1794) 140, Dahse (1844, „Journ. für Mathematik" Bd. 27) 200 Stellen der Zahl π berechnet.

Die Quadratur oder Flächenmessung des Kreises ist ein Problem, dessen Lösung von der Längenmessung abhängig ist, zufolge des von Euklid bewiesenen, aber auch schon bei Hippokrates von Chios (circa 450) erwähnten Satzes, daß die Fläche gleich dem halben Producte aus der Peripherie und dem Radius ist. Die Aufgabe, ein Quadrat zu zeichnen mittels Zirkels und Lineals, dessen Fläche einem gegebenen Kreise gleich ist, wurde von den Alten für möglich gehalten, und es wurden gemäß den oben genannten Verhältnißzahlen Constructionen angegeben, deren Abweichung vom wahren Werthe man nicht erkannte. Solche Constructionen finden sich an den genannten Stellen bei den Aegyptern und Indern, Plutarch berichtet eine solche von Anaxagoras (circa 434); Hippokrates suchte die Quadratur durch Construction der Möndchen (meniskos) zu erreichen; Dinostratus benutzte die Curve des Hippias von Elis, die Quadratrix. Von Alhazen scheint ein im Vatican vorhandener, noch nicht bearbeiteter Codex über die Quadratur herzurühren („Bulletino Boncompagni" IV.). Aus dem Mittelalter sind Bruchstücke eines von Franco von Lüttich (circa 1036—1055) verfaßten Werkes vorhanden, darauf folgen die vergeblichen, aber durch ihre Annäherung theilweise werthvollen Versuche vom Cardinal Nicolaus Cusanus (gest. 1464), von Gregorius a. St.-Vincentio (gest. 1667) u. a., die Kästner („Geschichte der Mathematik") und Klügel („Wörterbuch", und „Quadratur") ausführlicher besprochen haben.

Die Möglichkeit der Quadratur vermittels elementarer Construction blieb eine offene Frage; noch Leibniz betonte dieselbe gegenüber den unzureichenden Versuchen von Tschirnhausen und Gregorius das Gegentheil zu beweisen (Leibniz, „Math. Werke" Bd, 5. S. 97; Bd. 7, S. 374); doch erschien dieselbe nach so

vielen vergeblichen Versuchen unwahrscheinlich. Zum Abschluß ist die Frage erst in neuester Zeit gekommen durch den Nachweis der Unmöglichkeit, den Lindemann („Math. Annalen" Bd. 20) erbracht hat. Bei der historischen Berühmtheit der Aufgabe erscheint es mir richtig, den Beweis in gedrängter Kürze hier folgen zu lassen.

Beweis für die Unmöglichkeit der sogenannten Quadratur des Kreises.

I. Jede mit Zirkel und Lineal ausführbare Construction ist algebraisch gefaßt zurückführbar auf die Lösung von linearen und quadratischen Gleichungen, also auch auf die Lösung einer Reihe von quadratischen Gleichungen, deren erste rationale Zahlen zu Coëfficienten hat, während die Coëfficienten jeder folgenden nur solche irrationale Zahlen enthalten, die durch Auflösung der vorhergehenden eingeführt sind. Die Schlußgleichung kann also durch wiederholtes Quadriren übergeführt werden in eine Gleichung geraden Grades, deren Coëfficienten rationale Zahlen sind. Sonach wird man die Unmöglichkeit der Quadratur des Kreises darthun, wenn man nachweist, daß die Zahl π überhaupt nicht Wurzel einer algebraischen Gleichung irgendwelchen Grades mit rationalen Coëfficienten sein kann.

Durch Kettenbruch-Entwickelung hatte zuerst Lambert („Mém. de l'Acad. de Berlin" 1761) die Irrationalität der Zahl π und der Zahl π^2 nachgewiesen, gleichzeitig mit der Irrationalität von e, der Basis des natürlichen Logarithmensystems, und e^x bei rationalem x. Mit der Irrationalität von e beschäftigte sich später auch Liouville („Journ. de Math." T. 5) und sodann in ergiebiger Weise Hermite („Sur la fonction exponentielle", Paris 1874), welcher zeigte, daß die Zahl e nicht Wurzel einer Gleichung beliebig hohen Grades mit rationalen Coëfficienten oder kürzer gesagt nicht algebraisch irrational sein kann. Nun hängt aber die Zahl π mit der Zahl e in folgender Weise zusammen: es ist

$$e^{\pi\sqrt{-1}} = -1$$

Wenn also gezeigt werden kann, daß, sobald z eine rationale oder algebraisch irrationale Zahl ist, reell oder complex, e^z stets irrational ist, so ist der transscendente Charakter der Zahl π bewiesen. Es ist zu zeigen, wie auch dieser allgemeinere Satz über e^z aus den Hermite'schen Formeln ableitbar ist. Die Hermite'schen Formeln basiren auf einer beliebig angenäherten Darstellung der Exponentialfunction vermittels rational gebrochener Functionen.

II. Es sei:

$$1)\quad f(z) = (z-z_0)(z-z_1)\cdots(z-z_n) \text{ und}$$

$$2)\quad f^m(z) = (z-z_0)^m(z-z_1)^m\cdots(z-z_n)^m$$

Die Größen $z_0 z_1 \cdots z_n$ seien voneinander verschieden. Das Integral

$$3)\quad \varepsilon_m^i = \frac{1}{m-1!}\int_{z_0}^{Z} \frac{e^{-z}f^m(z)}{z-z_i}dz \quad (i=0, 1, 2, \ldots n)$$

in welchem Z einen der Werthe $z_1 \cdots z_n$ bedeutet, soll durch einfachere Integrale von der Form:

$$4)\quad \varepsilon_1^i = \int_{z_0}^{Z} \frac{e^{-z}f(z)}{z-z_i}dz$$

ausgedrückt werden. Dies gelingt vermittelst einer Recursionsformel folgender Art. Man kann, und zwar nur auf eine einzige Weise, zwei ganze Functionen $\Theta(z)$ und $\Theta_1(z)$ je vom nten Grade bestimmen, derart, daß wenn ζ eine der Wurzeln $z_0 z_1 \cdots z_n$ bezeichnet,

$$5)\quad \int \frac{e^{-z}f(z)^{m+1}}{z-\zeta}dz = \int e^{-z}\overline{f(z)}^{m-1}\Theta_1(z)dz - e^{-z}\overline{f(z)}^m\Theta(z)$$

wird. Denn differentiirt man diese Gleichung, so folgt:

$$6)\quad \frac{f(z)}{z-\zeta} = \frac{\Theta_1(z)}{f(z)} + \left[1 - m\frac{f'(z)}{f(z)}\right]\Theta(z) - \Theta'(z).$$

Multiplicirt man mit f(z), so erhält man beiderseits ganze Functionen $2n+1$ Grades; die $2n+2$ Coëfficienten der Functionen $\Theta(z)$ und $\Theta_1(z)$ werden durch Vergleichung gleich hoher Potenzen eindeutig bestimmt. Die Berechnung von $\Theta_1(z)$ läßt sich indessen sofort ausführen, sobald $\Theta(z)$ bekannt ist. Denn durch Substitution der Werthe z_0, z_1, z_n für z erhält man:

$$7)\quad \begin{aligned} \Theta_1(z_0) &= mf'(z_0)\Theta(z_0) \\ \Theta_1(z_1) &= mf'(z_1)\Theta(z_1) \\ &\cdots\cdots\cdots \\ \Theta_1(z_n) &= mf'(z_n)\Theta(z_n). \end{aligned}$$

Nach der Interpolationsformel ist also

$$8)\quad \frac{\Theta_1(z)}{f(z)} = m\left[\frac{\Theta(z_0)}{z-z_0} + \frac{\Theta(z_1)}{z-z_1} + \cdots \frac{\Theta(z_n)}{z-z_n}\right].$$

Es handelt sich darum, die Function Θ zu bestimmen In der obigen Gleichung 6) ist $\frac{\Theta_1(z)}{f(z)}$ eine echt gebrochene Function, folglich muß die ganze Function auf der linken Seite gleichsein dem ganzzahligen Bestandtheile von

$$\left[1 - m\frac{f'(z)}{f(z)}\right]\Theta(z) - \Theta'(z).$$

Setzt man $f(z) = z^{n+1} + p_1 z^n + p_2 z^{n-1} + \cdots p_{n+1}$ so wird

$$9)\quad \frac{f(z)}{z-\zeta} = z^n + \zeta_1 z^{n-1} + \zeta_2 z^{n-2} + \cdots \zeta_n,$$

wobei $\zeta_i = \zeta^i + p_1\zeta^{i-1} + p_2\zeta_1^{i-2} \cdots p_i$.

Setzt man ferner

$$10)\quad \Theta(z) = \alpha_0 z^n + \alpha_1 z^{n-1} + \alpha_2 z^{n-2} + \cdots \alpha_n$$

und beachtet, daß

$$11)\quad m\frac{f'(z)}{f(z)} = \left[\frac{s_0}{z} + \frac{s_1}{z^2} + \frac{s_2}{z^3} + \cdots\right]$$

wobei $s_i = m(z_0^i + z_1^i + z_2^i + \cdots z_n^i)$, so wird

12)
$$m\frac{f'(z)}{f(z)}\Theta(z) = \alpha_0 s_0\, z^{n-1} + \begin{vmatrix}\alpha_1 s_0\\ \alpha_0 s_1\end{vmatrix} z^{n-2} + \begin{vmatrix}\alpha_2 s_0\\ \alpha_1 s_1\\ \alpha_0 s_2\end{vmatrix} z^{n-3} + \cdots$$

und man erhält durch Vergleichung der Coëfficienten in den Gleichungen 9) 10) und 11) die Relationen

$$13)\quad \begin{aligned} \alpha_0 &= 1\\ \alpha_1 &= \xi_1 + s_0 + n\\ \alpha_2 &= \xi_2 + (s_0+n-1)\xi_1 + (s_0+n)(s_0+n-1) + s_1\\ &\cdots\cdots\cdots\cdots \end{aligned}$$

und sonach das Resultat: die Coëfficienten α_i der Function $\Theta(z)$, oder wie dieselbe zweckmäßiger als gleichzeitige Function von ξ bezeichnet wird, die Coëfficienten $\Theta_i(\xi)$ der Function:

$$\Theta(z,\xi) = z^n + \Theta_1(\xi)z^{n-1} + \Theta_2(\xi)z^{n-2} + \cdots \Theta_n(\xi)$$

sind ganze Functionen $i$ten Grades in ξ; der Coëfficient der höchsten Potenz ξ^i ist jedesmal gleich 1, während die übrigen Coëfficienten von ξ^k sich aus symmetrischen Functionen der Wurzeln $z_0 \cdots z_n$ zusammensetzen. Man hat sonach, gemäß der Gleichung 5), weil für $z = Z$ $f(z) = 0$ ist, und der Gleichung 8):

$$\int_{z_0}^{Z}\frac{e^{-z}f^{m+1}(z)}{z-\xi}dz = m\Theta(z_0,\xi)\int_{z_0}^{Z}\frac{e^{-z}f^m(z)}{z-z_0}dz \cdots$$
$$+\cdots m\Theta(z_n,\xi)\int_{z_0}^{Z}\frac{e^{-z}f^m(z)}{z-z_n}dz$$

oder in den Bezeichnungen der Gleichungen 3) und 4) explicite:

14)
$$\begin{aligned}
\varepsilon^0_{m+1} &= \Theta(z_0,z_0)\,\varepsilon^0_m + \Theta(z_1,z_0)\,\varepsilon^1_m \cdots\cdots \Theta(z_n,z_0)\,\varepsilon^n_m\\
\varepsilon^1_{m+1} &= \Theta(z_0,z_1)\,\varepsilon^0_m + \Theta(z_1,z_1)\,\varepsilon^1_m \cdots\cdots \Theta(z_n,z_1)\,\varepsilon^n_m\\
&\cdots\cdots\cdots\cdots\cdots\cdots\\
\varepsilon^n_{m+1} &= \Theta(z_0,z_n)\,\varepsilon^0_m + \Theta(z_1,z_n)\,\varepsilon^1_m \cdots\cdots \Theta(z_n,z_n)\,\varepsilon^n_m
\end{aligned}$$

III. Die Determinante:

$$15)\quad \Delta = \begin{vmatrix} \Theta(z_0,z_0) & \Theta(z_1,z_0) \cdots & \Theta(z_n,z_0)\\ \Theta(z_0,z_1) & \Theta(z_1,z_1) \cdots & \Theta(z_n,z_1)\\ \cdots & \cdots & \cdots\\ \Theta(z_0,z_n) & \Theta(z_1,z_n) \cdots & \Theta(z_n,z_n)\end{vmatrix}$$

hat eine wesentliche Eigenschaft, auf der alle folgenden Schlüsse beruhen. Bezeichnet man mit δ die Determinante:

$$16)\quad \delta = \begin{vmatrix} 1 & 1 & 1 \cdots\cdots 1\\ z_0 & z_1 & z_2 \cdots\cdots z_n\\ z_0^2 & z_1^2 & z_2^2 \cdots\cdots z_n^2\\ \cdots & \cdots & \cdots\\ z_0^n & z_1^n & z_2^n \cdots\cdots z_n^n\end{vmatrix}$$

welche bekanntlich gleich dem Producte der Differenzen $(z_i - z_k)$ ist, so ist:

$$17)\quad \Delta = \delta^2.$$

Denn es ist $\Theta(z,\xi) = z^n + \Theta_1(\xi)z^{n-1} + \Theta_2(\xi)z^{n-2} + \Theta_n(\xi)$ und daraus folgt, daß Δ das Product ist der Determinante δ mit der Determinante

$$\begin{vmatrix} 1 & 1 & \cdots 1\\ \Theta_1(z_0) & \Theta_1(z_1) \cdots & \Theta_1(z_n)\\ \Theta_2(z_0) & \Theta_2(z_1) \cdots & \Theta_2(z_n)\\ \cdots & \cdots & \cdots\\ \Theta_n(z_0) & \Theta_n(z_1) \cdots & \Theta_n(z_n)\end{vmatrix}$$

Diese aber ist, wie eine einfache Umformung zufolge des sub II erhaltenen Resultats lehrt, gleich der Determinante δ, folglich ist $\Delta = \delta^2$. Denkt man sich also die Recursionsformel 14 wiederholt auf die Integrale ε^i_m angewandt, so erhält man die Gleichungen:

$$18)\quad \begin{aligned} \varepsilon^0_m &= A_0\varepsilon^0_1 + A_1\varepsilon^1_1 + \cdots A_n\varepsilon^n_1\\ \varepsilon^1_m &= B_0\varepsilon^0_1 + B_1\varepsilon^1_1 + \cdots B_n\varepsilon^n_1\\ &\cdots\cdots\cdots\\ \varepsilon^n_m &= L_0\varepsilon^0_1 + L_1\varepsilon^1_1 + \cdots L_n\varepsilon^n_1 \end{aligned}$$

Die Determinante der Coëfficienten

19) $\Sigma \pm A_0 B_1 C_2 \cdot\cdot L_n$ ist gleich $\delta^{2(m-1)}$

IV. Die Integrale $\varepsilon_1^0\ \varepsilon_1^1 \cdots \varepsilon_1^n$, allgemein:

$$\int_{z_0}^{Z}\frac{e^{-z}f(z)}{z-\xi}dz$$

lassen sich direct auswerthen. Es wird

$$20)\quad \int e^{-z}\frac{f(z)}{z-\xi}dz = -\,e^{-z}G(z),$$

wobei $G(z)$ eine ganze Function in z ist, die aus der Gleichung zu bestimmen ist:

$$21)\quad \frac{f(z)}{z-\xi} = G(z) - G'(z),$$

und man erkennt, daß sich für die Coëfficienten von $G(z)$ Gleichungen ergeben, die den Gleichungen 13) ganz analog sind. Setzt man wiederum $G(z)$ als Function von z und ξ gleich:

$$22)\quad G(z) = z^n + \varphi_1(\xi)z^{n-1} + \varphi_2(\xi)z^{n-2} + \cdots \cdots + \varphi_n(\xi) = \Phi(z,\xi)$$

so werden die Coëfficienten $\varphi_i(\xi)$ ganze Functionen i ten Grades in ξ, der Coëfficient der höchsten Potenz ξ^i ist jedesmal gleich 1, und diese Analogie mit der Function $\Theta(z,\xi)$ zeigt, daß die Determinante:

$$23)\quad \begin{vmatrix} \Phi(z_0,z_0) & \Phi(z_1,z_0) \cdots & \Phi(z_n,z_0)\\ \Phi(z_0,z_1) & \Phi(z_1,z_1) \cdots & \Phi(z_n,z_1)\\ \cdots & \cdots & \cdots\\ \Phi(z_0,z_n) & \Phi(z_1,z_n) \cdots & \Phi(z_n,z_n)\end{vmatrix}$$

ebenfalls gleich δ^2 wird. Aus der Gleichung 20) folgt:

$$24)\quad \int_{z_0}^{Z}\frac{e^{-z}f(z)}{z-\xi}dz = e^{-z_0}\Phi(z_0,\xi) - e^{-Z}\Phi(Z,\xi)$$

und setzt man $\xi = z_i$, so wird:

25) $\varepsilon_1^i = e^{-z_0}\Phi(z_0, z_i) - e^{-Z}\Phi(Z, z_i)$.

Führt man diese Werthe in die Gleichungen 18) ein und setzt man

$$
26)\quad
\begin{aligned}
A &= A_0\,\Phi(Z,z_0) + A_1\,\Phi(Z,z_1) + \cdot A_n\,\Phi(Z,z_n) \\
B &= B_0\,\Phi(Z,z_0) + B_1\,\Phi(Z,z_1) + \cdot B_n\,\Phi(Z,z_n) \\
&\cdots\cdots\cdots\cdots\cdots\cdots\cdots \\
A &= L_0\,\Phi(Z,z_0) + L_1\,\Phi(Z,z_1) + \cdot L_n\,\Phi(Z,z_n)
\end{aligned}
$$

während $A_0\ B_0 \cdots A_0$ die Werthe bezeichnen sollen, die diese Ausdrücke für $Z = z_0$ annehmen, so hat man

$$
27)\quad
\begin{aligned}
\varepsilon_m^0 &= e^{-z_0}A_0 - e^{-Z}A \\
\varepsilon_m^1 &= e^{-z_0}B_0 - e^{-Z}B \\
&\cdots\cdots\cdots\cdots \\
\varepsilon_m^n &= e^{-z_0}A_0 - e^{-Z}A.
\end{aligned}
$$

Hier bezeichnet Z einen der Werthe $z_1\ z_2 \cdots z_n$. Soll nun das Resultat für $Z = z_k$ ausgesprochen werden, so mögen mit $A_k\ B_k \cdots A_k$ einerseits, und mit $\eta_k^0\ \eta_k^1 \cdots \eta_k^n$ andererseits die Werthe bezeichnet werden, welche die Coëfficienten $A\ B \cdots A$ und die Integrale $\varepsilon_m^0\ \varepsilon_m^1 \cdots \varepsilon_m^n$ erhalten. Man gewinnt sodann die gesuchte Darstellung:

$$
28)\quad
\begin{aligned}
\eta_k^0 &= \frac{1}{m-1!}\int_{z_0}^{z_k} \frac{e^{-z}f_{(z)}^m}{z-z_0}\,dz = e^{-z_0}A_0 - e^{-z_k}A_k \\
\eta_k^1 &= \frac{1}{m-1!}\int_{z_0}^{z_k} \frac{e^{-z}f_{(z)}^m}{z-z_1}\,dz = e^{-z_0}B_0 - e^{-z_k}B_k \\
&\cdots\cdots\cdots\cdots\cdots\cdots \\
\eta_k^n &= \frac{1}{m-1!}\int_{z_0}^{z_k} \frac{e^{-z}f_{(z)}^m}{z-z_n} = e^{-z_0}A_0 - e^{-z_k}A_k.
\end{aligned}
$$

Die Größen $A_k \cdots A_k$ sind ganze Functionen der Größen $z_0 \cdots z_n$ mit ganzzahligen Coëfficienten und zufolge der Gleichungen 26) und der für die Determinanten 19) und 23) bewiesenen Relationen ist

$$
29)\quad
\begin{vmatrix}
A_0 & A_1 \cdots & A_n \\
B_0 & B_1 \cdots & B_n \\
\cdots & \cdots & \cdots \\
A_0 & A_1 \cdots & A_n
\end{vmatrix} = \delta^{2m}
$$

V. Aus den Gleichungen 28) hat zuerst Hermite den Schluß gezogen: Sind $z_0\ z_1 \cdots z_n$ ganze voneinander verschiedene Zahlen, von denen eine auch 0 sein kann, so kann eine Relation von der Form

$$N_0 e^{z_0} + N_1 e^{z_1} + \cdots N_n e^{z_n} = 0$$

nicht bestehen, wenn die Coëfficienten $N_0 \cdots N_n$ ebenfalls ganze Zahlen sind. Man bilde auf Grund der Gleichungen in 28) $e^{z_1}\eta_1^0 N_1 + e^{z_2}\eta_2^0 N_2 + \cdot e^{z_n}\eta_n^0 N_n$

$$= -e^{-z_0}(e^{z_1}N_1 + e^{z_2}N_2 + \cdots e^{z_n}N_n)A_0 - (A_1N_1 + A_2N_2 + \cdots A_nN_n)$$

welche zufolge der angenommenen Relation in die Gleichung:

$$
\begin{aligned}
&e^{z_1}\eta_1^0 N_1 + e^{z_2}\eta_2^0 N_2 + \cdots e^{z_n}\eta_0^n N_n \\
&= -(A_0N_0 + A_1N_1 + \cdots A_nN_n)
\end{aligned}
$$

übergeht. Auf der rechten Seite dieser Gleichung steht eine ganze Zahl; denn die Größen A sind ganze Functionen mit ganzzahligen Coëfficienten der ganzen Zahlen $z_0 \cdots z_n$. Der Werth der linken Seite kann durch Wahl von m beliebig klein gemacht werden. Denn wie auch der Integrationsweg in den Integralen η_k^i gewählt wird, es ist

$$\text{abs}\,\eta_k^i = \text{abs}\frac{1}{m-1!}\int_{z_0}^{z_k}\frac{e^{-z}f_{(z)}^m}{z-z_i}\,dz \leqq \frac{M_k^{m-1}}{m-1!}\int_{z_0}^{z_k}\text{abs}\left[\frac{e^{-z}f_{(z)}}{z-z_i}\right]dz$$

wobei M_k den Maximalwerth von f(z) auf dem Integrationswege bedeutet. Der Factor $M_k^{m-1} : m-1!$ wird aber durch Wahl von m beliebig klein, der Betrag des Integrales rechts bleibt endlich, wenn auf dem Integrationswege nur der Unendlichkeitspunkt vermieden wird. Der Satz ist absichtlich so ausgesprochen, daß er auch für später zu betrachtende complexe Werthe der z Geltung hat. Wenn nun aber eine Reihe von ganzen Zahlen schließlich beliebig klein wird, so ist das nur so möglich, daß sie von einer bestimmten Stelle ab durchweg genau den Werth 0 hat. Folglich gibt es, wenn die Annahme erfüllbar ist, einen Werth m, von dem ab

$$A_0N_0 + A_1N_1 + \cdots A_nN_n = 0$$

wird. Ebenso werden aber die Relationen

$$
\begin{aligned}
&B_0N_0 + B_1N_1 + \cdots B_nN_n = 0 \\
&\cdots\cdots\cdots\cdots\cdots \\
&A_0N_0 + A_1N_1 + \cdots A_nN_n = 0
\end{aligned}
$$

erfüllbar sein müssen; und dieses System von Gleichungen kann nur so bestehen, daß die Determinante der Größen $A, B, \cdot\cdot A$ verschwindet. Dieselbe hat aber nach Gleichung 29) den Werth δ^{2m} und wird also nicht 0, womit die Unmöglichkeit der angenommenen Relation bewiesen ist.

VII. Man verallgemeinere nun den Hermite'schen Satz in folgender Weise: Es seien $z_1^{(1)}\ z_{(2)}^{(1)} \cdots z_{(p)}^{(1)}$ die von null und voneinander verschiedenen Wurzeln einer Gleichung $f_{(z)}^{(1)} = z^p + s_1^{(1)}z^{p-1} + s_2^{(1)}z^{p-2} + \cdot\cdot s_p^{(1)} = 0$, deren Coëfficienten ganze Zahlen sind, ferner $z_1^{(2)} \cdots z_q^{(2)}$ die Wurzeln einer andern Gleichung derselben Form $f^{(2)}(z) = 0$, u. s. f. $z_1^{(k)} \cdots z_r^{(k)}$, die Wurzeln einer Gleichung $f^k(z) = 0$, so soll gezeigt werden, daß eine Relation von der Form:

$$
\begin{aligned}
&N_0 + N_1(e^{\overset{(1)}{z_1}} + e^{\overset{(1)}{z_2}} + \cdots e^{\overset{(1)}{z_p}}) + N_2(e^{\overset{(2)}{z_1}} + e^{\overset{(2)}{z_2}} + \cdots e^{\overset{(2)}{z_q}}) \\
&+ \cdot\cdot N_k(e^{\overset{(k)}{z_1}} + e^{\overset{(k)}{z_2}} \cdots\cdots e^{\overset{(k)}{z_r}}) = 0
\end{aligned}
$$

nicht bestehen kann, in welcher $N_0\ N_1 \cdots N_n$ ganze Zahlen sind und sämmtliche z voneinander verschieden vorausgesetzt werden. Setzt man in den allgemeinen Formeln der Hermite'schen Functionen für z_0 den Werth 0,

während die dort mit $z_1\ z_2 \cdot\cdot z_n$ bezeichneten Wurzeln nunmehr durch die Gesammtheit der Werthe:

$$\overset{(1)}{z}_1 \cdot\cdot\cdot\cdot \overset{(1)}{z}_p \quad \overset{(2)}{z}_1 \cdot\cdot\cdot\cdot \overset{(2)}{z}_q, \quad \overset{(k)}{z}_1 \cdot\cdot\cdot\cdot \overset{(k)}{z}_r$$

vorgestellt werden, so ergeben sich aus den Gleichungen 28), die wir der einfachen Uebersicht halber in der Form

$$\eta^i_k = A_{i,o} - e^{-zk} A_{i,k}$$

schreiben wollen, indem die anfängliche Unterscheidung durch verschiedene Buchstaben $A, B, \cdots$ durch eine Indiceseinführung ersetzt wird, Relationen von folgender Art:

$$N_0 A_{00} + N_1 \sum_{i=1}^{i=p} A_{0,i} \quad + N_2 \sum_{i=1}^{i=q} A_{0,i+p} \cdot\cdot\cdot\cdot$$

$$\cdot\cdot\cdot N_k \sum_{i=1}^{i=r} A_{0,i+n-r} = \alpha_0$$

$$N_0 A_{10} + N_1 \sum_{i=1}^{i=p} A_{1,i} \quad + N_2 \sum_{i=1}^{i=q} A_{1,i+p} \cdot\cdot\cdot\cdot +$$

$$\cdot\cdot\cdot N_k \sum_{i=1}^{i=r} A_{1,i+n-r} = \alpha_1$$

. . . .

$$N_0 A_{n0} + N_1 \sum_{i=1}^{i=p} A_{n,i} \quad + N_2 \sum_{i=1}^{i=q} A_{n,i+p} + \cdot\cdot\cdot\cdot$$

$$\cdot\cdot\cdot N_k \sum_{i=1}^{i=r} A_{n,i+n-r} = \alpha_n$$

Auf der rechten Seite stehen Werthe, welche sich linear aus den Integralen η zusammensetzen, und also durch Wahl von m beliebig klein werden; auf den linken Seiten stehen ganze Functionen der Größen z mit ganzzahligen Coëfficienten. Vertauscht man je zwei der nämlichen Gleichung angehörige Wurzeln, also $z^{(i)}_1$ und $z^{(i)}_m$, so vertauschen sich in der ersten Gleichung die beiden zu diesen Wurzeln gehörigen Werthe der A. Da dieselben den gleichen Factor N haben, so bleibt der Werth der linken Seite ungeändert; dieselbe ist folglich eine symmetrische Function sämmtlicher Wurzeln je einer Gleichung mit ganzzahligen Coëfficienten, und mithin selbst eine ganze Zahl. Da dieselbe beliebig klein wird, so gibt es einen Werth von m, von welchem ab die Größe α_0 gleich 0 wird. Dieselbe Vertauschung zweier Wurzeln führt aber eine Vertauschung zweier der übrigen Functionen herbei, während die andern n—2 ungeändert bleiben. So wird bei einer Vertauschung der ersten und zweiten Wurzel $z^{(1)}_1$ und $z^{(1)}_2$, A_{10} in A_{20}, A_{11} in A_{22}, A_{12} in A_{21}, A_{13} in A_{23}, allgemein A_{1i} in A_{2i} übergeführt, sobald i von 1 oder 2 verschieden ist, das heißt der Werth α_1 vertauscht sich mit dem Werthe α_2, während die übrigen ungeändert bleiben. Daraus folgt, daß die n Formen Wurzel einer Gleichung sind, deren Coëfficienten ganze rationale und symmetrische Functionen der n Wurzeln z, also ganze Zahlen sind. Weil sämmtliche Wurzeln dieser Gleichung durch Wahl einer obern Grenze von m beliebig klein gemacht werden können, die Coëfficienten der Gleichung aber ganze Zahlen sind, so folgt weiter, daß von einem bestimmten Werthe von m ab sämmtliche Coëfficienten 0, und also auch sämmtliche Wurzeln genau gleich 0 sein müßten. Dann folgt aber weiter aus dem obigen linearen System, daß die Determinante der Coëfficienten A gleich 0 sein müßte, was nach der frühern Untersuchung nicht möglich ist.

VIII. Der bewiesene Satz läßt sich in folgender speciellen Form aussprechen: Es seien $z_1\ z_2 \cdot\cdot z_n$ die Wurzeln einer irreducibeln Gleichung $f(z) = z^n + s_1 z^{n-1} + \cdot\cdot\cdot s_n = o$ mit ganzzahligen Coëfficienten. Man bilde die symmetrischen Functionen

$$\Sigma e^{z_1}, \ \Sigma e^{z_1 + z_2}, \ \Sigma e^{z_1 + z_2 + z_3} \cdot\cdot e^{z_1 + z_2 + \cdot\cdot z_n},$$

so kann eine Relation von der Form:

$$0 = N_0 + N_1 \Sigma e^{z_1} + N_2 \Sigma e^{z_1 + z_2} + N_3 \Sigma e^{z_1 + z_2 + z_3} + \cdot\cdot\cdot N_n e^{z_1 + z_2 + \cdot\cdot z_n},$$

in welcher N ganze Zahlen sind, nicht bestehen.

Setzt man zunächst voraus, daß die Zahlen, welche hier als Exponenten von e auftreten, sämmtlich von 0 und voneinander verschieden sind, so ist leicht einzusehen, daß die zu einer Summe gehörigen Exponenten Wurzeln einer Gleichung mit ganzzahligen Coëfficienten bilden, so daß also der vorige Satz ohne weiteres anwendbar ist. Sollte ferner eine der Größen gleich 0 sein, so würde dies eine Aenderung des numerischen Werthes N_0 herbeiführen, es sei denn, daß alle auf der rechten Seite vorkommenden Exponenten verschwänden, was zu einem selbstverständlichen Resultate führt. Sind schließlich in einer der Functionen Σe^z zwei oder mehrere Exponenten einander gleich, oder sind mehrere in verschiedenen Summen auftretende Exponenten gleich, so werden die Gleichungen, deren Wurzel die verschiedenen Größen z sind, reducibel. Man kann alsdann die Größen z, welche in dem einfachsten Falle Wurzeln von n irreducibeln Gleichungen sind, in mehr als n Gruppen zerlegen, sodaß die Größen einer Gruppe Wurzeln einer irreducibeln Gleichung bilden. Da aber eine reducible Gleichung mit ganzzahligen Coëfficienten, bei welcher der Factor des höchsten Gliedes gleich 1 ist, immer nur rationale Factoren mit ganzzahligen Coëfficienten, und zwar mit dem Coëfficienten 1 des höchsten Gliedes, besitzt, so sind alle diese Gleichungen selbst wieder von der Form $f(z) = z^n + s_1 z^{n-1} + \cdot\cdot s_n$ und mithin ist auch auf dieses System der Satz der vorigen Nummer anwendbar.

Daraus folgt: Ist z Wurzel einer irreducibeln Gleichung

$$f(z) = z^n + s_1 z^{n-1} + \cdot\cdot\cdot\cdot s_n$$

so kann e^z nicht rational sein. Denn es ist e^z Wurzel der Gleichung:

$$u^n - u^{n-1} \Sigma e^{z_1} + u^{n-2} \Sigma e^{z_1 + z_2} + \cdot\cdot\cdot\cdot\cdot (-1)^n e^{z_1 + z_2 + \cdot\cdot z_n} = 0.$$

Wäre also u rational, so bestände eine Relation von der Art, wie sie eben als unmöglich nachgewiesen wurde.

Da nun $e^{\sqrt{-1}} = -1$, so folgt $\pi\sqrt{-1}$ und folglich auch π kann nicht Wurzel einer Gleichung beliebig hohen Grades von der Form $f(z) = 0$ sein. Und endlich: es kann auch nicht Wurzel einer allgemeineren Gleichung sein, in welcher auch der Coëfficient von z^m eine beliebige ganze Zahl ist. Denn sei πi Wurzel der Gleichung

$$s_0 z^m + s_1 z^{m-1} + \cdots s_m = 0,$$

wobei s_0 eine ganze reelle Zahl bedeutet (was keine Einschränkung ist), so bilde man nach Multiplication derselben mit $s_0{}^{m-1}$ und durch Substitution von $s_0 z = x$ die Gleichung

$$x^m + s_1{}^1 x^{m-1} + s_2{}^1 x^{m-2} + \cdots s^1{}_m = 0$$

in welcher die Coëfficienten wiederum ganze Zahlen sind, so dürfte e^x also auch $e^{\pi i s_0}$ nicht rational sein. Es ist aber $e^{\pi i s_0} = (-1)^{s_0}$ also rational, und folglich ist die Annahme unzulässig. (*Ax. Harnack.*)

KREIS. Hier ist zunächst der ehemaligen geschichtlich denkwürdigen Eintheilung Deutschlands in Kreise (sogenannte Reichskreise) zu gedenken. Zur Handhabung des Reichsfriedens und Ausführung der Urtheile des Reichskammergerichts war auf dem Reichstage zu Worms 1495 eine jährliche Reichsversammlung angeordnet. An deren Stelle trat 1500 ein Reichsregiment, das ständig zu Nürnberg tagen und aus einem Abgeordneten des Kaisers und zwanzig Abgeordneten der Stände bestehen sollte. Zur Wahl der nicht speciell Berufenen errichtete man anfänglich sechs Kreise: den fränkischen, bairischen, schwäbischen, rheinischen (sogenannten oberrheinischen), westfälischen und sächsischen, zu denen 1512 noch vier weitere, nämlich ein österreichischer, burgundischer, kurrheinischer und obersächsischer hinzukamen, sodaß es nun im ganzen zehn solcher Reichskreise gab. Es sollte durch diese Eintheilung, derzufolge die einzelnen Kreise die Bedeutung von Provinzen erhielten, der lose Verband der einzelnen Stücke des Reichs fester zusammengekittet und der Zersplitterung in zahllose Landeshoheiten ein Gegengewicht geschaffen werden; auch blieb die Kreisverfassung für Kaiser und Reich wirklich das Mittel zur Durchführung der Reichsregierung, selbst nachdem das 1521 neugeschaffene Regiment wieder fortgefallen war und zwar in der Art, wie sie zu Worms 1521 durch Eintheilung der Gebiete in die Kreise näher geordnet worden war. Die Leitung kam in den einzelnen Kreisen an einen oder mehrere Fürsten (sogenannte Kreisdirectoren), welche die Kreistage ausschrieben, abwechselnd leiteten, die Reichsexecution handhabten u. s. w. Für das Reichsheer kam dazu ein Kreisoberster oder Kreishauptmann, ein Amt, das freilich in manchen Kreisen fortfiel. Auf den ebengedachten Kreistagen saßen mit Virilstimmen auf gesonderten Bänken (geistliche, weltliche, Fürsten-, Grafen-, Reichsstädte-Bank) alle zur Reichsstandschaft berechtigten Glieder des Kreises, zu denen in manchen auch Personalisten und solche, die keine Reichsstandschaft hatten, hinzutraten. Die Standschaft haftete am Territorium und ging auf den neuen Erwerber über. Gang und Verhandlung der Kreistage bildeten sich allmählich nach Analogie der Reichstage aus. Ein reges politisches Leben entwickelten jedoch nur der schwäbische, fränkische und oberrheinische Kreis, während das Uebergewicht einzelner Stände und die geringe Zahl größerer Territorien in dem bairischen, niederrheinischen, westfälischen und den beiden sächsischen dafür weniger Raum bot, im burgundischen und österreichischen aber nach Lage der Dinge von irgendwelcher Thätigkeit überhaupt keine Rede sein konnte. Die Geschäfte der Kreise endlich umfaßten außer denen, welche nur die Interessen des Kreises selbst betrafen, hauptsächlich die Wahl der Reichskammergerichts-Beisitzer, die Handhabung der Execution, Polizei, Münzordnung und Aehnliches. Auch wurde auf die Kreise das Contingent des Heeres und die Reichssteuer repartirt. — Nach modernem Sprachgebrauche versteht man in manchen Ländern unter Kreisen größere oder kleinere Staats-Verwaltungsbezirke, die aber doch nur die Bedeutung von bloßen Theilen des Staatsgebietes und nicht, wie die Provinzen, einen Anspruch darauf haben, zugleich besondere Länder zu sein. Besonders wichtig ist die Kreiseintheilung und Verfassung in Preußen, worüber das Nähere im Artikel „Kreisordnung" enthalten ist. In Oesterreich bilden die Kreise die Unterabtheilungen der einzelnen Kronländer und zerfallen dann wiederum in Bezirksämter, welche den Kreisbehörden (Kreispräsidenten und Kreisräthen) unterstellt sind. In Frankreich heißt der Kreis Arrondissement, in Rußland Ujesd und Okrug, in England Shire oder Grafschaft, in Schweden Län, in der Türkei Liva, in Ungarn Comitat u. s. w. Mit der politischen Eintheilung der Kreise stimmt sehr häufig die Justiz-, seltener die kirchliche Eintheilung überein; auch steht meistens dem Organ der Staatsregierung ein aus der Bevölkerung gewählter Vertretungskörper zur Seite. (*Albrecht Just.*)

KREISCHA, Pfarrdorf im Königreiche Sachsen, Kreishauptmannschaft Dresden, Amtshauptmannschaft Dippoldiswalde, 12 Kilom. von Dresden am Zusammenflusse des Lungwitzbachs mit dem Quohrner Wasser und am Fuße der 490 Met. hohen Basaltkuppe des Wilisch sehr anmuthig gelegen. Der Ort, welcher 1770 das Recht erhielt, einen Jahrmarkt zu halten, zählte im J. 1881 in 143 Häusern 1567 Einwohner, von denen sich ein großer Theil mit Strohflechterei und Strohutnähterei beschäftigt, einem Erwerbszweige, welcher über den ganzen Abhang des Erzgebirges zwischen der Gottleuba und Lockwitz verbreitet ist und als dessen Mutterort Kreischa bezeichnet wird. Die Gebäude einer bis 1817 hier bestandenen Kattunfabrik dienen seit 1839 einer vielbesuchten Kaltwasserheilanstalt. Der zu derselben gehörige Schlafbrunnen, welchen ein wahrscheinlich zum bergmännischen Betriebe in den Berg getriebener Stollen zu Tage führt, soll seinen Namen davon haben, daß die Kurfürstin Anna während ihres Aufenthaltes in Kreischa allabendlich vor dem Schlafengehen ein Glas daraus getrunken habe. Die früheste urkundliche Erwähnung von Kreischa stammt aus dem J. 1437, wo ein plebanus de Kryschow erwähnt wird (Cod. dipl. Saxon. reg. II, III, No. 965). Im J. 1478 war Melchior von Carlo-

witz zu Kreischa gesessen (ib. II, V, No. 374); später sind nacheinander die von Bünau, von Döring, von Preuß, von Wolframsdorf, von Reinhold, von Metzradt u. a. Besitzer des Ritterguts gewesen. (*Th. Flathe.*)

KREISEN, bei frischem Schnee einen District umgehen und abspüren, welches Wild darin schont; Kreiser die Person, welche dieses ausführt, auch jeder niedere Forstbeamte, welcher die Aufsicht über die Reviere führt, die Jagddistricte in Ordnung hält, bei dem Treiben die Flügel führt, das eingelaufene Hochwild bestätigt. (*William Löbe.*)

KREISLAUF DES BLUTES. Das Blut ist bei seinem Kreislaufe durch den Körper einer doppelten Veränderung unterworfen, indem es überall den Theilen des Körpers ernährende Stoffe abgibt, auf der andern Seite aber aus den Körpertheilen gewisse Stoffe aufnimmt, wodurch es seine Eigenschaften unverändert bewahrt. Der wesentlichste Theil des Gefäßsystems ist das unendlich große Netz der Haarröhrchen (Capillaren) in den Lungen und in dem übrigen ganzen Körper, welches jedoch in sehr verschiedenem Grade über die verschiedenen Theile desselben verbreitet ist. In diesem Röhrensysteme gehen die wichtigsten Umänderungen des Blutes vor sich, indem es sowol chemisch als auch nach seinem stofflichen Gehalte und in seiner Färbung verändert wird. In dem Capillarnetze der Lungen wird dasselbe durch mittelbare Berührung der Häute der letztern mit der Außenluft hellroth, in dem zweiten großen Netze dagegen durch Ausziehung und Abgabe der Nährstoffe dunkelroth. In diesen Netzen ist auch überhaupt die relativ größte Menge Blutes enthalten, während die einzelnen großen sichtbaren Röhren (Arterien, Venen) nur dazu dienen, das Blut aus dem einen Netze in das andere überzuführen. Es ist dies also gleichsam eine Doppel-Röhrleitung, deren eine das durch die Ernährung veränderte dunkelrothe Blut in das Lungennetz leitet, während die andere das durch die Athmung wieder brauchbar gewordene, hellrothe Blut aus den Lungen wieder in die Netze des Körpers zurückführt. Diese Bewegungen gehen beide durch das Herz hindurch, welches letztere demnach nur als eine Erweiterung der an diesem Punkte sich vereinigenden Röhrleitungen anzusehen, und vermöge der starken und dasselbe umgebenden Muskelfasern als eine Art Pumpwerk thätig ist. Dabei sind die das Blut aus dem Herzen nach dem Körper leitenden Gefäße (Arterien), weil einem bedeutendern Drucke ausgesetzt, mit stärkern, dickern, aber bis zu einem gewissen Grade elastischen Wänden versehen, während die dasselbe nach dem Herzen zurückleitenden Gefäße (Venen), weil einem solchen Drucke nicht ausgesetzt, dünnere Wandungen haben. Alle Gefäße bilden ideell nur einen einzigen Kreis, in dem sich das Blut bewegt, und wenn man von einem doppelten Kreislaufe desselben — einem kleinen durch die Lungen und einem großen durch den übrigen Körper — spricht, so ist dies insofern nicht richtig, als beide Kreise nicht geschlossen sind und das Blut in ihnen nicht wieder an die vorige Stelle zurückgelangt. Wenn dagegen das Blut aus allen Theilen des Körpers in die rechte Herzkammer gelangt und von da durch die Lungen in die linke zurückkehrt, so wird es zu allen Theilen des Körpers hingetrieben und der Kreislauf ist vollendet. Wäre nun aber der Druck auf das Gefäßsystem an allen Orten ein gleicher, und übten auch die Gefäßwände überall einen gleichgroßen Druck aus, so würde das Blut ruhen und es könnte keine Bewegung desselben stattfinden; entsteht aber an irgendeinem Theile der Gefäße eine Stelle, wo der Druck aufhört, während die Wände des übrigen Gefäßes noch gedrückt sind, so strömt alles Blut nach dieser Stelle und es beginnt die Bewegung. Auf der Veränderlichkeit des Druckes auf das in den Gefäßen enthaltene Blut beruht aber die Bewegung und der Kreislauf des Blutes.

Zwei Hauptvenen, die obere und untere Hohlvene (V. cava sup. und inf.) führen das Blut aus allen Theilen des Körpers zunächst in den rechten Vorhof (Atrium dextrum) des Herzens; von da geht es in die rechte Herzkammer (Ventriculus dexter), hierauf durch die Lungenarterie (A. pulmonalis) in den linken Vorhof und die linke Herzkammer zurück, von wo aus es dann durch die Aorta nach allen Theilen des Körpers wieder hingeleitet wird. Die beiden Abtheilungen des Herzens, Vorhof und Kammer, können demnach als Krümmungen und Erweiterungen der beiden größten blutführenden Röhren angesehen werden; das ganze Röhrensystem ist aber stets vollkommen gefüllt und vom Blutinhalte gespannt, seine Wände üben daher beständig auf dasselbe einen Druck aus, welcher dann bewirken muß, daß das Blut dahin getrieben wird, wo dieser Druck momentan nachläßt. In den Arterien und Venen ist derselbe ein sehr verschiedener, in allen größern Arterien aber ein gleichmäßiger. Die durch die Herzthätigkeit vermittelte Verstärkung und Verminderung des Druckes pflanzt sich nun in allen Gefäßen mit großer Schnelligkeit fort und wird daher in allen Theilen des Körpers fast gleichzeitig wahrgenommen (Puls), wenn auch in den vom Herzen am weitesten entfernt liegenden Gefäßen der Pulsschlag ein wenig später gefühlt wird.

Das Herz zieht sich bei Erwachsenen 65—76mal in der Minute zusammen (bei Kindern und nach körperlichen Anstrengungen bis 130mal). Seine 4 Abtheilungen aber ziehen sich so zusammen, daß Vorkammern gleichzeitig und Ventrikel gleichzeitig, aber in abwechselndem Typus (Systole, Diastole) sich contrahiren; es erklärt sich diese abwechselnde Thätigkeit dadurch, daß von den Vorhöfen keine Muskelfasern auf die Ventrikel übergehen, wenn auch erstere nicht vollständig erfüllt zu sein brauchen, ohne daß zugleich auch letztere sich füllen, denn die Contractionskraft des Vorhofes soll nur dazu dienen, die Ventrikel immer zur Aufnahme eines gewissen Maßes (30—45 Gramm) genügend auszudehnen. Ist dies geschehen, so wird das Blut dann durch die Contraction der Ventrikel in die großen Arterienstämme getrieben, aus welchen zurückzutreten es durch gewisse Klappenapparate (Valvulae semilunares) behindert wird. Das Weiterführen des Blutes wird durch die Druckkraft des Herzens und die Elasticität der Arterien vermittelt, es

geschieht successiv und bedarf deshalb nur einer relativ geringen Kraft, wozu die Elasticität der Gefäße ausreichend ist, deren Wände durch die Stoßkraft des Herzens gespannt und nach Beendigung des Herzstoßes wieder zusammengezogen werden, wodurch dann eben die continuirliche Bewegung hervorgebracht wird. Der Herzschlag (Pulsus cordis) ist durch Gefühl und Gehör zu vernehmen und besteht aus zwei aufeinanderfolgenden Tönen, welche theils von der Zusammenziehung der Herzkammern, theils von dem Zurückdrängen des Blutes nach den Semilunarklappen erzeugt werden.

Die Ursache des Blutumlaufes ist also ein sich fortpflanzender Druck des Herzens auf die Flüssigkeiten und die Ausdehnung und Zusammenziehung der Gefäßwände; letztere ist, wenigstens bei den größern Gefäßen, ebenfalls dem Gefühle und Gesichte erkennbar (Puls); die Geschwindigkeit, mit welcher eine Blutwelle vom Herzen bis in die entferntesten Gefäße sich fortpflanzt, beträgt im Mittel $^1/_8$ Secunde, sodaß Herz- und Pulsschlag bei normalen Verhältnissen annähernd isochronisch sind.

Nächst dem Herzen hat aber auch die Brusthöhle einen wesentlichen Einfluß auf den Blutkreislauf. Dieselbe erweitert sich, indem sie ihre Wände nach außen, das Zwerchfell nach unten bewegt, und unterstützt dadurch das Einathmen, welches dann auf die blutführenden Röhren, welche in den Brustkasten gehen, ähnlich wie ein Blasebalg wirkt. Beim Einathmen wird das Blut in der untern Hohlvene herangezogen, das in der Aorta dagegen zurückgehalten, während umgekehrt beim Ausathmen der sich zusammenziehende Brustkasten das Blut aus sich hinaus, aus der Aorta herauspreßt und in der Hohlvene zurückhält.

Die Geschwindigkeit des Blutkreislaufes in den Adern ist nicht gleich dem Drucke, welchen die Blutwelle erfährt, sondern hängt noch von andern Umständen ab; sie beträgt im Anfange soviel als die Menge Blut, welche, durch die linke Herzkammer jedesmal ausgetrieben, die Röhren der Arterien ausfüllt. Es sind dies circa 45 Gramm, welche im Raume von circa 18—22 Ctm. fortgestoßen und ausgebreitet werden, um beim nächsten Herzstoße denselben Raum zu durchlaufen. Diese Geschwindigkeit nimmt procentual mit dem Kleinerwerden der Gefäßröhren ab; ein Gleiches ist auch bei den Venen der Fall. Beide Gefäßsysteme kann man sich gleichsam als Kegel vorstellen, welche ihren weitesten Querschnitt am Ende des Kegels, den Haargefäßen, ihren engsten an den Spitzen desselben, dem Herzen haben; da nun die Geschwindigkeit von Flüssigkeiten in Röhren dem Querschnitt derselben umgekehrt proportional ist, so fließt das Blut in der Nähe des Herzens schnell und nach den Haargefäßen immer langsamer, bei den Venen umgekehrt anfänglich sehr langsam, nach dem Herzen zu schnell und schneller, wenn auch nicht wieder so schnell wie in den Arterien, weil letztere nicht wieder so eng werden.

Ein wesentlicher Unterschied ist zwischen der Größe des Druckes, den das Blut im Innern der Adern erleidet, und zwischen der Größe seiner Geschwindigkeit; am größten ist letztere in den Lungengefäßen, äußerst langsam dagegen in den Haargefäßen. Daß hierbei noch ein eigenthümliches lebendiges Bewegungsvermögen der Blutgefäße, eine selbständige Contractilität derselben mit im Spiele sei, welche sich z. B. bei Entzündungen oder auch den physiologischen Processen des plötzlichen Rothwerdens, bei Gemüthserregungen (Zorn, Scham) geltend macht, ist nicht unwahrscheinlich, da die Elasticität der Gefäße allein nicht hinreicht, ihre Zusammenziehung zu bewirken, vielmehr dazu wol noch eine lebendige Zusammenziehung, welche auf allmählicher Verengerung und Erweiterung der Gefäße beruht, erforderlich ist. Diese selbstthätige Kraft der Contraction (Tonus) wirkt aber nie plötzlich, sondern nur langsam und der Wille hat keinen Einfluß darauf, wodurch sie sich z. B. von der Muskelcontraction unterscheidet; auch die äußere Luft kann ein momentanes Zusammenziehen der Gefäße bewirken, woraus sich das Blaßwerden bei Einwirkung der Kälte erklärt. Der Tod bewirkt gleichfalls Zusammenziehung der Arterien (Leichenblässe), und man findet nach Eintritt desselben letztere leer, während das Blut in die Venen getrieben ist. Es beweist dies, daß die Arterien unter dem Einflusse der Nerven Zusammenziehungskraft besitzen, welche um so intensiver ist, je kleiner jene sind. Diese Zusammenziehung kann auch der Länge nach erfolgen, was man bei deren Durchschneidung wahrnehmen kann, wobei sich die Arterien nach beiden Seiten hin ins Fleisch zurückziehen. In gleicher Weise läßt sich auch die Ausdehnung der Gefäße nicht allein auf deren Elasticität zurückführen, sondern es spielt wol auch hier die lebendige Contractilität eine gewisse Rolle, wofür namentlich die bei Pulsadergeschwülsten (Aneurysmen) sich erweiternden Collateralarterien sowie die Erweiterung der Gefäße in der schwangern Gebärmutter als Beweismittel gelten dürften.

Bei Erwähnung der letztern dürfte es hier am Platze sein, auf die Eigenthümlichkeiten aufmerksam zu machen, welche der Blutkreislauf beim Embryo, also bei einem zwar lebenden, aber noch nicht an die Außenwelt getretenen Wesen darbietet. Bei ihm gibt es kein helleres und kein dunkleres Blut, sondern alles Blut hat eine mittlere Färbung, welche dunkler ist als die des hellrothen Blutes der Mutter. In seinem Körper circulirt das Blut in der Weise, daß sich das aus dem Körper kommende Venenblut mit dem aus den Lungen ankommenden im linken Vorhofe und in der Aorta vermengt. Die Ursache davon liegt in dem die Continuität der Scheidewand der Vorhöfe trennenden, verhältnißmäßig noch sehr großen Foramen ovale, durch welches ein Theil des im rechten Vorhofe ankommenden Blutes nicht in die rechte Herzkammer, sondern in den linken Vorhof übertritt; aber auch diejenige Partie dieses Venenblutes, welches in die rechte Kammer gelangt, geht von da nur theilweise durch die Aeste der Lungenarterie in die Lungen über, während ein Theil desselben durch den Botalli'schen Gang in die Aorta geleitet wird. Die directe Communication zwischen dem Blutkreislaufe der Mutter und dem des Kindes aber wird durch die Nabelgefäße vermittelt, welche, in dem an der Innenfläche der Gebärmutter haftenden Mutterkuchen (Placenta) wurzelnd, behufs Ernährung

des Embryo das Mutterblut durch die Nabelarterie demselben zuführen, das verbrauchte embryonale Blut durch die Nabelvene aus dessen Körper wieder ab- und zur Mutter zurückführen, sodaß der Mutterkuchen gewissermaßen die vicariirende Function der noch nicht functionsfähigen Embryonallunge übernimmt. *(Alfred Krug.)*

KREISORDNUNG heißt in Preußen das wichtige Gesetz vom 13. Dec. 1872 (modificirt durch das Gesetz vom 19. März 1881), welches im wesentlichen den halbhundertjährigen Kampf der feudalen mit der liberalen Partei auf diesem Gebiete abgeschlossen hat. Die ältere Kreisverfassung mit ihrer ständischen Gliederung, dem unverhältnißmäßigen Ueberwiegen des Großgrundbesitzes in der Kreisversammlung und dem geringen Einflusse der letztern genügte längst nicht mehr den Bedürfnissen der Bevölkerung. Aber erst nach langjährigen Vorberathungen im Schose des Ministeriums, schwierigen Debatten im Hause der Abgeordneten und starker Beeinflussung des Herrenhauses gelang es, den Entwurf zum Gesetz zu erheben. Wie dasselbe in seiner gegenwärtigen Fassung vorliegt, erscheint es als ein Compromiß der Parteien, aus dem alsdann weiter unter Festhaltung seiner Grundgedanken die neue organische Gesetzgebung des preußischen Staates theils hervorgegangen, theils angebahnt ist. Das Gesetz erstreckt sich zunächst nur auf die Provinzen Ost- und Westpreußen, Brandenburg, Pommern, Schlesien und Sachsen und kann durch königliche Verordnung in Posen oder Theilen dieser Provinz in Kraft gesetzt werden; sein Inhalt läuft im wesentlichen auf Folgendes hinaus: Der Schwerpunkt der Verwaltung wird aus den Bezirksregierungen heraus in die Kreise verlegt. Jeder dieser letztern bildet einen Communalverband mit den Rechten einer Corporation; Städte mit mindestens 25,000 Civileinwohnern dürfen einen Kreisverband für sich bilden. Die Selbstverwaltung (Selfgovernment), welche nach englischem Vorbilde den Kreisen übertragen ist, wird durch die amtlichen Organe derselben ausgeübt. Diese sind namentlich der Kreistag (Kreisversammlung) und der Kreisausschuß. Letzterer, aus sechs vom Kreistage gewählten Mitgliedern unter dem Vorsitze des Landraths bestehend, bildet den Mittelpunkt der Selbstverwaltung des Kreises, indem ihm als Organ der Kreiscorporation die Verwaltung der Kreis-Communalangelegenheiten, als Organ des Staates die Wahrnehmung von Geschäften der allgemeinen Landesverwaltung obliegt. Zu den letztern gehören die Angelegenheiten der Armen-, Wege-, Feld-, Gewerbe-, Bau- und Feuerpolizei sowie Dismembrations-Angelegenheiten, die Gemeindesachen, insbesondere das Schulwesen der Landgemeinden, die Angelegenheiten der öffentlichen Gesundheitspflege und die Aufstellung der Geschworenen-Urlisten. Als Communalbehörde liegt dem Kreisausschusse die Ernennung und Beaufsichtigung der Kreisbeamten, die Vorbereitung und Ausführung der Beschlüsse des Kreistages und die Erledigung der Kreisangelegenheiten überhaupt ob. Der Kreistag besteht mindestens aus 25 Mitgliedern, die theils von den städtischen Behörden, theils von den Landgemeinden, theils von den größeren Grundbesitzern des Kreises gewählt werden. Die Beschlüsse desselben, welche durch das Kreisblatt veröffentlicht werden, beziehen sich auf Kreisangelegenheiten, Feststellung des Kreis-Haushaltungsetats und der Kreisabgaben, Repartition der Staatsleistungen, welche „kreisweise" aufzubringen sind, Wahl des Kreisausschusses, Begutachtung von Staatsangelegenheiten und dgl. Auch auf dem Kreistage führt der Landrath den Vorsitz; zu seiner etwaigen Vertretung auf dem Kreistage und im Kreisausschusse werden zwei Kreisdeputirte vom Kreistage gewählt, im übrigen vertritt ihn der Kreissecretär vorübergehend. Der Landrath selbst wird vom Könige ernannt, doch kann der Kreistag geeignete Personen aus der Zahl der Grundbesitzer und der Amtsvorsteher des Kreises für eine erledigte Stelle in Vorschlag bringen. Als Organ der Staatsregierung führt der Landrath die Geschäfte der allgemeinen Landesverwaltung im Kreise und leitet als Vorsitzender des Kreistags und des Kreisausschusses die Communalverwaltung des Kreises. — Für die neupreußischen Landestheile sind vorerst besondere Kreisordnungen, welche den dort bestehenden Verhältnissen möglichst Rechnung tragen, erlassen worden. So die hessen-kasselsche vom 9., die hannoversche vom 12., die schleswig-holsteinische vom 22. und die wiesbadener Kreisordnung vom 26. Sept. 1867. *(Albrecht Just.)*

KREISSIG oder KREYSSIG (Joh. Gottlieb), Philolog, als Sohn des Archidiakonus Johann Gottlieb Kreißig am 22. Aug. 1779 zu Chemnitz geboren, wurde von dem spätern Rector zu St.-Afra Christian Gotth. König für die Universität vorbereitet, die er 1796 in Leipzig bezog, wo er vornehmlich Theologie studirte und sich im Kreise Gleichgesinnter (u. a. Bretschneider, Neander) wissenschaftlich gründlich ausbildete. Im J. 1798 wurde er Magister, mit 21 Jahren gab er seine erste Schrift „Dissertatio philologica-exegetica in Jobi cap. XXIV, 5—14" heraus. Nachdem er sein Examen bestanden, wandte er sich unter Chr. D. Beck ganz seinem Lieblingsstudium, der Philologie, zu, er wollte sich sogar für dieses Fach habilitiren; doch ist er nicht dazu gekommen. Im J. 1803 wurde er dagegen dritter Lehrer am Lyceum seiner Vaterstadt; für seine wissenschaftlichen Bestrebungen ward ihm die Bekanntschaft mit C. G. Heyne in Göttingen (1805 fg.), mit dem er in Correspondenz blieb, sehr werthvoll. Seine Leistungen als Lehrer und Schulreformer fanden Anerkennung, 1814 wurde er zweiter Professor an der sächsischen Landesschule zu St.-Afra in Meißen; hier entwickelte er eine pädagogische und gelehrte Thätigkeit, die ihm die allgemeine Liebe und Achtung sicherten. Sein gründliches Wissen, seine Vorträge voll Geist und Leben einerseits, die Geradheit und Biederkeit seines Herzens andererseits, die Gerechtigkeit seines milden, aber niemals schwachen Wesens gewannen ihm eine Stellung, die seinen zahlreichen Schülern unvergessen blieb. Wie sehr diese ihn liebten, zeigte sich u. a. am 15. April 1839, an dem Kreißig sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum feierte, oder bei der 1848 abgehaltenen Jubelfeier seines Magisteriums. Krankheit machte es endlich dem unermüdet Thätigen unmöglich, länger im Amte zu bleiben

er verließ in seinem 72. Jahre sein geliebtes St.-Afra, an dem er über 36 Jahre gelehrt hatte und siedelte nach Dresden über, wo er am 22. Febr. 1854 ruhig entschlief. Wenn Kreißig, welcher der lateinischen Sprache in außerordentlicher Weise mächtig war, auch mit Vorliebe und Geschick poetische Leistungen in der Sprache der Römer aufzuweisen hatte (vgl. „Silvulae Afranae)", so lag doch die vornehmste Bedeutung seiner Thätigkeit in der kritischen Schärfe, mit welcher der ungemein genaue Philolog die Texte der lateinischen Schulclassiker vornahm, eine Thätigkeit, die das volle Lob F. Jacobs' und G. Hermann's gewann. Namentlich der letztere rühmte den festen und sichern Grund, welchen Kreißig gelegt, und meinte, Kreißig gehöre zu den Wenigen, welche Gedichte machen, die man wirklich als lateinische Gedichte ansehen kann. Besonders eifrig gab er sich seinem Lieblingsschriftsteller Livius hin. Arbeiten wie die „Annotationes ad T. Livii libros XLI—XLV ex codice olim Laurishemensi nunc Vindobonensi a Sim. Grynaeo editos. Accessit Commentatio de T. Livii Historiarum Reliquiis ex Palimpsesto Toletano erutis", Misenae 1849, oder seine Ausgabe des 33. Buches des Livius (1839) fanden ebenso den Beifall Weißenborn's, wie seine scharfsinnige Behandlung der Fragmente des Sallust („Commentatio de C. Sallustii Crispi Histor. l. III fragmentis ex bibl. Christ. Suec. Reg. in Vaticanam translatis", Misenae 1835) das Lob Kritz's erntete, der sich in wärmster Weise über das acumen und die criticae artis peritia ausspricht. Ein Mann, der wie Kreißig Latein sprach und schrieb, war natürlich scharf gegen jene, welche der classischen Reinheit Abbruch thaten, er hielt sich an Ruhnken's Satz: turpissimum esse iis, qui veterum elegantias aliis enarrent, ipsos uti sermone barbaro et lutulento. Daß er auch scharf sein konnte, beweist seine Schrift „Vannus critica in inanes Fr. Guil. Doeringii paleas" (Jahn's Archiv für Ph. und Päd. (Leipzig 1831) V. I, p. I, p. 50 fg. Kreißig hat sich auch mit Cäsar und Vellejus befaßt, zum Jubelfest von St.-Afra gab er des Camerarius „Narratio de Helio Eobano Hesso" heraus.

Vgl. das warm geschriebene eingehende Leben J. G. Kreißig's, beschrieben von Hermann August Friedrich und M. August Hermann Kreißig (Meißen 1854), wo auch von S. 89—95 ein genaues Verzeichniß von Kreißig's Schriften. Flathe, St.-Afra (Leipzig 1879); Kämmel in der Allgemeinen deutschen Biographie.

(Adalbert Horawitz.)

KREITMAYER (Aloys Wiguläus, Freiherr von, auf Offenstetten und Hatzkofen), kurfürstlich bairischer Staatskanzler und ausgezeichneter Rechtsgelehrter, wurde geboren zu München den 14. Dec. 1705. Sein Vater, der kurbairische Hofrath Franz Xaver Wiguläus von Kreitmayer, war mit Barbara geb. Degen vermählt, die nach dem Tode ihres Gatten, im J. 1750, in das Kloster Büttrich zu München trat, wo sie 1776, 82 Jahre alt, verstarb. Nachdem Kreitmayer im Jesuitencollegium zu München die niedern Schulen absolvirt hatte, studirte er Philosophie in Salzburg und begab sich dann nach der vaterländischen Universität Ingolstadt, um sich dem Rechtsstudium zu widmen. Indeß konnte einem so eifrigen Rechtscandidaten wie Kreitmayer ein Schulplan nicht genügen, in welchen, wie es in Ingolstadt der Fall gewesen, weder ein Staatsrecht noch allgemeine Geschichte aufgenommen war; daher begab er sich, im Gefolge der bairischen Prinzen, im J. 1723 nach Frankreich und nach Rückkehr derselben ging er noch im nämlichen Jahre auf die damals berühmteste Universität Leiden, um das Fehlende nachzuholen. Rechts- und Reichsgerichtspraxis erwarb sich Kreitmayer später in Wetzlar und kaum nach München zurückgekehrt, wurde er von dem damaligen Kurfürsten Max Emanuel am 23. Aug. 1725 zum Hofrath ernannt. Bei seinen ausgezeichneten Geistesgaben und einem beispiellosen Fleiße ist es nicht zu verwundern, daß Kreitmayer, kaum 36 Jahre alt, im J. 1741, kurz nach dem Tode Kaiser Karl's VI., zum pfalzbairischen Hofgerichtsbeisitzer des Reichsvicariats ernannt und ihm mittels Diplom vom 15. Mai 1741 von Karl Albert und Karl Philipp von der Pfalz die Reichsritterwürde ertheilt wurde. Nach Erwählung Karl Albert's, den 24. Jan. 1742 zu Frankfurt a. M., unter dem Namen Karl VII. zum Kaiser rückte dann Kreitmayer zum wirklichen Reichshofrath vor. Nach Karl's VII. Tode (20. Jan. 1745) folgte Kurfürst Max Joseph III., welcher Kreitmayer unter dem 6. Juli desselben Jahres das Reichsfreiherrn-Diplom ertheilte, und nach dem Friedensschlusse zu Füssen trug ihm Kaiser Franz I. eine Reichshofrathsstelle in Wien mit jährlich 12,000 Gulden an. Allein Kreitmayer wies dieses glänzende Anerbieten aus Liebe zum Vaterland zurück und wurde noch im selben Jahre als Hofrathskanzler und Geheimrath, wiewol nur mit einem Gehalte von 2400 Gulden, angestellt. Dieses Jahr war es auch, in welchem er sich mit Sophie geb. Heppenstein vermählte, die ihm zwei Kinder gebar. Diese starben aber frühzeitig und auch die Mutter folgte ihnen am 17. April 1749.

Kreitmayer's Ruf als Rechtsgelehrter stand zu jener Zeit schon auf der Höhe desjenigen der größten Männer seines Faches, eines Pütter und Moser, weshalb ihn Kurfürst Maximilian schon 1749 zum Geheimraths-Vicekanzler und Conferenzminister ernannte und ihm von dieser Zeit an innigst zugethan blieb.

Im J. 1750 vermählte sich Kreitmayer zum zweiten mal mit Maria Romana geb. von Frönau auf Offenstetten, verwitweten von Nocker. Durch diese Heirath gelangte Kreitmayer zu einem sehr bedeutenden Vermögen, das ihn und seine Familie nach eigenem Geständnisse vor den Wechselfällen des Schicksals und der Fürstengunst sicherstellen mußte.

Je mehr Kreitmayer durch seine umfassende Gelehrsamkeit und seine ausgezeichneten Eigenschaften das Vertrauen des Kurfürsten Maximilian rechtfertigte, desto mehr war dieser Fürst bemüht, ihm weitere Wirkungskreise zu überweisen, und so wurde Kreitmayer im J. 1758, nach dem Tode des Freiherrn von Braidlohe, zum Wirklichen Geheimen Staatskanzler und obersten

Lehnpropst ernannt, sowie zum Kanzler der damals gestifteten Akademie der Wissenschaften, mit einem Gehalte von 4000 Gulden jährlich und zwei Pferderationen.

Auf Maximilian Joseph III. folgte 1777 Kreitmayer's vierter Landesherr, Kurfürst Karl Theodor. Eine der ersten Regierungshandlungen desselben war, daß er nicht nur alle Würden Kreitmayer's für den activen Dienst bestätigte, sondern auch 1779 sein Gehalt auf 5000 Gulden erhöhte und 1781 ihn ferner noch zum Präsidenten der Schulcuratel, endlich aber, nach dem Tode Kaiser Joseph's II., bei dem wiederholten Anfalle des Reichsvicariats, zum Reichsvicariats-Hofgerichtskanzler ernannte.

Um Kreitmayer auch als Gesetzverfasser kennen zu lernen, ist es nöthig, die politischen und moralischen Zeitverhältnisse zu erwägen, die in seiner Jugend auf ihn einwirkten. Aller Schulunterricht und die ganze Jugendbildung befand sich zu jener Zeit in den Händen der umsichtigen Jesuiten, deren Hauptziel, wie heute noch, dahin ging, die bessern Köpfe für sich zu gewinnen, die geringern in blindem Aberglauben verstrickt zu halten. Obgleich nun Kreitmayer's frühreifer Geist zur Jurisprudenz neigte und ihm keine Zeit blieb, den Kämpfen zwischen der Theologie und Philosophie viel Aufmerksamkeit zu schenken, so blieben deren Wirkungen auf ihn doch nicht aus, und aus den religiös-politischen Reibungen, welche der damals sich geltendmachende Illuminaten-Orden hervorrief, drängte sich ihm die Ueberzeugung auf, daß alle Legislation, je besser sie für die Gegenwart sei, sich um so gewisser für die Zukunft verkleiden müsse, d. h. was in der Gegenwart gut und zweckmäßig sei, eben aus diesem Grunde für die Zukunft oft zweckwidrig werden müsse. Gesetze haben sich in positiven Formen zu bewegen und da jeder geistige Fortschritt nur ein Klarerwerden ist, so kann sich in den positiven Formen einer dunklern Zeit ein klarerer Geist nicht bewegen, vielmehr entledigt sich dieser, in seiner Elasticität beengt, aus eigener Macht aller Bande, sobald nicht menschliche Weisheit ihm allmählich zu freierer Bewegung verhülft. Mit solcher Ueberzeugung als Hofrath in das praktische Leben eingetreten, erkannte Kreitmayer bald mit völliger Sicherheit, daß wirkliche Bildung zum erfolgreichen Geschäftsleben nur durch die Kenntniß sämmtlicher Zweige der Staatsverwaltung, nicht blos in der Theorie, sondern in und nach ihren Erscheinungen im realen Leben, bedingt sei. Diese Wahrheit wurde ihm zur Richtschnur und von dieser Grundidee ausgehend schuf er Großes und Unvergängliches.

Erst im J. 1750 wagte Kreitmayer, Hand an ein Gesetzgebungswerk für Baiern zu legen. Die Mängel der frühern Gesetze von 1516, 1553, 1588, 1616 und den inzwischen abgeänderten von 1751 und 1756 tief erkennend, begann er jenes große Werk und stellte es in Formen, die, von der Nachwelt wol zerschlagen, doch in ihren Trümmern noch classisch bleiben. Zunächst hatte er alles aus dem Wege zu räumen, was seinem großen Plane feindlich gegenüberstand, denn neben dem von 1751 bis 1756 im damaligen Baiern bestehenden Landrechte hatten noch eine Menge alter Rechte, besondere Privilegien und sogenannte Kreisabschiede volle Gesetzeskraft, die theils beseitigt, theils zu einem Ganzen vereinigt werden mußten. Die erste Frucht dieser Thätigkeit war der bairische Criminalcodex „Codex juris Bavarici judiciarii" (München 1751; 2. Auflage 1783; neuere Auflage 1813); „Novus codex juris Bavarici criminalis" (München 1751; 2. Auflage 1758; 3. Auflage 1788), und „Annotationes ad codicem juris Bavarici criminalis" (München 1751 und öfter), der überhaupt bis Ende September 1813 in Baiern in Gesetzeskraft blieb.

Im J. 1753 begann Kreitmayer die bairische Gerichtsordnung „Codex Maximilianus Bavaricus civilis" (München 1753, neue Auflage 1788), welcher er die hierzu nöthigen Anmerkungen folgen ließ („Supplementum et index generalis codicis Maximiliani Bavarici civilis, judiciarii et criminalis", sowie „Anmerkungen über den Codex juris Bavarici judiciarii" (München 1754—55); und „Anmerkungen über den Codex juris Bavarici civilis" (5 Bände, München 1758). In dem letzten dieser fünf Bände wurden die Rechte des Adels, der Städte, der Bürger und der Gemeinden unter dem Begriffe „Privatrechte" von Kreitmayer zum ersten mal bearbeitet und er war der erste, der das Lehnrecht in eine wissenschaftliche Form brachte und wissenschaftlich behandelte. Auf gleiche Weise verfuhr er mit dem geistlichen, dem militärischen, dem Schul- und dem akademischen Rechte. Ganz besondere Weisheit für Gesetzverfassung zeigte er in seinen „Supplementa ad codicem", in welchen die wichtigsten Nachtragsgesetze, insbesondere für die bairische Gerichtsordnung, enthalten sind. Was endlich Pütter mit seinem „Historisch-politischen Handbuch" 1758, und Moser mit seiner „Allgemeinen Einleitung in die besondern Staatsrechte" 1759 leisteten, das leistete Kreitmayer durch seinen „Grundriß des allgemeinen deutschen und bayerischen Staatsrechts" (3 Bände, München 1769—70; 2. Auflage 1789). Im J. 1769 gab er außerdem noch eine „Sammlung aller Verordnungen und Generalien über das Polizeiwesen, über die Landescultur, über Erziehungswesen, über geistliche und kirchliche Gegenstände" heraus, und 1785 erschien endlich noch die durch ihn erneuerte „Wechselordnung".

Alle diese wissenschaftlichen Leistungen erscheinen um so außerordentlicher, wenn man erwägt, wie Vieles und Großes Kreitmayer als Minister und Staatskanzler für Baiern geleistet hat. Waren auch in jener Zeit die gegenseitigen Verhältnisse der Staaten weniger verwickelt als später, so waren doch die Beziehungen nicht geringer und von den fünfundsechzig Jahren, die Kreitmayer ausschließlich dem Staate widmete, gehört nur ein verhältnißmäßig unbedeutender Theil seiner literarischen Thätigkeit an. Kreitmayer war es, welcher die Unterhandlung mit dem sächsischen Hofe so glücklich für Baiern geführt hatte, daß eine Forderung dieses Hofes von über 50 Millionen Gulden für die Allodial-Ansprüche auf die obere Pfalz, Schleißheim und auf alles Allodial-Vermögen der Schwester des damals verstorbenen Kur-

fürsten Maximilian Joseph III., der verwitweten Kurfürstin von Sachsen, mit nur 6 Millionen abgelöst wurde, welche mit jährlich 500,000 Gulden innerhalb 12 Jahren von der damaligen Landschaft contractmäßig bezahlt wurden. Dabei schrieb er in allen seinen Dienstverhältnissen die Referate, und die Aufsätze überhaupt, mit eigener Hand.

Kreitmayer starb den 27. Oct. 1790 in seinem 85. Lebensjahre. Drei Tage vor seinem Tode sah man ihn noch schreiben an einem neuen, unvollendet gebliebenen Werke: „Encyklopädie der sämmtlichen Staatswissenschaften.“ *(Ferdinand Moesch.)*

KRELING (August), Maler und Bildhauer, Förderer des Kunstgewerbes, geboren am 23. Mai 1819 in Osnabrück, machte seine Studien an der Polytechnischen Schule in Hannover und ging dann 1836 nach München, um sich weiter auszubilden. L. von Schwanthaler war hier sein Meister in der Bildhauerkunst. Eine nähere Berührung mit W. von Kaulbach führte ihn zur Malerei und in diesem Fache fand er sein ihm zusagendes Element. Ein Ausflug nach Venedig im J. 1847 machte ihn mit den Kunstwerken der Venetianischen Schule bekannt.

Als Bildhauer entwarf er Humpen und Becher, die mit Figuren und Arabesken verziert und in altdeutschem Stile aufgefaßt sind. Sie wurden oft nachgebildet. In neuerer Zeit hat er für Weil das Keplerdenkmal ausgeführt, das ihm einen Namen machte. Neben der Hauptfigur dieses Denkmals werden auch die Figuren der Piedestale wegen ihrer charakteristischen Auffassung sehr gelobt; sie stellen Märtlin, Kopernicus, Tycho de Brahe und Burgius dar. Auch sein Standbild von Heinrich Posthumus für Gera, das von Ch. Lenz wie das Keplerdenkmal in Erzguß ausgeführt ist, gehört zu den lobenswerthen Werken. Außerdem entwarf er für Cincinnati in Amerika einen großen Brunnen, an dem die Segnungen des Wassers symbolisirt sind, den Miller in München in Erz goß, ferner Brunnen für Bonn und Nürnberg sowie mehrere Büsten.

Als Maler konnte er sich nicht ganz der romantischen Richtung entwinden. Er entnahm die Stoffe der Geschichte, Mythe und dem Alltagsleben. Zu seinen besten Arbeiten auf diesem Gebiete gehört die Ausschmückung des Theaters in Hannover, worin sich noch ganz der romantische Sinn kundgibt. Die Deckengemälde des Logenhauses stellen die Musen, die Poesie, die heroische Oper, das Schauspiel, die Tragödie u. s. f. dar. Von Staffeleibildern sind hervorzuheben: Erwin von Steinbach im Walde spazierend, die erste Ernte nach dem Dreißigjährigen Kriege (im Privatbesitze), die Krönung Kaiser Ludwig's des Baiern, im Maximilianeum in München, Adrian Brouwer besucht van Dyck, 1846 gemalt, das Abendmal der Hugenotten in der Bartholomäusnacht (im Germanischen Museum zu Nürnberg), einzelne Bildnisse und Genrebilder, wie Besuch im Kloster, Blinde-Kuh-Spiel, der Mönch als Maler, der Mönch als Bildhauer u. s. f.

Auch viele geistreiche Zeichnungen seiner Hand kommen vor; er zeichnete die Cartons mit Darstellungen der deutschen Kaiser, welche auf der Burg zu Nürnberg gemalt werden sollten, machte Illustrationen zu Goethe's Faust (von Fr. Bruckmann in München in einem Prachtwerke veröffentlicht). Auch radirte er zwei Blätter für Scherer's Alte und neue Kinderbilder (Leipzig 1849): die Mutter an der Wiege und St.-Nicolaus mit dem Christbaume. Zur Erinnerung an einen Künstlermaskenball in München zeichnete er auf Stein ein großes Blatt, welches den Prinzen Carneval vorstellt.

Im J. 1853 übernahm Kreling die Direction der königlichen Kunstgewerbeschule in Nürnberg, die er bald durch thätiges Eingreifen zu großem Rufe brachte. Seine angeborene Neigung für das Ornamentale fand hier ein weites, fruchtbares Feld; er arbeitete als Architekt, Bildhauer, Maler und Zeichner; in letzterer Eigenschaft entwarf er für die Schule viele Modelle für Möbel, Gefäße, Oefen, Schmucksachen, Glasgemälde u. dergl. Unter seiner Leitung wurden die Möbel für die Burg Hohenzollern, die Glasgemälde für die Kirche in Kempten, ein Tafelaufsatz für W. von Kaulbach, dessen älteste Tochter er geheirathet hatte, und mehrere silberne Ehrenpokale ausgeführt. Unter seiner und seines Schwiegervaters Leitung wurde auch 1856 das Albrecht Dürer-Album herausgegeben, eine Sammlung der schönsten Holzschnitte Dürer's, in gleicher Größe in Holz nachgeschnitten.

Allgemein wird dem Künstler eine reiche, productive Phantasie, eine vorzügliche Begabung für das Decorative zugestanden, nur für die Ausführung und das Durcharbeiten des geistreichen Entwurfes fehlte ihm Geduld und Technik. Nach langem Leiden starb Kreling am 22. April 1876 auf seiner Villa vor dem Maxthore in Nürnberg, die er sich nach eigenen Entwürfen erbaut hatte.

Vgl. Nagler, Monogrammisten, I, Nr. 759.

(J. E. Wessely.)

KREMENEZ, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Volhynien, 287 Kilom. im Westen von Schitomir zwischen zwei hohen Bergen aus Feuerstein gelegen, die eine absolute Höhe von 1328 Fuß haben, am linken Ufer der Ikwa, die jedoch noch 3/4 Stunde von der Stadt entfernt ist. Kremenez hat seinen Namen von den Flintensteinen, die hier gewonnen wurden. Die Stadt hat 3 Kirchen, ein Seminar, eine Kreisschule, eine Fortepiano- und eine Equipagenfabrik, eine Bierbrauerei, 4 Talgschmelzereien und (1880) 11,039 Einwohner. Kremenez dient als Stapelplatz des nach Odessa und theilweise auch nach Oesterreich (über Radziwilow) gehenden Getreides. Außerdem treiben die Kaufleute bedeutenden Tabackhandel mit Polen. Die Geschichte der Stadt ist eng mit der Geschichte der Festung verknüpft, die auf einem der Berge in Ruinen liegt und unter dem Namen des Schlosses der Königin Bona bekannt ist. Die Festung ist jedoch nicht von dieser Königin, sondern schon im 8. und 9. Jahrh. von den Duleben erbaut und wird in den Chroniken bereits im J. 1068 erwähnt.

Im J. 1226 fand unter ihren Mauern eine Schlacht des ungarischen Königs Andreas mit dem galizischen Fürsten Mstislaw Udalyj, d. h. dem Kühnen, statt. Im J. 1241 und 1255 wurde Kremenez von Baty-Khan und dem tatarischen Feldherrn Kurems vergeblich belagert. Unter Gedimin kam Kremenez an Litauen, später an Polen. Im J. 1648 verlor die Stadt ihre strategische Bedeutung. Im J. 1795 wurde Kremenez zur Kreisstadt des Gouvernements Volhynien erhoben.

(A. von Wald.)

KREMENTSCHUG, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Poltawa, 120 Kilom. im Südwesten von Poltawa, in der Ukraine, mit der dazugehörigen Landstadt Krjukow am linken, sandigen Ufer des Dnjepr und an der Bahnlinie Charkow-Nikolajew gelegen, zählt 37,579 Einwohner, hat sieben Kirchen, eine Realschule, eine Kreis- und eine Pfarrschule, eine Synagoge, 14 jüdische Schulen, zahlreiche Waarenmagazine, 72 Salzmagazine, eine Handelsbank, einen Stadtgarten mit einer Seidenbauschule, einen Hafen erster Klasse in Krjukow am Dnjepr, in dem jährlich Waaren im Werthe von 1,971,000 Rubeln eingeladen und für 1,210,000 Rubeln ausgeladen werden; unter den verschiedenen Fabriken, mit einer jährlichen Production von 670,000 Rubel, finden sich 2 Lohgerbereien (80,000 Rubel), 5 Talglichtfabriken (42,000 Rubel), eine Maschinenfabrik (18,000 Rubel), 5 Tabackfabriken, 3 Taufabriken u. a. Die Stadt hält jährlich 3 Jahrmärkte, am 30. Jan. bis 13. Febr., am 24. Juni bis 5. Juli und am 1. Sept. bis 10. Sept. (a. St.), auf denen ein bedeutender Handel mit Pferden und Hornvieh getrieben wird. Krementschug ist der Hauptstapelplatz für die Rohproducte der benachbarten Gouvernements. Bemerkenswerth sind die Ruinen des Palastes, den Potemkin hier 1765 bewohnte, sowie das Rathhaus, das ganz nach dem Muster der alten deutschen Rathhäuser erbaut ist.

Krementschug ist im J. 1571 gegründet, wurde 1663 während des Kosackenaufstandes von dem Kosackenhetman Brjuchowezki verbrannt, 1765 zur Gouvernementsstadt des Gouvernements Neurußland ernannt und 1802 zur Kreisstadt des Gouvernements Poltawa erhoben.

(A. von Wald.)

KREML bezeichnet im Russischen eine Festung oder einen mit einem Wall und einer Mauer umgebenen, meist am Ufer eines Flusses gelegenen Stadttheil, in welchem Sinne man von den verschiedenen Kremls zu Smolensk, Groß-Nowgorod, Wladimir, Nischnij-Nowgorod, Kiew, Kasan sprechen kann. Das Wort Kreml stammt entweder aus dem Tatarischen, wo es die Bedeutung „Festung" hat, oder aus dem Russischen: „kremen", d. h. Feuerstein. Bis zur Mongolenherrschaft wurde der Kreml „Djetinec" genannt. Vorzugsweise wird der Kreml zu Moskau als solcher bezeichnet. Der Kreml in Moskau, einer der fünf Haupttheile der alten Hauptstadt des Reiches, in einer Höhe von 30 Metern über der hart an seinem Fuße hinfließenden Moskwa erhaben, hat 5 Kilom. im Umfange und ist von einer breiten, mit vielen alten Wachtthürmen versehenen Mauer umgeben, die überall schroff und steil zu Gärten, Kaipromenaden und Boulevards abfällt. Der Kreml enthält blos Krongebäude, darunter das 1838—1844 neuerbaute Residenzschloß mit dem an historischen Erinnerungen reichen sogenannten „Krasnoje krylco" d. h. rother Flügel, der dasselbe mit der „Granovitaja Palata" (facettirter Palast) in Verbindung setzt; der letztere hat seinen Namen von der äußern, aus weißen facettirten Steinen bestehenden Bewandung erhalten und ist unter Johann III. am Ende des 15. Jahrh. erbaut worden. In diesem Palaste fanden die Hochzeitsfestlichkeiten der Zaren und die Aufnahme der ausländischen Gesandten in den Jahren 1622, 1653 und 1682 statt. Die 1806 erbaute „Oružejnaja Palata", d. h. der Waffenpalast, enthält die kaiserlichen Regalien, Kronen, verschiedene alterthümliche kostbare Gefäße, Waffen, Trophäen, Fahnen, Equipagen, Medaillen, Porträts, Kleidungsstücke u. s. w. Neben dieser Palata stehen zwei alte ungeheure Kanonen, die eine, Namens Onagr, die 12,480 Pfund wiegt und unter Johann dem Schrecklichen gegossen ist, und der Drobownik oder Zar Puschka mit einem Gewichte von 96,000 Pfund, die unter Fedor Johannowitsch gegossen ist und deren Kugeln 4800 Pfund wiegen, dann das 1701—1703 erbaute Arsenal, längs dessen äußern Mauern die im J. 1812 erbeuteten Kanonen und Haubizen aufgestellt sind. Das Synodalhaus, früher die Wohnung der Patriarchen, auf dem Platze geradeüber der Uspenskischen Kathedrale, erbaut von dem Patriarchen Nikon im 17. Jahrh., besteht aus dem zweistöckigen Synodalpalaste, dem dreistöckigen Hause des Patriarchen und der Kirche zu den zwölf Aposteln und enthält eine Bibliothek mit seltenen Büchern und Manuscripten. Bemerkenswerth ist ferner das Bojarenhaus der Romanow, das in neuerer Zeit restaurirt ist. Unter den historisch merkwürdigen Thürmen des Kremls sind zu nennen: der Spaskische (früher Frolowsche) mit der Stadtuhr, der Borowitzkische, Troitzkische, Nikolskische und Tainitzkische Thurm hart am Ufer der Moskwa. Unter den Kirchen zeichnen sich namentlich aus die Uspenskische Kathedrale, deren Grundstein 1326 unter Johann Kalita gelegt, in ihrer jetzigen Gestalt aber erst 1474 von dem Venetianer Fioroventi auf den Befehl Johann's III. erbaut wurde. In dieser Kirche wurden die Zaren gekrönt und erhielten die Patriarchen und Metropoliten ihre Weihe und letzte Ruhestätte. Unter den zahlreichen Reliquien hier sind besonders bemerkenswerth das Bild der Wladimirschen Mutter Gottes, das der Sage nach vom Evangelisten Lucas gemalt sein soll, die rechte Hand des St.-Andreas Perwoswannyj, die Häupter des heil. Grigor Bogoslow und Johannes Chrysostomos, der alte steinerne Patriarchensitz und der Thron des Wladimir Monomachos. In der Archangelschen Kathedrale (erbaut 1333 und 1505 nach dem Plane der Uspenskischen Kathedrale umgebaut) ruhen die Gebeine sämmtlicher Großfürsten von Johann Kalita an bis auf Johann Alexejewitsch, den Bruder Peter's I. (gest. 1696). Von dieser Zeit an wurden die Leichname der russischen Kaiser in den Gewölben der Peterpauls-Kathedrale zu St.-Petersburg beigesetzt. Die Wände der Archangelschen Kirche sind mit den Bildnissen der Großfürsten und Zaren

bedeckt. In ihr wird ferner ein seltenes Manuscript der Evangelien vom Anfange des 12. Jahrh. aufbewahrt. In der Blagoweschtschenskischen Kathedrale (erbaut 1489) wurden die Großfürsten getauft und zuweilen auch getraut. Die Geistlichen dieser Kirche waren die Beichtväter der Zaren. Noch älter ist die Kirche „Spas na Boru", die schon von der Gründung Moskaus an existirte, im J. 1527 aber neu umgebaut wurde. In ihr verrichteten die Zaren ihre Gebete. Die Kirche „Ris Položenija" neben dem Granowitaja-Palaste (erbaut 1449) war die Hauskirche der russischen Patriarchen und Metropoliten. Auch verdient Erwähnung der 85 Meter hohe, freistehende, mit echtem Dukatengolde vergoldete Glockenthurm, der sogenannte Iwan Welikij, d. h. der große Iwan, mit der riesigen 480,000 Pfund schweren Glocke, dem „Car Kolokol", die im J. 1735 gegossen und ehe sie noch aufgehängt war, bei der großen Feuersbrunst im J. 1737 von ihrem Gerüste herunterstürzte, wobei ein großes dreieckiges Stück ausgeschlagen wurde. Erst im J. 1836 wurde die Glocke aus der Grube gezogen und auf ein hohes Gestell neben dem Thurme aufgestellt. Eine andere, ebenfalls kolossale Glocke, die 120,000 Pfund wiegt, ist auf der Höhe des Thurmes noch in Thätigkeit. — Eins der Hauptthore, durch welches man in den Kreml gelangt, ist die „Spaskaja Vorota", in der eine ewige Lampe brennt, vor der alle Durchpassirenden mit entblößtem Haupte sich bekreuzen müssen. Schon im J. 1280 wird eines Palastes gedacht, den der jüngste Sohn des Großfürsten Alexander Newskij, Daniel Alexandrowitsch, im Kreml erbaute; doch ward derselbe erst seit der Zeit berühmt, als der Großfürst Iwan Danilowitsch Kalita seinen Herrschersitz 1328 von Wladimir nach Moskau verlegte, wobei er zugleich den Kreml mit einem hölzernen Bollwerke umgab. Zweimal, 1355 und 1368, brannte der ganze Kreml ab, worauf ihn der Großfürst Dmitri Iwanowitsch Donskoj im J. 1367 von Stein wieder erbaute. Erneuert und bedeutend erweitert wurde er von Iwan Wassiljewitsch I. Napoleon I. versuchte bei seinem Rückzuge aus Moskau am 23. Oct. 1812 den Kreml zu sprengen, doch gelang dies nur in geringem Maße, und schon unter Alexander I. war jede Spur der angerichteten Zerstörung verwischt. Vgl. Weltmann, „Dostopamjatnosti Moskovskago Kremlja" (Denkwürdigkeiten des Moskauer Kreml, Moskau 1843). *(A. von Wald.)*

KREMMEN oder Cremmen ist ein altes preußisches Städtchen in der Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Potsdam, Kreis Ost-Havelland, unweit des Kremmersees und des Ruppiner Kanals, 20 Kilom. vom Bahnhofe Nauen und 38 Kilom. von Berlin, am Nordrande der Hochlandschaft Glien, mit 2877 Einwohnern. Die Stadt hat Postamt, Volksbank und nährt sich durch Acker- und Gartenbau, Viehzucht und Torfstich. Auf dem nahen Kremmer-Damme fand 1334 eine Schlacht statt, in welcher Ludwig der Aeltere von den Pommern, und eine andere 1412 (am 24. Oct.), in welcher Friedrich I. von den Pommern und den Adeligen geschlagen wurde und in welcher der brandenburgische Feldhauptmann Hans von Hohenlohe und die edeln Franken Kraft von Lentersheim und Philipp von Utenhoven fielen. *(G. A. von Klöden.)*

KREMNITZ (ung. Körmöczbánya) ist eine berühmte alte Bergstadt in dem ungarischen Comitate Bars; sie liegt in einem von kahlen Bergen eingeschlossenen tiefen Thalkessel. Im Westen ragt der mit einer Kapelle geschmückte Calvarienberg empor, im Norden liegt der Berg Revolta, auf dessen Rücken eine Steintafel an den Besuch Joseph's II. im J. 1764 erinnert, im Osten liegen der Dürnstein und die Blaufüßer Berge, deren Abhang die Stoßwiesen heißen. Zwischen dem Calvarienberge und der Revolta liegt das Sturzthal, an der östlichen Seite der Revolta zieht das Kremnitzerthal hinab nach Süden. Im Hintergrunde dieses Thales liegt der Sattel von Perk, die Wasserscheide, über welche man in das Turóczer Comitat gelangt. Der Bach desselben war ungenügend für den Betrieb der kremnitzer Bergwerke, deshalb wurde zur Verstärkung desselben das Wasser aus dem Turóczer Comitate mittels eines langen Kanals hierhergeleitet, durch welchen nun sämmtliche Betriebswerke in Bewegung gesetzt werden. Zwischen den Blaufüßer Bergen und den Stoßwiesen ist der Sohlergrund eingeschnitten, in diesem Thale aufwärts führt ein interessanter Fußsteig hinüber nach Neusohl. Im Süden ist das Kremnitzerthal von kegelförmigen, theils kahlen, theils bewaldeten Bergen eingeschlossen, unter welchen rechts der Teufelsberg, links die Ostrahora hervorragen. Die Ungarische Staatsbahn, welche, von Altsohl kommend das Granthal überschreitet und dann in nördlicher Richtung in das Turóczer Comitat und nach Stuka führt, läuft auf den Abhängen der Berge im Halbkreise um die Stadt Kremnitz herum, um den Perker Sattel zu erreichen; von der Bahn betrachtet gewährt die tief unten gelegene Stadt einen sehr malerischen Anblick. Den Mittelpunkt derselben bildet die innere Stadt, die einen sehr geringen Umfang hat; nordöstlich von derselben liegt auf einer abschüssigen Anhöhe das mit doppelten Ringmauern und thurmartigen Thoreingängen versehene Castell, in welchem sich eine alte Kirche mit einem in neuerer Zeit erbauten Uhr- und Wachthurme befindet. An das Castell schließen die Stadtmauern an, welche die innere Stadt von den Vorstädten trennen, sie sind schon ganz baufällig, nur die Thoreingänge sind noch ziemlich gut erhalten. Bei dem untern Thore steht das im J. 1653 erbaute Franciscanerkloster nebst Kirche, demselben gegenüber liegt die große Stadtpfarrkirche mit zwei Thürmen, welche im J. 1557 gebaut und seitdem zu wiederholten malen renovirt wurde; in jüngster Zeit erhielt sie mehrere gefährliche Risse, weil sich der Boden unter derselben gesenkt hatte. Vor der Kirche liegt der Hauptplatz, den eine Dreifaltigkeitssäule und ein hübscher Springbrunnen zieren. An der rechten Seite desselben steht das ansehnliche Rathhaus, in welchem sich auch die Sparkasse befindet, die nördliche Seite schließt das Münzgebäude ein; es werden daselbst außer Scheidemünzen auch Silbergeld und Dukaten geprägt; es ist gegenwärtig die einzige Münzstätte Ungarns. An die innere Stadt schließen sich die Vorstädte an, die sich in den Thälern erstrecken. Die Wohnhäuser in denselben sind

meistens von Blumen- und Obstgärten umgeben. Besonders in der südwärts gelegenen untern Vorstadt sind recht nette Wohnhäuser, auch die evangelische Kirche befindet sich daselbst. Die verschiedenen Montanwerke, die Poch- und Waschwerke, Hütten und Gruben liegen weithin zerstreut in den Vorstädten, in den Thälern und auf den Abhängen der Berge. Kremnitz ist der Sitz einer königl. Berg- und Hüttenverwaltung, eines Münz- und Forstamtes, es hat eine Realschule, eine Sparkasse und zwei Papierfabriken. Die Einwohnerzahl beträgt (1880) 8550, davon sind 6491 deutscher und 1846 slawischer Nationalität, 7193 bekennen sich zur römisch-katholischen, 944 zur evangelisch-lutherischen, 177 zur reformirten Kirche, 229 sind Juden. (Vor 1848 war es den Juden nicht gestattet, sich in den Bergstädten anzusiedeln.) Der Bergbau, dem Kremnitz seine Bedeutung verdankt, geht auf Gold und Silber, man gewinnt auch etwas Kupfer, Blei, Spießglanz; auch das sogenannte Tigererz kommt vor. Vor Zeiten ging das Sprichwort: die Mauern von Kremnitz bestehen aus Gold, die von Schemnitz aus Silber und die von Neusohl aus Eisen. Die Ausbeute an Gold und Silber ist jetzt viel geringer, sie beträgt in einem Jahre höchstens 100 Kilogramm an Gold und 700 Kilogramm an Silber. Die Gruben laufen zum Theil unter dem Terrain, auf welchem die Stadt liegt, daher kommen oft Bodensenkungen vor. Zur Ableitung des Wassers in den Minen wurde in den funfziger Jahren ein zur Gran führender, 15 Kilom. langer Stollen gebaut. — Angeblich soll Kremnitz schon im J. 770 gegründet worden sein; gewiß ist es, daß schon zur Zeit Koloman's der Bergbau in Kremnitz betrieben wurde. Der Name der Stadt ist slawischen Ursprungs; sichere Kunde von dem Bestande des Ortes Keremnice hat man aus dem J. 1295, die Stadt Kremnitz erscheint urkundlich seit dem J. 1323 als der Sitz des k. Kammergrafen und erhielt im J. 1328 ihren Freibrief. Durch den Reichthum seiner Bergwerke und als Sitz des k. Kammergrafen erhob sich Kremnitz zum Vorort über alle niedern Bergstädte, zu welchen Schemnitz, Neusohl, Königsberg, Pukantz, Libethen, Dilln und Briesen gehörten. Alle diese Städte wurden von bergbaukundigen Sachsen, Thüringern, Schlesiern in der zweiten Hälfte des 12. Jahrh. gegründet. — Um Kremnitz in den nördlichen Theilen des Barscher und Neutraer Comitats liegt eine Gruppe deutscher Ansiedelungen, die Krickerhäuer genannt werden. Es gehören dahin der Marktflecken Krickerhäu (slowakisch Handlova) und die Dörfer Honeschhäu (Honesó), Koneschhäu (Kunesó), Neuhäu (Új-Lehota), Drexelhäu (Janó-Lehota), Treselhäu, Perk oder Berg, Bleifuß oder Blaufluß und Schwabendorf. Die Einwohner dieser Ortschaften haben einen ganz eigenen Dialekt.

Vgl. Kachelmann, Geschichte der ungarischen Bergstädte; Schwicker, Die Deutschen in Ungarn und Siebenbürgen. (*J. Hunfalvy.*)

KREMPE oder CREMPE ist ein preußisches Städtchen der Provinz Schleswig-Holstein, Kreis Steinburg (Holstein), in 53° 50′ 11″ nördl. Br. und 27° 9′ 9″ östl. L. von Ferro, unweit nördlich von Glückstadt, 11 Kilom. von Itzehoe, in der Kremper-Marsch und von der Kremper-Aue oder der Krumbek umflossen, welche sich in die Stör ergießt; 1208 Einwohner. Der Ort hatte schon 1260 Lübisches Recht, wurde 1371 Stadt, war Festung bis 1646, wo Glückstadt gegründet wurde. Die Festungswerke wurden 1704 geschleift. Bis 1626 war es Stapelplatz des Kornhandels dieser Gegend, verfiel indeß mit dem Aufblühen Altonas. Im J. 1628 hat es Tilly nach langer Belagerung erobert. Die Bewohner treiben Ackerbau und Schiffahrt. Der Ort hat ein Amtsgericht, Bahnhof und Post. (*G. A. von Klöden.*)

KREMS, Stadt in Niederösterreich, an der Mündung des gleichnamigen Flusses in die Donau, liegt 33° 16′ östlich von Ferro, 48° 25′ nördl. Br. in einer Meereshöhe von 229 Met. und zählt 11,042 Einwohner. Westlich davon liegt die Stadt Stein mit 4209 Einwohnern, welche durch eine Brücke mit der Stadt Mautern mit 987 Einwohnern verbunden ist. Zwischen den beiden aneinanderstoßenden Städten Krems und Stein liegt ein aufgehobenes Kapuzinerkloster, welches jetzt als Militärspital verwendet wird und den Namen Und führt. Daher der Volkswitz: „Krems Und Stein" sind drei Ortschaften. (Vgl. A. Perger, „Und" in den „Berichten und Mittheilungen des Alterthumsvereins zu Wien" 1870, Bd. XI, S. 214—215). Krems ist der Sitz einer Bezirkshauptmannschaft, eines Kreisgerichts, Gymnasiums, einer Landes-Oberrealschule, Handelsschule, Lehrerbildungsanstalt, eines Piaristencollegiums, Englischen Fräuleininstituts und ist Endstation einer Flügelbahn der Kaiser-Franz-Josephsbahn. Die Entfernung von Wien beträgt 76 Kilom. Eisenbahnlänge. Krems ist eine meteorologische Beobachtungsstation. Das Mittel des Luftdruckes betrug daselbst im J. 1878: 741,1 mit einem Maximum von 756,4 und einem Minimum von 720,7. Das Mittel der Lufttemperatur war in demselben Jahre 9,6° C. das Maximum der Temperatur 30° und das Minimum —16° C., das Mittel des Dunstdruckes war 7,2, das Mittel der relativen Feuchtigkeit 76, das Bewölkungsmittel 6,4. Die Summe der Niederschläge betrug im erwähnten Jahre 659,5 Millim. Die Zahl der Tage mit Niederschlägen war 150, die Zahl der Schneetage 27, der Tage mit Hagel 1, mit Gewitter 21. Von den Winden herrscht der West vor. Die Bevölkerung betreibt schwunghaft die städtischen Gewerbe. Von industriellen Unternehmungen sind besonders die Senffabrikation („Kremser Senf"), Rebscheren-, Mehl- und Lederfabrikation zu erwähnen. Einen großen Theil seines Wohlstandes verdankt Krems dem Weinbau und Weinhandel. Auch der Safranhandel ist nennenswerth. Die Wochenmärkte sind gut besucht und von den Jahrmärkten ist besonders der Simonimarkt von Bedeutung. In Stein befindet sich eine k. k. Finanzbezirks-Direction, ferner eine k. k. Cigarrenfabrik und eine große k. k. Strafanstalt mit 1158 Bewohnern. Da Krems etwa einen halben Kilometer vom Donaustrome entfernt liegt, während Stein sich unmittelbar am Donauufer hinzieht, so bildet Stein den Landungsplatz für beide Städte und befindet sich da-

selbst auch die Donau-Dampfschiffahrts-Agentur. Krems und Stein haben ihre hervorragende Stellung unter den niederösterreichischen Städten ihrer geographischen Lage zu verdanken, indem sie an dem östlichen Ende einer langen Stromenge und vor dem Beginn des Wagram-Tullner Beckens liegen, wo die Schiffe in früherer Zeit häufig zu landen genöthigt waren. Von hier ziehen sich auch mehrere Flußthäler und Straßen in das sogenannte Waldviertel oder das Viertel ober dem Mannhartsberge hinauf, dessen Bedürfnisse an Industriegegenständen und Colonialwaaren u. s. w. vor der Eisenbahnzeit größtentheils von Krems aus befriedigt wurden. Die Donaubrücke bei Krems war bis in die neueste Zeit die einzige Brücke auf der langen Donaustrecke zwischen Linz und Wien. (Vgl. K. Haselbach, „Ueber die Stellung der Städte Krems und Stein in der Handelsgeschichte Oesterreichs" in den „Blättern für Landeskunde von Niederösterreich", Jahrg. 1865, S. 236 fg.).

Von Kunst- und Baudenkmalen und andern Sehenswürdigkeiten sind hervorzuheben in Krems: die Piaristenkirche, eine prachtvolle, um 1477 erbaute gothische Hallenkirche, die Spitalkirche, ebenfalls aus dem 15. Jahrh., der Passauerhof mit der Ursulakapelle, ein Bau Friedrich's III., die Pfarrkirche St.-Veit, ein moderner Bau vom J. 1616 mit Altarblättern von Schmid, die Baureste des aufgehobenen Dominicanerklosters (gegenwärtigen Theatergebäudes). (Vgl. die Abhandlungen: E. Sacken, „Kunstdenkmale in Krems", in den „Berichten und Mittheilungen des Alterthumsvereins zu Wien", 1861, Bd. V, S. 105; ferner: H. Riewel, „Die Piaristenkirche zu Krems", in den „Mittheilungen der k. k. Centralcommission zur Erhaltung der Baudenkmale in Wien" 1866, Jahrg. XI, S. 123 fg,; dann H. Riewel, „Die Piaristenkirche und Spitalkapelle in Krems", in den „Berichten und Mittheilungen des Alterthumsvereins zu Wien" 1869, Bd. X, S. 282 fg., und H. Riewel, „Die Spitalkapelle zu Krems", in den „Mittheilungen der k. k. Centralcommission zur Erhaltung der Baudenkmale in Wien" 1868, Jahrg. XIII, S. XVIII fg.). In Stein: die Stadtkirche, ein schöner, aber schon stark modernisirter Bau aus dem Ende des 15. Jahrh., die Marienkirche auf dem Berge und das aufgehobene Minoritenkloster. (Vgl. E. Sacken, „Kunstdenkmale in Stein und insbesondere die Kunstdenkmale des ehemaligen Minoritenklosters", in den „Berichten und Mittheilungen des Alterthumsvereins zu Wien" 1861, Bd. V, S. 108 und S. 91 fg.). Zwischen Krems und der Donau befindet sich ein Monument des Feldmarschall-Lieutenants Schmidt, welcher im J. 1805 in der Nähe von Krems bei Loiben im Kampfe mit den Franzosen fiel.

Krems wird urkundlich bereits im J. 995 genannt. Kaiser Heinrich II. schenkte im J. 1014 dem Bischofe Beringer von Passau einen Platz zur Erbauung einer Kirche und eines Pfarrhofes. Wenn auch Krems und Stein im Anfange des 13. Jahrh. schwer von den Kuenringern zu leiden hatten, so war Krems bereits gegen Ende desselben Jahrhunderts ein hervorragender Ort. Philipp, der Bruder Ulrich's von Kärnten, wurde 1270 von Přemysl Ottokar II. nach Krems verwiesen, und auch Margaretha hatte sich, nachdem sie von ihrem Gemahl Ottokar verstoßen worden war, 1261 nach Krems begeben. Im Kampfe zwischen Rudolf von Habsburg und Ottokar stellte sich Krems auf die Seite des erstern und erhielt 1277 zur Belohnung seiner Treue und Anhänglichkeit und zu seiner Wiederherstellung und Befestigung die Mauth der Brücke unter dem Stein. Rudolf III. bestätigte im J. 1305 die vom Könige Rudolf den beiden Städten verliehenen Freiheiten und verlieh ihnen insbesondere alle Ehren und Würden gleich der Stadt Wien. (Vgl. „Acta et jura municipalia urbium Crems et Stein" in Rauch, „Scriptores", Bd. III, S. 259 fg.; F. Eberle, „Die Freibriefe der Städte Krems und Stein im Kremser Stadtarchive", in den „Blättern für Landeskunde von Niederösterreich", Jahrg. 1865, S. 265 fg.). Gegen Ende des 14. Jahrh. setzte Krems dem Vordringen des Königs von Ungarn, Matthias Corvinus, siegreichen Widerstand entgegen. (Vgl. F. Eberle, „Antheil der Städte Krems und Stein an den politischen Ereignissen 1395—1452" im Programm der Realschule zu Krems, Jahrg. 1866; ferner K. Haselbach, „Die Städte Krems und Stein 1452—1700", in den „Blättern für Landeskunde von Niederösterreich", Jahrg. 1869, S. 5 fg.). Im 16. Jahrh. wurzelte sich in Krems auch der Protestantismus so fest ein, daß es im J. 1589, als die Gegenreformation daselbst durchgeführt wurde, zu einem heftigen Aufstande kam, infolge dessen die beiden Städte Krems und Stein in kaiserliche Ungnade fielen, in welcher sie bis 1615 blieben. Vor Beginn des Dreißigjährigen Krieges war Krems nächst Wien die größte Stadt Niederösterreichs. Die Annalen des Jesuitencollegiums vom J. 1615 enthalten folgende Beschreibung: „Gegen Mittag hat Krems die an Schiffahrt und Handel reiche Donau und ist besucht von vielen Fremden, welche besonders zu Marktzeiten aus dem Deutschen Reiche, aus Böhmen und Mähren hier zusammenströmen. Gegen Norden ist sie von Weinbergen begrenzt, die sich einige Meilen ausdehnen. Die Stadt ist mit sehr vielen und schönen Häusern geschmückt, erfreut sich auch einer zahlreichen Bevölkerung, die sich durch Sittenstrenge, Bildung und Eleganz auszeichnet. Gegen Osten nach Wien zu dehnt sich eine Ebene aus bis Mähren und Ungarn. Westlich von ihr liegt die Stadt Stein, welche mit der noch kleinern Stadt Mautern durch eine Donaubrücke verbunden ist. Der Magistrat ist für beide Städte, Krems und Stein, gemeinsam und hält die Bürger streng zu ihrer Pflicht an. Es befinden sich hier 22 Höfe verschiedener Körperschaften und Herren des In- und Auslandes, und diese besitzen ein Drittheil aller benachbarten Weingärten" u. s. w. Diesem blühenden Zustande wurden bald schwere Wunden geschlagen. Im J. 1619 belagerten die böhmischen Protestanten die Stadt, im J. 1633 wurden Krems hohe Steuern auferlegt; Stein seufzte in derselben Zeit unter einer hohen Schuldenlast. Im J. 1645 kamen die Schweden, eroberten beide Städte und verblieben in denselben bis zum folgenden Jahr. Im J. 1683 hatte sich Krems gegen die Türken zu rü-

sten; damals ging die Gefahr glücklich vorüber. Im Oesterreichischen Erbfolgekriege besetzten 1741 die Baiern beide Städte. Der letzte Feind, welchen Krems und Stein in ihren Mauern empfingen, waren die Franzosen, welche im Juli 1809 beide Städte besetzten und erst im Januar des folgenden Jahres verließen. Die Folge davon war wieder eine große Schuldenlast. Im J. 1830 wurden beide Orte von einer furchtbaren Ueberschwemmung infolge des Eisganges heimgesucht. In jüngster Zeit schreitet die Entwickelung derselben, insbesondere die von Krems seit den sechziger Jahren zeitgemäß fort. Die Stadt wurde erweitert, schadhafte Thürme und Stadtmauern abgetragen, eine Ringstraße angelegt, viele neue Häuser erbaut, Lehranstalten gegründet und so in geistiger und materieller Hinsicht der Culturstand gehoben.

Vgl. Gedenkbuch der Städte Krems und Stein (von Dellatorre, Krems 1850) und J. Kinzl, Chronik der Städte Krems, Stein und Umgebung (Krems 1869).

(Ferd. Grassauer.)

KREMSIER, eine der hervorragendsten Städte Mährens, liegt 35°4′ östlich von Ferro 49°18′ nördl. Br. in einer Meereshöhe von 190 Met. an der March, hat 11,816 Einwohner, wovon auf die innere Stadt 3280, auf die Vorstadt Bleich 1648, auf die Vorstadt Hinterm Schmidthor 1082, Judenstadt 486, Vorstadt Nowosad 581, Oskol 1630, Sladovnia 1605, Stechowitz 703, Wallgraben 226 und auf das Militär 575 entfallen. Kremsier ist mit einem eigenen Statut versehen und ist der Sitz einer Bezirkshauptmannschaft, eines Bezirksgerichtes und eines Collegiatstiftes mit einem Propst, eines Staatsgymnasiums und einer Communal-Realschule. Das hervorragendste Gebäude der Stadt ist das Sommerpalais des Fürst-Erzbischofs von Olmütz, welches im italienischen Stile aufgeführt, im J. 1711 vollendet und nach dem Brande im J. 1752 prächtiger als je wiederhergestellt wurde. Unter den durchweg mit fürstlichem Prunke ausgestatteten Gemächern desselben ist der große Saal von künstlerischer und historischer Bedeutung. In demselben wurde vom 10. Juli 1848 bis 7. März 1849 der österreichische Reichstag abgehalten. (Vgl. J. N. Wallner, „Statistische Daten über die österreichische constituirende Reichsversammlung zu Kremsier", Kremsier 1849, mit 3 Plänen). Den Plafond des Saales, welcher durch zwei Stockwerke reicht, zieren drei große Oelgemälde mythologischen Inhalts von Karl Adolf von Freenthal, der auch das daselbst über dem Kamine befindliche Porträt des Erbauers gemalt hat. Die Ausschmückung des Saales in seiner reichen Vergoldung soll 60,000 Gulden gekostet haben. In dem neben dem großen Saale befindlichen, ganz mit Oelgemälden geschmückten kleineren Speisesaale empfing einst der jeweilige Fürst-Erzbischof den Vasalleneid von den Besitzern der seiner Lehnshoheit unterstehenden 61 Lehngüter. Im schönen Bibliotheksaale befindet sich eine Büchersammlung von über 25,000 Bänden mit vielen Handschriften und Incunabeln. Von noch größerem Werthe aber ist das Archiv, welches neben dem nikolsburger das reichhaltigste in Mähren ist und in Verbindung mit dem Archive des Metropolitankapitels in Olmütz das wichtigste und ausgiebigste Material für Mährens allgemeine Geschichte, besonders des 16. und 17. Jahrh., enthält. (Vgl. B. Dudik, „Bibliothek und Archiv im fürsterzbischöflichen Schlosse zu Kremsier", Wien 1870). Zum Palais gehört der von einem Arme der March durchschnittene schöne Park, welcher in den eigentlichen Schloßgarten und in den Max-Josephpark zerfällt. Nicht minder reizend ist der an der Südwestseite der Stadt gelegene fürstliche Ziergarten mit Gewächshäusern, akustischen Galerien, hydrotechnischen Werken u. s. w. (Vgl. G. M. Vischer, „Der Cremsiersche Lustgarten", 1679). Die Schloßkapelle ist mit einem kunstvollen Altarblatte ausgestattet. Die Collegiatkirche zum heil. Mauritz stammt aus dem 13. Jahrh., ist seit 1784 zugleich Pfarrkirche und wurde nach dem großen Brande im J. 1836 prachtvoll restaurirt. Vor dem Hauptaltare dieser Kirche ist das Grab des Kanzlers Ottokar's II., Bruno von Olmütz. Die Pfarrkirche zu Unserer Lieben Frau ist ein Bau des vorigen Jahrhunderts.

Kremsier ist infolge seiner Lage in der Hanna, der fruchtbarsten Landschaft Mährens, ferner durch seine sehr besuchten Jahr- und Wochenmärkte und durch seine Industrie von hervorragender wirthschaftlicher Bedeutung und wurde im J. 1880 durch eine Eisenbahn mit der Station Hullein der k. k. Ferdinands-Nordbahn verbunden.

Aus dem historischen Dunkel des Mittelalters taucht Kremsier im 12. Jahrh. auf, in welchem es bischöflicher Hoffitz wurde. Ihren weitern Aufschwung hatte die Stadt dem olmützer Bischofe Bruno, Grafen von Schaumburg und Holstein, zu verdanken, der den ersten Grund zur Collegiatkirche des heil. Mauritz legte, Kremsier zur Stadt erhob und befestigte. Unter Bruno's Nachfolger erhielt Kremsier die Stadtrechte von Brünn. Im 14. Jahrh. wurden kirchliche Diöcesansynoden daselbst abgehalten. Im J. 1422 wurde Kremsier von den Hussiten erobert. In die Leiden des Dreißigjährigen Krieges wurde die Stadt hauptsächlich vom J. 1643 an hineingezogen. Bei der Eroberung derselben in diesem Jahre verloren 500 Menschen ihr Leben. Das bischöfliche Schloß, das Rathhaus, die Marienkirche und viele andere Gebäude wurden ein Raub der Flammen. Der kostbarste Theil der Bibliothek wurde geraubt. Im folgenden Jahre wurde Kremsier wieder zu einer Geldcontribution angehalten und drei Jahre später 1647 von neuem überfallen und geplündert; die Pest forderte gegen 1200 Menschen zum Opfer. Kaum hatte sich die Stadt von diesen Kriegsnöthen einigermaßen erholt, so brach im J. 1656 ein Brand aus, welcher sie in Asche legte. Seither hat sich besonders für die Hebung des Wohlstandes der Stadt und in anderer Weise der Bischof Karl II. Graf Liechtenstein verdient gemacht, indem er Kremsier durch großartige Bauten verschönerte, das Piaristencollegium gründete und mit einem Stiftungskapital von 40,000 Gulden versah. Im J. 1742, im ersten Schlesischen Kriege, drangen die Preußen in Kremsier ein und legten der Stadt eine Kriegssteuer von 53,000 Gulden auf. Im J. 1805 besetzten die Franzosen Kremsier und ver-

blieben daselbst bis zum 6. Jan. des folgenden Jahres. Die Stadt mußte wieder eine ansehnliche Kriegscontribution erlegen. Ein reges Leben herrschte in Kremsier in den Jahren 1848 und 1849, als der Reichstag daselbst abgehalten wurde.

Vgl. W. A. Neumann und E. von Meyer, Erinnerung an Kremsier (1849), und für die ältere Zeit: G. M. Vischer, Die fürstbischöfliche Residenz-Stadt Cremsier (1690). (*Ferd. Grassauer.*)

KREMSMÜNSTER, ein Marktflecken im Erzherzogthume Oesterreich ob der Enns, liegt im Kremsthale 31° 45′ 45″ östlich von Ferro, 48° 3′ 29″ nördl. Br. und in einer Meereshöhe von 360 Met. Die Marktgemeinde, welche aus Kremsmünster mit 990 Einwohnern und Kremsegg mit 40 Einwohnern besteht, zählt 1030 Einwohner, ist der Sitz eines Bezirksgerichts und gehört zum politischen Bezirk Steyr. Die mittlere Jahrestemperatur ist 7,75° C., die jährliche Niederschlagsmenge 0,965 Met. und der mittlere jährliche Luftdruck beträgt 0,728 Met. Nach 64jährigen Beobachtungen entfallen in Kremsmünster auf ein Jahr 100 Regentage, 26 mit Schnee, 0,7 mit Hagel, 99 mit Thau, 17 mit Reif, 39 mit Nebel, ferner 32 ganz heitere, 25 fast heitere, 49 halb heitere, 86 stark wolkige und 173 trübe Tage. In der Mitte des Marktes erhebt sich auf einem Hügel das in gleichem Maße durch sein hohes Alter wie durch seine culturellen, insbesondere durch seine wissenschaftlichen und didaktischen Leistungen ehrwürdige Benedictinerstift. Dasselbe besteht aus mehrern ihrem Alter und ihrer Bestimmung nach verschiedenen Gebäuden, welche von verschiedenen Aebten erbaut, zum Theil von Grund auf erneuert, zum Theil aber blos in einen symmetrischen Zusammenhang gebracht wurden. Es zerfällt in die innern oder eigentlichen Stiftsgebäude und in die äußern oder Wirthschaftslocalitäten, von welchen diese vier und jene fünf Höfe einschließen. Von den vorzüglichsten Baudenkmalen, Kunstschätzen und Sehenswürdigkeiten Kremsmünsters zeichnet sich durch ihr ehrwürdiges Alter die Stiftskirche aus, welche in ihren Haupttheilen aus dem 13. Jahrh. stammt, ihre moderne Erneuerung und Verzierung aber am Ende des 17. und anfangs des 18. Jahrh. erhalten hat. Sie besteht aus einem auf zehn massiven Mauerpfeilern ruhenden Hauptschiffe und zwei Nebenschiffen, hat zwölf Altäre, deren Bilder von Wolf, Sniders, Rempp u. a. herrühren. Die Frescogemälde sind von den Brüdern Grabenberger gemalt. (R. Stingeder, „Die Stiftskirche zu Kremsmünster mit der Frauenkapelle und Schatzkammer", Linz 1877). Die Schatzkammer enthält Reliquien, alte kirchliche Gefäße und werthvolle kirchliche Gewänder. (Vgl. A. Primisser, „Kremsmünster" in Hormayr's „Taschenbuch", Jahrg. 1848, S. 357—60). Unter den kirchlichen Gefäßen nimmt den ersten Platz der nunmehr 1100jährige Tassilokelch ein. Dieser rührt von dem Stifter des Klosters, Herzog Tassilo II. her, welcher denselben mit zwei Leuchtern und einem Evangeliencodex seiner Lieblingsstiftung Kremsmünster als eine Altarausstattung zum Geschenk gemacht hat. Dieser unschätzbare Kelch des 8. Jahrh., sowie die zwei dazugehörigen Leuchter tragen in ihrer Ornamentik ganz das Gepräge der Kleinkunst, wie sie in Großgriechenland im Karolingischen Zeitalter geübt wurde. Das Material, woraus Kelch und Leuchter angefertigt sind, ist Kupfer, in welchem eine Menge Thier- und Pflanzenornamente sehr tief und energisch eingravirt und darauf stark im Feuer vergoldet worden sind. Ebenso interessant ist die Rotula, welche von einigen Kunstkennern für einen Reliquienbehälter, von andern für ein Consecrationskreuz gehalten wird. Sie ist wol jünger als der Tassilokelch und die Leuchter, aber doch als ein hervorragendes Erzeugniß aus der Blütezeit des Romanismus aus dem Ende des 12. oder Anfange des 13. Jahrh. zu betrachten. Aus dem 12. Jahrh. stammt das Reliquiar in Schreinform, dessen Hauptschmuck limusiner Emailmalerei auf vergoldetem Kupferbleche ist, mit welcher alle Seiten in den wechselnden Farben von Blau, Grün, Roth und Weiß überzogen sind. (Vgl. F. Bock, „Der Tassilokelch nebst Leuchtern und frühkarolingische Kirchengeräthe", Piringer, „Der Tassilokelch", und G. Heider, „Die Rotula" in den „Mittheilungen der k. k. Centralcommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale", Bd. II, S. 247; Bd. IV, S. 6, 44 und 169 und Bd. VI, 65 fg.) Die Studentenkapelle, welche im J. 1739 für den Gottesdienst der studirenden Jugend bestimmt wurde, hat am Deckengewölbe Gemälde von Heindl aus Wels. Das Bibliotheksgebäude stammt aus dem J. 1685, wurde 1761 erweitert und enthält gegenwärtig eine Sammlung von über 70,000 Bänden, 1700 alte Handschriften, darunter den oben erwähnten sehr schön geschriebenen Evangeliencodex und 1900 seltene Incunabeln. Von dem hohen Alter dieser Büchersammlung gibt ihr ältester Katalog aus dem J. 1012 Zeugniß. Der große Speisesaal wurde um 1685 erbaut und erhielt seine gegenwärtige Gestalt im J. 1719. Er ist durch drei Doppelreihen von Fenstern erleuchtet, der Fußboden und der unterste Theil der Wände sind mit Marmor bekleidet. Das Deckengewölbe ist ein Meisterwerk architektonischer Perspectivzeichnung. Die Wände sind mit den überlebensgroßen Bildern der deutschen Könige und römisch-deutschen Kaiser von Rudolf I. bis Karl VI. von Altomonte geziert. Interessant ist auch der große Fischbehälter zur Linken der Haupteinfahrt. Er nimmt einen großen, länglich viereckigen Raum ein, ist mit Quadersteinen ausgemauert und mit steinernen Brustgeländern umfangen. Säulengänge führen um die fünf Bassins, aus welchen er besteht, herum. Die größte Zierde des Stiftes aber ist die Sternwarte oder der „Mathematische Thurm", welchen Abt Alexander III. Fixlmüllner in den Jahren von 1748 bis 1758 erbaute. Die Lage diese Sternwarte ist am nordöstlichsten Ende des Stiftsgebäudes auf einem freien Platze. Der Thurm ist 57 Met. hoch und hat acht Stockwerke. Im Erdgeschosse befinden sich die Dienerwohnung, das chemische Laboratorium und das zoologische Cabinet. Im ersten Stocke wohnt neben dem ornithologischen Cabinet der Custos. Das zweite Stockwerk nimmt das physikalische Cabinet ein. Im dritten Stocke ist neben der astronomischen Bibliothek die Mine-

ralien- und Petrefactensammlung, die Wohnung des Astronomen und Directors der Sternwarte. Den vierten Stock nimmt eine ansehnliche Bildergalerie und die Insektensammlung ein. Das fünfte Stockwerk enthält das sogenannte akustische Zimmer, das astronomische Beobachtungscabinet mit dem Meridiankreise und der Hauptuhr, die Conchyliensammlung und das Herbarium. Das sechste und siebente Stockwerk umfassen mit zwei Altanen den einstigen astronomischen Beobachtungssaal, der jetzt als magnetisches Observatorium dient und die Gauß'schen Magnetometer, den Theodoliten und ältere astronomische Instrumente enthält. Im achten Stocke befindet sich ein vieleckiges Zimmer mit einer Kapelle und zwei gegenüberliegenden Altanen. Auf der Plattform steht in einer Rotunde der Refractor mit einer Uhr, in den übrigen Thürmchen das Aequatoriale u. s. w. — Kremsmünster hatte schon frühzeitig, wie die meisten Benedictinerstifte, seine eigene Schule, in welcher es nicht blos seine Mitglieder für ihren Beruf heranbildete, sondern auch Laien unterrichtete. Abt Gregor Lechner eröffnete daselbst im J. 1549 die erste lateinische Schule (Gymnasium) im Lande, deren Lehrplan im J. 1646 erweitert wurde. Seine jüngste, den Forderungen des Staates entsprechende Organisation erhielt das Gymnasium im J. 1850. In Verbindung mit dem Gymnasium steht ein Convict, welches als k. k. Anstalt im J. 1804 eröffnet und im J. 1849 in ein Privatconvict umgewandelt wurde. (Vgl. C. A. Reichenbach, „Das k. k. Convict", in den „Beiträgen zur Landeskunde von Oesterreich ob der Enns", Lieferung III, S. 168). Der Personalstand des Stiftes bestand im Beginn des J. 1882 aus 79 Priestern, 12 Clerikern und 4 Novizen mit einem Abte, welcher in der Reihe der Aebte dieses Klosters der siebzigste ist.

Nach einer alten Legende gab die nächste Veranlassung zur Stiftung dieses Klosters dem damaligen Landesherrn dieser Gegend, Herzog Tassilo II. von Baiern, der Tod seines Sohnes Gunther, der mit ihm hier jagte und von einem Eber getödtet wurde. Als Tassilo mit seinen Jagdgenossen schmerzerfüllt den Leichnam seines Sohnes fand, gelobte er zu seinem und Gunther's Seelenheile ein Kloster zu erbauen. Ein am Geweihe mit Lichtern ihm entgegenkommender Hirsch deutete die Stelle an, wo das Gotteshaus erstehen sollte. Nach einem Jahre stand Kremsmünster fertig da und am Tage der Einweihung der Stiftskirche und der Ausfertigung der Stiftungsurkunde am 4. Aug. 777 nahmen die Jünger des heil. Benedict Besitz von der neugeweihten Stätte unter dem ersten kremsmünsterer Abte Faterikus aus dem Kloster Niederaltaich. Diese begannen nun ihre Culturmission, lichteten die Wälder, trockneten die Sümpfe aus und cultivirten den umliegenden Boden, sorgten aber auch für die geistige Pflege der Umwohner. Diesem eifrigen Wirken setzten die Einfälle der Magyaren um 900 vorläufig ein Ziel. Funfzig Klosterbewohner wurden getödtet, die übrigen entflohen und längere Zeit blieb Kremsmünster wüst und leer. Als aber durch den Sieg Otto's I. auf dem Lechfelde im J. 955 die Macht der Magyaren gebrochen war, erhob sich das Stift wieder aus seinen Trümmern. Seit jener Zeit erhielt Kremsmünster von vielen weltlichen und geistlichen Personen ansehnliche und zahlreiche Privilegien und Geschenke und gelangte durch seine echt christliche Wirksamkeit und durch seine Thätigkeit auf dem Gebiete der Wissenschaft und des Erziehungswesens zu hoher Blüte und verdienter Anerkennung. (Vgl. Th. Hagn, „Das Wirken der Benedictiner-Abtei Kremsmünster für Wissenschaft, Kunst und Jugendbildung" (Linz 1848). Von den Aebten dieses Stiftes ragen durch Gelehrsamkeit hervor: Alexander I. a lacu (1601—1612), welcher zweimal Rector der wiener Universität war, und sein Nachfolger Anton Wolfradt (1613—1639), welcher im J. 1623 Hofkammer-Präsident (Finanzminister) und 1631 Fürstbischof von Wien wurde. Abt Alexander III. Fixlmüllner (1731—1759) gründete eine k. k. Akademie mit einer adeligen Ritterschule und vollständigen theologischen und juridischen Cursen und erbaute zum bleibenden Ehrendenkmal des Stiftes die Sternwarte. Im Anfange des 19. Jahrh. litt das Stift durch die Franzoseneinfälle und zwar im J. 1800 unter Moreau, 1805 unter Marmont und Bernadotte und 1809 unter Lannes so sehr, daß die Finanzkräfte desselben infolge der wiederholten Silberablieferungen und Militärverpflegungen fast bis zur Zahlungsunfähigkeit herabsanken. Abt Cölestin Ganglbauer (1876—1881) wurde im J. 1881 auf den fürsterzbischöflichen Stuhl in Wien berufen. Außer den genannten Aebten haben sich durch wissenschaftlich-literarische und didaktische Leistungen die Stiftsconventualen Nonnos Stadler, Constantin Langhaider, Dr. jur. und 21 Jahre hindurch Rector der Universität Salzburg, Placidus Fixlmüllner, der Neffe des Abtes Alexander III., als Astronom, Gabriel Strasser, Thaddäus Derflinger als Astronom, Matthias Höfer als Germanist, Ulrich Hartenschneider, Marian Koller als k. k. Ministerialrath im Unterrichtsministerium in Wien u. s. w. hervorgethan.

Vgl. U. Hartenschneider, Historische und topographische Darstellung von dem Stifte Kremsmünster (Wien 1830); Urkundenbuch für die Geschichte von Kremsmünster, seinen Pfarreien und Besitzungen 777—1400 (Wien 1852); Urbarium, das älteste von Kremsmünster, herausgegeben von Achleutner (Wien 1877); Chronicon Cremifanense, in Rauch, Scriptores Bd. I, S. 161 fg.; G. Strasser, Kremsmünster aus seinen Jahrbüchern (Steyer 1810); Dannerbauer, Kurzgefaßte Chronik des Benedictinerstiftes Kremsmünster (Kremsmünster 1877).

(*Ferd. Grassauer.*)

KREON, bei Homer und Hesiod *Κρείων*, woraus durch Ausfall des Jota *Κρέων* wurde. Das Wort bedeutet „Herrscher"; mit diesem allgemeinen Namen hat die griechische Sage zunächst Nebenpersonen ohne individuelles Gepräge bezeichnet, bei welchen die Inhaberschaft der Herrschaft den wichtigsten Zug bildete. Kreon, den Herrscher von Theben, nennt zuerst die Odyssee (λ 269) als Vater der Megara, der Gemahlin des Herakles; nach Hesiod, Scut. Herc. 83, wurde schon des letztern Vater, Amphitryon, da er nach Theben geflüchtet, von Kreon und seiner Gemahlin Henioche gast-

freundlich aufgenommen. (Henioche galt auch als Tochter Kreon's; ihre und der Pyrrha Statue neben dem Tempel des Ismenischen Apollon in Theben, *Paus.* IX, 10, 13.) Das Ende Kreon's wird innerhalb der Heraklessage berichtet: als Herakles zur Heraufholung des Kerberos lange Zeit von Theben entfernt bleibt, wird er, sein Schwiegervater, von dem Usurpator Lykos getödtet (*Euripides*, Herc. fur. prol.). Größere Bedeutung aber hat Kreon auf dem Boden der Labdakidensage erlangt, und zwar wird er von der Sage und der darauf gegründeten Poesie gemäß der Bedeutung seines Namens als Träger der Herrschaft eingeführt, in den jedesmaligen Zwischenzeiten zwischen den Regierungen der eigentlichen Helden der Sage. Er tritt sozusagen als Interrex nach dem Tode des Laios auf, bis er dem Oedipus den Thron und die Hand seiner Schwester übergibt; dann wieder nach dem Verzichte des Oedipus auf die Regierung (*Sophokles*, Oed. r.), endlich nach dem Tode des Eteokles und der Erledigung des Thrones durch den Brudermord der Oedipussöhne, wonach er auch als Vormund von Eteokles' Sohn Laodamas genannt wird (*Paus.* a. a. O.). Nach dem Tode des Laios führte er die Herrschaft als Bruder von dessen Gattin Jokaste, deren Hand er dem als Preis verkünden ließ, der Theben von der Sphinx befreien würde (*Euripides*, Phön. 44 fg.); deren letztes Opfer war sein jugendschöner Sohn Haimon, offenbar nach seinem blutigen Todesgeschick benannt (nach den wahrscheinlich der kyklischen Oedipodie entnommenen Versen b. schol. *Eur.* Phön. extrem). [1] Dem Oedipus als dem Besieger der Sphinx übergab Kreon den ausgesetzten Siegespreis (*Pherekydes*, Schol. Eur. Phön. 53). Indem nun die Tragiker das furchtbare Geschick des Oedipus und seines Hauses im Geiste ihrer Kunst ausführten, haben sie sich Kreon's als einer der für den Mechanismus der Tragödie verschiedentlich brauchbaren Mittelspersonen bedient und hierdurch diese Gestalt erst eigentlich zu poetischem Leben erweckt. Zwar spielt bei dem ersten der drei großen Tragiker, soviel aus unserer trümmerhaften Ueberlieferung zu ersehen, Kreon noch keine Rolle; dafür hat Aischylos das poetische Motiv eingeführt, das am meisten die individuelle Färbung von Kreon's Charakterbilde bewirkte, nämlich den Streit um die Bestattung der vor Theben gefallenen Helden, die unter Adrastos die Einsetzung des Polyneikes versuchten. Die alte kyklische Thebais kannte die Bestattung auf sieben Scheiterhaufen unmittelbar vor den Thoren Thebens; Adrastos hatte nur den von der Erde verschlungenen Amphiaraos als dieser letzten Ehren- und Liebeserweisung entzogen zu beklagen (so nach der Thebais *Pindar.* Olymp. VI, 15, vgl. Asklepiades Schol. v. 26, Nem. IX, 22. Grab des Tydeus bei Theben *Paus.* IX, 18,2 nach dem angezweifelten Verse Il. Ξ 114). Die Auslieferung der Leichen von seiten der siegreichen Thebaner erfolgte, wie Welcker (Ep. Cycl. II, 368) vermuthet, auf Grund einer Rede des Adrastos. Wenn nun Aischylos in seinen *Ἐλευσίνιοι* (*Plut.* v. Thes. c. 29) Theseus mit seiner Redegewalt den Adrastos unterstützen ließ, sodaß ihm das Verdienst, die Grabesehren erwirkt zu haben, zufiel, so durfte auch auf thebanischer Seite der Widerstand ein nicht geringer sein. Ging derselbe von einer einzelnen Persönlichkeit aus, so war dies Kreon, der in diesem Falle zuerst durch Aischylos als dramatische Person eingeführt wäre; doch ist auch die Möglichkeit nicht abzuweisen, daß dem Theseus, wie in den „Schutzflehenden" des Euripides, ein Herold entgegentrat als Wortführer der Thebaner und dieser vom Rathe derselben (wie in dem gleich zu besprechenden Schlusse der „Sieben") abgesandt war. Wie der vom Chore hergenommene Titel zeigt, spielte das Stück in Eleusis, wo man auch die Gräber der sieben Führer zeigte (*Plut.* a. a. O., *Paus.* I, 39,2), und war vom Dichter ohne Zweifel im Geiste der heimischen Religion, die durch ihren Unsterblichkeitsglauben auch die Heiligkeit des Grabes hob, geschaffen. Wichtig aber ist das Stück dadurch, daß hierin der Conflict des Rechtes der Todten, der Liebespflicht der Hinterbliebenen mit der staatlichen Uebermacht zum ersten mal als Gegenstand der dramatischen Dialektik aufgeworfen wurde. Bekanntlich hat dieser tragische Conflict seine bedeutendste Ausgestaltung in Sophokles' Antigone gefunden, wodurch zugleich das Charakterbild Kreon's geschaffen und individuell ausgeprägt worden ist. Die individualisirende Kunst des Sophokles schuf sich in dem engeren Rahmen der Familientragödie den ihr gemäßen Schauplatz; nicht die Bestattung der besiegten Feinde [2], sondern allein die des Feindes der eigenen Vaterstadt, des Polyneikes, wird untersagt. Während Aischylos zum Sprecher für die Sache der Humanität und der Rechte der Todten die wuchtige Persönlichkeit des Theseus erkoren hatte, läßt Sophokles den Entschluß, die verbotene Bestattung durchzuführen, in einem fein gezeichneten weiblichen Charakter wurzeln und reifen; der Antigone Schwesterliebe, ihr heroischer Sinn, ihre Todessehnsucht, welche mehr den Todten als den Lebenden zu gefallen trachtet, lassen diese That als consequenten Ausfluß ihrer herben und innerlich gefesteten Natur erscheinen. Wie das ganze Charakterbild der Antigone daraufhin angelegt ist, für ihre That der Pietät mit principieller Entschiedenheit in der Dialektik des Dialogs und der Entwickelung der dramatischen Handlung einzutreten, so erscheint auch das Verbot der Bestattung ganz als ein Act der Willkür eines schroffen Herrschers. Die durchaus individuelle Führung der dramatischen Handlung durch Sophokles tritt deutlich hervor, wenn Kreon's Gebot mit den Grundsätzen des allgemeinen Rechtsbewußtseins der Griechen zusammengehalten wird. Dies ist am eingehendsten von W. Vischer (Rhein. Mus. XX, S. 444) geschehen; hiernach bestand in Attika wie in dem übrigen Griechenland das Verbot zu Recht, Landesverräther in dem Boden des Vaterlandes

1) *Ἄλλ' ἔτι κάλλιστόν τε καὶ ἱμεροέστατον ἄλλων παῖδα φίλον Κρείοντος ἀμύμονος Αἵμονα δῖον.*

2) Das Heer der Argiver ist in der Nacht vor dem Morgen, an welchem das Stück beginnt, fliehend abgezogen (v. 15); das Begräbniß der gefallenen Feinde bleibt ganz unerwähnt.

zu bestatten, welcher dadurch eine Befleckung erhalten hätte; die hinterlassenen Angehörigen, welche dem Todten ein Begräbniß erwirken wollten, konnten dies nur im Auslande, die Athener z. B. in Megara thun. Da nun Polyneikes als Landesfeind im Kampfe gegen die Vaterstadt an der Spitze eines fremden Heeres gefallen war, so konnte ihm nach allgemein griechischer Sitte, wie sie bis in die historische Zeit fortdauerte [3]), das Begräbniß im Boden des Vaterlandes mit Fug und Recht versagt werden. Der Sophokleische Kreon bezieht sich zwar mehrfach auf die vaterlandsfeindliche Handlungsweise des Polyneikes, niemals aber auf die feststehende Satzung wider den Landesverräther. Sein Verbot erscheint völlig als Act souveräner Willkür. Außerdem frevelt Kreon durch unbedingte Verweigerung des Begräbnisses; dadurch wird erstens die Befleckung im Lande festgehalten und bis zu den Altären der Götter getragen, zweitens aber ist es ein Eingriff in die Sphäre des Rechtes der Familienglieder, wenn diesen die Erfüllung der letzten Liebespflicht völlig verwehrt wird — letzteres für Sophokles als Angelpunkt seines tragischen Conflicts hingestellt. Wir sehen also, daß Sophokles, indem für ihn der Charakter der Antigone den Mittelpunkt der Gesammtcomposition bildete, den Machthaber Kreon als Gegenspieler schuf, dessen Machtgebot und das starre Festhalten daran psychologisch motivirt anstatt nach seiner objectiv rechtlichen Grundlage klargestellt wird. Geradezu verdunkelt wird das Rechtsverhältniß, wenn Kreon, nachdem sein Widerstand gebrochen (v. 1090 fg.), das Begräbniß des Polyneikes mit vollen Ehren (v. 1200 fg.) bewilligt, mit der Motivirung, es sei am besten, die bestehenden Gesetze aufrecht zu erhalten (v. 1113). Um so eingehender sind die subjectiven Voraussetzungen für Kreon's Verhalten vorgeführt. Sein Verbot der Bestattung des Landesfeindes geht zwar vom Eifer für des Landes Ehre und Wohl aus, aber als die Bestattung heimlich vollzogen ist, sieht er nicht nur in der That, sondern auch in jeder Entschuldigung derselben nur den beabsichtigten Widerstand gegen seine Herrschergewalt, wittert überall, unter den Bürgern, bei Ismene wie dem Seher Teiresias, Unbotmäßigkeit, Verschwörung und Bestechung, bricht gegen seinen Sohn in grausame Drohungen, gegen die Götter in Lästerungen aus, bis die finstern Weissagungen des Teiresias über das Misgeschick im eigenen Hause ihn zur Umkehr bringen und die Katastrophe sein schroffes Wesen vollständig bricht. Was Kreon's Familie und deren Geschick anlangt, so nennt Sophokles die Gattin Eurydike; den nach epischer Version der Sphinx zum Opfer gefallenen Haimon führt er nach freier Erfindung als Verlobten der Antigone ein und bezieht die Weissagung der Namensbedeutung auf seinen Selbstmord neben der Leiche der Antigone (v. 1175 *Αἵμων ὄλωλεν, αὐτόχειρ αἱμάσσεται.*) Nur eine kurze Andeutung (v. 130) erwähnt die Opferung von Kreon's Sohn Megareus zur Rettung der Stadt, welcher bei Aischylos (Sept. v. 472) als Kämpfer vor einem der Thore genannt wird und dessen Name an den seiner Schwester, der Heraklesgattin Megara, erinnert.

Die Charakterzeichnung des Kreon als eines schroffen Gewaltherrschers kehrt zwar nicht in den beiden andern thebanischen Tragödien, „König Oedipus", „Oedipus auf Kolonos", wieder, da in ihnen vielmehr der Charakter nach dem Bedürfnisse des jeweiligen dramatischen Organismus gehalten ist; wohl aber ist sie mit dem von Sophokles in seinen Grundzügen neugeschaffenen Antigonemythos fest verbunden geblieben. Eine Ausnahme bildet der Schluß von Aischylos' „Sieben gegen Theben" (v. 1005 fg.), der, wie Bergk (Philolog. XII, S. 579, Literaturgeschichte III, S. 302 fg.) gesehen hat, nach dem Vorbilde der Sophokleischen Antigone deren Eintreten für die Bestattung des Bruders vorführt. Das Verbot geht hier nicht von Kreon, sondern vom Rathe des Volkes aus. Das der Antigone drohende Schicksal wird vernehmlich genug angekündigt (v. 1044); daher nahm man früher eine Fortsetzung in einem folgenden Stücke der Trilogie an. Da seit Auffindung der Didaskalie als Endstück die „Sieben" feststehen, hat man nach andern Erklärungen gesucht. Aischylos soll damit bezweckt haben, die Bestattung des Polyneikes als der Anfechtung enthoben und gesichert vorzuführen (Welcker, Kl. Schr. IV, S. 141), wogegen Weil (S. XVII seiner Ausgabe) treffend bemerkt, daß alsdann einfacher ein Verbot der Bestattung gar nicht vorzuführen war. Was aber derselbe Gelehrte annimmt, daß Aischylos seine Zuschauer mit dem Ausblicke auf den bekannten Ausgang der Antigonesage entlasse, ist ebenso hinfällig, da es eine solche Antigonesage vor Sophokles nicht gab. Für Zufügung durch einen spätern Fortsetzer (vielleicht Euphorion) spricht außer dem von Bergk Ausgeführten noch Folgendes: bei Sophokles wie im Schlusse der „Sieben" wird auch die Beklagung des Polyneikes als ein wesentlicher Theil der Todtenehren verboten; die Todtenklage um den ausgestellten Leichnam hat aber bei Aischylos schon stattgefunden, für beide Brüder in gleicher Weise, sodaß die volle Durchführung des Befehles, den einen der Brüder durch die Bestattung zu ehren, den andern durch deren Entziehung zu strafen, unmöglich ist.

Die Antigone von Euripides (Nauck, Fragm. tr. p. 322) enthielt gleichfalls das Bestattungsverbot Kreon's; Fragment 170—172 enthalten Mahnung an den Herrscher, die Heiligkeit der Peitho, der bittenden Ueberredung, zu ehren und sich nicht tyrannisch über die Volksstimme wegzusetzen. Euripides hatte besonders die Liebe Haimon's zur Antigone ausgebildet; das Stück endete nicht tragisch, sondern der Sohn Kreon's erhielt seine Verlobte zur Gattin, vielleicht nach dem Einschreiten ex machina des Dionysos (Frg. 177). Da Euripides im einzelnen gegen seinen Vorgänger polemisirte (Frg. 165), so hat

3) Den Zuhörern des Sophokles war die umgehende Sage geläufig, daß die Verwandten des Themistokles dessen Asche wider das staatliche Verbot heimlich in Attika beigesetzt hätten. (*Thukyd.* I, 138). Aehnlich handelte später die Gemahlin Phokion's, welche, gezwungen, die Leiche ihres verurtheilten Gemahls in Megara zu verbrennen, dort zum Schein ein Grabmal errichtete, die Asche aber unter dem Herde ihres Hauses begrub.

vielleicht sein scharfes kritisches Auge auch die oben erörterte Unklarheit betreffs Kreon's Haltung entdeckt; wenigstens verlangt Kreon in Euripides' „Phönissen" im Einklange mit dem griechischen Landrechte nur Entfernung des Leichnams aus dem Lande. Eine Weiterbildung des Mythos unternahm ein nach-Euripideischer Dichter; sein Drama ist uns aus der Inhaltsangabe *Hygin.* f. 72 und zwei Vasenbildern bekannt geworden, vgl. Heydemann, „Ueber eine nach-Euripideische Antigone" und „Archäol. Zeitg." 1840, 108 fg. Nach diesem verbarg Haimon seine Verlobte, als er sie zum Tod führen sollte, bei einem Hirten; dort wächst auch der Sohn ihrer heimlichen Ehe, Maion, heran, der, als er sich an den Wettkämpfen in Theben betheiligt, von Kreon an einem allen Sparten gemeinsamen Male erkannt wird (diese Erkennung ist dem „Alexandros" des Sophokles nachgebildet). Herakles sucht bei Kreon umsonst Verzeihung für Haimon und Antigone zu erwirken (welche Scene die beiden Vasenbilder „Arch. Ztg." 1870 Tf. 40 darstellen); Haimon tödtet sich und seine Gattin, Kreon aber gibt dem Herakles seine Tochter Megara als den letzten Sproß seiner Familie. In des Euripides „Phönissen" steht Kreon dem Eteokles berathend zur Seite und verkündet in Ausführung von dessen letztem Willen den Befehl, die Leiche des Polyneikes außer Landes zu schaffen; auch auf das Verlöbniß Haimon's mit Antigone wird Rücksicht genommen. Besonders aber tritt der andere Sohn Kreon's, Menoikeus, hervor, der, weil aus dem Geschlechte der Sparten stammend, durch seine Aufopferung den zürnenden Ares zu versöhnen vermag (*Eur.* Phoen. 931, 1009, 1090). Obwol Kreon dem Sohne zur heimlichen Flucht verhelfen will, bringt der Jüngling sein Leben willig zur Sühne dar. Statius in seiner Thebais hat dies dem Euripides entnommene Motiv eigenthümlich für die ganze Haltung des Kreon verwerthet. Bei ihm fordert die Tugend (Virtus) in Person unter der Gestalt der Manto den Sohn Kreon's zum Opfertod auf (X, 692 fg.), von welchem ihn Kreon flehentlich abzuhalten sucht, bis er den Sohn auf eine täuschende Ausrede hin ziehen läßt. Im Kummer über das geschehene Selbstopfer reizt Kreon den Eteokles auf, die Forderung seines Bruders zum Zweikampf anzunehmen (XI, 264 fg.). Als er nach der Entscheidungsschlacht die Leiche des Sohnes verbrennt, gelobt er, den argivischen Angreifern insgesammt die Bestattung zu versagen. Des weitern wird die Sage von Antigone mit der vom Einschreiten des Theseus combinirt: während die argivischen Frauen, den Beistand des Theseus erflehend, sich nach Athen wenden, wird Polyneikes von der Schwester und der Gattin auf dem Scheiterhaufen des Eteokles verbrannt. In dem Kriege, den Theseus für die Bestattung der Gefallenen führt, sucht er in der Schlacht den Kreon auf und erschlägt ihn als Opfer für die beleidigten Manen der Argiver.

Vgl. E. Symons, „Die Sage vom thebanischen Kreon in der griechischen Poesie", Inaug.-Diss. Berlin s. a. (*F. A. Voigt.*)

KREOSOT (Fleischerhalter, von κρέας, Fleisch und σώζειν, erhalten) wurde im J. 1832 von Reichenbach [1]) aus dem Buchenholztheer abgeschieden, später jedoch vielfach mit der von Runge [2]) im J. 1834 aus dem Steinkohlentheer dargestellten Carbolsäure sowie mit der von Laurent [3]) im J. 1841 in eben diesem Rohmaterial aufgefundenen Phänylsäure (Hydrate de Phenyle) verwechselt. Genauer sind die Eigenschaften des Buchenholztheerkreosots erst von Hlasiwetz [4]) im J. 1858 ermittelt, welcher auch das Vorkommen desselben in den Producten der trockenen Destillation des Guajakharzes bewies. Durch die Untersuchungen von v. Gorup-Besanez [5]) endlich ist die Verschiedenheit der aus Holztheer und Steinkohlentheer erhaltenen Präparate constatirt und Holztheerkreosot als ein Gemenge verschiedener, der Gruppe der Phenole und Guajakole zugehöriger Körper, hauptsächlich von Kreosol und Guajakol erkannt worden.

Aus Buchenholztheer, welcher 20—25 Proc. Kreosot enthält, kann man dasselbe nach der von Reichenbach angegebenen Vorschrift erhalten. Der Theer wird in eisernen Retorten der Destillation unterworfen, wobei eine leichte ölige und eine stark saure, wässerige Flüssigkeit, zuletzt ein schweres, in Wasser untersinkendes Oel übergeht, welches letztere man nochmals rectificirt und den Theil des Destillats, der schwerer als Wasser ist, für sich besonders auffängt, mit Kalilauge schüttelt, die Alkalilösung mit verdünnter Schwefelsäure zersetzt und das abgeschiedene Kreosot noch so oft auf gleiche Weise behandelt, bis es vollständig von Kalilauge aufgenommen wird; bei der Destillation geht dann reines Kreosot bei circa 203° C. über. Aus dem Guajakharze erhielt Hlasiwetz dasselbe, indem er die Producte der trockenen Destillation dieses Körpers fractionirt destillirte, das bei 200—220° C. übergegangene mit starker Ammoniakflüssigkeit schüttelte, den sich schnell bildenden Krystallbrei abpreßte, in warmem Aether löste und mit einer concentrirten alkoholischen Kalilösung behandelte. Dabei bildet sich wiederum eine breiartige Krystallausscheidung, die abgepreßt, mit Aether gewaschen und unter der Luftpumpe getrocknet wurde. Durch verdünnte Schwefelsäure zersetzt, lieferte die Kaliumverbindung ein im Aeußern dem aus Holztheer bereiteten Kreosot vollkommen gleichendes Oel, welches einen Siedepunkt von 203—230° C. besaß. Im Großen gewinnt man Kreosot als Nebenproduct bei der Holzgasbereitung, wo es zum Theil vom Aetzkalk des Kalktrockenreinigers zurückgehalten wird, zum größten Theil sich aber in den Condensationsapparaten im Holztheer ansammelt [6]); ferner bei der Meilerverkohlung in Meilern oder Meileröfen (vgl. den Artikel Kohle). In manchen Gegenden, namentlich in Rußland und Schweden, werden lediglich zum Zweck der Theergewinnung, besonders des Birkentheers (Degget oder Doggert), große Quantitäten von Holz verkohlt — Theerschwelerei — was

1) Schweigger, N. Jahrb. 66, 301, 345; 67, 1, 57; 68, 352. 2) Poggendorff, Ann. 31, 69; 32, 308. 3) Ann. Chim. Phys. 3, 165; Journ. pr. Chem. 25, 401. 4) Ann. Chem. Pharm. 106, 339. 5) Ibid. 86, 223; 143, 129. 6) Erdmann's Journ. 100, 283; Polytechn. Centralbl. 1867, 1145; Wagner's Jahresber. 1868, 742.

in Meilern oder Gruben geschieht. Der Gehalt des Holztheers an Kreosot ist ein verschiedener, abhängig von der Natur des zur Verwendung gelangenden Holzes und dem Verlaufe der Destillation. [7]) Kreosot bildet ferner ein Nebenproduct der Paraffinbereitung aus gewissen Braunkohlen (Schwelkohlen), schottischer Bogheadkohle, bituminösen Schiefern (Papier- und Blätterschiefer), Torf und Bitumen (Erdharz, Asphalt, Erdtheer). Bei der trockenen Destillation dieser Materialien gewinnt man als Rohproduct Theer (gegen 10 Proc.), welcher aus neutralen Kohlenwasserstoffen verschiedenster Art und Flüchtigkeit, eupion- und benzolähnlichen Körpern (insgesammt mit dem Namen Photogen belegt) und Paraffin, ferner Säuren, als: phenylige Säure, Propionsäure, Buttersäure, Essigsäure u. s. w. Basen, als: Ammoniak, Leucol, Anilin, Picolin, Lutidin, Pyridin, Pyrrhol u. s. w. Kreosot neben harzähnlichen Körpern, Wasser und Verunreinigungen durch Asche und Kohlenstaub, besteht (H. Vohl). Umfassende Untersuchungen über den Gehalt der Theere verschiedenartiger Rohmaterialien an Kreosot sind von H. Vohl [8]) ausgeführt worden, die Resultate derselben finden sich in nachstehender Tabelle. 100 Pfund Theer ergaben:

Rohmaterial:	Kreosot (incl. Verlust durch Reinigung).
Englischer Blätterschiefer	25,595
Blätterschiefer von der Grube Romerickeberge	19,166
„ aus Westfalen	45,300
„ von Oedingen am Rhein	25,001
Braunkohle von Aschersleben I	5,070
„ „ „ II	9,823
„ „ Frankenhausen	2,476
„ „ Münden	32,545
„ „ Oldisleben	33,723
„ „ Kassel	37,853
„ „ Tilleda	49,722
„ „ Harbke	47,556
„ „ Bensberg bei Köln	47,461
Torf von Celle	9,850
„ „ Koburg	32,482
„ „ Damme	40,486
„ „ Zürich	35,086
„ aus Rußland (Rostokina bei Pussikina)	30,195
„ „ Botroß in Westfalen	41,255
„ von Neuwedel in Preußen	36,242

Durch Destillation des Theers, welcher vorher sorgfältig entwässert werden muß, gewinnt man zwei Producte; das erste (Rohöl) enthält das rohe, leichte Theeröl (größtentheils Photogen und nur wenig Paraffin), das zweite (Paraffinmasse) die schweren Theeröle mit dem darin gelösten Paraffin. Dasselbe wird mit Säuren behandelt und, nachdem die Krystallisation des Paraffins erfolgt ist, durch Pressen in Rohparaffin und Preßöl geschieden. Rohöl und Preßöl dienen zur Fabrikation von Kreosot (als Nebenproduct). Nachdem eine quantitative Ermittelung [9]) der im Rohöl enthaltenen Menge an Kreosot stattgefunden hat, behandelt man dasselbe in eigenthümlich, den Butterfässern ähnlich construirten Mischapparaten mit so viel Gewichtsprocenten Natronlauge von 38° Bé., als man Volumenprocente Kreosot gefunden hat. Nach erfolgter Mischung und kurzer Zeit der Ruhe hat sich die Mischungsflüssigkeit in drei Schichten getrennt, von denen die untere die überflüssig angewendete Lauge, die mittlere dunkelbraune, sirupdicke das Kreosot-Natron, die obere endlich die von allen sauren Bestandtheilen freien Oele enthält. Man läßt die beiden untern Schichten ab, wäscht bis zum Verschwinden der alkalischen Reaction mit Wasser und bringt das Kreosot-Natron entweder in der auf diese Weise erhaltenen Form in den Handel, wo es zur Imprägnirung von Eisenbahnschwellen, Grubenhölzern u. s. w. Anwendung findet, um diese Gegenstände widerstandsfähig gegen Fäulniß zu machen, oder scheidet daraus durch Zusatz von verdünnter Schwefelsäure rohes Kreosot als ölige Flüssigkeit ab, die unter dem Namen rohe Carbolsäure meist für Desinfectionszwecke benutzt wird. Kreosot kann endlich auch aus dem bei der Leuchtgasbereitung abfallenden Steinkohlentheer erhalten werden. Derselbe zerfällt bei der fractionirten Destillation in leichte, bis etwa zu 130° C. übergehende und schwere Oele, deren Siedepunkt zwischen 130 und 230° C. liegt. Letztere geben bei der Behandlung mit Natronlauge an diese das Kreosot ab; man erhält rohes Kreosotnatron, das entweder als solches Verwendung findet oder auf reine Carbolsäure weiter verarbeitet wird.

Hinsichtlich ihrer chemischen Zusammensetzung unterscheiden sich die aus Holztheer, Braunkohlentheer oder Steinkohlentheer erhaltenen Präparate wesentlich voneinander. Das rheinische Buchenholztheerkreosot ist nach Marasse [10]) ein Gemenge von Verbindungen zweier parallelen Reihen: der Phenole und der sauren Methyläther des Brenzkatechins und seiner Homologen. Der niedrigst siedende Theil des Kreosots besteht nur aus dem ersten Gliede der Phenolreihe: Phenylalkohol C_6H_5OH (184° C. Siedepunkt), dann geht bei 200 das erste Glied der andern Reihe Guajakol über. Marasse fand außer den sauer reagirenden Oelen noch reichliche Mengen indifferenter Oele im Holztheerkreosot (namentlich Methylkreosol oder Dimethylhomobrenzkatechin), ferner noch neutrale Methyläther des Guajakol, Phlorol und der Homologen des Kreosot. Alle verschiedenen Arten des Buchenholztheerkreosols scheinen identisch zu sein. Rheinisches Kreosot besteht hauptsächlich aus Guajakol neben wenig Kreosol, Mährisches Kreosot (von Slensko) dagegen vorwiegend aus Kreosol (von Chorup-Becanez). Das Kreosot des Braunkohlentheers ist identisch mit dem des Steinkohlentheers, aber wie dieses verschieden von dem des Holz-

7) Aßmus, Die trockene Destillation des Holzes (Berlin 1867); Knapp, Lehrb. der chem. Technologie, 3. Aufl. I, 243; Muspratt, Theoret. und techn. Chemie, 3. Aufl., III, 932, II, 977. 8) Polytechn. Centralbl. 1857, 1500.

9) Muspratt, Theoret. und techn. Chemie 3. Aufl., VI, 1245. 10) Ann. Chem. Pharm. 92, 59; Chem. Centralbl. 1870, 315.

theers. Es enthält als Hauptbestandtheile Phenol (Carbolsäure) und Kresol (Kresylsäure), während die den Holztheer charakterisirenden Bestandtheile: Guajakol und Kreosol, fehlen. Zur bessern Uebersicht sind die Glieder der Phenol- und Guajakolreihe nachfolgend zusammengestellt:

Phenolreihe:	Siedepunkt:	Guajakolreihe:	Siedepunkt:
$C_6H_5\,(OH)$ Phenol, Phenylalkohol, Carbolsäure,	184°	—	—
$C_6H_4\begin{cases}OH\\CH_3\end{cases}$ Kresol, Kresylalkohol, Kresylsäure,	203°	$C_6H_4\begin{cases}OH\\OCH_3\end{cases}$ Guajakol, Brenzkatechinmonomethyläther,	200°
$C_6H_3\begin{cases}OH\\CH_3\\CH_3\end{cases}$ Phlorol, Phlorylalkohol, Phlorylsäure,	220°	$C_6H_3\begin{cases}OH\\CH_3\\OCH_3\end{cases}$ Kreosol, Homoguajakol, Homobrenzkatechinmonomethyläther.	219°

Das reine Buchenholztheerkreosot (sogenanntes echtes Kreosot im Gegensatze zu dem aus Braunkohlen- oder Steinkohlentheer gewonnenen) ist eine neutrale, farblose oder schwach gelbliche, das Licht stark brechende, ölige Flüssigkeit von rauchartigem, aber nicht kratzendem Geruche und brennendem Geschmacke, welche sich im Sonnenlichte nicht stärker als weingelb färbt. Das specifische Gewicht ist 1,07 bei 15,6° C., der Siedepunkt 205—225° C. Bei —20° C. wird Kreosot dickflüssig, ohne jedoch zu erstarren. Es löst sich in 100 Theilen kaltem und etwa 12 Theilen siedendem Wasser; in Alkohol, Aether, Schwefelkohlenstoff und Essigsäure in allen Verhältnissen. 2 Cubc. Kreosot mit 8 Cubc. Wasser und 2 Cubc. Natronlauge von 1,33 specifischem Gewichte geschüttelt, sollen eine hellgelbe, klare, nicht opalisirende Lösung geben. 2 Cubc. Kreosot, in einem trockenen Probirröhrchen mit 4 Cubc. Benzin durchgeschüttelt, lösen sich bei Abwesenheit größerer Mengen von Phenol klar. Gibt man bei stattgefundener Lösung einige Tropfen Wasser hinzu, schüttelt kräftig durch und läßt ruhig stehen, so verrathen sich geringe Mengen von Phenol als ölige Schicht zwischen Benzin und Wasser. Auf die Haut gebracht, erzeugt Kreosot einen weißen Fleck.

Kreosot bildet mit einem großen Ueberflusse Kalilauge eine Lösung, welche an der Luft braun und dickflüssig wird. Seine ätherische Lösung gibt mit concentrirter alkoholischer Kalilauge geschüttelt zuerst eine Abscheidung von Guajakolkalium: $C_7H_7KO_2C_7H_8O_2$, dann, wenn das die Mutterlauge bildende Oel weiter so behandelt wird, eine solche von Kreosolkalium: $C_8H_9KO_2+2H_2O$. Die letztere Verbindung erhält man nach Tieman und Mendelsohn [11]) auch, wenn das Gemenge von Phlorol und Kreosol, also der bei der Destillation des Kreosots bei 220° C. übergehende Theil, in Alkohol gelöst und, mit überschüssigem Kali versetzt, im Wasserbade bis zur beginnenden Krystallisation eingedampft wird. Es resultirt ein von Phlorol freies Präparat. Bei der Behandlung des Kreosots mit Salzsäure und chlorsaurem Kalium in der Wärme bildet sich eine zähe, pflasterähnliche Masse, aus welcher durch Waschen mit Wasser und Weingeist und dann folgende Sublimation ein Gemenge von Tetrachlorguajacon $C_7H_2Cl_4O_2$ und Tetrachlorkreoson $C_8H_4Cl_4O_2$ erhalten wird. Diese Körper lassen sich durch Behandlung mit kaltem Chloroform trennen, welches nur die letztere Verbindung aufnimmt. Kreosot löst sich in Glycerin und scheidet sich nach dem Zusatze von Wasser wieder vollständig ab, im Gegensatze zu Phenol. Schüttelt man 2 Cubc. Kreosot mit 2 Cubc. Kollodium, so darf keine Gallertbildung eintreten, während Phenol unter diesen Umständen Nitrocellulose als farblose, durchsichtige Gallerte zur Ausfällung bringt. [12]) Wässerige Eisenchloridlösung färbt Kreosot nicht, Phenol dagegen blau; durch alkoholische Eisenchloridlösung nimmt Kreosot eine grüne, Phenol eine braune Färbung an. Diese Reactionen sind nach Flückiger aber nicht unbedingt zuverlässig zum Beweis der Anwesenheit von Phenol. Derselbe empfiehlt, Kreosot mit $^1/_4$ Volumen Ammoniak zu erwärmen, mit der Mischung die Wandungen einer großen Porzellanschale zu befeuchten und hierauf Bromdampf hinzutreten zu lassen. Bei Gegenwart von Phenol zeigen sich dann um so stärker hervortretende blaue Zonen an den Brechungsflächen von Brom und Kreosot, je mehr Phenol zugegen ist.

Kreosot wirkt Fäulniß hindernd. Infolge davon ist es schon seit vielen Jahren (schon im J. 1657 wurde hierfür durch Glauber Holzessig empfohlen) zum Conserviren von Holz angewendet worden. Im J. 1838 wurde Bethell [13]) ein Verfahren patentirt, Hölzer, welche in der Erde oder im Wasser dauernd liegen müssen, durch Imprägnirung mit holzessigsaurem Eisen, Theerölen, also kreosothaltigen Flüssigkeiten, zu conserviren. Die Infiltration geschieht unter starkem Drucke. Die Gewichtszunahme des Holzes beträgt 8—10 Pfund pro Kubikfuß. Die Eisenbahnschwellen mehrerer englischen Bahnen, welche nach diesem Verfahren behandelt wurden, zeigten sich nach 11 Jahren noch sehr wohlerhalten. Sehr bewährt hat sich auch diese Conservirungsmethode für Schiffsbauholz, namentlich als Schutz gegen den gefährlichen Schiffsbohrwurm (Teredo navalis). H. Vohl [14]) wendet für gleiche Zwecke eine alkalische Kreosotlösung vom specifischen Gewichte 1,05 an, welche er durch Aufstreichen dem Holze applicirt. Nachdem die Lösung vom Holze absorbirt ist, wird die Operation mehrmals wiederholt und zur Fixirung des Kreosots eine verdünnte Auflösung von Eisenvitriol aufgetragen. Die Schwefelsäure

11) Ber. der deutsch. chem. Ges. 1877, 57.

12) Zeitschr. analyt. Chem. 1880. 210. Repert. Pharm. [3] 22, 240. 13) London. Ausstellungsber, Berlin 1852, Bd. 1. 416. 14) Dingler, Journ. 144, 448; Polytechn. Centralbl. 1857, 1257.

des Eisensalzes verbindet sich mit dem Alkali der Kreosotlösung und das freigemachte Kreosot mit der Holzfaser. Das gleichzeitig abgeschiedene Eisenoxydul geht allmählich auf Kosten des im Holze enthaltenen atmosphärischen Sauerstoffes in Eisenoxydhydrat über. Holz, welches auf diese Weise präparirt ist, hat sich während 8 Jahren, den beständig wechselnden Einflüssen der Atmosphärilien ausgesetzt, ohne eine Veränderung durch Verwesung oder Schwammbildung zu erleiden, erhalten. Häufig führt man die Imprägnirung des Holzes mit alkalischer Kreosotlauge auch auf die Art aus, daß das Holz in eisernen Behältern zuerst mit Dampf so lange behandelt wird, bis alle Luft aus demselben ausgetrieben ist. Tritt nun die Lauge nach Absperrung des Dampfes und nach erfolgter Abkühlung in die Kessel, so wird sie durch den äußern Luftdruck mit Gewalt bis in die innersten Holzporen getrieben und durchtränkt dieselben vollständig. In neuerer Zeit hat man gefunden, daß Eisenoxyd zerstörend auf die Holzfaser wirkt, und ist deshalb von einer Behandlung des mit Kreosot getränkten Holzes mit Eisenvitriol oder holzessigsaurem Eisen zurückgekommen.[15]) Gewöhnlich wird das aus Braunkohlentheer (wol selten aus Holztheer) gewonnene Kreosot oder Kreosotnatron für Holzconservirungszwecke benutzt, öfter aber auch gelangen die aus Steinkohlentheer dargestellten Präparate, die also besonders reich an Carbolsäure sind, zur Anwendung, namentlich ist das bei den belgischen Staatseisenbahnen eine Zeit lang allgemein der Fall gewesen. Kreosotirte Telegraphenstangen zeigten die gleiche Haltbarkeit wie die mit Kupfervitriol getränkten. Der Preis für das Imprägniren stellte sich in Belgien im J. 1861—62 auf 18,65 Francs pro Cubikmeter. Es ist jedoch zu berücksichtigen, daß das Setzen der Säulen, da das Kreosot die Haut an den Händen der Arbeiter abschält, Schwierigkeiten bietet und daß der unangenehme Geruch der präparirten Hölzer eine Anwendung in der Nähe von Ortschaften nicht gestattet. Aus diesem Grunde ist man vielfach von dieser Conservirungsmethode wieder abgegangen. Von großer Wichtigkeit ist das Tränken der Schiffstaue und des Segeltuches vermittels Kreosots, wodurch das Theeren nicht allein ersetzt, sondern in seinen nützlichen Wirkungen übertroffen wird. Die Operation des Kreosotirens beruht hier auf der Eigenschaft des Kreosots, mit leimgebender Substanz Verbindungen einzugehen. Die zu behandelnden Gegenstände werden zuerst mit einer verdünnten Leimlösung behandelt, hierauf durch ein starkes Lohbad gezogen, wodurch gerbsaurer Leim auf der Pflanzenfaser niedergeschlagen wird, und dann mit Kreosot imprägnirt, welches nunmehr leicht aufgenommen werden kann. Von G. E. Habich[16]) wurde Kreosotwasser als Mittel, das Schimmeln der Lagerfässer in den Bierbrauereien zu verhüten, empfohlen. Es soll damit die Außenseite der Fässer bestrichen werden. In der Nähe des Bestimmungsortes läßt sich das rohe Kreosot der Mineralölfabriken auch mit Vortheil als Kreosotgas[17]) verwenden, indem Kreosotnatron in einer Gasretorte erhitzt wird. Aus 100 Kilogr. Kreosotnatron erfolgen 28,4—37,8 Cubikmeter gereinigtes Leuchtgas von etwa der doppelten Lichtstärke als der des Kohlengases, 45 Kilogr. Natronkoks mit 37—38 Proc. kohlensaurem Natron, 12—14 Proc. Natronhydrat, 6—8 Proc. Sulfat, Kochsalz u. s. w. Kreosot gilt als ein kräftiges antiseptisches, fäulnißwidriges Mittel. Aeußerlich gebraucht man es verdünnt als reizendes Adstringens, als desinficirendes Mittel bei jauchigen Geschwüren, Krebs, brandiger Mundentzündung, blutendem Zahnfleische und cariösen Zähnen, innerlich in Schleimen, Emulsionen und Pillen bei gastrischen Leiden, Darmkatarrhen, Zuckerharnruhr, Tuberculose. *(Paul Bässler.)*

15) Wagner, Jahresbericht 1859, 241. 16) Polytechn. Centralbl. 1860, 704. 17) Journ. für Gasbeleucht. 1866, 375.

KREPP (nach der französischen Schreibweise Crèpe) oder Flor, ein feiner, lose gewebter Stoff aus Seide resp. Halbseide oder Wolle (Kammgarn) mit rauher Oberfläche, ohne glänzende Appretur. Der meist als Trauerflor verwendete wollene Krepp, auch Crépon genannt, wird mit stark gedrehter Kette und schwach gedrehtem Einschlag gewebt und nach dem Färben, auf Walzen gewickelt, in kochendes Wasser gebracht, wodurch sich infolge des ungleichmäßigen Einlaufens die Fäden kräuseln. Beim seidenen Krepp, welcher auch gemustert hergestellt und zu Kleiderstoffen verwendet wird, besteht die Kette abwechselnd aus rechts und links gedrehten Fäden, während die Einschlagfäden zu zweien in der Drehung abwechseln; Kette und Einschlag sind von ungekochter Seide und die Waare wird im Stück gefärbt. Das Kreppen oder Krausen geschieht hier, indem man das mit warmem Wasser besprengte Gewebe entweder mit der Hand oder in der Kreppmaschine an Kalb- oder Seehundfellen hinzieht resp. mit denselben bestreicht, wodurch eine wellen- oder schlangenförmige Verschiebung der Einschlagfäden und somit die Rauhigkeit der Oberfläche entsteht. Mittels geriffelter, erhitzter Walzen werden öfters schon die zu verwebenden Fäden gekräuselt. *(W. H. Uhland.)*

KRESOLE (Oxytoluole, Kresylalcohol, Kresylhydrat), $C_6H_4 \left\{ \begin{matrix} CH_3 \\ OH \end{matrix} \right.$, heißen diejenigen Monohydroxylderivate des Toluols, welche den Wasserrest OH an den Benzolkern gelagert enthalten, sie sind isomer dem Methyläther des Phenols, dem Anisole: $C_6H_5OCH_3$ und dem Benzylalcohol, welcher die Hydroxylgruppe in der Seitenkette CH_3 besitzt: $C_6H_5 . CH_2OH$. Alle drei theoretisch möglichen Kresole: Ortho-, Meta- und Parakresol, unterschieden dadurch, daß die den Wasserstoff im Benzolkern substituirenden Gruppen OH und CH_3 benachbart oder durch 1H, endlich durch 2H des Benzols getrennt sind, wurden dargestellt; sie finden sich in dem flüssigen Theile des Steinkohlentheeröls, aus welchem Phenol gewonnen wird, lassen sich aber nur schwer von letzterm, wie auch voneinander selbst bei ihren ziemlich nahe aneinanderliegenden Siedepunkten trennen. Dieses flüssige Gemenge, welches bei etwa 200° C. siedet und den Geruch der Carbolsäure besitzt, gewannen zuerst

Fairlie[1]) und Williamson[2]) aus dem Steinkohlentheer und bezeichneten es als Kresylhydrat; es wurde auch von Duclos[3]) und Marasse[4]) aus dem Fichtenholztheer und dem Buchenholztheer abgeschieden, von Ronier[5]) bei der Destillation von Kampfer mit Chlorzink erhalten.

In reinem Zustande gewinnt man die Kresole aus den Amidotoluolen durch Behandlung mit salpetriger Säure, wobei die Amidgruppe NH_2 in die Hydroxylgruppe OH verwandelt wird, oder aus den Toluolsulfosäuren durch Schmelzen mit Kalihydrat[6]); dieselben entstehen auch, wenn Sauerstoff in ein zum Sieden erhitztes Gemisch von Aluminiumchlorid und Toluol eingeleitet wird.[7])

Die drei Kresole verhalten sich ähnlich wie das Phenol. Sie verbinden sich direct mit Chinon[8]), geben beim Erhitzen mit Phenol, Schwefelsäure und Arsensäure, Rosolsäure[9]), werden beim Erhitzen mit Zinkstaub in Toluol übergeführt und vereinigen sich in schwach alkalischer Lösung mit Diazophenolen zu Farbstoffen.[10]) Beim Behandeln mit Salzsäure und Kaliumchlorat entstehen gechlorte Toluhydrochinone[11]), bei Einwirkung oxydirender Substanzen durch Verwandlung der Methylgruppe in Carboxyl Oxybenzoesäuren: $C_6H_4 \begin{cases} OH \\ COOH \end{cases}$ (nur Orthokresol erleidet bei diesem Vorgange eine tiefer gehende Zersetzung), bei einer solchen von Kohlensäure auf Kresolnatrium Kresotinsäuren oder Oxytoluylsäuren[12]): $C_6H_3 \begin{cases} CH_3 \\ OH \\ COOH \end{cases}$ in Wasser lösliche, krystallinische Körper, welche durch Eisenchlorid violett gefärbt werden. Käufliches Kresol ist in Wasser etwas schwerer löslich als das Phenol, verbindet sich wie dieses direct mit Alkalien und gibt mit Eisenchlorid eine bald verschwindende blaue, mit Millon's Reagens erwärmt eine rothe Färbung.

Orthokresol, o-Kresol, Beta-Kresol: $C_6H_4.\overset{1}{CH_3}.\overset{2}{OH}$. Wird durch Schmelzen von orthotoluolsulfosaurem Kalium mit Kalihydrat[13]), Auflösen der Masse in Wasser und Ausschütteln mit Aether; beim Erhitzen von Carvacrol (Cymophenol) mit Phosphorsäureanhydrid[14]), oder durch Eintragen einer Lösung von salpetrigsaurem Kalium in wässeriges schwefelsaures Orthotoluidin erhalten. In letzterm Falle entweicht Stickgas in Menge und Orthokresol scheidet sich als Oel ab, welches man mit Aether auszieht und nach Verdunsten desselben im Kohlensäurestrome für sich destillirt. Orthokresol bildet Krystalle, welche bei 31—31,5° C. schmelzen und bei 188° C. sieden, es gibt mit Kalihydrat geschmolzen Salicylsäure[15]), beim Behandeln mit Kaliumchlorat und Salzsäure Di- und Trichlortoluchinon.[16]) Bei Einwirkung von Benzoylchlorid entsteht o-Benzoylkresol[17]): $C_7H_7O.C_7H_5O$, ein gelbes, bei Abkühlung nicht erstarrendes Oel (Unterschied von m- und p-Kresol). Orthokresol kommt an Schwefelsäure gebunden im Pferdeharn vor.[18]) Zahlreiche Substitutionsproducte sind dargestellt.

Metakresol, m-Kresol, Gamma-Kresol: $C_6H_4.\overset{1}{CH_3}.\overset{3}{OH}$. Entsteht neben Propylengas beim Erwärmen von Thymol mit Phosphorsäureanhydrid als Phosphorsäure-Metakresoläther, welchen letztern man durch Erhitzen mit Kalihydrat zersetzt[19]), ferner beim Schmelzen von Metatoluolsulfosäure mit Kalihydrat[20]) und beim Erhitzen von oxyuvitinsaurem Barium mit Barythydrat.[21]) Metakresol bildet eine phenolartig riechende, auch in einem Gemische von fester Kohlensäure und Aether nicht erstarrende Flüssigkeit, welche bei 201° C. siedet. Seine Benzoylverbindung: $C_7H_7O.C_7H_5O$ schmilzt bei 38° C. und siedet bei 300° C.[22]) Mit Kalihydrat geschmolzen gibt das Metakresol Metaoxybenzoësäure[23]), bei der Behandlung mit Kaliumchlorat und Salzsäure Dichlortolumetachinon.[24])

Parakresol, p-Kresol, Alphakresol: $C_6H_4\,\overset{1}{CH_3}\overset{4}{OH}$, entsteht beim Kochen des aus Paratoluidin bereiteten schwefelsauren Diazotoluals mit Wasser, beim Schmelzen der Paratoluolsulfosäure mit Kalihydrat[25]), bei Fäulniß aller Eiweißkörper[26]), des Tyrosins[27]), der Hydroparafumarsäure und der p-Oxyphenylessigsäure[28]), bei der Destillation der p-Oxyphenylessigsäure oder der Podocarpinsäure mit Natronlauge.[29]) Parakresol kann auch aus dem Steinkohlentheerkresol durch Darstellung der gut krystallisirenden Benzoylverbindung isolirt werden.[30]) Es bildet farblose Prismen, welche bei 36° C. schmelzen und bei 199° C. sieden, riecht nach faulem Harn, gibt beim Schmelzen mit Wasser Paraoxybenzoësäure.[31]) Die bei 70° C. schmelzende Benzoylverbindung[32]) $C_7H_7O.C_7H_5O$ krystallisirt in sechsseitigen Tafeln. p-Kresolschwefelsäure $C_6H_4.CH_3.SO_4H$, frei nicht darstellbar, ist als Kaliumsalz im Pferdeharn enthalten[33]), findet sich aber auch in geringer Menge im Haare der Menschen und vieler Thiere und tritt reichlicher in denselben nach Einführung von p-Kresol in dem Organismus auf. Parakresol bildet beim Nitriren mehrere Nitrokresole.[34]) Dinitro-p-kresol: $C_6H_2(NO_2)2\begin{cases} CH_3 \\ OH \end{cases}$

---

1) Ber. der deutsch. chem. Gesellsch. 6, 323; 4, 378; 11, 783. 2) Ann. Chem. Pharm. 92, 319. 3) Ibid. 109, 135. 4) Ber. der deutsch. chem. Gesellsch. 1. 99. 5) Compt. rend. 68, 930. 6) Ann. Chem. Pharm. 149, 121. 7) Ber. der deutsch. chem. Gesellsch. 12, 289. 8) Ibid. 5, 850. 9) Ibid. 10, 1201; 11, 391 und 1426. 10) Jahresber. der Chem. 1878, 1183. 11) Ann. Chem. Pharm. 152, 248; 151, 177. 12) Ibid. 115, 157; Ber. der deutsch. chem. Gesellsch. 6, 323. 13) Zeitschr. Chem. 1869, 615. 14) Ber. der deutsch. chem. Gesellsch. 7, 1006.

15) Ann. Chem. Pharm. 154, 356. 16) Ibid. 168, 273. 17) Ber. der deutsch. chem. Gesellsch. 7, 1006. 18) Zeitschr. für physiol. Chem. 2, 355. 19) Zeitschr. Chem. 1869, 615. 20) Ann. Chem. Pharm. 154, 156; Ber. der deutsch. chem. Gesellsch. 3, 425. 21) Ibid. 8, 886. 22) Zeitschr. Chem. 1869, 615. 23) Ann. Chem. Pharm. 154, 516. 24) Ibid. 168, 267. 25) Ibid. 144, 139; 156, 258. 26) Zeitschr. für physiol. Chem. 3, 149. 27) Ibid. 3, 312. 28) Ibid. 4, 304. 29) Ber. der deutsch. chem. Gesellsch. 12, 1440; 6, 1125. 30) Ibid. 4, 378. 31) Ann. Chem. Pharm. 154, 356. 32) Ber. der deutsch. chem. Gesellsch. 4, 378. 33) Ibid. 9, 1389. 34) Ibid. 109, 135; 7, 535 und 1269; 2, 206; Ann. Chem. Pharm.

entsteht bei der Behandlung von Toluidin mit salpetriger Säure; das Natriumsalz dieses Körpers stellt das Victoriagelb (Goldgelb) des Handels dar: rothe Nadeln mit intensiv gelber Farbe, welche in Wasser schwerer löslich sind als Pikrinsäure.

Thiokresole, Tolylsulfhydrat[35]): $C_6H_4.CH_3.SH$ entstehen aus den drei isomeren Toluolsulfosäuren durch Reduction ihrer Chloride mit Zinn und Salzsäure. o-Thiokresol bildet zarte, glänzende Blättchen, die bei 15° C. schmelzen und bei 188° C. sieden, m-Thiokresol, eine bei —10° C. noch nicht erstarrende Flüssigkeit, welche, ebenso wie p-Thiokresol, eine großblätterig krystallinische Masse, den Siedepunkt der vorigen Verbindung hat. (*Paul Bässler.*)

KRESS VON KRESSENSTEIN (ursprünglich Cressen oder Krezzen), Adelsfamilie, stammt aus dem Egerlande, benannt nach dem zwischen Eger und Asch gelegenen, im Laufe der Zeiten verödeten Schlosse Kressenstein. Die Familie wendete sich frühzeitig westwärts in das benachbarte Vogtland und nach Franken, namentlich in die Gegend von Nürnberg, saß auch selbst im Patriciat der Reichsstadt. Zuerst erscheint um 1270 Herold Krezz oder Kreß, der Vater zweier Söhne, deren ältester, Heinrich, seit 1307 Patricier von Nürnberg, den im J. 1559 mit Georg Kreß dem Jüngeren erloschenen Zweig von Dormentz stiftete, während der jüngere, Friedrich (gest. 1340), die Hauptlinie fortsetzte. Von ihm stammt die durch Otto Kreß zu Kraftshof begründete, am 14. Juli 1473 bereits wieder erloschene sogenannte Ottonische Linie sowie der vom jüngeren Sohne, Konrad, sich ableitende Hauptstamm. Konrad's gleichnamiger Enkel zu Kraftshof und Mayach starb 1430 und hinterließ von zwei Frauen viele Kinder, von denen Konrad (erster Ehe) die Mitte des 16. Jahrh. ausgegangene Sickershauser Linie stiftete. Hieronymus (zweiter Ehe) gründete den Kraftshofer Zweig, der jedoch ebenfalls im Enkel Christoph Kreß von Kressenstein, Herrn auf Kraftshof, Schoppershof und Veilhof, am 5. Dec. 1535 verblühte, nachdem dieser Christoph, kaiserlicher Rath und mehrmals Reichstagsabgeordneter der Reichsstadt Nürnberg, am 15. Juli 1530 vom Kaiser Karl V. zu Augsburg Reichsadels-Bestätigung mit Wappenbesserung und mit der Berechtigung, den Namen „von Kressenstein" zu führen, auf sein Geschlecht gebracht hatte. Sebald (gleichfalls aus zweiter Ehe), geb. 1410, war der Stammvater der 1549 erloschenen Linie zu Dießfurth in der Oberpfalz, endlich Friedrich, vollbürtiger Bruder der beiden letztgenannten, geb. 1408, Herr auf Wüstendorff (seit 1443), der Stammvater aller heutigen Kreß. Nach dem 1449 erfolgten Tode seiner Gattin Barbara Stromer von Reichenbach sich dem geistlichen Stande widmend, starb er 1471 als Priester. Den gleichen Beruf ergriff sein Sohn Friedrich, Witwer seit 1473, gest. 1499, nachdem er seinen Stamm durch Kaspar Kreß (1456—1521) fortgesetzt hatte. Ihm folgte der Sohn Christoph I. (1491—1529), dann der Enkel Christoph II. (1515—1560). Dieser erst spaltete den Stamm durch zwei Söhne in zwei Hauptlinien, die nun getrennt betrachtet werden müssen.

A. Die Rätzelsdorfer Linie, gegründet von Christoph III. (dem Sohne des zweiten Christoph), geb. 1541, gest. 1583 und fortgeführt vom Sohne Jobst, geb. 1565, gest. 1640 und dem Enkel Jobst Christoph, geb. 1597, gest. 1663, einem seiner Zeit vielfach, unter andern auch beim Friedensschluß zu Münster und Osnabrück verwendeten Diplomaten. Er erwarb zu Rätzelsdorf Dürrenmungenau hinzu und that viel zum materiellen Aufblühen seines Geschlechtes. Von seiner Gattin, Maria Sabina Rieter von Kornburg, erwuchsen ihm unter vielen Kindern vier Söhne (1—4), welche eigene Zweige pflanzten.

1) Jobst Christoph (1623—1694), dessen ältester Sohn, Georg Christoph (1654—1729), den mit Christoph Gottlieb Siegmund Freiherrn Kreß von Kressenstein am 2. Sept. 1838 erloschenen Rätzelsdorfer Ast absetzte, während der jüngere, Wolf Christoph (geb. 1660, gest. 1723), die Rohensaß-Ebenreuther Linie begründete. Dessen jüngster Sohn, Balthasar Christoph, Kreß von Kressenstein auf Ebenreuth, ist Stammvater des noch heute in der alten Heimat blühenden, im Taschenbuche der freiherrlichen Häuser als „I. Linie" verzeichneten Zweiges der Freiherren Kreß von Kressenstein.

2) Hans Friedrich (1635—1705), der wol Nachkommen hinterließ, welche jedoch im Mannsstamme schon mit dem Sohne Christoph Friedrich 1738 erloschen.

3) Georg Adolf (geb. 1636, gest. 1713), dessen Linie, nachdem sie Kraftshof erlangt, Mitte des 18. Jahrh. abgegangen und

4) Ferdinand Siegesmund (geb. 1641, gest. 1704), Herr auf Dürrenmungenau, dessen einer Sohn Christoph Michael (geb. 1671) dauernde Descendenz nicht hinterließ, während der andere Hans Christoph (geb. 1680) die Dürrenmungenauer Linie (II. Linie des Freiherrl. Taschenbuches) bis heute fortsetzte.

B. Die Neuenhofer Linie, gegründet von Hieronymus (dem zweiten Sohne Christoph's II.), geb. 1546, gest. 1596. Seines ältesten Sohnes, Wolf Christoph, männliche Descendenz währte nur bis zum J. 1635, während diejenige des jüngern Sohnes, Hans Wilhelm Kreß von Kressenstein zu Kraftshof und Neuenhof (1589—1658), sich weiter verzweigte. Des letztgenannten 1618 geborener, 1675 verstorbener Sohn Wilhelm war durch seinen Erstgeborenen, Hans Wilhelm (geb. 1647, gest. 1721), zwar Großvater von sechzehn Enkeln, dennoch beruhte die Hoffnung des Stammes allein auf dem jüngeren Sohne, Georg Jakob (geb. 1654, gest. 1734), welcher durch den Tod des älteren Bruders, nachdem dessen viele Söhne dem Vater sämmtlich im Tode vorangegangen waren, seit 1721 Senior der Neuenhofer Linie und Besitzer der derselben zustehenden Stammgüter diese seinem

173, 195; Chem. News 27, 318; Dingler, Polyt. Journ. 197, 278.

35) Zeitschr. Chem. 1870, 390; Ann. Chem. Pharm. 136, 75; 142, 92; Ber. der deutsch. chem. Gesellsch. 9, 1587; 9. 1636 und 1638; 9, 1639; 11, 2066; Zeitschr. für Chem. 1871, 15.

Sohne Johann Adam Kreß von Kressenstein (geb. 1706, gest. 1734) hinterließ. Ihm folgte der Sohn, Christoph Wilhelm (geb. 1735, gest. 1821), und diesem der letzte der gesammten Linie, sein Sohn Christoph Wilhelm Karl, geb. 1775, welcher zwischen 1852 und 1862 die Neuenhofer Linie beschloß.

Das gesammte Geschlecht wurde unter dem 26. Jan. 1817 der Freiherrenklasse des Königreichs Baiern einverleibt. Sein Wappen zeigt im rothen Felde ein schräg rechts aufwärts gestelltes blankes Schwert. Auf dem gekrönten Helme wächst hinter fünf Pfauenfedern ein vorwärts gekehrter, schwarzbärtiger Mannsrumpf in rother Kleidung mit silbernen Aufschlägen und Knöpfen, sowie im hermelingestülpten und mit Pfauenfedern gezierten schwarzen Spitzhut. Quer durch den Mund des Mannes erscheint das Schwert mit der Spitze nach rechts gelegt, gleichsam von Eberzähnen gehalten. Die Helmdecken sind roth und silbern. *(H. von Borwitz und Harttenstein.)*

Kresse, Pflanzengattung, s. Lepidium. — Brunnenkresse, s. Nasturtium. — Bitterkresse, bitteres Schaumkraut, s. Cardamine.

KRESTZY, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Nowgorod, 83 Kilom. im Ostsüdosten von Nowgorod, an der Moskauer Chaussee und am linken Ufer der Cholowa, einem Nebenflusse der Msta, hat zwei griechisch-orthodoxe Kirchen, eine Sektirerkirche, eine Kreis- und eine Pfarrschule und 3173 Einwohner, die sich hauptsächlich mit dem Ackerbau beschäftigen. 52 Kilom. von der Stadt liegt das Otenskische Mönchskloster dritter Klasse. Der Name Krestzy kommt zum ersten mal im J. 1569 vor. Noch im 18. Jahrh. war die Stadt ein einfaches Dorf. Im J. 1796 wurde der Ort zur Kreisstadt erhoben. *(A. von Wald.)*

KRETA, italienisch Candia, neugriech. Kriti, türkisch Kirid oder Girid, die größte Insel im Ostbecken des Mittelmeeres, erstreckt sich von 34° 57′ bis 35° 41′ nördlicher Breite und 23° 29′ bis 26° 20′ östlicher Länge von Greenwich und theilt das Ostbecken gleich einem langen schmalen Querriegel in das nördliche inselreiche Kretische Meer, dem sich östlich das Aegeische Meer anschließt, und das südliche tiefere, aber öde Libysche Meer, weist also schon durch seine Lage auf den natürlichen Zusammenhang und Verkehr mit Europa hin, dem es auch am meisten genähert ist. Denn während es von der Südspitze Griechenlands, dem Cap Malia, nur 99 Kilom. entfernt ist, beträgt der Abstand von Kleinasien, nach welchem die Inseln Skarpantho und Rhodus immerhin eine bequeme Brücke bilden, 177 Kilom., die Entfernung der Küste Afrikas im Süden aber gar 266 Kilom. durch ein nur wenig befahrenes Meer. Die Breite der Insel wechselt zwischen 15 und 55 Kilom., die Länge beträgt 268 Kilom., das Areal mit Einschluß der umliegenden kleinen Inseln, unter welchen Dia die bedeutendste ist, 8618,4, ohne dieselben 8591,3 □Kilom. Die Insel wird ihrer ganzen Länge nach von einer nach Süden zu schnell abfallenden, nach Norden sich allmählich abdachenden Gebirgskette durchzogen, meist aus höhlenreichem Kalksteine gebildet, wogegen Granit und primäre Schichtgebilde nur in geringem Maße entwickelt sind. Seine Höhe ist am bedeutendsten im Westen und erreicht im Madoach 2470 Meter. Der Gebirgszug wird von Westen nach Osten in drei Hauptgruppen gesondert. Den Westen durchzieht das im Alterthume Weiße Berge (Λευκὰ ὄρη), jetzt Madara oder Aspra Vuna genannte, am wenigsten zugängliche Gebirge, welches besonders in der sogenannten Sphakia den Hauptherd der vielen Empörungen bildete. Die Mitte der Insel wird eingenommen von dem im Alterthume Ida genannten Psiloriti-Gebirge, dessen Hauptgipfel auf 2460 Meter sich erhebt; das alte Dikte-Gebirge im Osten endlich zerfällt in das bis 1680 Meter aufsteigende Lassithi-Gebirge und den Aphenti Vuno nebst dem Modi-Gebirge der östlichen Halbinsel Sitia. Von diesen Hauptgebirgen laufen nach Norden und Süden zahlreiche Querriegel aus und bilden besonders im Norden viele kleine Halbinseln und langgestreckte Vorgebirge, zwischen denen die jetzt meist versandeten Buchten eingeschnitten sind. Die bedeutendsten Vorgebirge sind im Nordwesten Cap Busa und Spata, im Nordosten Cap Zuano und Sidero, im Südwesten Cap Krio, im Süden Cap Theodia, im Südosten Cap Aterinotako. Dem sanftern Abfalle des Gebirges nach Norden entsprechend finden sich hier auch die zahlreichsten Meerbusen und Häfen, und zwar von Westen nach Osten die Baien von Kisamo, Kanea, Suda, Armyro, Megalo Kastron und Mirabella; die ziemlich unzugängliche Südküste weist dagegen nur den größern Messarabusen und die beiden kleinen Häfen von Sphakia und Hierapetra auf, im übrigen ist sie schroff, felsig und öde gleich der gegenüberliegenden afrikanischen Küste. Demzufolge ist die Südküste auch nur dürftig bevölkert, indeß die Nordküste in ihren mannichfaltigen abgeschlossenen Thälern mit fruchtbarem Boden viele gutbevölkerte Ortschaften birgt, die noch heute wie im Alterthume ihren Verkehr nur auf dem Seewege bewerkstelligen. Eine große Zahl kleiner Flüsse rauscht von den Bergen hernieder, zumeist von dem Psiloriti, im Winter gefährliche Gießbäche, im Sommer meist mit ausgetrockneten Betten; die größten sind der nach Nordwesten fließende Hylopotamos und der in die Messarabai sich ergießende Mitropalipotamos.

Das Klima der Insel ist äußerst mild und sehr gesund, wenig von endemischen Krankheiten heimgesucht. Die mittlere Sommertemperatur beträgt 16° C., während im Winter das Thermometer selten unter 5° C. sinkt. Regen treten im Frühlinge und Herbste ein, der Winter bringt nur auf den Gebirgen Schnee, der aber bis Ende Juli auch auf den höchsten Gipfeln abgeschmolzen ist, im Sommer endlich ist der Sirocco häufig und lästig; bisweilen wird auch die Insel von Erdbeben heimgesucht. Das Land ist durchweg schön und könnte bei guter Bewirthschaftung leicht eine zahlreiche wohlhabende Bevölkerung ernähren. Herrliche immergrüne Waldungen bedecken besonders im Norden den Boden: Eichen, Walnußbäume, Pinien, Cypressen, Myrten, Oelbäume bilden mit immergrünem Laube einen Schmuck der einem lachenden Garten gleichenden Landschaft, geschmückt von zahlreichen, das ganze Jahr hindurch duftenden Blüten; da-

zwischen in der Ebene gute Wiesen und Weiden, Getreidefelder, Wein-, Orangen-, Oliven-, Maulbeer- und Baumwollplantagen, Pflanzungen von Johannisbrotbaum, Süßholz, Ladansträuchern, Flachs, in den höhern Lagen endlich Obst- und Kartoffelbau; durch die ganze Insel aber verbreitet zahlreiche Arzneipflanzen und Droguen. Von Thieren sind hervorzuheben außer Wild und den gewöhnlichen Hausthieren namentlich Mouflons, sowie eine zahlreiche Vogelwelt, dagegen wenig Reptilien; in den Wäldern gibt es zahlreiche Bienen, und das Meer bietet reiche Ausbeute von guten Fischen für den eigenen Bedarf und den Handel. Doch ist der Landbau nicht ergiebig genug und erfordert Zufuhr von Nahrungsmitteln; das Mineralreich endlich gewährt keine Ausbeute.

Die heutige Bevölkerung von Kreta setzt sich zusammen aus 234,000 Christen, 38,000 Mohammedanern und 3200 Juden, also 32 Seelen auf einem □Kilom. Der größte Theil der türkischen Bevölkerung ist zusammengedrängt auf die Mitte der Insel, dann auf ein größeres Gebiet im Osten, ein zweites an der Südwestküste und ein drittes im Süden von Retimo; besonders bemerkenswerth ist eine kleine Arabercolonie von 2—3000 Seelen bei Kanea, von dem sie einen eigenen, aus Zelten gebildeten Stadttheil ausmachen. Die Christen der Insel, die Candioten, sind meist Griechen, zum Theil mit slawischen Elementen gemischt, ihre Sprache durchweg das Neugriechische. Tapferkeit, Freiheit, Freiheitsliebe, grimmiger Türkenhaß sind hervorstechende Charakterzüge des Volkes, besonders der Sphakioten; dabei ist das Volk gastfrei, mäßig und bedürfnißlos, aber auch unsauber. Die Christen stehen unter einem orthodoxen Erzbischofe zu Candia, dem acht Bischöfe untergeordnet sind. Geistige Cultur, Handel, Gewerbe und Schiffahrt sind infolge des langen Druckes unter der Paschawirthschaft sehr vernachlässigt. Der Hebung des Handels steht die schlechte Verbindung mit dem Auslande hinderlich entgegen, da die Häfen infolge einer allgemeinen Erhebung der Küste versandet und meist unzugänglich sind. Die Postverbindung wird durch den Oesterreichischen Lloyd bewerkstelligt. Der Werth der Ausfuhr beläuft sich gegenwärtig je nach der Gunst der Jahre, da nur landwirthschaftliche Producte exportirt werden, auf 4—8 Millionen Mark jährlich, der Werth der Einfuhr beziffert sich auf etwa zwei Drittel dieser Summe. Haupterzeugniß des Landes ist Olivenöl, welches meist auf Seife verarbeitet wird, gerühmt sind auch der Wein und die Orangen; daneben heben sich Seidenbau und Viehzucht, und besonders ist der Sphakiakäse sehr beliebt. Die Bienenzucht liefert reichliche Erträge, und die Schwammfischerei ist neben Fischfang ein wichtiger Beschäftigungszweig; sonst aber sind Gewerbe nur wenig entwickelt, meist dem Schiffbau dienend. Der Schiffsverkehr betrug im J. 1883 zusammen 2010 Schiffe von 356,224 Registertons.

In politischer Beziehung bildet die Insel nebst den umliegenden 12 kleinen Inseln ein eigenes, der Pforte unmittelbar unterstelltes Vilajet und zerfällt in die 5 Sandschaks Kanea, Retimo, Heraklion, Lassithi und Sphakia. Die Hauptstadt der Insel ist Candia oder Megalo-Kastro, Sitz des Generalgouverneurs und des griechischen Erzbischofs, mit 12,000 meist türkischen Einwohnern, 14 Moscheen, 2 griechischen und einer armenischen Kirche, einem befestigten, aber versandeten Hafen; Hauptfabrikationszweig ist Seifenfabrikation. Der wichtigste Hafen der ganzen Insel ist Kanea oder Chania, mit Citadelle, Arsenal und Docks, von hier aus wird der bedeutendste Handel betrieben; auf der Südküste ist nur der kleine Hafenort Hierapetra bemerkenswerth.

Geschichtliches. (Ueber die ältere Geschichte Kreta's vgl. den Artikel Griechenland, Sect. I, 80. Theil, S. 125 fg.)

Schon zur Zeit des Oströmischen Reiches christianisirt und von eigenen Statthaltern beherrscht, wurde die Insel während der Belagerung Konstantinopels durch Moawijah zum ersten mal von den mohammedanischen Feldherren Abdallah und Phadalas erobert, und die Herrschaft des Islam behauptete sich seitdem vorübergehend auf einzelnen Theilen der Insel, bis 824 Abu-Hassan aus Cordova auf Kreta landete, 825 aber mit 40 Schiffen zum zweiten mal erschien und Candia erbaute. Vergebens versuchte Kaiser Michael II. die Insel wieder zu gewinnen. Die Sarazenen unterwarfen 29 benachbarte Städte und führten den Islam ein. Seitdem blieb die Insel 135 Jahre lang unter türkischer Herrschaft, ein gefürchteter Schlupfwinkel von verwegenen Seeräubern. Endlich unter Romanos II. Porphyrogennetos landete dessen Feldherr und Nachfolger Nikephoros Phokas 960 auf Kreta, eroberte 961 Candia, das letzte Bollwerk der sarazenischen Herrschaft, wobei ihm reiche Beute zufiel. Die Insel verblieb nun im Besitze der Kaiser bis zum vierten Kreuzzug, infolge dessen sie durch Vertrag an den Markgrafen Bonifacius von Montferrat fiel, der sie am 12. Aug. 1204 gegen 1000 Mark Silber und einige Ländereien an die Republik Venedig verkaufte. Im J. 1205 nahmen die Venetianer die Insel in Besitz, Jacopo Tiepolo war deren erster Herzog und Gouverneur. Verschiedene Revolutionen, im Anfange besonders durch das eifersüchtige Genua unterstützt, durch wiederholte Steuerauflagen und Landvertheilungen an venetianische Colonisten genährt, ließen indeß den Besitz nicht ungestört. Das Land wurde in 132 Ritter- und 408 Knappenlehen getheilt, deren Zahl später noch erhöht wurde, daraus Districte unter einem Capitano als administrativer Behörde gebildet.

Erst seit 1364 beugte sich das Volk unter die venetianische Herrschaft, nachdem alle Mittel erschöpft und das Volk zusammengeschmolzen war: ein Census von 1577 ergab 219,000 Seelen. Das 15. Jahrh. verlief deshalb ruhig, und die Unruhen im Anfange des 17. Jahrh. wurden grausam unterdrückt. Seit 1645 begannen die Bestrebungen der Türken, die lockende Insel zu erobern. Der Großvezier Mehemed landete mit 50,000 Mann bei Kanea, welches am 22. Aug. fiel. Morosini führte heldenmüthig den Kampf der durch eine Hülfsflotte und Truppen von den europäischen Mächten, besonders Frankreich und Italien, unterstützten Venetianer gegen die Türken, welche sich allmählich auf der Insel befestigten. Im J. 1667 begannen diese die Belagerung von Candia. Die zweijäh-

rige Vertheidigung dieser Feste durch den Generalcapitano Francesco Morosini ist eine der glänzendsten Thaten in der Kriegsgeschichte: 56mal stürmten die Türken, die Venetianer machten 86 Ausfälle; jene verloren 120,000 Todte und Verwundete, diese 30,000. So sehr waren die Belagerer von Verwunderung ergriffen, daß, als am 27. Sept. 1669 die Feste durch Capitulation in die Hände der Türken fiel, deren Führer Achmed den Vertheidigern freien Abzug mit allen Kriegsehren und sämmtlichem Geschütze zugestand, wogegen die Insel als Eigenthum der Pforte erklärt wurde. Bis 1715 war dieselbe vollständig in den Händen der neuen Besitzer, welche dieselbe in drei voneinander unabhängige Paschaliks (Kanea, Retimo und Candia) theilten. Die Christen wurden nun arg bedrückt, sodaß ein großer Theil, um den Verfolgungen zu entgehen, zum Islam übertrat. Der Wohlstand schwand unter dem schweren Joche allmählich dahin, Ackerbau und Handel wurden vernachlässigt wegen der Unsicherheit des Erwerbes; am Ende des 18. Jahrh. zählte die Insel, früher von 1,200,000 Bewohnern bevölkert, nur noch 150,000 Christen und 200,000 Muselmänner.

Die christliche Bevölkerung des schwer zugänglichen Gebirges, namentlich die Sphakioten in den Weißen Bergen, nährten den Aufstand, so besonders den durch Rußland unterstützten vom J. 1770 unter Jannis, obwol der Klerus fortwährend das Volk zur Ruhe ermahnte. Auch die Betheiligung an der griechischen Hetärie 1821 brachte über die Insel nur neue Greuel und Verwüstungen, besonders zu Megalo-Kastro, und 1822 sendete der Vicekönig Mehemed-Ali von Aegypten 5000 Albanesen nach Kreta, welche in zwei Jahren den Aufstand völlig unterdrückten. Nach wiederholten Aufständen 1827 sprach das Londoner Protokoll vom 3. Febr. 1830 die Insel der Pforte zu, welche dieselbe an Mehemed-Ali überließ, bis sie 1840 wieder zurückgegeben wurde. Mustafa Naili-Pascha, Kiritli, hatte als Statthalter Aegyptens (1831—40) und der Pforte (1841—50) mit Kraft und Umsicht die Insel in Ordnung gehalten und den Wohlstand gehoben, doch erhob sich unter seinem Nachfolger Veli-Pascha der Aufstand von neuem 1858. Die Pforte war nachgiebig und der Großadmiral Ahmed-Pascha versprach Reformen, besonders des Steuerwesens.

Abermals erregte der Anschluß der Ionischen Inseln an Griechenland die Freiheitsbestrebungen der vom Mutterlande unterstützten Insel. Am 26. April 1866 richtete eine bewaffnete Volksversammlung in Kanea an die Pforte eine Bittschrift um Abhülfe ihrer Beschwerden. Auf den abschlägigen Bescheid erhob sich die ganze Insel, und die türkische Bevölkerung mußte sich nach den festen Küstenplätzen zurückziehen. Die griechischen Schutzmächte wurden nach mehrern glücklichen Gefechten um Unterstützung angerufen, und am 2. Sept. beschloß die Generalversammlung zu Sphakia die Loslösung der Insel von der Pforte und ihre Vereinigung mit Griechenland. Daraufhin wurde Mustafa-Pascha mit ausgedehnten Vollmachten als Oberbefehlshaber über die türkischen und ägyptischen Truppen abgesendet und die Insel in Blokadezustand erklärt. Mehrere Anführer wurden zur Unterwerfung gebracht, das feste Kloster Arkadi am 21. Nov. erstürmt und von den Sphakioten in die Luft gesprengt, aber die Empörer hielten sich, von den Griechen unterstützt, in den festen Gebirgsdistricten. Im März 1867 befand sich fast die ganze Insel in den Händen der Insurgenten. Als Mustafa's Nachfolger Omer-Pascha das feste Lassithi am 9. Juni besetzte, forderten Frankreich, Rußland, Preußen und Italien in einer Collectivnote, der sich Oesterreich anschloß, am 15. Juni die Pforte zur Entsendung einer Untersuchungscommission nach Kreta auf, um die Lage zu untersuchen und Maßnahmen zur Befriedigung des Volkes zu schaffen. Die Pforte ging darauf ein, forderte aber die Beseitigung fremder, d. h. griechischer Einflüsse. Daran scheiterte der Schritt der Mächte. Einen erneuten Vorschlag der Schutzmächte vom 4. Sept. lehnte die Pforte ab, erließ jedoch am 13. Sept. eine allgemeine Amnestie im Falle der Unterwerfung und sendete den Großvezier Aali-Pascha zur Herbeiführung des Friedens nach der Insel. Dieser erließ am 5. Nov. eine Proclamation, in welcher unmittelbare Ausführung folgender Reformen verheißen wurde: 1) Die Insel wird von einem Generalgouverneur oder Vali verwaltet, dem ein Militärgouverneur zur Seite steht; 2) die Gouverneurs der Sandschaks und Kaimakams sollten zur Hälfte Türken und Christen sein; 3) die öffentlichen Acten sollen in beiden Sprachen abgefaßt sein; 4) die Justiz sollte je nach der Ueberzahl der Bevölkerung von christlichen oder türkischen Richtern geübt werden; 5) Einsetzung einer Volksvertretung; 6) Hebung des öffentlichen Wohlstandes und der Volksbildung; 7) Ordnung des Steuerwesens. Diese Proclamation bildet die Grundlage des Organischen Statuts vom J. 1868, auf Grund dessen fortan die Insel verwaltet werden sollte. Erst Hussein Avni-Pascha gelang die Unterwerfung der Ebene, während der Aufstand der Sphakia fortdauerte, unterstützt durch griechische Hülfsmittel. Da die Klagen der Pforte unbeachtet blieben, forderte dieselbe endlich in einem Ultimatum an Griechenland die Entwaffnung der Freischaren und Einstellung der Seeräuberei, worauf der türkische Admiral Hobart-Pascha im Januar 1869 sofort die Feindseligkeiten durch Blokirung des griechischen Dampfers Enosis im Hafen von Syra begann. Dies half, indem nun die zu Paris zu einer Conferenz versammelten Mächte Griechenland zur Gewährung von Bürgschaften nöthigten. Kreta blieb eine türkische Immediatprovinz und wurde dem Organischen Statute gemäß zum Vilajet erhoben.

Der Ausbruch des Russisch-Türkischen Krieges bezeichnet auch den Wiederbeginn der Erhebung Candias, indem am 9.—15. Juni 1876 die christlichen Mitglieder der Generalversammlung eine Abänderung des Organischen Statuts beschlossen und nach Konstantinopel übermittelten. Die Unzufriedenheit steigerte sich während des Krieges, bis die Nationalversammlung am 1. Febr. 1878, demselben Tage, an welchem Griechenland der Pforte den Krieg erklärte, die Unabhängigkeit der Insel und ihren Anschluß an Griechenland beschloß und, da die Türken auf die Seeplätze beschränkt waren, eine provisorische

Regierung wählte. Obwol in den Friedenspräliminarien von San-Stefano (Art. 15) vom 3. März die Insel der Pforte zugesprochen ward, lehnte die Nationalversammlung alle türkischen Vorschläge ab und verharrte auf Anschluß an Griechenland. Ein Memorandum an den Berliner Congreß blieb fruchtlos, da der Berliner Vertrag vom 13. Juli 1878 in Art. 23 beschloß: die Pforte verpflichtet sich auf der Insel Kreta das Organische Statut von 1868 gewissenhaft zur Anwendung zu bringen und dabei die billig gefundenen Modificationen anzuwenden. Dem britischen Consul Sandwirth gelang es unmittelbar darauf, einen Waffenstillstand zwischen den Insurgenten und der Pforte herbeizuführen durch das Versprechen, England werde eine Vermittelung herbeiführen und für die neue Organisation Kretas sorgen. Als daher Mukhtar-Pascha als außerordentlicher Commissar der Pforte anlangte, unterbreitete ihm die kretische Junta in einer Conferenz ihre Forderungen, und am 15. Oct. kam es zwischen beiden Parteien zu einer Vereinbarung, durch welche das gute Einvernehmen zwischen Mohammedanern und Christen, der Pforte und Kreta ermöglicht wurde.

Seitdem ist die Ruhe nicht wieder gestört worden. Denn als am 25. Juni 1883 die griechischen Deputirten der Nationalversammlung von Kreta vier Anträge durchbrachten betreffs Verwendung der Steuererträgnisse, auf Zehnt- und Weinzollnachlässe und auf Zehnterhebung aus den Pachterträgnissen der Moscheengüter (Vakuf) zu Gunsten der Landeskasse, und als die Pforte den Gouverneur Photiades-Pascha ermächtigte, zur Eintreibung der verweigerten Steuern Militär anzuwenden, gelang es ihr im folgenden Jahre, die Krisis zu beschwichtigen und die Vakufzehnt-Frage in freundschaftlicher Weise zu lösen durch die Bestimmung, daß die kretischen Moslems jährlich 1500 türkische Pfund für den Unterhalt der Moscheen erhalten, der Rest in die Staatskasse fließt. Damit war die Ruhe hergestellt, Photiades-Pascha blieb Generalgouverneur.

Literatur: Sieber, Reise nach der Insel Kreta, 2 Bde. (Leipzig 1823). — Höck, Kreta, ein Versuch zur Aufhellung der Mythologie und Geschichte, der Religion und Verfassung dieser Insel, 3 Bde. (Göttingen 1823 fg.) — Pashley, Travels in Crete, 2 Bde. (Cambridge und London 1837). — Spratt, Travels and Researches in Crete, 2 Bde. (London 1865). — Ballot, Histoire de l'insurrection Crétoise (Paris 1867). — Bolanachi und Fazy, Précis de l'histoire de Crète, 2 Bde. (Paris 1869). — Raulin, Description physique et naturelle de l'île de Crète, 2 Bde. (Paris 1870). — Elpis Melena, Bilder aus Kreta, in „Unsere Zeit" (1874). *(E. Kaufmann.)*

KRETHI und PLETHI (hebräisch) ist eine in den Geschichtsbüchern des Alten Testaments öfter wiederkehrende Benennung der Leibwache des Königs David. Die eigentliche Bedeutung der beiden Worte scheint schon den griechischen Uebersetzern, den sogenannten Septuaginta, nicht mehr verständlich gewesen zu sein, da sie dieselben (in der Form Cherethi und Phelethi) einfach beibehalten; ebenso Hieronymus in der Vulgata (Cerethaei und Phelethaei) und nach dem Vorgange derselben auch Luther. So kam es, daß man (allerdings völlig grundlos) die beiden Ausdrücke im Sinne von „Zusammengelaufener Pöbel" oder überhaupt von einem ungesichteten Mischmasch verstand, wie sie noch jetzt gebraucht werden; übrigens scheint diese Anwendung nicht erst durch Luther's Uebersetzung, sondern bereits durch die Vulgata aufgekommen zu sein (vgl. Hildebrand in Grimm's „Deutschem Wörterbuch" V, 2173).

Die hierher gehörenden Stellen der Geschichtsbücher sind folgende: II Sam. 8, 18, wo statt des sinnlosen hebräischen Textes „Benaja und die Krethi" nach der gleichen Notiz II Sam. 20, 23 und I Chron. 18, 17, sowie nach der Vulgata und Luther zu lesen ist: Benaja, der Sohn Jehojada's, war über die Krethi und Plethi gesetzt. Wenn übrigens II Sam. 20, 23 die Texteslesart statt hakrêtî vielmehr hakârî (die Karer) lautet, so ist diese Lesart offenbar aus II Kön. 11, 4. 19 geflossen, wo thatsächlich die Karer neben den „Läufern" als königliche Leibwache genannt sind; mit Recht sind jedoch II Sam. 20, 23 von den Masoreten die Karer in der Randlesart (durch Einsetzung eines Consonanten) in Krethi verwandelt. Ferner II Sam. 15, 18, wo allerdings der hebräische Text auch stark verderbt ist. Der ursprüngliche Text muß gelautet haben (vgl. Wellhausen, „Der Text der Bücher Samuelis" [Göttingen 1871], S. 195 fg.): und alle seine Knechte zogen vor ihm vorüber und alle Krethi und Plethi, und Ittai der Gathiter mit den Männern, die ihm aus Gath nachgefolgt waren u. s. w. Im jetzigen Texte ist Ittai der Gathiter ausgefallen, trotzdem daß er sogleich V. 19 erscheint und seine Nennung schon in den Worten „Die ihm gefolgt waren" vorausgesetzt ist. Dafür indeß hat unser Text den Zusatz „Und die Gathiter, 600 Mann"; dieses aber ist erst verschrieben aus „Und die Gibborim" (d. h. die Helden). Der Glossator vermißte nämlich nach den Krethi und Plethi noch die Erwähnung der 600 Gibborim, welche sonst in der Geschichte David's (vgl. II Sam. 16, 6 und besonders 23, 8 fg.) eine so große Rolle spielen; die Zahl 600 ist übrigens wol nur aus I Sam. 27, 2 erschlossen, wo David mit 600 Freibeutern zu Ziklag haust. Aber die Unterscheidung der Krethi und Plethi von den Gibborim ist, wie schon Wellhausen, a. a. O. S. 197, Anmerk., vermuthet hat, eine irrige. Dies ergibt sich aus der Vergleichung von I Kön. 1, 8 und 10, wo von Benaja und den Gibborim die Rede ist, mit V. 38 und 44, wo es statt dessen heißt: Benaja und die Krethi und Plethi. Sonach dürften auch II Sam. 20, 7 die Worte „Und alle Gibborim" erst nachträglich den Krethi und Plethi beigefügt sein. Daß die Krethi und Plethi eben die Leibwache des Königs waren (σωματοφύλακες, wie sie Josephus Antiqu. 7, 5, 4 bezeichnet), ergibt sich aus II Sam. 23, 23 (vgl. I Chron. 11 [12], 25), wo David den Benaja über seine mischmaat setzt, d. h. über die zu seiner unmittelbaren Verfügung stehende Umgebung. Dieselbe Rolle eines unmittelbaren Schutzes um den König spielen aber auch die Gibborim II Sam. 16, 6.

In der Deutung der beiden Worte stehen sich hauptsächlich zwei Ansichten gegenüber. Nach den einen sind

es Appellativa, die man dann von den Stämmen karat, hauen, und arab. falata, welches dem hebräischen palat entspricht, ableitet. So gewann man die Bedeutungen: „Scharfrichter und Läufer“ (in Wahrheit freilich wäre dann Plethi vielmehr „Durchbrecher, Flüchtlinge“). Für ersteres berief man sich theils auf die allgemeine Gewohnheit des Orients, nach welcher die Leibwächter der Könige zugleich zur Vollstreckung von Todesurtheilen gebraucht zu werden pflegten, theils auf die Stellen des Alten Testaments, wo dieselbe Gewohnheit vorausgesetzt werde; so z. B. wenn I Mos. 37, 36, II Kön. 25, 8 und öfter von einem „Obersten der Schlächter“ die Rede sei; I Sam. 22, 17 fordert Saul die ihn umgebenden Läufer oder Trabanten zur Tödtung der Priester von Nob auf; II Kön. 2, 25 läßt Salomo seinen Bruder Adonija durch Benaja, den Obersten der Krethi und Plethi, niederstoßen. Für die Deutung der Plethi als „Läufer“ sprach dagegen, daß die sonst übliche Benennung der Trabanten oder Leibwächter eben rasim, „Läufer“ ist; vgl. I Sam. 22, 17 (unter Saul), II Sam. 15, 1 (unter Absalom, und zwar ersieht man aus dieser Stelle, daß es sich dabei ursprünglich um Vorläufer vor dem Wagen oder Reitthier handelt, wie solche noch jetzt im Orient gebräuchlich sind), I Kön. 14, 27, wo die Läufer ausdrücklich als Wächter am Eingange des Palastes Rehabeam's bezeichnet werden, und besonders endlich II Kön. 11, 4. 19, wo bei der Verschwörung gegen Athalja die Kari (Karer) und die Läufer zusammengestellt sind. Alle diese angeblichen Beweise können jedoch den Mangel einer philologischen Begründung nicht ersetzen; ebenso dürfte auch die Wiedergabe der beiden Wörter mit „Bogenschützen und Schleuderer“ im aramäischen Targum und in der syrischen Uebersetzung des Alten Testaments nur gerathen sein. Nach dem Grundsatze, daß man es zunächst mit der sonst nachweisbaren Bedeutung eines schwierigen Wortes zu versuchen hat, wird man auf eine andere Erklärung geführt. Krethi ist sonst überall Bezeichnung eines Theils oder auch des gesammten Volkes der Philister; vgl. I Sam. 30, 14: wir haben überfallen den Südbezirk der Krethi und Juda's u. s. w.; Zeph. 2, 5 stehen „Die Bewohner der Meeresküste, das Volk der Krethim“ parallel mit „Land der Philister“; ebenso Ezech. 25, 16: siehe, ich neige meine Hand wider die Philister und will ausrotten die Krethim und vernichten den Ueberrest der Anfurt des Meeres. Diese Benennung gründet sich aber einfach auf die Kunde, daß die Philister oder ein Theil derselben von Kaphtor, d. i. Kreta, in Palästina eingewandert seien (vgl. Amos 9, 7. V Mos. 2, 23. Jer. 47, 4). Infolge dessen erklärte Ewald „Kritische Grammatik der hebräischen Sprache“ S. 297 und „Geschichte des Volkes Israel“ I, 353 der 3. Auflage die Krethi David's eben für Angehörige jenes Volkes und demgemäß Plethi als dem Gleichklange zu Liebe umgelautet aus pelischti, Philister. Diese Erklärung hat seitdem mit Recht mehr und mehr Beifall gefunden. Den Einwand, daß David die Bewachung seiner Person nicht Ausländern und noch dazu einem sonst feindseligen Volke anvertraut haben werde, hat man längst durch den Hinweis auf die Karer II Kön. 11, 4. 19 und auf analoge Erscheinungen, wie die germanische Leibwache römischer Kaiser, die Schweizergarden der Päpste und der französischen Könige, entkräftet. Wie in den genannten Fällen Ausländer deshalb als Leibwächter vorgezogen wurden, weil von ihnen, sobald sie der Monarch durch reiche Belohnungen an sich zu fesseln wußte, nicht leicht eine Betheiligung an politischen Verschwörungen zu fürchten war, so konnte der gleiche Grund auch für David maßgebend sein, zumal wenn man die notorische Eifersucht der übrigen Stämme gegenüber dem Stamme Juda in Rechnung zieht. Dazu kommt, daß sich der Ursprung dieser Davidischen Leibwache zurückverfolgen läßt bis in die Zeit seiner Wanderjahre. Mögen auch die 600 Männer, mit denen er nach I Sam. 27, 2 zu dem Könige Achis von Gath überging, in der Hauptsache aus Israeliten bestanden haben (vgl. I Sam. 22, 1 fg. und besonders 29, 3), so werden doch während seines Aufenthaltes zu Ziklag auch manche Philister zu seiner Schar gestoßen sein und zwar gerade Krieger von Profession, da sie unter David als kühnem Bandenführer auf reiche Beute rechnen konnten. Weiter aber wird II Sam. 2, 3 berichtet, daß David während seines Königthums zu Hebron seine früheren Gefährten in den Städten um Hebron ansiedelte, und II Sam. 5, 6, daß er eben mit dieser Schar den Angriff auf das feste Jebus (Jerusalem) unternahm. Daß auch in viel späterer Zeit noch Zuzug von Philistern stattfand, lehrt das Beispiel jenes Ittai von Gath, der nach II Sam. 15, 19 den David, obschon eben angekommen, mit seinen Mannen auf der Flucht vor Absalom begleitete und nach 18, 2 vor der Schlacht gegen Absalom mit dem Oberbefehle über ein Drittel des Heeres betraut wurde.

Ueber die specielle Organisation der Krethi und Plethi lassen sich nur Vermuthungen wagen. Sind sie, wie oben gezeigt, identisch mit den Gibborim, so zerfielen sie nach II Sam. 23, 8 fg., wo mancherlei Anekdoten von ihren Kraftthaten mitgetheilt werden, in drei Heerhaufen. Dies läßt sich nicht nur aus der öfter erwähnten uralten Taktik eines Angriffes in drei Haufen erschließen (vgl. Richt. 7, 16 I Sam. 11, 11), sondern auch aus der Erwähnung der drei Helden, welche an der Spitze der ganzen Schar standen; diesen waren sodann wieder dreißig Offiziere untergeben (vgl. II Sam. 23, 24 fg., wo jedoch das Verzeichniß durch einige Nachträge, statt auf 33, auf 37 angewachsen ist). Uebrigens sind, abgesehen von dem Ammoniter Zelek, die dort aufgezählten Führer, wie es scheint, sämmtlich Israeliten; denn der am Schlusse genannte Hethiter Uria dürfte wol erst aus II Sam. 11, 3 fg. der Liste beigefügt sein, daher auch aus seinem Beispiele schwerlich zu folgern sein wird, daß die Gibborim sämmtlich in eigenen Häusern rings um den Königspalast angesiedelt waren. Das Verhältniß der oben erwähnten Offiziere zu den eigentlichen Krethi und Plethi wird so zu deuten sein, daß David aus den erprobtesten der einstigen israelitischen Waffengefährten einen Stamm von Führern bildete, während die Mannschaft, zumal später, vorwiegend aus Philistern rekrutirt wurde. Dadurch war nicht ausgeschlossen, daß sich unter den Krethi und Plethi

auch einige Nichtphilister befanden. Vielmehr wird die Benennung ebenso a potiori zu verstehen sein wie bei den II Kön. 11, 4 und 19 erwähnten Karern. Die von Herodot u. a. bezeugte Berühmtheit der Karer als Söldner fremder Fürsten hatte zur Folge, daß man Soldtruppen und Leibwachen überhaupt mit diesem Namen benannte.

So bleibt schließlich nur noch die Frage zu beantworten, wie der Doppelname „Kreter und Philister" zu verstehen sei. Da die Unterscheidung unmöglich eine müßige ist, so kann sie sich nur auf verschiedene Bestandtheile des Gesammtvolkes der Philister beziehen. Genaueres läßt sich indeß nur vermuthen. Man hat an die Unterscheidung der nördlichen und südlichen Philister gedacht oder an die der Ureinwohner und der aus Kaphtor eingewanderten. Dazu stimmt jedoch nicht V Mos. 2, 23, wonach die Vorläufer der Philister, die Avviter, von den aus Kaphtor eingewanderten ausgerottet wurden. Kneucker (in Schenkel's Bibellexikon III, 601) will die Unterscheidung auf die Insel Kreta selbst zurückdatiren; es handle sich um die in der Odyssee 19, 176 fg. bezeugten Eteokreter oder echten Kreter im Gegensatze zu den später eingewanderten Pelasgern oder Penesten (Plethi). Mehr Wahrscheinlichkeit hat die Ansicht Baur's (a. a. O.), daß zwei philistäische Einwanderungen unterschieden werden, nur daß wir dabei dahingestellt lassen, ob die erste Einwanderung aus Aegypten, die andere aus Kreta erfolgt sei, und ob man mit Baur die Krethi und Plethi bereits als Söldner der Philister zu denken habe. Vgl. außer den citirten Artikeln noch: Rüetschi in Herzog's „Real-Encyklopädie" VIII, 268 fg. der 2. Auflage.

(*E. Kautzsch.*)

Kretinen, s. Cretinismus.

KRETSCHMANN (Karl Friedrich), als Barde Rhingulph ein gefeierter Hauptvertreter der kurzlebigen Bardendichtung, ward zu Zittau am 4. Dec. 1738 seinem Vater, einem Oberamtsadvocaten, der 1737 mit der Tochter des Dr. med. Hennig seine zweite Ehe geschlossen hatte, als erstes Kind derselben geboren. Der Vater war ein Mann von ungewöhnlich umfassender Bildung und seine reiche Bibliothek bot dem Knaben früh Anregung und Belehrung. Karl Friedrich, neben dem noch zehn Geschwister aufwuchsen, von denen aber 1760, als der Vater starb, nur noch eine Schwester und zwei Brüder am Leben waren, kam frühzeitig an das altberühmte Gymnasium seiner Vaterstadt. Noch dauerten die Nachwirkungen von Christian Weise's Thätigkeit und Verdiensten um die Schulkomödie fort; bereits 1748 sahen wir Kretschmann bei der Aufführung der Schulkomödien betheiligt; seine später hervortretende Vorliebe für das Lustspiel ward hier begründet. Das zittauische Collegium teutonico-poeticum, dessen Mitgliedschaft auch Primaner sich erwerben konnten, regte zu ersten poetischen Versuchen an. Im J. 1757, demselben Jahre, in dem der Vater bei dem Bombardement Zittaus seine ganze Bibliothek und den größten Theil seines Vermögens verlor, bezog der Sohn, um Jurisprudenz zu studiren, die Universität Wittenberg. Die Unannehmlichkeiten der Belagerung, denen er in Zittau eben noch entgangen, lernte er im October 1760 zu Wittenberg kennen. Er konnte den Krieg später wenigstens nicht gänzlich ohne eigene Erfahrung besingen. Am 17. März 1759 war er Mitglied der 1756 nach dem Muster der leipziger gestifteten „Deutschen Gesellschaft" zu Wittenberg geworden. Von 1760 besitzen wir von ihm eine freie Bearbeitung von Gresset's „Epistel à ma Muse". Für die in Hamburg erscheinende „Frauenzimmer-Bibliothek" übersetzte er aus Steele und für seine in Berlin 1762 herauskommende „Sammlung fünf ausgesuchter Lustspiele" aus dem Théâtre italien des Gherardi („La précaution inutile" und „Attendez-moi sous l'orme" von Dufreny; „Arlequin homme à bonne fortune", „Le divorce" und „Les filles errantes" von Regnard). Später trug er sich mit dem Plane, die bessern Stücke Goldoni's, für den er eine besondere Vorliebe hegte, zu bearbeiten, deutsche Sitten und Charaktere an Stelle der fremden zu setzen, ein Plan, an dessen Ausführung ja auch Lessing längere Zeit arbeitete. Es spricht immerhin für Kretschmann's richtigen Blick, daß er unabhängig von Lessing dieselben Mittel wie dieser zur Hebung des deutschen Theaters anwenden wollte. Zur Ausführung brachte er, da Saal mit seiner Uebersetzung ihm zuvorkam, seine Idee freilich so wenig wie Lessing; nur ein Stück „Die Hauskabale" oder „Die Familie des Antiquitätenkrämers" (Zittau 1767) hat er wirklich bearbeitet. Von Riccoboni dagegen entlehnte er die Idee zu den beiden Lustspielen „Adonis" und „Das Gesetz der Diana" (1764); auf Riccoboni's Dramen hatte 1758 Lessing im vierten Stücke der „Theatralischen Bibliothek" („Entwürfe ungedruckter Lustspiele des italienischen Theaters") aufmerksam gemacht. Im sechsten Theile von J. G. Dyck's „Komischem Theater der Franzosen für die Deutschen" ward Kretschmann's Uebersetzung „Die seidenen Schuhe", ein Lustspiel in zwei Acten, veröffentlicht. Mit selbständigen Lustspielen, die er nach dem Muster des von ihm bewunderten Christian Felix Weiße zusammenleimte, trat er 1786 hervor: „Der alte böse General" (nach Gellert's Fabel „Der fromme General"), „Die Familie Eichenkron oder Rang und Liebe", „Die Belagerung". Zwar dachte er selbst von seinen Dramen sehr bescheiden, aber er hatte auch vollen Grund dazu. Durchaus unselbständig erscheint er auch in den ziemlich unbedeutenden „Bemerkungen über das Drama". Er definirt es als „Dialogirte Darstellung einer menschlichen Handlung zur Sittenbesserung abzweckend". Der Dialog seiner Lustspiele entspricht dem Deutsch dieser Definition.

Im Mai 1762 beendigte er mit der Vertheidigung der Dissertation „De eo quod extremum est in jurisdictione criminali" seine Universitätsstudien. Im J. 1764 wurde er zum Oberamtsadvocaten, 1774 zum Gerichtsactuarius in Zittau befördert und verwaltete das beschwerliche Amt bis in den Juni 1797, wo er auf sein Ansuchen mit 400 Thalern Pension zur Ruhe gesetzt wurde. Seine erste Gattin Kunigunde Eleonore — den erstern Namen hat er seiner „Jägerin" gegeben —, die Tochter des Rectors Gerlach, starb bereits 1764 im ersten Jahre der Ehe; am 10. Oct. 1775 vermählte er sich mit Jo-

hanna Friederike Hünigen. Juristische Miscellaneen veröffentlichte er in mehrern Jahrgängen von Meißner's Monatsschrift „Apollo“; außerdem ließ er einen „Juristen- und Advocatenkalender für das Jahr 1790“ erscheinen, dessen geplante Fortsetzung nicht zustande kam, und übersetzte Willbrand's „Inbegriff der Polizei nebst Betrachtungen über das Wachsthum der Städte“ aus dem Französischen (1766). Für seine gelehrten Bestrebungen zeugen außerdem die Uebersetzung des Lucius Annäus Florus (1785) und die Auszüge aus Tacitus „Von den Sitten der alten Teutschen nebst einigen Anmerkungen“ (Leipzig 1779). Letztere Uebersetzung steht in innigem Zusammenhange mit seiner poetischen Thätigkeit als Barde.

Kretschmann ging von der Anakreontischen Schule aus. Er eröffnete seine selbständigen, aber bis 1784 anonym erscheinenden Publicationen 1764 mit einer „Sammlung komischer, lyrischer und epigrammatischer Gedichte“, aus denen er eine verbesserte und vermehrte Auswahl 1771 als „Scherzhafte Gesänge“ herausgab. Er zählt noch lange nicht zu den schlechtern der nach Gleim's Vorgange massenhaft auftretenden anakreontischen Dichter, Einzelnes, wie z. B. das reizende kleine Gedicht „Die Frühblumen“, verdient der Vergessenheit entrissen zu werden. Seine „Epigramme“ (Leipzig 1779), in der Sammlung der Werke „Sinngedichte“ überschrieben, sind fast durchweg Martial entnommen. Sie zeigen, daß sich Kretschmann nicht vergebens an Lessing's Sinngedichten zu schulen bemühte. Dagegen sind seine „Fabeln und Allegorien“ geradezu erbärmlich. Aufsehen erregte Kretschmann in der deutschen Gelehrtenrepublik erst 1768, als er den „Gesang Rhingulph's des Barden als Varus geschlagen war“, veröffentlichte. Die poetische Verherrlichung der Teutoburgerschlacht hatte bald nach der Veröffentlichung des „Tacitus“ noch im Zeitalter der Renaissance begonnen. Im 17. Jahrh. schuf Lohenstein seinen dickleibigen Roman, im 18. Möser und Johann Elias Schlegel, später Ayrenhoff ihre Dramen, Schönaich und Wieland ihre Epen zur Verherrlichung des Befreiers Deutschlands; vgl. W. Creizenach, „Armin in Poesie und Literaturgeschichte“ (im 36. Bde. der „Preußischen Jahrbücher“). Gerstenberg führte 1766 in seinem „Skalden“ die nordische Mythologie in die deutsche Poesie ein und Klopstock schloß sich ihm, seine ältern Oden umarbeitend, sofort an; 1769 veröffentlichte er sein Bardiet für die Schaubühne „Hermann's Schlacht“. Wie er ließ auch noch Heinrich von Kleist einen Bardenchor neben Hermann auftreten. Kretschmann hat zwar vor der Veröffentlichung des Klopstock'schen Dramas von diesem Kunde erhalten; seine eigene Dichtung war aber bereits fertig gewesen und er beeilte sich nur mit der Herausgabe, wie Chr. F. Weiße in seiner „Selbstbiographie“ (Leipzig 1806) S. 235 erzählt. Seine Abhängigkeit von Gerstenberg hat Kretschmann selbst jederzeit betont. Indem er sich den Dichtern Hermann's anreihte, führte er als der erste das Bardenwesen und die Spielerei, den eigenen Namen mit einem „Bardennamen“ zu vertauschen, in die Literatur ein; über einen Mangel an Nachfolgern konnte er sich nicht beklagen; der angesehenste unter ihnen war der wiener Barde Sined; vgl. die an Bemerkungen auch über Kretschmann und die ganze Bardenpoesie reichhaltige Monographie von P. von Hofmann-Wellenhof, „Michael Denis, ein Beitrag zur deutsch-österreichischen Literaturgeschichte des 18. Jahrh.“ (Innsbruck 1881). Hatte Kretschmann in Rhingulph's Gesange mit Klopstock's „Hermannsschlacht“ gewetteifert, so behandelte er in der „Klage Rhingulph's des Barden“ (Leipzig 1771) das Thema des Schlußdramas der Klopstock'schen Trilogie „Hermann's Tod“ (1787). Zwischen diesen beiden größern Bardengesängen entstanden die kleinern Bardengedichte (1770): „Zu Gellert's Gedächtniß“ und „Der Barde an dem Grabe des Majors von Kleist“. Im J. 1771 folgte die Liebesgeschichte des Barden Wonnebald „Die Jägerin“. An diesem Gedichte hat der junge Goethe im Jahrgange 1772 (Nr. 26) der „Frankfurter gelehrten Anzeigen“ seine Kritik geübt. „Des Dichters Wälder“, spottet er, „sind licht wie ein Forst unserer Kameralzeiten und das Abenteuer verpflanztet ihr so glücklich in ein Besuchzimmer als nach Frankreich. Wir bedauern, daß der Dichter, wie noch mehr deutsche, seinen Beruf verkannt hat. Er ist nicht für die Wälder geboren. Er möge seine Harfe gegen eine Zither vertauschen, um uns an einem schönen Abend, in freundlicher Watteauischer Versammlung, von Lieblichkeiten der Natur, von Niedlichkeiten der Empfindung vorzusingen.“ In Nr. 91 des gleichen Jahrganges der „Frankfurter Anzeigen“ spottete Merck bei der Besprechung des „Göttingischen Musenalmanachs“ des „mit der Goldsichel unter dem heiligen Eichenstamme stehenden alten Barden Rhingulph“. Auch die enthusiastischen jungen Bardensänger des Göttinger Hains hielten in ihrer Schwärmerei für Rheingulph nicht lange an, nachdem ihr Meister Klopstock sich gegen den lyrischen Rivalen seines dramatischen Bardenliedes ausgesprochen hatte. Um so entzückter war der gute Gleim von Rhingulph's Gesange, dessen Autorschaft er, sonderbar genug, anfänglich Herder zuschrieb.

Kretschmann fand mit seinen Bardendichtungen im allgemeinen großen Beifall, sodaß man im Kreise Klopstock's ihn den „Götzen des Pöbels“ nannte. Dieser übertriebenen Anerkennung folgte bald ein Rückschlag, unter dessen Nachwirkung der arme Barde doch härter, als er es verdiente, beurtheilt wurde. Vom ästhetischen Standpunkte aus ist ja das „Bardengeheul“ nicht zu vertheidigen. Der junge Goethe hat in seinem Briefe an Friederike Oeser vom 13. Febr. 1769 („Der junge Goethe“ I, 51) das Unwahre, theatralisch Gemachte der ganzen Bardendichtung unübertrefflich charakterisirt: „Ich denke so von Rhingulph wie von allen Gesängen dieser Art. Gott sei Dank, daß wir Friede haben, zu was das Kriegsgeschrei (vgl. „Dichtung und Wahrheit“, 12. Buch, in Löper's Ausgabe, S. 84). Ja wenns eine Dichtungsart wäre, wo viel Reichthum an Bildern, Sentiments oder sonst was läge. Ei gut, da fischt immer. Aber nichts als ein ewig Gedonnere der Schlacht, die Glut, die im Muth aus den Augen blitzt, der goldene Huf mit Blut bespritzt, der Helm mit dem Federbusch, der Speer, ein paar Dutzend ungeheure Hyperbeln, ein ewiges Ha! Ah! Wenn der Vers nicht voll werden will, und wenns lang währt, die

Monotonie des Silbenmaßes" — ein Vorwurf, der übrigens bei Kretschmann keineswegs zutrifft — „das ist zusammen nicht auszustehen. Farcirte Gemälde, weil der Herr Verfasser die Natur nicht gesehen hat, ewige egale Wendungen; denn Schlacht ist Schlacht, und die Situationen, die es etwa reicht, sind sehr genützt. Macht mich was empfinden, was ich nicht gefühlt, was denken, was ich nicht gedacht habe, und ich will auch leben. Aber Lärm und Geschrei statt dem Pathos, das thuts nicht. Flittergold, und das ist alles. Hernach sind in Rhingulph Gemälde ländlicher Unschuld; sie möchten gut sein, in Arkadien angebracht zu werden; unter Deutschlands Eichen wurden keine Nymphen geboren wie unter den Myrthen im Tempe. Und was an einem Gemälde am unerträglichsten ist, ist Unwahrheit. Ein Märchen hat seine Wahrheit, und muß sie haben, sonst wär es kein Märchen. Und wenn nun das Sujet so chiffrirt sieht, so wirds einem bang. Da meinen die Herren, das fremde Costüm sollte was thun! Wenns Stück schlecht ist, was sind des Acteurs schöne Kleider! Wenn Ossian im Geiste seiner Zeit singt, so brauche ich gerne Commentars, sein Costüm zu erklären, ich kann mir viele Mühe darum geben; nur wenn neuere Dichter sich den Kopf zerbrechen, ihr Gedicht im alten Gusto zu machen, daß ich mir den Kopf zerbrechen soll, es in die neue Sprache zu übersetzen, das will mir meine Laune nicht erlauben."

Wie in der Recension der „Jägerin", so weist Goethe auch in dieser Briefkritik nachdrücklich auf Kretschmann's Hauptfehler hin. Er kann seinen anakreontischen Ausgangspunkt nie verleugnen. Die Tändelei der Grazienpoesie mit ihren lüsternen Auswüchsen und das Gleim-Jacobische Freundschaftsspiel verquickt er mit der dem Ossian nachgeahmten Darstellung nordischer Vorzeit. Auch Klopstock läßt in seinen Hermannsdichtungen die Freundschafts- und Liebesmotive mitspielen, allein eben in seiner ernstwürdigen Weise. Bei Kretschmann treffen wir auf eine fratzenhaft widerliche Mischung einander fremder Elemente. Der unangenehme Eindruck des Ganzen läßt einzelne hübsch gerathene Stellen leicht übersehen, doch ist an solchen kein Mangel. Formal schließt er sich nicht an Klopstock, sondern an Gerstenberg, der in seinen „Tändeleien" ja selber Anakreontiker gewesen, an. Er rühmt seine gereimten, bald kurzen, bald längern, freigebauten Verse als „wild, regellos", und Klopstock mußte es als Tadel auffassen, wenn Kretschmann ausrief: „Mein Gedicht sogar erkennt Roms Vorschrift nicht." Kretschmann handelte dabei nach theoretischen Erwägungen; er hat später dem zweiten Bande seiner sämmtlichen Werke „Betrachtungen über die Dichtkunst, über Wesen, Werth, Zweck und Schicksal derselben" vorangestellt; dem ersten „Betrachtungen über den Bardiet", in denen er die drei Fragen zu beantworten sucht: „dürfen und können wir noch jetzt Bardiete nachbilden? Was waren sie ursprünglich? Wie können sie heutzutage am füglichsten aufgestellt werden?" J. G. Dyck hat daran anknüpfend im 33. Bde. der „Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften" eine Abhandlung „Drei Fragen über das neuere Bardiet an Herrn Kretschmann" veröffentlicht. Eine englische Schrift über Ossian hatte Chr. F. Weiße bereits 1770 unter dem Titel „Von den Barden nebst etlichen Bardenliedern" übersetzt. Als die junge deutsche Alterthumswissenschaft den Nachweis erbrachte, daß unsere Vorfahren nicht gleich den Kelten Barden gehabt hätten, suchte Kretschmann mit allem Aufwande seines Wissens dem entgegenzutreten. „Haben die alten Germanen Barden und Druiden gehabt?" Die Frage suchte er 1800 im elften Stücke des „Neuen deutschen Merkur" zu bejahen, mußte aber noch im Decemberhefte desselben Jahrganges die Widerlegung seiner Ansicht in Dr. Anton's Aufsatze „Die Germanen hatten keine Barden und keine Druiden" lesen. Dafür erlebte er die Freude, zwei Jahre später noch an dem von Gräser und Münchhausen herausgegebenen „Barden-Almanach der Teutschen" (Neu-Strelitz 1803) theilnehmen zu können. Als abschließenden dritten Theil zu seiner „Varusschlacht" und „Klage" dichtete er für den Almanach „Hermann in Walhalla, ein Bardiet"; einen „Abendschimmer" nennt er selbst dies matte Spätwerk. Die Herausgabe des 1808 von Theodor Heinsius begonnenen „Bardenhains für Deutschlands edle Töchter und Söhne" erlebte der Urheber der Bardendichtung nicht mehr.

Wie Klopstock und die übrigen Bardendichter ist auch Kretschmann von der vielcitirten Stelle der „Germania" ausgegangen: „Sunt illis haec quoque carmina, quorum relatu, quem barditum vocant, accendunt animos, futuraeque pugnae fortunam ipso cantu augurantur", deren Zusammenstellung mit dem Namen der keltischen Sänger, den, wie Jakob Grimm im „Wörterbuch", I, 1126 sagt, „ungedeihlichen Bardenunfug" hervorrief. Allein so völlig ungedeihlich war das Bardenwesen der Kretschmann und Genossen trotz aller daran klebenden Lächerlichkeiten nicht. Die unklare Begeisterung für deutsches Alterthum, der Klopstock's und Kretschmann's Bardiete die Entstehung verdanken, hat der deutschen Alterthumswissenschaft die Wege gebahnt, wie dies schon Rudolf von Raumer in seiner „Geschichte der germanischen Philologie" (München 1870, S. 270 fg.) anerkannt hat. Die nordisch-germanische Mythologie, welche dem jungen Goethe so fremd und absonderlich vorkam, aber bereits von Herder 1796 in den „Horen" V, 1 „Iduna, oder der Apfel der Verjüngung" warm empfohlen wurde, ist uns allmählich lieb und vertraut geworden und das nationale Musikdrama R. Wagner's, die größte Kunstschöpfung der zweiten Hälfte des 19. Jahrh., hat Wotan und Donnar so populär gemacht, wie es den Verehrern der Anakreontik nur je die hellenischen Götternamen waren. Nicht durch das, was sie positiv geleistet, sondern durch ihre Tendenz haben sich die Pseudobarden des 18. Jahrh. Anspruch auf lebhafte Dankbarkeit der folgenden Generationen erworben. Und von diesem Standpunkte aus werden wir auch Kretschmann's Charakteristik des Bardiets nachsichtig beurtheilen. „In dergleichen Liedern", meinte er, „priesen die Barden die Ahnherren und Urväter ihrer Nation, ihre ersten vergötterten Helden; sie befeuerten den Muth der Krieger, sie lobten den braven

Mann und spotteten über den feigen und nichtswürdigen. Der Bardiet war also religiös, historisch, kriegerisch und moralisch. Der Bardiet ist also ein Erbtheil von unsern ehrwürdigen Ahnherren, ein unleugbares Zeugniß von dem dichterischen Nationalfunken. Indem man daher diese Dichtungsart wieder ins Leben ruft, gibt man der Poesie überhaupt einen neuen Zweig und daher eine erhöhte Mannichfaltigkeit, ohne dadurch andere Dichtungsarten zu verdrängen. In sein Gebiet würde vorzüglich die altgermanische Geschichte, der Kriegs- und Schlachtgesang gehören; Vaterlandsliebe, Tapferkeit, Edelmuth, Keuschheit, Redlichkeit, Freundschaft und Liebe würden ihm die reinsten Umrisse, die stärksten Züge leihen." Hatte Kretschmann von der Einführung der Bardendichtung eine neue nationale Epik versprochen, so suchte er diese Hoffnung auch gleich selber zu erfüllen. Schon in den Gedichten auf Gellert und Kleist, mehr noch in dem nach dem Frieden von Teschen im Mai 1779 gedichteten „Friedenslied" hatte er Friedrich II. gepriesen. Als er auf Gleim's Veranlassung hin den „Nachlaß des Großen, Einzigen, dieses Sonnenadlers" gelesen hatte, trieb ihn 1789 seine Begeisterung an, ein Epos „Friedrich der Große" zu dichten. Es zeugt eben nicht von großer poetischer Einsicht, daß Kretschmann sich an eine Arbeit wagte, deren Plan auch Schiller's Geist beschäftigte, von dessen Inangriffnahme Schiller aber wegen der unbesiegbaren Schwierigkeiten abstand. Kretschmann hatte im Mai 1794 zwölf Gesänge der Friedrichiade vollendet, doch selbst Gleim's Gutmüthigkeit konnte das Werk nicht loben. Nur ein Fragment aus dem vierten Gesange ist 1794 im Januarhefte der „Lausitz'schen Monatsschrift" erschienen; dann brachten verschiedene Bände von G. W. Becker's „Erholungen", die auch viele andere Beiträge von Kretschmann enthalten, zwischen 1796 und 1799 die ersten sechs Gesänge des epischen Gedichtes „Friedrich der Große". Poetische und prosaische Arbeiten des alten Barden brachten außerdem verschiedene Musenalmanache und Anthologien, Canzler's und Meißner's „Quartalschrift für ältere Literatur und neuere Lectüre", Becker's „Taschenbuch zum geselligen Vergnügen" und die „Leipziger Monatsschrift für Damen"; eine vollständige bibliographische Uebersicht des Einzelnen gibt K. H. Jördens' „Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten", III, 106—117.

Eine Sammlung seiner Schriften hat der Dichter selbst besorgt. Zwischen 1784 und 1805 erschienen zu Leipzig 7 Bände „Karl Friedrich Kretschmann's sämmtliche Werke". Hier ist alles umgearbeitet und, soweit es sein Geschmack eben erlaubte, gebessert. Vollständig ist die Sammlung nicht. So fehlen in ihr die Uebersetzungen aus dem Französischen, welche er 1766 (Zittau) als „Bibliothek der Damen, oder Sammlung lehrreicher Abhandlungen zur Bildung des schönen Geschlechtes" veröffentlichte. Seine eigenen „Kleinen Romane und Erzählungen", in denen sich kein eben bedeutendes, aber immerhin gefälliges Erzählungstalent zeigt, gab er gesammelt (Leipzig 1799 und 1800) in zwei Bänden heraus. Die „Kleinen Natur- und Sittengemälde" hatte er 1790 und 1791 gemeinsam mit S. Schorcht verfaßt und herausgegeben. Seine „Reise nach den Badeörtern Karlsbad, Eger und Töplitz im J. 1797" hat er im folgenden Jahre langweilig beschrieben. Der „Literarische Briefwechsel an eine Freundin" enthält eine Biographie Claudian's und Uebersetzungen aus seinen Werken (Leipzig 1797). Seinen Freund Chr. F. Weiße charakterisirte er nach dessen Tode in einem Briefe, den Nr. 56 der „Zeitung für die elegante Welt' brachte (1805). Thätig blieb er bis zu seinem am 16. Jan. 1809 eintretenden Tode. Sein Dichten wie seine ästhetische Einsicht blieb aber, es fehlte ihm nicht an Genossen der Beharrlichkeit, unverrückt auf dem Standpunkte stehen, den die deutsche Literatur vor der einschneidenden Kritik der „Berliner Literaturbriefe" eingenommen hatte. Von der ganzen folgenden Entwickelung blieb er so unberührt, wie er auf sie einflußlos war. Einen verdienstvollen Biographen fand er in F. H. Knothe, dessen Schrift „Karl Friedrich Kretschmann. Ein Beitrag zur Geschichte des Bardenwesens" (Zittau 1858) eine lehrreiche Würdigung seiner Arbeiten und literarischen Stellung bietet. Auf Knothe stützt sich R. Hammel in seiner Biographie Kretschmann's, die er nebst einer Untersuchung über „Die Bardendichtung" der Auswahl aus Kretschmann's Dichtungen beigab, welche der 48. Band von Jos. Kürschner's „Deutscher Nationalliteratur" (Berlin und Stuttgart 1884) brachte. Kretschmann's Bildniß von Bolt ist dem 71. Bande der „Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften" beigegeben. Weitere Nachrichten über seine Lebensumstände verzeichnet Jördens III, 116. (*Max Koch.*)

KREUSSEN (Creussen), Stadt im bairischen Regierungsbezirke Oberfranken, Bezirksamt und Amtsgericht Pegnitz, am Rothen Main und an der Baireuth-Nürnberger-Bahn gelegen, mit 1114 Einwohnern, protestantischer Pfarrei und Dekanat im Consistorialbezirke Baireuth. — Das von den Markgrafen von Vohburg auf dem Nordgau besessene Reichslehn der alten Herrschaft Kreussen umfaßte mit seinen Waldungen und Ländereien nicht nur die ganze nördliche Hälfte des heutigen Amtsgerichtsbezirkes Pegnitz, sondern auch noch Abschnitte der Bezirke Weidenberg und Baireuth, darunter (urkundlich 1003) die Feste Creussen (Crusni castellum, Crusina), dann Altenkreussen und den weitgestreckten Tann, Crusinare forste. Nachdem der Schweinfurter Markgraf Hezzilo von Kaiser Heinrich II. als Empörer im Bereiche dieser Grafschaft besiegt und dieses Eigenthumes für verlustig erklärt wurde, ward der feste Platz Crusin (Chrusin) der Zerstörung preisgegeben, und auch nach Hezzilo's Begnadigung gelangte dieser nicht wieder in den Besitz dieser Herrschaft, welche der Zersplitterung anheimfiel. Doch erscheinen im 12. Jahrh. Reichsherren von Crutsen (1136, 1151), und diese Crutsare, Kreussner, waren Stammväter des Dynastengeschlechtes derer von Sluzzelberc (Schlüsselberg). Die Burgen Kreussen und Frakenberg mit ihren Eingehörungen gelangten durch die Heirath der Schweinfurter Bertha an die jüngere Linie der nordgauischen Grafen von Kastlhabsberg (Graf Otto de Havechesberch gest. 1105). Durch diesen letzten Grafen Otto kam dessen Herrschaft in Erbgang an Kaiser Heinrich V., der

dem Grafen Berngər I. von Sulzbach (1105) als Lohn für seine Dienste die Feste Creussen zuwandte, dem Pfalzgraf Otto V. von Wittelsbach schenkte er aber unter anderm den Kreussnerforst. Das später formirte Stadtrichteramt Kreussen wurde 1810 mit andern Richterämtern zum bairischen Landgericht Pegnitz und Schnabelweid zusammengelegt. *(Ferdinand Moesch.)*

KREUTH, katholisches Pfarrdorf und Badeort im bairischen Regierungsbezirke Oberbaiern, Bezirksamt Miesbach und Amtsgericht Tegernsee, liegt 12 Kilom. südlich von Tegernsee. Zur Gemeinde Kreuth (688 Einwohner) gehören 17 Orte, darunter das etwa 5 Kilom. südlicher befindliche **Wildbad Kreuth** (Gereut, Greut), der höchstgelegene klimatische Curort Deutschlands. Das Bad, im bairischen Hochgebirge 829 Met. über dem Meere gelegen, ist keine Ortschaft mit störendem Gewerbebetriebe, sondern eine Curanstalt, welche aus einem unter gemeinsamer Verwaltung stehenden Häusercomplex gebildet ist, seit 1875 im Besitze des Herzogs Karl Theodor von Baiern. Das „Wildbad" verdankt sein Bekanntwerden ursprünglich nicht seinen klimatischen Vorzügen, sondern einer der in dortiger Gegend nicht seltenen Schwefelquellen, welche in ihrer Entstehung von tieferen Gipslagern des Hauptdolomits abhängig zu sein scheinen, aus denen sie ihren Schwefelwasserstoff beziehen, und worunter besonders die des Wildbades beim umwohnenden Landvolk die Schäden des chronischen Gelenkrheumatismus zu bannen im Rufe stand. In weiteren Kreisen wurde das Bad bekannt, als es König Maximilian I. zugleich mit dem säcularisirten Kloster Tegernsee ankaufte und die jetzigen Hauptgebäude aufführen ließ; von dieser Zeit an, und besonders seit Errichtung der Molkenanstalt, nach appenzeller Muster im J. 1822, datirt ein schnelles Aufblühen des Curortes. Das Leben in Kreuth gleicht dem in einem großen Pensionate; rauschende Vergnügungen fehlen gänzlich, es sollte nach dem Willen des Stifters vor allem eine Wohlthätigkeitsanstalt sein und, ist auch heute noch, dank der reichen Stiftungen der Königin Karoline und der Munificenz der hohen Besitzer, in der Lage, jährlich 80—90 Patienten unentgeltlich in volle Verpflegung nehmen zu können. Früher belief sich, bei dem billigeren Preise der Lebensmittel, diese Anzahl auf 140—150. Zu den Vorzügen des Bades gehören aber hauptsächlich die sehr zahlreichen und in jeder Steigung vorhandenen Spaziergänge, die fast alle auch bei regnerischer Witterung dem Kranken gestatten, trockenen Fußes sich zu ergehen, da die Lage des Ortes auf einem von drei Seiten durch eine tiefe Bodensenkung umgebenen Plateau durch diese Eigenschaft eine treffliche natürliche Drainirung gewährt. Außerdem bietet die ganze Umgebung die überraschendsten Scenerien. Das Bad ist umgeben von den Höhen: Roßstein (1695 Met.), Badlahne, Jägerleiten, Risserkogel (1837 Met.), Hohlenstein (östlich), Weningberg, Planberg (südlich), Gernberg (1826 Met.) und Schildenstein (1613 Met., südöstlich), letzteren mit der schönsten Fernsicht. Oestlich am Abhange des Hohlensteines befindet sich oberhalb einer Quelle die Büste — König-Max-Monument — des Königs Maximilian I. mit der Inschrift: „Rein und segenreich wie diese Quelle war sein Leben." Neben dem Curhause befindet sich eine Kapelle, die 1707 eingeweiht wurde. *(Ferdinand Moesch.)*

KREUTZ oder KÖRÖS, Comitat in Kroatien, durch die Donau von den Comitaten Zala und Somogy getrennt, umfaßt ein Areal von 2180,76 □Kilom. mit (1880) 120,416 meist römisch-katholischen Einwohnern, ist reich an Waldbeständen sowie an angebautem Lande, das Getreide, Mais, Hirse, viel Gemüse, Taback und Obst erzeugt. Auch die Maulbeerbaumcultur und der Weinbau (darunter besonders der rothe Moßlaviner Wein) sind nicht ohne Bedeutung. Hauptort des Comitats ist die alte königl. Freistadt Kreutz, mit 3655 Einwohnern, an der Linie Zákány-Agram der Ungarischen Staatsbahnen, Sitz der Comitatsbehörden und eines griechisch-katholischen Bischofs. *(J. Hunfalvy.)*

KREUTZER (Konradin), hervorragender Lieder- und Operncomponist, nach dem Kirchenbuche von Mößkirch in Baden, Kreutzer's Geburtsorte, nicht, wie viele angeben, 1782, sondern den 22. Nov. 1780 geboren, gest. in Riga den 14. Dec. 1849. Da sich bei dem Knaben schon frühzeitig eine große Neigung und entschiedenes Talent zur Musik zeigte, so ließ ihn sein Vater, der Mühlenbesitzer war, von dem dortigen Chorregenten Rieger in den Elementen der Musik unterrichten. Von hier zu weiteren Studien nach der Abtei Zwiefalten gesandt, empfing der junge Kreutzer bei dem Priester Ernst Weinrauch, der als gediegener Contrapunktist galt, Unterricht in der Compositionslehre und bildete sich gleichzeitig im Gesange, auf dem Klaviere und andern Instrumenten (u. a. auf der Klarinette) aus. Von hier aus kam er nach dem Kloster Schleußenried, wo er seinen weitern wissenschaftlichen Studien oblag, gleichzeitig aber schon im Gottesdienste als Organist fungirte. Nach dem im J. 1797 erfolgten Tode seines Vaters nahm der Oheim und Vormund den jungen Konradin 1799 nach Freiburg, damit derselbe hier Medicin studire. Da Kreutzer aber einen unwiderstehlichen Drang zur Musik hatte, so willigte der Oheim endlich in die Wünsche des Neffen ein und schickte denselben nach Wien, wo letzterer — nach einem kürzern Aufenthalte in Constanz — noch zwei Jahre Albrechtsberger's Unterricht genoß. Während seines Aufenthaltes in der süddeutschen Musikmetropole, welcher bis 1811 währte, componirte Kreutzer verschiedene kleinere und größere Kirchenmusiken, darunter Messen, sowie Concerte, Sonaten, Trios und Quartette, ebenso die Opern „Aesop in Phrygien" (1808), „Konradin von Schwaben", „der Taucher" (1809), sowie „Jery und Bätely" (1810). Hierauf unternahm er mit seinem Freunde Leppig eine Kunstreise durch Deutschland, um dem Publikum dessen Panmelodikon vorzuführen, wobei sich Kreutzer zugleich als Pianofortvirtuos rühmlichst bekannt machte. Im J. 1812 gelang es unserm Künstler, seine in Wien von der Censur abgelehnte Oper „Konradin von Schwaben" zur Aufführung zu bringen, worauf er zum königl. würtembergischen Hofkapellmeister ernannt wurde. In diese Zeit fällt u. a. die Composition der Opern „Die Insulanerin", „Die Alpenhütte", „Zwei Worte oder die

Nacht im Walde", „Alimon und Zaide", „Feodore", sowie des Oratoriums „Die Sendung Mosis". Von 1816 an sehen wir Kreutzer als Klavierspieler wiederholt auf Reisen und zugleich von 1817—1821 als fürstl. Fürstenberg'schen Kapellmeister in Donaueschingen. Hier schrieb er, nachdem er sich durch die Veröffentlichung seiner Frühlings- und Wanderlieder (Op. 33 und 34) bereits seinen Ruf als Liedercomponist gegründet, viele Lieder, Kammermusikwerke und Klaviersachen, auch die Oper „Cordelia", welche in Wien, Dresden und München mit Erfolg zur Aufführung gelangte. Das Verlangen nach einem größeren Wirkungskreise führte Kreutzer wieder nach Wien, wo er am 24. Dec. 1822 die romantische Oper „Libussa" zur Aufführung brachte und kurz darauf zum Kapellmeister des Hofoperntheaters ernannt wurde. Kreutzer verblieb in dieser Stellung bis zum J. 1833, eine kurze Unterbrechung abgerechnet, welche eine Reise nach Paris veranlaßte, die der Componist unternahm, um dort seine komische Oper „L'eau de la jouvence" aufzuführen, bis er dieselbe mit der Kapellmeisterstelle am Josephstädter Theater vertauschte, die er bis zum Jahre 1840 bekleidete. In die Zeit seines wiener Aufenthaltes fällt neben der Composition mehrerer Vocal- und Instrumentalwerke, sowie einer „Hymne" zur Genesung des Kaisers (1826), noch die der nachstehenden Bühnenwerke: „Sigune" (1823), „Erfüllte Hoffnung" (1824), „Die lustige Werbung", „Das Mädchen von Montfermeuil" (1829 am Kärtnerthortheater aufgeführt), „Baron Luft", „Die Jungfrau" (1831), „Der Lastträger an der Themse" (1832), „Melusine" (1833), sein bedeutendstes Werk „Das Nachtlager in Granada" (1834 für das Josephstädter Theater in Wien geschrieben), „Tom Rick" (1834), „Der Bräutigam in der Klemme" (1835), „Der Verschwender" (1835), „Die Höhle von Waverley" (1837), „Fridolin" (1837), „Die beiden Figaro" (1839). Den 20. Sept. 1840 übernahm Kreutzer das Musikdirectoriat an der Oper zu Köln, woselbst er auch drei Jahre später das 23. Niederrheinische Musikfest leitete. Im Jahre 1842 brachte er in Wiesbaden seine Oper „Der Edelknecht", desgleichen 1843 und 1844 verschiedene andere seiner Opern in Paris zur Aufführung; auch ging 1846 die dreiactige Oper „Die Hochländerin am Kaukasus" in Hamburg, Graz und Prag in Scene, während seine letzte Oper „Zenobia" bisjetzt weder aufgeführt noch im Drucke veröffentlicht wurde. Schließlich übernahm Kreutzer noch an Stelle O. Nicolai's auf ein Jahr die musikalische Leitung der Hofoper zu Wien, denn schon im Herbste 1848 begleitete er seine Tochter Cäcilie, welche er zur Bühnensängerin ausgebildet und mit der er schon im J. 1840 mehrere Concertreisen unternommen hatte, nach Riga, wo dieselbe (nicht deren Vater) engagirt war. Hier wurde Kreutzer am 14. Dec. 1849 durch einen Schlagfluß betroffen, welcher der rastlosen Thätigkeit des Künstlers ein plötzliches Ende machte. Außer den erwähnten Schöpfungen Kreutzer's für die Bühne sind noch von größeren Vocalwerken zu nennen: 4 große und 6 kleinere Messen, eine darunter in Begleitung von Blasinstrumenten, ohne Saiteninstrumente, mehrere Offertorien und Gratuale, Motetten, verschiedene Cantaten, Chöre u. s. w.; von kleineren Gesangscompositionen: die Fortsetzungen der bereits erwähnten Frühlings- und Wanderlieder, 6 Hefte, Vocalquartette (jedes zu 12 Liedern), 12 Lieder aus der Ferne, viele einzelne Gesänge mit Pianoforte-, Violoncello- und Hornbegleitung, von Instrumentalwerken endlich: 3 Klavierconcerte, 6 Sonaten mit Violine und Violoncello, ein Quartett (sämmtliche in Druck erschienen), viele einzelne Pièces, Concertantes für Blasinstrumente u. s. w. Wie schon angedeutet, war Kreutzer ein allseitig gebildeter Musiker und ein vortrefflicher Interpret seiner eigenen Sachen, und zwar nicht nur als Instrumentalist, sondern auch als Sänger, welchem Umstande er zum nicht geringen Theil die schnelle Anerkennung, die er als Liedercomponist fand, zu danken hat. Reiche praktische Erfahrung und Routine verbanden sich in ihm mit feinem Geschmack und reicher melodischer Begabung. Wenn sich von seinen Werken nur das „Nachtlager in Granada", dessen Melodien oft von bestrickendem Zauber und voll Glut der Empfindung sind, sowie die Musik zu Raimund's Volksmärchen „Der Verschwender" auf den Bühnen erhalten haben und nur seine Männergesänge noch in dem Munde des Volkes fortleben, so liegt das namentlich daran, daß jene vergessenen Werke der Originalität und Vertiefung ermangeln, die man nach Rich. Wagner's reformatorischem Auftreten von dem Musikdrama verlangt. (*A. Tottmann.*)

KREUTZER (Rudolf), französischer Violinvirtuos und Componist, von deutschen Aeltern stammend, geb. den 16. Nov. 1766 zu Versailles, gest. zu Genf den 6. Jan. 1831. Rudolf Kreutzer gehört zu den drei Hauptvertretern der classischen französischen Geigenschule: Rode-Kreutzer-Baillot, welche die von den Italienern Tartini, Pugnani und Viotti vertretenen Principien einer gediegenen seelenvollen, namentlich auf große, edle Tongebung und langathmige Bogenführung Gewicht legende Violinbehandlung weiter entwickelte, und die ihren Höhepunkt und ihren Abschluß in der durch Spohr begründeten deutschen Geigenschule fanden. Frühzeitig durch den Vater, der Violinist der königl. Kapelle in Paris war, in die Musik eingeführt, übernahm später Stamitz die Ausbildung des Knaben, der sich schon im 12. Jahre öffentlich hören ließ und mit dem 13. im Concert-Spirituel mit einem Concert eigener Composition alles zur Bewunderung hinriß. Da Rudolf's Aeltern unbemittelt waren, übernahm der Graf Artois Kreutzer's fernere Ausbildung und gab den Knaben in die Schule Viotti's. Drei Jahre nach seinem ersten Auftreten spielte der jugendliche Virtuos in einem Concerte der berühmten Sängerin Mara und erregte noch größere Bewunderung als bei seinem ersten Auftreten. Noch war Kreutzer in der Composition Autodidakt und gab als solcher 1784 sechs Duos für Violine und Violoncello heraus. Unermüdlich weiter strebend, gelang es ihm endlich, 1790 durch den Eintritt in das Orchester des Théâtre Italien (nachmals die Opéra comique) und die sich ihm dadurch eröffnenden engeren Beziehungen zur Bühne hier seine Erstlingsoper „Jeanne d'Arc" zur Aufführung zu bringen. Bald folgten die Opern „Paul et Virginie"

(1792), „Lodoïska“, „Charlotte et Werther“, „Le franc Breton“, „Le déserteur de la montagne de Hamm“, „Le siége de Lille“, welche alle mehr oder weniger Erfolg hatten. Im J. 1796 begab sich Kreutzer auf Kunstreisen nach Italien, Deutschland und Holland, wo er überall als Virtuos die glänzendsten Triumphe feierte. Nach seiner Rückkehr (nach einigen Angaben schon im J. 1795) als Violinprofessor an das neugegründete Conservatorium zu Paris berufen, betheiligte er sich hier an der Abfassung des großen Werkes „Méthode de Violon par les citoyens Baillot, Rode et Kreutzer, membre au conservatoire de musique, redigée par Baillot, adoptée par le conservatoire pour servir à l'étude dans cet établissement à Paris, au Magasin de musique“ 1803, welches deutsch und französisch in Leipzig bei Kühnel erschien, wo auch verschiedene andere Compositionen, so z. B. „Nouveaux Caprices ou Études du Violon“, gedruckt wurden. Im J. 1801 trat Kreutzer an Stelle seines einzigen Rivalen Pierre Rode als Soloviolinist in das Orchester der Großen Oper ein. Gleichzeitig wirkte er als Soloviolinist von 1812 an in der Privatkapelle Napoleon's, und von 1815 in gleicher Eigenschaft in der Ludwig's XVIII. Im J. 1816 wurde er der zweite und ein Jahr später der erste Kapellmeister an der Großen Oper, bis er (1824) die ganze musikalische Aufsicht über dieselbe erhielt. Im J. 1825 zog er sich in den Ruhestand zurück und ging später nach Genf, um seinem geschwächten Gesundheitszustande aufzuhelfen. Hier starb Kreutzer am 6. Jan. 1831.

Von seinen vielen Opern (30—40 an der Zahl) hat sich keine auf dem Repertoire erhalten. Ja, Kreutzer mußte sogar nach seinem Amtsrücktritte die Kränkung erleben, seine letzte Oper „Mathilde“ von der Direction der Großen Oper zurückgewiesen zu sehen. Auch von seinen Concerten wird selten noch eins öffentlich gespielt, obgleich Kreutzer jenem berühmten Dreigestirn angehört, von welchem die Aera des modernen classischen Violinconcerts datirt und seine Concerte in schönen neuen Ausgaben bei Peters und bei André vorliegen. Es dürfte dies hauptsächlich seinen Grund darin haben, daß in ihnen nicht der reiche Schöpferquell sprudelt wie in den Werken Viotti's, dieselben auch nicht den gefühlsinnigen Gesang besitzen wie Rode's Concerte, sondern daß in ihnen ein mehr kleinlich freundlicher Geisteszug vorwaltet. Dessenungeachtet gehören sie der gediegensten Kunstrichtung an und bieten ein sehr werthvolles Material für das Studium (vgl. A. Tottmann, Führer durch die Violinliteratur, Leipzig 1874). Dasselbe gilt auch von Kreutzer's Doppelconcerten, Trios und Quartetten. Dagegen erfreuen sich seine Violinduette noch großer Beliebtheit. Ein unsterbliches Werk Kreutzer's sind die „40 Études ou Caprices“ für Violine (in neuen Ausgaben vorliegend, Leipzig bei Senff, mit Begleitung einer zweiten Violine von Habeneck bei Schlesinger, mit Begleitung einer zweiten Violine oder des Pianoforte von Eichheim bei Hofmeister). Dasselbe ist ganz unentbehrlich für den gediegenen Entwickelungsgang des Geigers. Nicht unerwähnt darf schließlich bleiben, daß L. van Beethoven Kreutzer seine große Sonate für Violine und Pianoforte (Op. 47) gewidmet und dessen Namen schon dadurch unsterblich gemacht hat. (*A. Tottmann.*)

KREUTZWALD (Friedrich Reinhold), der Schöpfer der ehstnischen Nationalliteratur, wurde 1803 am 14./26. Dec. auf dem Gute Jömper im St.-Katharinenschen Kirchspiele in Ehstland geboren, studirte von 1826—32 auf der Dorpater Universität Medicin und habilitirte sich nach absolvirtem Studium 1833 als Stadtarzt in Werro (Livland). Hier fand er, auf Anregung seines Freundes und Landsmannes Rob. Fählmann Muße, sich mythologischen, ethnographischen und literarhistorischen Studien hinzugeben, die die Geschichte der Ehsten betrafen und in der damals am meisten gelesenen baltischen Zeitschrift, im Dorpater „Inland“ von 1837—56 erschienen. Unter diesen heben wir namentlich zwei Arbeiten hervor, die einen jahrelang währenden literarischen Streit hervorriefen. Wir meinen Kreutzwald's „Ehstnische Sage von Menschen mit Hundeschnauzen (Koera koonlassed)“, angegriffen von Ed. Ahrens (vgl. Dorpater „Inland“ 1837, Nr. 2 u. 8, 1844, Nr. 44 u. 51 und 1846) und Kreutzwald's Studie „Das Labyrinth in Arrokull bei Dorpat“, angegriffen von Prof. Dr. Fr. Kruse (vgl. Dorpater „Inland“ 1844, Nr. 41, 45 u. 51, und 1856, Nr. 27). Letztere Arbeit machte sogar in England von sich reden. Während dieses Zeitraumes hatte Kreutzwald die durch den Tod vereitelte Lebensaufgabe seines Freundes Fählmann (gest. 1850) zu der seinigen gemacht, nämlich die zerstreuten Theile des phantasievollen Nationalepos der Ehsten „Die Kalewiade“ zu sammeln und zu einem Ganzen zu vereinigen. Nach unsagbaren Schwierigkeiten gelang es seinem Feuereifer und andern Freunden ehstnischer Volkspoesie, die gesammelten Sagenbruchstücke mit feinem Verständnisse und echter poetischer Kunst zu einem Volksepos zu verarbeiten. Die deutsche „Gelehrte ehstnische Gesellschaft in Dorpat“ ließ es sich nicht nehmen, das immense Werk ihres Mitgliedes, resp. Mitglieder, zum Druck zu befördern. Unter dem Titel: „Kalewipoeg, eine ehstnische Sage“ (gesammelt von Fählmann u. a. unter der Redaction von Kreutzwald, verdeutscht von Karl Reinthal und Dr. Bertram [Schulz], Dorpat 1857—61), erschien das Werk in ehstnischer und deutscher Sprache in den Verhandlungen der Gesellschaft, mit einem Vorworte und Anmerkungen von Kreutzwald. Durch dieses Werk, welches die Sagen der Vergessenheit entriß, rief Kreutzwald eine ganze Literatur ins Leben (vgl. Winkelmann, Bibliotheca Livoniae historica, Berlin 1878) und machte im Grunde das große europäische Publikum durch die Kalewiade erst mit dem Ehstenvolke bekannt. Das zweite große Werk, welches Kreutzwald während des genannten Zeitraumes veröffentlichte, waren die „Mythischen und magischen Lieder der Ehsten“, gesammelt im Verein mit Heinrich Neus, die, mit einem Vorworte von Anton Schiefner versehen (St.-Petersburg und Leipzig 1854), auf Kosten der St.-Petersburger Akademie gedruckt erschienen. Sie bilden eine wesentliche Ergänzung, nicht nur zu Heinrich Neus' „Ehstnischen Volksliedern in Urschrift und Uebersetzung“ (herausgegeben von der Ehstnischen literarischen Gesellschaft zu Reval 1850—52 in 3 Bdn.), son-

dern auch zu dem überaus seltenen Werke von Forselius-Böcler: „Der Ehsten abergläubische Gebräuche, Weisen und Gewohnheiten", welches Buch Kreutzwald „mit auf die Gegenwart bezüglichen Anmerkungen beleuchtete" (St.-Petersburg und Leipzig 1854.) Diesen bedeutenden Werken, die uns einen tiefen Einblick in das Leben der alten Ehsten gewähren, schloß sich seine „Ehstnische Märchensammlung" an, die in deutscher Uebersetzung von Fr. Löwe mit einem Vorworte und gelehrten Anmerkungen von Anton Schiefner und Reinhold Köhler in Halle 1869 und 1881 in 2 Bdn. erschienen. Mit diesen Sammlungen ist Kreutzwald's Name unvergeßlich verknüpft. Im J. 1877 war Kreutzwald nach beinahe 45-jähriger glücklicher Wirksamkeit als Arzt in Werro nach Dorpat übergesiedelt, wo er am 13./25. Aug. 1882 starb. (*P. Th. Falck.*)

KREUZ. Kreuz ist die Bezeichnung für zwei sich schneidende Linien, wobei die Winkelstellung und die Länge wie die Richtung der Linien verschieden sein können. Es diente schon in den ältesten Zeiten in der einen oder der andern Form als Ornament, erhielt aber frühzeitig auch die Bedeutung eines religiösen Symbols oder eines Zeichens von bestimmtem Werthe (z. B. Münzzeichen). Daneben ist mit Kreuz das Marterwerkzeug bezeichnet, welches dem danach bezeichneten Hinrichtungsverfahren, der Kreuzigung, den ihm eigenthümlichen Charakter gibt. Die Kreuzigung scheint orientalischen Ursprungs zu sein. Assyrer, Perser, Aegypter, Phönizier und andere Völker des Morgenlandes haben sie in abweichendem Modus geübt. Von ihnen kam sie zu den Griechen, von denen z. B. Alexander der Große nach der Eroberung von Tyrus sie in großem Umfange an den gefangenen Belagerten in Anwendung brachte. Auch im Occident, bei den Römern, bürgerte sie sich ein, vielleicht unter unmittelbarem Einflusse der Karthager. So verhängte sie Titus über die vor Jerusalem gefangenen Juden in solcher Ausdehnung, daß endlich das dazu nöthige Holz nicht mehr zu beschaffen war. Ueberall galt die Kreuzigung als höchste und schimpflichste Strafe (*Arnob.*, Disput. adv. gent. I, 36: extremum supplicium. — *Cicero*, In Verrem V, 64: crudelissimum teterrimumque supplicium), die im römischen Reiche den Bürger nicht treffen sollte.

Die Zurichtung des Kreuzes und die Kreuzigung selbst war keine einheitliche. Das Kreuz bestand entweder nur aus einem aufrecht stehenden Balken, an welchen der Verurtheilte hängend befestigt wurde (die Pfählung gehört nicht hierher) oder aus einem Balken mit aufgelegtem Querholze T (wofür der spätere archäologische Name crux commissa ist) oder aus zwei sich durchschneidenden Balken + (crux immissa). Dagegen hat das sogenannte Andreaskreuz × (crux decussata, Andreana), an welchem nach der Legende der Apostel Andreas das Marthyrium erlitten haben soll, in Wirklichkeit nicht existirt. In den meisten Fällen stand der etwas über Manneshöhe reichende aufrechte Balken, wie die spätern Galgen, an der Hinrichtungsstätte fest, und das Querholz (patibulum, auch σταυρός, crux genannt) wurde von dem Verurtheilten getragen. Daß das Kreuz — ob immer, ist freilich fraglich — in der Mitte ein Sitzholz (sedile) zum Tragen des Körpers hatte, wird von Justin dem Märtyrer, Irenäus und Tertullian bezeugt. Das Fußholz, welches das palatinische Spottcrucifix zeigt, ist schwerlich stets vorhanden gewesen. Die Ursache der Bestrafung pflegte entweder vor dem Verurtheilten durch einen Herold laut ausgerufen oder auf eine am Kreuze befestigte Tafel (τίτλος, titulus) aufgeschrieben zu werden.

Die Execution begann, wol ausnahmslos, mit der Geiselung; dieselbe wurde von dem dazu bestellten Commando vollzogen, in dessen Hände der Verurtheilte gegeben war, ohne daß sich die richterliche Behörde um die Mishandlungen, welche die Roheit der Henker den einzelnen von Delinquenten auferlegte, zu kümmern veranlaßt sah. Die Befestigung des Körpers geschah mit Stricken allein oder mit Stricken und Nägeln; diese letzteren wurden bald in die Hände, bald in die Hände und die Füße eingetrieben (*Lucan.*, Pharsal. VI, 538 fg.; *Artemid.*, Oneiron. I, 78; *Plautus*, Most. II, 1, 12 u. s. w.). Der Tod erfolgte „langsam durch die allmähliche, von den Extremitäten nach den innern edlen Theilen sich verbreitende Erstarrung der Muskeln, Adern und Nerven". Kräftige Naturen haben wol bis zu dem dritten Tage die Marter bestanden (*Euseb.*, Hist. eccl. VIII, 3). Die Leichname verblieben in der Regel am Kreuze; nur in Ausnahmefällen wurden sie den Angehörigen zur Beerdigung ausgeliefert (Matth. 27, 57 fg. und die Parallelen).

Ueber die Beschaffenheit des Kreuzes Jesu liegen keine bestimmten Nachrichten vor. Um die Mitte des 2. Jahrh. (*Justinus*, M. Apol. I, 55; Dial. c. Tr. 91) wird es gelegentlich als vierschenkeliges bezeichnet; von derselben Beschaffenheit ist das palatinische Spottcrucifix. Da ferner die Evangelien (Matth. 27, 37 und die Parallelen) ausdrücklich berichten, daß oben am Kreuze, also doch über dem Querbalken, der titulus befestigt war, so ist anzunehmen, daß jene Ueberlieferung wol richtig sei. Die Vermuthung Fulda's, daß das Kreuz Jesu ein aufrecht stehender Balken ohne Querholz gewesen sei, ist durchaus grundlos. Vgl. Justus Lipsius, De cruce lib. III (Antverp. 1595); F. A. Zestermann, Die bildliche Darstellung des Kreuzes und der Kreuzigung Christi (Leipzig 1867, 1868, Programme der Thomasschule); J. Stockbauer, Kunstgeschichte des Kreuzes (Schaffhausen 1870); O. Zöckler, Das Kreuz Christi (Gütersloh 1875); H. Fulda, Das Kreuz und die Kreuzigung (Breslau 1878); V. Schultze, Das Kreuz (in Herzog's Real-Encyklopädie für protestantische Theologie, 2. Auflage, VIII, 270 fg.).

Die älteste bildliche Darstellung der Kreuzigung ist ein oben mehrfach erwähntes im J. 1856 am südwestlichen Abhange des Palatinus entdecktes, jetzt im Museo Kircheriano aufbewahrtes Graffito. Dasselbe, zur Verspottung der Christen entworfen, zeigt an einem vierschenkeligen Kreuze einen Mann mit Eselshaupt, der sich nach links einem neben dem Kreuze stehenden Jünglinge zuwendet, der sich im Acte der Anbetung (adoratio) befindet. Daneben stehen die Worte ΑΛΕΞΑΜΕΝΟϹ || CEBETE (=σέβεται) || ΘΕΟΝ. Das Graffito scheint dem

Anfange des 3. Jahrhunderts anzugehören. Abgebildet und erklärt von Garrucci, Il Crocifisso graffito in casa dei Cesari (Rom 1857); F. Becker, Das Spottcrucifix der römischen Kaiserpaläste (Breslau 1866); F. X. Kraus, Das Spottcrucifix vom Palatin (Freiberg 1872). Die christliche Kunst hat längere Zeit Bedenken getragen, die Kreuzigung Jesu darzustellen. Das erste Beispiel bietet ein am Ende des 5. oder dem Anfange des 6. Jahrh. gearbeitetes Elfenbeinrelief italienischen Ursprungs (jetzt im Britischen Museum). Das Kreuz ist auch hier ein dreischenkeliges und trägt den Titulus mit der Aufschrift REX IVD (aeorum). Es hat eine Länge von etwas über Manneshöhe. Die Hände Christi sind angenagelt; ob auch die auf einem Trittbrete ruhenden Füße, läßt sich nicht erkennen. Vgl. Dobbert, Zur Entstehungsgeschichte des Crucifixes (Jahresbericht der Königlich preußischen Kunstsammlung I, 1, S. 41 fg.); E. Engelhardt, Die ältesten Crucifixe (Zeitschrift für kirchliche Wissenschaft und künstliches Leben, 1880, S. 188 fg). Ein altes Holzrelief an der Thür der Basilika S.-Sabina auf dem Aventin (Kondakoff, Les sculptures de la porte de Sainte-Sabine à Rome [in der Revue archéol. 1877, XXXIII, S. 361 fg.]), das gewöhnlich als Kreuzigung gedeutet wird, scheint andern Inhaltes zu sein (V. Schultze in der Zeitschrift für Kirchengeschichte, V, 3, S. 451). Seit dem 6. Jahrh. mehren sich die Kreuzigungsdarstellungen; sie zeigen auch das Mittelalter hindurch eine große Mannichfaltigkeit; in den letzten Jahrhunderten sind sie einheitlicher geworden, und in neuester Zeit hat man sich bemüht, hier „historisch" zu sein.

Früher als der Crucifixus erscheint in der christlichen Kunst das Kreuz als das heilige Symbol der Erlösung durch Christi Tod. Auf Grabinschriften läßt es sich in dieser Bedeutung zuerst in der zweiten Hälfte des 4. Jahrh. nachweisen und schwerlich hat man früher Gebrauch davon gemacht. Die Meinung, daß es in vor-Constantinischer Zeit unter mancherlei andern Zeichen, wie dem sogenannten Swastika 卐 (crux gammata) oder dem Anker verhüllt worden sei (sogenannte cruces dissimulatae), ist haltlos (vgl. V. Schultze, in der Zeitschrift für Kirchengeschichte, III, S. 479). Auch das Monogramm Christi steht mit dem Kreuzeszeichen in keinerlei Zusammenhange. Außer auf den Grabinschriften beobachten wir in immer weiterer Verbreitung das Kreuz auf den Gegenständen des täglichen Lebens (Becher, Lampen, Löffel, Kleider), Waffen, Schmucksachen (Ringe, Armbänder u. s. w.), Münzen u. s. w. Es wird kaiserliches Insigne, ziert Krone und Scepter; auch Diplome trugen es. Besonders in der Kirche wurde reichlich Gebrauch von ihm gemacht; es begleitete die Unterschrift der Geistlichen, regelmäßig der Bischöfe, bezeichnete in der einen oder der andern Form kirchliche Würden (Abtskreuz, erzbischöfliches Kreuz) und Stände und wurde in den Kreuzzügen das Panier der Christenheit gegenüber dem Halbmonde. Schon früh fand es in den kirchlichen Gebäuden Eingang: der Altar, die Wandflächen, die Gewänder, die Kelche u. s. w. trugen es. Auf der Spitze des Thurmes ragte es empor, erhob sich auf den Gräbern und an den Stationswegen. Man pflegt, den thatsächlichen Verhältnissen indeß nicht genau entsprechend, zu unterscheiden: griechisches Kreuz +, mit gleicher Balkenlänge, und lateinisches Kreuz † mit kürzerem Querbalken. Andere Variationen sind: das sogenannte Doppelkreuz ☨, welches auch den Titulus hat (in der Römischen Kirche heute noch häufig), das dreifache Kreuz ‡, welches bei Processionen dem Papste oder dessen officiellem Vertreter vorgetragen wird, und die bei den sektirerischen Raskolniken gebräuchliche Form ☦ und andere mehr.

Neben dieser Verwendung des Kreuzes geht in den beiden katholischen Kirchen der religiös-symbolische Act des Kreuzschlagens; er ist schon am Ende des 2. Jahrh. (Tertull.) nachweisbar und wird später gelegentlich — freilich in durchaus unbegründeter Weise — auf apostolische Ueberlieferung zurückgeführt. Stirn, Brust und Mund sind im allgemeinen die mit dem Kreuze bezeichneten Theile. Im einzelnen hat sich der Modus verschieden gestaltet (deutsches, lateinisches, griechisches Kreuz). Das Kreuzeszeichen hat in dieser Verwendung (sogenanntes crux usualis, im Gegensatze zu der Darstellung des Kreuzes, crux exemplata) eine prophylaktische Bedeutung, welche von Prudentius einmal bezeichnet wird mit den Worten: Crux pellit omne noxium. In derselben Werthschätzung standen die Amulete in Kreuzesform (vgl. V. Schultze, Die Katakomben (Leipzig 1882, S. 220).

Das Kreuz Christi, das an der heiligen Grabesstätte durch die Kaiserin Helena wieder aufgefunden sein und von dem damaligen Bischofe Makarius in Jerusalem in Silber gefaßt und in der Hauptkirche aufgestellt sein soll, hat zwei kirchliche Feste geschaffen; zunächst das festum inventionis sanctae crucis, zur Erinnerung an die legendarische Kreuzesauffindung, seit dem 6. Jahrh. im Abendlande gefeiert, und zwar seit dem 13. Jahrh. am 3. Mai, was Gregor XI. im J. 1376 förmlich sanctionirte; dann das Fest der Kreuzerhebung, festum exaltationis sanctae crucis, dessen Ursprung verschieden erzählt wird. Wahrscheinlich diente es der Erinnerung an die Wiedererlangung des am Anfange des 7. Jahrh. von den Persern nach der Eroberung Jerusalems geraubten Kreuzes. Der Kaiser Heraclius brachte die auf Grund des Friedensvertrages wiedergewonnene Reliquie im J. 631 feierlich nach Jerusalem zurück. Das Fest wurde am 14. September gefeiert. Vom Orient aus verbreitete es sich bald nach dem Abendlande. Honorius I. (625—638) führte es hier officiell ein.

Vgl. außer den oben angeführten Werken von Stockbauer und Zöckler: Augusti, Handbuch der christlichen Archäologie, (3 Bde., Leipzig 1836—37); H. Merz in Herzog's Real-Encyklopädie für protestantische Theologie, 2. Aufl., VIII, S. 272 fg. *(Victor Schultze.)*

KREUZ (in der Heraldik). Dasselbe verdient um so mehr der Beachtung, als es auch in der Numismatik, welche mit jener Hand in Hand geht, oft ein bestimmendes Moment ist. Das ebenso frühe als häufige Auftreten der Kreuze in der Heraldik hat zur Folge gehabt, daß sich ihre Gestalt oft bis zur Unkenntlichkeit verändert hat und daß sie, wie kein anderes Wappen-

bild, zu den wunderlichsten Figuren ausgeartet sind, wodurch ihre genaue Kenntniß und richtige Blasonnirung wesentlich erschwert ist.

Zweifellos ist die Entwickelung des heraldischen Kreuzes wesentlich auf die Kreuzzüge zurückzuführen, in denen sowol die Kreuzfahrer als die zahlreich gestifteten Ritterorden das Kreuz als Unterscheidungs- und Erkennungszeichen in der mannichfachsten Form an ihren Rüstungen, Fahnen, Kleidungsstücken und Wappenschilden anbrachten. Wenn von einigen Heraldikern die Figur des Kreuzes so erklärt wird, daß sie durch die Verbindung von Pfahl und Balken entstanden sei, so ist dies entschieden unrichtig, da zwei übereinandergelegte Figuren stets zwei verschiedene Bilder bleiben, während das Kreuz nur Eine Figur ist, deren Umrisse in Eine Linie verlaufen und keine Vereinigung zweier Bilder andeuten. Auch historisch ist jene Deutung falsch, da das Kreuz — wenigstens auf Münzen — viel früher erscheint, ehe man den heraldischen Pfahl und Balken überhaupt kannte.

Vom heraldischen Standpunkte aus betrachtet ist das Kreuz die interessanteste, weil veränderlichste Figur, denn nicht allein, daß es in allen Tincturen, gestückt, bordirt, durchbrochen und belegt, sondern auch mit den verschiedensten Linien begrenzt sein kann, wie gezahnt, gekerbt, geschuppt, gewellt, gewolkt oder gezinnt, sowie endlich auch mehrmals zusammengesetzt vorkommt, oft auch ändert es seine Form in der Art, daß es kaum noch als Kreuz anzusehen wäre, wenn nicht der althergebrachte Name es als solches bezeichnete.

Die Kreuze zerfallen in:

I. Anstehende Kreuze, d. h. solche, deren Arme den Schildesrand berühren: A. Andreas- oder Schrägkreuze, in der einfachen glatten Form auch Burgunder Kreuz genannt. B. Die gemeinen Kreuze, welche sich von den vorigen dadurch unterscheiden, daß die Kreuzarme nicht die Schildesecken, sondern die Mitte der vier Schildseiten berühren.

Innerhalb dieser Gattung haben wir, außer den auch bei A vorkommenden gezahnten, gekerbten, geschuppten, gezinnten und andern Gestaltungen, noch mehrere Arten mit specieller Bezeichnung, wie Tatzenkreuz oder Mantuanisches Kreuz, Ständerkreuz, unstehendes Krückenkreuz, Stufenkreuz, gewundenes Kreuz, Münzenkreuz, Rautenkreuz, Zwillingskreuz, Fadenkreuz oder Stabkreuz.

II. Schwebende oder abgeledigte Kreuze. A. Andreas- oder Schrägkreuze, darunter der Andreasschragen, das Schächerkreuz, Maueranterkreuz, Astkreuz, Wiederkreuz, Apfel-, Klee-, Lilien- und Löwenkreuz. B. Schwebende gemeine Kreuze, darunter das bekannte Schweizer oder Genfer Kreuz, auch kurz Rothes Kreuz genannt, ferner das Nagelspitzkreuz, Palissadenkreuz, Sternkreuz, Gartenmesserkreuz, Rundendigeskreuz, Rollenkreuz, Maueranterkreuz, Hakenkreuz, Halbkrückenkreuz, Mühleisenkreuz, Ankerkreuz, Schwalbenschwanzkreuz, Gabelkreuz, Zirkelkreuz, Toulouser (Tolosanisches-, Prinzen- oder Schlüsselring-) Kreuz, Kolbenkreuz, Apfelkreuz, Pilgrimskreuz, Mond-, Schlangen-, Doppelschlangen-, Kronen-, Scepter- und Lilienkreuze, Kreuz von Alcantara, St.- Dominicuskreuz, Kleeblatt- oder Lazaruskreuz und das Zwiefelkreuz. C. Vermehrte schwebende Kreuze, wie das Krückenkreuz, Jerusalemskreuz und das Doppelkrückenkreuz. D. Breitendige gemeine Kreuze, wie das Eiserne Kreuz von 1813—15 und 1870—71, welches vielfach in Wappen verliehen ist, das breitendige Ankerkreuz, das Stockkreuz, das Malteser- oder Johanniterkreuz. E. Gestümmelte Kreuze, z. B. das polnische Wappen Prus' I.

III. Die Hoch- oder Passionskreuze haben ihren Namen von der das wirkliche Kreuz Christi darstellenden Gestalt. Man hat: A. Einarmige, meist schwebende, z. B. das Aethiopische Kreuz. B. Die Patriarchenkreuze, darunter das Lothringische, auch Ungarische Kreuz. C. Die drei- und vierarmigen Hochkreuze, z. B. das polnische Wappen Pilawa. D. Besondere Hochkreuze, wie das Peterskreuz, das Antoniuskreuz, Gabelkreuz, Schächerkreuz, Christuskreuz, Jakobskreuz, Katharinakreuz.

IV. Achtarmige Kreuze, nämlich Doppelkreuz, Armbrustkreuz, doppeltes Lilienkreuz und Patriarchenkreuz.

V. Die Werkmeisterkreuze sind keine heraldischen Kreuze, sondern Hausmarken.

(*J. Graf von Oeynhausen.*)

KREUZ (in der Musik). Eins der beiden Versetzungszeichen (s. d., das Wiederherstellungszeichen nicht mitgerechnet), welches die beziehentliche Note, vor der es steht, um eine chromatische, d. i. um einen kleinen halben Ton erhöht und im Deutschen dem Namen derselben die Silbe is anhängt: c, cis, während die Engländer das Wort sharp, die Holländer das Wort kruis, die Italiener und Franzosen dagegen die Bezeichnung dieses — dièse zur Bezeichnung der Erhöhung haben. Eine doppelte Erhöhung hängt dem betreffenden Notennamen im Deutschen die Silbe isis an und hat in der Schrift das sogenannte Doppelkreuz ×, während das Kreuz für die einfache Erhöhung so ist: ♯. Mit Recht macht Ferd. Hiller darauf aufmerksam, daß die Gestalten der beiden Kreuze von Rechts wegen umgekehrt benannt werden müßten, da das Doppelkreuz eigentlich das einfachere, das einfache Kreuz dagegen ein Doppelkreuz sei; jedoch hat der Usus diesen Widerspruch geheiligt und eine Aenderung würde auf unsagliche praktische Hindernisse, besonders im Hinblick auf die bereits gedruckt vorliegende Literatur stoßen. Ueber das früheste Vorkommen des gegitterten Kreuzes (B-cancellatum) in der Notenschrift vgl. Vorzeichnung, Musica ficta, Tongeschlecht.

(*A. Tottmann.*)

KREUZAUFFINDUNG und KREUZERHEBUNG sind zwei Feste der katholischen Kirche (Festum inventionis sanctae crucis und festum exaltationis s. crucis). Ueber die Veranlassung dieser Feste wird Folgendes berichtet. Als Kaiser Konstantin Christ geworden war, beschloß er, auf Golgatha eine Kirche zu erbauen. Deshalb bemühte sich seine Mutter Helena, als sie 326 Jerusalem besuchte, mit Hülfe des Bischofs Macarius die Stelle aufzufinden, wo das Kreuz Christi gestanden hatte. Dieser Platz war freilich schwer zu finden, weil Kaiser Hadrian 200 Jahre früher den Ort der Kreuzigung Jesu hatte unkenntlich machen, das Grab verschütten und

einen Tempel des Jupiter und der Venus errichten lassen. Endlich jedoch fand man die Höhle des Heiligen Grabes und daneben drei Kreuze nebst den Nägeln und der Tafel mit der Inschrift. Obgleich nun diese Tafel zu einem der Kreuze weit besser paßte als zu den andern, suchte man nach einem sichreren Zeichen dafür, welches das Kreuz Christi sei. Da half dem Bischofe eine göttliche Offenbarung. Er wußte in Jerusalem eine schwer kranke Matrone; diese mußte die drei Kreuze berühren und siehe da! die beiden ersten Kreuze berührte sie ohne besondere Wirkung, als sie aber das dritte Kreuz berührte, ward sie sofort gesund. Diese Geschichte finden wir, von kleinen Verschiedenheiten abgesehen, übereinstimmend berichtet bei Cyrill von Jerusalem (Catech. IV, 10. 13 und Epistola ad imperatorem Constantium) Paulinus Nolanus (Epist. ad Sulpitium Severum), Ambrosius (Oratio in fun. Theodos.), Rufinus (H. E. X, 7. 8), Theodoretus (H. E. I, 17. 18), Sozomenus (H. E. II, 1) und Sokrates (H. E. I, 9, 17). Eusebius dagegen weiß davon nichts, ja, der Brief des Kaisers (Vita Constant. 3, 28) spricht nur von der wieder aufgefundenen Grabeshöhle. Eine andere Erzählung von der Auffindung des Kreuzes ist neuerdings in dem edessenischen Legendenkreise bekannt geworden. Die Doctrina Addaei (ed. Phillips 1876) berichtet, daß die Kaiserin Peotonike, Gemahlin des römischen Kaisers Claudius, das Kreuz aufgefunden habe.

Die Kaiserin soll alsdann einen Theil des wieder aufgefundenen Kreuzes nebst den Nägeln ihrem Sohne geschickt haben, dagegen den größern Theil in Silber fassen lassen und dem Bischofe Macarius übergeben. Dieser stellte es alljährlich zum Osterfest aus und vertheilte auch Splitter des heiligen Kreuzes als wunderthätige Reliquien in alle Welt. Zum Andenken an diese Auffindung des Kreuzes feiert die Kirche ein Fest, das vermuthlich von Jerusalem ausging. Unglaubwürdig sind die Nachrichten des Nicephorus (H. E. VIII, 29), daß schon Helena dieses Fest gefeiert oder des Durandus (Rationale divini officii VII, 11), daß schon der Papst Eusebius es (309) angeordnet habe. Doch wird das Fest im Abendlande bereits im 6. Jahrh. erwähnt, im Gelasianischen und Gregorianischen Sacramentarium, im 8. Jahrh. im Martyrologium von Rheinau, im 9. in den Kapiteln des Bischofs Walther von Orléans. Da jedoch der Tag der Feier in verschiedenen Gegenden ein verschiedener war, so bestimmten Synoden zu Köln (1281) und zu Lüttich (1287), daß es am 3. Mai gefeiert werden solle. Gregor XI. hat diesen Tag 1376 für die ganze Kirche angeordnet.

Kaiser Konstantin ließ nun die Kirche des Heiligen Grabes erbauen, welche am 14. Sept. 335 eingeweiht und in welcher das heilige Kreuz aufgerichtet wurde. Zur Erinnerung daran feiert die katholische Kirche am 14. Sept. das Fest der Kreuzerhöhung. Im J. 614 oder 615 eroberte der Perserkönig Chosru II. die Stadt Jerusalem und führte neben vielen Gefangenen auch das heilige Kreuz fort. Als aber Kaiser Heraclius die Perser besiegt hatte, forderte er als Bedingung des Friedens auch die Wiederherausgabe des Kreuzes. Der Patriarch Zacharias hatte das Kreuz in eine Kiste gelegt und diese versiegelt. Diese Kiste wurde unverletzt und uneröffnet den Christen zurückgegeben. Der Kaiser trug das Kreuz selbst auf den Schultern nach Golgatha hinauf und ließ es wieder aufrichten in der Grabeskirche. Dieses Ereigniß soll das Ansehen des Kreuzerhebungsfestes noch vergrößert haben. Wahrscheinlicher ist, daß das Fest erst jetzt aufkam. Papst Honorius I. führte es im Abendlande ein. Die griechische Kirche feiert es als hohes Fest und läßt deshalb eine Vigilie vorausgehen. Die protestantische Kirche hat beide Feste abgeschafft.

(*B. Pünjer.*)

KREUZBEIN. Das Kreuzbein (Os sacrum) bildet das untere Ende der Wirbelsäule. Es ist ein durch die im Jünglingsalter stattfindende Verwachsung von fünf wirbelähnlichen Segmenten entstandener Knochen von dreieckiger Gestalt mit nach oben gerichteter Basis, auf der die Lendenwirbelsäule aufruht, und nach unten gerichteter abgestumpfter Spitze, an die sich die Wirbelrudimente des Steißbeines anfügen. An seinen beiden Seiten ist das Kreuzbein durch eine feste gelenkartige Verbindung zwischen die Platten der Hüftknochen eingefügt und bildet so die hintere Wand des knöchernen Beckenringes. An seine vordere, concave Fläche legen sich die Beckeneingeweide, speciell der Mastdarm, an. Die hintere Fläche des Kreuzbeines ist in ihrem untern Theile durch die Haut durchfühlbar (die häufigste Stelle des „Durchliegens" bei bettlägerigen Kranken); ihr oberer Theil dient den langen Streckmuskeln des Rumpfes zum Ansatz. Das Kreuzbein ist seiner Länge nach von einem Kanale durchbohrt, der die Fortsetzung und das Ende des Wirbelkanals bildet und den Endfaden des Rückenmarkes sowie die untersten Rückenmarksnerven in sich aufnimmt, welch letztere den Kreuzbein-Kanal durch vier beiderseits, vorn und hinten angebrachte Oeffnungen verlassen. — Ein Formunterschied des Kreuzbeines bei beiden Geschlechtern besteht darin, daß das weibliche Kreuzbein fast gleichseitig, das männliche dagegen gleichschenkelig ist, also eine geringere Breite bei größerer Länge besitzt; auch ist die Concavität der vordern Fläche bei dem männlichen Kreuzbeine stärker ausgebildet als bei dem weiblichen. (*Karl Schütz.*)

KREUZBERG. Im bairischen Regierungsbezirke Unterfranken, im Herzen des Amtsgerichtsbezirkes Bischofsheim, erheben sich die mit Laubholz überkleideten Hänge des „Heiligen Kreuzberges", des höchsten Berges der Rhön. Dieses selbständige, in zwei Höhenrücken gegabelte basaltische Massengebirge, dessen höchster Punkt 932 Meter über der Meeresfläche liegt, reiht sich an die lange, die kuppenreiche und die waldgebirgige Rhön an und ist von mehrern kleinern Bergen umkreist. An seiner nördlichen Sohle ist das Städtchen Bischofsheim angebaut, und von der Hochwiese auf seinem Rücken genießt man eine schönbewegte, reiche Fernsicht, weit über die Marken des Bezirkes hinaus; westlich bis zum Dammersfeld und Rabenstein, ostwärts bis zur königlichen Salzburg bei Neustadt, gegen Süden bis an das Saalecker Schloß und über die waldbestandenen Höhen und Thäler am rechtseitigen Brentufer (dem Burgwallbacher-,

Salz=, Neustadter=Forst), das Gebiet des ehemaligen kaiserlichen Salzforstes, in welchem schon Karl der Große des Weidwerkes pflegte. Am nordwestlichen Fuße des Kreuzberges entsteht die vordere (breite) Sinn, die westlich über Brückenau nach Kurhessen übertritt; und an seinem Ostabhange entspringt die Premitz, welche, nach Aufnahme mehrerer gleichfalls dort entstehender Gewässer, bei Steinach in die Fränkische Saale fällt. Auf der nordöstlichsten Höhe des Berges, eine Stunde von Bischofsheim entfernt, erhebt sich eine Wallfahrtskapelle und ein Franciscanerkloster; doch weder dieses gastfreundliche Kloster noch das nahe Wirthshaus sind am Feste des heiligen Antonius oder am Tage der Kreuzerhöhung im Stande, die zahllosen Bittgänger unterzubringen. Außerdem bietet der Berg eine Menge mineralogischer und botanischer Seltenheiten und ist wegen seiner gesunden Luft und der dort eingeführten Molkencur für Brustleidende von hohem Interesse. Von frühester Zeit her erhob sich auf dieser Höhe ein hölzernes Kreuz, doch erst 1646 wurde von Bischofsheim aus dort ein Hospiz für sechs Geistliche errichtet. Auf Veranlassung des Fürstbischofs Philipp von Dernbach ward 1677 das Kloster mit Kirche geplant, 1681 der Grundstein gelegt und das Kloster 1692 eingeweiht. Fürstbischof Johann von Greifenklau ließ darauf 1699 das Kloster erweitern und noch einen Flügel zum Aufenthalt der Kirchenfürsten beifügen, der nun zur Aufnahme der Gäste dient.

(Ferdinand Moesch.)

Kreuzblütler, Kreuzblumen, Pflanzenfamilie, s. Cruciferae.

KREUZBURG (an der Stober), Creutzburg, die Hauptstadt des gleichnamigen Kreises in der preußischen Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Oppeln, in 202 Met. Seehöhe links an der Stober und an den Bahnen Breslau=Dziedi̇tz, Kreuzburg=Tarnowitz und Posen=Kreuzburg der Preußischen Staatsbahn gelegen, ist Sitz des Landrathsamts, einer evangelischen Superintendentur, eines Amtsgerichts, hat Post= und Telegraphenamt, ein evangelisches Gymnasium und Lehrerseminar, eine höhere Töchterschule, Knabenwaisenhaus, Provinzial=Irrenanstalt, städtisches Hospital und zwei Krankenhäuser und zählt (1885) einschließlich der Garnison (II. Schwadron des 2. schlesischen Dragonerregiments Nr. 8) 6365 überwiegend protestantische Einwohner. An größeren Industrieetablissements sind vorhanden: eine Eisengießerei, Maschinen=, Holzstift=, Dachpappe= und Zuckerfabriken, bedeutende Gerberei und Dampfmahlmühle; auch wird viel Flachsbau und starker Handel mit Flachs, Wolle, Getreide und Spiritus betrieben. Die Stadt wurde 1230 durch die Kreuzritter vom Rothen Stern begründet und kam in den Besitz der Herzoge von Brieg, welche sie vielfach verpfändeten und 1556 die Reformation einführten. Im J. 1582 brannte der Ort ganz ab, wurde 1588 von den Polen geplündert und verbrannt und hatte auch im Dreißigjährigen Kriege viel zu leiden. Nach dem Tode des letzten Herzogs von Brieg (1675) fiel der Ort nebst Zubehör an Oesterreich, unter dessen Herrschaft der Protestantismus hart bedrängt wurde. Nach abermaliger Einäscherung 1737 fiel es 1741 durch den ersten Schlesischen Krieg an Preußen, und Friedrich der Große zeigte sich besonders als Wohlthäter der Stadt durch Erbauung und Ausstattung des städtischen Armenhauses (1778—79). Der Dichter Gustav Freytag wurde hier geboren.

Der Kreis Kreuzburg ist der nördlichste des Regierungsbezirks Oppeln, im Westen vom Regierungsbezirke Breslau, im Norden und Nordosten von der Provinz Posen und Russisch=Polen begrenzt, von der Stober und ihren Nebenflüssen bewässert, im Nordosten durch die Prosna von Russisch=Polen getrennt und von den obengenannten Eisenbahnen durchschnitten, mit den drei Städten Kreuzburg, Pitschen und Konstadt, 79 Landgemeinden, 78 Gutsbezirken und umfaßt 552,74 □Kilom. mit (1885) 43,782 zum größten Theil protestantischen und deutschredenden Einwohnern (Zunahme 257 Seelen seit 1880). Der Boden ist durchweg eben, meist lehmiger Sand, der sich zu Roggen=, Kartoffel= und Flachsbau eignet, daneben wird besonders Rindvieh= und Schafzucht, in den ziemlich umfangreichen Waldungen auch Bienenzucht, aber nur wenig Großindustrie betrieben. *(E. Kaufmann.)*

KREUZBURG (in Ostpreussen) ist eine Stadt in der preußischen Provinz Ostpreußen, Regierungsbezirk Königsberg, Kreis Preußisch=Eylau, links am Pasmar, 8 Kilom. westlich von der Station Schrombehnen der Ostpreußischen Südbahn entfernt, in fruchtbarer, etwas bergiger Gegend, deren lehmreicher Boden (1731 Hekt., wovon 1117 Hekt. Ackerboden, 364 Hekt. Wiesen und Weideland) besonders für den Anbau von Weizen und Hülsenfrüchten geeignet ist, aber auch die Zucht von Pferden und Rindvieh begünstigt, mit denen starker Handel nach Berlin und Königsberg betrieben wird. Die Stadt zählt (1885) 2037 fast nur protestantische Einwohner, hat eine evangelische Pfarrkirche, Amtsgericht, Post= und Telegraphenamt und ist Geburtsort des preußischen Generals und Kriegsministers von Boyen. Sie ist hervorgegangen aus einer 1240 von den Deutsch=Ordensrittern erbauten Burg, um welche 1315 eine Immediatstadt gegründet wurde. *(E. Kaufmann.)*

Kreuzdorn, Pflanzengattung, s. Rhamnus.

KREUZEN oder LAVIREN nennt man das Manövriren eines Segelschiffes gegen einen gegebenen Punkt, wenn der Wind ungünstig ist und es jenen nicht in directem Curse erreichen kann. Im allgemeinen gestattet die Stellung der Segel, wenn dieselben an Raaen befestigt sind, dem Schiffe nur bis zu einem Winkel von sechs Compaßstrichen oder $67\frac{1}{2}$ Grad an den Wind zu gehen. Bei Fahrzeugen, welche keine Raasegel, sondern nur Schratsegel führen, verringert sich dieser Winkel bis 5, ja im stillen Wasser, bei sehr scharfgebauten Schiffen und sehr gut und straff stehenden Segeln auch wol bis zu 4 Strich oder $56\frac{1}{4}$ resp. 45°. Mit irgendeinem Winde kann deshalb ein Raaschiff jeden Punkt direct ansegeln, der nicht weniger als $67\frac{1}{2}$ Grad rechts oder links von der Windrichtung abliegt. Liegt der Punkt innerhalb dieses Kreisbogens von 135°, so muß es kreuzen, d. h. es segelt zuerst nach der einen Seite schräg auf den Punkt zu, wendet dann und nähert

sich ihm ebenso nach der andern Seite, wobei es immer 2 Strich = $22^1/_2°$ über die Querrichtung nach voraus gewinnt. In der Praxis rechnet man, daß ein gut besegeltes Schiff zum Aufkreuzen nach einem Punkte dreimal soviel Weg zurücklegt als mit directem Curse. Der Gemeinact beim Kreuzen hängt von der Bauart, der Segelstellung und der Manövrirfähigkeit ab. Scharfgebaute, tiefgehende und mit hervorstehendem Kiele versehene Schiffe kreuzen besser als flachgehende mit runden Formen. Gutes und straffstehendes Segel ist ebenfalls vortheilhaft, da man mit ihnen den Wind weit besser einfängt als mit bauchigen, die leicht loskommen, ehe man noch so nahe am Winde liegt, wie es möglich ist, wenn dies auch nur 1—2° Unterschied machen sollte. Ebenso drehen einige Schiffer schneller und besser durch den Wind beim Wenden als andere und gewinnen damit Zeit und Raum. Kurz vor dem Wenden muß man die Segel gut vollhalten, damit das Schiff soviel Fahrt wie möglich macht und möglichst lange sein Moment behält, da es die ganze Drehung von 135°, welche es beschreiben muß, um auf den andern Bug zu kommen (nach der andern Seite vom Winde zu segeln), ohne Wirkung der Segel und gegen den Wind ausführen muß. Hat das Schiff dann gute Fahrt, so wird das Steuerruder ganz an Bord gelegt, worauf das Schiff die Drehung beginnt und in den Wind schießt. Um diese Bewegung zu erleichtern, läßt man die sämmtlichen Vordersegel flattern, hält aber das hinterste, den Besan, in der Kielrichtung scharf an. Dadurch wird der seitliche Winddruck auf das Vorderschiff möglichst verringert, der auf das Hinterschiff aber vermehrt, indem der Besan auf dasselbe wie ein Hebel wirkt und es vom Winde abdrängt, während das Vordertheil in den Wind schießt. Ist das Schiff so weit gedreht, daß der Wind ungefähr von vorn kommt, so werden die Hinterraasegel in die entgegengesetzte schräge Stellung wieder gebracht, in welcher sie früher standen, während die vordern noch in ihrer alten Lage verharren. Dreht das Schiff nämlich nur noch 1—2 Strich weiter, sodaß der Wind von der andern Seite einkommt, so fällt er mit voller Macht auf die vordern Raasegel und diese wirken nun ihrerseits als kräftige Hebel, um die Drehung des Vordertheils zu unterstützen, während die hintern Segel durch sie den Wind verlieren und mithin keine Gegenwirkung ausüben können. Sobald aber das Schiff so weit herum ist, daß die hintern Raaen sich zu füllen beginnen, werden auch die vordern Raaen herumgeholt und mit erstern parallel gestellt. Dann ist die Wendung vollendet und das Schiff segelt über den andern Bug weiter. Es gehört sowol seemännisches Geschick wie Kenntniß der Eigenthümlichkeiten des Schiffes dazu, um genau die Momente abzupassen, wann die einzelnen Manöver beim Wenden ausgeführt werden müssen. Sonst kann leicht die Wendung versagen und dann das Schiff, anstatt zu gewinnen, zurücktreiben und bedeutend an Raum verlieren, ehe es zum zweiten mal gewendet wird. In engen Fahrwassern kann außerdem ein Versagen der Wendung auch gefährlich werden.

Zum Kreuzen gehört gute Segelführung, nicht zu schwere See und eine gute Fahrt. Bei Sturm, wo man nur kleine Segel führen und wenig Fahrt machen kann, ist Wenden durch den Wind nicht möglich. Dann muß man vor dem Winde wenden (halsen), beschreibt aber natürlich hierbei einen so großen Bogen nach rückwärts, daß man dadurch bedeutend verliert und sich nicht seinem Ziele nähert. Bei schwerer See ist dies Manöver außerdem oft dadurch gefährlich, daß man, ehe man wieder an den Wind kommt, einige Zeit den queranrollenden Wogen ausgesetzt ist und verhängnißvolle Sturzseen an Bord bekommen kann, die alles auf dem Decke fortreißen.

Das Kreuzen ist eine Erfindung der alten Sachsen im 3. oder 4. Jahrh. n. Chr., wurde aber jahrhundertelang von ihnen geheim gehalten und kam erst ungefähr um das J. 1000 in allgemeinen Gebrauch. Trotz der ungemein hohen Entwickelung des Seewesens im alten Griechenland und Rom, das besonders zur Zeit Alexander's des Großen eine bewunderungswerthe Stufe erreicht hatte, verstand man dort das Kreuzen nicht.

Kreuzer nennt man schnelle Kriegsdampfschiffe, deren Bestimmung es ist, während eines Seekrieges dem Feinde auf dem Meere durch Fortnahme von Transport- und Handelsschiffen, Bekämpfung leichter Kriegsschiffe möglichst viel Abbruch zu thun. (*R. Werner.*)

KREUZEN, Kaltwasser-Curort in Oberösterreich, Bezirkshauptmannschaft Perg, Gerichtsbezirk Grein, liegt 32° 28′ östlich von Ferro, 48° 16′ nördl. Br. in einer Meereshöhe von 479 Met. in einer der anmuthigsten Gegenden Oberösterreichs, am linken Ufer der Donau, etwa eine Stunde von diesem Strome und von Grein entfernt, besitzt ein altes Schloß und zählt 307 Einwohner. Den ersten Anlaß zur Entstehung der Wasserheilanstalt daselbst gab der Rentmeister Haberkorn, welcher den Arzt Keihl bewog, nach Gräfenberg zu reisen und die Curmethode Prießnitz' zu studiren. Mit Bewilligung der Regierung wurde hierauf die Wasserheilanstalt am 24. April 1843 eröffnet. Diese besteht gegenwärtig aus sieben Gebäuden: aus dem großen und neuen Curhause, dem Gebäude der Salons mit dem Hofwirthshause durch einen gedeckten Gang verbunden, dem sogenannten Schusterhause, dem Schlößchen „Zur schönen Aussicht" und dem Schlosse. In dem großen Curhause befinden sich 48 Zimmer, 12 Salons, ferner Damen- und Herren-Badezimmer mit Voll- und Wannenbädern, Douchen aller Art, Sitz- und Flußbädern, Schwitzkästen, Cabinete für Einpackungen u. s. w. In den übrigen Gebäuden befinden sich zusammen 46 Zimmer. Das günstige Klima, die schöne Lage und herrliche Umgebung Kreuzens versprechen der Heilanstalt eine schöne Zukunft.

Vgl. M. Keihl, Kreuzen (Leipzig 1866) und F. Krischke, Die Wasserheilanstalt Kreuzen (Wien 1873). (*F. Grassauer.*)

KREUZER, eine deutsche Scheidemünze, welche ihren Namen (im Mittellateinischen Crosatus, Cruciatus, Crucifer, am häufigsten Cruciger) von dem Kreuze erhalten hat, welches ursprünglich das Gepräge zeigte.

In Tirol wurden Kreuzer schon im 13. Jahrh. geschlagen. In der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. hatten sie sich bereits über den größten Theil Deutschlands und der Schweiz verbreitet, und seit 1490 werden sie in den deutschen Münzedicten erwähnt. Anfänglich prägte man sie in geringhaltigem Silber, erst später in Kupfer aus. Sie wurden in allen den Ländern üblich, in denen die Guldenwährung bestand, und man theilte sie gewöhnlich in 4 Pfennige oder 8 Heller, später hier und da abweichend (z. B. in Würtemberg) in 6 Heller. Bis auf neuere Zeit herab rechnete man in Oesterreich und in Süddeutschland den Gulden zu 60 Kreuzern, den Reichsthaler zu 90 Kreuzern. In Bezug auf den Werth des Kreuzers hat man jedoch die verschiedenen Guldenvaluten zu unterscheiden; 20 Kreuzer des Conventions- oder 20-Guldenfußes (worin 20 Gulden aus der köln. Mark fein Silber geprägt) entsprachen $24^1/_2$ Kreuzern des $24^1/_2$ Guldenfußes (oder der sogenannten Süddeutschen Währung) und 24 Kreuzern des frühern 24-Guldenfußes (oder der sogenannten Rheinischen Währung). Nach dem Münzvertrage vom 24. Juni 1857 behielten die süddeutschen Staaten die Eintheilung der Gulden (nach dem $52^1/_2$-Guldenfuße, siehe Gulden) in 60 Kreuzer bei und theilten den Kreuzer in 4 Pfennige zu 2 Hellern. In Oesterreich und Liechtenstein ward 1858 mit Einführung des 45-Guldenfußes (worin 45 Gulden aus dem Pfunde von 500 Gramm fein Silber geprägt) der alte Kreuzer beseitigt, indem an dessen Stelle der Neukreuzer trat, der aber gemeinhin auch nur Kreuzer genannt wird. Dieser ist der hundertste Theil des österreichischen Guldens und die einzige Kreuzersorte, welche noch existirt. Der österreichische Neukreuzer ist eine Kupfermünze; daneben prägt man in Kupfer auch Stücke zu 4, 1 und $^1/_2$ Neukreuzer wie Stücke zu 20 und 10 Neukreuzern in Silberbillon (in einem 75-Guldenfuße) als Scheidemünze. Seit 1857 schlug man auch kupferne 3-Neukreuzerstücke; dieselben werden aber gegenwärtig nicht mehr geprägt und kommen im Verkehr nicht mehr vor. Die österreichischen Silberstücke zu 25 Kreuzern (Viertelgulden) sind Courantmünzen im 45-Guldenfuße. Auf Ungarisch heißt der Kreuzer Kreÿzar, und die speciell für Ungarn bestimmten Münzstücke werden mit abweichendem Stempel und ungarischen Inschriften geprägt. Nach dem Patent vom 19. Sept. 1857 münzte man in Oesterreich Silberscheidemünzstücke zu 10 und zu 5 Neukreuzern in einem 50-Guldenfuße (worin 50 Gulden aus dem Pfunde von 500 Gramm fein Silber geprägt), wie 1848 und 1849 ebenda solche Stücke zu 6 Kreuzern oder $^1/_{10}$ Gulden; sehr geringwerthig. Während der Herrschaft des Conventions-20-Guldenfußes wurden in Oesterreich von kleineren Münzen hauptsächlich Stücke zu 20 und zu 10 Kreuzern ausgeprägt, dann seit 1753 Stücke zu 3 Kreuzern (sogenannten Groschen oder Kaisergroschen), sowie Stücke zu 17 und zu 7 Kreuzern. Die Stücke zu 20 Kreuzern, sogenannte Silberzwanziger, blieben bis in die 1860er Jahre stark im Verkehr, und bis 1848 bildeten sie das Hauptzahlungsmittel. In Süddeutschland prägte man während der Herrschaft des 20-Guldenfußes von kleineren Münzen besonders Stücke zu 20 und 10, in einigen Staaten auch zu 5 Kreuzern, in andern geringwerthige Silberstücke zu 6, 3 und 1 Kreuzer. (*F. Noback.*)

KREUZGANG (als Nebengebäude von Kirchen und Klöstern) ist ein bedeckter, meist aus gewölbten Hallen bestehender Umgang, welcher einen viereckigen Klosterhof oder Garten (clausum) in der Regel von allen Seiten umgibt und sich nach demselben durch Bogenstellungen (Arkaden) öffnet. Er dient theils zur Verbindung der einzelnen Klostergebäude, theils zu Luftgenuß und Spaziergängen der Mönche und Geistlichen (daher die anfängliche Bezeichnung ambulatorium), zu Processionen oder auch nebst dem umschlossenen Hofe zu Begräbnissen der Domherren, Mönche und vornehmer Personen, welche sich das Recht dazu erkauft hatten. Ihren Ursprung haben die Kreuzgänge jedenfalls aus dem den Vorhof (Atrium) der altchristlichen Basiliken umgebenden Peristyl und verdanken ihre weitere Ausbildung der Entwickelung des Klosterlebens. Während diese altchristlichen Peristyle aber sich vor der Kirche befanden (wie in San-Clemente zu Rom und selbst später noch im Kloster Laach aus dem 12. Jahrh.) und mit flachen Holzdecken oder offenen Dachstühlen versehen waren, wurden die Kreuzgänge der romanischen und gothischen Periode sowie der Renaissance meist an die Südseite der Kloster- oder Stiftskirchen verlegt und in der Regel mit Kreuzgewölben überdeckt (daher wol auch mit der Name: Kreuzgang). Die anfänglich schlichten Kreuzgewölbe bildeten sich in der gothischen Kunst zu Rippengewölben aus, welche man besonders an den Kreuzgängen in reichster Weise anzuordnen liebte. Ein Beispiel hiervon bietet der Kreuzgang der Kathedrale von Gloucester (um 1400), wo die specifisch englischen Fächergewölbe zuerst in Anwendung kamen. — Die nach dem Hofe zu offenen Bogenstellungen mit Säulen oder Pfeilern bildete man schon frühzeitig zu einzelnen Bogengruppen aus, die zu drei bis fünf zwischen Mauerschäften oder Lisenen sich befinden, während die Bogen auf dünnen Säulchen ruhen, die im romanischen Stile nach der Mauerstärke paarweise hintereinander auf der Brüstungsmauer stehen und oft mit weitausladenden Architravstücken überdeckt sind. In der Gothik verschwinden diese Lisenen mehr und mehr; dafür bildet sich in den Bogenfeldern selbst ein reich durchbrochenes Maßwerk aus. Ueberhaupt wandte sich die decorative Ausschmückung mit Vorliebe den Kreuzgängen zu, die eine freiere und leichtere Behandlung der Architektur gestatteten. Selbst die Wände wurden vielfach mit Gemälden, später mit Epitaphien geschmückt. In der Mitte des Kreuzgartens oder Klosterhofes stand oft ein Crucifix, während der Brunnen seine Stelle gewöhnlich in der (südöstlichen) Ecke des Hofes erhielt und mit einer der Architektur des Kreuzganges entsprechenden Halle überdeckt wurde. Bisweilen befand sich in der Nähe des Brunnens das sogenannte Lavatorium, ein steinerner Trog mit Kopflager an einem und mit Auslauflöchern am andern Ende versehen, der zum Waschen der Todten vor deren Beerdigung diente. Manchmal war auch eine Kapelle in den Kreuzgang eingebaut (das

sogenannte Tonsorium, auch Abtkapelle genannt). Als besonders schöne, mit decorativer Pracht ausgeführte oder sonst bemerkenswerthe Kreuzgänge, welche ein vollständiges Bild der Stilentwickelung zeigen, sind außer den obengenannten zu erwähnen:

Aus der romanischen Periode: die Kreuzgänge von San-Paolo und von San-Lorenzo, beide außerhalb der Mauern Roms; der Kreuzgang von Salzburg (der älteste Deutschlands), der von Zürich, Aschaffenburg, St.-Emmeran in Regensburg, Trier und San-Trophime in Arles. Aus gothischer Zeit: der Kreuzgang von Klosterneuburg bei Wien, der Abtei von Moissac u. a. Aus der Zeit der Renaissance: der Kreuzgang der Certosa von Pavia mit prachtvollen Terracotten in kräftigem Relief, der Cölestiner Kreuzgang in Paris und andere mehr.

An den Kreuzgang stießen gewöhnlich die Versammlungsräume der Klosterbrüder an, wie der Kapitelsaal, als welcher bei den Bettlerorden der westliche Arm des Kreuzganges diente, der Speisesaal (Refectorium), sowie der Schlafsaal (Dormitorium). Bisweilen wurde, wie bei Dominicaner- und Franciscanerklöstern, der eine Arm des Kreuzganges in die Kirche eingebaut, bisweilen auch der Kreuzgang mit einem obern Stockwerke versehen, welches zu Wohnungen für die Capitularen oder Mönche diente. (*Alwin Gottschaldt.*)

KREUZHERREN. Der Orden der ritterlichen Kreuzherren, welcher urkundlich zum ersten mal 1233 in Böhmen nachweisbar ist, leitet nach einer alten Ordenstradition seine Herkunft von den „Bethlehemiten" ab, die ursprünglich als Hüter der Geburtsstätte Christi ihren Wohnsitz in Bethlehem hatten, nach dem Verluste des Heiligen Landes für die Christen nach Aquitanien und von da nach Böhmen ausgewandert sein sollen, wo sie bei den Deutschen Rittern in Hlaupietin gastliche Aufnahme gefunden hätten (1217). Im J. 1233 erscheinen die Kreuzherren im Besitze eines Hospitals des Heiligen Franciscus bei St.-Peter am Porschitsch in Prag, und 1237 wird ihre Congregation als förmlicher kanonischer Orden, der nach der Regel des heiligen Augustin zu leben habe, vom Papste Gregor IX. anerkannt. Am 17. Juni 1252 verlieh der prager Bischof Nikolaus im Auftrage des Papstes dem Meister und den Brüdern des neuen Ordens das Recht, über dem rothen Kreuze, das sie seit alters als Abzeichen hatten, einen rothen Stern zu tragen, und in demselben Jahre übersiedelten die Kreuzherren von St.-Peter an die Brücke am rechten Ufer der Moldau, wo ihre Gönnerin die fromme Prinzessin Agnes ein neues Hospitalerbgut hatte. Daselbst wohnen bis auf den heutigen Tag die Brüder und der Großmeister des Ordens (Ordo cruciferorum cum rubea stella in latere pontis Pragensis). Dieser betrachtete sich seit alters als ein ritterlicher Orden gleich den Johannitern oder Deutschherren, und die Brüder trugen Waffen, welcher Gebrauch übrigens im J. 1292 durch Papst Nikolaus IV. als ausdrückliches Recht anerkannt wurde. Wie andere Orden erlangten auch die Kreuzherren die Exemtion von fremder Gerichtsbarkeit und andere Privilegien. Der Großmeister hatte speciell die Befugniß, im Lande den König mit 6 und außerhalb des Landes mit 8 Pferden auf Staatskosten zu begleiten. Noch im 13. Jahrh. gelangten die Kreuzherren durch reiche Schenkungen in einen ansehnlichen Besitz und zwar nicht blos in Böhmen, sondern auch in Mähren, Schlesien und Polen, in welchen Ländern zahlreiche Kreuzherrencommenden entstanden. Im 14. Jahrh. steigerte sich ihr Reichthum und ihr Ansehen derart, daß nach dem Zeugnisse des Cardinals Pileus der Großmeister die vierte Stelle nach der Majestät einnahm. Der Orden hatte unter andern seit Wenzel I. auch das Privilegium der Mautheinnahme von der prager Brücke. In der Confirmationsurkunde König Johann's vom J. 1332 kommt die absonderliche Bestimmung vor, daß von einer Braut, welche über die Brücke ging oder geführt wurde, 72 Heller und ebenso viel von einem todten Juden, der über die Brücke zur Beerdigung getragen wurde, gezahlt werden mußte. Um so härter wurde der Orden in den Hussitenkriegen heimgesucht. Das erst 1378 neuerbaute Stammhaus an der prager Brücke wurde 1420 vom hussitischen Pöbel in Brand gesteckt, und die Ordensmänner flüchteten theils in die Commenden des westlichen Böhmens, theils nach Mähren und Schlesien. Der Großmeister nahm längere Zeit seinen Sitz in Eger. Nach den Hussitenstürmen erholte sich der Orden nur langsam. Einige Commenden und Hospize waren für immer verloren gegangen, die Kirchen niedergebrannt, die Güter verwüstet. Der Großmeister Erasmus IV. erlangte im Jahre 1428 vom Könige Sigmund die Bestätigung aller alten Gerechtsame des Ordens, konnte aber erst 1437 seinen Sitz nach Prag verlegen. Den zerstreuten Ordensbrüdern wurde in demselben Jahre durch den König befohlen, ins prager Stammhaus zurückzukehren. Die Nachfolger Sigmund's auf dem böhmischen Throne bestätigten gleichfalls die Privilegien der Kreuzherren, und diese selbst arbeiteten mit Eifer an der Wiederherstellung ihrer alten Macht. Es gelang ihnen während des 15. und 16. Jahrh., besonders im westlichen Böhmen, ihre älteren Commenden zu kräftigen und eine große Anzahl von Pfarreien mit ihren Ordensbrüdern zu besetzen. Daher konnte man auch von einer Art Kreuzherrendiöcese im westlichen Böhmen sprechen. Die wichtigsten Punkte daselbst waren: Eger, Karlsbad, Zettlitz, Elbogen, Falkenau, Tachau und Brüx. Im Reformationszeitalter nahmen die Kreuzherren in den genannten Orten mit aller Energie den Kampf auf gegen den siegreich nach Böhmen eindringenden Protestantismus. Im 16. und 17. Jahrh. war eine Zeit lang das Großmeisterthum der Kreuzherren mit dem prager Erzbisthume verbunden, und 8 Erzbischöfe wurden zu Großmeistern gewählt. Der erste, welcher beide Würden vereinigte, war Anton Bruß aus Müglitz (gest. 1580), ein gelehrter, durch seine Thätigkeit auf dem Trienter Concil bekannter Mann. Der letzte Erzbischof-Ordensmeister, Friedrich Graf von Waldstein (gest. 1694), erwarb sich große Verdienste um den Orden. Unter diesem sowie unter seinem Vorgänger Cardinal Harrach (gest. 1667) wurde insbesondere der Grund zum großen Landbesitz des Ordens gelegt. Gegenwärtig (1886) besitzt der Orden außer Prag folgende

Commendaturen und Seelsorgebezirke: Altknin, Borotitz, Brüx, Dobrzichowitz, Eger, Elbogen, Hlaupietin, Horschitz, Karlsbad, Kluczenitz, Königsberg, Schab, Sliwenetz, Tachau, Tursko, Unhoscht, Wrbno an der Moldau und Ziwohaust. Der böhmische Grundbesitz des Ordens nimmt ein Areal von 9823 Joch ein.

Nebst den angeführten Großmeistern erwarben sich noch folgende Ordensbrüder große Berühmtheit: Johann von Zdenicz, Großmeister von 1407 bis 1426, drang insbesondere darauf, daß die Ordensangehörigen sich mit dem Studium der Wissenschaften und der Ausübung der Kunst beschäftigen sollten. Nikolaus Kozarz Kozarzowa, ein Schlesier (gest. 1592), zeichnete sich durch seine hervorragenden Kenntnisse in der Mathematik und Astronomie aus. Johann Fr. Beczkowsky (gest. 1725) verfaßte eine große Anzahl historischer und theologischer Werke, Johann Prokop Purkhard (gest. 1784) edirte Predigten, deren Widmung Kaiserin Maria Theresia annahm, und Franz Pitroff (gest. 1814), welcher an der prager Universität die Pastoraltheologie docirte, galt in seinem Fache lange als Autorität. Viel genannt auch in weitern Kreisen wurden in neuerer Zeit zwei Kreuzherren, welche aus dem Ordensverbande austraten: Augustin Smetana (gest. 1851) war ein philosophischer Schriftsteller und Politiker, der andere Karl Postl (gest. 1864) ist unter dem Namen Sealsfield als geistvoller Romanschriftsteller bekannt.

Der Kreuzherrenorden bewahrte bis in die neueste Zeit immer eine gewisse Vornehmheit und nahm als Novizen nur tüchtig wissenschaftlich gebildete Jünglinge auf. Das seit jeher dominirende deutsche Element unter den Ordensbrüdern ist in unsern Tagen in die Minorität gelangt, da sich nur wenig deutsche Novizen anmelden.

Die schön gebaute Residenz des Großmeisters liegt wie seit alters an der Moldaubrücke; die 1688 vollendete Kirche, ein interessanter Kuppelbau, ist ein Werk des Italieners Luragho a Fermo.

Vgl. Frind, Kirchengeschichte Böhmens 1864—1878; Bienenberg, Analekten zur Geschichte des Kreuzherrnordens (1795). (*L. Schlesinger.*)

Kreuzkraut, s. Senecia.

KREUZLINGEN, Dorf und ehemaliges Kloster im gleichnamigen Bezirke des schweizerischen Cantons Thurgau, liegt 423 Met. über dem Meere, $1^1/_2$ Kilom. südsüdöstlich von Konstanz an der Nordostbahnlinie Romanshorn-Konstanz im anmuthigen, wein- und obstreichen Ufergelände des Bodensees. Das stattliche, wohlhabende Dorf ist Bezirkshauptort und zählt als Gemeinde mit den benachbarten Ortschaften Egelshofen und Kurzrickenbach (1880) 2978 Einwohner, worunter 1865 Protestanten, 1076 Katholiken, 24 Israeliten und 13 Angehörige anderer Confessionen. Das Kloster, einst eine angesehene Abtei regulirter Augustiner-Chorherren, Reichsstift und Mitglied des Schwäbischen Kreises, wurde schon im 10. Jahrh. dort gestiftet und soll früher näher bei Konstanz gestanden haben. Im J. 1633 wurde dasselbe bei der Belagerung von Konstanz durch die Schweden unter Horn geplündert und eingeäschert, worauf 1665 an die Stelle des alten 970 vom Bischofe Konrad dem Heiligen von Konstanz gegründeten Spitals der jetzige Bau errichtet wurde. Die hübsche Kirche, im Zopfstile erbaut und ausgeschmückt, enthält ein interessantes Holzschnitzwerk, das in nahezu tausend circa 30 Centim. hohen Figuren die Leidensgeschichte darstellt und im vorigen Jahrhundert von einem tiroler Bildschnitzer in Zeit von 18 Jahren verfertigt wurde. Nachdem schon 1832 die thurgauische Lehrerbildungsanstalt unter dem berühmten Schulmanne Wehrli in das Kloster verlegt worden war, wurde dieses 1848 vollständig aufgehoben und seine Gebäude dienen jetzt dem Lehrerseminar und der damit verbundenen landwirthschaftlichen Musterschule. (*A. Wäber.*)

KREUZNACH, die Hauptstadt des gleichnamigen Kreises in der preußischen Rheinprovinz, Regierungsbezirk Koblenz, liegt unter 49° 50′ 12″ nördl. Br., 25° 31′ 20″ östl. L. von Ferro in 104 Met. Seehöhe in schöner Ebene, im Norden und Nordosten durch Berge vor Winden geschützt, nach Südosten geöffnet, niemals von endemischen, selten von epidemischen Krankheiten heimgesucht, an der Rhein-Nahebahn, der Strecke Saarbrücken-Bingerbrück der Linksrheinischen Eisenbahn und am Einflusse des Ellerbaches in die Nahe, zu beiden Seiten des Flusses, rechts die alte, eng und winkelig gebaute Altstadt, links die moderne Neustadt mit schönen Straßen, Plätzen und Gärten, dazwischen die von der Nahe umflossene Badeinsel (Badewörth), welche miteinander durch eine alte steinerne Brücke von acht Bogen verbunden sind. Das continentale Klima ist heiter, warm und trocken, die mittlere Jahrestemperatur beträgt nach zwölfjährigem Durchschnitte $7{,}_{66}$° R., die mittlere Temperatur des Sommers $14{,}_{28}$° R., mit 131 Regentagen. Von den zur Bürgermeisterei gehörigen 3110 Hekt. Land sind 1515 Hekt. guter Gersten- und Weizenboden, 479 Hekt. Weingärten, 799 Hekt. Waldung. Die (1885) von 16,200 zu $^2/_3$ protestantischen und $^1/_3$ katholischen Einwohnern bewohnte Stadt ist Sitz der Kreisbehörden, eines Amtsgerichts, einer Reichsbank-Nebenstelle und eines alljährlich sich hier versammelnden Weincongresses, hat ein Post- und Telegraphenamt, evangelisches Gymnasium mit Realklassen und einer Sammlung von römischen und mittelalterlichen deutschen Alterthümern, eine Gewerbeschule, höhere Töchterschule, zwei evangelische und zwei katholische Kirchen, schönes Cur- und Badehaus (1840 und 1872 erbaut) nebst Badepark, ein Bildhaueratelier der meist in Rom lebenden Gebrüder Cauer, aus welchem das Standbild des verdienten Badearztes Prieger (gest. 1863) hervorgegangen ist. Außer einer Glashütte und mehrern chemischen Fabriken bestehen besonders mehrere bedeutende Gerbereien, Tabacks- und Schaumweinfabriken; der umfangreiche Handel beschäftigt sich mit dem Vertriebe von Leder, Früchten, Spirituosen und Wein; endlich betreiben die Bewohner starken Acker- und Weinbau, welcher außer Naheweinen vorzüglich den gerühmten Kauzenberger liefert. Hervorragende Bedeutung hat die Stadt durch ihre Mineralquellen, welche gegenwärtig jährlich von gegen 7000—8000 Curgästen besucht werden.

Die ältesten Quellen, die im Flußbette der Nahe entspringende und durch Röhrenleitung nach dem Lande geleitete Nahequelle und die zu Münster am Stein sind schon seit 1478 bekannt, darauf wurden die dem Großherzoge von Hessen gehörenden Salinen Karlshalle (1729) und Theodorshalle (1743) aufgefunden und zu Badezwecken verwerthet; aber erst die Entdeckung der Elisenquelle auf der Nahe-Insel (1832), welche allein zur Trinkcur angewendet wird, brachte das Bad in Flor. Sämmtliche Quellen gehören zu den iod- und bromhaltigen Soolen und stimmen in qualitativer Hinsicht miteinander überein, indem sie als Hauptbestandtheile Chlornatrium und Chlorcalcium, daneben Jod-, Brom-, Kohlensäure- und Eisenverbindungen nebst wenig Kiesel- und Thonerde enthalten; verschieden sind sie in quantitativer Hinsicht und rücksichtlich der Temperatur, welche letztere bei der Elisen- und Oranienquelle 10°, bei der Nahequelle 8°, in Karlshalle 8,3°, in Theodorshalle 17°, in Münster am Stein 25,5° R. beträgt. Die Salinen Karlshalle und Theodorshalle liefern jährlich gegen 18,000 Kilogramm Kochsalz und bis 4000 Hektoliter Mutterlauge, welche von der kreuznacher Soolbäder-Actiengesellschaft vertrieben wird, außerdem wird die Soole gleich der zu Münster am Stein zu Badezwecken nach der Stadt geleitet. Das Wasser wird zu Trink- (Elisenquelle) und Badecur verwendet gegen Skrophulose, Englische Krankheit und Rhachitis, Hypertrophien, Hautkrankheiten, Lähmungen, Dyskrasien und Kachexie.

Unter den nähern Umgebungen der Stadt bietet der Kauzenberg oder Schloßberg mit den Ruinen des 1270 von den Grafen von Sponheim erbauten, 1689 von den Franzosen zerstörten Schlosses und mit seinen reichen Weingeländen einen schönen Blick auf die Stadt und Umgegend. Weiterhin ist ein zackiger Porphyrfels, die Gans, ein vielbesuchter Punkt, ferner die Ruine des ebenfalls von den Franzosen 1689 zerstörten Rheingrafensteins rechts an der Nahe 132 Met. über dem Flusse und ihm gegenüber an der Mündung der Alsenz, schon in der Rheinpfalz, die Ruinen der Ebernburg, auf welcher im Beginn der Reformation Franz von Sickingen viele seiner Freunde, darunter besonders Ulrich von Hutten, Melanchthon, Bucer, Oecolampadius beherbergte und dem Reiche und den Reichsfürsten Trotz bot. Eine Viertelstunde östlich von der Stadt liegen die großherzoglichen Salinen Karlshalle und Theodorshalle, weiter aufwärts das Dorf Münster am Stein mit seinen Gradirhäusern und Soolbädern und 514 Einwohnern. Schon zur Zeit der Römer stand hier südlich der Stadt ein altes Castrum, dessen Ruinen in der sogenannten Heidenmauer erhalten sind, ein Quadrat von 155 Met. mit abgerundeten Ecken und 3 Met. starken, gegen 8 Met. hervorragenden Umfassungsmauern, in dessen Innern heute sich eine Glashütte befindet; hier ist auch der Fundort zahlreicher römischer Urnen und Münzen aus einer römischen Grabstätte. Später ließ die heilige Helena, Mutter Constantin's des Großen, gegen 306 hier eine Kapelle zu Ehren des heiligen Kreuzes errichten und 819 wird eine Karolingische Pfalz Cruciniacum erwähnt, um welche 891 und 974 als Gemeinde die villa Crucinacha oder Crucinaha genannt wird. Kaiser Heinrich IV. schenkte die Domäne 1065 dem Bisthume Speier, von welchem die Stadt 1241 an den Grafen Heinrich von Sayn verkauft wurde, von dem sie durch Heirath an die Grafen von Sponheim gelangte, die sich danach Sponheim-Kreuznach benannten. Diese erbauten 1270 die Burg Kauzenberg und den Simmern'schen Hof und umgaben die Stadt mit festem Wall und Graben, worauf König Rudolf I. 1290 der Feste die Freiheiten der Reichsstadt Oppenheim verlieh (Böhmer, „Acta Imp." I, 362). Als die Grafen von Sponheim-Kreuznach mit Graf Simon III. in der männlichen Linie ausstarben, fiel Kreuznach und die vordere Grafschaft Sponheim durch Heirath der Erbin Elisabeth an Pfalz-Zweibrücken, bei welchem es bis 1801 verblieb. Im Dreißigjährigen Kriege wurde die Stadt durch die Spanier und Gustav Adolf erobert, 1689 durch die Franzosen die Befestigungen zerstört. Im J. 1801 fiel der Besitz vorübergehend an Frankreich, 1814 an Preußen. — Der preußische Staatskanzler von Carmer und der Dichter und Maler Friedrich Müller sind hier geboren.

Der Kreis Kreuznach, im Süden des Regierungsbezirks Koblenz, durch die Nahe vom Fürstenthume Birkenfeld, der Rheinpfalz und Rheinhessen im Süden und Südosten geschieden, von deren Zuflüssen Ellenbach und Gulden durchflossen, vom Hundsrück durchzogen, der im Soonwalde sich bis 663 Met. erhebt, wird von der Linksrheinischen Eisenbahn und der Rhein-Nahebahn durchschnitten, besteht aus ehemaligen kurpfälzischen Besitzungen (vordere Grafschaft Sponheim und Simmern) und umfaßt die vier Städte Kreuznach, Kirn, Sobernheim und Stromberg nebst 79 Landgemeinden mit zusammen 557,06 □Kilom. und 69,075 (1885; gegen 1880 Zunahme von 1960) Einwohnern. Der schwere fruchtbare Thon- und Lehmboden eignet sich vorzüglich zum Anbau von Gerste und Weizen, während die Höhen des Hundsrück mit vorzüglichen Forsten bestanden sind.

Literatur: Stabel, Das Soolbad Kreuznach (Kreuznach 1876). — Engelmann, Kreuznach, seine Heilquellen und deren Anwendung (7. Aufl., Kreuznach 1882). — Voigtländer, Bad Kreuznach, Bad Münster am Stein und das Nahethal (11. Aufl., Kreuznach 1884).
(*E. Kaufmann.*)

Kreuzotter, s. Pelias berus.

KREUZRITTER (eques cruciatus, chevalier de la croix), eine ehemals übliche Benennung solcher Ordensritter, welche ein Kreuz auf dem Rocke oder auf dem Mantel trugen, besonders der Tempelherren, der Deutschen Herren, der Schwertbrüder sowie der Malteser- und Johanniterritter. (*J. Graf von Oeynhausen.*)

Kreuzschnabel, Vogelgattung, s. Loxia.

Kreuzspinne (Epeira diadema), Gattung der Webespinne, s. unter Epeira.

KREUZSTEIN (Harmotom), Mineral von eigenthümlicher Zwitterbildung kleiner Krystalle, die als rhombisch oder besser als monoklin aufzufassen sind. Es sind die scheinbar einfachen rhombischen, aus Längs- und

Querfläche mit Pyramide bestehenden Krystalle als monokline Durchwachsungszwillinge aufzufassen, die wiederum mit einem Klinodome verzwillingt sind zu einem kreuzartigen Doppelzwillinge. Man hat zu unterscheiden Baryt-Kreuzstein, bestehend aus einem wasserhaltigen Silicat von Kali, Baryt und Thonerde und Kalkharmotom oder Phillipsit, der statt des Baryts vorwiegend Kalk führt, von einer etwas andern Formel als der erstere. Beide gehören zur Gruppe der Zeolithe und finden sich auf Erzgängen, z. B. bei Andreasberg, Kongsberg und in Mandelräumen eruptiver Gesteine. (*E. Geinitz.*)

KREUZUNG 1) der Hausthiere, die Paarung von Thieren einer Art zweier verschiedener Stämme oder Rassen, sie mögen verwandt oder nicht verwandt miteinander sein. Kreuzung findet auch dann statt, wenn die Producte dieser Paarungen mit dem Zuchtthiere, mit welchem zuerst gekreuzt wurde, wieder gepaart werden, obschon sie ihm bereits näher verwandt sind, und so fort, bis das fremde Verhältniß beider Stämme gänzlich gehoben oder ausgeglichen ist. Man beabsichtigt durch das Kreuzen die geringere Güte in Formen und Eigenschaften der vorhandenen Thiere eines Stammes durch die bessern Formen und Eigenschaften eines andern Stammes zu verbessern, und nach und nach bis zu dem Culturstande des letztern auszugleichen; dieses setzt voraus, daß die Thiere, mit welchen die Verbesserung oder Veredelung bewirkt werden soll, besser und edler, jedenfalls aber reingezogen sein müssen. Wenn man also durch die Kreuzung günstige Resultate in der Zucht sicher erlangen will, so ist eine Hauptbedingung, daß die männlichen und die weiblichen Zuchtthiere reingezogenen, selbständigen Stämmen angehören. Die Paarung eines männlichen Zuchtthieres eines bessern oder edlern Stammes mit einem weiblichen eines geringern oder gemeinern Stammes gibt ein Product, welches geringer als der Vater, besser als die Mutter ist, und Mestize, halbschlägig, Halbblut genannt wird. Dieses Product, wenn es ein weibliches ist, wieder mit dem männlichen Zuchtthiere, seinem Vater, gepaart, wird ein Product geben, welches sich noch mehr dem Vater nähert und noch weit höher steht als seine Mutter, und so oder in derselben Art fortgepaart, gelangt man in fünf oder acht Generationen dahin, daß die Producte der letzten Generation dem angehörigen Stamme gleichstehen. Ist das Product der ersten Paarung, der zweiten oder fernern Generation, bevor der Stamm wieder selbständig geworden ist, ein männliches Thier, so darf es noch nicht zum Kreuzen als Zuchtthier verwendet werden, weil es nur ein gemischtes, kein ausgeglichenes Thier ist. Selbst wenn Paarungen mit solchen Thieren einmal günstige Resultate geliefert haben sollten, so sind solche durch dieselben doch nicht gesichert, und stets muß es Regel sein, nur mit solchen Thieren zu züchten, deren Abkunft und Eigenschaften erwiesen oder bekannt sind. Sind Zuchtthiere noch nicht reingezogen, so geben sie keine Bürgschaft für glückliche Resultate der Zucht, welche man nur von beiderseitig reingezogenen Stämmen mit möglichster Sicherheit erwarten kann. Wenn durch die Kreuzung eine Diensttauglichkeit erreicht werden soll, oder wenn man Thiere zu einem bestimmten Gebrauchszwecke erziehen will, z. B. bei Pferden einen größern oder gedrungenen Wagenschlag, einen größern oder kleinern Reitschlag, bei Schafen eine Wolle, welche sich mehr der Kammwolle nähert, beim Rind Milchergiebigkeit oder Mastfähigkeit u. s. w., so darf man die Zuchtthiere ebenfalls nur aus reingezogenen, selbständigen Stämmen wählen, welche die verlangten Eigenschaften besitzen; doch dürfen die zu kreuzenden Individuen, im Falle besondere Körperverhältnisse bedingt werden, ihren Körperverhältnissen und Formen nach nicht zu verschieden sein, während die Eigenschaften schon eher verschieden sein können und, um gewisse Zwecke zu erreichen, verschieden sein müssen, um das zu erzielen, weshalb man kreuzt. Erfahrungsgemäß steht fest, daß die Vaterthiere aus Stämmen, welchen die gewünschten Eigenschaften eigen sind, solche leichter mittheilen und verbreiten als weibliche Thiere, doch tragen auch diese unverkennbar zur frühern Ausbildung der gewünschten Formen und Eigenschaften bei, wenn sie in Bezug auf dieselben schon in nähern Verhältnissen zu dem erstern Stamme stehen. Sobald eine beabsichtigte Verbesserung in Formen und Eigenschaften durch fortgesetzte Kreuzung erreicht worden ist, wird es nöthig, das Errungene durch In- oder Reinzucht festzuhalten. Durch einmalige Kreuzung mit bessern oder edlern Thieren erreicht man seinen Zweck nicht. Treibt man mit den Producten der ersten Generation wieder Inzucht, so darf man nicht auf Constanz, Bestehen des Errungenen, mit Sicherheit rechnen; im Gegentheil wird sich eine Ungleichheit in diesem Sinne um so mehr herausstellen, je weniger der zu verbessernde Stamm selbst ausgeglichen war. Durch das Kreuzen kann man einem vorhandenen selbständigen Stamme alle bessern Eigenschaften eines edlern Stammes mittheilen, ebensowol können ihm aber auch alle schlechten Eigenschaften desselben einverleibt werden. Die Eigenschaften, welche man einem Stamme übertragen will, können nur durch Zuchtthiere vermittelt werden, welche wirklich diese Eigenschaften besitzen, die ihrem Stamme eigen sind, und welchen ein günstiges Fortpflanzungs- und Vererbungsvermögen innewohnt; dieses wird sich durch die ersten Producte ihrer Paarungen, deren Leistungen und mitgetheilten Eigenschaften ergeben. Aus Paarungen mit gemischten Thieren gehen Rückschläge hervor. Wenn durch das Kreuzen eines männlichen Zuchtthieres mit einer Anzahl weiblicher Thiere Producte entstehen, welche in der größten Mehrzahl dem Vater gut nacharten, so kann man gewiß sein, daß der beabsichtigte Zweck in Erfüllung gehen wird; wenn aber die Nachkommen gar nicht nach dem Vater arten, so thut man wohl, denselben nicht zur fernern Zucht zu verwenden. Rückschläge oder Vererbung der Formen und Eigenschaften der Voreltern von väterlicher oder mütterlicher Seite beweisen, daß die Zucht von der einen oder andern Seite noch nicht rein, edel oder selbständig war. Wenn man z. B. reine Merinos durch eine oder zwei Generationen mit Landvieh gepaart hat und die Paarung mit jenen nicht fortsetzt, sondern mit den erhaltenen Nachkommen

wieder Inzucht treibt, so werden Rückschläge zu erwarten sein und sich dadurch zu erkennen geben, daß bei dem folgenden Producte durch das schon verbesserte Vließ wieder grobe Wollhaare des Landviehs hervorkommen, oder daß mitunter wieder ganz grobwollige oder nur an einzelnen Stellen mit grobhaariger Wolle bedeckte Lämmer geboren werden würden. Bei der Schafzucht stellt sich übrigens der Werth des Kreuzens am deutlichsten heraus, und zwar in der Art, daß die verschiedenen Qualitäten der Wolle von der reinen Fortzucht und Reinerhaltung der echten Merinos und dann durch das zweckmäßige Kreuzen dieser mit dem Stamme, welcher den gehegten Erwartungen zu entsprechen im Stande ist, abhängt. Bei der Schweinezucht hängt der Bestand der Zucht geradezu von der Kreuzung ab; nur durch diese können fruchtbare Sauen erhalten werden. Mit der Kreuzung ist die Blutauffrischung unzertrennlich verbunden. Man versteht darunter die Wiederanwendung eines Zuchtthieres von derselben Landesart, derselben Zucht, demselben Stamme und demselben Geschlechte, von welchem die Verbesserung oder die Veredelung ausgegangen oder die ganze Zucht entstanden ist. Bei dem Blutauffrischen ist es deshalb Bedingung, daß das dazu zu verwendende Zuchtthier aus demselben Stamme genommen wird, von welchem das Kreuzen eines Stammes ausging, und daß dieses Zuchtthier seinem Vorgänger in Formen und Eigenschaften so gleich als möglich ist. Das Blutauffrischen durch Zuchtthiere aus demselben Stamme, mit welchem die Veredelung durch das Kreuzen vorgenommen wurde, wird nöthig, wenn die Veredelung den Erwartungen und Zwecken, weshalb sie unternommen wurde, entsprach, die ersten dazu verwendeten Thiere untauglich geworden oder eingegangen sind, und der zu verbessernde oder zu bildende Stamm noch nicht den Grad der Eigenschaften erreicht hat, welchen man beabsichtigte, um mit diesen Zuchtthieren die Kreuzung in derselben Art wie bisher, ohne fremde Zuchtthiere anzuwenden, fortzusetzen, und die Selbständigkeit eines Stammes zu erreichen. Würde man ein so gleichartiges Kreuzen nicht bis zur Selbständigkeit des Stammes fortsetzen, so hätte man zu fürchten, daß die fernere Zucht wieder zurückgehen würde. Wenn man dagegen ein Zuchtthier aus einem andern Stamme, das dem ersten nicht gleich ist, zum Blutauffrischen verwenden wollte, so würde eine Vermischung durch diese neue Kreuzung entstehen, weil durch das neue Zuchtthier neue Eigenschaften eingeführt werden würden. Diese könnten nur dann willkommen sein, wenn sie wirklich besser oder edler als bei dem ersten Stammthiere wären. Das Blutauffrischen ist also ein erneuertes Kreuzen mit Zuchtthieren von derselben Abkunft wie ihre Vorgänger. Wer aber durch jedes beliebige gute Zuchtthier das Blutauffrischen zu bewirken versucht, bildet durch dieses neue Kreuzen gewissermaßen eine gemischte Nachkommenschaft und wird auf diese Weise den Mutterstamm schwerlich wieder zur Selbstständigkeit bringen. Ein solches Blutauffrischen wird deshalb auch mit Recht ungleichartiges Kreuzen genannt, durch welches der Stamm selbst ungleichartig werden muß und durch diese Art des fortgesetzten Kreuzens so entartet, daß später eine lange dauernde, geregelte Zucht nothwendig ist, um den letztern herangezogenen Stamm wieder zu einem selbständigen zu machen.

2) Der Culturpflanzen. Dieselbe ist von besonderer Wichtigkeit zur Erzeugung von Getreide-, Kartoffel-, Obst- und Blumensorten. Beim Getreide ist die Kreuzung oder künstliche Befruchtung am lohnendsten, wenn die Eigenschaften zweier verschiedener Arten oder Varietäten vereinigt werden sollen. Es werden zu diesem Behufe zwei Pflanzen mit den zu vereinenden Eigenschaften folgendermaßen behandelt. Von der einen Pflanze, welche künstlich befruchtet werden soll, werden die Staubbeutel, sobald sie sich völlig entwickelt haben und noch nicht ausgetreten sind, vorsichtig aus den Spelzblütchen gelöst und entfernt, dagegen die Pflanze der andern Art oder Varietät, sobald die Stäubung zu beginnen scheint, zur Ueberstreichung der zu befruchtenden ausgezogen und dann der davon ausgezeichnete Same in zweiter Generation durch Zertheilung und Verpflanzung vervielfältigt. Die Kreuzung des Obstes geschieht meist bei der Obstorangerie; es werden durch sie ganz sicher neue feine Sorten erzeugt. Die künstliche Befruchtung wird dadurch bewirkt, daß man mittels eines Pinsels den männlichen Samenstaub einer edlen Obstsorte auf die weibliche Blüte einer andern Obstsorte überträgt. Das künstlich befruchtete Bäumchen muß von andern abgesondert und durch Verhängen mit einem Flor vor Vermischung mit anderm Samenstaube bewahrt werden. Am gebräuchlichsten und erfolgreichsten ist die Kreuzung bei den Zierpflanzen; man kann durch künstliche Befruchtung absichtlich Bastarde und dadurch neue, werthvolle Spielarten erzeugen. Die künstliche Befruchtung der Zierpflanzen geschieht folgendermaßen: Man nimmt, sobald sich eine Blume vollständig entfaltet hat, die Staubbeutel aufgeplatzt sind, und die auf der Spitze des Griffels befindliche Narbe zur Aufnahme des Samenstaubes vollständig ausgebildet ist, mit einem feinen Biberhaarpinsel den Samenstaub von dem Staubbeutel und bringt ihn auf die Narben, auf denen er kleben bleiben muß, wenn die Befruchtung gelingen soll. Das Glücken der Operation zeigt sich bei manchen Pflanzenarten durch ein sofortiges langsames Zusammenziehen der Narben oder durch Zurückbiegen der Kelch- und Korallenblätter, bei allen aber durch schnelles Wachsen der Blume und Anschwellen des Fruchtknotens; hat dagegen die Befruchtung nicht gewirkt, so welkt der Fruchtknoten oder fällt ab. Die fast zahllosen Varietäten und Hybriden der Nelken, Levkojen, Aurikel, Primel, Ranunkeln, Anemonen, Hyacinthen, Tulpen, Rosen, Malven, Georginen, Pelargonien, Calceolarien, Camellien, Rhododendren, Fuchsien, Verbenen, Passifloren, Päonien, Orangen, Amaryllen, Cacteen u. s. w. sind nur durch künstliche Kreuzungen entstanden, und es lassen sich die Bastardarten mancher zum Variiren sehr geneigter Arten und Abarten bis fast ins Unendliche vermehren, wenn man die letztern wechselseitig befruchtet oder kreuzt. Demgemäß bestäubt man die noch unbefruchteten Narben der einen

Art oder Varietät, nachdem man die Staubbeutel zur Verhütung eigener Bestäubung, insofern es thunlich ist, bei Zeiten entfernt hat, mit dem Samenstaube einer andern Art oder Varietät derselben oder einer nahe verwandten Gattung. Die Veränderungen, welche durch die Kreuzung im Eierstocke vorgehen, zeigen sich auch später an der Form aller Theile, sowie an der Farbe und an dem Geruche der Blumen der Pflanzen, welche aus dem durch die Kreuzung gewonnenen Samen erzogen sind. Bei vielen Arten kann man sogar mit ziemlicher Gewißheit die Blütenfarbe der künftigen Hybriden vorherbestimmen. Will man z. B. auf einer weißen oder gelben Hortulanie eine dunkle Illuminationsfarbe erzeugen, so wird der geöffnete Staubbeutel der dunkelfarbigen Blume zwischen der Narbe der weißen oder gelben angezeichneten Blume abgestäubt. Die Kreuzung darf übrigens nur bei trockenem Wetter geschehen, und der Samenstaub muß noch körnig und frisch sein. Im allgemeinen haben die bei trockener Luft und in der Mittagszeit vorgenommenen künstlichen Befruchtungen die günstigsten Resultate geliefert. Nur bei Orchideen und solchen Pflanzenarten, welche blos in der Nacht blühen, ist die geeignetste Zeit der Befruchtung der Morgen oder Abend. (*William Löbe.*)

KREUZVERHÖR (englisch cross-examination) ist im englischen Proceßrechte, nach welchem die Zeugen vor Gericht von den Parteien selbst verhört werden, die Befragung der Zeugen durch die Gegenpartei. Es wird hier nämlich zwischen examination in chief (Hauptverhör), Vernehmung des Zeugen durch die Partei, welche ihn benannt hat, und cross-examination (Kreuzverhör), Vernehmung desselben durch den Proceßgegner, unterschieden. Der Zweck des letztern ist der, die Sache möglichst aufzuklären, das Gedächtniß und die Wahrheitsliebe des Zeugen zu prüfen und etwaige Widersprüche in seinen Angaben darzuthun. Das Kreuzverhör ist aus dem englischen in das französische Proceßverfahren übergegangen, und auch die deutsche Civilproceßordnung hat dasselbe insofern adoptirt, als nach §. 362 derselben die Parteien berechtigt sind, dem Zeugen diejenigen Fragen vorlegen zu lassen, welche sie zur Aufklärung der Sache oder der Verhältnisse des Zeugen für dienlich erachten. Der Vorsitzende kann den Parteien gestatten, und hat ihren Anwälten auf Verlangen zu gestatten, an den Zeugen unmittelbar Fragen zu richten. Zweifel über die Zulässigkeit einer Frage entscheidet das Gericht. Von besonderer Wichtigkeit ist das Kreuzverhör im Strafprocesse, da nach §. 238 fg. der Deutschen Strafproceßordnung bei den von der Staatsanwaltschaft und dem Angeklagten benannten Zeugen und Sachverständigen der Staatsanwaltschaft und dem Vertheidiger auf deren übereinstimmenden Antrag die Vernehmung vom Vorsitzenden überlassen werden muß. Geschieht dies, so hat bei den von der Staatsanwaltschaft benannten Zeugen und Sachverständigen diese, bei den vom Angeklagten benannten der Vertheidiger in erster Reihe das Recht zur Vernehmung. Der Vorsitzende hat auch nach dieser Vernehmung die ihm zur weitern Aufklärung der Sache erforderlich scheinenden Fragen an die Zeugen und Sachverständigen zu richten; endlich muß der Vorsitzende, auch vom Falle des Kreuzverhörs abgesehen, dem Angeklagten und seinem Vertheidiger gestatten, unmittelbar Fragen an die Zeugen und Sachverständigen zu stellen, während auch hier etwaige Zweifel über die Zulässigkeit einer Frage in allen Fällen vom Gerichte entschieden werden. (*Albrecht Just.*)

KREUZZÜGE. Die Kreuzzüge sind nicht als eine vereinzelte Thatsache in der Geschichte des Mittelalters anzusehen, sondern als ein Glied in der großen Kette der friedlichen sowie der kriegerischen Berührungen[1]) des Orients mit dem Occident, die man kurzweg unter dem Namen der orientalischen Frage zusammenzufassen pflegt. Hatte beim Ausgange des Alterthums und beim Beginne der christlichen Zeitrechnung das Abendland ein entschiedenes Uebergewicht über das Morgenland gewonnen, so mußte dieses Verhältniß ein anderes werden, seitdem die Bekenner der Lehre Mohammed's begonnen hatten, mit dem Schwerte ihren Glauben zu verbreiten. Sobald der ganze Norden Afrikas der neuen Lehre gewonnen war, und seitdem die Araber durch die fränkischen Hausmeier von den westlichen Gebieten des Abendlandes sich fern gehalten sahen, standen die Mohammedaner auf dem Punkte, den letzten kümmerlichen Rest des Byzantinischen Reiches über den Haufen zu werfen, zumal bereits der größte Theil der asiatischen Besitzungen desselben ihnen unterworfen war. Mit dem Auftreten wilder turkomanischer Scharen drohte dem Abendlande ein neuer Schlag, als sie nach dem Sturze des Khalifats zu Bagdad den byzantinischen Kaiser Romanus Diogenes 1071 geschlagen hatten. Das Byzantinische Reich, schon seit langer Zeit im Innern zerwühlt, war unfähig, dem Feinde Widerstand zu leisten, und mußte sich nach auswärtiger Hülfe umsehen. Es konnte diese naturgemäß nur bei den Mächten des Abendlandes finden, wo der Boden dazu schon vorbereitet war. Denn eine Menge Franzosen, Italiener und vor allen wanderlustiger Normannen befand sich seit längeren Jahren in Diensten des Kaisers zu Konstantinopel und hatte so gleichsam als Vorkämpfer gegen die Ungläubigen gefochten, ehe sich die große Völkerwanderung des gesammten Europa gegen das Morgenland in Bewegung setzte. Nicht nur die Wanderlust, die Freude an Kämpfen und gefährlichen Abenteuern hat diese vereinzelten Scharen und die gewaltigen Heere der eigentlichen Kreuzzüge bewogen, die Heimat zu verlassen, sondern Interessen mannichfacher Art waren dabei thätig. Sicherlich hat die religiöse Idee viel zur Erregung der Massen beigetragen, aber andererseits hat eine Menge äußerlicher Antriebe mitgewirkt: Nothstände verschiedener Natur auf der einen Seite, Hoffnung auf Sieg, Macht und Beute auf der

1) Ueber die vielfachen Berührungen von Christen und Mohammedanern spricht Prutz, Christenthum und Islam während des Mittelalters u. s. w. (Histor. Taschenbuch 1878), und Culturgeschichte der Kreuzzüge (1883); vgl. Kugler, Geschichte der Kreuzzüge (1880) S. 378 Anm.

andern sind ebenso mächtige Triebfedern gewesen, um die großartige und folgenreiche Bewegung der Kreuzzüge sich entfalten zu lassen. Hinsichtlich der Zahl der Kreuzzüge gehen die Ansichten auseinander. Doch haben sich durch den Gebrauch mit mehr oder weniger Recht die Zahlen 6 oder 7 als feststehend eingebürgert: I. Kreuzzug 1096—1099; II. Kreuzzug 1147—1149; III. Kreuzzug 1189—1192; IV. Kreuzzug 1203—1204; V. Kreuzzug 1228—1229; VI. Kreuzzug 1248—1254; VII. Kreuzzug 1270.

I. Kreuzzug. Schon Gregor VII. beabsichtigte, die Waffen der gesammten Christenheit zum Kampfe gegen die Ungläubigen zu vereinigen, war aber durch die Kämpfe mit Heinrich IV. daran gehindert. Denn während die weltlichen Mächte infolge innerer Verhältnisse sich außer Stande sahen, das Schwert für eine fremde Sache zu ziehen, war das Papstthum damals die fast in ganz Europa anerkannte höchste Macht, von der mit Erfolg der Ruf zur Hülfe ausgehen konnte. Den unmittelbaren Anstoß zu der ganzen Bewegung der Kreuzzüge gab erst die Gesandtschaft des Kaisers Alexius an Papst Urban II., der sofort die Pläne seines großen Vorgängers aufnahm, das Heilige Land selbst zu befreien. Auf der Synode zu Piacenza (1095), welche mehrere kirchliche und weltliche Fragen zu erledigen hatte, traf bereits der Papst die ersten Vorbereitungen, um die Gemüther für seine Idee zu gewinnen. Noch in demselben Jahre begab er sich alsdann nach Frankreich, wohin ihn der Streit mit König Philipp rief. Zu Clermont in der Auvergne hielt er die nächste große Synode ab. Infolge der Nachrichten, welche ihm vorausgeeilt waren, hatte sich bereits eine große Aufregung des Volkes bemächtigt, und „in Vorahnung der kommenden Dinge" war eine ungeheuere Menge um den Papst versammelt; da die Stadt sie nicht faßte, mußten die meisten unter freiem Himmel ihr Zelt aufschlagen; 14 Erzbischöfe, 225 Bischöfe und 400 Aebte, die übrigen Geistlichen und die Laien in nicht zu schätzender Anzahl waren erschienen. Dort nun trat der Papst auf und begann vor der Menge zu reden vom Grabe Christi, von der Entweihung der heiligen Stätten Palästinas, von den Drangsalen und Verfolgungen, denen die Pilger durch die Ungläubigen ausgesetzt seien, von der Noth und Gefahr des Byzantinischen Reiches. Zum Schluß rief er die Menge zum heiligen Kriege auf, er feuerte sie an, sich in den Dienst des höchsten Kriegsherrn, Jesu Christi, zu stellen und sein Grab zu befreien. Mit dieser Rede [2]) hatte das, was alle Gemüther bewegte, eine bestimmte Gestalt angenommen, war der ascetischen Richtung der Zeit ein bestimmtes Ziel gegeben. Vielfach war des Papstes Rede von Beifall unterbrochen, und als er geendet, bewies ihm der vieltausendstimmige Zuruf: „Gott will es, Gott will es!" die zündende Wirkung seiner Worte. Noch auf dem Platze selbst, wo die Versammlung abgehalten worden, nahmen viele das Symbol — ein rothes Kreuz auf der rechten Schulter — als äußeres Zeichen ihres Gelübdes, unter den ersten der fromme und streitbare Bischof Adhemar von Puy. Allen, welche am heiligen Zuge theilnehmen wollten, wurde Erlaß ihrer Sünden bewilligt, ein allgemeiner Gottesfriede verkündigt.

Auf diese Weise ist die Bewegung durch das eigene Eingreifen des Papstes in Gang gebracht. Die Sage hat sich jedoch damit nicht begnügt, sondern noch einen andern Mann hiermit in Verbindung gesetzt, dessen ganze Persönlichkeit und Lebensweise der herrschenden ascetischen Richtung entsprach: Peter von Amiens. Bis in die neueste Zeit ist diesem Manne ein Antheil an der großen Bewegung zugeschrieben, der ihm thatsächlich nicht gebührt. Es wird erzählt, er wäre um das Jahr 1094 als Pilger nach Jerusalem gekommen und hätte vielfach die Verfolgungen der Seldschuken entweder selbst erfahren oder anderweitig gesehen. Als er eines Tages am Heiligen Grabe in Gebet versunken und eingeschlafen gewesen, wäre ihm der Heiland erschienen und hätte ihn aufgefordert, die Christenheit zum Kampf zu ermuntern, um die heiligen Stätten aus den Händen der Ungläubigen zu befreien. Daraufhin hätte er sich nach Rom zum Papst begeben und dann in dessen Auftrage die Herzen der Völker, die ihn wie einen Heiligen verehrten, durch seine Kreuzpredigt entzündet. Dann erst hätte der Papst die erwähnten Synoden berufen und auch in Clermont erst nach Peter seine eigene Ansprache gehalten. Es ist dieses eine Erzählung, welche neuere Forschung in das Gebiet der Legende verwiesen hat. [3])

Peter's Wirken als Kreuzprediger läßt sich erst im Anschlusse an die Synode von Clermont nachweisen: nach dieser erst hat er mit großer Begeisterung für den „heiligen Krieg" Streiter geworben; gerade auf die niedern Massen des Volkes, welche durch Hungersnoth und durch Krankheiten, durch den Druck des übermüthigen Adels in schlimmer Lage waren, hat er mit großem Erfolge eingewirkt; bald hatte sich eine große Menge, auch viel loses Gesindel, um ihn versammelt. Im Frühjahre 1096 setzte sich dieser Pilgerhaufen unter Peter's Anführung in Bewegung; durch Deutschland, Ungarn und die Balkanhalbinsel, woselbst man viel unter den Angriffen räuberischer Bulgaren zu leiden hatte, kam man nach Konstantinopel und vereinigte sich dort mit dem letzten Reste der Scharen, welche der Ritter Walter Habenichts aus Deutschland noch vor Peter nach der Balkanhalbinsel geführt hatte, die aber fast gänzlich aufgerieben waren. Sowie die Pilger auch in Konstantinopel ihre Zuchtlosigkeit fortsetzten, wurden sie vom Kaiser schleunigst auf die östliche Seite des Bosporus hinübergeschafft, dort aber in einzelnen Gefechten von den Feinden geschlagen und vernichtet. Im October 1096 war so die erste Unternehmung des Abendlandes kläglich gescheitert.

Während jene wilden und rohen Scharen Peter's und Walter's ihren Untergang fanden, war der Adel Lothringens, Belgiens und besonders Frankreichs in

2) Kugler a. a. O. S. 18, und Sybel, Geschichte des I. Kreuzzuges (2. Aufl. 1881), S. 185.

3) Hagenmeyer, Peter der Eremite (Leipzig 1879), für die Zeit S. 106 fg.

großer Bewegung; denn gerade in dem letztern Lande war die in Clermont erwachte Begeisterung durch die heimkehrenden geistlichen Pilger überallhin verbreitet; in Deutschland dagegen, wo der Kampf zwischen Kaiser und Papst alle Gemüther in Spannung hielt, fand die Kreuzpredigt fruchtbaren Boden nur in den Rheingegenden, wo sie zunächst freilich eine große Judenverfolgung veranlaßte. In Frankreich rüstete zur Heerfahrt der Bruder König Philipp's selbst, Hugo von Vermandois, der, in keiner Weise ein bedeutender Mensch, sich bei den Rittern beliebt gemacht hatte durch sein leutseliges Wesen, bei der Geistlichkeit durch seine ausgesuchte Demuth [4]); ferner Herzog Robert von der Normandie, ein Bruder König Wilhelm's II. von England, dem es unbehaglich in der Heimat geworden war, im übrigen ein zwar tapferer, aber schwacher und gutmüthiger Mann. Weiter sind zu nennen der reiche und der Kirche durchaus ergebene Graf Raimund von Toulouse, welcher das stärkste Heer den Fürsten zuführte, und der durch Reichthum gleich ausgezeichnete Graf Stephan von Blois. Im Norden rüstete Robert Graf von Flandern, und aus Lothringen zog mit beträchtlichen Scharen Herzog Gottfried von Bouillon ins Feld, ein Mann, dessen ganzes Leben „die Sage mit einem allgemeinen Schimmer himmlischen und irdischen Glanzes umgeben hat". Wie er sich später gezeigt hat, gehörte er zu den bedeutendsten Männern seiner Zeit, eine Natur voll Kraft und Wärme, nicht immer fest und umsichtig, aber thätig und gewandt, nicht zu hindern und zu erschlaffen. Ihn begleiteten seine beiden Brüder Eustachius und Balduin, von denen der letztere später die Krone von Jerusalem tragen sollte. Nicht geringer war die Bewegung in Italien. Dort rüstete mit allem Eifer zur Kreuzfahrt Bohemund, der Sohn Robert Guiscard's [5]), den unerquicklicher Familienzwist sowie Ehrgeiz und Thatenlust aus der Heimat trieben, und ihm schloß sich sein Neffe, der leidenschaftliche und abenteuerlustige Tancred, an. Etwa 300,000 Kreuzfahrer machten sich auf, denen es auch nicht an der nöthigen Ausrüstung fehlte; nur gebrach es diesem gewaltigen Heere an einem einheitlichen Mittelpunkte. Zwar hatte der Papst an seiner Statt den Bischof Adhemar zum Legaten ernannt, allein seine Einwirkung blieb eine geringe, und unter den Fürsten selbst ragte keiner durch seine Stellung so hervor, daß die andern sich ihm willig hätten unterordnen müssen. Jeder Theil marschirte selbständig, und das Ganze wurde nur durch das gemeinschaftliche Interesse zusammengehalten. Der erste, der den Aufbruch unternahm, war Graf Hugo von Vermandois, welcher zur See nach Dyrrhachium gelangte, wo er zwar ehrenvoll empfangen, aber wie ein Gefangener mit Wachen umgeben wurde. Auch in Konstantinopel mit Ehren überhäuft, mußte er dem Kaiser Alexius den geforderten Lehnseid leisten; denn dieser hatte durchaus nicht die Absicht, die Kreuzfahrer als gleichberechtigte Bundesgenossen anzusehen und zu empfangen, sondern war gewillt, die gewaltigen Heerscharen der Fremden gleichsam als seine Werkzeuge zu benutzen und mit ihrer Hülfe die einst zum Byzantinischen Reich gehörenden Theile Asiens wiederzuerwerben. Herzog Gottfried hatte mit seinen Scharen den Landweg eingeschlagen und war auf der uralten Handelsstraße die Donau abwärts, durch das Thal der Morawa und weiter durch die Porta Trajana die Maritza entlang unangefochten durch Ungarn und Bulgarien gezogen. An den Grenzen des Byzantinischen Reiches angekommen, hörten die Deutschen, in welcher Weise der Kaiser dem französischen Grafen entgegengetreten war, und erbittert hierüber ergossen sie sich plündernd über das Land. Diese Stimmung hielt auch in Konstantinopel an, wo sie in Pera ihr Lager aufschlugen. Gottfried verstand sich erst nach langen vergeblichen Unterhandlungen und nach wiederholten Niederlagen dazu, dem Kaiser den Lehnseid zu leisten. Auch die andern Fürsten, welche allmählich mit ihren Scharen ankamen, legten den Lehnseid ab, bis auf den Grafen von Toulouse, der sich standhaft weigerte, eine Verpflichtung einzugehen. Nach langem Verhandeln wurde der Streit durch einen Vergleich beigelegt, indem Raimund versprach, nichts gegen die Ehre und das Leben des Kaisers unternehmen zu wollen. Ende April rückten die Kreuzfahrer in Kleinasien ein, zunächst den Marsch auf Nicäa richtend, die Hauptstadt des Seldschukischen Reiches, über welches Kilidsch Arslan gebot. Die Stadt lag in einem rings von Bergen umgebenen Thale, auf drei Seiten durch Sümpfe, auf der vierten, der Westseite, durch einen See gedeckt. Der Sultan war fern, als die Kreuzfahrer vor seiner Stadt anlangten und sie nun regelrecht belagerten; namentlich seit dem Eintreffen Bohemund's wurde im Heere der Christen die größte Energie entwickelt. Zwar brachte der Sultan ein großes Heer zum Entsatz seiner Hauptstadt zusammen, doch wurde er durch die Tapferkeit Raimund's und seiner Provenzalen zurückgeschlagen. Dieser Tag soll den Seldschuken beinahe 30,000, den Christen aber nur 3000 Todte gekostet haben. Als sich die Stadt nicht mehr gegen die Stürme der Belagerer halten konnte und man in Betreff der Uebergabe schon Unterhandlungen begonnen hatte, knüpfte Kaiser Alexius hinter dem Rücken der Kreuzfahrer Verbindungen mit den Belagerten an, und da er erträglichere Bedingungen stellte, so wurde er bald mit ihnen einig und erreichte seinen Zweck, die Kreuzfahrer von dem Besitze der Stadt auszuschließen. Natürlich kam es darüber zu sehr heftigen Auseinandersetzungen zwischen Alexius und den Fürsten, die erst ihr Ende fanden, als die letztern sich durch das Versprechen besänftigen ließen, an Stelle der verlorenen Beute Entschädigung zu erhalten. Ende Juni 1097 verließ das Heer das Lager bei Nicäa, um mitten durch Kleinasien hindurch Syrien zu erreichen, und marschirte in zwei getrennten Abtheilungen weiter. Nach einigen Tagen stieß man in der Nähe von Doryläum (heute Eskeschehr) auf Kilidsch Arslan, der hier ein Heer von 150,000 Mann zusammengebracht hatte und die Trennung der Christen zu benutzen gedachte. Bohemund

4) Vgl. Sybel, Geschichte des I. Kreuzzuges, S. 221 fg.
5) Sybel S. 414.

aber, dem an diesem Tage eigene Tüchtigkeit und das Zutrauen der andern die Oberleitung gab, wußte die Schlacht so lange hinzuhalten, bis die andere Schar herangerückt war und durch ihr Eingreifen den Tag zu Gunsten der Christen entschied. Von Dorhläum zog das Heer auf der alten Römerstraße weiter nach Iconium, das seine Thore ohne Widerstand öffnete. An den Grenzen Ciliciens angekommen, zog man es vor, nicht geradezu durch die cilicischen Pässe zu gehen, sondern in einem weiten Bogen über Cäsarea durch Armenien, wo sich eine Reihe christlicher Fürstenthümer befand, die in stetem Kampfe mit den Seldschuken ihre Unabhängigkeit behauptet hatten. Diese wollte man unterstützen und die Feinde ganz aus jenem Gebiete verdrängen. Als man über den Taurus hinübergekommen war, trennte sich Balduin vom Heere und schlug sich eine Zeit lang mit den Seldschuken herum, wodurch er sich die Zuneigung der Armenier gewann. Thoros, der Fürst von Edessa, lud ihn in seine Stadt ein und ernannte ihn zu seinem Nachfolger, doch wurde er selbst bald vom eigenen Volke getödtet, welches schon jetzt Balduin an seiner Spitze sehen wollte. So hatte Balduin zuerst von allen Kreuzfahrern sich ein eigenes Fürstenthum im Morgenlande gegründet. Das große Heer rückte inzwischen in das Thal des Orontes hinab und kam vor Antiochia an, in welcher durch Natur und Kunst äußerst befestigten Stadt der Emir Bagi Sijan herrschte. Die Kreuzfahrer erholten sich zunächst von den Strapazen und schwelgten in der paradiesischen Gegend, sahen sich aber infolge dessen bald dem drückendsten Mangel ausgesetzt, zumal auch der Winter mit Stürmen und Regengüssen herannahte. Nun erst raffte man sich zum energischen Handeln auf und schloß die Stadt ein. Doch wurde die Lage der Kreuzfahrer äußerst mislich, als man erfuhr, daß einzelne Bundesgenossen des Emir, unter ihnen der mächtigste der seldschukischen Fürsten, Kerboga von Mosul, zum Entsatz der Stadt heranrückten. Kam diese nicht vorher in die Hände der Christen, so waren sie dem sichern Untergange ausgesetzt. Aus solcher Gefahr befreite sie das Vorgehen Bohemund's, der mit einem von dem Emir beleidigten armenischen Renegaten, welcher sich bereit erklärte, die Stadt den Christen in die Hände zu liefern, in Verbindung getreten war und den Entschluß gefaßt hatte, sich hier das ersehnte Fürstenthum zu gründen; und da die übrigen Fürsten, sich in einer Art Zwangslage befindend, seinen Plänen beistimmten, so wurde die Stadt mit Hülfe des Verräthers genommen und vollständig ausgeplündert. Kurze Zeit darauf kam Kerboga mit großen Heeresmassen an und schloß nun seinerseits die Stadt so vollständig ein, daß den Christen jegliche Zufuhr abgeschnitten war. Bald stieg die Noth in der Stadt aufs höchste, zu den ekelhaftesten Dingen mußte man greifen, um den Hunger zu stillen; nicht blos einzelne Pilger, sondern ganze Scharen gingen zum Feinde über, und nur dem energischen Eingreifen der Führer gelang es, das Heer vor gänzlicher Auflösung zu bewahren. Erklärlich ist es, wenn infolge dieser verzweifelten Stimmung leidenschaftliche Erregungen sich geltend machten, wenn man in himmlischen Erscheinungen Trost suchte und fand. So gewann leicht die Erzählung eines Provenzalen Petrus Bartholomäus allgemeinen Glauben, welcher behauptete, daß ihm der heilige Andreas im Traume befohlen habe, die Heilige Lanze, mit welcher einst die Seite des Herrn geöffnet war, und die unter dem Altare der Hauptkirche zu Antiochia vergraben sei, ans Tageslicht zu fördern. Man grub nach, und nach langer Mühe fand sich natürlich die kostbare Reliquie und gab allen inmitten von Elend und Todesgefahr die Hoffnung auf Sieg und Errettung zurück. Die Fürsten traten zusammen und ernannten Bohemund auf 14 Tage zum Oberanführer des Heeres. Nachdem dieser erst wieder Zucht in die Reihen der Pilger gebracht hatte, glückte ein von ihm vorbereiteter Ausfall über Erwarten schnell, da in den Reihen der Seldschuken große Uneinigkeit herrschte. In wilder Flucht verließ Kerboga mit den Seinigen das Thal des Orontes, und die ermatteten Scharen der Christen konnten sich wieder erholen. Aber kaum war die Gefahr vorüber, als auch wieder Zwietracht und Eifersucht unter den christlichen Fürsten einriß: denn da Bohemund, der sich am Ziele seiner Wünsche sah und Antiochia als sein Eigenthum betrachtete, bei Raimund von Toulouse den heftigsten Widerstand fand, so erfolgten lange und erbitterte Streitigkeiten, bis der letztere durch seine eigenen Truppen, die den Hauptzweck des ganzen Kreuzzuges erfüllen wollten, gezwungen wurde, den Weitermarsch anzutreten. Während Bohemund in ungestörtem Besitze in Antiochia zurückblieb, marschirte das übrige Kreuzheer weiter den Orontes aufwärts bis Hims und dann an der Küste entlang, vorüber an Beirut, Sidon, Tyrus, Accon und Ramla. Als man sich nicht mehr fern von Jerusalem befand, war die Unruhe des Volkes nicht mehr zu zügeln, ein Haufe nach dem andern setzte sich in Bewegung, um den letzten Bergrücken zu erreichen, der sie von Jerusalem schied. Von hier aus sahen sie (7. Juni) die Heilige Stadt vor sich liegen. Von heißester Andacht übermannt, stürzten sie in die Kniee und priesen mit Thränen den Herrn, der sie bis dahin geleitet. Man lagerte sich auf drei Seiten um die Stadt, sodaß nur der Osten, der Oelberg, freiblieb. Im Vertrauen auf die begeisterte Stimmung des Heeres wurde sofort ein Sturm unternommen; da derselbe aber fehlschlug, so mußte man zu einer regelmäßigen Belagerung schreiten, die allerdings bei dem Mangel an Belagerungsmaterial und Lebensmitteln große Schwierigkeiten bot. Unerwartet landeten einige genuesische Schiffe in Joppe, welche der drückendsten Noth abhalfen. Nachdem mit großer Mühe zwei bewegliche Belagerungsthürme angefertigt waren, und das ganze Heer durch eine große Procession um Jerusalem herum und durch Bußübungen sich vorbereitet hatte, schritt man zum Angriff. Mehrere Tage wurde aufs tapferste auf beiden Seiten gestritten, bis es Gottfried im Osten der Stadt gelang, von seinem Thurme aus die Fallbrücke zu werfen. Während er und sein Bruder hier die ersten auf der feindlichen Mauer waren, stürmten gleichzeitig auf der andern Seite die Kreuzfahrer durch eine Bresche in die Stadt (15. Juli). Ein furcht-

bares Gemetzel folgte, sodaß im Tempel Salomo's das Blut bis an die Knie der Reiter und an das Gebiß der Pferde reichte. Allen voraus eilte Tancred zum Tempel auf Morija, um sich der Schätze desselben im voraus zu versichern. Mehrere Tage vergingen im allgemeinen Taumel des Sieges und in der Freude über den erzielten Erfolg, und in Scharen strömte man zum Heiligen Grabe, um daselbst seine Andacht zu verrichten. Als dann endlich die Fürsten sich versammelten, um über die Bewahrung des Gewonnenen Rath zu pflegen, da zeigten sich sofort wieder die alten Zwistigkeiten. Zunächst erhob die Geistlichkeit Ansprüche auf die höchste Würde in der heiligen Stadt. Als diese ohne Mühe zurückgewiesen waren, bot man die Herrscherwürde Raimund von Toulouse an, ihm, dem mächtigsten und reichsten, der seit Bohemund's Entfernung die bedeutendste Stelle im Heere behauptet hatte. Allein Raimund schlug die Würde aus, weil er an dieser Stätte keine irdische Krone tragen könne; vielleicht auch, weil er sich seiner eigenen Scharen nicht mehr sicher fühlte. Gottfried von Bouillon dagegen, an den man sich sodann wandte, erklärte sich bereit und wurde ohne Widerspruch zum „Beschützer des Heiligen Grabes" erwählt. Den Königstitel und die feierliche Krönung vermied man, sei es auf den frommen Wunsch der Fürsten hin, oder (nach der gewöhnlichen Annahme) weil Gottfried's demüthiges Gefühl es so wollte. Lediglich um dieser hohen Stellung Gottfried's willen hat die Sage sein ganzes Leben aufs wunderbarste ausgeschmückt.

Noch aber hatten die Kreuzfahrer keine Ruhe gefunden. Von Aegypten her kamen große Streitscharen heran, um den Christen ihre Eroberungen streitig zu machen. Bei Askalon, südwestlich von Jerusalem, lieferte ihnen Gottfried (12. Aug.) die Schlacht, welche für die Christen infolge ihrer stürmischen Tapferkeit siegreich ausfiel. Zwar blieb Askalon selbst in den Händen der Feinde, doch waren die übrigen Eroberungen der Christen durch diesen letzten Sieg für einige Zeit wenigstens gesichert. Gottfried versuchte sodann, dem jungen Reiche eine möglichst starke Grundlage zu geben, doch ohne rechten Erfolg. Schon am 18. Juli 1100 starb er und hinterließ das Reich seinem Bruder Balduin I., welcher die Herrschaft über Edessa dem eigenen Neffen übertrug.

Mehrere Führer des Kreuzzuges, wie Robert von Flandern, Robert von der Normandie u. a.[6]), kehrten nunmehr in die Heimat zurück, wo sie mit hohen Ehren empfangen wurden und die Begeisterung für die Sache, für die sie gekämpft hatten, weiter rege erhielten. Zu denjenigen, welche die Rückreise antraten, gehörte wahrscheinlich auch Peter von Amiens, welcher mit seinen losen Scharen sich dem großen Heere der Kreuzfahrer auf asiatischem Boden angeschlossen und während des ganzen Zuges eine untergeordnete Rolle gespielt hatte. Er starb am 7. Juli 1115 zu Huy bei Lüttich. Bohemund schlug sich viel mit den benachbarten Seldschuken herum, wurde schließlich besiegt und 1100 vom Emir von Siwas gefangen; nach drei Jahren erst wurde er gegen hohes Lösegeld frei gegeben. Raimund von Toulouse hatte ebenfalls Syrien verlassen und war nach Konstantinopel zurückgegangen.[7])

Inzwischen hatte im Abendlande das Interesse für die Kreuzfahrt nicht nachgelassen: der glückliche Erfolg, die Erzählung einzelner Pilger, die Nachrichten aus dem Morgenlande selbst hielten den Eifer für die Sache des Heiligen Landes wach, und immer neue Scharen ballten sich zu gemeinschaftlichen Zügen gen Osten zusammen; die Flotten von Pisa, Venedig und Genua führten neue Hülfsmittel und Streitkräfte nach Syrien. Während des Jahres 1100 machten sich viele Bewohner der Lombardei, Deutschlands und Frankreichs auf, um unter der Führung Hugo's von Vermandois und Stephan's von Blois, die ihr früheres Entweichen vergessen machen wollten, sowie unter dem Banner Welf's IV. von Baiern nach dem Morgenlande zu pilgern. Diese Scharen, denen des Jahres 1097 an Zahl wenig nachstehend, planten nichts Geringeres, als das Khalifat zu Bagdad zu stürzen und den bedeutendsten aller Kreuzesfürsten, Bohemund, aus seiner Gefangenschaft zu Siwas zu befreien. Raimund von Toulouse schloß sich ihnen an, und Kaiser Alexius unterstützte sie; doch wurden diese gewaltigen Heeresmassen, welche ganz planlos ihr Unternehmen ins Werk setzten, durch einzelne Gefechte schnell geschwächt und schließlich inmitten von Kappadocien in einer furchtbaren Schlacht fast aufgerieben; nur geringe Reste retteten sich zurück, und mit ihnen die vornehmsten Führer. So scheiterte dieser mit großen Mitteln begonnene aber ohne Ordnung unternommene Zug.

Bohemund, der 1103 aus seiner Gefangenschaft entlassen wurde, erkannte bald die gefährliche Lage und die unzulänglichen Kräfte der Christen und machte sich selbst auf, um im Abendlande neue Streiter zu werben. Er durchreiste Italien und Frankreich, wurde überall mit Begeisterung aufgenommen und sah sich im Herbste 1107 an der Spitze von 34,000 Mann. Doch diese Macht führte er nicht nach Syrien, sondern gedachte zunächst einen andern abenteuerlichen Plan zu verfolgen, das Kaiserthum zu Byzanz, mit dem er allerdings stets in der schroffsten Feindschaft gelebt hatte, zu stürzen. Da er aber schon bei der Belagerung von Dyrrhachium durch ein griechisches Entsatzheer geschlagen wurde und sich dem Kaiser unterwerfen mußte, so kehrte er in seine Heimat Apulien zurück, wo er 1111 starb.

Die Geschichte des Reiches Jerusalem gehört nur in ihren Umrissen in diese Darstellung. König Balduin I. vertrat den Ansprüchen des Patriarchen von Jerusalem und des päpstlichen Legaten gegenüber stets das Interesse des Staates und schließlich auch mit Glück. Fürs zweite

6) Hugo von Vermandois und Stephan von Blois hatten schon in Kleinasien infolge der großen Strapazen die Sache der Kreuzfahrer aufgegeben.

7) Ob Raimund die Heimat verlassen in dem festen Vorsatze, sie nie wieder zu betreten und sich im Morgenlande, ähnlich wie Bohemund, ein eigenes Fürstenthum zu gründen, ist nicht sicher erweislich.

mußte er als seine Aufgabe erkennen die Erweiterung und Sicherung der Grenzen seines Landes, da sein Machtgebiet nicht bis zur Küste reichte und daher des nothwendigen Ankerplatzes für die aus dem Abendlande heransegelnden Flotten entbehrte, auch von Aegypten und Syrien her dauernde Angriffe zu gewärtigen waren. Mit Unterstützung immer neuer Pilgerscharen gelang es ihm, nordwärts die ganze Seeküste mit Ausnahme des festen Tyrus in seinen Besitz zu bringen, und wenn im Süden auch Askalon in den Händen der Aegypter blieb, so war die Kraft derselben doch so geschwächt, daß sie für den Augenblick keine ernstliche Gefahr für das junge Königreich bildeten. Im J. 1118 starb Balduin und wurde vor der Kirche des Heiligen Grabes neben seinem Bruder Gottfried beigesetzt. In der Herrschaft folgte ihm sein Neffe Balduin II. von Edessa, gleich seinem Vorgänger ein tapferer und energischer Mann. Auch er hatte zahlreiche Kämpfe mit den Seldschuken zu bestehen, sorgte aber auch im Innern des Landes für das Entstehen und Aufblühen neuer Städte und Ansiedelungen.

Unter Balduin's II. Regierung haben die beiden ältesten geistlichen Ritterorden ihren Anfang genommen. Um das J. 1118 faßten zunächst zwei französische Ritter, Hugo von Payens und Gottfried von St.-Omer, mit sieben ritterlichen Landsleuten den Plan, eine religiös-kriegerische Genossenschaft zum Schutze der Pilger und zum Kampfe gegen die Ungläubigen zu bilden, und legten in die Hände des Patriarchen von Jerusalem die gewöhnlichen Gelübde geistlicher Orden ab: der Keuschheit, der Armuth und des Gehorsams; der König gewährte ihnen alle Unterstützung und räumte ihnen einen Theil seines Palastes als Wohnung ein nahe der Stelle, wo einst der Tempel Salomo's gestanden, woher sie sich den Namen milites Templi, Tempelritter, beilegten. Als Hugo von Payens nach Frankreich reiste, um weitere Mitglieder der Genossenschaft zu werben, fand er dort offene Hände und Herzen. Männer aus den edelsten Geschlechtern verliehen dem Orden Besitzungen oder ließen sich in ihn aufnehmen. Der Genossenschaft wurden alsdann feste Regeln gegeben, die sie zu einem geistlichen Ritterorden (oder ritterlichen Mönchsorden) machten. Gleich darauf wurde eine bereits bestehende religiöse Verbrüderung in der Heiligen Stadt in derselben Weise umgestaltet, das klösterliche Hospiz und Krankenhaus, welches um 1070 Maurus, ein reicher Kaufmann aus Amalfi, zur Aufnahme und Pflege abendländischer Pilger eingerichtet und dem heiligen Johannes, Patriarchen von Alexandria, geweiht hatte. Nach dem Vorbilde der Templer wurde auch von den Johannitern zur Krankenpflege die Aufgabe des Kampfes gegen die Ungläubigen hinzugefügt, und auch hier entwickelten sich bald die drei Klassen der kämpfenden, der geistlichen und der dienenden Brüder.

Im J. 1131 schloß Balduin II. sein thatenreiches Leben. Auf ihn folgte Fulko, Graf von Anjou, der Gemahl seiner ältesten Tochter, der in einem besonders kritischen Augenblicke die Regierung antrat, da von Osten der thatkräftige Emir von Mosul, Imadeddin Zenki[8]), zum Angriffe auf die christlichen Besitzungen heranrückte. Zenki erzielte anfänglich manchen Erfolg, indem die vielfache Zerrissenheit und Zwietracht unter den Christen ihm die Wege bahnte. Doch schlossen diese sich infolge der Niederlagen enger aneinander; sogar der Emir von Damaskus, der sich durch das Vorgehen Zenki's in seiner Herrschaft bedroht sah, ging mit den Kreuzfahrerstaaten ein Bündniß ein. Hierdurch wurde Zenki in seinem Siegeslaufe gehemmt, sodaß für die christlichen Reiche einige Jahre der Ruhe eintraten, die aufs beste benutzt wurden. Ueberall erhoben sich an den Grenzen zahlreiche Burgen; eine Menge Ortschaften entstanden, bewohnt von gewerbthätigen Handwerkern und Bauern; der Boden lohnte aufs reichlichste die auf ihn verwendete Mühe, und der Handel, der den Verkehr zwischen Persien, Indien und dem Abendlande vermittelte, erhob sich zu reicher Blüte. Die Folge war, daß überall Reichthum einkehrte und von seiten der Großen eine geradezu orientalische Pracht entfaltet wurde. Auch bildete sich mit der Zeit in der Bevölkerung des Landes eine größere Einheit heraus, indem das französische Element alle andern Nationalitäten in sich aufgehen ließ. Unter der Regierung Fulko's ist wahrscheinlich auch der Anfang des großen Rechtsbuches des Königreichs Jerusalem entstanden, der Assises de Jérusalem[9]), und damit war eine Grundlage für sämmtliche Rechtsverhältnisse geschaffen. Diese ruhige Entwickelung wurde aber bald von anderer Seite gefährdet, als nach dem Tode des Kaisers Alexius (1118) seine beiden Nachfolger Johannes und Manuel innere Streitigkeiten in Antiochia benutzten, um sich die Kreuzfahrerstaaten lehnspflichtig zu machen. Antiochia mußte thatsächlich die Oberlehnsherrlichkeit von Byzanz anerkennen. Als gar 1143 König Fulko mit Hinterlassung zweier unmündigen Söhne starb, stieg die Zerrissenheit in den Kreuzfahrerstaaten auf einen bedenklichen Grad und ließ für Zenki von Mosul, welcher die Lage, in der sich die Christen befanden, aufs schärfste beobachtete, die Zeit gekommen erscheinen, um einen Hauptschlag auszuführen. Zu Ende des J. 1144 erschien er mit einem großen Heere vor Edessa, welches auf sich allein angewiesen war und einer Belagerung nicht lange standhalten konnte. Mit Edessa aber war die Vorburg der lateinischen Staaten Syriens gefallen, und fast schien es, als ob jetzt schon der Untergang über dieselben hereinbrechen würde. Nur einen Weg zur Rettung gab es noch, die Hülfe des Abendlandes.

II. Kreuzzug. Auf dem päpstlichen Stuhle saß in jener Zeit Eugenius III., ein nicht eben bedeutender Mann; es fand sich aber in dem Abte Bernhard von Clairvaux eine geeignete Persönlichkeit, um einen neuen Kreuzzug (den zweiten) einzuleiten. Ein Mann von hinreißender Beredsamkeit, genoß Bernhard bereits bei hoch und niedrig das größte Ansehen, die höchste Verehrung. Als nun die

8) Die Sage hat Zenki zu einem Sohne der Markgräfin Ida gemacht, welche an dem Kreuzzuge des J. 1101 theilgenommen haben und in die Gefangenschaft der Sarazenen gerathen sein soll.
9) Vgl. Prutz, Culturgeschichte der Kreuzzüge S. 213 fg.

Nachrichten von dem Unglücke der syrischen Christen und ihr Ruf um Hülfe nach Frankreich gelangten, war es natürlich, daß gerade da wegen der Verwandtschaft der Nationalitäten die Begeisterung für einen neuen Kreuzzug zumeist aufloderte. Allen voran war Frankreichs junger König Ludwig VII. gewillt, das Kreuz zu nehmen, und fragte Bernhard um Rath. Dieser zwar wies die Entscheidung an den Papst, da er nicht die Verantwortung übernehmen wollte, wenn der König das Land verließ. Der Papst aber stimmte freudig dem Vorhaben des Königs zu und beauftragte Bernhard, das Kreuz an allen Orten zu predigen. Ludwig berief zu Ostern 1146 eine Zusammenkunft der Großen nach Vezelay in Burgund, wo ähnlich wie einst zu Clermont eine Menge Volks zusammenströmte, und als Bernhard eine begeisterte Ansprache hielt, war der Erfolg gleichgroß wie damals, und auch diese Bewegung theilte sich wieder den benachbarten Gegenden mit. Am Rhein waren die nächste Folge blutige Judenverfolgungen, zu deren Dämpfung Bernhard gen Mainz reiste, und als es dem machtvollen Eindrucke seiner Persönlichkeit und seiner Beredsamkeit bald gelang, den Aufruhr zu unterdrücken, faßte er den Plan, für den neuen Kreuzzug auch die deutsche Nation zu gewinnen. Zwar wies König Konrad III. den Gedanken zuerst von der Hand; gegen Ende des J. 1146 erschien aber Bernhard auf dem Reichstage zu Speier und hielt im Dome daselbst eine eindringliche Kreuzpredigt; er wandte sich schließlich an den König selbst, mahnte ihn an die Wohlthaten, die ihm der Himmel erwiesen, und erinnerte ihn an das Jüngste Gericht, wo Gott wegen seiner Undankbarkeit Rechenschaft von ihm verlangen werde. Diese Rede machte einen so mächtigen Eindruck auf den König, daß er sofort das Kreuz nahm und mit ihm eine Anzahl Großer des Reiches, darunter sein Neffe Friedrich von Schwaben. Auf diese Weise war allerdings ein großartiges Unternehmen durch Bernhard von Clairvaux ins Leben gerufen, denn der größte Theil der römischen Christenheit war zum Kampf gegen die Ungläubigen aufgeboten, und nur die sächsischen Fürsten machten den Zug in das Morgenland nicht mit, sondern ließen sich, Heinrich der Löwe und Albrecht der Bär an der Spitze, die Verpflichtung auflegen, einen Kreuzzug gegen die benachbarten heidnischen Wenden zu unternehmen.

Der Erfolg des zweiten Kreuzzuges entsprach nicht im geringsten der ersten Begeisterung, denn die Menge der Theilnehmer war von vornherein an ein verschiedenes Interesse geknüpft. Die Deutschen neigten mehr zu Byzanz hin, während die Franzosen es mit den Normannen hielten, die gerade damals von den Griechen hart bedrängt wurden. Im Sommer 1147 machte sich König Konrad auf, um auf demselben Wege, welchen Gottfried einstmals gezogen, Konstantinopel zu erreichen. Dort wurden die Deutschen wegen ihrer großen Zahl anfänglich mit Mistrauen empfangen, es kam zu offener Feindseligkeit, und die Deutschen brachen bald nach Asien auf, um, ohne erst die Franzosen abzuwarten, Edessa zu erobern. Nur langsam und in großer Unordnung rückte das Heer vorwärts; in der Nähe von Doryläum kam es bereits zu einzelnen Gefechten, die für die Seldschuken siegreich ausfielen. Als die letztern auch weiter das Kreuzheer ohne Unterlaß durch kleine Angriffe reizten und beunruhigten, schlug die frühere kriegerische Stimmung in vollständige Muthlosigkeit um, und König Konrad beschloß, den Rückmarsch an das Meer anzutreten, um die Franzosen zu erwarten. Dieser Rückzug artete unter fortwährenden Angriffen der Seldschuken bald in völlige Flucht aus, bei welcher eine Menge Menschen dem Schwerte der verfolgenden Feinde erlag. Als man endlich in Nicäa angekommen war, starben daselbst noch viele Tausende an Krankheiten. Die meisten der Ueberlebenden gaben den Kreuzzug auf, ein kleiner Rest nur blieb bei König Konrad in Konstantinopel zurück.

Die Franzosen, die einige Wochen später als die Deutschen aufgebrochen waren und denselben Weg zurückgelegt hatten, wurden vom Griechenkaiser mit noch größerem Mistrauen empfangen und bald, wenige Tage vor der Niederlage des deutschen Heeres bei Doryläum, mit List aus seiner Hauptstadt entfernt. Als Ludwig, auf asiatischem Boden angelangt, von dem Unglücke der deutschen Kreuzfahrer erfuhr, beeilte er sich zwar, den Trümmern des geschlagenen Heeres entgegenzugehen, aber anstatt mit seinen frischen Truppen sofort in das Innere des Landes aufzubrechen, zog er es vor, sich mehr an der Küste zu halten, und gelangte über Smyrna und Ephesus nach Laodicea am Lykos. Kaum hatte man diese Stadt wieder verlassen, so griffen die Seldschuken an und rieben einen Theil des in aufgelöster Marschordnung hinziehenden Heeres auf. Unter steten weitern Gefechten erreichte man die pamphylische Stadt Attalia, welche zum Byzantinischen Reich gehörte; da man hier zwar gegen theures Geld Lebensmittel für die Menschen erhielt, Futter für die Pferde aber in der öden Gegend nicht aufzutreiben war, so faßte man den Entschluß, zu Schiffe nach Syrien zu gelangen, woraus nur neues, größeres Unheil entsprang. Denn wegen der unzureichenden Anzahl der zur Stelle befindlichen Schiffe erklärten sich die niederen Krieger sofort bereit, selbst zu Fuß den Weg zurückzulegen, die Schiffe den Vornehmeren zur Ueberfahrt nach Syrien zu überlassen. Und wie nicht anders zu erwarten, wurden die zu Fuße ziehenden Scharen vollständig aufgerieben. Ludwig, der wohlbehalten in Antiochia ankam, verließ die Stadt bald und verabredete mit König Konrad, der inzwischen zu Schiff von Konstantinopel nach dem Heiligen Lande gefahren war, einen Angriff auf Damaskus, womit das ursprünglich geplante Unternehmen gegen Edessa, wo inzwischen der Nachfolger des ermordeten Zenki, Nureddin mit Namen, schrecklich gehaust hatte, aufgegeben war; fortan blieb diese Stadt im Besitze der Mohammedaner. Der Angriff auf Damaskus dagegen wurde ganz im Sinne des Königs Balduin III. unternommen, der auf diese Weise sein Reich zu vergrößern gedachte. Damaskus [10]) war eine äußerst feste Stadt, gegen Norden und Westen meilenweit mit Obstgärten umgeben, die ihrer-

10) Vgl. Röhricht, Beiträge II, S. 74.

seits wieder mit Lehmmauern umsäumt und von den Damascenern in einzelne Festungen verwandelt waren. Besonders durch die Tapferkeit der Deutschen erzielten die Christen den Erfolg, fast bis an die Stadt heranzukommen, hielten sich jedoch in den Anpflanzungen so lange mit der Plünderung auf, daß die Feinde Zeit hatten, sich von neuem zu sammeln und zu verschanzen. Die Christen mußten wieder in das Lager vor die Stadt zurück, und als nun das Herannahen eines Entsatzheeres unter den Söhnen Zenki's gemeldet wurde, drohten die Damascener, diesen die Stadt übergeben zu wollen. Im Interesse Balduin's lag es freilich ohne Frage, die Ausführung dieser Drohung zu verhindern, damit er nicht einen überaus kräftigen Feind zum Nachbar bekäme, und es gelang ihm und seinen Baronen in der That, wenn auch durch schmählichen Verrath, das ganze Heer zum Rückzuge nach Jerusalem zu veranlassen. König Konrad sprach zwar unverhohlen seine Entrüstung über den Verrath aus, wollte aber so wenig wie Ludwig das Land verlassen, ohne noch einen Versuch gemacht zu haben, durch eine glanzvolle That die bisherigen Miserfolge in den Hintergrund zu drängen. Doch auch dieses Unternehmen, ein Angriff auf Askalon, scheiterte an der Theilnahmlosigkeit der syrischen Christen selbst. Infolge dessen segelte Konrad im September von Accon nach Konstantinopel ab, woselbst er bis zum Frühjahr 1149 als Gast des Kaisers verblieb. Im Herbste desselben Jahres erreichte auch Ludwig wieder den heimatlichen Boden, und 1150 und 51 kehrten die letzten traurigen Reste der Kreuzfahrer in das Abendland zurück, wo sich ein wahrer Sturm der Entrüstung gegen den Papst und Bernhard erhob, welche den Kreuzzug veranlaßt hatten. Allerdings hatte Bernhard durch seinen Uebereifer viel verschuldet, aber auch die christlichen Staaten im Orient befanden sich in einer tiefen, sittlichen Zerrüttung, die zum Mislingen des Unternehmens wesentlich beigetrugen hat; und zu alledem kam noch die den Franzosen feindliche Politik der Byzantiner hinzu.

Der Glaubenskrieg der sächsischen Fürsten gegen die Wenden hatte nach tapferer Gegenwehr der letztern mit einem Vergleich geendet. Die heidnischen Wenden gelobten das Christenthum annehmen zu wollen, aber mehr zum Schein als in ernster Absicht.

Inzwischen hatte noch auf einer ganz andern Seite ein erfolgreicher Kampf gegen Mohammedaner stattgefunden. Die zahlreichen Pilger, welche im Frühjahre 1147 aus niederrheinischen und friesischen Gegenden und aus England aufgebrochen waren, um zu Schiffe nach dem Morgenlande zu kommen, wurden in Oporto vom Könige Alfons von Portugal aufgefordert, an der Belagerung Lissabons theilzunehmen. Man ging auf den Vorschlag ein und gewann die Stadt nach mehrmonatlicher Belagerung, worauf die Kreuzfahrer, denen der König alle Beute überließ, ihren Weg nach dem Morgenlande fortsetzten. Ueber ihre Landung dort wissen wir nichts[11]); doch haben sie sicherlich an den Kämpfen Konrad's und Ludwig's im Morgenlande theilgenommen.

Nach dem unglücklichen Ausgange des zweiten Kreuzzuges verschlimmerte sich die Lage der syrischen Christen immer mehr, und sowol die Damascener wie Sultan Nureddin machten wiederholte Angriffe auf die christlichen Staaten. Zudem herrschte im Königshause zu Jerusalem der bitterste Hader, bei den Johannitern und den Templern mehrten sich die Beispiele von Uebermuth, Verrath und Habsucht. Zwar wo sich die Christen eng zusammenschlossen und mit alter Tapferkeit fochten, blieben ihnen auch jetzt Erfolge nicht ganz aus, wie es ihnen z. B. im J. 1153 gelang, das vielumstrittene Askalon einzunehmen. Dieser Erfolg wurde aber auf der andern Seite dadurch wieder verkürzt, daß Nureddin durch die Einnahme von Damaskus sich zum unmittelbaren Nachbar der Christen machte. Nachdem mehrere Jahre ohne rechte Entscheidung hin und her gestritten war, starb König Balduin III. 1162 und hinterließ als Nachfolger seinen Bruder Amalrich, der den Aufgaben, welche an seine Regierung gestellt wurden, um so weniger gewachsen war, als zu der von Nureddin selbst drohenden Gefahr eine neue von Aegypten aus hinzukam, wo sich eben Salaheddin, gewöhnlich Saladin genannt, nach Vernichtung des fatimidischen Khalifats zum Statthalter unter der Oberhoheit Nureddin's aufgeschwungen hatte. Das Bewußtsein dieser doppelten Gefahr bewirkte zunächst, daß man sofort wieder durch eine besondere Gesandtschaft die Hülfe des Abendlandes anrief; doch infolge der dortigen Wirren (zwischen Kaiser und Papst) blieb dieses Gesuch noch erfolglos. Neue Noth brachte das Jahr 1170: ein furchtbares Erdbeben stürzte Tripolis in Trümmer und zerstörte Antiochia fast gänzlich, und gleichzeitig bemächtigte sich Saladin der Grenzstadt Gaza.

Zu Anfang des J. 1172 unternahm, wie es schon fast Fürstensitte geworden war, auch der Sachsenherzog Heinrich der Löwe, von vielen Großen seines Landes begleitet, eine Pilgerfahrt nach dem Heiligen Lande. Auf der alten Kreuzfahrerstraße kam er nach Konstantinopel, wo er vom Kaiser aufs ehrenvollste aufgenommen wurde, und segelte dann weiter nach Syrien. Soviel nun auch die Sage diese Kreuzfahrt ausgeschmückt hat, weiß doch die Geschichte irgendeine Heldenthat Heinrich's zu Ehren des Glaubens nicht zu berichten, denn die Christen im Orient hatten alle Ursache, einen feindlichen Zusammenstoß mit Nureddin oder Saladin zu vermeiden, so daß sich Heinrich begnügen mußte, durch reiche Stiftungen seine Frömmigkeit zu beweisen. In demselben Jahre noch kehrte er in die Heimat zurück.

Als König Amalrich im J. 1173 starb, war die mohammedanische Welt von allen Seiten im Vorrücken gegen die Christen begriffen. Zwar starb 1174 auch Nureddin; aber sein Nachfolger wurde Saladin, der sich bald zum Sultan von Damaskus emporschwang. Dieser Mann[12]), Zenki und Nureddin vergleichbar an Kriegsmuth, Feldherrntalent und rücksichtsloser Energie bei Be-

11) Vgl. Röhricht, Beiträge II, S. 80 fg.

12) Kugler, Kreuzzüge S. 180.

hauptung und Erweiterung der einmal gewonnenen Macht, übertraf sie noch durch einen Zug von Genialität, der sein ganzes Wesen erfüllte. Obwol ihm die Vernichtung der Christenherrschaft in Syrien als Lebensaufgabe vorschwebte, hat er sich doch gegen die Ueberwundenen stets als milder Sieger bewiesen. Den Waffenstillstand, welchen Saladin, da er sich zunächst der innern Politik zuwenden mußte, den Christen gewährte, benutzten diese sehr schlecht; denn abgesehen davon, daß die Großen des Reiches um die Vormundschaft für den kranken Balduin IV. haderten, sorgten sie auch selbst dafür, daß der Waffenstillstand fortwährend gebrochen wurde, wobei sich besonders der wilde Rainald von Chatillon in wüsten Raubzügen hervorthat. Saladin aber vereinigte währenddessen seine Macht immer fester und zog die Grenzen um die christlichen Staaten immer enger, bis sein Machtgebiet sich über Aegypten, Syrien und das ganze Reich erstreckte, welches einst Zenki und Nureddin gehört hatte. Auch zum letzten Bruche des Waffenstillstandes und damit zum Kriege gaben die Christen wieder selbst den Anlaß. Nachdem Rainald von Chatillon zu Anfang des J. 1187 eine reiche Karavane, bei der sich auch eine Schwester des Sultans befand, überfallen und Saladin vom Könige Guido von Lusignan, dem Schwager und Nachfolger des 1184 gestorbenen Balduin IV., dafür vergebens Genugthuung verlangt hatte, wurde die ganze mohammedanische Welt zum „Heiligen Krieg" gegen die Christen aufgefordert. Mit nicht minderer Begeisterung, als einstmals die Christen dem Kreuzrufe gefolgt waren, leisteten die Mohammedaner der Aufforderung ihres Sultans Folge, und schnell erfüllten sich nun die Geschicke des Königreichs Jerusalem. Der gewaltigen Uebermacht des Sultans gegenüber sammelten auch die Christen ihre Streitkräfte, aber die Stimmung im Heere und im Rathe der Fürsten war eine getheilte. Als Saladin im Juli 1187 Tiberias erstürmt hatte, entschloß man sich, ihm dorthin entgegenzuziehen. Etwas westlich von Tiberias kam es zur zweitägigen Schlacht; obwol der erste Tag, der 4. Juli, ohne Entscheidung endete, zog sich doch das christliche Heer nördlich nach dem Dorfe Hattin zu, nach welchem gewöhnlich die Schlacht genannt wird, zurück, und da hierdurch die Reihen der Christen gelöst waren, wurden sie am folgenden Tage, wenn auch nach tapferster Gegenwehr, geschlagen und das ganze Heer vernichtet. Der König und die meisten Großen des Reiches wurden gefangen vor Saladin geführt, der sie gütig empfing und nur den Verräther Rainald mit eigener Hand niederschlug. Nun wandte sich Saladin gegen die festen Plätze des Reiches, um den ersten niederschmetternden Eindruck seines Sieges sofort zu benutzen. In rascher Folge fielen Sidon, Joppe, Askalon u. a. in seine Hand; und bald war mit Ausnahme von Tyrus, Jerusalem, Antiochia und Tripolis das ganze Königreich bezwungen. Tyrus wurde von dem tapfern Markgrafen Konrad von Montferrat, der noch in letzter Stunde eingetroffen war, entschlossen vertheidigt. Jerusalem hätte Saladin als eine auch den Mohammedanern heilige Stadt gern geschont, er sah sich aber doch zu einer etwa 14tägigen Belagerung genöthigt, bis am 2. Oct. 1187 die Uebergabe unter der Bedingung erfolgte, daß die Einwohner gegen ein Lösegeld die Stadt verlassen sollten. Der Jubel der Mohammedaner war ungeheuer. Die Symbole des Christenthums wurden überall gestürzt, und der Islam erhob wieder sein Haupt.

III. Kreuzzug. So lange hatten die Christen im Abendlande gezögert, bis sie die Nachricht von der Eroberung Jerusalems erhielten — die Kunde, welche nunmehr freilich überall den tiefsten Schmerz wie den höchsten Zorn verbreitete, zugleich aber auch von neuem die Begeisterung und das Interesse für die Kreuzfahrerstaaten wach rief. Papst Urban III. war infolge der Unglücksbotschaft gestorben; sein Nachfolger Gregor VIII. legte sofort allen Zwist mit Kaiser Friedrich Barbarossa bei, und in der ganzen abendländischen Christenheit wurde der Friede in der Heimat und der Krieg gegen den Islam gepredigt. Die drei mächtigsten Fürsten Europas: Friedrich Barbarossa, Philipp August von Frankreich und Richard Löwenherz von England, nahmen das Kreuz und riefen ihre Völker unter die Waffen.

In Deutschland ordnete Friedrich die innern Verhältnisse des Reiches, verwies Heinrich den Löwen, der unversöhnlich jede Theilnahme am Kreuzzuge ablehnte, auf drei Jahre außer Landes und bestimmte das Frühjahr 1189 als den Zeitpunkt für den Aufbruch des Heeres. Um die Menge zuchtlosen Volkes und Gesindels fern zu halten, ordnete er an, daß jeder, der nicht mindestens drei Mark Silber (120 Reichsmark) besaß, vom Zuge ausgeschlossen werden sollte, da er eben nur wohlhabende und kriegstüchtige Pilger mitnehmen wollte. Ferner wurde beschlossen, den Landweg, die gewöhnliche Kreuzfahrerstraße, einzuschlagen. Zu Anfang des Mai setzte sich das Heer von Regensburg aus in Bewegung. An der Grenze seines Reiches angekommen, hielt Friedrich noch einen Reichstag ab und übergab die Regalien seinem ältesten Sohne Heinrich, während sein zweiter Sohn Friedrich von Schwaben ihn begleitete. Nach einer glänzenden Heerschau überschritt der Kaiser mit dem gesammten Heere die Grenze. Durch Ungarn, wo König Bela die Kreuzfahrer aufs freundlichste empfing und sie reichlich mit Lebensmitteln versorgte, ging der Marsch ohne Unfall von statten, zumal auch Friedrich für gute Mannszucht in seinem Heere sorgte. Anders gestaltete sich die Lage, als man den Boden des Byzantinischen Reiches betrat. Daselbst herrschte seit 1185, seit dem Ausgange der Dynastie der Komnenen, der elende und feige Isaak Angelus, der, mistrauisch wie er war, in dem Heranrücken des deutschen Kreuzheeres eine große Gefahr für sein eigenes Reich sah und im Bewußtsein seiner Schwäche sogar mit Sultan Saladin ein Bündniß zu gegenseitiger Duldung und Unterstützung abgeschlossen hatte. So kam es, daß die Deutschen sich hier wie in Feindes Land befanden; weit und breit wurde alles verheert, und schon wollte Friedrich sogar die abendländischen Flotten zum Kampfe gegen die tückischen Griechen aufbieten, als endlich im Februar 1190 ein Friedensvertrag zwischen beiden Kaisern zu Stande kam,

nach welchem Friedrich Schiffe zur Ueberfahrt und Lebensmittel gegen einen billigen Preis erhalten sollte, Isaak aber Geiseln stellen mußte. Nachdem das Heer im Frühjahre bei Gallipolis über den Hellespont gesetzt war, durchzog es in südlicher Richtung Kleinasien, wobei es fortwährend mit der übeln Gesinnung der Byzantiner, welche die Lebensmittel vertheilten, zu kämpfen hatte. Ueber Sardes und Philadelphia kam das Heer nach Laodicea, hinter welcher Stadt die Angriffe der Seldschuken begannen, die zwar stets siegreich zurückgeschlagen wurden, aber doch große Mühseligkeiten verursachten. Auf dem weitern Wege aber, über Philomelium gegen Ikonium zu, hatte man ganz besonders dadurch zu leiden, daß Lebensmittel und Wasser gänzlich fehlten und oft das Fleisch und Blut der Pferde den Pilgern zur Stillung des Hungers und Durstes dienen mußte. Aber trotz aller dieser Drangsale blieben die schwer geprüften Kreuzfahrer erfüllt von Gottvertrauen und Begeisterung. So rückte man bis gegen Ikonium vor, woselbst die Seldschuken eine große Streitmacht gesammelt hatten. Im ersten Ansturme drang der Herzog Friedrich von Schwaben am 18. Mai in die Stadt ein und nahm sie bis auf die Citadelle. Da aber inzwischen die Seldschuken ihre Scharen in der Stärke von etwa 200,000 Mann außerhalb der Stadt zum Angriff auf den Kaiser wie auf den Herzog geordnet hatten, so war doch die Lage der Christen eine sehr ernste, und alles machte sich auf den Tod gefaßt. Da aber riß der Kaiser mit dem Heerrufe: „Christus regiert, Christus siegt, Christus herrscht", die Seinigen zu einem unwiderstehlichen Angriffe fort: die Feinde flohen, und die ermatteten Pilger erquickten sich zum ersten male wieder seit langer Zeit an reichen Vorräthen. Am folgenden Tage (19. Mai) begingen die Deutschen ein glänzendes Dank- und Siegesfest, und als der Sultan von Ikonium jetzt den Frieden erbat, wurde er ihm gegen Stellung von Geiseln und Lieferung von Lebensmitteln gewährt. Wenige Tage darauf zog man weiter und gelangte über Pyrgos und Laranda auf armenisches Gebiet, woselbst die Pilger mit inniger Freude und Rührung die auf den Feldern stehenden christlichen Kreuze begrüßten. Noch einmal hatte das Heer beim Uebergang über den Taurus große Schwierigkeiten zu überwinden, auf der andern Seite des Bergrückens aber konnte es sich dann in der reichen Flur von den überstandenen Strapazen erholen. Der Kaiser jedoch war, um den beschwerlichen Paß zu umgehen, früh in das Thal bis an den Saleph hinabgestiegen und wollte, nachdem er sein Mahl eingenommen, den Fluß überschreiten. Gegen den Willen der Seinigen setzte er hinein in den Strom, aber die Wogen rissen ihn fort, und er wurde entseelt herausgezogen. Unermeßliche Trauer verbreitete der Tod des Kaisers im Heere, alle Einheit und jeder Zusammenhang war zerrissen. Der gewaltige Wille, welcher das Heer trotz aller Mühsale und Entbehrungen zusammengehalten hatte, war nicht mehr da, und die Scharen liefen auseinander. Während ein Theil sofort die Rückfahrt in die Heimat antrat, andere nach Tripolis gingen, zog die Mehrzahl unter Anführung Friedrich's von Schwaben über Tarsus, wo man die Eingeweide des Kaisers feierlich beisetzte, nach Antiochia. Hier bestattete Friedrich in der St.-Peterskirche das von den Gebeinen gelöste Fleisch des väterlichen Leichnams, die Gebeine aber soll er in einem Beutel mit sich geführt haben, um sie später in Jerusalem beizusetzen; nach seinem eigenen Tode sind sie verloren gegangen. In Antiochia wurde das Heer der Deutschen durch eine furchtbare Seuche heimgesucht, sodaß nur ein kleiner Rest desselben zusammen mit Herzog Friedrich bis vor das durch König Guido von Jerusalem belagerte Accon gelangte. Die Deutschen nahmen zwar noch rühmlichen Antheil an der Belagerung, kamen aber infolge der Kämpfe, Entbehrungen und Leiden im Winter 1190/91 größtentheils um. Am 10. Jan. 1191 starb Herzog Friedrich selbst an der Pest. Obwol dann im Frühjahre neuer Zuzug aus Deutschland unter Anführung Herzog Leopold's von Oesterreich anlangte, so traten die Deutschen doch gegenüber den von ihren Königen geführten Franzosen und Engländern, die fast gleichzeitig eintrafen, stark in den Hintergrund.

Gleichzeitig mit den Deutschen hatten auch die Franzosen und die Engländer zum heiligen Kriege gerüstet, auch bei ihnen hatte die Nachricht von der Eroberung Jerusalems stürmischen Eifer erweckt: wer nicht mitziehen konnte, sollte den Saladinszehnten zahlen, um mit seinem Gute wenigstens an den Kosten des Krieges theilzunehmen. Nachdem die beiden Könige Philipp August und Richard ihren mannichfachen Zwist beigelegt hatten, brachen sie 1190 auf. Im Juli etwa vereinigten sich ihre Heere in Burgund, trennten sich jedoch wieder der bessern Verpflegung wegen und kamen im September auf verschiedenen Wegen in Messina an. Sogleich begannen von neuem die althergebrachten Streitigkeiten zwischen den Königen, und da Richard wie ein Eroberer auftrat, Philipp aber es mit den Sicilianern hielt, so schien ein Bruch unvermeidlich. Nur mit Mühe wurde dieser noch verhindert und ein neuer Vertrag zu gegenseitiger Unterstützung abgeschlossen. So verging der Winter; im Frühjahre 1191 brach endlich Philipp nach Accon auf, und wenige Tage danach segelten auch die Engländer ab. Die Flotte der letztern wurde unterwegs vom Sturme überfallen, und da einige nach der Insel Cypern verschlagene Schiffe dort ausgeplündert wurden, so griff König Richard, sobald er herankam, sofort die Insulaner an und machte sich zum Herrn Cyperns. Am 8. Juni endlich, wieder nur einige Tage später als die Franzosen, kamen auch die Engländer vor Accon an.

Accon war eine äußerst stark befestigte Stadt, ein großes Dreieck bildend, von welchem zwei Seiten vom Meere umspült wurden, die dritte dem Binnenlande zugewendet war, welches in der Nähe der Stadt sich im ganzen eben hinzieht und erst in größerer Entfernung zu dem Hügellande von Galiläa aufzusteigen beginnt. Auf diesen Höhen hatte sich Sultan Saladin festgesetzt und lieferte von hier aus den Christen in der Ebene blutige Schlachten, während die Besatzung der Stadt sich tapfer wehrte. Zwar wurde, sobald Richard und Philipp

August eingetroffen waren, die Belagerung mit größerer Energie betrieben, aber andererseits durch den Hader der beiden Fürsten wieder erschwert. Endlich sah sich die tapfere mohammedanische Besatzung durch Mangel an Lebensmitteln genöthigt, mit den Christen in Unterhandlungen zu treten, die im Juli zur Uebergabe der Stadt führten. Durch diesen Erfolg wäre man zu den größten Hoffnungen berechtigt gewesen, wenn nicht immer wieder das Parteigezänk die weiteren Fortschritte gehindert hätte, wobei Engländer und Franzosen wetteiferten, die andern Nationen zu benachtheiligen und zu kränken. König Richard, der überhaupt gegen Deutsche sich arge Brutalitäten erlaubte, beschimpfte sogar beim Einzuge in die Stadt das Herzogsbanner Leopold's, worauf dieser sofort seinen Rückweg in die Heimat antrat. Bald darauf verließ auch König Philipp das Land, Krankheit vorschützend, in Wahrheit wol, um daheim die Abwesenheit Richard's zu eigenem Vortheile auszubeuten. Letzterer schlug sich noch einige Monate mit Saladin herum, in planlosen Gefechten seine Kraft vergeudend; wiederholt gedachte man zwar Jerusalem anzugreifen, aber kaum ins Werk gesetzt, wurde der Plan auch schon wieder aufgegeben. Die Stadt Askalon, welche Saladin hatte schleifen lassen, um an ihr den Christen keinen Stützpunkt zu gewähren, war zwar von Richard wieder aufgebaut worden, aber ebenfalls ganz vergebens, da sie bald wieder von Saladin erobert und dann für alle Zeiten zerstört wurde. Als Richard schließlich schlimme Nachrichten aus der Heimat erhielt, daß König Philipp und der eigene Bruder sich verbunden hätten, ihn vom Throne zu verdrängen, schloß er mit Saladin im September 1192 einen Vertrag, demzufolge Jerusalem in den Händen Saladin's verblieb, aber den Christen in Zukunft gestattet sein sollte, als friedliche Pilger die Heilige Stadt frei und sicher zu betreten; die christlichen Gefangenen blieben in den Händen des Sultans. So verblieb den Christen nur noch der schmale Streifen Landes von Joppe bis Tyrus und ihre geringen nordsyrischen Besitzungen. Einen Monat später verließ Richard Syrien. Als er das Adriatische Meer hinaufsegelte, um Frankreich zu vermeiden und durch Deutschland weiter heimzureisen, litt er zwischen Aquileja und Venedig Schiffbruch. In Verkleidung und nur von einem Diener begleitet, kam er bis Wien, fiel aber hier, da sein Aufenthalt verrathen wurde, in die Hände Herzog Leopold's, der so die gewünschte Gelegenheit fand, für den ihm in Accon angethanen Schimpf Rache zu nehmen. Richard wurde zuerst auf Burg Dürnstein an der Donau in strengem Gewahrsam gehalten, dann aber an Kaiser Heinrich VI. ausgeliefert, der ihn für seine politischen Zwecke zu benutzen suchte und erst 1194 gegen ein hohes Lösegeld und andere Zusagen wieder freigab.

Inzwischen hatte Sultan Saladin 1193 sein thatenreiches Leben beendet, ein Mann, der sich durch die Kühnheit seiner Politik und die liebenswürdigen Züge seines Charakters auch bei seinen Feinden Achtung und Anerkennung erworben hatte. Der Papst ließ nun sofort allerorten zu einem neuen Kreuzzuge predigen, allein bei der furchtbaren Erschöpfung des Abendlandes, welche die Opfer des dritten Kreuzzuges verursacht hatten, hätte sein Mahnruf nur geringen Erfolg gehabt, wenn nicht Kaiser Heinrich VI. im J. 1195 selbst das Kreuz genommen hätte. In raschem Siegeslaufe hatte er seine Herrschaft befestigt: Süditalien gehorchte unbedingt seinem Willen, der König von England war sein Lehnsmann geworden, die Beherrscher von Tripolis und Tunis in Nordafrika sandten kostbare Geschenke, und auch Byzanz, wo der elende Isaak Angelus vom eigenen Bruder Alexius III. vom Throne verdrängt und geblendet war, beugte sich seinem Machtgebote. Heinrich betrieb aufs eifrigste die Anstalten zum Kreuzzug; auf dem Reichstage zu Worms, im December 1195, hatten sich viele aus Adel und Volk zur Pilgerfahrt verpflichtet und im Winter 1196/97 begann der Aufbruch der Massen, die sich, während Kaiser Heinrich zunächst noch zurückblieb, nach Apulien begaben und später von da nach Accon gelangten. Schon hatten die Deutschen Beirut genommen, schon schickte man sich an, den Marsch nach Jerusalem anzutreten, als aus Deutschland die Trauerbotschaft kam, daß Kaiser Heinrich 1197 erst 32 Jahre alt plötzlich verstorben sei. Damit war den Kreuzfahrern die Lust am weitern Kampfe genommen, und von Besorgniß vor heimischen Wirren getrieben, kehrten kurz darauf die meisten nach Deutschland zurück. Eine folgenreiche Errungenschaft hatte dieser Zug aber doch zu verzeichnen. Im März 1198, vor dem Aufbruche in die Heimat, trat eine Reihe deutscher Fürsten, vielleicht noch einer Anregung Heinrich's VI. folgend, zusammen und erhob die schon bestehende Deutsche Spitalbrüderschaft zu einem Ritterorden. Gegründet war das Deutsche Hospital schon unter Balduin I. und dann durch reiche Zuwendungen schnell emporgewachsen. Durch die Ereignisse von 1187 schwer betroffen, hatten die aus Jerusalem vertriebenen Mitglieder der Genossenschaft, von Bürgern norddeutscher Städte unterstützt, im Lager vor Accon ihre Wirksamkeit wieder aufgenommen. Nach dem Vorbilde der Tempelherren und der Johanniter wurde nun das Deutsche Hospital zu einem geistlichen Ritterorden erweitert und von Papst Innocenz III. die Regel des neuen Ordens, des Ordens der Ritter St.-Marien der Deutschen zu Jerusalem, bestätigt.

IV. Kreuzzug. Während nach dem Tode Heinrich's VI. Deutschland der Schauplatz eines verheerenden Bürgerkrieges wurde, rief Papst Innocenz III. von neuem zum Kreuzzuge auf. Vorzüglich ein großer Theil des französischen Adels, durch die Predigt Fulko's von Neuilly bestimmt, nahm das Kreuz und schickte eine Gesandtschaft nach Venedig, um mit dem Dogen Heinrich Dandolo behufs der Ueberfahrt nach Aegypten zu verhandeln. Denn dort in Aegypten dachten die Kreuzritter zunächst die Macht der Mohammedaner zu vernichten. Gegen die Summe von 85,000 Mark Silber, so wurde abgeschlossen, sollten ihnen die Schiffe gestellt werden. Die Politik[13]) des Dogen aber, die in denselben Bahnen ging wie die

13) Kugler, Kreuzzüge S. 270, Anm.

König Philipp's von Deutschland, gab dem Zuge eine andere Richtung. Zu Philipp nämlich, der mit Irene, der Tochter des geblendeten Isaak, vermählt war, war sein Schwager, der junge Alexius Angelus, geflohen und hatte seine Hülfe gegen den Oheim, den Thronräuber Alexius III., erbeten. König Philipp suchte zwar die Pilger diesem Plane zugänglich zu machen, im übrigen hat er aber auf den Fortgang des neuen Zuges nicht eingewirkt, dagegen wurde der Entschluß des greisen Dandolo, das Pilgerheer zum Angriff auf Kaiser Alexius III. zu führen, von entscheidender Bedeutung. Da die Pilger die für die Ueberfahrt geforderte Geldsumme nur zum Theil bezahlen konnten, so gingen sie auf den Vorschlag des Dogen, dafür zuvor noch einen Feldzug gegen die dalmatinische Stadt Zara, die Feindin der Venetianer, zu unternehmen, sofort ein. Nachdem hier die Eroberung gelungen, konnte auch Papst Innocenz III., der sich allerdings mit diesem Vorgehen nicht einverstanden zeigte und mit dem Banne drohte, nicht verhindern, daß Heinrich Dandolo im Mai 1203 mit den Kreuzfahrern, unter denen Bonifacius von Montferrat und Balduin von Flandern die bedeutendsten Führer waren, nach Konstantinopel aufbrach. Dort hatte Alexius III. eine Misregierung der schlimmsten Art geführt und auch nicht die geringsten Vorsichtsmaßregeln gegen die heranrückenden Kreuzfahrer getroffen. Von Scutari aus, wo sie vor Anker gegangen waren, versuchten die Angreifer, die Stadt zu nehmen, nur für kurze Zeit durch einzelne tüchtige Führer der Griechen, wie durch Theodor Laskaris, aufgehalten. Der Kaiser selbst gab seine Sache bald verloren und verließ mit seinen reichen Schätzen heimlich Konstantinopel. Sofort wurde der blinde Isaak aus seiner Haft hervorgeholt und wieder zum Kaiser ausgerufen, während ihm sein Sohn Alexius IV. als Mitkaiser an die Seite trat. Die Kreuzfahrer erwarteten nun von den beiden durch sie wieder erhobenen Kaisern die Zahlung des versprochenen Lohnes; da diese sich aber außer Stande sahen, ihren Verpflichtungen nachzukommen, gab es bald zwischen beiden bis dahin verbündeten Parteien selbst blutige Streitigkeiten, und noch vor Ausgang des J. 1203 wurde in aller Form der Krieg erklärt. Nachdem in Konstantinopel eine vollständige Anarchie ausgebrochen und die beiden Kaiser durch Alexius V., einen entfernten Verwandten, vom Throne verdrängt waren, begann im Januar 1204 die zweite Belagerung Konstantinopels durch die Kreuzfahrer. Nach hartnäckiger Vertheidigung wurde die Stadt am 13. April genommen und fiel, während der Kaiser sie fliehend verließ, einer furchtbaren Plünderung und Zerstörung anheim, bei der alle jene großartigen Kunstschätze, welche seit vielen Jahrhunderten dort gesammelt waren, ihren Untergang fanden. Die Sieger, die aus ihrer Mitte einen „lateinischen" Kaiser statt eines griechischen zu wählen beschlossen, einigten sich auf Balduin von Flandern. Sobald aber auch die übrigen Theile des Byzantinischen Reiches in Europa erobert waren, entstanden noch mehrere Theilfürstenthümer, unter denen das Königreich Thessalonich während der Regierung Konrad's von Montferrat eine ziemlich selbständige Stellung behauptete. Ferner bildete sich im Peloponnes das Fürstenthum Achaja, andere in Hellas und auf den Inseln des Aegäischen Meeres. Die Venetianer, die sich vor der Einnahme Konstantinopels drei Achtel aller Eroberungen ausbedungen hatten, wurden Landesherren über einen Theil Griechenlands, besonders im Südwesten; auch Korfu und Kreta unterwarfen sie sich bald, und weit über die Grenzen des Byzantinischen Reiches hinaus wußten sie ihre Macht und ihre Handelsbeziehungen auszudehnen. — Das Lateinische Kaiserthum ging aber rasch wieder seinem Verfalle entgegen, da sich unaufhörlich der neidische Hader zwischen den Großen des Reiches und den Venetianern, zwischen Griechen und Lateinern erneuerte. Der Untergang des Lateinischen Kaiserthums ging von Nicäa in Kleinasien aus, wo der erwähnte Theodor Laskaris, einen Theil des ehemaligen Byzantinischen Reiches für sich behauptend, schon 1205 ein Griechisches Kaiserreich gestiftet hatte. Nachdem sein dritter Nachfolger, ein Kind von sechs Jahren, von Michael Paläologus, einem tüchtigen General, 1259 verdrängt worden war, rüstete dieser sofort zum entscheidenden Schlag gegen die Lateiner und konnte schon im Sommer 1261 als Sieger in Konstantinopel einrücken. Im Anfange des 14. Jahrh. gingen nach und nach auch die Theilfürstenthümer des kurzlebigen Lateinerreiches ein. Während sich so Griechen und Lateiner im verhängnißvollen Kampfe gegenüberstanden, rückten von Osten her neue turkomanische Horden vor, die osmanischen Türken, die schon in den dreißiger Jahren des 13. Jahrh. bis in den Nordwesten Kleinasiens gelangten, und denen der weitere Weg nicht weniger durch diese Fehden der orientalischen Christen untereinander als durch die Kämpfe derselben mit den Seldschuken geebnet wurde.

Dem Heiligen Lande war durch den vierten Kreuzzug, jenen Zug nach Konstantinopel, natürlich in keiner Weise gedient. Das Abendland unterstützte zwar weiter häufig durch Geldsendungen, aber der Zug der Pilger richtete sich jetzt mehr nach Konstantinopel, wo leichterer Erfolg und mehr Beute winkten. Doch sorgten die Bettelorden der Dominicaner und der Franciscaner durch feurige Predigten dafür, daß der Kreuzzugseifer nicht ganz erlahmte. Einen eigenthümlichen Ausdruck fand die oft krankhaft aufflackernde Begeisterung in dem beklagenswerthen Kinderkreuzzuge [14]) des J. 1212. In Frankreich sowol wie in Deutschland machten sich Tausende von Kindern auf, um den Zug nach dem Heiligen Lande anzutreten. Die Schar der französischen Kinder, die bis Marseille gelangte, fiel dort gewissenlosen Leuten in die Hände, durch welche ein großer Theil der Unglücklichen an den Hof des Khalifen in die Sklaverei verkauft wurde; erst Kaiser Friedrich II. soll später den Rest von ihnen aus der Gefangenschaft losgekauft haben. Die deutschen Kinder, welche unter Führung eines Knaben Nikolaus das Heilige Land erobern wollten, zogen über die Alpen,

14) Röhricht, Der Kinderkreuzzug (in Sybel's Histor. Zeitschrift 1876, II).

wobei sie bereits in Massen durch Mangel und Räuber umkamen, und wurden schließlich durch den Bischof von Brindisi an der Seefahrt verhindert; auf der Heimkehr fand auch der größte Theil der übriggebliebenen seinen Untergang.

V. Kreuzzug. Inzwischen ließ Innocenz III. immer eindringlicher seinen Mahnruf ertönen, waren doch die Erfolge der päpstlichen Politik in dieser Zeit ganz ungeheuer: die Könige Johann von England und Peter von Aragonien hatten ihre Länder zu Lehen des Papstes erklärt, und die Verwirklichung des theokratischen Ideals schien nahe gerückt. König Johann wie Andreas von Ungarn hatten das Kreuz genommen, und im Sommer 1215 legte auch König Friedrich II. das Pilgergelübde ab, welchem Beispiele Tausende der Besten seines Volkes nachfolgten. Für das J. 1217 war bereits die Kreuzfahrt angesetzt, als mitten in seinem Triumphe Innocenz 1216 dahingerafft wurde. Sein Nachfolger Honorius III. ließ es zwar ebenfalls nicht an Eifer fehlen, die Bewegung in Gang zu halten, doch war ihr mit Innocenz die eigentliche Seele genommen. Da Friedrich II. vorderhand, von den eigenen Angelegenheiten zurückgehalten, den Kreuzzug verschob und Johann von England 1216 gestorben war, so machten sich im Frühjahre 1217 nur zwei Züge auf: König Andreas von Ungarn mit beträchtlichen Pilgerscharen aus Ungarn selbst und aus Südostdeutschland, und ein anderer Zug vom Niederrhein und aus Friesland her. Im Morgenlande jedoch wurde das Heer des Königs durch eine Reihe kleiner zweckloser Feldzüge und durch Mangel an Lebensmitteln erschöpft und aufgerieben, und mismuthig kehrte Andreas 1218 in die Heimat zurück. Als aber endlich die Niederrheinischen, die sich wieder in Portugal hatten aufhalten lassen, vor Accon eintrafen, rafften sich die syrischen Christen zu einem großartigern Unternehmen auf und beschlossen, einen Angriff gegen Aegypten zu machen und zunächst Damiette, den Schlüssel des Landes, einen durch Natur und Kunst stark befestigten Platz, anzugreifen. Zwar wehrte sich die Stadt bis zum Aeußersten, als aber alle Anstrengungen, sie zu entsetzen, vergeblich waren, trat Sultan Alkamil nach $1\frac{1}{2}$ jährigem Kampfe mit den Christen in Unterhandlung und bot ihnen einen günstigen Frieden an, dessen Hauptbedingung die Herausgabe des Königreichs Jerusalem sein sollte. Im Lager der Christen waren die Meinungen getheilt; doch wußte die Kriegspartei, an deren Spitze der päpstliche Legat Cardinal Pelagius, der eigentliche Oberbefehlshaber des ganzen Heeres, stand, es durchzusetzen, daß die Anerbietungen des Sultans abgelehnt wurden. Die Uebergabe der Stadt war damit allerdings unvermeidlich geworden und erfolgte im November 1219. Die ungemessenen Hoffnungen aber, die sich an diese Eroberung knüpften, sind in keiner Weise in Erfüllung gegangen. Nach langer Unthätigkeit brach man endlich im Juli 1221 in das Innere Aegyptens auf, hatte aber dort nicht blos mit den Waffen der Muselmänner, sondern auch noch mit der jährlichen Nilüberschwemmung zu kämpfen. Als die Christen bis vor das befestigte Lager der Aegypter bei Mansurah vorgerückt waren, mußten sie Ende August einen schimpflichen und verlustreichen Rückzug antreten und verdankten nur der milden Politik Alkamil's ihre Rettung und einen Frieden, der ihnen gegen die Herausgabe von Damiette gewährt wurde.

Hatten diese letzten Kämpfe das eigentliche Königreich Jerusalem und vor allen Dingen die Heilige Stadt selbst gar nicht berührt, hatte man in ihnen nur anderweitige Erfüllung des Gelübdes gesucht, so richtete Kaiser Friedrich II. sein Augenmerk wieder auf den Rückgewinn Palästinas selbst, doch schob er trotz alles Drängens des Papstes die Kreuzfahrt aus Gründen der Politik immer wieder hinaus. Bereits 1223, auf einer Versammlung morgenländischer und abendländischer Großen zu Ferentino in der Campagna, verpflichtete er sich, im Sommer 1225 nach Syrien aufzubrechen, und ging zugleich darauf ein, sich mit der Erbin des Königreichs Jerusalem, mit Isabella, der Tochter König Johann's von Brienne, zu vermählen. Da er aber an dem festgesetzten Termine noch nicht genügend vorbereitet zu sein behauptete, so mußte ihm der Papst im Vertrage von San-Germano einen Aufschub bis zum August 1227 bewilligen, allerdings unter sehr harten Bedingungen und unter Androhung des Kirchenbannes, wenn er dann sein Gelübde nicht erfüllen würde. Während der eifrigsten Rüstungen des Kaisers starb Papst Honorius III., und ihm folgte Gregor IX., zwar schon über 80 Jahre alt, aber doch von feurigem Thatendrange und von ähnlichen Ideen wie Innocenz III. erfüllt. Zur bestimmten Zeit, im Juli 1227, fanden sich diesmal im Hafen von Brindisi gewaltige Massen von Kreuzfahrern ein. Aber in dieser heißen Jahreszeit brach, auch mit durch den Mangel an Lebensmitteln gefördert, eine heftige Lagerseuche aus, der eine Menge Menschen erlag. Schon war eine starke Flotte nach Syrien vorausgeschickt, schon hatte sich der Kaiser selbst eingeschifft, um mit dem Reste nachzufolgen, als er unterwegs von der Krankheit befallen wurde und sich genöthigt sah, wieder ans Land zu gehen. Der ebenfalls erkrankte Landgraf von Thüringen starb, Friedrich selbst genas zwar, mußte aber einstweilen seinen Kreuzzug aufgeben. Kaum hatte der Papst davon erfahren, so sprach er sofort den Bann [15]) über Friedrich aus, aller Welt verkündigend, daß die Krankheit nur eine erheuchelte wäre. Friedrich antwortete mit einem Manifest, in welchem er die Gründe des Aufschubs klarlegte und für das nächste Jahr den Zug in Aussicht stellte. Und in der That trat er trotz des Conflicts mit dem andern Haupte der Christenheit, nachdem er zu Barletta in einer glänzenden Versammlung seinen letzten Willen verkündigt, im Juni 1228 die Kreuzfahrt an. Nach einer Landung auf Cypern, welches er als Oberlehnsherr für sich in Anspruch nahm, kam Friedrich im September nach Accon und trat, die Lage der Dinge klar überschauend, sofort in Unterhandlung mit dem Sultan Alkamil, um auf friedlichem Wege die Herausgabe Jerusalems zu erreichen. Seine eigene Streitmacht war nur gering; die gesammte Geistlichkeit, vor allen die stolzen Orden der Templer

15) Röhricht, Beiträge I, S. 22.

und der Johanniter, standen gegen ihn; zudem rüstete der Papst zu einem Einfalle in seine unteritalischen Besitzungen — alles dieses mußte dem Kaiser den schleunigen Abschluß eines Vertrages, fiel derselbe nur nicht ganz ungünstig aus, wünschenswerth machen. Durch geschickte Unterhandlungen brachte er es dahin, daß im Februar 1229 der erstrebte Frieden zu Stande kam, durch welchen der Sultan Jerusalem und mehrere andere Städte herausgab, sodaß die alte Pilgerstraße und die Heilige Stadt selbst wieder in den Besitz der Christen übergingen, wogegen der Kaiser sich verpflichtete, den Sultan gegen alle seine Feinde, auch gegen die Christen, schützen zu wollen. Waren so die Hoffnungen der Christenheit fast über Erwarten in Erfüllung gegangen, so ließ der Haß des Papstes und seiner Partei dem Kaiser keine Anerkennung widerfahren, vielmehr fanden sie in dem Vertrage selbst neue Veranlassung, gegen ihn zu wüthen. Einen Aussöhnungsversuch Friedrich's beantwortete Gregor IX. mit dem Einfalle in die kaiserlichen Besitzungen und zwang ihn dadurch, eiligst heimzukehren, nachdem er sich noch am 18. März 1229 die Königskrone von Jerusalem aufgesetzt hatte. Durch einen kurzen Feldzug in Apulien trieb der Kaiser die päpstlichen Soldaten aus seinen Landen und bot dann in kluger Mäßigung durch die Vermittelung Hermann's von Salza, des Hochmeisters des Deutschen Ordens, von neuem dem Papste den Frieden an, worauf im Sommer 1230 zu San-Germano die Aussöhnung stattfand.

Da, gleichwie im Morgenlande die Wirren bald von neuem begannen, so auch im Abendlande Kaiser Friedrich mit der päpstlichen Partei wieder in unlösbar scheinende Streitigkeiten verwickelt wurde, so wurde die Lage der christlichen Besitzungen im Orient schnell eine geradezu aussichtslose. Die für jeden jetzt ersichtliche Erfolglosigkeit aller bisherigen Opfer, der nie endende Zwist zwischen Kaiser und Papst und dabei die unhaltbaren Zustände im christlichen Morgenlande selbst, wo Gewaltthätigkeiten und Sittenlosigkeit überhandnahmen, alles dieses hemmte und erkaltete den Eifer, zu helfen; mehr und mehr hörten die Zuzüge auf. Zwar wird erzählt, daß im J. 1239 französische Kreuzfahrerscharen unter der Anführung Thibaut's von Navarra und 1240 englische unter Richard von Cornwallis nach Syrien gekommen sind, aber auch daß sie, ohne große Thaten verrichtet zu haben, bald wieder die Heimfahrt nach Europa antraten, mit bescheidenen Erfolgen sich begnügend. Nach einer kurzen Periode des Friedens begannen neue Verwirrungen, als die Christen nicht blos, von Ueberhebung getrieben, die immerhin nur nominelle Herrschaft der Staufer abwarfen, sondern sich sogar mit einzelnen Statthaltern des ägyptischen Sultans verbanden, die sich unabhängig zu machen strebten. Am Nil herrschte (seit 1238) Alkamil's Sohn Ejjub, welcher, selbst zu schwach, dem Aufstande die Spitze bieten zu können, aus dem Innern Asiens als furchtbare Bundesgenossen die Chowaresmier (oder Charismier) herbeirief, die in den Steppen um den Aralsee ein selbständiges Reich gebildet hatten, in dieser Zeit aber von den Mongolen verdrängt worden waren. Zehntausend dieser wilden und raublustigen Reiter, die Ejjub in Sold nahm, warfen sich im Sommer 1244 auf die christlichen Staaten Syriens und rückten sengend und brennend bis nach Jerusalem vor, das auf Betrieb des Patriarchen von den Einwohnern eiligst verlassen wurde. Damit war die Heilige Stadt, in der jene auf das entsetzlichste hausten, für immer den Christen verloren. Als nun auch der Sultan aus Aegypten heranrückte und die Christen in einer großen Feldschlacht bei Gaza am 18. Oct. vollständig schlug, war es klar, daß, wenn nicht schleuniger Zuzug aus dem Abendlande käme, die letzte Stunde der Kreuzfahrerstaaten geschlagen hätte.

VI. Kreuzzug. Die Päpste Gregor IX. (gest. 1241) und Innocenz IV. (seit 1243) hatten zwar ohne Unterlaß die Christenheit zu einem neuen Kreuzzuge zu begeistern versucht, verzehrten aber ihre Kräfte im Kampfe gegen die Staufer. Endlich fand sich in Ludwig IX. von Frankreich zum letzten mal ein regierender Fürst, der für die Sache des Heiligen Landes sein Schwert zu ziehen bereit war. Er selbst hatte in schwerer Krankheit 1244 das Kreuzgelübde abgelegt und drängte nun auch seine unlustigen Barone, seinem Beispiele zu folgen. Zu Ende August 1248 segelte das Heer ab, kam zunächst bis nach Cypern und verbrachte daselbst nutzlos den Winter. Wahrscheinlich erst in Cypern faßten die Franzosen den Plan, statt nach Syrien nach Aegypten zu ziehen, vielleicht von der päpstlichen Politik dazu bestimmt, vielleicht auch um durch die Vernichtung der ägyptischen Macht für alle Zeit die den christlichen Reichen von dorther drohende Gefahr zu beseitigen. Im Frühjahr 1249 gelangte das stattliche Heer in Aegypten an und bekam fast ohne Schwertstreich das feste Damiette in seine Gewalt. Statt nun aber sofort in das Innere des Landes vorzugehen und die ägyptische Macht, ehe sie sich sammelte, zu vernichten, verhielt man sich eine kostbare Zeit hindurch unthätig und brach erst im December langsam gegen Kairo auf, auf demselben Wege, auf welchem 30 Jahre vorher Pelagius sein Heer ins Unglück geführt hatte. Vor Mansurah, wo die Christen in der Weihnachtszeit anlangten, errichteten sie ein festes Lager, wurden aber durch fortwährende Kämpfe, welche in der ersten Zeit von ihnen selbst, nachher stets von den Aegyptern begonnen wurden, dabei von ungünstiger Witterung und Lagerkrankheiten furchtbar aufgerieben. Schon war der Winter vergangen und der König begann an die Rückkehr zu denken, als die Aegypter, die den Rückweg auf dem Nil wie zu Lande abgesperrt hatten, in der Nacht vom 5. zum 6. April (1250) einen letzten Angriff machten. Trotz verzweifelter Gegenwehr war die Vernichtung unabwendbar: was nicht im Kampfe fiel, gerieth in die Gefangenschaft der Mohammedaner, darunter König Ludwig selbst mit seinen Brüdern. Erst am 6. Mai wurden gegen eine beträchtliche Lösesumme und die Rückgabe von Damiette der König und die Führer des Heeres freigelassen, während die niedere Masse des Volkes in der Gefangenschaft verblieb. Ludwig begab sich nach Accon in der Hoffnung, frischen Zuzug

aus Frankreich zu erhalten, sah sich darin aber getäuscht, und nachdem er sich einige Zeit mit dem Bau von Schlössern und der Wiederherstellung zerstörter Mauern beschäftigt hatte, kehrte er im Sommer 1254 nach Frankreich zurück, wo er wegen des überstandenen Unglücks mit allgemeinem Jubel empfangen wurde.

Dieser letzte große Miserfolg veranlaßte weder das Abendland zu erneuten Hülfssendungen, noch auch vermochte er die Einigkeit der syrischen Christen herzustellen. Zwar wurde den Kreuzfahrerstaaten noch eine kurze Frist gegönnt durch den Kampf der Mongolen mit den Muselmännern. Sobald aber die erstern zurückgeschlagen waren und der Islam in Syrien seine Herrschaft wiederhergestellt hatte, mußten sich die Geschicke des Heiligen Landes schnell erfüllen. In Aegypten war durch eine Revolution der Emir Bibars, der sich schon in den Kämpfen gegen Ludwig IX. ausgezeichnet hatte, auf den Thron gehoben (1260). Nach vereinzelten kleineren Kämpfen fiel er im Winter 1265 mit der ganzen vereinigten Macht seines Staates in Syrien ein, nahm in raschem Siegeslaufe Cäsarea und Arsuf und kehrte eiligst heim. Auch in den folgenden Jahren bezwang Bibars bedeutende Burgen Palästinas und schuf sie zu Stützpunkten des Islam um; nur Antiochia, das er im Mai 1268 eroberte, wurde vollständig zerstört.

VII. Kreuzzug. Solche Fortschritte des Islam veranlaßten im Abendlande noch einmal ein kurzes Aufblitzen der Begeisterung, und wiederum stellte sich König Ludwig IX. von Frankreich an die Spitze. Nach Ueberwindung mannichfacher Hemmnisse stach er im Juli 1270 in Begleitung der beiden Söhne Heinrich's III. von England von der französischen Mittelmeerküste aus mit einer stattlichen Flotte, der sich auch Tausende von Friesen angeschlossen hatten, in die See. Nach Cagliari in Sardinien gelangt, gab man ähnlich wie beim ersten Zuge die Fahrt nach Palästina auf und beschloß, nur nach Tunis zu gehen. Ludwig IX. selbst mochte wol der Versicherung Glauben schenken, daß der Emir von Tunis geneigt sei, zum Christenthum überzutreten, aber den Hauptantrieb gaben doch sicher die Anjou in Neapel, die in Tunis die aus Sicilien geflohenen Parteigänger der Staufer zu finden und zu vernichten gedachten. Die Landung glückte; als man sich aber mehrere Wochen im Lager in der Nähe des alten Karthago aufhielt, brachen infolge des ungewohnten Klimas vernichtende Krankheiten im Heere aus; schließlich wurde auch Ludwig IX. selbst davon ergriffen und erlag der Seuche am 25. Aug. 1270. Sein Nachfolger Philipp III. schloß mit dem Emir von Tunis, nachdem er ihn trotz der großen Ermattung seines Heeres doch noch die Furchtbarkeit der christlichen Waffen hatte fühlen lassen, einen für die Christen günstigen Vertrag ab und segelte im November in die Heimat zurück; nach drei Jahren sollte ein neuer gemeinsamer Zug nach Syrien unternommen werden; für jetzt gingen nur die Friesen und die Engländer noch dorthin. Im J. 1297 wurde Ludwig IX. vom Papst Bonifacius VIII. heilig gesprochen.

Inzwischen war fast ganz Syrien bis auf wenige Plätze von Bibars erobert worden. Als er 1277 gestorben war, hatte sich bald der Mamluken-Emir Kilawun des Thrones bemächtigt und die Eroberungen so weit fortgeführt, daß zuletzt nur noch Tripolis und Accon unbezwungen dastanden. Im J. 1289 endlich warf er sich auf Tripolis und nahm auch diesen Platz nach tapferer Gegenwehr. Da er selbst im November 1290 starb, übernahm sein Sohn und Nachfolger Almelik die Vollendung des Werkes. Nach umfassenden Vorbereitungen rückte er im März 1291 vor Accon, die letzte Burg und Stadt der Christen in Syrien, die infolge starken abendländischen Zuzugs von 20,000 Streitern vertheidigt wurde. Die Christen wehrten sich anfangs mit der größten Hingebung und Tapferkeit, sobald aber der Fall der Festung unausbleiblich schien, entfloh, da ihnen Eintracht und Gehorsam fehlten, ein großer Theil der Belagerten nach Cypern, während die Zurückgebliebenen, etwa 12,000 Mann, den Entschluß faßten, die Stadt bis zum Aeußersten zu halten. Templer und Hospitaliter rangen in diesem Kampfe um den Preis der Tapferkeit. Immer von neuem dringen die Feinde in die Stadt und werden wieder hinausgeworfen, immer neue Breschen werden von ihren Maschinen in die Mauern gelegt, und nach letztem, verzweiflungsvollem Kampfe ergibt sich endlich der Rest der Vertheidiger, wird aber von den grausamen Gegnern ermordet; die Stadt selbst geht in Flammen auf (18. Mai 1291). Mit dem Falle Accons hatten die Christen ihre einzige feste Stadt verloren, und wenige Wochen darauf verließen die letzten von ihnen das Heilige Land. Nur in Rhodos, Armenien und Cypern hielten sich die christlichen Herrschaften noch längere Zeit, bis auch sie endlich dem unwiderstehlichen Vordringen des Islam erlagen.

Die bedeutendsten Quellenschriften sind gesammelt in den „Gesta Dei per Francos etc." (Hanoviae 1611), 2 Bde. von J. Bongars, und in dem „Recueil des historiens des croisades", welchen die Französische Akademie seit 1841 herausgibt. Von Gesammtdarstellungen sind hauptsächlich zu nennen: Wilken, Geschichte der Kreuzzüge (7 Bde., Leipzig 1807—1832); Michaud, Histoire des croisades (3 Bde., Paris 1812—1817); Kugler, Geschichte der Kreuzzüge (Berlin 1880), auf welches Werk die vorstehende Darstellung vorzugsweise zurückgeht. Daneben sind besonders benutzt: Sybel, Geschichte des ersten Kreuzzuges (Düsseldorf 1841, 2. Aufl. Leipzig 1881); Röhricht, Beiträge zur Geschichte der Kreuzzüge (2 Bde., Berlin 1874—1878); Prutz, Culturgeschichte der Kreuzzüge (Berlin 1883).

(*Erich Komorowski.*)

KREYSSIG (Friedrich Alexander Theodor), ein tüchtiger Schulmann und Literarhistoriker, wurde am 5. Oct. 1818 in der Nähe von Herder's ostpreußischer Heimat zu Gottesgabe bei Mohrungen geboren. Die Neigung zur Schriftstellerei überkam er von seinem Vater, der als Oekonom überall nach kurzem Pachte mit Verlust abziehen mußte, aber als Schriftsteller über landwirthschaftliche Dinge Erfolge aufzuweisen hatte. Auf seine Erziehung und Ausbildung hatte der Bruder seiner Mutter P. F. Th. Kawerau großen Einfluß, der selber in Pesta-

lozzi's Schule groß geworden war. Kawerau war Director des Lehrerseminars zu Jenkau, in der Nähe von Danzig, und in diesem Seminar wurde der Knabe, nachdem er nur kurze Zeit das Gymnasium zu Königsberg besucht hatte, zum Volksschullehrer herangebildet. Nur durch den Druck äußerer Verhältnisse gezwungen hatte der begabte junge Kreyßig auf weitere Ausbildung Verzicht geleistet. Nachdem er Ostern 1837 das Seminar mit Ablegung der vorschriftsmäßigen Prüfung verlassen, hielt er es nur ein Jahr in der Hülfslehrerstelle aus, die ihm in Prökuls an der russischen Grenze unweit Memel übertragen worden war. Dem Triebe seiner energischen Natur folgend entschloß er sich, um jeden Preis sich von den Fesseln seines aufreibenden Berufes loszumachen. Er ging 1838 nach Königsberg, bestand dort nach kurzer Vorbereitung das Maturitätsexamen und konnte noch 1839 sein Universitätsstudium beginnen. Drumann, Lobeck, Rosenkranz und Schubert waren die Lehrer, welche am meisten auf ihn wirkten. In Philologie und Geschichte bildete er sich gründlich aus; die von Rosenkranz ausgehenden philosophischen Anregungen machen sich in seinen späteren literarhistorischen Arbeiten vortheilhaft geltend. Nachdem er im Sommer 1843 die facultas für alle Klassen sich erworben, fand er seine erste Anstellung als Lehrer an der neugegründeten Realschule zu Wehlau; 1845 wurde er als erster Oberlehrer an die höhere Bürgerschule zu Elbing versetzt, der er, nachdem sie 1859 in eine Realschule erster Ordnung umgewandelt worden war, noch über zehn Jahre (1858—1869) als Director vorstand. Der Aufenthalt in Elbing wurde für Kreyßig's ganze Richtung im Leben wie in der Wissenschaft entscheidend. In dem kleinen Städtchen traten die politischen Parteigegensätze äußerst schroff hervor; für Mittelparteien war damals wie in der Gegenwart in Westpreußen kein Boden. Kreyßig gehört seinen Anschauungen nach der nationalliberalen Partei, wenn auch deren secessionistischem Flügel an. Allein in Elbing war der Streit nur zwischen Liberalen und Hochconservativen, Kreißig nahm mit Entschiedenheit Stellung auf Seite der Liberalen und zog sich infolge dessen in der Reactionszeit nach 1848 vielfache Widerwärtigkeiten und Quälereien seitens der vorgesetzten Behörden zu. Es ist selbstverständlich, daß seine Wahl zum Director 1858 von der Regierung nur nothgedrungen und nach langem Zögern bestätigt wurde; auffallender muß es erscheinen, daß dieselbe Beanstandung sich 1869 wiederholte, als Kreyßig die Leitung der Realschule zu Kassel übernehmen sollte. Er war eben als unabhängiger Liberaler oben schlecht angeschrieben, obwol er, was seinem politischen Scharfsinne alle Ehre macht, bereits in der Conflictsperiode in Bismarck den Vorkämpfer der nationalen Idee erkannte und nach dem Siege von 1866 seine Parteigenossen zum Vergessen und Vergeben mahnte in den zwei Broschüren „Friedensgedanken" und „Worauf es jetzt ankommt". Auch die Schrift „Unsere Nordostmark" muß neben einer größeren Reihe von Zeitungsaufsätzen seiner publicistischen Thätigkeit als Politiker zugerechnet werden. Seine vollständige Unkenntniß süddeutschen Wesens tritt dabei oft genug widerlich hervor, und selbst während des Krieges von 1870—71 ließ er sich nicht abhalten, die gehässigsten Urtheile über die Regierungen und Soldaten Süddeutschlands zu fällen.

Wie schon oben erwähnt, war der Aufenthalt in Elbing vielfach für Kreyßig entscheidend. Im J. 1845 hatte Wilhelm Hertzberg, der bereits seit 1842 an der Schule zu Elbing wirkte, die Leitung der Anstalt übernommen und sein Geist hat, wie es nicht anders möglich auf Schüler und Lehrer der Anstalt nachhaltig aufs günstigste eingewirkt. Kreyßig kann sich in keiner Hinsicht auch nur entfernt mit Hertzberg, dem gründlichen Kenner und Forscher, dem trefflichen Uebersetzer im Gebiete der alten wie der neueren Literatur messen. Aber durch Hertzberg, der selber erst 1849 dem Studium der englischen Sprache und Literatur näher trat, erhielt Kreyßig die Anregung zu wissenschaftlichen Arbeiten. Der pflichteifrige Schulmann wird nur zu leicht von seiner Amtsthätigkeit völlig in Anspruch genommen und unter dem Drucke der zum Theil fast mechanischen Beschäftigung erlahmt Neigung und Fähigkeit zur wissenschaftlichen Weiterbildung, zu eigenem selbständigen Arbeiten. Es ist dann in vielen Fällen Schuld des Directors, wenn dieses höhere Streben völlig versiegt; Hertzberg war der Mann, der durch Beispiel und Anregung seine Lehrer zu eigener wissenschaftlicher Thätigkeit anspornte, und in seinem Verhältnisse zu dem ihm nahe stehenden Kreyßig war dies noch ganz besonders der Fall. Kreyßig war classischer Philolog; mit Hertzberg wandte er sich gegen das Ende der vierziger Jahre der neueren Philologie zu. Im J. 1851 veröffentlichte Kreyßig sein erstes größeres Werk, die „Geschichte der französischen Nationalliteratur" (Berlin; 5. Aufl. 1879). Als Ergänzung dieses Hauptwerkes sind dann drei weiter folgende Schriften zu betrachten: „Studien zur französischen Cultur- und Literaturgeschichte" (Berlin 1865; 2. Aufl. 1876); „Trois siècles de la littérature française" (1869; 2. Aufl. 1877); „Ueber die französische Geistesbewegung des 19. Jahrh." (1873). Weniger Befriedigung können seine Arbeiten aus dem Gebiete der deutschen Literaturgeschichte erregen. Um einen Mann wie Justus Möser („ein Lebensbild", (Berlin 1856) völlig zu würdigen, war Kreyßig doch zu sehr von den politischen Strömungen des Tages bestimmt, auch mangeln ihm für die deutsche Literaturgeschichte des 18. Jahrh. die nöthigen umfangreichen Kenntnisse; die „Vorlesungen über den deutschen Roman der Gegenwart" (Berlin 1870) sind mehr Essays als gründliche historische Arbeit zu nennen. Dagegen haben die „Vorlesungen über Goethe's Faust" (Berlin 1866) das anerkennenswerthe Verdienst, die Einheit des ganzen Werkes zu verfechten und den zahlreichen Gegnern des zweiten Theiles gegenüber die vielverkannte Dichtung zu rechtfertigen. Kreyßig geht hier in einer Richtung vor, für die sich erst nach 1870 mehr Gesinnungsgenossen zusammengefunden haben. Das vielverbreitetste seiner Werke sind jedenfalls die zuerst 1860 erschienenen „Vorlesungen über Shakespeare, seine Zeit und seine Werke" (3. Aufl., Berlin 1877), denen er 1871 (Leipzig) das treffliche Büchlein „Shakespeare-

fragen. Kurze Einführung in das Studium des Dichters" zur Seite stellte. Neben diesen selbständigen Werken lieferte er eine große Reihe von Aufsätzen und Kritiken in verschiedene Zeitschriften, so in „Herrig's Archiv" in den „Salon", die „Deutsche Rundschau", die „Preußischen Jahrbücher"; der Jahrgang 1864 der letztern brachte seinen beachtenswerthen Essay über „Shakespeare's lyrische Gedichte und ihre neuesten Bearbeiter". Eine theilweise Umarbeitung seiner Vorlesungen über Shakespeare, wie er sie 1876 in Aussicht stellte, vermochte er nicht mehr auszuführen. Die „Vorlesungen" sind wirklich zuerst als solche gehalten worden und „Der lebendige Wechselverkehr mit weiten Zuhörerkreisen" hat ihre Form bestimmt. Sowol in Elbing und Danzig wie später in Kassel und Frankfurt, wol auch in andern Städten hat Kreyßig zahlreiche wissenschaftliche Vorträge vor weiteren Zuhörerkreisen mit großem Beifalle gehalten. Eine poetische Auffassung der Poesie, wie sie dem Literarhistoriker nöthig, vermißt man bei Kreyßig. Er erscheint eigentlich überall als eingefleischter Nationalist. Seine Besprechung der einzelnen Werke fordert überall zum Widerspruch heraus; die historischen Vorbedingungen, aus denen die literarischen Werke erwachsen, weiß er dagegen lebhaft und klar zu schildern. Tüchtig in seiner Gesinnung, gründlich in seinen Studien, geschickt in abgerundeter Darstellung erscheinen seine Arbeiten, denen kein billig Urtheilender Anerkennung versagen wird.

Im J. 1869 wurde Kreyßig als Director an die Realschule nach Kassel berufen, der er bis Ostern 1871 vorstand. Zu dieser Zeit folgte er einer Aufforderung der Polytechnischen Gesellschaft zu Frankfurt a. M., eine Reform dort bestehender Anstalten durchzuführen. Obwol selber von Haus aus classischer Philolog, war Kreyßig ein eifriger Förderer des Realschulwesens während seiner Wirksamkeit an solchen Schulen geworden. In den noch gegenwärtig oft mit mehr Heftigkeit als Sachkenntniß geführten Streit griff er als erfahrener Schulmann mit zwei Broschüren ein, in denen er für Erhaltung und Weiterbildung selbständiger Realschulen plaidirte: „Ein Wort zur Realschulfrage" (Kassel 1871) und „Ueber Realismus und Realschulwesen" (Berlin 1872). In Frankfurt harrte seiner eine schwierige Aufgabe. Eine Doppelrealschule erster Ordnung, eine Gewerbe- und eine höhere Handelsschule sollten als „Wöhler-Schule" zu einem „einheitlichen Organismus" verbunden werden. Mit Eifer ging der pädagogisch hochbegabte arbeitsfreudige Mann an seine Aufgabe, die er genügend durchführte. Es bedurfte freilich längerer Zeit, bis alles auf neuer Grundlage geordnet und aufgebaut war. Erst Ostern 1880 konnte die neue Anstalt ihre ersten Schüler mit dem Maturitätszeugnisse zur Universität entlassen; am 20. Dec. 1879 erlag der Organisator und unermüdlich thätige Director der Schule nach nur viertägiger Krankheit einer Lungenentzündung. Nekrologe mit biographischen Angaben und einer Würdigung seiner Leistungen brachten frankfurter und kasseler Zeitungen sowie die „Danziger Zeitung" vom 31. Dec. 1879. (*Max Koch.*)

Kri, s. Kri-Sprache.

KRICKENTE (Anas crecca *L.*). Neuere Ornithologen vereinigen die kleinen, durch hollenartig entwickelte Federn am Hinterkopfe und zugespitzte oder verlängerte Schulterfedern ausgezeichneten Entenarten zu der besondern Gattung Querquedula *Stephens.* Unter ihren Arten sind die Knäkente (Qu. circia) und die Krickente (Qu. crecca) in Mitteleuropa heimisch, während die in Nordasien bis China lebende Zierente (Qu. formosa) nur ein paarmal bis nach Frankreich verschlagen worden ist. Die Krickente ist die kleinste unter den genannten, indem ihre Länge nur 32, Breite 54, Schwanz 7 Centim. mißt. Kopf und Hals sind zimmetroth mit einem breiten, im Genicke zusammenfließenden blaugrünen, oben und unten weißgesäumten Zügelstreifen; Hinterhals, Mantel und Brustseiten sind grau und schwarz quergewellt, Vorderhals und Oberbrust röthlichgelb und schwarzgefleckt, Bauchseiten und die mittlern untern Schwanzdeckfedern schwarz, alle andern Untertheile weiß, die Armschwingen bilden einen Spiegel. Von der Tundra ausgehend verbreitet sich die Krickente über ganz Europa und Asien, selbst nach Nordamerika und Nordafrika gelangend, und brütet an vielen Stellen in Mitteleuropa (Norddeutschland), wenn auch nicht so häufig wie die Knäkente.

(*J. Victor Carus.*)

KRIEBELKRANKHEIT oder KORNSTAUPE (Ergotismus) heißt eine schwere, gewöhnlich epidemisch auftretende Allgemeinerkrankung, welche sich hauptsächlich durch Erscheinungen seitens der Kreislaufsorgane sowie des Nervensystems charakterisirt. Je nach dem Vorherrschen der Kreislaufsstörungen oder der nervösen Erscheinungen unterscheidet man die brandige oder gangränöse Form (Mutterkornbrand, Brandseuche, Antoniusfeuer, Ergotismus gangraenosus) und die krampfhafte oder convulsivische Form der Kriebelkrankheit (Ergotismus spasmodicus). Die Krankheit beginnt zumeist mit Unterleibsbeschwerden, Eingenommensein des Kopfes, schmerzhaftem Ziehen und Spannen, sowie dem eigenthümlichen Gefühle des Kriebelns, Ameisenlaufens oder Eingeschlafenseins in den Gliedern, welches dem Leiden den Namen gegeben hat. Im weitern Verlaufe kommt es dann entweder zu brandigem Zerfall kleinerer oder größerer Partien, selbst zum Absterben ganzer Glieder oder zu Krämpfen und Lähmungen, seltener zu Erblindung und Taubstummheit, Rückenmarkserkrankungen und Geistesstörungen. Die Dauer der Krankheit und namentlich der aufgeführten Folgeerkrankungen ist meist eine längere. Die Aussichten auf Heilung sind bei leichteren Formen günstig; die schwereren führen nicht so selten unter zunehmender Entkräftung, an Blutvergiftung oder Gehirnerscheinungen zum Tod oder hinterlassen doch dauernde unheilbare Folgen von seiten des Nervensystems. Die Ursache der Krankheit ist der Genuß von Brot aus Getreide, welches mit viel Mutterkorn vermischt ist, doch spielen auch schlechte Nahrungs- und Wohnungsverhältnisse, Alkoholmisbrauch und ähnliche Momente als Hülfsursachen eine gewisse Rolle. Die Behandlung hat vor allem den fernern Genuß des schädlichen Brotes zu verhüten, in frischen Fällen das noch

im Verdauungskanale befindliche Gift zu entfernen. Außerdem ist namentlich für Hebung des allgemeinen Kräftezustandes sowie für Versetzung des Kranken in gesunde äußere Verhältnisse zu sorgen. Der Name Ergotismus stammt von der französischen Bezeichnung des Mutterkorns (Ergot). Früher glaubte man, die Verunreinigung des Getreides mit dem Hederich (Raphanus Raphanistrum) als die Ursache der Kriebelkrankheit ansehen zu müssen und nannte dieselbe deshalb Raphania. Die letztere größere Epidemie, bei welcher etwa 500 Personen erkrankten, trat im Herbste 1879 im Kreise Frankenberg in Hessen auf. Die Verunreinigung des Getreides mit Mutterkorn betrug damals 9 Proc.

Vgl. Heusinger, Studien über den Ergotismus (Marburg 1856). (*E. Kraepelin.*)

KRIEBLOWITZ ist ein Dorf und Gutsbezirk in Preußisch-Schlesien, Regierungsbezirk Breslau, Landkreis Breslau, am Schwarzwasser, bei Kanth. Es zählt 143 Bewohner, das Gut 124, in 20 und 5 Wohngebäuden. Es war im Besitze Blücher's, welcher hier am 12. Sept. 1819 starb; sein Grab und Denkmal befinden sich auf einer nahen Anhöhe.

(*G. A. von Klöden.*)

KRIEBSTEIN, Schloß im Königreiche Sachsen, Kreishauptmannschaft Leipzig, Amtshauptmannschaft Döbeln, höchst romantisch auf schroffem Felsen am linken Ufer der Zschopau gelegen, welche sich noch innerhalb des ehemaligen Gebietes dieses Gutes mit der Freiberger Mulde vereinigt, nebst dem 137 Einwohner (1880) zählenden Dorfe gleichen Namens zu der Gemeinde Beerwalde gehörig. Die am Fuße des Schlosses gelegene Mühle ist seit 1853 in eine Papierfabrik umgewandelt worden, befindet sich seit 1856 im Besitze der Firma Kübler und Niethammer und hat sich unter ihrem gegenwärtigen Chef zu einer der größten Deutschlands emporgearbeitet, indem sie auf ihren fünf in Thätigkeit befindlichen Maschinen täglich 400—500 Centn. Papier producirt. Mit der stromabwärts im Kriebethale gelegenen Holzschleiferei ist sie durch eine Pferdebahn verbunden. Außerdem haben die von dem Besitzer, Albert Niethammer, für das Wohl seiner Arbeiter getroffenen, in ihrer Art großartigen Anstalten, eine Sparkasse, eine Bibliothek, ein Kindergarten, ein Consumverein, die Errichtung billiger Arbeiterwohnungen, die Bezahlung des Schulgeldes für die Arbeiterkinder aus der Fabrikkasse, die Unterstützungskasse für Wöchnerinnen, Weihnachtsbescherungen für sämmtliche Angestellte und andere ähnliche Einrichtungen hier das Verhältniß zwischen Arbeitgeber und Arbeitern überaus günstig gestaltet und einen höchst gelungenen praktischen Beitrag zur Lösung der socialen Frage geliefert.

Kriebstein war früher der Mittelpunkt einer ausgedehnten Herrschaft, zu welcher im J. 1548 zwei Städte, Waldheim und Hartha, gehörten, außerdem die Vorwerke Beerwalde, Ehrenberg, Kriebstein, Lichtenberg, Massanei, Pischwitz, Schweikershain, vielleicht auch Steina, ganz die Dörfer Beerwalde, Diedenhain, Ehrenberg, Erlebach, Gilsberg, Grünberg, Heiligenborn, Höckendorf, Höfchen, Holzhausen, Kriebethal, Massanei, Meinsberg, Neuhausen, Rauschenthal, Reichenbach, Reinsdorf, Richzenhain, Saalbach, Schönberg, Steina, Schweikershain und Tauneberg; zum Theil: Erlau, Gebersbach, Knobelsdorf, Crossen, Lichtenberg und ein Mann in Frankenau. Von den sieben Parochien, welche die Herrschaft enthielt, standen nach der Matrikel von 1346 Waldheim und Grünberg unter der Präpositur Meißen, sedes Döbeln, Hartha und Reinsdorf unter Präpositur Wurzen, sedes Leisnig, Erlau, Beerwalde und Schweikershain unter dem Archidiakonat Zschillen. Die Gegend ist, da sämmtliche Ortsnamen derselben deutsch sind, wahrscheinlich erst von den Deutschen angebaut worden. Der von Markgraf Otto dem Reichen dem Kloster Zelle geschenkte Wald reichte bis an die Grenzen des Gutes Kriebstein heran.

Erbauer des Schlosses Kriebstein ist Dietrich von Beerwalde, derselbe, der 1391 die St.-Nicolaikapelle in Waldheim zu einer Pfarrkirche erhob und um 1404 das Augustinerkloster daselbst stiftete, welchem letztern er 4 Schock Zinsen, 44 1/8 Scheffel Korn und ebensoviel Hafer, das Triebholz bei Schönberg, ein Stück Wasser auf der Zschopau (das 1461 Apel Vitzthum gegen ein anderes, dem Kloster näher gelegenes austauschte) und die obere und die niedere Mühle, dazu 1407 das Dorf Massanei theilweise und das Vorwerk daselbst, die sogenannten Schloßfelder, eignete. In einer Urkunde des Klosters Seußlitz von 1382 erscheint derselbe unter den Zeugen als markgräflicher Marschall, 1390 und 1393 war er Hofmeister, die Theilungsurkunden von 1407 und die über den Tausch des Patronatsrechtes über Dresden, Ebersbach und Freiberg bezeichnen ihn nur als Ritter.[1]) Ein Balthasar von Bernwalde, welcher in der Urkunde über den Verkauf des Schlosses Altenburg von 1393 unter den Zeugen steht[2]), war wahrscheinlich Dietrich's Bruder und Martin von Bernwalde, der in dem Theilungsprocesse zwischen Kurfürst Friedrich und seinem Bruder Wilhelm von 1445, Leipzig, Montag nach Katharina, vorkommt, des letztern Sohn.[3]) Aus den Worten der Wiederbelehnungsurkunde von 1407 (Leipzig quinta post pasca) „Als der Hochgebohrne Furste er Wilhelm Dietriche von Bernwalde erlaubet had den Criwenstein das Slos zcu buwen"[4]) ergibt sich, daß die Zeit der Erbauung zwischen 1382 und 1407 zu setzen ist. Zugleich gestatteten die Landgrafen als Lehnsherren nicht nur, daß Dietrich das Schloß und Gut seiner Gemahlin Else von Einsiedel[5]) als Leibgedinge verschreibe, sondern auch daß beider Tochter Klara dasselbe nach ihrer Aeltern Tode auf Lebenszeit besitzen solle. Wie Fabricius mehr als hundert Jahre später erzählt[6]), habe jedoch Dietrich von Bernwalde das Schloß Kriebstein dadurch verloren, daß Ritter von Staupitz auf Reichenstein sich desselben durch

---

1) J. G. Horn, Lebensgeschichte Friedrich's des Streitbaren S. 654, Nr. 10, S. 685 und 692, Nr. 62 und 75; S. 729, Nr. 114; S. 720, Nr. 104. 2) Ebendas. S. 693, Nr. 77. 3) Mencke, SS. III, 106. 4) Horn, S. 732. Nr. 116. 5) Im J. 1411 verträgt sich dieselbe mit dem Kloster Buch wegen eines Werders unter Saalbach. Kamprad, Chronik von Leisnig S. 599. 6) Fabricius, Orig. Sax. p. 689.

Ueberfall bemächtigte. Darauf habe der Markgraf die benachbarten Aemter und Städte gegen ihn aufgeboten und ihn durch Belagerung zur Uebergabe gezwungen, wobei der von Staupitz die bekannte That der Weiber von Weinsberg wiederholt habe. Nach einer von dem Prior des Klosters Waldheim, Peter Grüne, stammenden Nachricht kam Kriebstein durch die obengenannte Klara von Bernwalde, die noch 1449 am Leben war, an deren Gatten Apel Vitzthum und an dessen gleichnamigen Sohn, den Geheimen Rath Herzogs Wilhelm und zugleich Besitzer von Lichtenwalde. Beide Schlösser nebst dem ganzen Gute ließ Kurfürst Friedrich demselben bei Ausbruch des Bruderkrieges wegnehmen, Kriebstein erhielt Apel's Mutter als ihr Leibgedinge zurück, Lichtenwalde räumte der Kurfürst dem Ritter Hermann von Harras als Schadloshaltung ein, Schweikershain und Hartha aus gleichem Grunde dem Kunz von Kaufungen. Erst nach Apel von Vitzthum's Tode wurde sein Sohn, Apel zu Tannroda, 1450 wieder mit Kriebstein beliehen.[7]) Dieser verkaufte jedoch die Herrschaft bereits 1459 an Hans von Maltitz zu Döben und O. Spiegel zu Gruna und deren beider Erben, welche, nachdem sie dieselbe eine Zeit lang ungetheilt besessen, sie 1465 an ihren Oheim und Schwager Hugo von Schleinitz, Geheimen Rath und Obermarschall Kurfürst Ernst's und Herzog Albert's, veräußerten. Dieser hat das Schloß Kriebstein, und zwar unter Zuziehung Arnold's von Westfalen, des Baumeisters der meißener Albrechtsburg, restauriren lassen, wir erfahren dies aus einem Schreiben desselben von Sonntag Clementis, 24. Nov. 1471, in welchem er dem Rathe zu Mittweida den kurfürstlichen Werkmeister Arnold, den er in Kriebstein bei sich gehabt, zur Verfertigung des Chores in ihrer Pfarrkirche vorschlägt.[8]) Im J. 1483, Freitag nach Lamperti, vergleicht Hugo von Schleinitz seine Unterthanen mit den Gotteshausleuten zu Waldheim wegen der Fuhren zur dortigen Brücke, im folgenden Jahre hat er den Tuchmachern und Schneidern daselbst, auch den letztern in Rochsburg, Artikelbriefe gegeben.

Auch fernerhin unterlag Kriebstein sehr häufigen Besitzwechseln. Nach Hugo von Schleinitz' Tode (19. Jan. 1490) kam es an die von Ende, 1502 vertauschte es Georg von Ende gegen Rochsburg an Herzog Georg den Bärtigen, der Georg von Landwüst als seinen Vogt dahin setzte; aber schon 1506 verkaufte es der Herzog dem Ritter Hans von Minckwitz und dieser 1510 an den von Starschedel zu Mutzschen. Dann kam es an Herzog Georg zurück und blieb bis 1529 in dessen Besitze, binnen welcher Zeit Melchior von Milkau und Georg von der Pforte, beide zugleich Amtleute zu Rochlitz, als Haupt- und Amtleute des Kriebsteins vorkommen. In letztgenanntem Jahre wurde das Gut für 20,000 Gulden an Ernst von Schönburg zu Glauchau und Waldenburg verpfändet, welcher es auch bis an seinen Tod, bis 1534, innegehabt hat, in welchem Jahre dessen Amtsverweser zu Kriebstein, Peter Fürstenwalde, am Tage Corpus Christi, die Statuten der Schützengesellschaft zu Hartha bestätigt. Nachdem Herzog Georg es hierauf 1537 von dessen vier unmündigen Söhnen wieder eingelöst hatte, räumte er es nebst dem Amte Rochlitz und Camburg seines verstorbenen Sohnes Johann Witwe Elisabeth als Witthum ein, diese überließ es, wol Ende 1543, ihrem Vetter, dem Herzoge Moritz, der es aber bereits am 23. Jan. 1544 an seinen Rath, Georg von Carlowitz zu Schönfeld, vertauschte. Dies hatte zur Folge, daß im Schmalkaldischen Kriege auch Kriebstein den Zorn Kurfürst Johann Friedrich's des Großmüthigen gegen Moritz und dessen Rathgeber durch Verwüstung büßen mußte. Durch Georg von Carlowitz wurde das Augustinerkloster zu Waldheim eingezogen; aus den Besitzungen des aufgehobenen Nonnenklosters zu Döbeln kaufte er Vorwerk und Dorf Grünberg und die Dörfer Höckendorf, Meinsberg und Mosigshain sammt dem Nonnenwalde für 6000 Gulden. Nach seinem Tode (3. März 1550) behielten seine fünf Söhne das väterliche Erbe zunächst gemeinschaftlich, im J. 1561 jedoch schritten sie zu einer Theilung, durch welche die alte große Herrschaft Kriebstein zerstückelt worden ist, um nie wieder vereinigt zu werden. Der älteste, Christoph, erhielt: Ehrenberg, Vorwerk und Dorf, nebst den Antheilen von Gebersbach und Knobelsdorf, fünf Mann in Grünberg, das von Georg von Carlowitz erbaute Kriebethal, Neuhausen, Reichenbach und Schönberg; der zweite, Nikolaus: Kriebstein nebst Beerwalde, Gilsberg, Heiligenborn, Höfchen, zehn Mann in Erlau, einen Mann in Frankenau, Rauschenthal, Reinsdorf, Richzenhain und Tanneberg, wobei in Bezug auf die Brücke über die Zschopau ausdrücklich bestimmt wurde, daß der Besitzer von Kriebstein dieselbe von seinem Ufer bis auf den Mittelpfeiler, von da ab bis zum andern Ufer der von Ehrenberg zu bauen schuldig sei; auf den Antheil des dritten, Wolf, fielen: Schweikershain mit dem Städtlein Hartha, Arras, Diedenhain, Holzhausen, Obercrossen, Steina, Saalbach, sowie die Gerichte und Zinsen zu Pischwitz; dem vierten, Otto, fiel zu: Waldheim nebst den ehemaligen Klostergütern Grünberg, Lichtenberg mit dem Vorwerke Höckendorf, Massanei und Meinsberg, der jüngste, Rudolf, wurde mit dem Hause in Dresden und einer Summe Geldes abgefunden.

Die Söhne Georg's von Carlowitz sind jedoch sämmtlich schlechte Haushalter gewesen, und so kam es, daß sie einer nach dem andern ihr Erbtheil Schulden halber fremden Händen überlassen mußten. Nikolaus von Carlowitz verkaufte aus diesem Grunde Kriebstein 1577 an Wolf von Schönberg auf Sachsenburg, Frankenberg und Neusorge, Hofmarschall Kurfürst August's und Oberamtmann des Erzgebirgischen Kreises, für 32,000 Gulden, nachdem er demselben einzelne Stücke davon bereits 1574 überlassen hatte. Von dessen Erben kaufte es Kurfürst August (29. Jan. 1584) für 40,000 meißn. Gulden, aber schon am 12. Dec. desselben Jahres verwechselte er es gegen Ebersbach, Lauterbach und Bernbruch (Amt Colditz) an Lot von Ponikau, wobei es auf 45,892 meißn. Gulden angeschlagen wurde. Dieser

7) Dresdener Archiv Copial Nr. 43 fg. 199. 8) Herrmann, Mittweydensche Denkmale S. 38; Distel in von Weber's Archiv für sächs. Geschichte, Neue Folge IV, 329.

schloß am 21. Dec. 1588 mit seinen Unterthanen einen Vertrag wegen Verwandlung der Getreidezinsen in Geld; ein Scheffel Hafer wurde dabei 10 Groschen, ein Scheffel Roggen 1 Thaler gerechnet, der Fröhner mit zwei Pferden erhielt statt Brot und Käse täglich 2 Pfennige, der mit drei Pferden 3 Pfennige (die sogenannten Brotpfennige). Sein gleichnamiger Sohn verkaufte das Gut am 30. Sept. 1597 an Balthasar von Kreutz auf Silberstraßen für 44,200 meißn. Gulden, der es aber auch nur bis 1610 behielt, indem er es am 16. Febr. d. J. für 56,400 meißn. Gulden an Abraham Georg von Schiedel aus Schlesien überließ, aber nachdem wegen unbezahlt gebliebener Kaufgelder die Sequestration verhängt worden war, wurden 1636 die von Kreutz wieder in das Gut eingewiesen, es kam zum förmlichen Concurs und am 18. Juli 1649 wurde Kriebstein von dem Amte Rochlitz den Brüdern Wolf Balthasar und Melchior von Kreutz um 22,000 meißn. Gulden, einen Preis, welcher den durch den Dreißigjährigen Krieg tief gesunkenen Bodenwerth deutlich widerspiegelt, meistbietend verkauft. Wolf Heinrich von Kreutz, schwedischer Oberstlieutenant, mußte 1664 das Dorf Richzenhain an Ernst Dietrich von Haugwitz zu Bärenklause verpfänden, erlangte aber 1657 die Begnadigung, daß Kriebstein in ein Weiberlehen verwandelt wurde. Am 5. März 1665 verkaufte er es an Kaspar von Schönberg auf Pfaffroda, Dörrenthal u. s. w. und von diesem kam es am 27. März 1719 durch Kauf um den Preis von 44,000 Thalern an den Gatten seiner Enkelin Ursula, den sächsischen General der Cavalerie Moritz Friedrich von Milkau (gest. 1740). (*Th. Flathe.*)

KRIEG, ein Act der Gewalt, um den Gegner zur Erfüllung unsers Willens zu zwingen, ist ein erweiterter Zweikampf, bei dem sich nicht einzelne Individuen, sondern die Heere der betreffenden Staaten gegenüberstehen, wenn die zwischen letztern entstandenen Differenzen nicht durch friedliche Verhandlungen beglichen werden können. Der Krieg ist daher nicht nur ein politischer Act, sondern auch ein politisches Instrument, eine Fortsetzung des politischen Verkehrs, ein Durchführen desselben mit andern Mitteln. In vielen Fällen wird der Krieg das vollständige Niederwerfen des Gegners bedingen, in andern Fällen wird sein Zweck ein weniger absoluter sein können. Je großartiger und stärker die Motive des Krieges sind, je mehr sie das ganze Dasein der Völker umfassen, je gewaltsamer die Spannung ist, die dem Kriege vorhergeht, um so mehr wird der Krieg sich seiner abstracten Gestalt nähern, um so mehr wird es sich um das Niederwerfen des Feindes handeln, um so mehr fallen das kriegerische Ziel und der politische Zweck zusammen, um so reiner kriegerisch, weniger politisch scheint der Krieg zu sein. Je schwächer aber Motive und Spannungen sind, um so weniger wird die natürliche Richtung des kriegerischen Elements, d. h. der Gewalt, in die Linie fallen, welche die Politik gibt, um so mehr muß also der Krieg von seiner natürlichen Richtung abgelenkt werden, um so verschiedener ist der politische Zweck von dem Ziele eines idealen Krieges, um so mehr scheint der Krieg politisch zu werden. Danach unterscheidet man den absoluten oder wirklichen Krieg von dem Kriege mit beschränktem Ziel. Bei der erstgenannten Kategorie, welche die Niederwerfung des Gegners anstrebt, ist die gänzliche Eroberung des feindlichen Staates nicht immer nöthig. Wäre man im J. 1792 in den Besitz von Paris gelangt, so war, aller menschlichen Wahrscheinlichkeit nach, der Krieg mit der Revolutionspartei vorläufig beendet; es wäre wol kaum nöthig gewesen, ihre Heere vorher zu schlagen, denn diese Heere waren noch keineswegs als einzige Potenz zu betrachten. Im J. 1814 hingegen würde man auch im Besitze von Paris nicht alles erreicht haben, wenn Napoleon noch an der Spitze eines beträchtlichen Heeres geblieben wäre; da aber sein Heer größtentheils aufgerieben war, so entschied auch in den Jahren 1814 und 1815 die Einnahme von Paris alles. Hätte Napoleon im J. 1812 das russische Heer von 120,000 Mann, welches auf der Straße von Kaluga stand, vor oder nach der Einnahme Moskaus zertrümmern können, wie er 1805 das österreichische und 1806 das preußische Heer zertrümmert hat, so würde der Besitz jener Hauptstadt höchst wahrscheinlich den Frieden herbeigeführt haben, obgleich noch ein ungeheurer Landstrich zu erobern blieb. Im J. 1805 entschied die Schlacht von Austerlitz; es war daher der Besitz von Wien und zwei Drittel der österreichischen Staaten noch nicht hinreichend, den Frieden zu gewinnen, die Niederlage des russischen Heeres war der letzte Stoß, der erforderlich war; Kaiser Alexander hatte kein anderes Heer in der Nähe, so war der Friede eine unzweifelhafte Folge des Sieges. Hätte sich die russische Armee bereits an der Donau bei den Oesterreichern befunden und die Niederlage derselben getheilt, so wäre wahrscheinlich die Eroberung Wiens gar nicht erforderlich gewesen und der Friede schon in Linz geschlossen worden. In andern Fällen reicht die vollständige Eroberung des Staates nicht hin, wie z. B. im J. 1807 in Preußen, wo der Stoß gegen die russische Hülfsmacht in dem zweifelhaften Siege von Eylau nicht entschieden genug war und der unzweifelhafte Sieg bei Friedland den Ausschlag geben mußte, wie der Sieg bei Austerlitz 1805.

Krieg und Kampf sind so alt wie das Menschengeschlecht und werden wol nur mit diesem verschwinden. Wie jeder Einzelne unaufhörlich den Kampf ums Dasein führen muß, so treten auch für Staaten Zeitabschnitte ein, in denen sie den Kampf um das Dasein aufnehmen müssen, wenn sie nicht der Vernichtung anheimfallen wollen, abgesehen von denjenigen internationalen Verwickelungen, deren Lösung nicht durch diplomatische Verhandlungen, sondern nur durch einen Appell an die Waffen bewirkt werden kann. Die für viele Philanthropen überaus bestechende Idee des Ewigen Friedens, welche die Gesellschaft der Friedensfreunde zu realisiren strebt, hat bei der Unvollkommenheit aller irdischen Verhältnisse keine Aussicht, jemals Körper und Gestalt und praktische Folgen zu gewinnen. Wäre die Erde ein Paradies, wären die Menschen Engel, dann würde ewiger Frieden allerorten herrschen; unter den obwaltenden Umständen wird aber das Wort vom Ewigen Kriege viel eher den That-

sachen entsprechen als das Wort vom Ewigen Frieden. Ein internationales Schiedsgericht, dem die Schlichtung aller Zwistigkeiten der Staaten übertragen werden soll, schwebt manchen Friedensfreunden als eine Panacee gegen alles Kriegsungemach vor. In vereinzelten Fällen würde ein derartiges Schiedsgericht den Frieden durch seinen Ausspruch zu erhalten vermögen; wenn die streitigen Punkte aber tiefgehende, von langer Zeit her datirende sind, dann dürfte die Autorität des Ausspruchs misachtet werden, falls nicht gleichzeitig Maßregeln getroffen werden, den Willen des Schiedsgerichts mit den Waffen in der Hand durchzusetzen. Die Absicht, den Krieg zu vermeiden, würde in solchem Falle dahin führen, statt den entbrennenden Krieg zu localisiren, ihm eine Ausbreitung zu geben, die er ohne die Thätigkeit des Schiedsgerichts nicht erlangt haben würde. So mächtigen und heterogenen Gebilden, wie die Staaten es sind, gegenüber würde ein bloßes Aufsichtsinstitut, ein reines Spruchgericht, eine ziemlich klägliche Rolle spielen, wenn es nicht befähigt würde, seinen Worten Nachdruck zu verleihen.

Bei den Massen, die in neuerer Zeit in allen Staaten bei ausbrechendem Kriege aufgeboten werden, muß in alle Schichten des Volkes hineingegriffen werden, sodaß die gesammte Bevölkerung und das gesammte Land in einem Grade in Mitleidenschaft treten, die gegen die analogen Verhältnisse vergangener Zeiten eine bedeutende Steigerung erfahren hat. In diesem Umstande liegt die Gewähr, daß Kriege in Zukunft einzig und allein für große und gerechte nationale Interessen, nicht aber für kleinliche politische oder dynastische Zwecke geführt werden. Die Entwickelung des Kriegswesens ist demnach in gewissem Sinne dem Wunsche der Friedensfreunde entgegengekommen und hat die Kriege seltener gemacht; sie wird aber nie so weit gehen, die Kriege gänzlich zu beseitigen.

Obgleich der Krieg die Wohlfahrt auf das tiefste erschüttern, namenloses Elend im Gefolge haben kann und kaum jemals selbst beim entscheidendsten Siege die vom Staate gebrachten Opfer zu ersetzen vermag, entbehrt er doch nicht gänzlich der guten Seiten. Zuweilen wirkt er wie ein reinigendes und klärendes Gewitter, hilft verrottete Zustände beseitigen und heilt und bessert manche tiefeingewurzelte Schäden.

Die Ursachen, die einen Krieg veranlassen, können sehr mannichfaltiger Art sein und wirken nicht selten lange Zeit im Verborgenen, bis irgendein Umstand eintritt, der den Funken in den aufgespeicherten Zunder trägt. Der Dreißigjährige Krieg war fast ein halbes Jahrhundert lang vorbereitet, er brach aus, als die Böhmen in der von der Regierung gebilligten Zerstörung der in Bau begriffenen protestantischen Kirchen zu Braunau und Klostergrab eine Verletzung des Majestätsbriefs erblickten. Für die lange Zeit zwischen Deutschland und Frankreich bestehende Spannung war die Scene, welche der französische Botschafter Benedetti dem Könige Wilhelm von Preußen im Sommer 1870 in Ems bereitete, der elektrische Funke, der das Gewitter zur Entladung brachte.

Während in Zukunft voraussichtlich nur Kriege zur Erreichung großer nationaler Zwecke geführt werden dürften, sind im Laufe der vergangenen Jahrhunderte aus den verschiedenartigsten Ursachen Kriege entbrannt. Als wichtigste Ursachen, welche Kriege hervorgerufen haben, sind zu nennen:

1) Das Streben nach dem Besitze von Landgebieten auf Grund dynastischer Erbansprüche (Spanischer und Oesterreichischer Erbfolgekrieg) oder auf Grund nationaler Zusammengehörigkeit (Italien 1848, 1859, 1866), oder auf Grund des Expansionstriebes einzelner Staaten (Rußlands Ausdehnung im Kaukasus und in Centralasien), oder auf Grund des Auswanderungstriebes, einer civilisatorischen und religiösen Mission (die Kämpfe der Deutschen gegen die Slawen im Mittelalter).

2) Religiöse Zwistigkeiten gepaart mit Bekehrungseifer, sowol bezüglich auswärtiger Gebiete, wobei die Religion allerdings nicht selten nur als Vorwand gedient hat, als auch verschiedener Confessionen in ein und demselben Staate (Hugenottenkriege, Schmalkaldischer Krieg, Dreißigjähriger Krieg).

3) Das Streben nach Hegemonie innerhalb eines Staatenbundes (Athen und Sparta, Oesterreich und Preußen).

4) Das Streben nach politischer Suprematie oder die Eifersucht auf Erweiterung der Machtsphäre eines andern (Papst und Kaiser im Mittelalter, Karl V. und Franz I. und innerhalb eines Staates die Kämpfe der Parteien, die sich durch blutige Gewaltacte charakterisiren).

5) Rassenhaß zwischen Völkern, die in Abstammung, Religion und Sitte wesentlich voneinander verschieden sind und friedlich nebeneinander nicht zu leben vermögen (Christen und Mauren in Spanien, Russen und Türken).

6) Das Streben nach Befreiung von fremdem Drucke, nach Rückerwerbung der heiligsten Güter eines Volkes (Niederländischer Befreiungskrieg, Deutsche Freiheitskriege).

Nach den Ursachen und Zwecken unterscheidet man Staaten- und innere (Bürger-) Kriege, Cabinets- und Volkskriege, Eroberungs- und Vertheidigungskriege, Verfassungs-, Unabhängigkeits-, Religionskriege. Nach dem Verfahren der Kriegführenden spricht man von einem Angriffs- (Offensiv-), Vertheidigungs- (oder einem Defensiv-) Kriege. Der erstere bietet erhebliche Vortheile dar, da er eine Ueberraschung des Gegners ermöglicht, eine Verlegung des Kriegsschauplatzes auf das feindliche Gebiet und eine Schonung des eigenen Landes gestattet, er wird daher stets von dem numerisch oder moralisch stärkeren Gegner gewählt werden, während der numerisch oder moralisch schwächere Theil sich auf defensive Abwehr beschränken wird. Nach der Art des Kriegsschauplatzes theilt man die Kriege in Land- und Seekriege; bei Landkriegen unterscheidet man Feld- und Festungskrieg, je nachdem die Operationen sich im freien Felde gegen die gegnerischen Armeen vollziehen oder die Eroberung einer Festung angestrebt wird. Feld- und Festungskrieg gehen gewöhnlich nebeneinander her und greifen vielfach ineinander über; es läßt sich zwar ein größerer Krieg oder Feldzug denken, der nur aus Operationen in offenem

Felde besteht, nicht aber ein solcher, der nur den Charakter des Festungskrieges trägt, denn nur durch die Ueberwindung der feindlichen Armeen kann mit Sicherheit der Kriegszweck erreicht werden. Zuweilen findet zwar ein langdauerndes heftiges Ringen um eine Festung statt, wie beispielsweise während des Krimfeldzuges um Sebastopol, während des Deutsch-Französischen Krieges von 1870—71 um Metz und Paris, während des Russisch-Türkischen Krieges von 1877—78 um Plewna, aber die Vorgänge bilden doch stets nur Episoden, die sich aus den Kämpfen gegen die Feldarmeen herausheben. Selbst der Krimkrieg, der im wesentlichen den Charakter des Festungskrieges trägt, hat die Feldschlachten an der Alma, von Balaklawa, an der Tschernaja aufzuweisen.

Beim Landkrieg unterscheidet man neben Feld- und Festungskrieg auch **Großen und Kleinen Krieg.** Der erstere umfaßte diejenigen Operationen, welche in ihrer Gesammtheit direct auf die Niederwerfung des Gegners gerichtet sind und den größeren Heeresabtheilungen zufallen, während man zu den Unternehmungen des Kleinen Krieges diejenigen rechnet, welche von schwächern Truppenkörpern ausgeführt werden, um den Feind zu schädigen, sei es, daß seine Flanken oder seine rückwärtigen Verbindungen bedroht werden, sei es, daß seine Cantonnements überfallen, seine vorgeschobenen Patrouillen abgefangen, seine Lebensmittel-Transporte aufgehoben, die Transporte der von ihm gemachten Gefangenen befreit werden, sei es, daß ihm in anderer Weise Abbruch zugefügt wird. Gewöhnlich geht der Kleine Krieg neben dem Großen Kriege her, zuweilen aber trägt die Kriegführung der einen der sich gegenüberstehenden Parteien ausschließlich seinen Charakter, letzteres dann, wenn ein schwacher Gegner numerischer Ueberlegenheit gegenübersteht; beispielsweise sind die bisherigen Kämpfe der Landeseinwohner in Tirol, in der Herzegowina fast ausschließlich dem Gebiete des Kleinen Krieges angehörig gewesen.

Eigenthümlich gestaltet sich die Kriegführung im Gebirge, in den Gebieten der heißen Zone, in Gegenden, in denen Wüsten und Steppen zu durchschreiten sind, sodaß man vom Gebirgskriege, vom Tropenkriege, vom Wüsten- oder Steppenkriege spricht.

Die Entscheidung über Krieg und Frieden steht der souveränen Staatsgewalt zu, in Monarchien dem Monarchen, der daher als Kriegsherr bezeichnet wird. Dies findet selbst in constitutionellen Monarchien statt, in denen nur die Verantwortung des Gesammtministeriums oder des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten einzutreten hat. In Republiken ist meist die Zustimmung der Volksvertretung zum Beginn der Führung eines Krieges erforderlich; in Bundesstaaten wird zu gleichem Zwecke die Zustimmung der Bundesglieder gefordert. Die formelle **Kriegserklärung** erfolgt durch den Monarchen, den Präsidenten der Republik oder im Namen des Bundesstaates durch den denselben völkerrechtlich vertretenden Souverän. Beispielsweise erfolgt die Erklärung eines unter Zustimmung der Mehrheit der Bundesrathstimmen beschlossenen Krieges im Namen des Deutschen Reiches durch den Kaiser. Gewöhnlich erfolgt die Kriegserklärung in ceremonieller Weise; die Römer ließen feierlich durch die Fetialen mit symbolischen Handlungen den Krieg erklären, im Mittelalter, bis in das 17. Jahrh. hinein, geschah die Kriegserklärung durch Waffenherolde, in neuerer Zeit wird die Kriegserklärung entweder durch einen besondern Gesandten übermittelt oder durch Abberufung des ständigen Gesandten zum Ausdruck gebracht. Zuweilen tritt auch eine bedingte Kriegserklärung dadurch ein, daß nach Ablauf der durch ein Ultimatum gestellten Frist die Feindseligkeiten ohne weitere ausdrückliche Kriegserklärung eröffnet werden. In diesen und ähnlichen Fällen wird meist durch ein von dem Oberbefehlshaber des einen der sich gegenüberstehenden Heere ausgehendes Schreiben, das bei den Vorposten der feindlichen Armee abgegeben wird, der Beginn der Feindseligkeiten notificirt.

Die Geschichte liefert aber manche Beispiele, in denen der Beginn der Feindseligkeiten, also der Kriegszustand, ganz ohne vorangegangene oder vor formeller Kriegserklärung eingetreten ist. Als das Project des Kanaltunnels England vor die Gefahr stellte, in seiner insularen Lage beeinträchtigt und einem Ueberfalle durch französische Streitkräfte ausgesetzt zu werden, wurde Oberstlieutenant Maurice vom Intelligence-Department des General-Quartiermeisterstabes mit Nachforschungen über die Fälle betraut, in denen die Feindseligkeiten vor ausgesprochener Kriegserklärung begonnen haben. Er legte das Resultat seiner Arbeit nieder in der Schrift: „Hostilities without declaration of war. An historical abstract of the cases in which hostilities have occurred between civilized powers prior to declaration or warning. From 1700 to 1870.“ Die Schrift wurde den Parlamentsbüchern einverleibt und übte wesentlichen Einfluß auf die Ablehnung des Projects des Kanaltunnels, da in England die Meinung Oberhand gewann, daß, wie es häufig geschehen, auch einmal Frankreich England ohne Kriegserklärung überfallen könne und dann durch den Tunnel in seiner Absicht wesentlich begünstigt werde.

Der Krieg ohne Kriegserklärung ist eine alte Erscheinung im Leben der Staaten, die sich auch in neuester Zeit mehrfach wiederholt hat. Freilich hat die Diplomatie in jedem einzelnen Falle die Gewaltmaßregel durch ein geflügeltes Wort zu decken gesucht. So nannte man den Angriff Lord Nelson's auf Kopenhagen am 2. April 1801 eine „Präventiv-Affaire“, die Seeschlacht bei Navarin am 20. Oct. 1827 ein „unvorhergesehenes Ereigniß“ (an untoward event), die Beschießung von Alexandrien am 11. Juli 1882 einen „Act der Reparation“, die Beschießung von Kelung auf Formosa am 4. Aug. 1884, des Arsenals von Futschéu am 23. Aug. 1884, von Tamsui auf Formosa am 2. Oct. 1884 „Acte der Repressalien“. Frankreich hat monatelang China 1884—1885 bekriegt ohne Kriegserklärung, ja selbst ohne zuzugestehen, daß es einen Krieg führe; es behauptete, man wolle nur „Faustpfänder“ in Besitz nehmen.

Von der Kriegserklärung zu unterscheiden ist das **Kriegsmanifest,** welches sich an die eigenen Angehörigen eines Staates richtet und ihnen, gewöhnlich unter kurzer

Angabe der Motive, den beschlossenen Krieg verkündet. Bei einem Kriege, der ohne vorherige Kriegserklärung erfolgt, werden meist beide betroffene Staaten ein Kriegsmanifest an ihre Völker richten.

Für jeden Staat liegt die Nothwendigkeit vor, sich zur Vertheidigung seiner Selbständigkeit gegen innere und äußere Feinde eine **Kriegsmacht** zu bilden, die im Verhältnisse zu seiner Ausdehnung und seinen Machtmitteln steht und dieselbe im Frieden für ihre Thätigkeit im Kriegsfalle vorzubereiten. Ueber das Maß dieser Vorbereitung gehen die Ansichten auseinander, vielfache Erfahrung hat aber gelehrt, daß der Krieg um so langdauernder, um so kostspieliger, um so blutiger und grausamer wird, je weniger derselbe durch geordnete, schon im Frieden gut disciplinirte Heere geführt wird und je mehr an das Volk selbst appellirt werden muß und dessen Leidenschaften aufgeregt werden. Das Niederwerfen der Secession in den Vereinigten Staaten erforderte ein vierjähriges blutiges Ringen; das Heer der Nordstaaten verlor im Kampfe 56,000 Mann, weitere 35,000 Mann starben an ihren Wunden, 184,000 Mann erlagen Krankheiten, der Gesammtverlust der Conföderirten wird auf 700,000 Mann geschätzt; die Schulden der vor dem Kriege schuldenfreien Union beliefen sich nach Beendigung des Krieges auf 2700 Millionen Dollars, der Verlust der Südstaaten soll, einschließlich des durch die Emancipation der Sklaven erwachsenen, 6000 Millionen Dollars betragen haben. Hätten die Heereseinrichtungen der Vereinigten Staaten Nordamerikas nur einigermaßen der Ausdehnung des Gebietes und der Bevölkerungszahl entsprochen, so wäre unfehlbar die Entscheidung des Krieges in viel kürzerer Zeit erfolgt, sie wäre mit ungleich geringern Opfern an Menschenleben und an Geld herbeigeführt worden. Einen scharfen Gegensatz zu dem Secessionskriege in Nordamerika bildet der Krieg Preußens gegen Oesterreich 1866. Am 15. Juni abends überschritten die ersten preußischen Truppen die sächsische Grenze, am 20. Juli fand bei Blumenau der letzte Kampf statt, am 27. Juli wurden zu Schloß Nikolsburg die Friedenspräliminarien ratificirt, am 23. Aug. wurde zu Prag der Friedensvertrag zwischen Oesterreich und Preußen abgeschlossen. Nur zehn Wochen waren erforderlich, um den Krieg bis zum formellen Friedensschluß zu beendigen gegenüber den vier Kriegsjahren, deren es jenseit des Atlantischen Oceans bedurfte, bis die Conföderirten unter Lee am 9. April und unter Johnston am 29. April 1865 capitulirten.

Welche Einwirkungen aber die Appellation an das Volk und dessen Leidenschaften haben kann, hat in erschreckender Weise 1871 der Kampf der pariser Commune gezeigt, der wol kaum eingetreten sein würde, wenn Frankreich nach der Schlacht von Sedan Frieden geschlossen hätte, anstatt den Kampf bis aufs Messer zu verkündigen, alle Volksschichten aufzuregen und neben der Bildung neuer Heere aus den ungeschulten Massen auch das Franctireurswesen zu begünstigen.

Die Lehren der Geschichte weisen eindringlich darauf hin, wie werthvoll, ja wie nothwendig für den schnellen und glücklichen Ausgang eines Krieges eine gut gegliederte Organisation der Kriegsmacht eines Staates im Frieden ist, die in kürzester Frist gestattet, die Reihen der Friedensstämme mit militärisch ausgebildeten Mannschaften in dem Maße zu verstärken, wie es die Kriegsformation bedingt. Es kann kein Zweifel bestehen, daß dasjenige Heer, welches seine Mobilmachung, d. h. den Uebergang vom Friedens- auf den Kriegsfuß, schneller beendet als das gegnerische und dem zufolge seinen Aufmarsch an der Grenze früher auszuführen vermag, einen entschiedenen Vortheil besitzt und daß in dieser Beziehung schon ein Vorsprung von einigen Tagen, ja selbst von einigen Stunden von Bedeutung werden kann. In allen Staaten wird daher ein hoher Werth auf zweckmäßige Organisation der Kriegsmacht gelegt. Letztere umfaßt einerseits das Kriegsheer und bei Staaten, welche eine Küstenentwickelung besitzen, die Kriegsflotte, andererseits aber auch die Festungen, die Arsenale, die technischen Etablissements, die zur Herstellung des Kriegsmaterials für Landheer und Marine dienen u. s. w. Ueberall bestehen detaillirte Vorschriften über die Maßregeln, die im einzelnen Falle eintreten, um das Friedensheer mit möglichster Beschleunigung auf den Kriegsfuß zu setzen und an der bedrohten Grenze zu versammeln; der Transport der mobilisirten Truppen aus ihren Friedensgarnisonen in die Concentrationsrayons in den Grenzprovinzen wird im voraus geregelt, sodaß, wenn der Befehl erfolgt: „Die Armee wird mobil, der .... gilt als erster Mobilmachungstag", die gesammte Mobilmachung und die Eisenbahntransporte der Truppen ohne weitere Ordres wie ein plötzlich in Gang gesetztes Uhrwerk verlaufen.

Wenn in früheren Zeiten oftmals ein sich auf alle Einzelheiten bis zur Erreichung des Kriegszwecks erstreckender **Kriegsplan** entworfen und von einem Kriegsrathe hervorragender Generale festgestellt wurde, so begnügt man sich in neuerer Zeit meist damit, den Aufmarsch der mobilen Armee im Speciellen zu normiren und die weiteren Schritte von den Verhältnissen, die im Augenblicke des ganz oder fast vollendeten eigenen Aufmarsches beim Gegner bestehen, abhängig zu machen. Wer auch nur 24 Stunden früher als der Gegner mit seinem Massenmarsch und gefechtsbereit an der Grenze steht, wird den Vormarsch beginnen, um den Kriegsschauplatz in Feindesland zu verlegen und die Vortheile zu gewinnen, die mit einem angriffsweisen oder offensiven Verfahren sowol in moralischer als materieller Beziehung verknüpft sind. In dem Vorwärts liegt ein mächtiger moralischer Hebel, der große Erfolge begünstigt; die glückliche Offensive hat die Schonung des eigenen Landes im Gefolge und gestattet, die Hülfsquellen des feindlichen Gebietes zur Erhaltung des Heeres heranzuziehen. Gestatten es die Verhältnisse, so wird man die Offensive nicht nur beim Beginn der Operationen ergreifen, sondern dieselbe auch bei der Fortsetzung der letztern sich zu bewahren suchen und dabei stets die Vernichtung der feindlichen Armeen anstreben. Das Kriegsglück kann unter Umständen ein Heer, das eine kräftige Offensive geführt, zwingen, für kürzere oder längere Zeit sich defensiv zu verhalten, letzteres wird aber

gut thun, jedes günstige Ereigniß zu benutzen, um die Defensive wieder mit der Offensive zu vertauschen. So setzt sich ein Krieg aus wechselnden **Kriegshandlungen** oder Operationen zusammen, bis der eine der Gegner infolge Vernichtung seiner Heere oder Erschöpfung seiner gesammten Machtmittel den weitern Kampf aufzugeben und mit seinem Widerpart in Unterhandlungen zu treten gezwungen ist. Zuweilen kann aber auch das vermittelnde Eintreten anderer Staaten oder können auch Gründe der Politik die Beendigung des Krieges und den Abschluß des Friedens herbeiführen. Unter diesen Umständen und da überhaupt jeder Krieg ein Act der Politik ist, ist es von hoher Bedeutung, wenn der Oberbefehl der dem Feinde gegenüberstehenden Heere und die Leitung der auswärtigen Politik in Einer Hand vereint ist. In den Hauptquartieren Friedrich's des Großen, Napoleon's I. und König Wilhelm's liefen die Fäden der militärischen und politischen Leitung des Krieges und des Staates zusammen; neben andern Ursachen waren die Erfolge der drei genannten Feldherren wesentlich auch auf diesem Umstande begründet. Der genialste Feldherr, der an die Befehle aus der Reichshauptstadt, etwa gar an die Anordnungen eines vielköpfigen Kriegrathes, gebunden ist, wird in seiner Initiative bedenklich gehemmt, sodaß ihm der Wunsch nahe liegen wird, lieber 10,000 Feinde mehr vor sich und einen Telegraphendraht weniger hinter sich zu haben.

Von rein militärischem Gesichtspunkte aus gilt es, die feindlichen Armeen zu vernichten; dies ist das **Kriegsprincip**, dem der Feldherr nachzustreben hat, für das ihm die Feldzüge Napoleon's I. und die Kriege der Jahre 1866 und 1870—71 Königs Wilhelm von Preußen Vorbilder liefern. Die Politik wird zu entscheiden haben, ob und inwieweit das Vernichtungsprincip im einzelnen Falle modificirt werden muß oder kann, und ob es eventuell durch das Ermüdungsprincip zu ersetzen ist. Bei dem letztern herrscht das Bestreben vor, den Krieg in die Länge zu ziehen, entscheidende Schläge zu vermeiden, den Gegner zu ermüden und ihn dadurch zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Fast ausnahmslos wird aber die Verfolgung des Vernichtungsprincips nicht nur den Krieg am schnellsten beendigen, sondern auch am wenigsten Opfer an Menschenleben und Geldmitteln erfordern. Bei den Massenheeren der Neuzeit wird aber schleunige Erreichung des **Kriegszweckes** zur Nothwendigkeit, wenn der Krieg nicht eine langdauernde Erschöpfung zur Folge haben soll. Bei dem Auftreten relativ geringerer Heere in früheren Zeiten hatte das Verfolgen des Ermüdungsprincips nicht die bedenklichen Folgen, die es unter den heute obwaltenden Verhältnissen darbieten würde; die Geschichte lehrt daher, daß es in der Vergangenheit nicht selten zur Anwendung kam, die Kriege der Zukunft werden aber voraussichtlich mit seltenen Ausnahmen dem Vernichtungsprincipe huldigen. Bei ihnen wird daher stets die feindliche Armee das Ziel sein, dem entgegengestrebt wird, keineswegs wird man aber darauf besondern Werth legen, einen bestimmten Gebietstheil zu besetzen, von dem aus man nach der Meinung früherer Tage glaubte, das ganze feindliche Land beherrschen zu können; beispielsweise wurde oft behauptet, das gesammte Frankreich könne vom Plateau von Langres aus beherrscht werden.

Für den Beginn der Kriegshandlungen (Operationen) werden die Heere an der betreffenden Grenze concentrirt, damit sofort eine der Truppenmacht des Gegners gleiche oder überlegene Kraft in den Kampf eintreten kann. Derjenige Gegner, welcher am schnellsten seine Armeen in dem Concentrationsrayon versammelt hat, gewinnt einen Vortheil von unberechenbarer Tragweite, der einen wesentlichen Einfluß auf die Anfangsoperationen und selbst auf den Ausgang des Krieges zu äußern vermag. Zur Erlangung dieses Vortheils ist ein zweckmäßiges Eisenbahnnetz und eine angemessene Benutzung und Ausnutzung desselben von hoher Bedeutung. Daher machen sich bei dem Ausbau des Eisenbahnnetzes neben allen andern auch stets strategische Rücksichten geltend; letztere verlangen, daß möglichst viele lange zweigleisige Bahnlinien nach den Grenzen führen, auf denen die Truppentransporte von allen Theilen des Staates aus in schneller Folge und ohne Behinderung durch die Rücktransporte der Leerzüge nach den Concentrationsrayons geführt werden können. Derjenige Gegner, der zuerst seine Armeen gefechtsbereit versammelt hat, beginnt die Feindseligkeiten und somit den Krieg, der dann mit wechselnden Operationen bis zur Entscheidung geführt wird; letztere wird entweder durch die völlige Erschöpfung des einen Gegners oder durch die Politik bedingt. Im erstern Falle kann eine Entscheidungsschlacht den Ausschlag geben, oft aber wird das Friedensbedürfniß durch wiederholte partielle Niederlagen wachgerufen. Die Beendigung des Krieges tritt erst ein, wenn der Friede vertragsmäßig geschlossen, selbst wenn die Feindseligkeiten vorher schon thatsächlich eingestellt worden sind. **Kriegsursache** und **Kriegszweck** differiren oft wesentlich voneinander. Die erste Ursache des Deutsch-Französischen Krieges 1870—71 war die Candidatur des Prinzen Hohenzollern für den spanischen Thron, dieser Ursache schloß sich der Wunsch Napoleon's III. an, die seit 1866 gesteigerte Bedeutung Preußens herabzudrücken. Dieser Wunsch wurde nicht erreicht, im Gegentheil Napoleon verlor den Thron, Deutschlands Einigung unter Preußens Vorsitze wurde im Königsschlosse zu Versailles proclamirt und Frankreich mußte Elsaß-Lothringen an das geeinte Deutschland abtreten. In ähnlicher Weise verschwindet nicht selten die Ursache des Krieges während der Ereignisse desselben, sodaß der beim Friedensschluß zu erstrebende Zweck ein erheblich anderer wird, als er den Kriegführenden beim Beginn der Kämpfe vorgeschwebt hat.

Die **Kriegführung**, welche nur militärischen Impulsen folgen darf und nicht durch politische Rücksichten gebunden ist, muß bestrebt sein, den feindlichen Widerstand zu brechen; für sie lassen sich keine allgemein gültigen, ins Detail gehenden Regeln, sondern nur einige Grundlehren aufstellen, da auf sie die mannichfachsten Verhältnisse einflußreich einwirken. Von diesen Verhältnissen seien hier erwähnt: Die Gestaltung des Kriegsschauplatzes, die Stärke und die Tüchtigkeit der eigenen und der feind-

lichen Streitkräfte, die Persönlichkeiten, mit denen bei Freund und Feind zu rechnen, die Schwierigkeit, zuverlässige Nachrichten über den Gegner zu erlangen, der oftmals die trefflichsten Entschlüsse durchkreuzende Zufall u. s. w. Jedenfalls muß der Feldherr, dem die Kriegführung obliegt, ein Mann von Charakter sein, der bei den Tausenden von Frictionen, mit denen er zu kämpfen hat, seine ruhige Ueberlegung bewahrt und sein Ziel unverwandt im Auge, sich durch Zwischenfälle nicht von der Hauptsache ablenken läßt. Das Kriegführen ist eine Kunst, deren Ausübung nur wenigen bevorzugten Männern in glänzender Weise gelingt. Ideale der Kriegführung sind: Alexander der Große, Cäsar, Gustav Adolf, Turenne, Eugen von Savoyen, Friedrich der Große, Napoleon I.

Im Laufe der Zeit haben sich im gegenseitigen Verhalten der Kriegführenden gewisse Kriegsgebräuche theils herkömmlich, theils völkerrechtlich herausgebildet. Hierauf bezüglich möge Folgendes erwähnt werden. Als leitendes Princip bei der Behandlung der Einwohner soll gelten, daß der Krieg nur mit den Soldaten und nicht mit den Bürgern des feindlichen Landes geführt wird. Leben, Freiheit, Sicherheit, Vermögen der Einwohner sollen daher unangetastet bleiben, sofern nicht feindselige Handlungen derselben Bestrafung erfordern oder der Wiederholung solcher Handlungen vorgebeugt werden muß oder die Bedürfnisse der Truppen-Requisitionen es erheischen. Plünderungen, die in früherer Zeit den siegreichen Truppen gestattet wurden, sind in neuerer Zeit daher streng verpönt; dagegen können Private in den besetzten Landestheilen vom Feinde zu persönlicher Arbeitsleistung angehalten und im Weigerungsfalle mit Gewalt zur Ausführung der Anordnungen des Siegers gezwungen werden. **Kriegsgefangene** sollen ähnlich wie die Mannschaften der eigenen Armee behandelt, verpflegt und untergebracht werden, sie können zur Ausführung entsprechender Arbeiten angehalten werden und sind militärischer Disciplin unterworfen; jeder Fluchtversuch verfällt der Strafe. Parlamentäre, die sich als solche durch eine weiße Parlamentärflagge und durch die Begleitung eines Trompeters oder Tambours kenntlich machen, sollen an ihrem Leben und ihrer Freiheit beschützt, daher weder bei ihrer Annäherung beschossen noch nach Erfüllung ihres Auftrages kriegsgefangen gemacht werden. Die Beschießung oder Verbrennung eines offenen und im Augenblicke der Beschießung nicht vom Feinde besetzten Platzes lediglich in der Absicht, die in der Stadt u. s. w. lebenden Nichtcombattanten zu schädigen an Leben und Eigenthum, ist verpönt, wie jede Zerstörung oder Schädigung des Privateigenthums von Nichtcombattanten. Davon ist zu unterscheiden die kriegsrechtliche Bestrafung von ganzen Dörfern oder offenen Städten oder Theilen derselben durch Beschießung, Verbrennung, Demolirung wegen Kriegsverbrechen, welche Bewohner derselben gegen Truppen des strafenden Staates begangen haben. Wenn die Stadt mit einer Festung verbunden ist, so soll, wenn eine Beschießung nothwendig wird, dieselbe vorzugsweise auf die Festungs- und Vorwerke und deren Zugänge gerichtet werden, die innern Stadttheile, d. h. die Wohnsitze der Bürger, sollen dagegen möglichst verschont bleiben. Während der Dauer eines Waffenstillstandes ist von beiden Seiten jede feindselige Handlung sorgfältig zu vermeiden, widrigenfalls der durch letztern geschädigte Theil berechtigt ist, auch seinerseits die Feindseligkeiten sofort wieder aufzunehmen. Seit dem Abschlusse der Genfer Convention im J. 1864 gilt der Fundamentalsatz, daß der verwundete Feind aufgehört hat, Feind zu sein. Im einzelnen hat die Genfer Convention die Neutralität der Ambulancen und Militärhospitäler festgesetzt, doch soll diese aufhören, wenn dieselben von Truppen bewacht sind. Diese Neutralität wird dem gesammten zugehörigen Personal gewährt. Dieses Personal fährt auch nach der Besitznahme durch den Feind fort, die Kranken und Verwundeten der Ambulancen oder Lazarethe nach Bedarf zu versorgen. Wenn die Betreffenden verlangen, sich zurückzuziehen, so soll der Befehlshaber der Truppen, welche von dem Lazareth zur Zeit Besitz ergriffen haben, den Zeitpunkt der Abreise bestimmen, welche er übrigens aus Gründen militärischer Nothwendigkeit nur eine kurze Zeit verzögern darf. Das betreffende Personal soll von dem Besitzergreifenden das Gehalt unverkürzt gezahlt erhalten. Das Material der Lazarethe ist dem Besitzergreifenden zugesprochen, während die Ambulancen im Besitze ihres Materials verbleiben sollen, wobei unter Ambulance jede Art von Feldlazareth zu verstehen ist, welches den Truppen auf das Schlachtfeld folgt. Die Landesbewohner, welche den Verwundeten Hülfe bringen, sollen respectirt werden und frei bleiben. Jeder Verwundete, welcher in einem Hause aufgenommen wird, dient demselben als Sauvegarde. Derjenige, welcher Verwundete aufnimmt, bleibt von Einquartierung und einem Theile der Kriegscontribution frei. Als internationales Abzeichen der neutralisirten Lazarethe und Personen sind eine Flagge und Armbänder mit rothem Kreuze auf weißem Grunde festgesetzt. Die Aushändigung dieser Abzeichen soll der Controle der Militärbehörden unterliegen. Bezüglich der Capitulationen von Festungen und Truppenkörpern im freien Felde hat sich der Gebrauch herausgebildet, daß die Festung sammt dem in ihr geborgenen Material an den feindlichen Befehlshaber übergeben werden muß, daß die Garnison (oder die Feldarmee) in Kriegsgefangenschaft tritt und daß alle Generale, Offiziere und Personen von Offiziersrange, welche schriftlich ihr Ehrenwort geben, in dem betreffenden Kriege nicht mehr gegen die feindliche Armee zu fechten und in nichts gegen die Interessen des feindlichen Landes zu handeln, von der Kriegsgefangenschaft befreit bleiben. Zuweilen werden der Besatzung einer capitulirenden Festung Kriegsehren bewilligt, d. h. ihr wird gestattet, die Festung mit Waffen, fliegenden Fahnen und klingendem Spiele zu verlassen, selbst wenn sie auf dem Glacis die Waffen und Fahnen niederlegen und dem Gegner überlassen muß. Durch die Convention von St.-Petersburg vom 29. Nov. (11. Dec.) 1868 ist die Verwendung von Sprenggeschossen aus Gewehren verpönt und das Minimalgewicht eines Sprenggeschosses auf 400 Gramm festgesetzt worden.

Das Kriegsgeschrei oder Schlachtgeschrei stammt aus dem Alterthume. Das griechische Heer erhob, nachdem es in Schlachtordnung aufgestellt war, zu Ehren des Kriegsgottes ein wildes Geschrei, während die Mannschaften mit den Spießen an ihre Schilde schlugen. Wenn der römische Feldherr vor der Schlacht eine Anrede an sein Heer gehalten, drückten die Mannschaften durch ein freudiges Geschrei ihre Bereitwilligkeit zum Kampf und ihren Muth aus. Die Gallier gingen mit einem mit Geschrei vermischten Gesange zur Schlacht. Die Sarazenen unterließen es während der Kreuzzüge nie, bei dem Beginn einer Schlacht ein betäubendes Geschrei zu erheben, so in der Schlacht von Dorhläum (1097) und in allen folgenden Kämpfen. Das Schlachtgeschrei der Christen in dieser Schlacht war: „Gott will es." Die Franzosen bedienten sich um diese Zeit, besonders seitdem bei ihnen die Oriflamme das Heerzeichen geworden war, des Rufes „Montjoie Saint-Denis". Dieses Schlachtgeschrei ertönte in der Schlacht bei Bovines und blieb den Franzosen mehrere Jahrhunderte eigenthümlich. Im Mittelalter war das Kriegsgeschrei der Spanier „San-Jago!", das der Engländer „Saint-George!", hatte also eine nationale Färbung, andererseits wurde aber auch das Kriegsgeschrei nach den Parteiinteressen gefärbt, wie in dem Rufe „Hie Welf, hie Waibling!" Vom Ende des 17. Jahrh. bis um die Mitte des 18. Jahrh. scheint das Kriegsgeschrei in Abnahme gekommen zu sein, denn in den Kriegen um diese Zeit wird des Kriegsgeschreies nicht erwähnt, ein solches tauchte aber wieder auf, als die französischen Republikaner ihr „Vive la république! vive la nation" ertönen ließen, welches Geschrei später von dem „Vive l'empereur!" verdrängt wurde. Als die Russen an den großen europäischen Kämpfen von Anfang des 19. Jahrh. an theilnahmen, ertönte ihr „Hurrah!" als Kriegsgeschrei und bald nahmen die übrigen Armeen diesen Kampfruf an, welcher seit dem Feldzuge von 1813—1815 allgemein und auch der einzige geworden, dessen man sich jetzt bedient. Das Wort „Hurrah" ist aber keineswegs russischen Ursprungs, Grimm's Deutsches Wörterbuch weist es im Mittelhochdeutschen als Hetz-, Eil- und Jagdruf nach und constatirt sein Wiedererscheinen in der neuhochdeutschen Schriftsprache in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. Der Hurrahruf ist in mehrern Reglements für bestimmte Fälle vorgeschrieben, so z. B. in der deutschen Armee für die Attake der Cavalerie und den Bajonnetangriff der Infanterie.

Unter Kriegslasten werden diejenigen Leistungen verstanden, welche dem Lande in Kriegszeit zufallen. Zu Kriegsleistungen ist z. B. das deutsche Bundesgebiet nach dem Reichsgesetze vom 13. Juni 1873 von dem Tage ab verpflichtet, an welchem die bewaffnete Macht mobil gemacht wird, jedoch sollen diese Leistungen nur insoweit beansprucht werden, als für die Beschaffung des Bedarfs nicht anderweitig, namentlich nicht durch freien Ankauf, durch Baarzahlung oder durch Entnahme aus Magazinen gesorgt werden kann. Die Gemeinden sind verpflichtet zur Gewährung von Naturalquartier und Stallung, zur Hergabe von Naturalverpflegung und Fourrage für die auf Märschen oder in Cantonnements befindlichen Truppen, zur Ueberlassung der im Gemeindebezirke vorhandenen Transportmittel und Gespanne für militärische Zwecke, zur Stellung der männlichen Mitglieder der Gemeinde zum Dienst als Gespannführer, Wegweiser, Boten, als Arbeiter zu Wegebauten, Befestigungen u. s. w., zur Ueberlassung der für militärische Bedürfnisse erforderlichen Grundstücke, Gebäude behufs Anlage von Communicationen, Lazarethen, Befestigungen u. s. w., Bondlieferungen von lebendem Vieh, Brotmaterial, Hafer, Heu und Stroh zur Füllung der Kriegsmagazine können angeordnet werden. Besitzer von Schiffen und Fahrzeugen sind auf Erfordern verpflichtet, dieselben der bewaffneten Macht zur Verfügung zu stellen. Die Besitzer von Pferden müssen ihre zum Kriegsdienst tauglichen Pferde der Militärbehörde überlassen. Die Eisenbahnen sind verpflichtet, die zum Transport der Mannschaften, Pferde und des Armeematerials erforderlichen Einrichtungsstücke ihrer Wagen vorräthig zu halten, die Beförderung der Truppen und des Kriegsmaterials zu bewirken und ihr Personal sowie ihr rollendes Material der Armeebehörde zur Verfügung zu stellen.

Die Kriegskosten im engern Sinne, oder die directen Kriegskosten, werden durch die Summe bezeichnet, welche ein Staat über sein Militärbudget hinaus für einen Krieg, namentlich für die Mobilmachung, für den Aufmarsch der Armee, für die Geld- und Naturalverpflegung des erhöhten Präsenzstandes, für die Demobilmachung, für das Retablissement, für die etwaige Kriegsentschädigung an den Feind, hat aufwenden müssen. Sie werden durch die Größe der Heere, durch die Dauer des Krieges sowie durch locale Verhältnisse (z. B. Kriege in den Colonien oder in außereuropäischen Ländern) bedingt. So betrugen die directen Kriegskosten im Krimkriege für England 1500, für Frankreich 1350, für den Mexicanischen Krieg 1862—67 für Frankreich 300, für Preußen 1866 etwa 282, für Deutschland 1870—71 etwa 1024 Millionen Mark. Die directen Kriegskosten der Vereinigten Staaten Amerikas im Secessionskriege sind von amerikanischer Seite sogar zu 8000 Millionen Mark angegeben, während die englische Expedition nach dem Sudan 1884—85, welche den Hauptzweck, Entsatz Gordon's in Khartum, gänzlich verfehlte, mindestens 150 Millionen Mark Kosten verursacht hat. Unter Kriegsschaden oder indirecten Kriegskosten versteht man den Verlust und Nachtheil, den ein Krieg einem Staate gebracht hat durch etwaige Invasion seines Gebietes mit zeitweiliger Beschränkung der Steuerkraft desselben, durch Zerstörung von Privateigenthum, durch Schädigung der Industrie, hauptsächlich aber durch Verlust an Arbeitskräften und demzufolge an Arbeitswerth während der Inanspruchnahme der arbeitsfähigen Bevölkerung für den Kriegsdienst. Dieser Kriegsschaden entzieht sich fast jeder Berechnung, ist aber meist sehr bedeutend und steigt mit der Dauer des Krieges und dem Aufwande von Kriegsmitteln in rapidem Verhältnisse. Das jetzt übliche Requisitionssystem erhöht die indirecten Kriegskosten eines zum Kriegsschauplatz gewordenen Staates

in erheblichem Grade, während die gegenwärtig als Grundsatz aufgestellte Schonung des Privateigenthums dieselben zu vermeiden geeignet ist. Von amerikanischer Seite hat man die indirecten Kriegskosten des Secessionskrieges 1861—65 annähernd auf 24,000 Millionen Mark geschätzt. Jedenfalls schlägt jeder Krieg dem Nationalvermögen, dem Handel, der Industrie und den einzelnen Familien schwere Wunden, die lange Zeit zur Heilung bedürfen.

Kriegsentschädigung heißt diejenige Summe, deren Zahlung dem Besiegten im Friedensschlusse auferlegt wird. Der Ausdruck findet sich zum ersten mal in dem am 15. Nov. 1531 zwischen den Urcantonen und Zürich-Bern abgeschlossenen Friedensvertrage von Dietikon, in welchem sich letztere zur Zahlung einer Kriegsentschädigung von 5000 Kronen oder 40—50,000 Mark verpflichteten. Der Gebrauch, dem besiegten Staate Zahlungen unter verschiedenen Benennungen, wie Brandschatzung, Kriegsschatzung, Lösegelder, aufzuerlegen, ist nichtsdestoweniger sehr alt. Für die Festsetzung der Kriegsentschädigung besteht keine allgemeine Regel, namentlich ist es nicht geboten, daß der Betrag derselben den durch den siegreichen Staat thatsächlich aufgewendeten Kriegskosten entspricht — vielmehr wirken hierbei politische Rücksichten, die finanzielle Leistungsfähigkeit des unterlegenen Staates u. s. w. wesentlich mit. Die im zweiten Pariser Frieden 1815 von Frankreich an die Verbündeten zu zahlenden 560 Millionen Mark, sowie die von Oesterreich und den deutschen Staaten 1866 an Preußen zu zahlenden 135 Millionen Mark blieben bedeutend hinter den directen Kriegskosten der Sieger zurück, dagegen waren für die 1871 Frankreich auferlegte hohe Kriegsentschädigung von 4000 Millionen Mark politische Rücksichten vorherrschend maßgebend. Der Präliminarfriede von San-Stefano 1878 zwischen Rußland und der Türkei stipulirte für ersteres eine nominelle Kriegsentschädigung von 1410 Millionen Rubel, von der aber der größte Theil durch Gebietsabtretungen gedeckt werden sollte, während 300 Millionen Rubel baar zu zahlen waren. Außer den Kriegsentschädigungen, die der Besiegte dem Sieger zu zahlen hat, werden zuweilen auch zwischen alliirten Staaten Kriegsentschädigungen verabredet, welche von demjenigen Staate, in dessen Interesse vorzugsweise der Krieg geführt worden, dem andern Verbündeten gezahlt werden müssen; so ließ sich z. B. Frankreich durch den Vertrag vom 10. Nov. 1859 von Sardinien 48 Millionen Mark als Ersatz seiner zum Italienischen Feldzug aufgewendeten Kosten zahlen.

Die Kriegskunst hat sich im Laufe der Jahrhunderte unter dem Einflusse der verschiedenartigsten Verhältnisse allmählich bis zu ihrem gegenwärtigen Standpunkte entwickelt. Ihre Entwickelung wurde bedingt durch nationale und politische Verhältnisse, durch die Fortschritte der Naturwissenschaften, durch neue Erfindungen auf dem Gebiete der Waffentechnik und der allgemeinen Technik. In letzterer Beziehung haben die Eisenbahnen einen wesentlichen Einfluß ausgeübt, indem sie die schnelle Bewegung großer Truppenmassen ermöglichten und den Satz, daß die Kraft ein Product aus Masse und Geschwindigkeit ist, auch für die Kriegführung erhärteten, während gleichzeitig die Benutzung der Telegraphen auf weiten Kriegstheatern die rasche Befehlsübermittelung dergestalt begünstigte, daß der Ausspruch, der Telegraph und die Eisenbahn vervielfältigen gleichsam die Truppen, voll begründet ist. Eisenbahnen und Telegraphen sind danach hochwichtige Kriegsmittel geworden, die für die Operationen der Heere eine ähnliche Bedeutung gewonnen haben wie die Verwendung der gezogenen Geschütze und Gewehre für das Gefecht selbst. Letztere haben der aus der Geschichte der Kriegskunst sich ergebenden Erfahrung, daß die Menschheit von jeher bestrebt gewesen ist, ihre Kämpfe in immer weiterer Entfernung voneinander auszufechten, einen erneueten Ausdruck gegeben. Denn im Alterthume kämpfte zuerst Mann gegen Mann; dann wurde durch Schleuder und Bogen gesucht, den Gegner aus der Ferne zu treffen; mittels der Kriegsmaschinen wurde die Entfernung zwischen den Kämpfenden vergrößert; die Benutzung des Schießpulvers zum Kriegsgebrauch erweiterte den Kampfabstand der Gegner bei der Fortentwickelung der Feuerwaffen immer mehr, der Nahkampf trat in den Hintergrund, das Feuergefecht gewann stetig an Umfang und Kraft, bis es seit Verwendung der gezogenen Waffen fast ausschließlich die Schlachtfelder beherrscht und den Nahkampf nur in seltenen und kurzen Episoden auftreten läßt. Gleichzeitig hat die erweiterte Wirkungssphäre der gezogenen Waffen die Distanzen, auf denen sich die Gefechte vollziehen, erheblich vergrößert. Die Einzelheiten dieser fortschreitenden Entwickelung lehrt die Geschichte der Kriegskunst, die wohl zu unterscheiden von der Kriegsgeschichte ist. Letztere gibt eine Darstellung der Ursachen, des Verlaufes, des innern und äußern Zusammenhanges der Kriegsereignisse und knüpft daran eine eingehende Kritik sowol der strategischen Operationen als auch der taktischen Verwendung der Heere, wobei sie alle auf die schließliche Entscheidung mitwirkenden Factoren gewissenhaft zu prüfen hat. Die Geschichte der Kriegskunst und die Kriegsgeschichte erstreben daher verschiedene Ziele, haben aber naturgemäß viele Berührungspunkte. Beide bilden besondere Zweige der Kriegswissenschaften, die alle diejenigen Kenntnisse umfassen, welche der militärische Führer beherrschen muß, wenn er die ihm im Kriege zufallenden Aufgaben mit Erfolg lösen will. Wichtige Zweige der gesammten Kriegswissenschaften bilden neben den vorhergenannten: Waffenlehre, Befestigungslehre, Taktik, Strategie, Militärökonomie; zu ihnen gesellen sich als Hülfswissenschaften: Terrainlehre, Geodäsie, Militärgeographie, Pferdekenntniß, Militärsanitätswesen, Militärjustiz u. s. w. Wenn es auch nothwendig ist, daß der militärische Führer die einzelnen Zweige der Kriegswissenschaften theoretisch beherrscht, so genügt das nicht, da das Kriegführen eine Kunst ist, die ein Können zur Voraussetzung hat; für dieses Können bilden die Lehren der Kriegswissenschaften lediglich die Grundlage, welche die Mittel erkennen läßt, die bei den stets wechselnden Verhältnissen des Kriegslebens die geeignetsten zur Erreichung des Zweckes sind.

Für die einzelnen Zweige der Kriegswissenschaften besteht eine reiche Literatur; ein die gesammten Kriegswissenschaften umfassendes, systematisch gegliedertes und in einheitlicher Weise zusammengefaßtes Lehrbuch ist zwar mehrfach zu bearbeiten versucht worden, bisher aber nicht vorhanden. Von den Werken über die Theorie des Großen Krieges sind besonders die Werke des Erzherzogs Karl, von Jomini, Clausewitz, Valentini, Willisen, Rüstow und Marselli hervorzuheben. *(H. von Löbell.)*

KRIEGK (Georg Ludwig), historischer Schriftsteller, am 28. Febr. 1805 in Darmstadt geboren, war lange Professor der Geschichte und Geographie am Gymnasium zu Frankfurt am Main, seit 1860 daselbst Stadtarchivar, einer der gründlichsten und universellsten Kenner der Frankfurter Geschichte, 1875 pensionirt, starb am 28. Mai 1878.

Am bekanntesten ist Kriegk geworden durch eine Bearbeitung von Schlosser's (s. d.) „Weltgeschichte für das deutsche Volk". Unter seinen andern Schriften sind hervorzuheben: „Das thessalische Tempe" (Leipzig 1835); „Schriften zur allgemeinen Erdkunde" (Leipzig 1840); „Die Völkerstämme und ihre Zweige" (Frankfurt 1848; 4. Aufl. 1856); „Frankfurter Bürgerzwiste und Zustände im Mittelalter" (Frankfurt 1862; „Die Goldene Bulle der Stadt Frankfurt am Main" (Frankfurt 1867); „Deutsches Bürgerthum im Mittelalter" (Frankfurt 1868; neue Folge 1871); „Die Brüder Senckenberg. Eine biographische Darstellung" (Frankfurt 1369); „Geschichte von Frankfurt am Main in ausgewählten Darstellungen" (Frankfurt 1871); „Die deutsche Kaiserkrönung (Hannover 1872); „Deutsche Culturbilder aus dem 18. Jahrh. Nebst dem Anhange: Goethe als Rechtsanwalt" (Leipzig 1874). *(Arthur Kleinschmidt.)*

KRIEGK (Georg Nikolaus), Philolog und Schulmann, wurde als Sohn des Pastors Johann Wilhelm Kriegk zu Gehausen im Eisenacher Bezirke am 10. Nov. 1675 geboren. Zu Schleusingen begann er die Gymnasialstudien unter Joh. Ernst Schade, die er sodann unter G. Ludovici mit großem Erfolge fortsetzte. In Jena studirte er unter Sagittarius, Treuner, Weigel, Joh. And. Schmid, J. G. Müller u. v. a., Bose mit hingebendem Eifer und begann auch zu unterrichten, bis er nach Erlangung der akademischen Grade (1699) 1707 zum Rector von Ilfeld ernannt wurde. Er brachte alle Fähigkeiten, die eine solche Stelle erfordert, in reichem Maße mit, seine Leistungen als Rector waren derart, daß man ihn den andern Wiederhersteller der Schule nannte. In ihr lebte er aber auch, nichts konnte ihn bewegen sie zu verlassen, obwol ihm ehrenvolle Anträge von verschiedenen Anstalten zugingen. Und trotz des scheinbar kleinen Wirkungskreises stand Kriegk mit den bedeutendsten Gelehrten Deutschlands in regem wissenschaftlichen Verkehr, u. a. mit den Gebrüdern Böhmer, mit J. Fabricius, J. F. Buddeus, Heumann, Hamberger u. s. w. Sein Muster als Director war Justus von Dransfeld, dessen Tochter Margaretha Dorothea er 1707 heirathete. Aus dieser sehr glücklichen Ehe entsprossen neun Kinder. Doch das der Wissenschaft, der Schule und seiner Familie gewidmete reine und ehrenwerthe Dasein sollte auf furchtbare Weise gestört werden. Im September 1722 ward Kriegk vom Schlage gerührt, der ihm Bewegungsfähigkeit und Sprache raubte, zwei Jahre darauf starb ihm seine Gattin, — mit bewunderungswürdiger Fassung in treuem Gottvertrauen trug er 8 Jahre hindurch sein schweres Leiden, dem am 2. Aug. 1730 der Tod ein Ende machte.

Als Schriftsteller ward Kriegk mannichfach thätig (ein Verzeichniß seiner Schriften bietet Riedel S. 48—64); er schrieb die Schulverfassung von Ilfeld 1716, die Biographie Justus von Dransfeld's, gab Schriften von Joh. Caselius und J. L. Prasch und eine Menge von Dissertationen, welche philologische und archäologische Gegenstände behandeln, dann Schulreden, Programme, Briefe, Propemptica und Gelegenheitsgedichte, auch einige deutsche Madrigale heraus.

Die einzige mir bekannte Schrift über den von allen Encyklopädien ignorirten Schulmann ist die sehr seltene, gutgeschriebene Schrift von J. M. Riedel, Prorector von Ilfeld: Commentatio de vita et scriptis Georgii Nicolai Kriegkii Rectoris Paedagogii Ilfeldensis (Nordhausen 1732). *(Adalbert Horawitz.)*

Ende des neununddreißigsten Theiles der zweiten Section.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ersch, Johann Samuel, 1766-1828 / Ersch, Johann Samuel / Gruber, Johann Gottfried

Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste in alphabetischer Folge

Bd.: Section 2, H - N ; Theil 39

Leipzig 1886